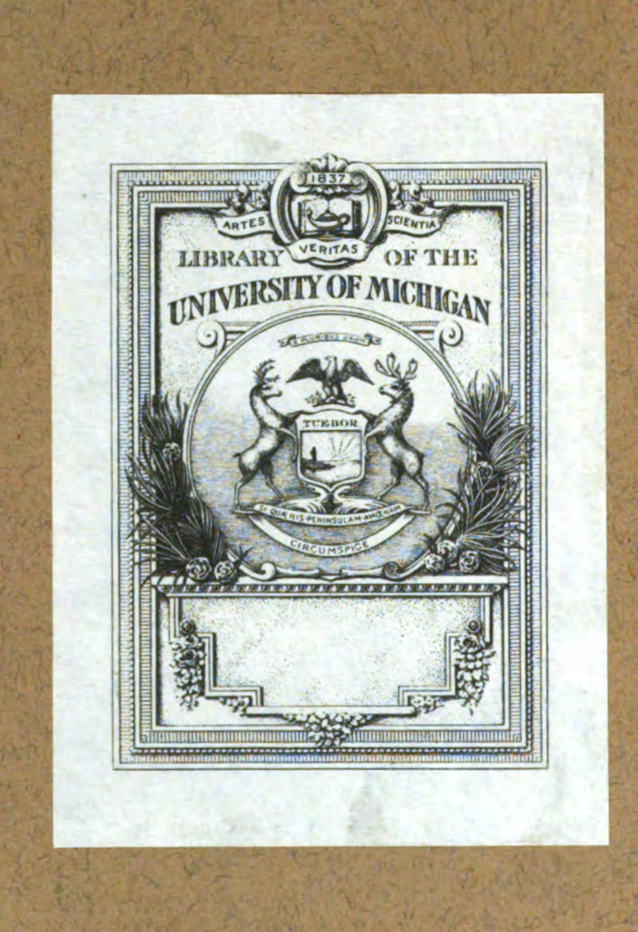
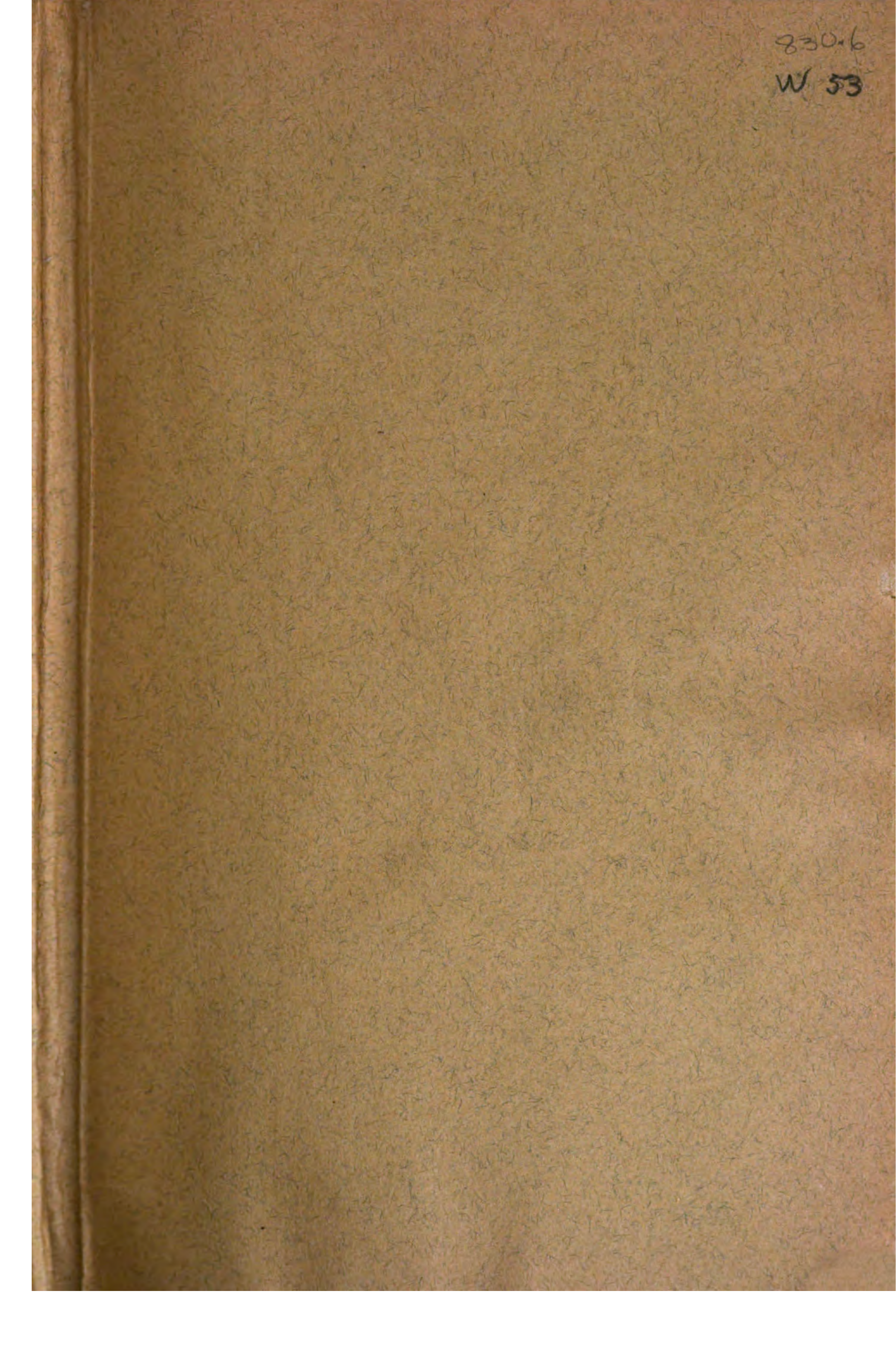

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE









# Westermanns Monatshefte

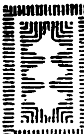



69. Jahrgang. 137. Band. 1. und 2. Teil

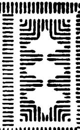
September 1924 bis Februar 1925

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

# Verzeichnis der Mitarbeiter



# Inhalt des hundertsiebenunddreißigsten Bandes



1. und 2. Teil. September 1924 bis Februar 1925

## Beiträge nach der Reihenfolge

## Beiträge nach dem Abc

## Literarische Rundschau

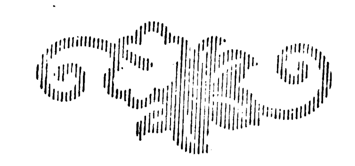


## Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel



## Kunstblätter und Einschaltbilder

September



# Westermanns Monatshefte




September 1924

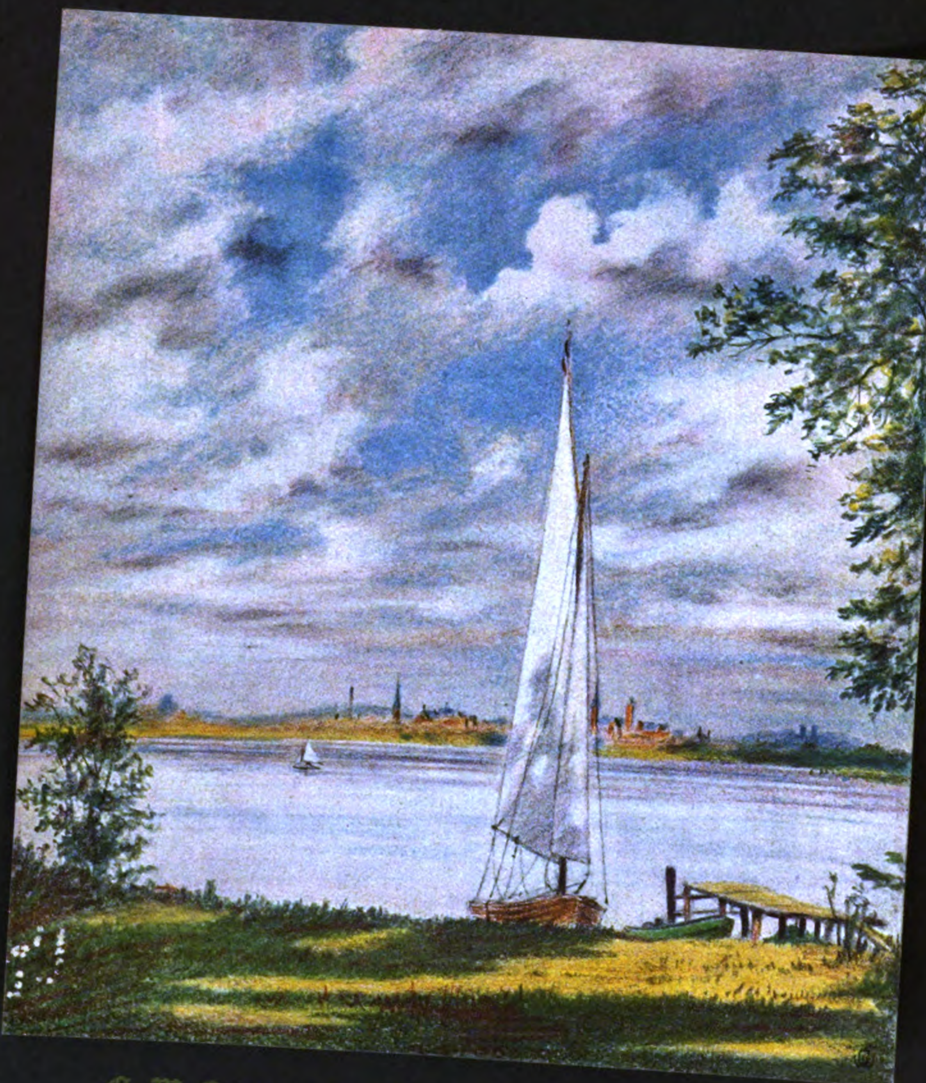
69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig


Dujardin
der
wundervolle
Weinbrand
Uerdingen a. Rhein





G. M. Hartmann: Havelbucht bei Templin

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 817 Sept. 1924

# Der Friede einer andern Welt

## Roman von Heinrich Federer

### I

Es war ein gewöhnlicher Mittwoch im Juni. Aber Lustigern, das so einsam in den gemähten Toggenburgerwiesen zusammengenistet sitzt, trug den Sonntag im Gesicht. Niemand arbeitete, alles steckte im dunklen Rock. Mit Ausnahme des Tälerhauses, wo der Witwer Marx schon tagelang am Sterben liegt und zwischen rktag und Feiertag nicht mehr unterscheiden n, haben alle hölzernen Wohnungen ihre heiben geputzt, den Türsöller gescheuert und a ein Eibenkränzlein am mittleren Fenster gehängt. Kirche, Pfarrhof, der Gasthof zur e (Lilie) und das Schulhaus lassen überdies e grünweiße Fahne vom Dachgiebel flattern, beim uralten Egidihaus, wo das Dorf an Landstraße sich allmählich auflöst, ist ein umphbogen aus Tannenreis über die Straße wölbt. Zwei bemalte Tafeln hangen daran, eine nach dem Dorf zurück, die andre vorrts in die Felder gekehrt.

Denn der neue Pfarrer Carolus Bischof zieht te in seinen Sprengel ein. Darum gucken die ndert und hundert kleinen Fenster und Augen n Lustigern so neugierig auf die Straße.

Da aber der Täler seit dem Gehirnschlag vor r Tagen stumm und lichtlos im Bett liegt nach nichts mehr fragt, mag auch das e Rumpelhaus nicht glänzen. Seine Fenster uen wie blind in den Tag, die Haustür ist chlossen wie ein Mund, der nicht mehr reden n, und nur der dünne graue Rauch, der n und wann langsam aus dem Kamin kriecht, sagt, daß doch noch ein Odem in diesen Wänden lebe.

Mehr, man hört aus der Tiefe des Hauses noch ein Keuchen und Rasseln, dumpf, mühsam, mit Zwischenpausen, wie das Atemziehen eines Kämpfenden. Das ist der Heli, der eine der Tälerbuben, der im Keller an der gewaltigen Stickmaschine sitzt und bedächtig die Arbeit dort fortführt, wo der Vater mitten im schönsten Muster sie aufgeben mußte. Eine Wespe schwirrt gerade von der Blütendolde. Der Alte hatte noch den silbernen Flügel mit zwei Stichen erhascht und war dann wortlos vom Sitzbrett gesunken. Heli flog nun schon mit dem schlanken Insekt durch die blaue Luft. Ganz glücklich war er über dem Gelingen.

Das älteste Geschwister Johannes saß indessen am Schiefertisch in der Stube, weitab vom Bett des Sterbenden. Er war siebzehnjährig, mager, bleich von Natur, aber gesund, mit einer schönen weißen langen Nase und langen zarten unbäuerlichen Händen. Schmale Augen von einem kalten Kieselgrau, mit Wimpern schwer und schwarz wie sein Kopfhaar, gaben diesem Jüngling ein vornehmes, erlesenes Aussehen.

Am ersten Tage hatte er geweint, am zweiten vor sich hingestiert, am dritten fing der Sterbende schon an ihn zu langweilen, und heute nahm er immer wieder die Kreide vom Fensterbrett und probierte, das spitzige Profil mit den gespannten Backenknochen und dem verzogenen Mund zu zeichnen, so wie es dort in der gegen-

überliegenden Stubenecke aus den Kissen emporragte. Plötzlich stand das Mili vor ihm, das so unhörbar alle Türen öffnen konnte. Schnell wischte er das Bild von der Platte. »Aber Johannes!« tadelte das große, schmucke Mädchen. »So was, statt zu beten! Komm lieber in die Küche, der Kaffee ist parat.«

Johannes schnitt ihr eine gleichgültige Grimasse, aber folgte sogleich in die weite, dunkle Küche und setzte sich voll Appetit zum Vespern hin.

»Essen muß man halt doch,« lehrte Mili leise. »Nimm da!«

»Was, Küechli hast du gebacken? Und ich soll nicht zeichnen?« Johann fuhr mit dem weißen kleinen Finger über die schöne Nase hinunter.

»Die Ilgenwirtin, die Bas', hat uns gestern einen Hafen Butter geschickt. Wir haben ja die letzte Zeit nie recht gegessen. Weil der Vater nicht mehr ißt, sollen wir dann auch nicht mehr essen?« Sie warf den blonden Kopf zurück, und ihr helles, seidenbünnes Stirnhaar floh wie Silberwölklein empor.

»Küechli backen statt beten!« schalt Johannes halb lachend und verarbeitete schon das dritte Gebäck mit seinen geraden weißen streng geschlossenen Zähnen.

»Könnten wir lieber auch dem Vater einige mitgeben auf die ewige Reise! Hast nicht mehr probiert, mit ihm zu reden? Dich hat er noch am längsten verstanden.«

Johannes schüttelte leicht den Kopf. »Der Kaplan hat ja gesagt, der Vater merk' und versteh' nichts mehr, wir sollen ihn ganz in Ruhe lassen. Er steh' mit Gott in guter Ordnung und woll' nichts mehr von der Welt hören. Komm du jetzt zu mir in die Stube. Hie und da hat er eine schrecklich lange Weil nicht mehr geschnauft ...«

Das Mili brachte dem Heli, der schon die zweite Wespe packte, das Kaffeekrüglein mit vier Küechlein in den Stickkeller. Sorglich besah sie die Arbeit und warnte: »Wenn du's verdirbst! Lieber Gott, denk', was dann?«

Heli lachte sie nur gutmütig an, verzehrte rasch seine Portion und stickte weiter. Das Jüngferchen fühlte sich hier überflüssig, wusch das Geschirr ab und setzte sich dann neben Johannes auf die Fensterbank in die Stube. Sie sann nach, was noch zu ordnen wäre für den möglichen Fall, daß Marx noch heut stürbe. Jedesmal wischte sie böse die Zeichnung aus, die der Bruder auf dem Schiefer probierte. Schließlich öffnete Johannes mißmutig ein Fenster, um gegen das Dorf hinunterzuhorchen. Man sah nur die vielen mageren Birnbäume und dahinter den Kirchturm seinen unschönen niedrigen müden Kopf in den schwülen, dunstigen Himmel eher senken als heben.

»Was hat die Ilgenfrau gesagt?« schimpfte Mili. »Schnell das Fenster zu! Schau', da hast schon wieder solches Geschmeiß hereingelassen!« Sie schlüpfte zum Bett, obgleich Johannes sie ängstlich zurückhalten wollte, und fing mit lautlosem Schwung zwei Fliegen nacheinander, die sich aufs dünne Haar des Sterbenden gesetzt hatten, ohne es auch nur zu streifen.

Wieder saßen sie beisammen. Johannes ließ Milis Hand nicht mehr los. Beide langweilten sich, und Mili wünschte heimlich, daß Johannes wieder zeichne oder das Fenster öffne oder sonst was tue, worüber sich schelten lasse. Dabei ruhte ihr tiefbraunes Gesicht mit ebenso braunen Augen in einer mütterlichen und doch auch wahrhaft kindlich verliebten Wärme auf dem hübschen Burschen.

Der bewegungslose Mann in der Ecke hieß im Dorf der wittlige Wittlig, weil er zweimal eine Witwe geheiratet hatte. Zuerst die Martha Beat, ein undörflich feines Geschöpf aus der Stadt, aber bettelarm und sorglos. Sie hatte ihm den dreijährigen Johannes mit dem rabenschwarzen Wirbel ins Haus gebracht; dann die apfelrote, laute, tapfere Ruth Rack, die rechts den Heli, links das Mili und einen Haufen Klugheit und Phantasie dazu in die Ehestube führte. Heli hatte die Phantasie, Mili die Klugheit geerbt. Aber es herrschte eine rasche Sense im Tälerhaus. Zwar, daß die Beat starb, begriff man. Ihre zarten, bleichen Hände und ihre schwachen Füße hatten nie recht Besitz vom Tälerheim ergreifen können. Minder verständlich war, daß zwei Geburten der starken Frau Rack mißglückten und sie selbst bei der zweiten in Blut und Schweiß verschied. So blieb ein Witwer mit drei Kindern zurück, die nicht die seinigen und von denen nur Heli und Mili auch Geschwister waren.

Marx Täler war ein gescheiter Mann mit einer überhohen Stirn und tiefen grauen, etwas schwermütigen, aber eigensinnigen Augen gewesen. Ja, er hatte geradezu an einem sonderbaren hartnäckigen Stolz gelitten, doch ja immer etwas andres als die andern und vor allem gerade das zu tun, wovon die Leute ihm abrieten. Er gab den Viehstand auf, als andre damit vorteilhaft begannen, und fing mit der Stickerei an, als das halbe Dorf sich dieser unbeständigen Industrie begab. Eine Bürgschaft kurz nach der zweiten Heirat, womit er seinem Bruder Julius, einem Vagabunden und Nichtstuer, gegen alles Abraten seines Paten, des Gemeindeammanns Cornelius Bölsch, unter die Arme greifen wollte, brachte ihn um das kleine, bitter zusammengesparte Vermögen von fünftausend Franken. Immer tiefer sank er in Geldnöte. Die Schuldbriefe stiegen um ein Prozent und lasteten schwerer als die Steinklötze des Schieferdaches auf seinem Heim.

Selbst das klopfende Herz des Hauses, wie Frau Ruth die Stickmaschine gelobt hatte, atmete und pochte zu einem guten Teil für fremdes Leben. Und seit dieses blitzend schöne eiserne Ungeheuer von Pfändern und Zinsen beschwert war, dünkte den Täler seine gewaltige Musik nicht mehr rein. Wie oft und gern ging der müde Mann nun wieder von der Maschine weg zur einzigen Geiß im großen Stall, um sich am Gemecker ein bißchen zu unterhalten!

Die Schulden und Sorgen, die exakte, augen- und nervenverderbende Arbeit, der feuchte Stickkeller, der immer knappere Tisch, der rasche Tod beider Frauen, an die er sich in seiner spröden Sonderlingsart erst angewärmt hatte, dann die hochmütige Abgeschlossenheit gegen fremden Rat und nachbarliche Zutraulichkeit, vielleicht auch etwas Ererbtes, da der Schlagfluß auch seinen Vater und Großvater hingerafft hatte, das alles vermochte den Mann schon mit achtunddreißig Jahren aufs Sterbebett zu werfen, ohne daß er einmal recht gesund oder krank, recht froh oder verzagt, recht heiß oder kalt gewesen wäre. Seine Stirn war jetzt grauweiß wie alter Kalk, das Auge ohne Blick, seine Seele bettelte wohl schon an den Schwellen der Ewigkeit um Einlaß zur nie gekannten Demut und Ruhe. Und die jungen Leutchen vorn am Fenster fühlten es sehr wohl, daß dieser wehrlose arme Mann, den sie Vater genannt hatten, obwohl er es nie gewesen, jetzt nicht einmal mehr mit diesem Namen zu ihnen gehörte. Wie er da lag, war er ihnen schon fremd und fern.

Gestern war Mili einen Moment vors Dorf gegangen, um am Bächlitobel Huflattich zu sammeln und dem Vater kühlende Aufschläge zu machen. Dort in einer Tannenlichtung gegen die Straßenhöhe zu steht das jämmerliche Hüttlein des Matthias Minz, eines Holzers. Er sägte gerade schöne lange Bretter. Da kam ihr in den Sinn, hier erhielte sie vielleicht den Sarg viel billiger als beim richtigen Dorfschreiner, und sie erkundigte sich darum. Sie wurden sogleich einig. Er führte sie ins Junggesellenstüblein und suchte nach einer Schnur, indessen sie sofort nach ihrer sauberen und tätigen Art einen Lumpen aufgriff und den Staub von den Möbeln wischte. Darüber ward Matthias so wohlgelaunt, daß er versprach, den Sarg an den Ecken gratis zu versilbern. Er nahm dann das Maß an ihr.

»Vater reichte mir nur bis an die Ohren und war auch viel schmächtiger,« betonte die kraftvolle Jungfer.

»Ich mach' ihn doch, als wäre er für Euch,« gelobte Matthias, »größer und breiter.«

»Warum denn?« bat sie.

»Es ist nobler; ein langer und etwas breiter Sarg ist immer nobel.«

Diese Vorausbestellung machte ihr nachher Gewissensbisse. Darf man einen Sarg machen lassen, ehe eine Leiche da ist? Nun aber, wo der Vater so fern und fremd in der Ecke lag, verlor sie jegliches Bedenken und war froh, daß dieses schwarze Geschäft schon geordnet war.

Johannes konnte vor Langerweile Knie und Ellbogen nicht stillhalten. Einmal blickte er gegen die Wanduhr, ob es bald gegen die Fünf rücke, wo er die Ziege füttern wollte. Einmal zog es ihn in den Stickkeller, um zu sehen, wie Heli mit seinem Muster zurechtkomme. Denn er selbst hatte es auf den Karton gezeichnet, und der Stickmeister Weber hatte den Stempel aufgedrückt, daß es zünftig sei.

Das war der letzte Stolz im Leben des Tälers gewesen.

Aber Mili ließ den Bruder nicht los. Rasch zog sie einen Strang aus der Schublade und bat Johannes, die Arme zu strecken, damit sie das Garn so vom Haspel winden könne. Es gebe ja Strümpfe für ihn. Geduldig gab er sich her und bog sich melodisch mit seinen schönen Händen und schlanken Achseln dem kreisenden Faden voraus und dachte dabei an das Wort des Arztes: »Euer Vater hat einen zähen Lebensfaden.« Aber einmal muß er doch aufhören, sagte sich Johannes unbedenklich; so lang wie dieses Garn kann er doch nicht mehr sein. Selbst der Strang hier nimmt mit jeder Schleife ab. Er sollte sterben, sobald hier die letzte Runde abgewickelt ist. Er leidet ja unnütz, log er sich vor; ich kann ihm nicht helfen. Und ich sitze überflüssig da und sollte doch in die frische Luft hinaus, zum Pfarreinzug. Ja, dorthin gehör' ich mit vollem Recht. Ich habe doch die Inschriften und die Engel am Portal und die Hände am Triumphbogen gemalt. Gewiß hat man alles schief gehängt. Ich sollte wenigstens nachsehen, wie es sich ausnimmt.

»He, paß doch auf!« flüsterte das Mili. »Du verwirfst mir den Haspel ... 's ist nun gleich abgewickelt.«

Die Engel sind gut geraten, schwärmte Johannes weiter; der Kaplan hat sie selbst gerühmt, und rühmt sonst nicht bald. Nächstens probier' ich einen Teufel mit Horn und Huf und Zacken, wie der Heli mir geraten hat ... dann ein Christkind mit der Weltkugel ... die will ich dann vergolden, daß es heillos glänzt. Dann unsern Kirchenpatron ... ah, so einen Bischof, wie Heli sagt, groß, seidig, der Mantel weit über den Boden, die Inful mit Edelsteinen, der Krummstab vergoldet, und über dem Kopf, meint Heli, eine Taube, ganz versilbert ... und dann Engel ringsum ... Glanz, Glanz, Glanz ...

»Johann, Hannes, hast du's gehört?« schrie das Mili und zerrte an ihm. »Schon wieder hat es gekracht in der Bettstatt ... oder im Vater selber ... Schau', schau', was ist das?«

Johannes hielt noch immer die Arme ge-

spannt, obwohl der Klüngel aufgewunden in Milis Hand lag. Erschreckt sprangen beide ans Bett, horchten, suchten, aber fanden nichts Lebendiges mehr, und sahen den Vater doch auch nicht anders als vorher daliegen. Nur daß er jetzt fast noch stiller und der Blick wie zersprungen war.

Da rannte Johannes schreiend und mit überfluteten Augen aus der Stube zum starken Heli hinunter. Mili aber zündete eine Kerze an, kniete ab und betete mit ihrer klaren, kindlich-hausmütterlichen Stimme ein lautes Vaterunser dem Verschiedenen in die Ewigkeit nach.

»Und du bist doch der Ältere,« brummte Heli gutmütig und trug den Johannes eher als er ihn führte die Kellerstiege hinauf. Doch wenige Minuten später lief Johannes schon wieder fröhlich zur Kirche hinunter, um das Totengeläute anzusagen und womöglich noch den Pfarreinzug zu erleben.

Um ihre einfache Landkirche mit dem berühmten fünfeckigen, aber überaus niedrigen Turm stampften und summten indessen die Lustiger immer ungeduldiger. Am Turmpförtchen neben der Sakristei wartete der alte kurzsichtige, aber noch zappelige Kaplan Eusebius Nuß im weißen Chorrock mit sechs rotberockten Ministranten, dem Kreuzträger und dem Kirchenfenner auf das Zeichen zum Aufbruch.

Vor ihnen an der Friedhofmauer standen die fünf Gemeinderäte und ein Trupp bekränzter Kinder. Drei Stufen tiefer, schon auf der Straße, flutete das Volk halb in Zugordnung hin und her. Gegenüber lag breit das alte Gasthaus zur Ilge, woher es von Geschirr klingelte und von guten Zubereitungen duftete. Sigi, der einzige Sohn, war zufällig heute von der Zürcher Universität auf einen Sprung heimgekommen, mußte aber mit dem Abendzug wieder von Utzli abfahren und besah sich nun von einem Gastsaalfenster die schwarzen wogenden Volksmassen. Er rauchte Zigaretten und blies die Asche rücksichtslos zum Fenster hinaus über die Köpfe. Viele Buben blickten offen, noch mehr Mädchen verstohlen zu dem schönen Jüngling empor. Auch er schien zu suchen, aber nichts zu finden.

Von den Fenstern der Glockenstube, wo die Läutknaben über die talauf gehende, vielgekrümmte Landstraße, das Flußtobel und die jenseitigen Höhen, woher der Gast kommen mußte, strengen Ausguck hielten, ertönten jetzt wirre Rufe, die niemand vor dem Volksgebrumme verstand. Da rumpelte ein Junge die Stieglein hinunter und schrie dem Sigrist lachend ins Gesicht: »Sie sind ja schon überm Steg, das Wäldli hinauf; gerade schwenken sie ums Rotkersegg.«

»Ihr Lotterbuben,« schalt der Sigrist mit dem einzigen Wackelzahn im Munde, »habt ihr denn nicht aufpassen können!«

»Dann vorwärts!« befahl eine andre, leise, bestimmte, trockene Stimme. Sie kam von einem gewaltigen Greis mit langen weißen Haarsträhnen über die Ohren und einem sehr langen, totenblassen Gesicht. »Vorwärts!« wiederholte diese feine alte Stimme, und dem sie gehörte, machte mit der zierlichen Hand nur eine ganz kleine, kraftschonende Bewegung gegen das Volk, sich in zwei Reihen, rechts und links der Dorfstraße, in Marsch zu setzen. Wie ein Turm stand er in der Mitte, mit dem bolzgeraden, ungeheuren Rücken, dem unbeholfenen, steifen Staatsrock und den säulenhaften, langsamen Beinen. Über das linke Auge fiel das Lid durch eine Lähmung halb herunter, das Auge selbst war unbewegt, mit einem toten Punkt in der Mitte und gab der Gesichtshälfte von dieser Seite etwas Schläfriges, ja Erstarrtes. Dafür brannte das rechte Auge mit zwiefachem Eifer, und diese überaus wache und immer rüstige Seite kehrte der Mann gegen jeden, der ihn im Guten oder Bösen anfocht. Das war der fünfundachtzigjährige Cornelius Bölsch, seit Menschengedenken Ammann von Lustigern, der sparsam und einfach von seinem schwer errungenen Reichtum lebte und, da ihm seine Cecili kein Kind geschenkt hatte, ganz Lustigern in spartanischer Zucht und konservativer Heiligkeit großzuziehen suchte. Mit seiner dünnen, hohen Stimme gebot er dem Mesner Spätzli: »Gehen wir jetzt dem Pfarrer langsam entgegen bis zum Egidihaus!«

»Wie ist's denn nun also mit dem Läuten?« fragte der Glockenmeister und schlüpfte hitzig in die wollenen ungefingerten Handschuhe.

»Es bleibt dabei!« entschied Cornelius und blickte streng auf den Frager nieder. »Sobald der Pfarrer das erste Haus, das Zellwigsche, erreicht hat, und keinen Schritt vorher, beginnt ihr. Aber merket wohl, wenn mein Göttibub (Patenkind), der Marx Täler, vorher stirbt, so läutet ihr zuerst dem Abgehenden den Abschied und nachher dem Ankommenden den Willkomm!«

»Aber denket doch, Ammann, die Sterbeglocke bei so einem Fest ... schier zum Gruß!«

»Punktum!« schnitt Corneli ab. »Jedem sein Recht!«

Man zog langsam durch die Kirchgasse in die Landstraße hinunter, die das Ober- und Niederdorf trennt, dem neuen Hirten entgegen. Am Egidihaus war auf eine alte Holztafel Christus gemalt, wie er auf dem Palmesel in die Stadt Jerusalem einreitet. Hier pflegte die Fronleichnamsprozession umzukehren, hier begrüßten sich bei den Bittgängen die Geistlichen mit Kreuz und Fahne und gaben sich die Buben die ersten nachbarlichen Rippenstöße, wenn eine der umliegenden Pfarreien zur Ambrosiuskirche

wallfahrten kam. Bis hierher geleitete man den Bischof, wenn er gefirmt hatte und nun das Sakrament im nächsten Dorfe austeilen wollte. Die Häuser liefen wohl noch vereinzelt weiter in die ansteigenden Wiesen hinaus, und der alte Kaplan zupfte an seinem verzausten, mageren Haarkranz, der wie ein leeres Vogelnest auf seinem Schädel saß, und fragte schüchtern, da man noch kein Bein um den Notkershügel biegen sah, ob man nicht noch ganz vors Dorfbild, etwa bis zu Zellwigs Stickergebäude, ziehen wolle. Seines Wissens sei man auch dem Dekan Cyrill Zelblein seinerzeit bis zur Notkerswiese entgegengegangen.

»Ich war nicht dabei,« wies Corneli schroff ab und fuhr übers linke Auge, an dem er damals schwer gekrankt hatte. »Aber ich gab nachgebends einen scharfen Protest zu Protokoll. Jede Ausnahme schafft Unordnung und ... jawohl, auch Überhebung.« Dann mit einem merkwürdig milden Lächeln des gesunden braunen Auges begütigte er: »Herr Kaplan, wir halten an unserm Donnerstagsjaß auch unter dem neuen und den sieben folgenden Päpsten fest!« Seine vom Alter zusammengezogenen Lippen kräuselten sich spaßig, und nun sah man, daß der Greis gar keine Vorderzähne mehr hatte.

Sie standen genau unter dem Triumphbogen mit Johannes' Malerei. Cornelius ging einige Schritte vor und zurück, um die Bilder besser zu beschauen.

»Das hat Euer Göttibub gut gemacht,« lobte Ratsherr Fritz. »Woher er nur das Zeug hat? Ich hab' mein Lebtag keinen Fingernagel zeichnen können, und der da malt Euch gleich zwei Arme und Hände mit allen zehn Fingern daran in den schwierigsten Stellungen, wie nichts.«

»Mir geht das nicht ein,« versetzte der Ammann hart. »Was wollen diese Arme aus der Wolke heraus? Ist es der Herrgott? So abwehrend in die Wiesen hinaus? So macht niemand Willkomm. Ha, und die gegen das Dorf ... wieder die gleichen Hände ... aber jetzt ... na, das ist ein Spaß ...« Er verstummte plötzlich und wurde ernst. »Fritz, für Ornamente hat der Kerl einen braven Zug in der Hand. Schon geht ein Stickmuster mit Blumen und Wespen ins Fabrikat, das gut in Vorhangbesätze paßt ... Aber das Figürliche, das Menschenbewegte, das soll er lassen, da pfuscht und verkehrt er nur! Wie hier!«

»Na, Corneli, mir gefallen einmal diese Hände und Finger, 's ist was drin ... beim Eid!«

»Der Esel!« flüsterte Corneli dem Kaplan Eusebi ins Ohr. »Er merkt nicht einmal, daß die Tafeln verkehrt aufgehängt sind ... Aber das ist, bei Gott, kein gutes Vorzeichen.«

»Wie denn? Versteh' Euch nicht,« sagte Eusebius, der eben zum vierten- oder fünftenmal versucht hatte, die geschriebene, glatte Begrüßungsphrase zu wiederholen. Ah bah, überlassen wir uns dem Genius loci et momenti! dachte er verwegen. Ich konnte ja nie etwas voraus komponieren, bin und bleib' ein Stegreif ... »Also was verkehrt gehängt? Übles Vorzeichen?« drängte er neugierig und betastete nach seiner Gewohnheit den Befragten am Ärmel.

»Seht, der Johannes hat hinten und vorn auf die Tafel am Bogen zwei Hände gemalt. Die einen nach außen sollen den Pfarrer ins Dorf reißen, die andern gegen das Dorf sollen ihm den Weggang verwehren. Nun ist das Gepinsel verkehrt aufgehängt, so daß es jetzt heißt: Zurück vom Dorf!, wenn er hinein will, und: Hinaus mit dir!, wenn er schon im Dorf sitzt ... Nun saget mir, ist das Zufall oder Fügung oder was sonst in Eurer Theologie?«

»Kann man's nicht noch schnell wenden?«

»Dann ständ' es bös, alle merkten den Witz. Jetzt sinnt niemand darüber. Seien wir ganz still! Aber nun werden wir gleich in der ersten Minute sehen, was der Carl Bischof für eine Nase hat. Riecht er das, hopla, dann aufgepaßt!«

Mit dem roten seidenen Nastuch die Mücken abwehrend, wandte er sich an den Lehrer Flück und seine Sängerkinder, guckte einem Mädchen ins Notenblatt und bat mit gutgespielter Schelmerei: »Gebt uns ja keine falschen Noten zu schlucken! Meinetwegen wär's gleich, ich verdau' die größte Dissonanz. Aber der neue Pfarrer singt wie ein Cherub. Dem wird übel, wenn ihr zwischen den fünf hübschen Linien wild herumketzert. Er fängt euch jeden Mißton auf und klebt ihn euch vor allen Leuten an die Nase. Jawohl, an die Nase,« wiederholte er, als die Kinder auflachen wollten.

»Keine Angst, Herr Ammann, es sitzt,« versprach Lehrer Flück und pochte zum zehntenmal mit dem Schulstubenschlüssel leise an die Stimmgabel, indem er zugleich drohend zu zwei kleinen voreiligen Erstkläßlern blickte, als sagte er: Ihr Gänschen, daß ihr mir den Schnabel nicht zu früh auftut! »So ... jetzt!«

Er nickte, und hübsch im Dreiklang summten die Kinder Prim, Terz und Quint so sicher und so vogelsüß, daß die weiche Sommerluft mitzumusizieren schien. Alles lächelte ringsum.

Kaplan Eusebius Nuß mit dem leeren Vogelnest auf dem Kahlkopf mochte nicht mitlächeln. Er war ein kleines, dürres, von seinen siebzig Jahren braungeröstetes, aber zierliches und flinkes Männlein. Auf seiner mächtigen Adlernase saß eine goldene Brille mit sehr scharfen Gläsern. Aber die merkwürdig hellbraunen, merkwürdig kurzsichtigen Augen machten durch ihre weiche, edle Güte das Glas zuschanden, so daß es minder starr und streng ward. Das niedliche, bewegliche Köpflein sah aus wie ein

alter gerümpfter, aber noch nirgends angefaulter Apfel, der sich auch noch lange konservieren wird. Wenn er lachte, zog sich das feine Spinngewebe von Runzeln glatt auseinander, und das Greisenantlitz bekam etwas Jünglinghaftes. Dann mochte man ihm gleich in die Bäcklein beißen, wie in einen Lederapfel, hatte der verstorbene Pfarrer Zelblein oft gespaßt.

Aber jetzt lachte er fürwahr nicht. Er kannte den Ammann wie seine rechte, den neuen Pfarrer wie die linke Rocktasche, und beim Gedanken an diese zwei Mächte, die fortan am Lustiger Dorfseil ziehen sollten, knüpfte er den Rock fester zusammen, als müsse er sich sichern.

Er hatte dem armen appenzellischen Weberbüblein, das die breiten Schaufelzähne so tief ins Kinn biß und dann alles erzwang, Lateinunterricht an der Fleimser Bezirksschule gegeben. Er hatte ihn mit Hilfe jener Schaufelzähne auf die Sankt Galler Matura vorbereitet und ihm fürs weitere Studium ins Deutsche verholfen, das heißt für die Schweizer ins Weite, Großzügige, mit mächtigen Horizonten, ob das theologische Seminar auch in einem engen Tal, abgelegen und von einer Kleinstadt umschwätzt, dazu noch an einem für die Helvetier unnennbar faulen Flusse lag. Aber von hier ging der große Hauch germanischer Wissenschaftlichkeit und germanischer Spekulation aus. Früh ward dem Schüler des Eusebius ein Pfarramt und der Ruf eines Mannes, der eher alle Stubenseligkeit opferte und unbeschirmt durch die Wildnis streifte, als daß er einen einzigen Ziegel vom Kirchendache preisgäbe.

Auch die Mißliebigen, deren es rasch um ihn herum gab, mußten bekennen, daß Carl Bischof mild im Beichtstuhl, fröhlich am Krankenbett, gemütvoll in der Kinderlehre, feierlich in den Funktionen des Altars und unermüdlich in der Sorge für geistiges und leibliches Elend erscheine, daß er einen guten Witz und eine flinke, muntere Blechmusik liebe, aber nirgends so daheim sei, in der Studierstube schon gar nicht, wie auf der Kanzel, wo er leidenschaftlich gern seine kurzen, würdigen, volkstümlichen und jeden Kirchenwinkel mit gewaltigem Baß füllenden Predigten vortrage. Er stehe jetzt mit seinen dicht- und schwarzhaarigen vierzig Lebensjahren im Hochsommer der Kraft. Er könne alles, aber wolle noch mehr.

Gern schied er aus seiner lauen, von keiner Predigt erwärmten, dazu von ewigem Föhn durchstrichenen See- und Berggemeinde Gons, um in das abgelegene, gesunde, an die offenen Hügellehnen hingewürfelte Lustigern zu ziehen, von wo es hurtig ins laute Eisenbahngelände hinunterging; nach Lustigern, wo unter breiten Obstbäumen und niedrigen Hausdächern noch die schöne alte Kirchlichkeit der Väterzeiten herrschte und schier alle Pfarrherren, so weit man sich zurückbesann, in ihrem großen, kühlen Pfrundhause seßhaft wurden, gemächlich alterten und, vom ganzen Volke verehrt, an der Mittagseite der Kirche neben hohen Rhabarberstauden, einer neben den andern, unter einer dicken Granitplatte ihr Grab fanden, beinahe als legte man sich im gleichen warmen Schlafzimmer, Bett neben Bett, brüderlich zum Schlafe.

Aber, träumte Eusebi, bis er dort schläft, der neue Mann, und sich ausschweigt, wird er noch viel und mächtig lärmen. Denn er ist steil und ungebrochen wie ein Fahnenschaft und läßt keine weltliche Rechthaberei an sich kommen. Und seine Gedanken und Worte hängen nicht wie eine dünne Seide zusammengefaltet an der Stange herunter, sondern fliegen und brausen lieber im Winde über die Menschen hin, so daß diese die Köpfe beugen müssen.

Eusebi mußte nun doch lächeln. Ihm fiel plötzlich ein, wie Carl ihm den Arm preßte, als er dem Jungen das Wichtigste aus der Kirchengeschichte vortrug und nun zum langen, häßlichen Investiturstreit zwischen Papst und Kaiser gelangt war. Wie eine Zange hielt der fünfzehnjährige Bauernbub, der damals schon um Kopf und Schulter höher war als sein Pfarrerchen, den Ellbogen fest und immer fester, je mehr er von Gregor dem Siebenten zu Rom und vom hitzigen Heinrich dem Vierten vernahm.

»Laß los, Bursche!« gebot Eusebius und streifte den Ärmel auf. »Da schau', was für zwei rote Male ... mit deinen Tatzen, du Bär, du ...!«

Der Bub sah ahnungslos seine zwei wirklich riesigen Hände und dann die schmerzlich gestempelten dünnen Arme des Lehrers an, biß sich auf die schöne, rote Unterlippe und sagte: »Gut, gut! Aber nun, was weiter? Was tat der Papst?«

Als dann von Barbarossa und Alexander dem Dritten, von Innozenz und dem Faustschlag ins Gesicht des achten Bonifaz geredet wurde, da fühlte Eusebi den eisernen Griff wieder. Er schimpfte und jagte für diesmal den Schüler heim. Aber wie staunte er, als er die Stirn Carls von großen, lauteren Schweißtropfen behangen und die Lippen bluten sah. Leise schüttelte Eusebi damals das Haupt, griff an den mißhandelten Arm und neckte: »Carl, Carl, merk' dir, Begeisterung soll immer wohl, nie weh tun!«

Wie klug und hochgebildet auch Eusebius war, er hatte trotzdem keine Karriere gemacht, im Gegenteil, war von Anfang an die Würdenleiter hinuntergestiegen. Flugs nach dem Seminar war er Pfarrer in Carls Heimat geworden. Aber dieses Dorf Gubs ist ein von eisigen Bisen durchwütetes Kirchspiel, gegen den großen See im Nordost geöffnet und allen seinen Launen ausgeliefert. Eusebi hatte äußerst schwache Augen, und dieser beißende Wind machte sie

von Jahr zu Jahr elender. So übernahm er denn nach fünf Amtsjahren die Professur der alten Sprachen und der Geschichte in Wyla, das sich an einen Waldhügel lehnt und auch im Winter keinen scharfen Luftzug kennt. Sein Pult, zu dessen Füßen auch Carl saß, wurde im ganzen Kanton berühmt. Aber die vielen Hefte, die er erst bei der Lampe korrigieren konnte, schmerzten seinen Augennerv bald noch mehr als die Gubser Bise, wiewohl er mit grüner statt roter Tinte verbesserte. Es kam so weit, daß er alle Unterscheidung von nah und fern und damit auch die Autorität unter den sechzehnjährigen Schlingeln verlor.

So nahm Eusebi bei erster Gelegenheit die stille Kaplanei von Lustigern an, wo die Pfarrherren alles selbst machten, so daß der Volkswitz behauptete, den Kaplänen bleibe nichts übrig, als für ihre wachsamen Prinzipale zu schlafen.

Weil nun Eusebius sehr gut schlief und nie wacher sein wollte als der Pfarrer, da ihn ja keine Sucht nach Ehre und Öffentlichkeit stach, gerade darum holten sich die Pfarrer bei diesem Kaplan oft Rat, wo sonst die Kapläne vom Pfarrer Wink und Weisung erhalten.

Aber dieser Carl Bischof wird wahrlich keine Kapläne um Rat bitten, und ihn, den Eusebi, mit dem er so vertraut steht wie ein strenger Sohn mit einem etwas lässigen Vater, ihn gerade darum nicht. Zürnte ihm doch schon der neugebackene Apostel monatelang, weil Eusebi für die Primizpredigt das Motto aus Joh. 14, 27 gewählt hatte: »Meinen Frieden gebe ich euch«, ohne das behelmte und schwertklirrende Beisätzlein mitzunennen: »Nicht wie die Welt ihn gibt!« — »Mit einem Diebstahl an der Wahrheit hast du mich ins Amt führen wollen,« donnerte der Neupriester den Ehrenprediger in der Sakristei an. »Aber du wirst mich nicht verweichlichen noch verweltlichen, du böser, lieber Unhold Gottes!«

So einer war also das geistliche Oberhaupt, das sich seinem neuen Kirchspiel näherte. Und was für ein gewaltiges weltliches Oberhaupt trat ihm in diesem alten Cornelius Bölsch entgegen!

Diesen Greis dünkten Theologie und Seelsorge dann am reinsten, wenn die Geistlichen Psalmen singen, Kirchenväter lesen, ihren Schäfchen den Weg zum Himmel möglichst klar vorpredigen, wenn sie im alten, heiligen Latein ihre Messe beten und nachher ruhig in der Sakristei verschwinden. Aber sobald sie sich um Kirchenrechnungen, Pfrundkassen, Kollekten für unnötige Anschaffungen und Renovationen, um Schenkungen an das Gotteshaus ohne gemeinderätliche Kontrolle, um Wahlen, Kirchenräte und Präsidien, kurz um alle jene Weltlichkeiten kümmern, die schon uns Laien den Sinn vom Licht ins Dunkel hinunterdrücken und die sich so rasch und gern ans Heilige kleben, oh, dann fängt die reine Sache an staubig und unevangelisch zu werden, und die Hand, die das Sakrament tragen sollte, beschmutzt sich mit Fremdem und Ungehörigem, vergißt den Himmel und verliert sich in der Erde.

Ja, so ist mein lieber Corneli, und so ist mein neuer Pfarrer, dachte Eusebius, jeder ein Schwert, ein sauberes zwar, aber doch ein Schwert. Schwert gegen Schwert, das macht schartig auf beiden Seiten.

Und wie er sich das so einflüsterte und bescheiden von seinem lautlosen, unscheinbaren, aber innigen Priesterwirken in hundert kleinen Lücken, die ihm die Pfarrer übrigließen, schwieg, und wie er nun über die Talgründe und Anhöhen weg gegen das Gebirge hinüberblickte, kam er sich vor wie ein stiller, alter, sturmloser Hügel mit gutmütig verstampftem und geebnetem Rücken, der rechts und links feuerspeiende Berge gewahrt und mit überlegener Gelassenheit murmelt: Ich bin zwar tief unter euch, aber ich habe meinen Frieden. Wachset und reifet, ihr Stürmer, je eher je lieber zu mir herunter. Das ist gescheiter, als gen Himmel zu rauchen. Einst werdet ihr doch auch plattgedrückt, weiß Gott, ihr werdet es, bis in den untersten Sargboden hinunter ...

Plötzlich verstummte das Gesumme der Leute um den Kaplan herum. Das weckte ihn. Er sah, wie alle Gesichter verblüfft aufhorchten, während der Ammann schier zufrieden die todbleichen, zierlichen Hände rieb. »Was ist los? Kommen sie? Läutet es?« fragte Eusebi etwas schwerhörig und wölbte die Hand übers Ohr.

In der Tat, man läutete, aber nicht das Kinderglöcklein, das jeweilen dem Glockenchor wie ein wilder Bub voraushüpft, sondern der schwarze Baß der Ueliglocke plumpste totenschwer durch die vesperlich stille Luft und riß Loch um Loch in ihren Frieden.

Alle überlief es kalt. Alle wußten zwar, daß nur der Täler gestorben sei. Aber dieser Sticker war ein so geräuschloser, stiller Mann gewesen, diese dumpfen Leichenklänge dagegen fielen so anmaßend ins Gehör und schienen so herrisch die Stunde und die Aufmerksamkeit des Dorfes für sich zu fordern, auch grollte etwas so Dunkles und Drohendes von einem Schlag zum andern, daß niemand diese Glocke nur mit dem Tode des Marx übereinstimmen konnte.

Es läutete ja sicher nur wegen dieser armen Leiche, einer der dreißig Leichen, die das Dorf durchs Jahr ins Grab trug. Aber ohne es sich näher zu erklären, fühlten die Lustiger sehr deutlich, daß dieses tiefe, sorgenvolle Geläute gerade in diesem Augenblick mehr bedeuten müsse.

So legte es der Totengräber aus: Der neue Pfarrer wird viele Dörfler beerdigen müssen;

mir kann's recht sein, wenn es nur keine Seuche ist, und noch ins Vieh schlägt ... Das heißt Kampf, bestimmte der Kaplan ... Der Ammann aber spann: Carolus Bischof, kannst du das hören? Nimm's zum Zeichen, daß die Pfarrer wechseln, aber nicht das Dorf und seine Bräuche und Rechte! Ihr seid nur Gäste, wir sind der Wirt. Wir nehmen dich, nicht du nimmst uns. Das ist ein Unterschied. Und wenn der Papst käme, zuerst muß dem verstorbenen Lustiger geläutet werden. Dem Hiesigen, dann dem Fremden! ... Die Sterbeglocke klang dem Corneli wie ein persönlicher Triumph. Aber er empfand, daß das für den Moment zuviel sei, und rief: »Herr Kaplan, laßt uns ein Vaterunser für die arme Seele des Marx Täler beten!«

Sogleich knieten die Kinder ins Wiesenbord hinein, falteten sich alle roten, braunen und weißen Hände von Lustigern und stieg ein vielstimmiges, frommes Gemurmel mit dem Duft der Wiesen und dem Gesumm der Bienen gen Himmel. Und mitten im Gebet fiel dem Corneli ein, daß sein Göttibub, der Johannes, nun zum zweitenmal verwaist sei. Er soll ein braver Sticker werden, beschloß er, ich schieß' ein paar Franken dazu. Mit dem Gekleckս auf Leinen und Brett, wie da oben am Bogen, ist nichts geleistet. Das jag' er sich aus dem Kopf. Aber neue Muster für unsre Stickerei erfinden, das wär' geschickt und hülf' ihm vorwärts.

Ungemütlich schritt Carolus Bischof mit vier Kirchenräten und dem Mesner von Gons vom Bahnhöflein Batzig ins enge Flußtal hinunter.

Auf der hohen Lehne des jenseitigen Ufers, gestützt an die warmen hellgrünen Hügel, wie sie nur das Toggenburg und Appenzell kennt, sah er seine zukünftige Residenz Lustigern in einem schwächlichen Sonnengeriesel stehen. Denn der nachmittägige Himmel hing dunstig heiß nieder und dämpfte mit seinen Schleiern wohl die Junisonne, aber nicht die Junihitze.

Heimelig schob sich das Dorf im Gras und Obstlaub zusammen, eine Stunde von jeder Eisenbahnmöglichkeit und jedem Weltlärm entfernt, mit einer unwichtigen, schmalen, von Unkraut bewachsenen Landstraße, einem klingenden Bächlein und bloß zwei Stickereifabriken, die dazu nur wie etwas breitere Wohnhäuser aussahen und weder qualmten noch stark lärmten. Klein, aber mein! wollte Carolus sagen, aber verschluckte es noch zeitig.

Es verstimmte ihn ein wenig, daß gar keine Lustigerseele ihn am Batziger Bahnhöfchen erwartet hatte. Überdies wurde ihm das Gespräch mit den Gonser Begleitern immer saurer. Was soll man sich noch hübsche Lügen vorbrechseln, wenn jeder Teil merkt, wie froh der andre über den Abschied ist!

Je näher man dem Ziele kam, desto geläufiger wurde freilich die schwere Zunge der Oberländer. Aber sie mochten vom hiesigen früheren Heuet, von der helleren Farbe der Kühe und von den viel loser gebauten Häusern dieser Talschaft reden, einerlei, aus allem hörte Carolus die Freude der Gonser, ihren stetig mahnenden, warnenden, scheltenden Pfarrer endlich nach fünfzehn rumpeligen Jahren loszuwerden.

O diese Gonser Zeiten, besonders die letzten mit dem grausamen Zweifel: Soll ich packen und gehen? Oder soll ich tapfer ausharren?

Wie oft war er noch spät, wenn nirgends als in den drei Wirtschaften die leider nicht auszulöschende Lampe noch Licht in die Mitternacht hinauswarf, durch den kleinen, steinharten Garten, in dem auch nur grober Salat gedieh, wie oft war er in die dunkle, alte, feuchte Kirche gegangen, hatte wie zum Protest sechs Kerzen am Hochaltar angezündet, um jene drei Kneiplichter zu übertrumpfen, war dann demütig auf der untersten Stufe niedergekniet und scharf mit seinem Gewissen zu Rate gegangen, ob es Feigheit und Flucht sei, der Einladung seines Bischofs ins stille, bequeme Lustigern zu folgen.

Dann aber reckte sich seine übermannshohe Gestalt, für die jede Gonser Stubentür zu niedrig gewesen, daß es krachte, als trüge er einen Spangenpanzer. Sein runder, blutroter Kopf mit den großen hellblauen Augen und dem eingehackten Kinn hob sich, die weißen Zahnschaufeln gruben sich in die breite, schöne Unterlippe, die einem Rosenblatt glich, die Locken starrten beinahe stachlig in die Höhe. Nein, nein, ich bin noch stark! Lieber schlafloser Krieg als schläfriger Friede!

»Gehen Sie nach Lustigern,« ersuchte der Bischof mild. »Auch dort gibt es Nüsse zum Knacken. Aber doch minder harte. Wenn Sie mit Ihrem Daumen und Zeigefinger sachte drücken, springt gleich der schönste Kern heraus. Probieren Sie's! Ihre Nerven brauchen Ruhe, und Lustigern weiß nichts von Föhn. Sie werden schlafen wie ein Klausner. Wird es Ihnen dann mit der Zeit doch zu langweilig und schlafmützenhaft, gut, dann findet sich bald wieder ein Posten, wo Ihre zwei Meter sich recken können, ohne an jede Diele zu stoßen ... Übrigens« — mit welchem Lächeln fügte Reverendissimus das bei! — »hat der wackere Ammann Cornelius Bölsch alldort zum mindesten auch Ihre zwei Meter. In meinem ganzen Bistum wird es keine Pfarrei geben, wo sich Kirche und Staat Hoheiten von solchem Maßstab gestatten.«

»Was? Wie?« stotterte Carolus und überhörte völlig den ironischen Ton. »Zwei Meter mißt der Ammann von Lustigern? Ist das möglich?« Und in diesem Augenblick lispelte ihm etwas wie ein guter Instinkt ins Ohr: Geh nicht!

»Zwei Meter und wohl auch ein, zwei Zenti-



Wilhelm Dürr: Schlummerlied

Aus der Galerie Eduard Schulte in Berlin



meter darüber,« fuhr der Bischof, selber ein Riese, mit heiterer Bosheit fort. Und unter der Tür fügte er noch hinzu: »Ich lade Sie zum Mittagessen ein, Punkt zwölf Uhr. Eine Habersuppe, Rindfleisch und Apfel, das ist so mein Modus. Aber für Sie gibt es noch eine süße Platte ... und übrigens, wenn Sie das Eingemachte lieben, so sind die Lustiger Wildzwetschen weltberühmt, süß und sauer zugleich wie das Leben und Pastorieren ...«

»Wie ein Spielzeug hockt's zusammen, dieses Lustigern,« störte der Gonser Präsident nun das Schweigen des Trüppleins auf. »Da kann ein Pfarrer ja sozusagen in den Pantoffeln amtieren.« Da er aber sofort fühlte, wie schlecht die Pantoffeln zu Carolus paßten, lenkte er schlau weg: »Da unten am Flusse liegt freilich noch ein Weiler und weiter wasserab noch einer, sogar mit Kapelle und Schule, und freilich, der Wildberg dort drüben gehört auch noch, sogar mit der Rückseite und ihren Gehöften, ins Kirchspiel. 's ist doch umfänglicher, als man beim ersten Blick meint, und recht hügelig! O ja, man braucht doch Stiefel.«

Da Carl immer noch keinen Bescheid gab, scherzte der Präsident gutmütig: »Also doch immer noch etwas Bergsteigen, Hochwürden, wie bei uns, nur nicht so ... so jäh. Bei uns ist es doch etwas zu schroff gewesen, Hochwürden!«

»Herr Eglas, seht, wo immer drei, vier Häuser beisammenstehen, gibt es schon Arbeit und Kummer genug,« erwiderte endlich mit abweisender Gebärde der Pfarrer. Er hatte es nie übers Herz gebracht, diesen Amtsmann, der ihm heimlich immer entgegengearbeitet hatte, daneben der plauderhafteste Nachbar gewesen war, mit dem Titel Präsident anzusprechen. Dafür rächte sich der gar nicht dumme Eglas, indem er passend und unpassend die Hochwürden häufte. Wie alle Messer und Bosheiten stumpf werden, merkten auch die beiden nach und nach nichts mehr von der Neckerei, die sie gewohnheitsmäßig übten.

»Aber, meine Herren,« bemerkte Carolus jetzt, »kommt euch nicht auch der Lustiger Kirchturm dort drüben merkwürdig niedrig vor?« Schon oft beim Hinauf- und Hinunterfahren durchs Toggenburg hatte er das Dorf über der Schlucht vom Eisenbahnfenster aus betrachtet. Aber nie war ihm dieser niedrige Turm aufgefallen, bis heute, wo er ihn nun persönlich anging.

»Kaum über die Dächer guckt er,« lachte der Sigrist. »Nun, ein niedriger Turm hat auch sein Gutes.«

»Und das Zifferblatt,« meinte kritisch der Gonser Dorfweibel und zog ein Fernrohr aus der Tasche, ohne das er, der berühmte Gemsjäger und fast noch berühmtere Wilderer, nie aus der Gemeinde ging, »das Zifferblatt ist ganz abgeschossen. Man merkt nichts mehr von Farbe. Nicht einmal durch mein gutes Glas kann ich die Stunden lesen. Verschwitzt und verregnet sind Zeiger und Zahlen.«

»Da kommen Hochwürden ja in ein Land ohne Zeit und schier gar schon in die ewige selige Ruhe,« spöttelte der Präsident Eglas weiter, ihm das Fernrohr überreichend.

Widerwillig und tief verärgert nahm Carl das Glas und äugte scharf über die breite Schlucht ins ferne Dorf hinüber. Mit Genugtuung bemerkte er doch einige kleine weiße und grüne und gelbe Fahnen, das breite Dach des Pfarrhofs und den alten hohen Giebel seines väterlichen Freundes Euseb Nuß. Aber der Turm, der fünfseitige Turm, dünkte ihn unerträglich niedrig.

Der jüngste, geistreichste, aber im Grunde auch der schlimmste von den vier Räten, der elegante Sekretär Emil Hobis, mischte sich nun ins Gespräch. Er war von den vier juristischen Semestern an der Universität als Gemeindeschreiber heimgeholt worden und arbeitete nun daheim seine Doktordissertation aus: »Das Ungesetzliche in unserm Kirchenbehördenwesen.«

Mit seiner langen griechischen Nase und seinem gebräunten glatten Gesicht sah er aus wie ein prachtvoller junger Fuchs. Ohne selbst leidenschaftlich zu sein, verdrehte er doch allen Gonser Mädchen den Kopf. Es gab kaum eins, das nicht ein süßes, harmloses Abenteuer von seinem samtdunklen Schnäuzchen ersehnt hätte.

Zu dieser Gefährlichkeit kam aber die noch viel größere, daß er erzliberal war, die Kirche nur noch an Allerheiligen und Ostern besuchte und bereits ins liberale Hauptblatt Artikel schrieb, die Witz und Feuer atmeten und unablässig in kirchliche Gebiete von delikatester Natur griffen. Das verbitterte Carl nach und nach, der den Emil zum Ministranten gemacht, vielen Knaben vorgezogen und in vielen Disputen und Räten versucht hatte, den Studenten auf seiner Seite zu behalten. Emil Hobis schien absolut nichts, was man Herz oder Treue oder Pietät nennt, zu besitzen. Nur Anstand, äußerlichen, vollendeten, tadellosen Anstand! Er widersprach daher so selten als möglich ins Gesicht, aber gab auch nie etwas zu und entwand sich den oft groben Argumenten und Fäusten Carls wie ein Aal. »Dann bist du ja verloren, Armer!« sagte Carl einmal nach einem Disput mit brennenden Augen. Aber der verlorene Emil, unter der Tür sich höflich verbeugend und mit den langen weißen Zähnen lachend, war imstande, sanft zu antworten: »Ich werde Sie immer verehren, Herr Pfarrer. Bitte, kommen Sie morgen zu uns zum Mittagessen! Vater hat einen Hasen geschossen, und Mutter brät ihn nach dem Rezept Ihrer Köchin Peregrina. Sie würden uns allen Freude machen ...« Aber

Carl hatte ihm mitten im Satze die Tür vor der schönen Griechennase zugeschlagen. Asche und Salz sollte ich eher essen und Bußtränen trinken, wenn es mir nicht gelingt, diesen Ungeratenen vor dem Abgrund zu retten ...

Es gelang ihm nicht, vielleicht schon darum nicht, weil er mit den Hörnern des Stiers kämpfte, während gerade hier das demütige Mäuschen der Geduld hätte nagen sollen.

Da befand er sich nun auf der Straße ins neue Heim, und mit ihm dieser unselige junge Mann als Anstandsbegleiter. Aber Emil Hobis war zu fein, um nicht die Gefühle seines bisherigen Pfarrers, diese zwiespältigen, zu verstehen. Er spürte, wie unpassend es sei, dem Seelsorger noch in der letzten Stunde den Tausch sauer zu machen.

»So ein Zifferblatt«, begann er mit klarer Stimme, »ist bald und lustig neu gemalt. Im Städtlein Wyla, so ließ ich mir sagen — man sieht es dort unten am Wald — sollen sie als Zeiger einen großen und einen kleinen Finger gegossen haben. Der große, schwarze heißt Martha, weil er gar so ruchlos pressiere. Der kleine Zeiger wird vergoldet und soll der Finger der Maria heißen, da er mit einem kurzen, stillen Schritt das gleiche leiste, was der andre schwitzend und pustend mit zwölfen kaum fertigbringt. Meine Herren, ist das nicht hübsch gedacht?«

Der Pfarrer gab das Rohr zurück, riß den Hut vom nassen schwarzen Krauskopf und war auf einmal ein andrer. Denn nun hatte er eine Aufgabe. Wohl nur ein Zifferblatt zu renovieren! Aber das dünkt ihn schon wichtig. So ein Zifferblatt ist der Stundenplan der Gemeinde, ihr Tagesheft, ihre Lebensordnung. Und dabei kann er etwas Neues erfinden mit den Zeigern, etwas so Gedankenvolles und Originelles wie die Kleinstädter dort unten. So was tut er gern. Und das ist erst der schlaue, kleine, leise Anfang. Denn so, wie er dasteht, ist dieser Turm unmöglich. Er duckt sich ja geradezu vor den Dörflern, daß es eine Schande ist. Was muß man vom Pfarrer denken, der einen solchen Kirchturm hat? Turm und Pfarrer sind doch die zwei Wächter der Gemeinde.

Ehrensache, der Turm muß gehoben werden. Vielleicht um drei, sicher um zwei Stockwerke muß der Lupf geschehen ... Auch Carolus reckt sich in die Höhe, und wieder kracht es, als wäre er geharnischt. Aller Unmut ist verflogen. Die Lustiger mit ihrem Turm von einem Ammann werden selber zuerst daran ihre helle Freude haben. Den Turm dort nur anschauen muß ihnen schon Kopf- und Rückenweh machen.

»Kennt Ihr den Corneli, Herr Sekretär?« fragte Carolus munter, indessen man rasch zur gedeckten uralten Holzbrücke über dem Schluchtwasser hinunterschritt.

»Wie sollte ich nicht? Das ist ein schneeweißer Achtziger, aber bolzgerade, zwei Meter und etwas hoch und noch frisch im Kopf wie ein Knab'.«

Der Pfarrer zuckte bei den zwei Metern leise zusammen. »Wieso denn?« verlangte er.

»Er lehrte sich selber lesen und schreiben,« fuhr Emil Hobis fort. »Nachts unter dem Webstuhl oder im Bett. Dann politisierte er früh. Freut Euch, Hochwürden, er ist so schwarz und konservativ wie sein Kamin. Er könnte Euch noch übertrumpfen ...«

»Sprecht ihn mir nur nicht gleich heilig,« spottete Carolus. Er atmete trotz des gelüfteten Hutes schwerer. Es war in diesem Augenblick eine Wohltat, wie das gesunde Rauschen des Flusses und sein nasser, kühler Hauch den schwarzbefrackten schwitzenden Herren, vor allem dem Pfarrer, erfrischend entgegenwehte. Grüne, mit Schaumkränzen versilberte Gebirgsfluten wallten da mächtig zwischen Granitblöcken das enge Bett hinunter. Jenseits stieg mit dem Sträßchen ein steiler, wundervoll dunkler Tann den Hang zur Landstraße empor.

»Eben kam die Stickerei ins Land,« erzählte der Sekretär weiter. Er allein schwitzte nicht und atmete so leicht wie ein Vogel bergauf. »Corneli griff zur goldenen Stunde zu. Er baute eine kleine Fabrik, zahlte kleine Löhne, lieh Maschinen in die Häuser, lebte wie aus einem Kaffeelöffel und gewann wie aus einer Schöpfkelle, ward reich und reicher, verkaufte dann das Geschäft, als es nur noch nach Silber roch, und begnügt sich jetzt mit seinen Renten und seiner Majestät im Dorf und Bezirk.«

»Majestät,« lachte der Präsident. »Vorab Geldsäckelmajestät!«

»Nein, Herr Präsident,« betonte Hobis ernst, »es ist mehr, es ist wirkliche Majestät!«

Majestät! In diesem urfrommen Dorfe drohten Gefahren, die Carolus im unkirchlich lauen Gons niemals kennengelernt hatte. Dunkle Ahnungen stiegen wie ferne Gewölke in seinem gehärteten Schädel auf, und es brauste und toste etwas in ihm hinter den Schläfen und Ohren bis in die Haarspitzen empor. War sein dickes Appenzellerblut so in Wallung geraten? Oder war es der gequälte, grimmige Bergstrom, über den man jetzt gerade durch die gedeckte Holzbrücke schritt, wo denn mehrmals zwischen zwei lottrigen Brettern die grünliche, schaumdampfende Gischt durch die Ritzen heraufglitzerte.

»Da seht den alten Geizhals!« rief Fluori, der Gonser Maurermeister, der sich bisher still seinem Tabakspfeiflein ergeben hatte. »So viel Holz hat Lustigern! Die Tannen wachsen ja hier fast ins Wasser hinein, und« — er hob seine Stimme, da die Begleiter vor dem Flußgeheul nichts verstanden — »nicht einmal den Boden

hier füttert man gerechtens aus. Jetzt seht dieses Loch! Nachts könnte einer mir nichts dir nichts drin das Bein brechen. So wird es auch wohl mit der Feuerwehr, der Wasserversorgung und der Brandversicherung stehen.«

Was Spritzenhäuschen und Brücke! Der Turm, der Turm! dachte Carolus. Ihn ärgerte der Corneli, aber fast noch mehr dieses kleinliche Geschimpfe über ihn.

Es ging jetzt mit einer Abkürzung durch das Wäldchen in steilen Schleifen empor.

»Meine Herren,« begann plötzlich mit auffälligem Nachdruck der Pfarrer, »wir geraten da wunderlich in den Legendenstil. Mein Kompliment! Aber gar nicht Legende, sondern nüchterne Wahrheit soll es sein, daß Cornelius Bölsch jeden Morgen, so Sonntag wie Werktag, in seinem Kirchenstuhl zur Messe kniet und abends mit Frau Cecili den Rosenkranz betet. Das ist die Hauptsache, und da sind er und ich ja eines Sinnes.«

Der Sekretär, auf den die Kameraden sogleich hilfesuchend schauten, sprang geschmeidig ein. Obwohl ihn Carl längst nicht mehr in der Kirche gesehen, fuhr sich dieser Fuchs seelenruhig über den glattgekämmten Scheitel und sagte: »Der Corneli! Auf seine Art ist er ein frommer Mann, das steht über allem Zweifel. Aber auf seine Art, man verstehe!«

»Es gibt nur eine Art,« entschied Carolus hart und schürzte unwillig seine rosenblättrige Lippe. »Wie haben die Herren doch ihren Katechismus verlernt!«

»Ich meine so,« begütigte Hobis flink; »wir, lieber Herr Pfarrer, sind Euch zuwenig kirchlich gewesen. Das war gewiß arg!« Er lächelte scharmant an seinem Samtschnäuzchen hinunter. »Aber der Corneli ist Euch vielleicht zu kirchlich, und das könnte Euch am Ende noch ärger werden ...«

Verblüfft stand Carolus unter einer niedrigen Tanne still. Die Räte blinzelten sich verstohlen zu: Das traf! Der Präsident riß übermütig ein paar Nadeln vom Ast und steckte sie zwischen die Zähne. Die heiße Luft ließ ein wunderbares Aroma von Harz aus dem müden Baume schwelen.

»Wir ließen Euch in Kirche und Sakristei schalten, als wäret Ihr der Herrgott selber,« erklärte das elegante Herrchen weiter. »Sagt selbst, ob ich wahr rede!« ... Warum reizt er mich! dachte er. Jetzt muß ich's sagen.

In den Räten stieg ein warmes Lachen auf. Der Sigrist, der hundertmal derb gescholtene, hielt die Hand vor den Mund und tat, als gähne er. Aber der Pfarrer stand wie gebannt auf dem gleichen Flecke, und so sehr es um seinen Mund zuckte, er konnte nur horchen und horchen. Das war wohl die Abrechnung. Diese Gonser, die er trotz und trotz allem mehr liebte, als er selbst wußte, wie taten sie ihm im Scheidestündlein noch weh!

»Sicher haben wir Euch Verdruß gemacht, weil wir nicht mehr Interesse an all dem erzwingen konnten,« gab Hobis höflich zu. »Nun gebt wohl acht, Herr Pfarrer, der Corneli hat vielleicht zuviel Interesse. Am Eiszapfen kann man sich ein bißchen erkälten, aber am Feuer kann man sich ganz gehörig verbrennen.«

»Das stimmt! Jawohl, das stimmt!« nickten die Räte. »Aber gehen wir vorwärts! Es rückt schon gegen halb fünf.«

»Den Corneli interessiert, was für Wachs und wieviel Wachs Ihr an den Altären verbraucht, wo Ihr den Meßwein kauft, welche Glocken Ihr zieht. Er ist furchtbar ... kirchlich,« half Eglas, der Präsident, nach.

»Kirchlich, das ist hier nicht das rechte Wort!« platzte endlich Carolus heraus.

»Was ist es denn anders?« fragte Hobis sogleich sehr ehrerbietig. »Vielleicht, Herr Pfarrer, werdet Ihr nun manchmal milder als früher über die Eiszapfen von Gons denken, wenn der Corneli der Pfarrer des Pfarrers sein will und Euch dabei das Temperament überheizt.«

Die andern Räte nickten wieder: Akkurat so ist es. Der Mesner schneuzte sich schadenfroh ins Nastuch. Carolus schien Mühe zu haben, all die Bosheit Löffel für Löffel zu schlucken. Aber plötzlich lachte er laut auf. »O ihr ungeschickten Diplomaten! Eigentlich sollte ich gleich den Absatz drehen und zu euch nach Gons zurückkehren. Das hättet ihr reichlich verdient. Das wär' der rechte Spitz auf euren stumpfen Stiel. Aber ich merk' wohl, ihr wollt mir Gons zum Abschied noch ein bißchen illuminieren, indem ihr Lustigern finster malt.«

»Im Gegenteil, Hochwürden,« keuchte der Präsident, dem der Aufstieg nun doch stark ins Fett fiel, »wir wünschen Euch ein ... ein helles Lustigern ... ein ... ein lachendes, lustiges, wirklich lustiges ...«

»Ah bah,« erwiderte der Pfarrer mit einer gewissen tapferen Selbstüberwindung, »der Corneli kniet in die Bank, er betet, er beichtet und kommuniziert, er hört meine Predigt, mit einem Wort, er ist ein guter Christ. Das ist denn doch der Punkt, und alles andre wird sich schon machen. Aber gerade das, werteste Herren Räte, hat uns in Gons gefehlt und uns uneins gemacht.«

Hobis lächelte, die andern sahen zu Boden.

»Im übrigen,« spann Carolus weiter, »er ist ehrlich, ich bin's auch. Da muß man sich im tiefsten Stockdunkel sogar finden.«

Man gelangte nun auf die Höhe, am Notkersegg, in die breitere Landstraße. Das Dorf sah man schon nahe unten in den Wiesen. Nach fünf Minuten lief der Weg in die ersten Häuser. Aber kein sterbliches Bein war noch sichtbar.

Links von der Straße lag ein überwuchertes Gemäuer in den Stauden, gerade über dem Tobel, woher das Stöhnen des Flusses bis da hinauf drang. Die Räte hörten Hobis zu, der beweisen wollte, daß hier der berühmte Notker geboren worden.

Davon hörte Carl nichts. Denn rechts lief der Tann noch über der Straße in weitere Höhen, und da, in einer engen Wiesenbucht, an einem Hüttlein, standen sechs Bretter, wie der Pfarrer sie so gut kannte, zwei bereits tiefschwarz bemalt, die vier längeren noch blank. Aber auch hier stand kein Mensch umher. Wie oft hatte Carl solche Sargbretter gesehen! Aber jetzt, zu solcher Stunde, in dieser Stille und Einsamkeit, griff es ihm schaudernd an die Seele. Ist das der erste Gruß?

Er lief schneller und mischte sich mit den Räten ins Gespräch, bis dieses dunkle Bildchen verschwunden war.

»Wo stecken doch meine Pfarrkinder?« sagte er laut. — Fürchten sie mich schon? fuhr er insgeheim fort. Wieder stieg ihm der Unwille auf und beengte und kratzte ihn in der Kehle. Und wieder überwand sich der Priester und dachte an die ersten dach- und gastlosen Apostel auf ihrer Mission und bat Gott innerlich um Verzeihung, wenn ihn jetzt ein eitles Gefühl angekommen sei. Er wolle nichts als Gottes Ehre und Liebe. Der Himmel solle ihn schlagen, wenn er nur einmal damit die eigne, blöde Ehre verwechsle. Er möge ihm Opfer, Arbeit und Leiden hagelweise senden. Dafür sei er, Carl, doch Seelsorger geworden. Zum guten Hirten himmelan wolle er dieses Dorf führen, und sich selbst damit. Und bei diesen tiefen, ehrlichen Gedanken fingen die blauen Augen an zu lodern, und die herrlichen kurzen Locken wogten in die Höhe, und ein Glanz kam über die heiße Stirn, man mußte an einen Makkabäer denken, der auf Jerusalem zuschritt.

Der Turm — allerdings, in der Nähe scheint er noch niedriger als von weitem. O ja, den lupfen wir gut drei Stockwerk empor. Sursum corda, sursum! Alles zu dir empor, o Gott! Die Hände dieses ganzen Dorfes da, seine müden Stickeraugen, seine spitzen Gehirnchen, die Seelen vom Kind zum Greis, alles, aus dem Staube in deine selige Freiheit führen, und mich, deinen unwürdigen Diener, mit ihnen; für das leb' ich, für das sterb' ich, für das ist mir kein Schweiß zuviel.

Da erscholl urplötzlich, als hätte der Turm gemerkt, daß es um ihn ging, die schwere Ueliglocke.

»Jetzt endlich wird's. Man hat Euch gesehen! Man läutet, man kommt!« sagten die Kirchenräte durcheinander und knöpften eilig ihre Fräcke zu. Der Sekretär glättete fröhlich sein Schnurrbärtchen und die Krawatte. Der Mesner öffnete die Handtasche und entfaltete den prachtvoll gespitzelten Chorrock und eine goldverbrämte weißseidene Stola für den einziehenden Pfarrer.

»Oder?« rief der Präsident vorwitzig. »'s ist nur eine Glocke, immer die gleiche. Merkwürdig!«

»Gerade wie ein Sterbezeichen tönt es,« murmelte der Mesner und bot dem Carolus Bischof zum letztenmal das schneeweiße Chorhemd. »Ja, sicher, jetzt setzt die Glocke aus ... Nein, sie beginnt wieder.«

Ganz sachte, als trüge es Ängsten und Gewichte an den Sohlen, rückte das Gonsertrüpplein vor.

»Noch einmal. Hört! Also das drittemal. Ein Mann ist gestorben ... Sollte etwa der Corneli? ... In den Achtzig, denket! Das erlöscht wie ein Zündhölzchen ...«

»Und darum«, wob Eglas die Ahnungen des Mesners weiter, »kommen sie uns nicht entgegen, stehen wohl noch erschreckt in den Dorfgassen, die Käuze!«

Dem Pfarrer fielen wieder die sechs Bretter ein. Welch ein Empfang!

»Nein doch, Ihr spinnt,« widersprach der Jäger, sein Glas am Auge. »Dort, wo die Straße einen Ellbogen macht, wimmelt es ja ganz schwarz von Volk. Vor den Bäumen am Eck konnten wir es nicht eher sehen.«

Ja, nun sah man es von Auge. Einwärts der Zellwigfabrik und der drei, vier Vordorfhäuschen, an einer Wegschleife, starrte ein Kreuz und eine weiße Fahne über hundert und hundert Köpfen in die Luft. Jetzt sah man auch den Triumphbogen und eine Gestalt im weißen Chorrock darunter.

Hastig küßte Carl die Stola und schlug sie über die Schulter. Der Corneli tot? Seltsam krabbelte es ihm übers Herz. Ob er wollte oder nicht, er tat den Atemzug leichter als noch eben. Aber sogleich überzog es ihn dunkelrot bis in die Schnecke der Ohren vor Scham. Weg, weg! Das war nicht ich! beschwor er seine Seele. Das kam ungewollt. Das ist der ewige Feind und Habergeist gewesen. Aber mich trifft's nicht. Der Corneli soll leben. Ich will ihm die Hand wie einem Bruder drücken. Wir wollen uns befreunden und lieben.

Halb aus Gewohnheit, halb aus Drang zeichnete der Pfarrer ein majestätisches Kreuz über die Dächer und den niedrigen Turm und die Hügel, als wollte er sein voreiliges Pfarrkind noch erhaschen und für die Ewigkeit mit seinem pfarramtlichen Zeichen stempeln.

»Sei es, wer es wolle,« erklärte er den verdutzten Genossen, »nötig hat es jede Seele, die ins Gericht Gottes zieht.« Dann zog er den Hut ab und begann ein Vaterunser vorzubeten.

Indem sie noch beteten, fing im obersten Schalloch des Turmes das scherblige Kinder-

glöcklein zu klimpern an. Nach kurzem Stammeln mischten sich viel sachter eine zweite und eine dritte Glocke wie ältere Geschwister ein. Das war der Jost und die Anna. Dann kamen Vater und Großvater, der Ambrosi und der Ueli, mit tiefem Baß. Und alle plauderten nun wie eine Familie von frommen Riesen zwischen Himmel und Erde: wie schön diese Vesperstunde sei, wie warm begrüßt der edle Gast, wie wohlbetreut nun wieder das verwaiste Dorf, wie leicht die Erde, wie nah der Himmel, wie gut und stark der Herr über allem. Und der alte Ueli, der vor fünf Minuten noch geklagt hatte: Zum Tod entschlafen, zum Tod entschlafen!, jubelte jetzt mit viel flinkerer Zunge: Zum Leben erstanden, zum Leben erstanden! Es wirbelte wie ein himmlischer Rausch durch die Lüfte, und Pfarrer und Räte, umspült und durchgeistet von dieser Musik, ohne ihre Schritte auf dem groben Straßenkies zu merken, gelangten nun, sie wußten selbst nicht wie, zum Egidihof, wo der Ammann schon von weitem den Zylinder zog, aber wie eine Säule um keinen Zoll vom Fleck wich.

Carl Bischof grüßte zuerst seinen alten Bekannten, Freund Eusebius, mit einem raschen Händedruck. Dann aber konnte er weder das Volk überschauen, noch den Kindern zuwinken, noch sonst etwas tun. Er mußte zu jenem Mächtigen schreiten, der drei Schritt vor ihm seiner harrte. Es zog ihn mit dem Zauber der Gefahr, der Neugier, der Bewunderung hin.

Gleich wie immer, bewegungslos, erstorben jedes Lächeln vor steifem Ernst, sah Corneli den gewaltigen Kilchherrn mit großen blauen suchenden Augen auf ihn zukommen. Jetzt standen die Oberhäupter Gesicht gegen Gesicht, jetzt reichten sie sich die ungleichen Hände. Heiß war die rote Pratze des Pfarrers. Leichenkühl das weiße zierliche Händchen des Ammanns. Und über die verwegene, durstige Liebe, womit Carolus diesen Greis überfluten wollte, kam es plötzlich wie Ebbe. Alles Blut wich zurück, und ein Frösteln durchschauerte ihn. Er reckte sich so mannlich er konnte und sagte so innig er's noch herausbrachte: »Pax tecum!« ... und dann nochmals weitum grüßend: »Pax vobiscum! ... Der Friede sei mit euch!«

Eine atemlose Pause entstand. Der Kaplan verpaßte den Moment. Da kam es ganz allein von der fahlen Lippe des Corneli leise, aber deutlich: »Et cum spiritu tuo! Und der Friede sei auch mit deinem Geist und Wesen!« Der Ammann hatte für sich und für die Majestät der ganzen Gemeinde geantwortet.

Die Schulkinder begannen jetzt ihr Lied. Aber so hübsch es klang und so elegant der Schulhausschlüssel dazu taktierte, das vielhundertäugige Volk achtete nur auf die beiden Riesen in der Straßenmitte, wie sie mit den Häuptern einander zu überragen suchten und wie einer dem andern tief durchs Auge in die Seele zu blicken und ihn zu fragen schien: Wer bist du? Was willst du mir sein? Weiche Hand oder Faust, Kuß oder Fluch? ...

Nicht satt konnten sich die Leute an den zweien schauen. Es war wirklich schwer zu sagen, wer großartiger dastand. Der Corneli glich einem Schneeberg, so hoch und so kühl, der Pfarrer eher einem dunklen Vulkan mit rötlichem Gipfelschein. Jener, totblaß und starr, berührte schon die Ewigkeit mit dem eisigen Scheitel; dieser mit seinem blutroten Apfelgesicht und der frischen Lippe schien erst recht ins hohe Leben zu lachen.

»Der Pfarrer ist noch um ein Haar größer als der Ammann,« flüsterte der Lustiger Mesner bedenklich zum Ilgenwirt.

»Du irrst,« erwiderte der. »Mußt auf die Achseln sehen, das entscheidet. Da reicht der Pfarrer nicht heran, er hat nur den längeren Hals und das aufgebäumte Haar.«

»Übergroß sind jedenfalls beide, ein Gewicht für unser kleines Nest,« hörte man hinten spaßen.

Auf das Lied sollte die Ansprache des Kaplans folgen. Diese Begrüßung war zwischen Ammann und Eusebi hin und her gerutscht, da keiner von beiden das öffentliche Wort leicht führte, um schließlich auf dem Buckel des Nachgiebigeren hangenzubleiben. So hübsch Eusebi über einen historischen Kasus plaudern und aus fließendem Stegreif etwa die Echtheit des Testaments Heinrichs des Sechsten dartun konnte, so geistreich trocken er im Gespräch spaßte und andre in die Enge trieb, sobald das Wort offiziell wurde, von der Kanzel oder einem Festplatz aus bedingt, stotterte der gelehrte Mann und knisterte mit der Linken am Manuskript im Brustschlitz herum.

Ah bah, dachte er jetzt, Zettel hin, Zettel her, ich weiß nicht einmal, wie ich den ersten Satz gehobelt hab'. Wozu solch Gedrechsel? Ich tu', als ständ' der Junge unter meiner Stubentür, und also heimelig red' ich ihn an ...

Und mit Todesverachtung zog er die Linke aus dem Schlitz, stupfte die Brille zurecht, hüstelte, lächelte dann zum Pfarrer hinüber und begann: »Hochwürdiger, lieber Seelsorger unsers Dorfes Lustigern ...«

Sofort hörte das Murmeln und Raunen in der Menge auf.

Verwundert blickte Carolus auf. Ah, der Friedensrufer! Will er mich etwa auf seine milde Art gleich in der ersten Stunde einseifen? Aufgepaßt!

»Seien Sie uns von ganzem Herzen willkommen! Wir Lustiger sind unberedte und etwas steife Menschen. Für Feste haben wir kein Talent. Nicht einmal eine Blechmusik bringen wir zusammen. Und so könnte es einen, der nur so obenhin über uns wegschaut, beinahe bedünken, als ob wir die schöne, heilige Wichtigkeit dieser Stunde nicht recht spürten. Aber Sie sind nicht

gewohnt, aufs Äußerliche zu schauen. Und wahrlich, hier tun Sie gut daran. Unser Volk ist viel mehr wert, als es scheinen will. Es kann nicht flattieren und städtische Komplimente machen. Aber im Geiste hat es schon lange die Arme weit geöffnet, um seinen neuen Hirten zu empfangen, den Gottgesandten, dem es das Größte, was es besitzt, seine liebe Seele, anvertraut.«

Die leise Stimme des Redners wurde sicherer und lauter, das Volk drängte sich näher, der Pfarrer sah gespannt auf die Lippen seines alten Lehrers, den er seit der Primizpredigt nie mehr gehört hatte, und dem Eusebius wurde sozusagen von Satz zu Satz lustiger zumute.

»So nehmen Sie, Hochwürden, diese Seele, wie sie Ihnen an die Schwelle des Dorfes entgegenkommt, nehmen Sie diese Seele väterlich an sich und geben Sie ihr, was Ihres hohen Amtes ist ... die Milch der Belehrung, den Wein der religiösen Begeisterung, das ewige Wasser ... das ewig ... fließende Quellwasser ... des Heiles ...« Nein, nein, staunte er erschrocken über sein eignes Wort in sich hinein, da verlier' ich mich ins Rhetorische ... einfach, um Gottes willen einfach, sonst bin ich geliefert!

Er fühlte eine Art Stillstand im munter begonnenen Fluß der Rede und wußte, wie banal es so weitergehe: »Gehorsam, wie es uns ziemt, wollen wir dem Stab des Hirten folgen. Gern wollen wir den Tadel annehmen. Vom mühsamen Amt des Seelsorgers wollen wir, was an uns ist, möglichst viele Dornen abbrechen und zum Blühen mithelfen, so viel Blut- und Atemwärme in uns ist.« Ah, nun geht es wieder ... Er hörte eine Scheibe am Egidihaus klirren, da fiel ihm das Bild dort oben ein. Kühn glitzerte seine Brille. Gott, das ist ein Engel von Einfall! ... Weit über die Köpfe blickte er empor und rief: »Da oben an der Wand,« — er zeigte empor, und alle Schulkinder, als sähen sie es zum erstenmal, sperrten die Mäuler mächtig auf und folgten dem Finger des Redners — »da oben hat vor zweihundert Jahren ein Lustiger ein schönes Bild gemalt. Freilich, man kann das verregnete und verblaßte Ding nicht mehr recht entziffern, aber ...«

Nun sah auch Carolus an jene nüchterne Holzwand, über die sechs Kreuzfensterchen hinauf und suchte es möglichst mild zu entschuldigen, daß sie alles so vergilben und verwettern ließen, diese guten, faulen Leute. Das muß mir bald aufgefrischt werden ... Dabei konnte er aber doch eine leise Ergriffenheit nicht abschütteln. Das kleine Männchen im Chorrock redete gar so traulich auf ihn ein. Mit einem waren auch alle Gesichter im Volke heller, frischer, sozusagen melodischer geworden. Es war, als schiene etwas Sonne aus allem heraus, was da körperlich und dunkel herumgestanden hatte.

»Aber ein graues Tier kann man noch erkennen und eine hohe Gestalt darauf mit einem Lichtschein ums Haar und ringsum etwas wie Händeschütteln und Winken und Küssewerfen und Zweigestreuen, wenn man scharf zuschaut. Kurz und gut, 's ist Palmsonntag, und der Heiland reitet in seine größte Pfarrei hinein, ins mächtige, reiche Jerusalem. Und alles ruft Hosanna und Lebehoch und Gebenedeit.«

O sapristi, fiel es jetzt wieder wie eine Wolke über den leuchtenden Gedanken. O sapperlot, wo renn' ich mich wieder hinein? Was mach' ich nun mit dem Kruzifige, ans Kreuz! Fünf Tage später? Karfreitag, potz heiliger Ambros!

Blitzschnell schoß das unter dem Vogelnest des greisen Redners hin und her, indessen er zum Glück sehr langsam sprach und so immer zwischen Idee und Wort ein Ruhebänklein für den Moment der Not und Verlegenheit fand. Gewöhnlich gab ihm dann sein flinker Witz eine Auskunft, daß er gleich wieder aufstehen und ohne Schaden weitermarschieren konnte.

»So,« versuchte Eusebius sich zu retten, »so ziehen Hochwürden nun in unser kleines, nicht gar glänzendes Jerusalem ein. Wir schwingen freilich keine Palmen ... ach, hier in Lustigern wachsen ja nur Stechpalmen und Holzäpfel,« spaßte er in die Kinder hinein. »Wir singen auch keine Psalmen, nicht einmal einen Esel ... einen Esel ...«

Jetzt buffte und schneuzte und spritzte es unter den Kindern. Einem großen Knaben sogar — es war der Täler Johannes, dem man es nachher schwer verübelte, eine Stunde nach Vaters Tod schon so leichtsinnig geschrien zu haben — entschlüpfte geradezu eine helle Scholle Gelächter. Dem Kaplan hingegen rieselte es kalt durch die Schläfen, aber er konnte den Esel nicht mehr in den Stall zurückbinden.

»Ja, nicht einmal ein Maultier«, beschönigte er nun immer frecher werdend den guten Esel, »hätten wir zum Einritt unsers geistlichen Obern satteln können. Aber wozu auch ein solches Tier zu Hilfe nehmen? Mit zu langen Ohren? Wo wir mit unserm scharfen Toggenburger Gehör so fein hören, daß man sagt, wir vernähmen den Donner vor dem Blitz.« Ein leises Auflachen des Volkes begleitete diesen Witz. »Und wozu ein Tier mit so langsamen Füßen, während wir vom Unterland wegen unsrer Flinkbeinigkeit so berühmt sind, daß man in Sankt Gallen auf unsre Reklamationen wegen schlechter Postverbindung jedesmal antwortet, wir hätten ja nicht nur die Eisenbahn, sondern sogar den Telegraph und das Telephon im Leibe ...« Wieder ein leichtes Geplätscher von Lachen, zu dem sich auch Carolus, aber nicht sehr willig, herbeiließ.

»Wozu also Zwischenträger, da wir Sie, unsern lieben Hirten, am liebsten gleich auf die Schulter nähmen, wenn es nicht gar so un-

zeremoniell aussähe, und ins Dorf trügen und« — plötzlich schattete es feierlich über dem Köpflein des Sprechers — »gerade wie Sie nun oft eins unsrer Schafe auf die starke Achsel heben und in die warme Hürde tragen werden.«

Das war ein Meistersatz gewesen. Groß leuchteten die Augen des Pfarrers ihr mächtiges, etwas scharfes Himmelblau über die Herde, und er nickte zweimal vor Ergebenheit. Jetzt muß ich schließen, dachte der Redner glücklich, sonst verderb' ich mir den ganzen Gewinn.

»So ziehen wir denn unter Hosanna ins Dorf, zur alten, treuen Mutter, der Ambrosikirche. Wenn sie hundert Zungen hätte, könnte sie doch nicht inniger jubeln, als sie mit ihren fünf Glokken jetzt jauchzt: Hosanna, hosanna, hosanna!«

Eusebius hatte im Taumel das Crucifige, das ihn einen Augenblick beunruhigt hatte, ganz vergessen. Aber ein andrer dachte daran.

Eine kleine Pause entstand, und da geschah etwas Mächtiges, das kein Lustiger je vergessen wird. Gütig, aber sehr ernst warf plötzlich der dröhnende Baß des Pfarrers das Wort in die Stille: »Hosanna! Schön! Und wo hast du das Crucifige, lieber Bruder? Das ihm doch wie ein Schatten folgt! Wo?«

Dabei sah er die Ratsherren, die in schwarzen Mänteln hinter dem Ammann standen, den neuen Mesner, die Chorknaben, Lehrer und Sänger, das weite, dichte Feld von barhäuptigen Köpfen und vor allem das stille, kühle, regungslose Gesicht des Corneli fragend an. »Das Crucifige, lieber Bruder in Christo?«

Und er trat auf das kleine graue Männchen zu, drückte ihm beide Hände, und etwas Feuchtes leuchtete aus seinen Gewaltsaugen. »Wo hast du das, Eusebius? Das gibt es doch überall.«

Das war die erste Stimme und das erste Wort, das die Lustiger von ihrem neuen Pfarrer bekamen. Die große Menge verstand das nicht genau. Aber ein Schauer ging doch über alle Rücken, als hätte man einen prophetischen Vorwurf gehört. Die eingezogenen bläulichen Lippen des Corneli bebten leise. Der Kaplan jedoch, von einer seltsamen Inbrunst ergriffen, schüttelte des Pfarrers Hände hitzig auf und ab und rief: »Nein, nein, wir wissen es wohl, daß nach dem Palmsonntag der Karfreitag kommt, ja, daß jede Woche einen Freitag, vielleicht einen Karfreitag hat, einen Dorn, einen Nagel, einen Rutenhieb, ein Kreuz ... Aber das ist ein Tag wie die andern, nicht eine Minute länger, und auf jeden, auf alljeden Karfreitag folgt auf dem Fuße Ostern, und nicht etwa bloß der Ostersonntag, dazu noch der Ostermontag und der Osterdienstag, und die Freude schlägt den Kummer dreimal tot.«

»O du Unverbesserlicher!« brummte Carl Bischof dem Rufer lächelnd ins Ohr.

»Und nun wollen wir nicht umsonst die Glokken so hitzig und stürmisch rufen lassen,« forderte der Kaplan überlaut. »Folgen wir ihnen zur Kirche, und gib uns du, neuer, guter Kilchherr, dort deinen ersten Hirtensegen!«

»Gleich hier tu' ich's, auf diesem Platze, beim ersten Zusammentreffen. Kniet nieder, meine Pfarrkinder!« befahl Carolus mit majestätischer Stimme. Und ein ungeheures Kreuzzeichen fuhr über die große zur Erde geneigte Herde. Dann stieß der Segnende seinen Stock laut auf die Straße und rief: »Zum Sankt Ambrosi jetzt ... Gott und den Heiligen die Ehre!«

In wenigen Minuten war der denkwürdige Platz leer. Aus den fernen offenen Kirchenfenstern hörte man Orgel und Kirchenlieder schallen. Da raschelte aus dem Haselbusch am Egidihaus, worein er sich nach dem schrillen Auflachen geflüchtet hatte, der schlanke Johannes lächelnd hervor, trat an den Bogen, prüfte seine gemalten Händesymbole. Er wurde ein wenig rot, hob sich auf die Zehen, funkelte köstlich mit den kalten Augen und begann, die Hände in die Weichen gepflanzt, ein neues lautes, köstliches Lachen. »Verkehrt, verkehrt gehängt! O wie drollig!« Und er überpurzelte sich fast vor Lachen.

Da schob sich aus einem Fensterchen in der Höhe eine runzlige Frau übers Sims hinaus und rief scharf zu ihm hinunter: »Hast deine Grütze verloren? Dummer! So ein Malbub! ... Ich will dir lachen über ein heilig Bild ... Bring lieber nächstens deinen Farbenhafen und streich mir des Herrn Heiligenschein und den Tempel und den Esel wieder stark auf die Wand! So daß es wieder einem frommen Helgen gleicht. Verstanden! Ich geb' dir einen nagelneuen Fünfliber dafür.«

»Abgemacht, Totzbarbara, ich komm',« gab der Jüngling zurück. Noch immer zuckten ihm die Lippen.

»Hat man nicht deinem Vater soeben das End' geläutet?«

»Ja ... ja schon!«

»Und du bist schier gar froh?«

»Weiß nicht ...«

»Was weißt nicht?«

»Hab' ja auch geweint, Totzbarbara. Weiß einmal nicht, was gescheiter ist ... Mir ist halt wohl ... ich leb' noch ... ich ...«

Die Alte schüttelte verständnislos den Kopf. Johannes lief weg und fing, als er sich ungehört glaubte, ein fröhliches Pfeifen an. Alt und jung begriffen sich auch in Lustigern nicht mehr gut.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Legende von der Tänzerin

Von Otto Ernst

Reiche Beute trägt der Maler
Von beglückter Fahrt nach Haus.
Aber pfad- und ratlos plötzlich
Steht er in der Wildnis Graus.

Mondverlaßne, sternenlose,
Baum- und felsendunkle Nacht —
Da — ein Licht in tiefer Ferne!
„Sehen wir, wer dort noch wacht!"

Freundlich fragt, was sein Verlangen,
Eine schöne, sanfte Frau.
Wie das Hüttlein er gefunden,
Forscht sie staunend und genau.

Gastlich öffnet sie die Türe,
Und befangen tritt er ein.
Eng und dürftig ist die Wohnung,
Doch wie Kindesaugen rein.

Richtet ihm bescheidne Speise,
Doch auf Linnen weiß und nett,
Und dem Wandermüden rüstet
Emsig sie ihr einzig Bett.

Heftig wehrt er solcher Güte;
Doch sie spricht ihm freundlich zu:
„Gern bediene dich des Lagers;
Pflegen darf ich nicht der Ruh'." —

Bald umhüllt von schwerem Schlafe —
Jählings wird er dennoch wach —
Schritte hört er, leise Schritte,
Rasche Schritte durchs Gemach.

Und das Schleifen und das Rauschen
Endet nicht. Wer schlich sich ein?
Sind es Räuber? Sind es Mörder?
Hinterm Schirme Lichtes Schein!

Die Bedrohte zu beschützen,
Tritt er leis hervor und schaut —
Schaut ein Bild, daß er den Augen
Nicht, nicht seinem Dasein traut.

Wie verwöhnt durch seliges Schauen
Auch der schaffensrege Sinn:
Über jegliches Erinnern
Reißt ihn dieser Anblick hin.

Angetan mit Gold und Seide,
Schmiegend sich der Gliederpracht,
Sieht er seine Wirtin tanzen,
Tanzen in der stummen Nacht.

Vor der Tänzerin erhebt sich
Blumenüppig ein Altar;
Unter Fliederbüschen stellt sich
Eines Mannes Bildnis dar.

Feuchten Blicks ihm zugewendet,
Schwebt sie schimmernd durch den Raum,
Wie beglänzt die Nereide
Tanzt auf einer Woge Schaum.

Ach, ein Seufzer, lang bezwungen,
Seiner Haft entflieht er jetzt —
Und sie starrt ihm in die Augen,
Tief erschrocken, tief verletzt. —

Seinem Stammeln, seinem Flehen,
Seiner Reue wahrem Schmerz
Und dem Preise ihrer Schönheit
Neigt sich bald des Weibes Herz.

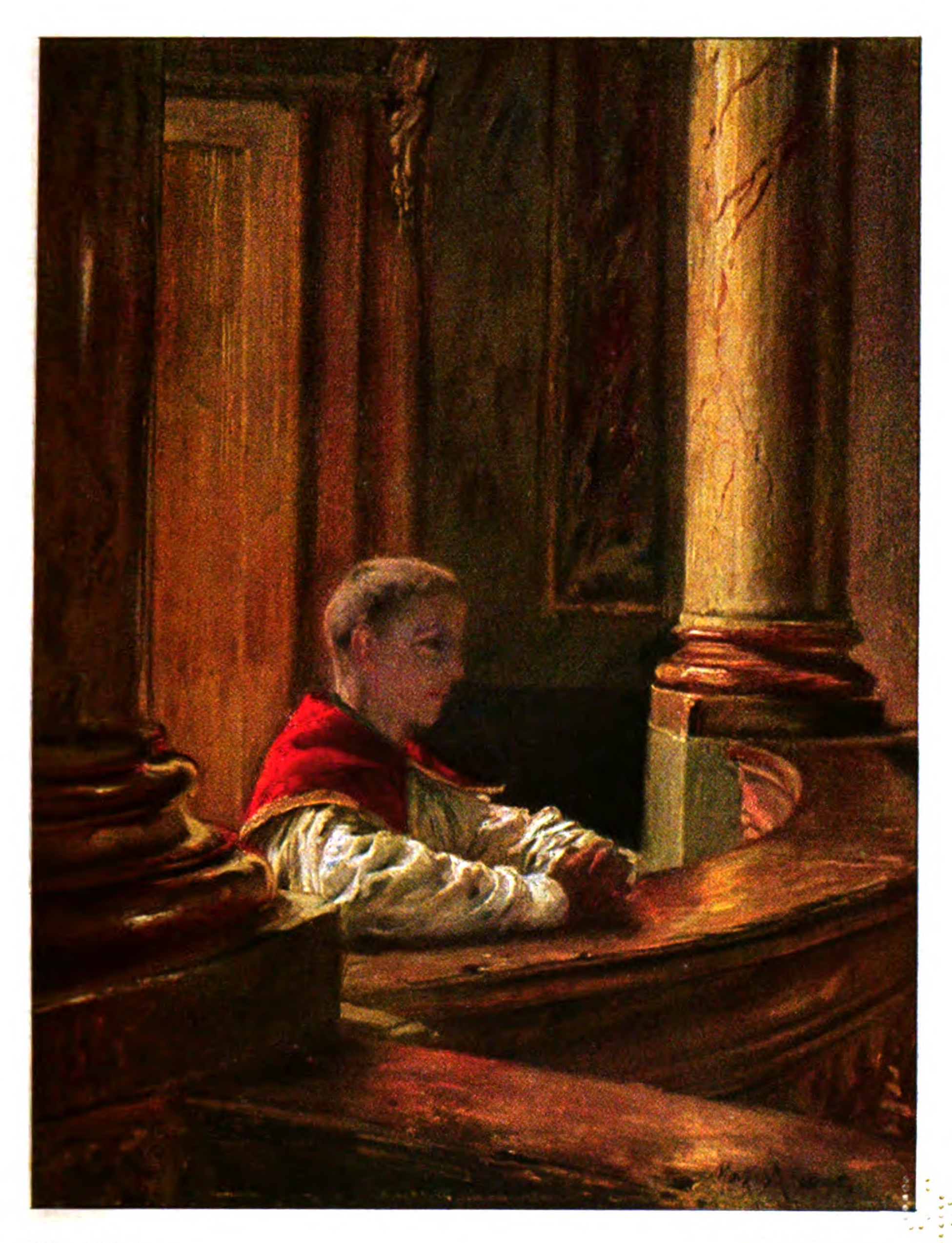
Kunde ihres Lebens gibt sie:
„Eine Tänzerin war ich
In der Hauptstadt dieses Landes,
Adalgisa nannt' ich mich."

„Diesen Namen," rief der Jüngling,
„Schwärmend nannte man ihn viel;
Alle priesen deine Schönheit,
Deinen Tanz, dein edles Spiel."

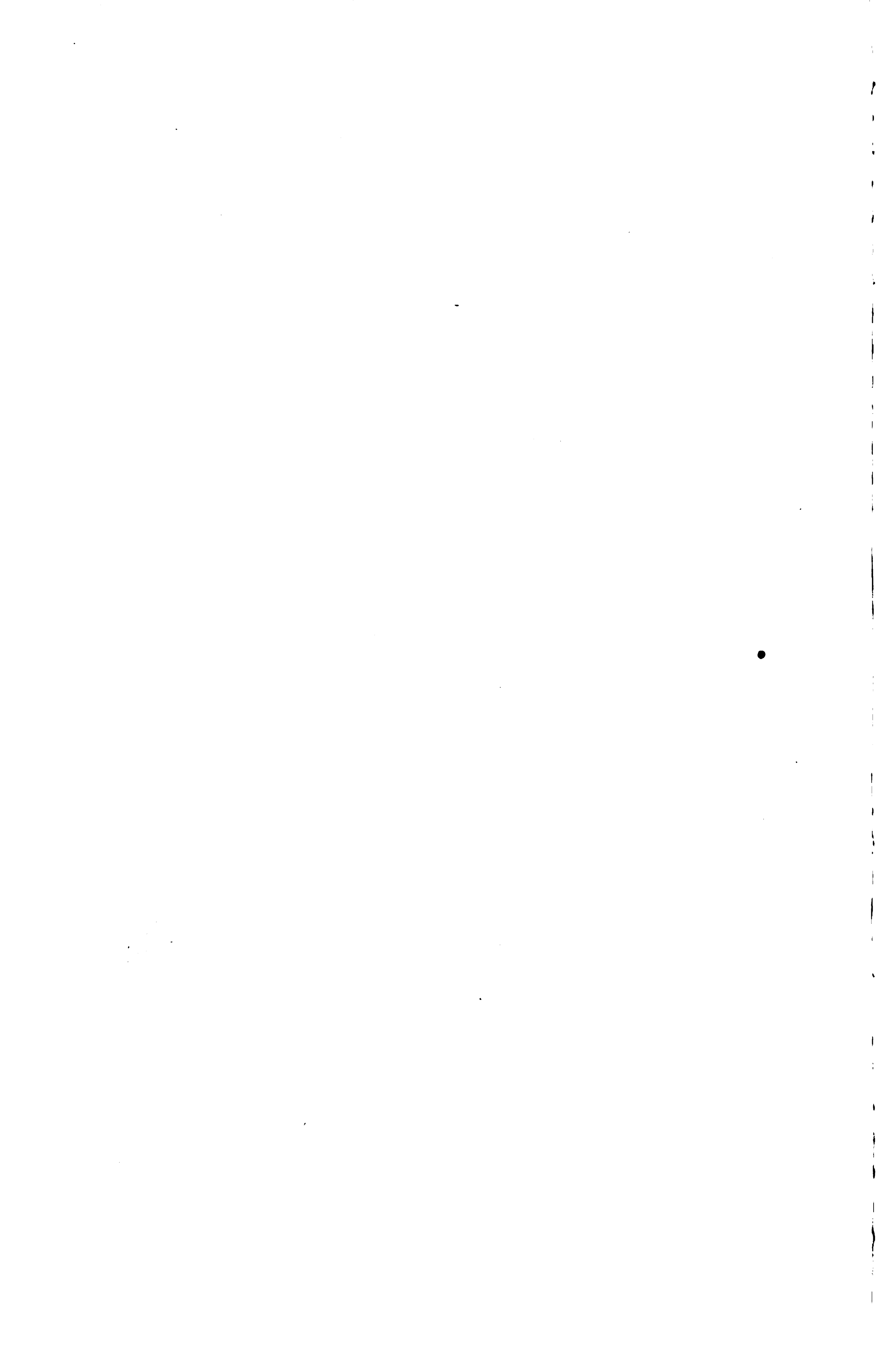
„Ja, sie hüllten mich in Weihrauch,
Boten Liebe, Ruhm und Gold;
Einem Fürsten wär' ich Gattin,
Hätt' ich folgen ihm gewollt.

Aber allen Schein und Schimmer
Konnt' ich stolzen Herzens fliehn;
Einem armen Jüngling folgt' ich,
Der mich liebte, wie ich ihn.

Folgt' ihm selig ohne Wanken
In dies weltverlorne Tal;
Liebe war uns Sonn' und Regen,
Morgenglühn und Abendstrahl.



Max Rabes: Der Ministrant



Doch am Abend jedes Tages,
Den uns Gottes Huld verliehn,
Legt' ich an die lichten Kleider,
Tanzte, tanzte ich — für i h n!

Ach, zwei Jahre nur des Glückes
Gab des Schicksals hart Gebot.
Nach zwei Jahren tiefer Freude
Nahm mein alles mir der Tod.

Und am Abend jedes Tages,
Bis mein Atem wird entfliehn,
Leg' ich an die lichten Kleider,
Tanze, tanze ich für i h n!

Wen die Liebe hat gesegnet,
Wer sie trägt durch Leid und Spott,
Geht im Licht auf allen Wegen,
Und dies Licht führt ihn zu Gott." —

Da er aufbricht, will der Künstler
Lohnen seiner Wirtin Huld.
Doch sie wehrt's mit strenger Güte:
„Geh! Ich weiß von keiner Schuld."

Tiefbewegten Herzens scheidet,
Tiefverworrnen Sinns der Gast.
Als er endlich heimgefunden,
Fühlt er neu des Dankes Last.

„Hat sie Mangel, will ich helfen!
Doch, wie könnt' ich's?" Voll Verdruß
Denkt er, daß er nicht sich nannte.
„Dankbarkeit hat lahmen Fuß.

Nun, gleichviel, was will's bedeuten?
Wollt' ich helfen — könnt' ich's auch?
Bin ich doch ein wahrer Künstler,
Und das heißt: ein armer Gauch." — —

✣

Viele Jahre sind zum Felsen-
Strand der Ewigkeit gerollt —
Künstlerschicksal spielt nach Laune,
Und mit diesem spielt' es hold.

Seiner Prophetie zu spotten,
Gab's ihm Gold und Ruhm und Kraft;
Alle Städte, alle Länder
Jauchzten seiner Meisterschaft.

Fürsten füllen seine Werkstatt;
Schwarm der Weiber macht ihn wild;
Jeder zahlt ihm, was er fordert;
Jeder will von ihm sein Bild;

Kenner, Laien, Kluge, Tröpfe
Drängten sich um seine Gunst.
Und er wählte sich das Beste:
Treuen Dienst der treuen Kunst. —

Hundertmal zurückgewiesen
Von der Diener schnödem Troß,
Immer wieder steht die Greisin
Harrend vor des Malers Schloß.

Unverdrossen kommt sie täglich,
Aller Roheit unbewegt.
Trägt ein Bündel in den Händen,
Das sie ängstlich hält und hegt.

Endlich sieht sie so der Meister,
Und, die duckenden Lakai'n
Strafend mit ergrimmten Worten,
Holt er gütig sie herein.

„Mütterchen, wie kann ich dienen?
Angst und Bangen sei Euch fern!
Mangel leidet Ihr und Sorge;
Kommt, ich helfe rasch und gern!"

Doch sie wehrt ihm bangen Auges.
„Edler Herr, Ihr seid so mild!
Zürnt mir nicht! Nicht Geld erbitt' ich;
Was ich wünsche, ist — mein Bild."

Zweifelnd, lächelnd hört's der Meister;
Aber schon sieht er sie knien
Und aus dem gelösten Bündel
Seltsame Gewänder ziehn,

Wohl verblichen, wohl verschlissen,
Eine längst vergeßne Tracht,
Doch von wundersamer, seltner,
Im Verblühn noch edler Pracht.

In des Malers starrend Auge
Wie aus Fernen fällt ein Schein —
Zu der Greisin hebt den Blick er —
„Adalgisa!" muß er schrein.

Schon bei ihr am Boden hockt er.
„Adalgisa, weißt du nicht,
Wie du einst mich aufgenommen,
Mir geteilt dein schmal Gericht,

Mir gewährt dein einzig Bette —
Wie ich Dreister dich belauscht,
Als im Tanz mit dem Geliebten
Geisterzwiesprach du getauscht?"

Sieh, der Alten müde Augen
Werden heller, werden hell:
„Oh, so hat mich Gott gesegnet
Reich aus des Erbarmens Quell!

Oh, nun weiß ich: in Erfüllung
Wird mein höchstes Hoffen gehn:
Malen werdet Ihr mich, malen,
Wie Ihr mich im Tanz gesehn!

Dem Geliebten Aug' in Auge
Stehen soll mein Bildnis dann;
Ach, dann wird er mir verzeihen,
Daß ich nicht mehr tanzen kann.

Malt, ich bitt' Euch, edler Meister,
Mich in den Gewändern hier.
Aber ich —" Sie stockt errötend,
Und die Worte fehlen ihr.

Seine Güte scheucht ihr Bangen,
Und beträntes Angesichts
Spricht sie: „Nehmt zum Dank die Kleider!
Euch zu lohnen, hab' ich nichts."

Doch mit Ernst versetzt der Künstler:
„Also reden dürft Ihr nicht!
Spärlich nur mit meinem Werke
Lös' ich meine Dankespflicht.

Morgen kommt! Ich freu' mich, freu' mich."
An der Türe weilt sie bang;
Eins noch möcht' sie sagen, eines!
Doch versagt der Stimme Klang.

Neu ermuntert, haucht sie endlich:
„Geb' Euch Gott Erinnerung!
Scheltet nicht, was ich Euch bitte:
Guter Meister — malt mich jung!" —

Ja, er wählte sich das Beste:
Treuen Dienst der treuen Kunst.
In sein Werk mit Himmelsaugen
Schaut der Muse reinste Gunst.

Und er malt sie, wie sie tanzte
Leicht wie einer Welle Schaum,
Jung wie erste Kirschenblüte,
Schön wie eines Kindes Traum.

Spricht zu ihr von lichten Tagen,
Ihre Freude zu erhöhn:
„Nie vergess' ich jener Stunde,
O mein Gott, wie wart Ihr schön!"

Sieh, ihr gramverstörtes Antlitz,
Selig lächeln muß es doch.
Und mit frommer Rührung spricht er:
„Wenn Ihr lächelt, seid Ihr's noch.

Lächeln sollt Ihr, immer lächeln!
Sagt mir, Teure, wo Ihr wohnt,
Und von aller Sorge bleibt Ihr
Jetzt und immerdar verschont."

Doch umsonst ist alles Forschen.
Mit des Dankes Tränen netzt
Sie im Scheiden ihm die Hände:
„Wunschlos sterben kann ich jetzt.

Alles, was ich noch erhoffte,
Alles gibt mir dieses Bild.
Meines Lebens letztes Bangen,
Letztes Sehnen ist gestillt." —

Aber folgen hieß der Meister
Ihrer Spur, und noch bevor
Neuer Morgen dämmert, sucht er
Ihre Wohnung vor dem Tor.

Wo die Armut trostlos kauert
Mit erstorbenem Gefühl,
Sturmzerrüttete Baracke
Ist ihr trauriges Asyl.

Klopfen muß er lange, lange;
Keine Stimme ruft „Herein!",
Unverriegelt wohnt das Elend,
Und befangen tritt er ein.

Sieht des Altars Bild in Blumen,
Sieht davor der Tänzerin Bild;
Zwischen beiden auf dem Boden
Schläft die Greisin, eingehüllt.

Durch des Fensterladens Spalten
Fließt des Morgens erstes Rot.
Dreimal ruft er ihren Namen —
Keine Antwort. Sie ist tot.

Bebend hebt er leis die Hülle:
Auf dem lieblichen Gesicht
Blüht des Himmels ewige Jugend,
Ruht der Liebe Gotteslicht.



Fischmarkt in Kopenhagen

# Max Rabes

## Von Richard Braungart

Es ist schon eine Reihe von Jahren her, da durchwanderte ich eines schönen Sommernachmittags wieder einmal die Säle des Münchner Glaspalastes. Es war wie immer: Bild an Bild und Saal an Saal in rasch ermüdender Endlosigkeit. Hier und dort grüßt das vertraute Motiv eines bekannten Malers von den dichtbehängten Wänden. Man freut sich, wenn ein Stammgast des Glaspalastes mit unverminderter Leistungsfähigkeit am Werke ist, bedauert es, wenn irgendwo ein Nachlassen festgestellt werden muß, und freut sich doppelt, wenn man einen neuen Mann entdeckt, der etwas zu versprechen scheint.

So hatte ich eine Reihe von Sälen durchstreift, als ich mich plötzlich von einem Bilde beinahe magisch angezogen fühlte. Ich weiß nicht mehr genau, was das Bild vorstellte. Das Motivische war auch ziemlich gleichgültig; denn die Wirkung ging, wenigstens in den ersten Augenblicken, nicht vom Stofflichen, sondern von der Darstellung aus. Mit andern Worten: von der Malerei, die sich deutlich von der fast aller andern Bilder ringsum unterschied. Aber auch die Gesamthaltung des Bildes, die Tonart sozusagen, auf die es gestimmt war und die anders klang als die Münchner oder süddeutsche Normaltonart, zog mich an.



Max Rabes

Ich war also gefangen. Und da man doch wissen möchte, wer einem so etwas angetan hat, so schlug ich im Katalog nach und erfuhr, daß der Maler dieses Bildes Max Rabes hieß und in Berlin wohnte.




Gracht in Amsterdam

Der Name klang mir fremd; jedenfalls erinnerte ich mich kaum, ihn vorher gehört zu haben. Aber diese wenigen Minuten, die ich, von dem Bilde festgehalten, davor ver-

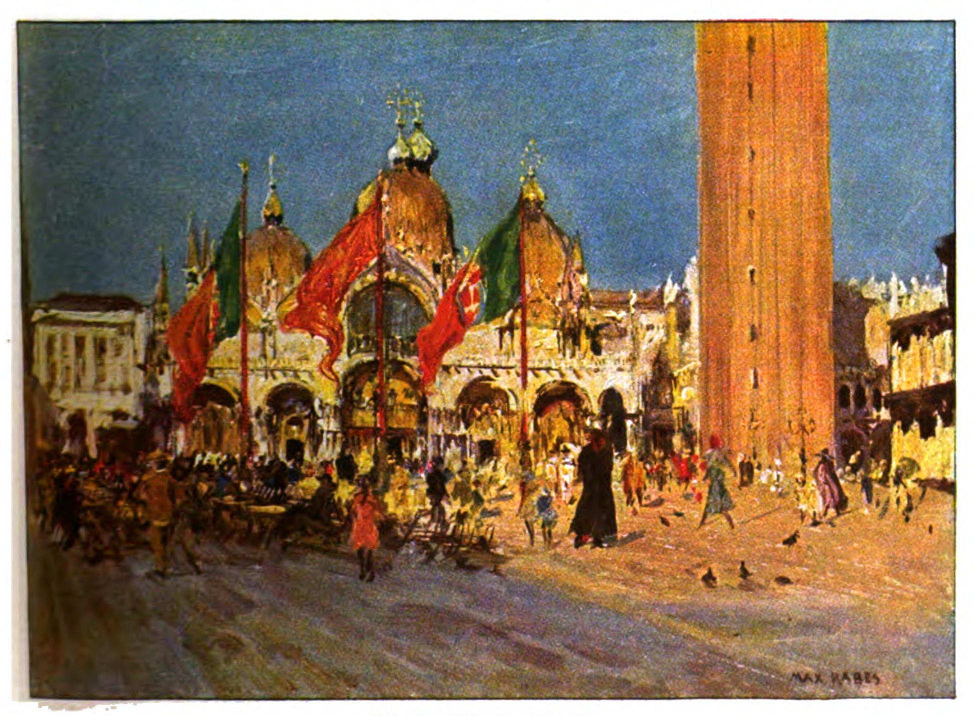



Blumenmarkt in Amsterdam




Alt-Bamberg

bracht hatte, reichten hin, Bild, Technik und Vortrag dieses Malers und seinen Namen in meiner Erinnerung zu einer unvergeß-lichen Einheit zusammenzuschließen. Ich weiß




Markusplatz in Venedig

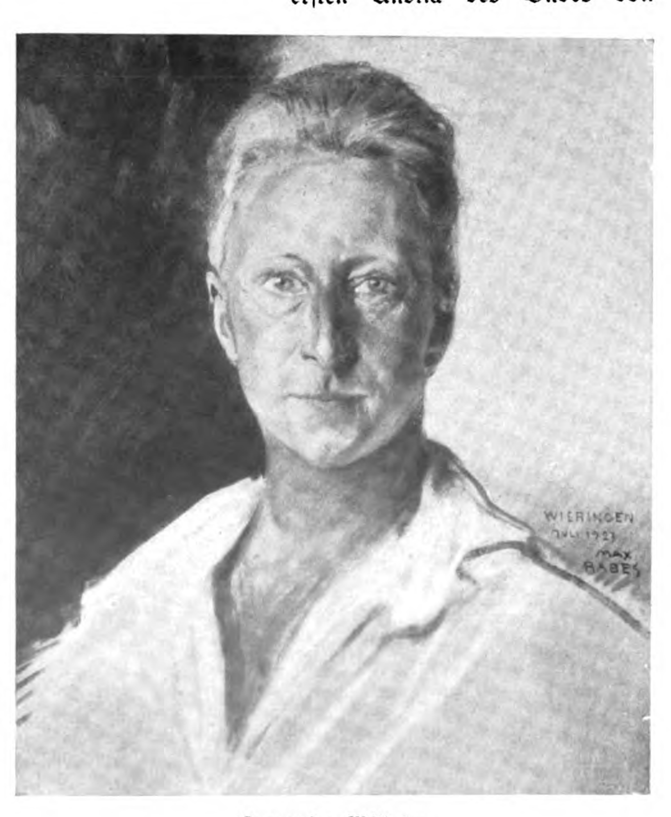


Baronin Willisen

kaum ereignen, daß einer, der ahnungslos vorüberginge, sich veranlaßt sähe, stehenzubleiben. Geschieht das aber und wirkt ein Bild nur durch seine malerische Form so zwingend, daß es die schweifenden Blicke mit sanfter Gewalt in seinen Bann zieht, so verrät das über seinen Wert und seinen Schöpfer mehr, als mit tausend Worten gesagt werden könnte. Denn die einzig zuverlässige Probe auf die künstlerische Qualität eines Kunstwerkes bleibt seine Wirkung. Doch darf man dabei selbstverständlich nicht an die Wirkung auf jedermann, also auch auf die geschmacklich unerzogene Menge, sondern nur an die Eindrücke eines Kunstfreundes denken, bei dem die unerläßlichen Voraussetzungen für verständige Beurteilung gegeben sind.

Ich sagte schon, ich hätte beim ersten Anblick des Bildes von nicht mehr, wann ich wieder eine Arbeit von Rabes im Glaspalast sah. Aber daran erinnere ich mich genau, daß ich seine Art, trotz ihrer Unauffälligkeit, sofort wiedererkannte.

Ich erwähne das alles nicht aus irgendwelchen persönlichen Gründen, sondern weil ich glaube, daß damit etwas Wesentliches über die Kunst von Rabes gesagt ist. Sie wirkt nämlich auch auf den Nichtvorbereiteten so stark, daß sie zunächst einmal festhält und dann auch bald ohne Einschränkung überzeugt. Ein besserer Beweis für ihre Echtheit und Ursprünglichkeit könnte sich wohl kaum finden lassen. Wären innere Gleichgültigkeit, Routine und Berechnung ihre Quellen, so übertrüge sich das auch auf die Bilder, und es könnte sich dann




Kronprinz Wilhelm



Karneval in München

Rabes wohl sofort empfunden, daß es anders sei als die meisten Bilder, die in seiner Nähe hingen, aber worin das Trennende liege, sei mir nicht sofort klar gewesen. Nun: wenn man erst ein bißchen mehr von Rabes kennenlernt, dann findet man neben dem, was er etwa mit süddeutscher Art gemeinsam hat, auch bald das Unterscheidende heraus. Es ist der norddeutsche, genauer: berlinische Malstil, für den die Kunst von Rabes ein Beispiel ist. Man darf aber bei diesem Wort nicht an den Stil der Gruppe um Liebermann, Slevogt und Corinth oder etwa gar an gewisse, für Berlin charakteristische Expressionisten denken. Rabes hat mit den Bestrebungen, die sich für uns mit diesen Namen und Richtungen verbinden, nichts zu tun. Auch mit der Liebermanngruppe nicht, obwohl Rabes häufig, vor allem, wenn es sich um die rasche Fixierung landschaftlicher Eindrücke handelt, eine Technik anwendet, die ohne weiteres für impressionistisch gelten kann. Aber die Wurzeln seiner Kraft graben tiefer. Und ihre feinsten und letzten Ausläufer reichen bis auf Menzel. Von diesem Zentralgestirn der älteren Berliner Kunst strahlt auch für Rabes noch Licht aus. Menzels Einfluß in Süddeutsch-



Hans Waßmann als Holzapfel in »Viel Lärm um nichts«



Studie zu einer Kreuzigung

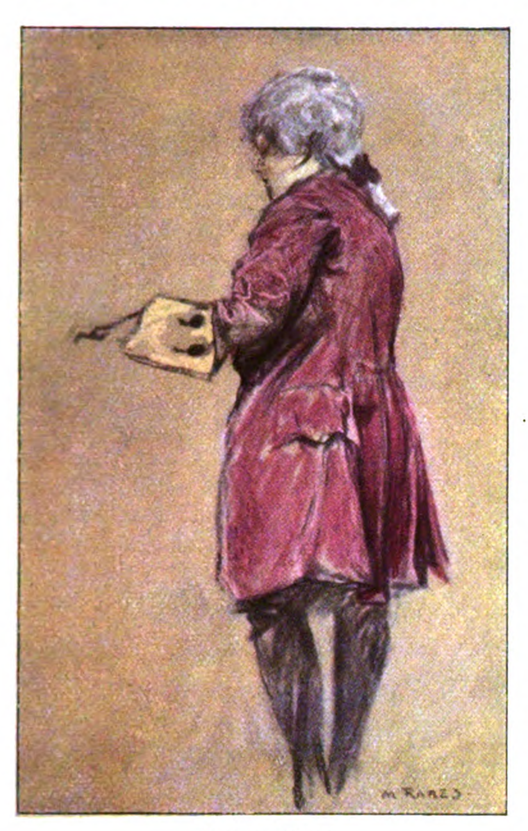
des malerischen Stils entstanden, die immer eine Folge der Einstellung zu den Dingen ist. Diese Einstellung aber wird nicht allein durch die Persönlichkeit bestimmt, sondern sehr stark auch von Ortseinflüssen. So kämen wir denn zu der ganz natürlichen Folgerung, daß bei Rabes wie bei Menzel offenbar der gleiche Faktor, nämlich Berlin, für die Gestaltung der Anschauung und des Stils wichtig gewesen ist. Und das Ende dieses Gedankenganges wäre der fast paradox anmutende Satz, daß Rabes ungefähr so, wie er heute ist und malt, vermutlich auch dann vor uns stünde, wenn Menzel nie gelebt hätte. Denn wir halten die Bilder von Rabes für den Ausdruck einer Natur- und Kunstanschauung, die zunächst für einen bestimmten älteren Malerkreis bezeichnend ist, dann aber allerdings durch Nutzbarmachung wertvoller Erkenntnisse auch der neueren Zeit sich vor Erstarrung und Einseitigkeit bewahrt und auf

land war freilich nur gering; und man wird es deshalb verstehen, daß die Bilder eines Malers, dessen Art letzten Endes irgendwie auf Menzel zurückgeführt werden kann, in einer Münchner Ausstellung isoliert bleiben und, im guten Sinne allerdings, auch auffallen müssen. Immerhin hätte ihnen das allein nur wenig genützt, wenn ihre Qualitäten nicht so stark wären, daß sie auch absolut, ohne jede Bezüglichkeit, ihre Schuldigkeit getan hätten.

Wenn man Rabes und Menzel in eine wenn auch nur entfernte Beziehung zueinander setzt, so darf das nicht in dem Sinne verstanden werden, als sei Rabes etwa gar ein Schüler Menzels. Das ist niemals, weder mittelbar noch unmittelbar, der Fall gewesen. Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß, um in der Sprache einer andern Disziplin zu reden, die Sphären von Menzel und Rabes sich mehrfach berührt und vielleicht sogar überschnitten haben. So ist eine innere Verwandtschaft des künstlerischen Sehens und Empfindens und eine äußere



Studie zu einer Kreuzigung



Rokoko-Studie

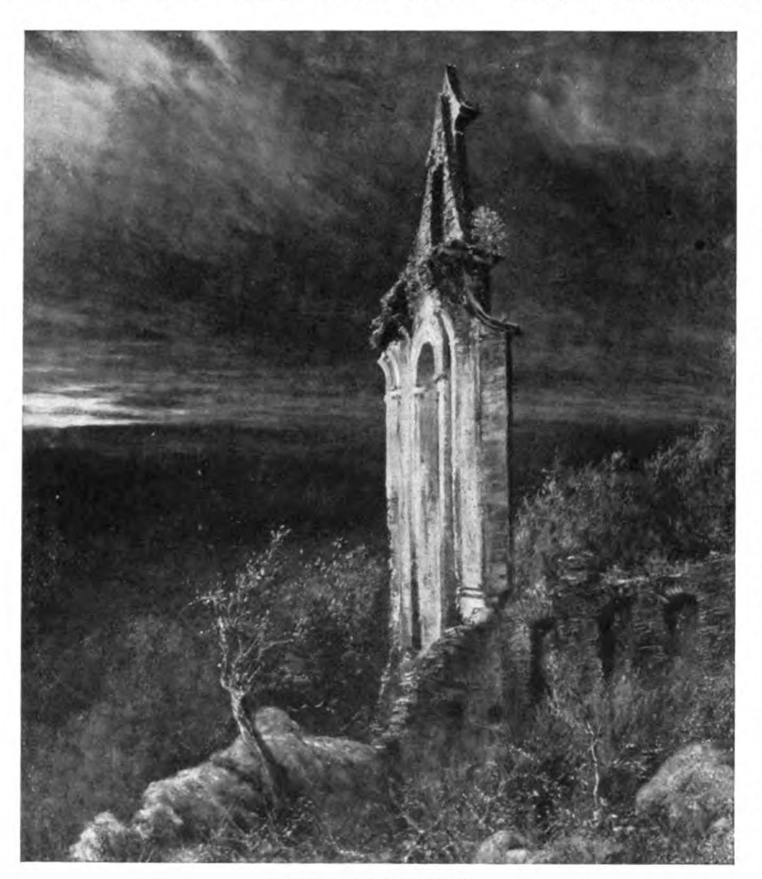
»Schicksal« teilt er mit zahlreichen andern, die trotzdem allgemein als echte Berliner angesehen werden. Jedenfalls finden wir ihn seit seinem achten Lebensjahr in Berlin. Er hat also dort vor allem die so überaus wichtige Lernzeit verlebt, in der sich die entscheidenden Eindrücke bilden. Das allein würde genügen. Ein zweiter und vielleicht ernster zu nehmender Einwand wäre, daß Rabes einen großen Teil seines Lebens auf Reisen, fern von Berlin, zugebracht habe und daß deshalb seine Kunst weit eher internationalen Charakter zeige. Aber Rabes hat nie zu jenen schwachen Naturen gehört, die im Ausland schon nach kurzer Zeit ihre Nationalität verleugnen oder vergessen, sondern er ist, wie in seiner persönlichen Art, so auch als Künstler immer ein guter Deutscher geblieben. Das heißt in diesem Falle, wenn wir den Kreis entsprechend enger ziehen, ein Berliner. Freilich wird sich das in Berlin nicht so bemerkbar machen, und der Künstler selbst wird es vielleicht nicht einmal wahrhaben wollen. Sieht man aber ein Bild von Rabes weit weg von seinem Entstehungsort, also etwa in München, dann wird sein Stil und seine

diese Weise sogar sich reichste Möglichkeiten erschlossen hat. Vor allem ist, was hier gleich eingeschaltet werden mag, der hauptsächlich im Technischen, aber auch im Geschmacklichen sich auswirkende Einfluß der französischen Kunst zu beachten. Doch ist Rabes, was ebenfalls sofort und mit Nachdruck festgestellt sei, nie ein Nachahmer Menzels oder der Franzosen oder sonst irgendeines Stils oder einer Malmode gewesen, sondern er hat das Brauchbare, das er sich mit gutem Recht von überallher holte, erst für seine besonderen Zwecke umgeformt und ist so bis zum heutigen Tage ein Maler von eigner Tonart geblieben.

Wir sagten, daß wir in Rabes, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, einen Vertreter der auf der Tradition Menzels fußenden Berliner Wirklichkeitskunst sehen. Dagegen könnte man u. a. auch einwenden, daß Rabes kein geborener Berliner sei. Aber dieses



Studie zu einer Marktszene in Venedig



Ruine in der Eifel

Natur in ihm geweckt wurde, die bekanntlich die Mutter des Forschungstriebes und des künstlerischen Gestaltungsdranges ist. Im übrigen trifft auch bei Rabes zu, was bei so vielen Künstlern beobachtet werden kann: daß nämlich die künstlerische Begabung sich von der Mutter herleitet. Es ist in solchen Fällen durchaus nicht notwendig, daß die Mutter selbst gezeichnet oder gemalt hat oder irgendwie künstlerisch vorgebildet war. Es genügt, wenn ihr ganzes Wesen so geartet war, daß die Freude am Schönen wie durch tausend offene Poren jederzeit in sie Eingang fand. Aus dieser Fähigkeit entwickelt sich dann meist schon in der nächsten Generation, also beispielsweise beim Sohn, die Gabe, Gesehenes und Empfundenes auch gestalten zu können.

Die Stargarder Idylle ist mit dem Jahre 1876, in dem die Familie sich dauernd in Berlin niederläßt, zu Ende. Der junge Rabes mußte nun fleißig zur Schule gehen. Und wir hören, daß ihm schon damals die Zeichenstunden die liebsten Unterrichtsstunden waren. Er bekam sogar einmal, in der Quinta, für seine Zeichnungen eine Prämie. Und von nun an gab es für ihn keinen Zweifel mehr, daß er zum Künstler bestimmt sei. Der Weg zur Höhe des Erfolges war freilich noch weit und nicht leicht zu gehen. Aber Rabes hat sich nie durch Hindernisse schrecken lassen, und wenn er einmal wußte, worauf es ankam, dann ließ er nicht nach, bis er am Ziel war. Einstweilen galt es jedoch damals noch, einen Lehrer zu finden, der geeignet wäre, die ersten Schritte des

Herkunft durch den Gegensatz offenbar, und man wird nicht zögern, es dort einzureihen, wohin es ganz bestimmte Stilmerkmale nun mal verweisen. Übrigens ist es für ein Bild und einen Künstler gewiß keine Schande, diesem Stilkreis anzugehören. Im Gegenteil. Denn die Berliner Kunst seit Menzel ist, mit gewissen Einschränkungen in der Richtung auf die Modernsten, etwas so Achtunggebietendes, daß es nur als ein Vorzug empfunden werden kann, für ein wichtiges Glied in diesem komplizierten, aber sinnvollen Ganzen zu gelten. Daß aber die Kunst von Rabes diese Geltung haben muß, kann unter Verständigen keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Max Rabes ist am 17. April 1868 in Samter in der Provinz Posen geboren. Im Oktober 1870 siedelte die Familie nach Stargard in Pommern über, wo der Knabe in schöner ländlicher Umgebung, »zwischen Gartenpracht und Wiesengrün« aufwuchs, so daß wohl schon damals die Freude an der

Werdenden zu überwachen und zu lenken. Wie so manchem andern, hat auch ihm dabei ein hübscher Zufall geholfen. Er wollte nämlich eigentlich den damals sehr angesehenen Architekturmaler Karl Gräb besuchen, um ihn zu bitten, sich seiner anzunehmen. Aber der alte Gräb war krank, und so stieg Rabes, vom Dienstmädchen gewiesen, eine Treppe höher, wo der Sohn Gräbs, der allerdings auch kein junger Mann mehr war, ein Atelier innehatte. Rabes wurde freundlichst aufgenommen, in seinem Schaffen ermuntert und veranlaßt, sich zunächst bei einem tüchtigen Dekorationsmaler Erfahrung und praktische Kenntnisse zu erwerben. So kam Rabes als Schüler zu den Brüdern Borgmann, deren Spezialität Theaterdekorationen waren. Er blieb dort einige Monate, lernte, was zu lernen war, und kehrte dann wieder zu Gräb zurück, der sich seiner auch weiterhin mit großer Liebe annahm. Um einmal gründlich Naturstudien treiben zu können, woran es bis dahin einigermaßen gefehlt hatte, unternahm Rabes auf den Rat seines Lehrers 1885 seine erste Studienreise. Das Ziel der Fahrt war die Mosel, und das Ergebnis war befriedigend, wenn auch die Abhängigkeit des Schülers von seinem Lehrer begreiflicherweise noch ziemlich groß war. Das konnte sich erst im Laufe der Jahre geben, als Rabes begann, seine Schwingen kräftiger zu regen und sein Studiengebiet ins Ausland zu verlegen.



Altarraum in der alten Kirche in Kissingen

Zum erstenmal geschah das 1886, also ein Jahr nach der Moseltour. Rabes hatte durch einen Zufallsauftrag so viel verdient, daß er eine Reise nach Taormina wagen konnte, wo ein Maler wohnte, an den er empfohlen war. Rabes traf es in jeder Beziehung gut dort und blieb vom Herbst bis zum Mai. Und man kann wohl sagen, daß während dieser ersten Italienreise der Schmetterling aus der Puppe ausgekrochen und der Künstler Rabes eigentlich erst geboren worden ist. Außerdem ist Rabes in diesen Monaten zu der Erkenntnis gekommen, daß vorerst einmal für längere Zeit sein Arbeitsgebiet der Süden sein müsse. Schon mit zwanzig Jahren besuchte er zum erstenmal Ägypten. Immer wieder zog es ihn hinab in die Sonnenländer um das Mittelmeer, und so sehen wir ihn ungefähr zwanzig Jahre lang unterwegs zwischen Berlin, wohin er stets für länger oder kürzer zurückkehrt, und dem Süden. Er bereist, von ganz Europa abgesehen, Nordafrika von Marokko bis Ägypten, dieses in seiner ganzen Ausdehnung bis zum Sudan (Chartum und Omdurman), dann Syrien, Palästina und Kleinasien mit dem wiederholten Reiseziel Konstantinopel. Überall hatte er das

Glück, mit bedeutenden, interessanten Menschen zusammenzutreffen, die ihn häufig auch in liebenswürdigster und wirksamster Weise in seinen künstlerischen Zielen förderten. Er bekam dadurch auch Einblicke in Örtlichkeiten und Verhältnisse, die dem Durchschnittsreisenden verschlossen bleiben, und gewann auf diese Weise eine Kenntnis des Orients, wie sie in solcher umfassenden Lückenlosigkeit nur wenige besitzen.

Das gilt aber nicht nur allgemein, sondern ganz besonders auch in künstlerischer Beziehung. Denn sehen, um zu malen, war all die langen Jahre das Hauptziel dieses Reisenden aus Leidenschaft und Profession. Rabes war geradezu ein Fanatiker des Sehens, wie er auch immer ein Fanatiker der Arbeit, des Willens zum Gestalten, gewesen ist. Er hat unzählige Studien (schwarzweiß und farbig) aus dem Süden mitgebracht, und weit über hundert Bilder, von denen sich viele im Besitz deutscher und ausländischer Museen befinden, sind aus diesen Studien hervorgegangen. Sie bezeugen, mit welcher Begeisterung und Hingabe sich Rabes der künstlerischen Erschließung von Gegenden gewidmet hat, die bis dahin meist nur durch Photographien oder durch Schilderungen unzuverlässiger Schön- oder Effektmaler bekannt geworden sind. Rabes besitzt, was gerade ein Orientmaler in besonders hohem Grade haben muß: die Fähigkeit der Einfühlung und des vollständigen Sichversenkens auch in die seltsamsten, fremdesten Erscheinungsformen. Er sucht die neuen Dinge, die er sieht, nicht, wie das so viele tun, an Bekanntes anzugleichen, sondern er nimmt sie mit staunender Gläubigkeit, wie sie sind, und ruht nicht, bis es ihm glückt, sie auch festzuhalten in ihrer wahren Gestalt. In seinen Bildern verbindet sich das elementar Künstlerische, das Subjektive, zu unlösbarer Einheit mit pietätvollster Objektivität, und so entsteht in jedem Falle der Eindruck vollster Glaubwürdigkeit. Vielleicht darf bei diesem Anlaß darauf hingewiesen werden, daß Rabes die Studie wohl zu schätzen weiß, nicht nur in ihrem Werte für seine Arbeit, sondern auch an und für sich. Es ist ihm bewußt, daß der Reiz mancher Studie, der auf der Ursprünglichkeit und Frische und der fast visionären Unbewußtheit des Eindrucks beruht, später oft kaum wieder erreicht wird. Trotzdem ist er, un-



Finnische Landschaft



Bei Taormina

sers Erachtens mit Recht, der Meinung, daß die übertriebene Schätzung der Studie in unsern Tagen und vor allem der Brauch, sie einem ausgeführten Bilde bedingungslos vorzuziehen, eine Unsitte ist, die an Unfug grenzt. Niemals kann eine Studie ein Bild ersetzen oder selbst ein Bild sein. Es fiele ja auch keinem Dichter ein, seine Notizen als fertige Dichtungen zu veröffentlichen, und ebensowenig wird ein Komponist Entwürfe anstatt der Kompositionen in den Druck geben. Nur in der Kunst, in der doch in dieser Beziehung die gleichen Gesetze gelten, ist es allgemein üblich geworden, Studien als etwas Fertiges anzusehen. Ja, man erklärt in gewissen Kreisen jeden für rückständig und unkünstlerisch, der nach einer Studie ein Bild malt. (Die gesamte Malerei der letzten fünfhundert Jahre wäre also, wenn diese Theorie von der alleinseligmachenden Studie richtig wäre, überflüssig und unkünstlerisch gewesen.) Rabes aber hat sich durch diese Irrlehre nicht in seinen Überzeugungen wankend machen lassen. Er hat eine Studie stets als solche bezeichnet. Sein Ziel jedoch ist immer das Bild gewesen, das in fleißiger Arbeit im Atelier entsteht und über alles das, was in der Studie nur angedeutet sein kann, erst das letzte Wort sagt. Die Kunst, mit ganz wenigen Mitteln das Wesentliche eines Eindrucks wiederzugeben — was bekanntlich die Aufgabe der Studie ist —, kann nicht so leicht in Gefahr kommen, unterschätzt zu werden. Aber die Studie für das Bild selbst zu nehmen, ist unter allen Umständen töricht. Allerdings — begreiflich ist es, wenn man darin eine Reaktionserscheinung gegen die frühere allzu einseitige und maßlose Überschätzung des ausgeführten Bildes sieht. Im übrigen dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, da man wieder gelernt haben wird, beidem, der Studie und dem Bilde, gerecht zu werden. Dann wird man wohl auch allgemein wieder imstande sein, die Arbeit eines Künstlers wie Rabes nach ihrem vollen Wert zu schätzen.

Es gibt kaum ein die malerische Phantasie anregendes Motiv des Orients, das Rabes nicht irgend einmal zu gestalten unternommen hätte. Und was wäre am Ende im Orient nicht malerisch, was, genau genom-

men, in der ganzen weiten Welt? Gerade Rabes hat es dutzendemal bewiesen, daß auch aus einem Motiv, an dem ein andrer achtlos vorübergeht, Funken zu schlagen sind, wenn man sich nur auf die rechte Kunst versteht. Im Orient kommt ja zu dem Stofflichen, das oft einförmig, wenn auch für den Blickbegabten nie uninteressant ist, immer die Farbe, der Zauber der malerischen Stimmung. Wo ist das Straßenbild farbiger, wo sind die Gewänder bunter und die Sonnenuntergänge glühender als im Süden? Aber diese tausendfach abgestufte Farbigkeit, diese unendlich differenzierte Stimmung verlangt auch eine reiche Palette und eine außergewöhnliche Anschmiegsamkeit. Mit einem fertigen Rezeptstil, wie ihn die Modernsten vielfach anwenden, wäre da gar nichts zu machen. Man muß, ohne sich der Persönlichkeit zu begeben, rasch und immer wieder den Stil und die Technik wechseln können, wenn man diesem verwirrenden Vielerlei gewachsen bleiben will. Gerade das aber ist es, was wir an Rabes besonders schätzen: diese Fähigkeit, jedem Motiv mit der ihm allein gemäßen Technik beizukommen, so daß der Künstler stets neu scheint und dabei doch sich selbst niemals verleugnet; denn jedes dieser im einzelnen oft so sehr voneinander abweichenden Bilder ist letzten Endes doch ein echter Rabes.

Man täuschte sich nun sehr, wollte man Rabes auf Grund dieser jahrzehntelangen Orientmalerei nur für einen Orientspezialisten halten, wie es deren viele gibt. Oberflächliche Beurteiler haben das allerdings schon öfters getan. Sie hätten sich aber gewiß eines Besseren besonnen, wenn sie sich die geringe Mühe nicht hätten verdrießen lassen, nachzuforschen, was Rabes sonst noch gemalt habe. Sie hätten dann wohl mit einigem Staunen feststellen müssen, daß die Zahl der Werke von Rabes, die sich nicht mit dem Orient beschäftigen, kaum geringer ist als die seiner Orientbilder. Rabes hat die Orientmalerei nie in der Absicht betrieben, eine Lebensaufgabe daraus zu machen. Er sehnte sich nur, als Deutscher und als Maler, eine Weile unbändig nach Licht, Sonne, Farbe, Fülle und Schönheit. Und die fand er in erwünschtester Üppigkeit im Süden. Als aber der Hunger, der wütendste wenigstens, allmählich gestillt war, da wandte er sich, allzeit offenen Herzens und schönheitstrunkenen Auges, der übrigen Welt und ihrem Reichtum zu. Und es zeigte sich, daß auch sie unerschöpflich ist wie der Orient, und daß man eigentlich mehr als ein Menschenleben lang malen müßte, wollte man auch nur das Wichtigste von dem, was des Malens wert ist, auf die Leinwand bannen.

Rabes, der nun einmal das Reisen nicht lassen konnte, hat die Schönheit, wie sie Architektur und Natur gesondert oder im Verein bieten, in manchem andern europäischen Lande, in Frankreich vor allem, dann auch in Holland, Belgien, Dänemark, Spanien, in Rußland sogar und neuestens auch in Finnland gesucht und gefunden. Aber er hat über dem Ausland nie sein Vaterland vergessen, und man darf es wohl aussprechen, daß seine Bilder mit Motiven aus Nord-, Mittel- und Süddeutschland zu den schönsten, bestgeratenen und sicher auch empfundensten gehören, die er gemalt hat. Bemerkenswert ist an allen diesen Arbeiten, soweit zu ihrer Belebung figürliche Staffagen dienen, die Selbstverständlichkeit, mit der diese gutbeobachteten Figuren in das Bild gesetzt sind. Schon



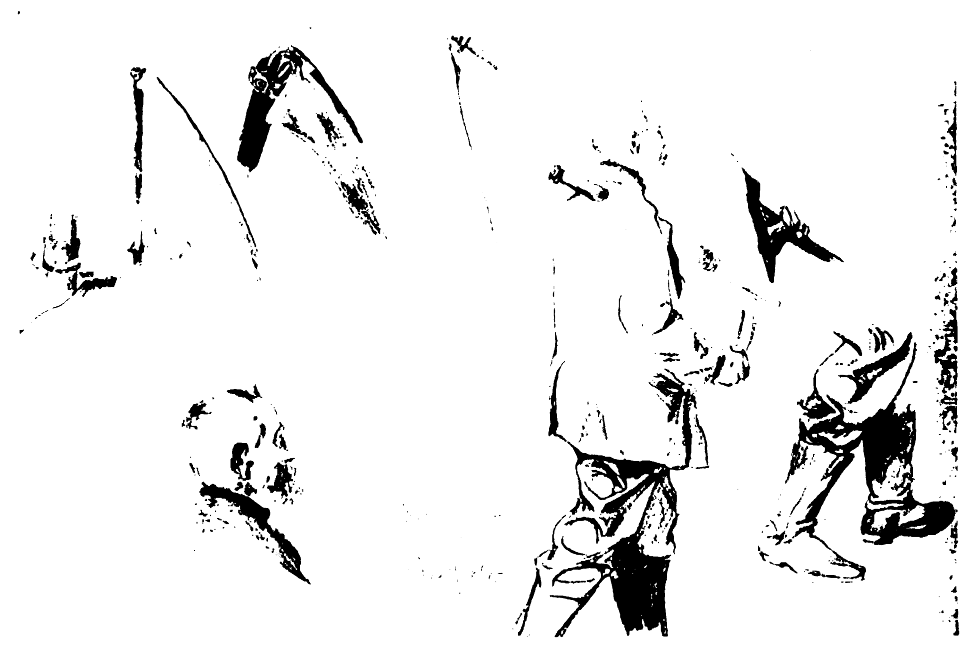
Araber



Klagemauer in Jerusalem

mancher Architekturmaler und Landschafter hat sich seine Bilder durch unbeholfene Staffagen verdorben, und wir wissen, daß verschiedene der besten alten Landschafter aus dieser Erkenntnis heraus sich die Staffagen von andern in ihre Bilder malen ließen. Rabes hätte das nie nötig gehabt. Er hat ein sehr feines Gefühl für Massenverteilung und Raumgliederung, und wie er Lichter und koloristische Pointen mit Treffsicherheit anzubringen weiß, so stehen auch seine Figuren genau an dem Platz, an den sie gehören. Gerade in dieser schweren Kunst hatte Rabes während des Krieges mehr als hinreichende Gelegenheit sich zu üben und zu vervollkommnen. Er hat zunächst auf dem östlichen und dann auf dem westlichen Kriegsschauplatz, in Flandern vor allem, eine Reihe von Bildern gemalt, die wohl zu den wertvollsten Urkunden des Weltkrieges gehören, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie, trotz ihrer Treue gegen das Gesehene und seine Furchtbarkeit, doch immer in erster Linie Dokumente künstlerischen Sehens, also einer primär künstlerischen Einstellung zu den Dingen, sind. Rabes ist eben so sehr Maler, daß auch das Schreckliche ihm noch Schönheiten offenbart. Er verschweigt, glättet und versüßlicht nichts. Aber er wählt stets den für den Maler günstigsten Ausschnitt und Augenblick. Und darum gehören seine Kriegsbilder zu den wenigen, an denen auch der dauernd seine Freude haben kann, dem die durchschnittliche Kriegsmalerei heute längst unerträglich geworden ist.

Ein reiches Feld künstlerischen Schaffens erschloß sich für Rabes in der Bildnismalerei, der er während seines ganzen Lebens treu geblieben ist. Er hat manche bedeutende Persönlichkeit und viele schöne Frauen und Kinder gemalt. Und man hat stets das Gefühl, daß diese Bildnisse ausgezeichnete Charakteristiken sind. Auch hier ist die Technik stets dem Wesen der Porträtierten angepaßt. Keins dieser Bilder gleicht dem andern, sowenig wie die Originale einander ähnlich sind. Und doch kann für den, der sich mit Rabes ein wenig beschäftigt hat, die Urheberschaft in keinem Falle zweifelhaft sein. Unter den Bildnissen,



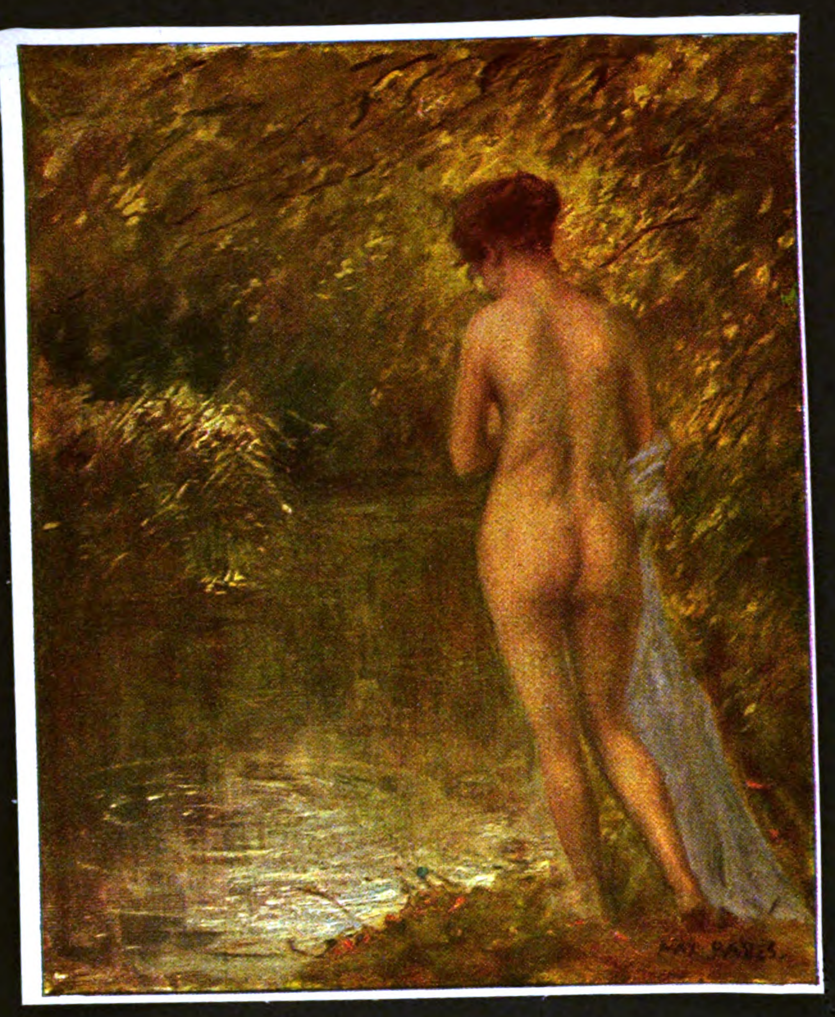
Aus dem Skizzenbuch

die Rabes gemalt hat, finden sich auch solche von Mitgliedern fürstlicher Häuser. Er hat 1898 die Fahrt des Kaisers nach Konstantinopel, Jerusalem und Damaskus sozusagen als Historiograph mit dem Stift und Pinsel mitgemacht und war in jüngster Zeit Gast auf Schloß Doorn, wo er vom Kaiser und seiner Umgebung einige Bleistift- und Farbenskizzen machte. Auch den Kronprinzen hat Rabes wiederholt gemalt. Als dieser noch auf Wieringen lebte, hat Rabes ihn besucht, und der Kronprinz, der selbst malt und zeichnet, nützte gern und mit Erfolg die Gelegenheit, bei dem erfahrenen Künstler »Korrektur« zu nehmen.

Es hat Rabes in seinem reichen und bewegten Leben an Ehren aller Art nicht gefehlt. Er erhielt u. a. den Geheimrat- und Professortitel verliehen, ist Ehrendoktor der Universität Erlangen und Ehrenbürger seiner Geburtsstadt. An dem Porträt, das wir hier von ihm zu entwerfen versucht haben, fehlte aber noch etwas sehr Wesentliches, wenn wir zu bemerken unterließen, daß Rabes auch von einer gerade in unsern Zeiten doppelt wohltuenden, aus dem Herzen kommenden harmonischen Liebenswürdigkeit ist. Wer einmal das Glück hatte, in seinem behaglich-stillen Berliner Heim empfangen zu werden, das außer vielen seiner besten eignen Bilder auch andre wertvolle Kunstwerke und originelle Reiseandenken birgt, der wird nicht nur die Erinnerung an einen feinen, vielseitigen Künstler, sondern auch an einen liebenswerten Menschen mit nach Hause genommen haben.



Aus dem Skizzenbuch



Max Rabes: Sommertag



# Wenn es köstlich gewesen ist

## Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

### Von Helene Voigt-Diederichs

## Die junge Frau

In den sechziger Jahren war es, kurz nach dem letzten Dänenkriege, als der Schleidampfer, der zwischen Schleswig und Kappeln auf und nieder fuhr, eine hochgewachsene junge Hamburgerin als Gast in das Siesebyer Pastorat brachte. Blauäugig war sie und dunkelblond, trug die Zöpfe nach der Mode der Zeit traubenschwer von Ohr zu Ohr gewunden. Sie hatte eine klare, kluge Stirn, hinter der sich die Erlebnisse treu und freudig aufspeicherten: alles, was geschah, war gut, und wenn es dies einmal nicht war, so wirkte es nachträglich Gutes.

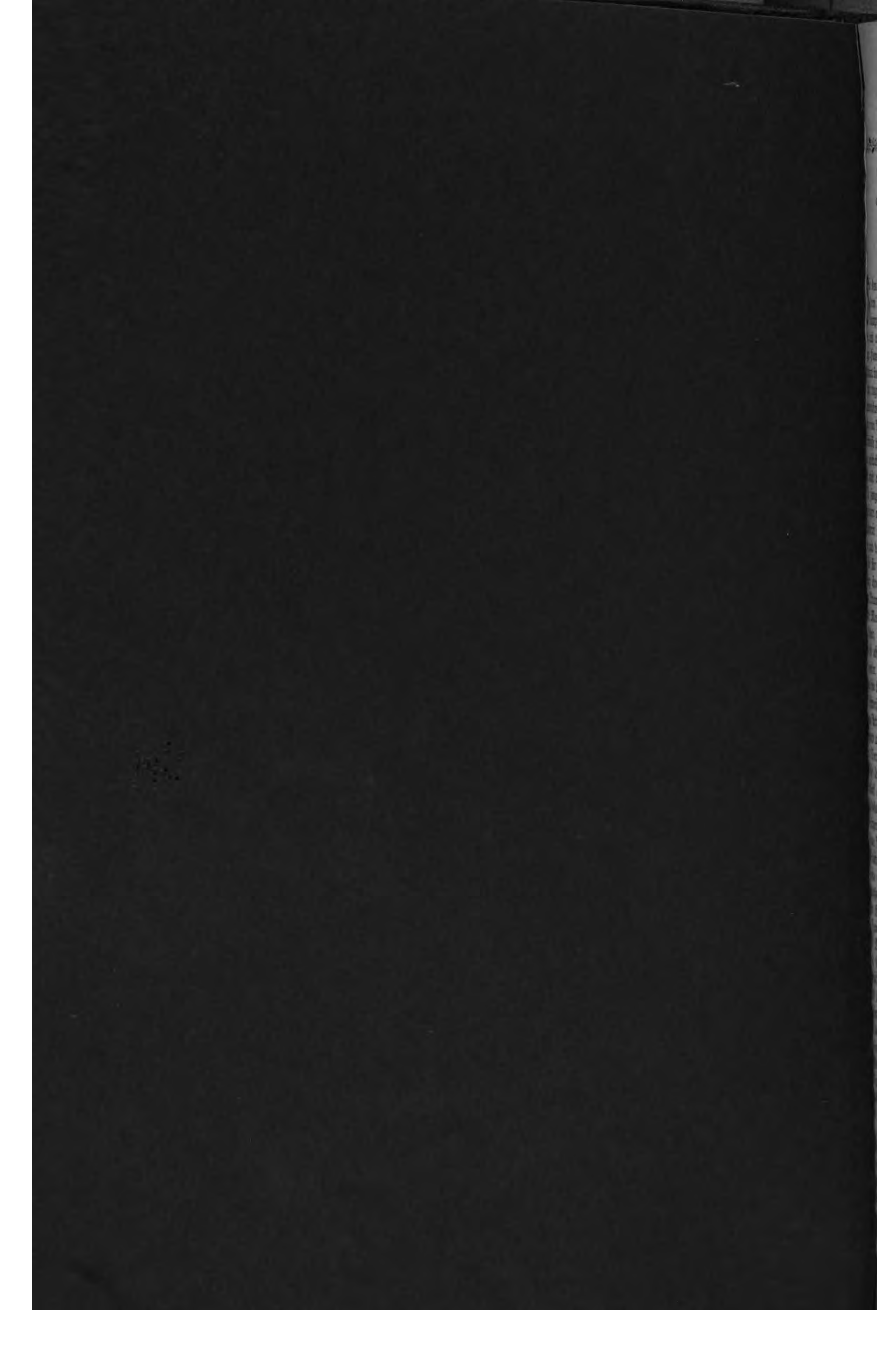
Die junge Marie Brinckmann kam zum Besuch ihrer einzigen Schwester Hulda. Diese war Erzieherin in der Familie des Landgeistlichen, gern und doch nicht bis ins Innerste befriedigt, da sie für sich selber noch brennend nach Erfüllung ihrer Wissensliebe und ihres künstlerischen Dranges begehrte. Wie schon manchmal, mußte Marie auch jetzt wieder vernehmen, daß sie selber ein wenig hausbacken geraten sei, was sie aber nicht im geringsten anfocht. Fest und heiter blieb sie wie sie war, bewunderte willig die bald prickelnd lebendige, bald launenhaft schweigsame Schwester, ohne sich in ihrer eignen Art gemindert oder erschüttert zu fühlen. Übrigens war sie verlobt, und ihre Hochzeit mit einem Tierarzt im Lauenburgischen stand bevor.

Diese letzte Tatsache veranlaßte einen häufigen Gast des Pastorats, den in der Nachbarschaft beheimateten Christian Theodor Voigt, zu dem ärgerlichen Seufzer: »Wenn man endlich mal eine sieht, die man leiden mag, dann ist sie schon nicht mehr zu haben!« Er war Landwirt und lebte nach den Jahren sachlicher Ausbildung im Hause seines Vaters, der Besitzer war des adligen Gutes Marienhoff. Zwischen den beiden Familien, deren Wohnungen nur eine viertel Wegstunde voneinander entfernt lagen, bestand der munterste Verkehr. Einmal, weil man mit etwa vorhandenem geselligem Bedürfnis auf die nächsten Nachbarn angewiesen war in dieser abgeschiedenen Landschaft Schwansen, ihren spärlichen alten, von Bauern, Fischern und Tagelöhnern besiedelten Dörfern und den großen Gutshöfen, die im Laufe der Jahrhunderte die Kleinwirtschaften aufgesogen hatten. Zweitens aber der verwandtschaftlichen Beziehungen wegen. Die Pastorin Nissen, die ihren Mann durch einen Zufall während des Dänenkrieges kennengelernt hatte, war eine Tochter von des Marienhöffers einziger Schwester, der Frau des Kapitäns Johannsen. Der Pastor liebte und verwöhnte seine Frau, deren Empfindlichkeit in der Familie sprichwörtlich war. Mit den Jahren ward sie rücksichtsvoller, unterlag seltener ihren Stimmungen und verbrachte, die meisten ihrer Kinder überlebend, lauteren und gläubigen Sinnes viele milde Greisenjahre als zärtliche Freundin der Menschen und vor allem ihrer Enkelinnen.

Also, Marie Brinckmann war verlobt; in dieser Richtung war von niemandem mehr etwas zu hoffen. Immerhin gab sie sich keineswegs spröde oder gar zu bräutlich abgeschlossen, überließ sich vielmehr, ihren Wilhelm fest im Herzen, heiter den neuen Eindrücken. Ein weibliches Wesen, das aus der Fremde für kurze Zeit in diese entlegene Stille hereinschneite, war an und für sich schon Gegenstand der Neugierde und der wohlwollenden Vorausmeinung. Ein paar Gutstöchter nebst ihren Müttern, einige meist ältere Lehrerinnen, das war alles, was man kannte. Um so freudiger wurde die Gestalt des jugendlichen Gastes begrüßt. Ungewöhnlich reizend und natürlich war Marie, ließ sich unbefangen, ohne sie im geringsten herauszufordern, mit Huldigung beschenken, an der es ihr hier wie überall nicht fehlte. Im rechten Augenblick konnte es auch einmal eine mutterwitzige Abwehr geben, so gut gelaunt, daß sie niemanden verletzte und jedes Band der Freundschaft nur fester anzog.

Marie konnte nicht ahnen, was für eine Wendung sich in ihrem Leben durch ihren Besuch bei den Siesebyer Pastorsleuten vorbereitete. Später freilich erinnerte sie sich, daß sie in dem Augenblick, wo sie zum erstenmal den Namen Marienhoff gelesen, einen versteinerten Seeigel, einen sogenannten Riesenknopf, den sie nach Mädchenweise als Glücksstein bei sich trug, mit ihrem Tuch aus der Tasche gerissen, so daß er, seltsam bedeutungsvoll für sie, die im allgemeinen nichts auf Vorzeichen gab, zu ihren Füßen liegengeblieben war.

Unbekümmert schritt sie zum erstenmal dem Gute entgegen, von den grasigen Uferhügeln der Schlei landeinwärts, ließ hinter sich das geräumige Pastorat, mit dem nach Landessitte zu jener Zeit eine Bauernwirtschaft verbunden war. Weiter wanderte sie zwischen den grünen Knicks der Koppeln Leidental und Freudental, die, von den Söhnen Voigt also getauft, auf dem Gutsplan strengere Namen führten. Später verließ sie den Weg, der öffentlich auf den Hof zulief, und schrägte ab, seitwärts durchs Feld und den baumreichen Garten. Also näherte sie sich von der Rückseite dem Herrenhause.



# Wenn es köstlich gewesen ist

## Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

### Von Helene Voigt-Diederichs

### Die junge Frau

In den sechziger Jahren war es, kurz nach dem letzten Dänenkriege, als der Schleidampfer, der zwischen Schleswig und Kappeln auf und nieder fuhr, eine hochgewachsene junge Hamburgerin als Gast in das Sieseby er Pastorat brachte. Blauäugig war sie und dunkelblond, trug die Zöpfe nach der Mode der Zeit traubenschwer von Ohr zu Ohr gewunden. Sie hatte eine klare, kluge Stirn, hinter der sich die Erlebnisse treu und freudig aufspeicherten: alles, was geschah, war gut, und wenn es dies einmal nicht war, so wirkte es nachträglich Gutes.

Die junge Marie Brinckmann kam zum Besuch ihrer einzigen Schwester Hulda. Diese war Erzieherin in der Familie des Landgeistlichen, gern und doch nicht bis ins Innerste befriedigt, da sie für sich selber noch brennend nach Erfüllung ihrer Wissensliebe und ihres künstlerischen Dranges begehrte. Wie schon manchmal, mußte Marie auch jetzt wieder vernehmen, daß sie selber ein wenig hausbacken geraten sei, was sie aber nicht im geringsten anfocht. Fest und heiter blieb sie wie sie war, bewunderte willig die bald prickelnd lebendige, bald launenhaft schweigsame Schwester, ohne sich in ihrer eignen Art gemindert oder erschüttert zu fühlen. Übrigens war sie verlobt, und ihre Hochzeit mit einem Tierarzt im Lauenburgischen stand bevor.

Diese letzte Tatsache veranlaßte einen häufigen Gast des Pastorats, den in der Nachbarschaft beheimateten Christian Theodor Voigt, zu dem ärgerlichen Seufzer: »Wenn man endlich mal eine sieht, die man leiden mag, dann ist sie schon nicht mehr zu haben!« Er war Landwirt und lebte nach den Jahren sachlicher Ausbildung im Hause seines Vaters, der Besitzer war des adligen Gutes Marienhoff. Zwischen den beiden Familien, deren Wohnungen nur eine viertel Wegstunde voneinander entfernt lagen, bestand der munterste Verkehr. Einmal, weil man mit etwa vorhandenem geselligem Bedürfnis auf die nächsten Nachbarn angewiesen war in dieser abgeschiebenen Landschaft Schwansen, ihren spärlichen alten, von Bauern, Fischern und Tagelöhnern besiedelten Dörfern und den großen Gutshöfen, die im Laufe der Jahrhunderte die Kleinwirtschaften aufgesogen hatten. Zweitens aber der verwandtschaftlichen Beziehungen wegen. Die Pastorin Nissen, die ihren Mann durch einen Zufall während des Dänenkrieges kennengelernt hatte, war eine Tochter von des Marienhöffers einziger Schwester, der Frau des Kapitäns Johannsen. Der Pastor liebte und verwöhnte seine Frau, deren Empfindlichkeit in der Familie sprichwörtlich war. Mit den Jahren ward sie rücksichtsvoller, unterlag seltener ihren Stimmungen und verbrachte, die meisten ihrer Kinder überlebend, lauteren und gläubigen Sinnes viele milde Greisenjahre als zärtliche Freundin der Menschen und vor allem ihrer Enkelinnen.

Also, Marie Brinckmann war verlobt; in dieser Richtung war von niemandem mehr etwas zu hoffen. Immerhin gab sie sich keineswegs spröde oder gar zu bräutlich abgeschlossen, überließ sich vielmehr, ihren Wilhelm fest im Herzen, heiter den neuen Eindrücken. Ein weibliches Wesen, das aus der Fremde für kurze Zeit in diese entlegene Stille hereinschneite, war an und für sich schon Gegenstand der Neugierde und der wohlwollenden Vorausmeinung. Ein paar Gutstöchter nebst ihren Müttern, einige meist ältere Lehrerinnen, das war alles, was man kannte. Um so freudiger wurde die Gestalt des jugendlichen Gastes begrüßt. Ungewöhnlich reizend und natürlich war Marie, ließ sich unbefangen, ohne sie im geringsten herauszufordern, mit Huldigung beschenken, an der es ihr hier wie überall nicht fehlte. Im rechten Augenblick konnte es auch einmal eine mutterwitzige Abwehr geben, so gut gelaunt, daß sie niemanden verletzte und jedes Band der Freundschaft nur fester anzog.

Marie konnte nicht ahnen, was für eine Wendung sich in ihrem Leben durch ihren Besuch bei den Sieseby er Pastorsleuten vorbereitete. Später freilich erinnerte sie sich, daß sie in dem Augenblick, wo sie zum erstenmal den Namen Marienhoff gelesen, einen versteinerten Seeigel, einen sogenannten Riesenknopf, den sie nach Mädchenweise als Glücksstein bei sich trug, mit ihrem Tuch aus der Tasche gerissen, so daß er, seltsam bedeutungsvoll für sie, die im allgemeinen nichts auf Vorzeichen gab, zu ihren Füßen liegengeblieben war.

Unbekümmert schritt sie zum erstenmal dem Gute entgegen, von den grasigen Uferhügeln der Schlei landeinwärts, ließ hinter sich das geräumige Pastorat, mit dem nach Landessitte zu jener Zeit eine Bauernwirtschaft verbunden war. Weiter wanderte sie zwischen den grünen Knicks der Koppeln Leidental und Freudental, die, von den Söhnen Voigt also getauft, auf dem Gutsplan strengere Namen führten. Später verließ sie den Weg, der öffentlich auf den Hof zulief, und schrägte ab, seitwärts durchs Feld und den baumreichen Garten. Also näherte sie sich von der Rückseite dem Herrenhause.

Hier in dem von weißen Flügeln umrahmten Dunkel der offenen Saaltür stand erwartungsvoll das Fräulein Kunigunde, dem die Neigung des Bruders kein Geheimnis mehr war. Sie füllte mit ihrer bauschigen Krinoline den ganzen Raum von Pfosten zu Pfosten. Wie komm' ich nur an ihr vorbei? überlegte heiter Marie.

Nicht nur auf diesem Gute, sondern auch auf den umliegenden ward ihr der beste Empfang bereitet. Es fehlte im Laufe der Wochen nicht an lebhaftem Wiedersehen beim sonntäglichen Kirchgang, an Einladungen zu Kaffee und Abendbrot, an Pfänderspiel und Liebhaberbühne. Die Mitglieder dieser letzten ward Christian Theodor unter dem freudigen und beweglichen Nachwuchs des benachbarten Criesebp; gab es nicht gerade Sturzäcker, einen bösen Stier oder allzu nasse Getreidewildnis, konnte man die öffentlichen Wege vermeiden und war, da die Scheiden der Gutskoppeln sich berührten, querfeldein schnell beieinander.

Es blieb nicht bei diesem ersten Aufenthalt Mariens in der Gegend. Als sie zum zweitenmal auf den bringlichen Wunsch der Pastorin ihre Schwester besuchte, war es kurz vor dem Tage, an dem ihre Hochzeit hatte stattfinden sollen. Ihre Aussteuer stand fertig am neuen Wohnort — aber der Bräutigam war tot, ganz jäh aus dem Leben gerissen. So schnell, bald nach dem letzten Abschied von der Mutter, kam dies neue schwere Leid über die Braut. Ihren Angehörigen erschien sie unheimlich gefaßt, für sich selber weinte sie so heiß, wie nur ein Mädchen weinen kann, das von der Schwelle des Glücks gestoßen wird.

Aber dann ergab sie sich dem Unabänderlichen. Das Gewesene wurde ihr angesichts auch dieses Schicksals zum Freund der Zukunft. Sie schloß sich nicht ab, sondern suchte Arbeit und Menschen, spendete Hilfe und Heiterkeit, wo immer es not tat. Ihre Wangen und Augen erblühten aufs neue; in diesem Augenblick, da die Sonne ihres Wesens Herr ward über die Schatten der Vergangenheit, erschien sie allen, die sie liebten, reizender denn je.

Unter den heiratsfreundlichen Männern der Gegend war es vor allem der hoch und schmal gebaute Gutssohn von Marienhoff mit dem dunkelwelligen, rostüberflogenen Haar und den hellen Augen, dessen ungestilltes Herz rettungslos ihrem Zauber verfiel. Hierbei geriet Marie ohne Wissen und Zutun ihrer Schwester ins Gehege. »Laß mir Theodor und nimm du den Büchenauer!« schlug Hulda flehentlich vor.

Aber Theodor wollte nicht die sprühende, bald kratzbürstige, bald heiß liebenswerte Hulda, die, ein bewegliches Segelschiff, sich allen Winden ergab, sondern das zuverlässige, fest von Ruder und Steuer bediente Boot der jungen Marie. Nach allerhand gemeinsamen Einladungen — jede Hausmutter, unter deren Flügeln eine Verlobung ausgebrütet ward, war stolz auf ihr Werk — nach abendlichem Heimbegleiten, Zögern beim Abschied und manchem bedeutungsvollen Wort kam es zur stillen Einigkeit zwischen den beiden Menschen. An einem Frühlingsnachmittage verlobten sie sich während eines Spazierganges auf den Ulsbergen der Schlei. Theodor trug dem Mädchen ernst und voll reinstem Zukunftswillen seine Hand an und empfing Mariens Jawort. Um einen Kuß bat er nicht. Sie wunderte sich nicht lange, sondern suchte zu begreifen, daß seine Natur, anders geartet als ihre, trotzdem sie aus tiefster Seele beglückt schien, alsbald von Gedanken an den großen Wandel alles Lebens verantwortlich befallen sei.

Seinen Eltern war die neue Tochter willkommen. Die Mutter begrüßte sie in ihrer etwas steifen Freundlichkeit. Des Vaters Art war es nicht, besondere Reden und Wünsche loszulassen. Er war bekannt wegen seiner Schweigsamkeit; durchbrach er diese einmal, traf sein Wort den Nagel auf den Kopf. Aber es traf nicht nur, es galt auch; so war ihm lange schon der Beiname Ehrenvoigt angehängt worden. Ihm, der als Neunzehnjähriger seine um zwei Jahre jüngere Braut heimgeführt hatte, waren die Heiratspläne seines Sohnes durchaus recht, aber er tat nicht das mindeste, sie zu fördern. Ja, es war keine Rede mehr davon, daß dieser selbständig das Gut übernehmen solle, was früher des öfteren angedeutet war und überhaupt nahelag, da seine Brüder bereits im Besitz von Haus und Hof waren.

Im Laufe des Sommers ward beschlossen, daß die Braut, die heimatlos war nach dem Tode ihrer verwitweten Mutter, bis zum nächsten Jahre nach Jütland gehen sollte auf das Gut ihres künftigen Schwagers, um sich mit der Führung eines ländlichen Hauswesens vertraut zu machen. An einem Septemberabend bestieg sie in Kiel den Dampfer und trat die Reise an, während ihr Verlobter in der Mondendämmerung daheim auf dem Felde stand — genau an dem Fleck, von wo er noch vor wenig Tagen seine Braut durchs Fernrohr die Wetterwarte eines entfernten Gutes hatte betrachten lassen — und sehnsüchtig der mutmaßlichen Richtung des Schiffes nachspähte. Von Sveigaard aus beantwortete sie dann seine langen und zahlreichen Briefe, in der festen, leichten, unendlich ebenmäßig und wohlgestaltet hinfließenden Schrift, die auch späterhin in jedem Augenblick ihres langen Lebens der Ausdruck ihrer beherrschten, gütigen, sich nirgend nachgebenden Natur blieb.

Ja, so schrieb Marie Brinckmann von Dänemark aus an ihren Verlobten — zärtliche Erwiderung und herzliche Gelübde, auch einmal Verzeihung erbittend, daß sie wohl noch etwas übermütig sei. »Bin ich erst ganz dein, können

wir uns wohl besser verständigen.« — »Wir müssen uns vor Lauheit hüten, die wohl am meisten vorkommt; die Liebe will gepflegt sein«, hieß es an andrer Stelle. Den philosophischen Teil seiner Briefe ließ sie unbeantwortet, stimmte »nur im allgemeinen demselben bei«; lieber verweilte sie über sachlichen Fragen und Ratschlägen. Vor allem bewegte sie der Gedanke an die Beziehung zwischen Herrschaft und Gesinde; lebhaft empfand sie, daß gerade hier Wandel not tat. Man müsse die Dienstboten anhänglich machen, ihnen Geschmack an netten Stuben, reinlichem Zeug beibringen, ferner nicht alles, was man verlange, in befehlendem Tone sagen. Einmal auch floß ihr Herz zur Beichte über. »O mein Theodor, du bist mir doch nicht böse, daß ich Laura beneide?« Das war, nachdem sie ein zartes Wort über die Mutterhoffnung ihrer Schwägerin hatte einfließen lassen.

Die Briefe ihres Bräutigams brachten ihr rückhaltlos sein einsames, der Philosophie und den schönen Künsten, vor allem der Musik zugeneigtes liebesuchendes Herz, brachten ihr das reine Vorgefühl des Glücks, das er selber von dem Leben mit ihr sich innig versprach. Weltanschauliche Stimmungen und Gottgefühle, oftmals auch in Versen ausgesprochen, wechselten mit Seufzern über Kälte und Regengräue und Klagen über das beweinenswerte Schicksal, das der Vater nach dem Tode der großen Pappel nun auch den Linden zu bereiten scheine. Doppelt weh tat in diesem Herbst der Fall des Laubes, »das um uns flüsterte, als wir uns fanden«. Mehr und mehr ward die Braut nicht nur der Mittelpunkt seines Fühlens, sondern auch seines Denkens. »Die vernünftigen Ansichten, die du von den Dingen hast, würden mich zu dir hinziehen, auch wenn du ein Mann wärest.« Es fehlte nicht an ergötzlichen Bildern des täglichen Lebens im Elternhause. Da war die Mutter, sauber, übergenau, stets wie aus dem Ei gepellt, die so eisig vornehm und ebenso unbeherrscht sich gebärden konnte. Der Vater, für gewöhnlich karg und umständlich, bei besonderem Anlaß aber auch einmal weniger rechnend, ging seinen stillen nahen Weg der Arbeit, im unmodischen blauen Frack, der ihm zum Verschleiß gerade recht war. Nur bei ausgesuchter Gelegenheit warf er ein kleines beizendes Wort in die Unterhaltung oder offenbarte durch eine schnurrige Handlung, daß ihm der Schelm im Nacken saß. Schwierig und schweigsam war man, durchschaute sich unaufhörlich, freilich ohne allzuviel guten Willen, dem andern gerecht zu werden. Nachsichtiger als bisher ward des Sohnes Urteil, nicht in der Tiefe fand er die Ursache täglicher Verstimmungen; sein Herz füllte sich mit Gelübden, das eigne häusliche Glück dermaleinst wie ein Kleinod vor törichten Zwischenfällen zu hüten.

Immer inniger sehnte sich Marie dem Tage entgegen, an dem sie, die Heimatlose, die lang erwünschte Ruhe genießen sollte, vielmehr, wie sie sofort hinzufügte, die willkommene Unruhe des eignen Hausstandes. Indessen, im Laufe des Winters zogen Wolken hoch am bräutlich klaren Himmel des jungen Paares. Was von jeher überall zwischen alt und jung geschieht, geschah auch hier. Der Vater mochte sich nicht dazu verstehen, die Wirtschaft abzuliefern. Lange traute der Sohn sich nicht, mit einer endgültigen Frage zu kommen. Endlich, nach manch verblümter Abwehr, wagte er es und erlangte, fast unverhofft, die Zusage, daß er im Frühling das Gut in Pacht erhalten solle. Damit war denn der Heirat nichts mehr im Wege. Von seinen eignen Plänen sprach der Vater nicht, ja, es war unklar, ob sie überhaupt schon feststanden.

So wurde denn für den fünfzehnten April die Hochzeit anberaumt; es erfüllte sich Mariens Wunsch, daß die Heirat aller drei Geschwister Brinckmann in die gleiche Woche fiel. Besondere Zurüstungen waren nicht nötig. Die Aussteuer stand fertig, das Brautkleid war genäht seit Jahr und Tag. Die Vergangenheit warf keinen Schatten. Leben und Gegenwart kränkten nicht die Erinnerung an den Toten, dessen Goldring die junge Frau, neben dem ihres Mannes, zu stillem Gedenken am Finger trug.

Die Trauung geschah in der uralten Sieseby er Kirche, deren dunkles Pfannendach die zerstreuten Strohfirste des Schleidorfes überwuchtete. Lichter und freudiger hätte die Braut sich Tag und Stunde gedacht. Ein wenig kahl und nüchtern erschien ihr das viele Weiß der Wände, die vor mehr als einem Menschenalter jedes Schmuckes beraubt waren, indem »die vielen die Andacht störenden Bilder, Schnitzarbeiten und dergleichen, auch die skandalösen Fresken, Geweihe und Wappen, Inschriften abgeschafft und das Ganze, dem Salomonischen Tempel gleich, einfach mit Geschmack perlgrau und goldig ausgeziert ward«. Nur die alte Kanzel mit ihren eichengeschnitzten Bildern und den plattdeutschen Sprüchen hatte man vor kurzem aus dem Bodengerümpel wieder hervorgesucht. Mächtig füllte die Stimme des weißhaarigen Pastors den Raum, und das »In Schmerzen sollst du Kinder gebären!« dröhnte unmäßig zukunftsschwer in die Ohren der jungen Braut.

Kurz darauf sollte die Übergabe der Pacht vor sich gehen. Mehrere Herren der Umgegend erschienen, um die Bedingungen unbeteiligt festzusetzen. Plötzlich trat einer von ihnen bei der jungen Frau ein, um ihr Glück zu wünschen. »Sie sind schon fertig mit der Ablieferung?« fragte sie erfreut, in der Meinung, daß alle Geschäfte schon erledigt seien. Da erfuhr sie denn mit Staunen: der Entschluß des Schwiegervaters,

sich von seinem Eigentum halbwegs zu lösen, hatte sein Gemüt so weit aufgelockert, daß er aus freien Stücken bereit war, dem Sohne das Gut ganz einfach zu verkaufen.

So war nun die mittellose Waise an der Seite ihres Mannes zur Herrin und Mitbesitzerin des Gutes geworden. »Ich hatte gar nichts, keine Heimat und kein nichts mehr,« erzählte sie wohl späterhin ihren Kindern. »Aber glaubt ihr, mein Glück wäre mir zu Kopf gestiegen? Ich dachte nichts andres, als daß es traurig sei, daß meine Mutter dies nicht sehen könne.«

In der ganzen Frische ihrer reinen Jugend erblühte die junge Frau. Neben ihrer eingeborenen Würde brachte sie Vertrauen, Heiterkeit und zuversichtliche Bereitschaft. Diese Tugenden keimten nicht ohne weiteres im Voigtschen Geblüt, auch nicht in dem der Ebelings, dem die Schwiegermutter entstammte, obschon gerade dieser letzten ein seltenes Mal Beweglichkeit und Lebensfreude wie aus einem Schacht hervorbrachen. Marie brachte ihren neuen Mahagoni-Hausrat herbei und aus der Mutter Stube den geliebten dunkelroten Sekretär mit dem Messingbeschlag und die bescheiden zierlichen Urvaterlehnstühle. Sie brachte ihr ererbtes Kästchen mit Nadeln und Garn, das eine heimliche Spieluhr war, die mit Silberstimme gerade zwei Lieder zwitschern konnte. Und schließlich war diese selbe junge Frau es, die in der Gegend die erste, bis dahin unbekannte Nähmaschine einführte, und wenige Jahre später die Hängelampe, sehr zu ihrer eignen seelischen Entlastung. Kinder, spielend und tobend unter und über dem Tisch, daraufstehend ein brennendes Petroleumlicht, das hatte ihr niemals im gleichen Raume taugen wollen.

Vorerst blieben die Eltern noch auf dem Gute wohnen; nur ein Teil der Zimmer war den neuen Besitzern überlassen worden. Die Mutter hütete sich vor jeder Einmischung, ja, sie wollte nicht einmal um Rat gefragt sein. Aber die Kinderkrankheiten der jungen Wirtschaft entgingen ihr nicht, und sie tauschte über den Mittagstisch weg manch stillen Blick mit der kränklichen Kunigunde, die nach der Heirat und dem frühen Tode ihrer anmutigen und liebenswerten Schwester in ihrer Giebelstube mit Büchern und Leinenstickereien ein abgeschlossenes, nicht sehr glückliches Haustochterleben führte. Sehnsüchtig war sie und reizbar und ist nicht viele Jahre später in noch jugendlichem Alter ohne rechte Entfaltung dahingeschwunden.

Bescheiden und gerecht verstand die junge Frau die Gefühle der Menschen zu schonen, in deren Mitte sie als Neuling eingetreten war. Sie nahm niemanden in Anspruch, guckte sich insgeheim mancherlei ab von den tüchtigen Mädchen, vor allem von der Meierin, die sie vorfand. Aber gelegentlich saß sie doch fest und kam mit der etwas zagen Frage zur Schwiegermutter: »Was sollen wir doch bloß heute essen?« — »Ja, Marie, was wollen wir essen?« kam es steif und freundlich zurück. Das war alles, und so lernte die junge Frau das Schwimmen, wie ein Hund, der ins Wasser geworfen wird. Ihr Mann konnte ihr nicht beistehen; es war seine Art nicht, sich um weibliche Angelegenheiten zu kümmern, und dann nahm ihn auch die Gutswirtschaft in Anspruch, für die er jetzt allein verantwortlich war. Wenn Ehrenvoigt einmal draußenvor war, so blieb er draußenvor; halben Kram, den liebte er nicht.

Übrigens verließen die Eltern noch im Laufe des Frühlings den Hof, wohnten ein paar Monate in der kleinen Hafenstadt und dann in der leerstehenden Wohnung des Nachbargutes Staun, das ehemals dem frühverstorbenen Ältesten der drei Geschwister Voigt zu eigen gewesen war. Hier lebte der Vater nur noch kurze Zeit; seine Witwe erwarb ein Haus in Vorby und siedelte mit Kunigunde dorthin über. Auf dem Stammsitz behielt sie sich eins der Zimmer noch lange zu ihrem persönlichen Gebrauch vor, obgleich sie alle Möbel daraus mitgenommen hatte. Und sie ließ die Schwiegertochter deutlich ihren Unwillen spüren, als sie einmal bei einem unerwarteten Besuch in ihrem leeren Raum die Näherin an der Arbeit fand.

Unter den eingesessenen Gutsnachbarinnen ringsum mochte manche sein, die mit Lächeln und Zweifel auf die landfremde Hamburgerin blickte. Aber da blieb keine, die sich nicht hätte ergeben müssen vor so viel Umsicht und Arbeitsfreude und vor all dem unbekümmerten Vertrauen, sich Rat zu holen oder einen Fehler zuzugeben. An ihres Mannes Augen sah Marie, daß er mit ihr zufrieden war, und sie freute sich auf den Abend, der nach dem langen bunten Tag endlich ihnen allein gehören sollte. Ihm hatte das eheliche Glück alles geistige Wollen neu entzündet; eifrig nahm er vor Schluß des Tages seine Studien wieder auf. Da waren die englischen Unterrichtsbriefe, die geliebte Sternenkunde, da waren Geige und Flöte und die Werke der großen Dichter, vor allem die des einen unerschöpflichen Goethe. Ob der über alles frühere Dasein hinausgeführte Liebende je bis ins tiefste gewußt hat, wieviel von diesem Geist aller Geister neben ihm blühte in der anmutvollen Gestalt seiner immer kindlichen, immer unüberwindlichen jungen Frau?

Bald fand auch Marie selige Wege zur Vollendung ihrer letzten Sehnsucht, an die sie bis dahin, immer stark im unmittelbaren Leben, nur selten Traum oder Gedanken verschwendet hatte. Sie fühlte sich Mutter, und bereits im nächsten Spätwinter brachte sie ihr erstes Kind zur Welt. Eigentlich waren es Zwillinge, ein Mädchen und ein Knabe, aber nur der letzte blieb ihr



Emil Keyser: Spielende Kinder

Aus der Galerie Eduard Schulte in Berlin

erhalten. Er bekam seinen Namen nach ihrem mit Stolz geliebten Bruder Justus. Viele schwere Stunden hatte sie um dieses jungen Wesens willen durchlitten, und der grauhaarige Kutscher schloß Türen und Fenster in dem Teil des Hauses, den das Gesinde bewohnte — daß nur ja keins der Mädchen die Not der Herrin miterlebe und daraufhin ein für allemal dem Wunsch nach einer Heirat absage.

Zu jener Zeit war es Brauch, die Mutterschaft als etwas so Gesundes und Natürliches anzusehen, daß ihren Erscheinungen keine besondere Pflege zuteil ward. Marie erholte sich rasch, und nun brauchte sie, das eigne Kind am Herzen, nicht mehr neidisch zu sein auf ihre Schwägerin in Jütland — was freilich schon damals innigste Mitfreude eingeschlossen hatte. Ein weiter Kreis zu lieben und zu wirken, zu wärmen und zu leuchten, ward der jungen Frau geschenkt. Auf beiden Füßen stand sie mitten darin. Die Jahre kamen und schwanden, brachten neue Kinder, brachten Last und Segen, Verdruß, Hoffnung und Glück. Mariens Kraft, da zu sein, wo immer es not tat, blieb ihr erhalten und wuchs; nie erlag sie, immer war sie es, die jedes Ding zu seinem besten Ende leitete.

»Wenn ich so sehe, was alles auf mich einstürmt, muß ich selber lachen,« konnte sie wohl, mitten im Gewoge noch, herzlich bekennen. »Aber wahrlich,« fuhr sie fort, »ich tröste mich damit, daß das Leben köstlich gewesen ist, wenn es Mühe gehabt hat und viel Arbeit.«

## Das alte Haus

Ein Nebenweg, der zwei größere Wege verband, führte am Hof und seinen Ländereien vorbei, von einem der hohen weißen Scheibesteine bis zum andern. Hin und wieder wurden sie frisch gekalkt und auch die Teerbuchstaben nachgezogen, die den Namen des Gutes anzeigten. Da pflegte gern dies oder jenes der Pferde vor dem ungewohnten Anblick zu scheuen. Hier in diesem entlegenen Winkel der Halbinsel Schwansen sahen sie kaum andres als das, was sie alle Tage sahen. Ein seltenes Mal geschah es, daß ein Hundefuhrwerk, eine Frau mit einem Regenschirm oder gar ein wunderlicher Reiter, nicht von einem Tier, sondern hoch vom Zweirad her, die Gäule erschreckte. Das gab wenigstens einen rechtschaffenen Grund, in der Deichsel zu steigen oder, bereit zum Durchbrennen, das Gebiß zwischen die Zähne zu klemmen.

Den Weg, der von der Dorfseite herzulief, begleitete eine Eschenreihe, locker schattend über dem Knick von Dorn, Hasel und Hainbuchen. Für diese hatte der Vater als kleiner Junge mit seinem Vater die Pflanzlöcher ausgehoben. Hart vor dem Hof standen die Eschen enger und höher, im lichten Geflirr ihrer Kronen tummelten sich Spatzen und Elstern. Linkerhand stieß, den Knick unterbrechend, das Giebelende der Scheune an den Weg. Rechts streckte sich, an der Feldseite von gewaltigen Eschen überspannt, der lange braune Teich, daneben das Kuhhaus mit seinem Dungplatz. Die geschorene Hecke auf den Wällen, die, aus rohen Granitfindlingen gesetzt, sich zwischen Hof und Weg schoben, war über der geschwungenen Einfahrt fast zu einem Bogen hochgewölbt. Die weißen feinstäbigen Gittertore, eigentlich nur zum Schmuck vorhanden, standen stets weit geöffnet.

Der Hofplatz war sehr geräumig, immerhin anfangs noch zusammengehalten durch die lange Fachwerkflucht der Gebäude, deren spitze Moosdächer von Lindenzweigen gestreichelt oder gepeitscht wurden. Hier im Schutz der Bäume hatten Wagen und Ackergerät, Dreschmaschinengöpel, Holz in Stößen und Stämmen, Schleifstein und Hundehaus ihren Platz. Das werktägliche Durcheinander störte nicht im lebendigen Regelmaß der Anlage.

Im ferneren Verlauf weitete sich der Hofraum zu einem Viereck, seitwärts von Ställen und einem Stück Gartenzaun eingefaßt. Geradevor, leise bergan hinter steinernen Rabatten und einer neuen Querreihe von Linden, stand das weiße Herrenhaus. Es hatte schwarze Grundmauern, spiegelnde Fensterfluchten und ein rotes, alterdunkles Pfannendach. Im Mittelgiebel, unter dem allerhöchsten, meist leise geöffneten Scheibenauge, prangte dunkel und breit, aus Eisen geschnitten, die Jahreszahl 1803.

Kein Wirtschaftsgerät durfte sich in diesem Raum vor dem Herrenhause aufhalten. Würde und Sauberkeit schienen aus seinen Poren zu dringen, weder Halm noch Pfütze noch tiefere Radspur zeigten sich. Außer kleinen zierlich geschrägten Nebenrasen war in der Mitte ein großer da, rund und steingefaßt. Oftmals schickte die Mutter ein Kind, freche Ferkel und Hühner vom Wühlen und Scharren zu verjagen, und es war ihr eine Herzensfreude, wenn der Vater hin und wieder die Löcher mit Grassoden zuplacken ließ. Dann stellte sie wohl, ihm zu Dank und Überraschung, ein Mädchen an, daß es mit einem Messer Gras ausstäche zwischen dem Pflaster der steinernen Brücke am Pferdestall.

Zu der Vorfahren Zeit und während der ersten Ehejahre der Mutter war der Platz im Hause beengt; später, nach dem Bau der Meierei, die nicht nur die Milchwirtschaft mit Butterfaß und Käserei, sondern auch Mädchenkammern und die großen eingemauerten Kupferkessel aufnahm, gab es mehr Raum und Stille, die besonders der Vater liebte, freilich inmitten der wachsenden Kinderschar nur selten genoß.

Durch die zierliche Glastür betrat man die luftige Hausdiele. Erntekronen, in denen Ähren und Rauschgold flüsterten, hingen an den Deckbalken, die Fenster hatten lebende Vorhänge von Efeu, der in langen Ranken bis zu den Scheiben über der Tür hinaufkroch. An den Wänden standen, feuergelb bemalt, die Schränke für Kleider, Leinen, Mehlwaren und Gewürze. Ferner überwinterten hier die sonst vor dem Eingang im Freien aufgestellten grünen Kübel mit Oleander, Lorbeer und den beiden Lebensbäumen, die von der Mutter herangezogen waren aus Ablegern vom Grabe ihres in Heidelberg verstorbenen Vaters, das sie selber nie gesehen hatte. Unter der Treppe hing eine Reihe von kleinen Schirmlampen: die Küchenlampe, die Mädchenlampe, die Lampe für Spinnstube und Knechte, die für die Diele und der Meierin ihre; sie gehörten zu den notwendigsten Hausgeräten, die sorglich instand gehalten wurden. Noch wichtiger war das Dasein der englischen Wanduhr mit der wassergrünen Landschaft unter dem klaren Zifferblatt. Sie ging unermüdlich treu die ganze Woche hindurch, meist eine halbe Stunde vor, damit Bahn oder Schiff von etwa Reisenden nicht verpaßt wurden. Sie hatte eine Stimme, die fest und pünktlich war wie das Wort der Mutter, wenn sie ein wenig kurz ward und »Gehorche!« sagte. Jegliches Getriebe von Haus und Wirtschaft regelte ihr Schlag, weckte Leben auf und dämpfte Leben. Kinderstimmen in Spiel, Freude oder Zorn, Mädchenträllern und Klappern von Geschirr und Pferdehufen, ja sogar Hunde, Hühner und Spatzen draußen auf den Steinen hörten zu und schwiegen, wenn sie sprach.

Türen leiteten von allen Seiten in das Innere des Hauses. Links von der Diele lag die Schreibstube; es war bezeichnend für ihre Art, daß eine Stufe hinaufführte. Sie hatte weiße Wände und steifen alten Hausrat. Den schmalen edelbeschlagenen Mahagoniglasschrank, den schlichten Schreibtisch aus Eichenholz, den schwarzen Backensessel und den eichenen Klappstuhl, der sorgfältig gezimmert war aus einem Balken des am Gründonnerstag Anno 1849 vor Eckernförde in die Luft geflogenen Kriegsschiffes »Christian der Achte«. Ferner gab es straffgefüllte Bücherborte, Barometer und Mikroskop, daneben eine Reihe von Jagdflinten und das Ölbild des puderzöpfigen Ahnherrn in roter dänischer Hoftracht. Von dieser Strenge ausgenommen war der große geschwungene Nußbaumschrank mit den messingnen Schildern und Klöppeln, entschieden im ganzen Raum das einzige, was der Mutter ähnlich sah.

An der Gartenseite des Hauses streckten sich, auf die Diele mündend, Schul- und Wohnstube, dazu der festliche Saal mit den goldhellen Lilientapeten und den weißen Türen und Fensterbänken, zwischen denen die vergoldeten Rahmen der Pfeilerspiegel rankten. Ernste Familienbilder blickten von den Wänden, vor allem aber die kleinen auf Elfenbein gemalten Miniaturen aus der Mutter Vorfahrenschaft. In der Mitte des Raumes stand der runde Ausziehtisch, Sofa und Stühle in Grün und Mahagoni schlossen sich herum. Dann war noch eine zweite Sofaecke da, das altertümliche »gestickte Mobiliar«, mit weißen leierförmigen Lehnen und schwarzen Polstern, auf denen ein wenig verblaßt seidene Blumensträuße in Nadelmalerei prangten.

Für die Wohnstube mit Klavier und zierlichem Eckschrank, auf dem eine ausgestopfte Eule hockte, hatte der Vater eine besondere Liebe. Ihre Fenster gingen auf den weiten Gartenrasen, der im Winter unter seinem trockenen Blätterteppich schlief. Sah man tiefer hinein in die stillen Wege, so gab es nirgends Pfützen, keinerlei Unruhe von Knechten und Pferden, ja, der Vater kam kaum dazu, sich über das in diesem Lande der Regen und Winde fast immer unbeständige Wetter zu ärgern. Sogar die dürre Zeit der Ostluft, die zuweilen den Vorsommer hemmte, blieb weniger spürbar, obgleich sie schlimm genug war: eingemauert steht die Saat im verkrusteten Land, die Weiden werden fahl und hart, notbrüllend geht das Vieh ... Ja, bei mancherlei Witterung war man geschützt vor dem Unabänderlichen hier in der gartenwärts gelegenen Wohnstube.

Die Mutter freilich kam höchstens einmal bei Besuch oder am späten Feierabend hinein. Ihr geliebtes und notwendiges Reich war die Kinderstube. Dort saß sie mit ihrer Näherei, wenn das Hauswesen sie freigab, mitten im Spielgelärm an das Werk ihrer Hände hingegeben und stets doch wachsam über ihre nächste Umgebung hinaus, jedes Geräusch im Hause abschätzend. Daneben überglänzten ihre Augen fleißig den Hof, sahen die Pfützen wohl, nicht nur mit Mißbehagen, sondern erwogen tatenlustig, ob sich nicht heimlich ein Helfershelfer fand, mit dem sie, dem Vater zur Freude, die Abzugsröhren reinigen konnte. Freilich, den gemessenen Wandelgang der Tagelöhner, angesichts dessen es ihr in den eignen Füßen ungeduldig kribbelte, vermochte auch ihr ermunterndes Blicken und Nicken nicht zu beschleunigen. Um so lieber verweilte sie bei den umhertollenden Kindern, den schöngestapelten Holzdiemen, dem Federvieh, zwischendurch auch dankbar am Sonnenuntergang über dem fernen Rand von Wolken und Wald.

Im Sommer entschlüpfte ihr mancher verstohlene Seufzer wegen der allzu grünen, allzu tief hängenden Linden. Es wurde wirklich reichlich trist in der Kinderstube! Eine dazwischen herausschlagen lassen, nein, mit diesem Herzenswunsch kam sie dem Vater nicht. Auch um das

Auskappen der niedrigsten Zweige bat sie ungern — wußte sie doch, wie lieb ihm alles Gewordene und Gewachsene war, Leib von seinem Leibe. Sie für ihr Teil hätte um des Lichtes und der Sonne willen ohne Gewissensqual einen ermordeten Stamm in den Kauf genommen.

Kam es jedoch vor, daß der Vater aus freien Stücken die untersten Zweige abreißen ließ, so lächelte ihm die Mutter durch das offene Fenster dankbar zu und freute sich nicht weniger als das junge Volk, das die vom Himmel gefallene grüne Wildnis beglückt in ihre »Klausen« schleifte.

In der Kinderstube stand zur Linken der bauchige Eckschrank, und rechts im gleichen braundunklen Mahagoni der zierliche Sekretär, obendrauf vornehm unter steilem Glas die Venus und die Alabastervasen. Am meisten mitleben aber tat die hohe Kommode, doppelt so hoch als andre, mit Messingringen an Riesenschubladen, von denen manchmal die Mutter eilig eine vorzog, um für ein paar Minuten das jüngste Kindlein darin sicher unterzubringen.

Außer dem vielstöckigen Eisenofen, der im Winter lebendig und im Sommer tot auf seinen Löwenfüßen stand, war vor allem der eichene Klapptisch wichtig. Wer die Schwarzbröte und Schinken, die Milchtöpfe, die Schüsseln voll Grütze und Gemüse, die je daraufgestanden, zu eigen hätte, den brauchte sein Leben lang nicht zu hungern und zu dürsten. Neben diesem wohlgeratenen Tischleindeckdich gab's freilich hinterm Spiegel auch eine Haselrute, die von Rechts wegen genau so heißen sollte wie der Sünder, der sie zuletzt zu spüren bekommen. Dieser Brauch bürgerte sich jedoch nie recht ein: die Kinder verachteten ihn mit gutem Grund; dann war es schon besser, »bunter Joseph« zu sagen, wie in der Mutter eigner Kleinkinderzeit.

Himmlischen Wechsel gab es im Laufe des Jahres im ganzen Hause, besonders aber hier in der Kinderstube. Mindestens so festlich wie der erste Frühlingstag, an dem nicht mehr geheizt wurde, war der Herbstabend, an dem das erste Feuer im Ofen flackerte und knackte. Die Mutter schob diesen Augenblick hinaus, so lange es ging, denn eine einzige mollige Stube bewirkte, daß es in allen andern Räumen ungemütlich ward. Die Stunde der frischen blumigen Wintergardinen mit ihrem Duft von Torf und Kattun war fast so süß wie das Glück der sommerlich weißen Schleier über den Fenstern, vor denen die Linden pfingstlich zu prangen begannen. Nicht zu vergessen der Juliwochen, in denen die Fußböden gemalt wurden, was die Mutter am liebsten selber tat, damit der Anstrich recht haltbar sei. Beim Maler wurde alles blank obenhin, aber er verstand nicht, mit dem Pinsel so recht von Herzen in die Poren des Holzes zu bringen. Zu jener Zeit brauchten die Dielen viele Tage zum Trocknen; sehr fremd und vergnüglich wohnte und schlief sich's unterdes in den Gartenzimmern, denn die Schlafstuben wurden meist gleich in die fröhliche Färberei einbezogen.

Um der Mutter Bett nächtigten vier bis fünf Kinder, die abends nach dem Schlafengehen trotz mancher Verwarnung noch lange schwatzten und sich gegenseitig munter hielten mit Geschichten und Fragespielen. Sehr beliebt war auch das Rätsel: Wie viel Türen sind in unserm Hause? Da wanderten die Gedanken durch Nacht oder Dämmern treppauf und treppab, besuchten Keller und Böden, näherten sich der Dreißigzahl — weiß der Himmel, das Ergebnis stimmte nie überein!

Auf der Mutter Schlafstube folgte an der Schmalseite des Hauses die des Vaters. Hier hatten die beiden feuersicheren Geldkisten ihren Platz, in denen die Gutspapiere bewahrt wurden. Manchmal, bevor es in die Kissen schlüpfte, stand ein Kind darauf und sog die Kälte mit den nackten Sohlen ein. Wenn die Mutter das sah, püsterte sie es rasch ins Bett; sie konnte allerdings nicht wissen, daß man nicht auf Zahnweh, sondern auf himmlischen Ablaß für seine Sünden erpicht war.

Rückwärts schloß sich die grüne Stube an, ein kleines Fremdenzimmer, das später den heranwachsenden Kindern freigegeben ward. Außerdem wohnten Mäuse hinter der hohlen Leinentapete, und im Fenstereseu hausten die Spatzen. Manchmal störte nachts eine Eule herein, das gab ein Grausen im Herzen der Kinder so gut wie in dem der Vögel. Einmal auch begehrte eins heftig nach der Mutter, weil es einen Dieb mit tickender Uhr unter seinem Bett hörte; lange wollte es nicht glauben, daß es die Dachrinne sei, die draußen nach dem nassen Tag nicht schlafen konnte.

Auf der Hausdiele stieg man die Treppe mit ihrem zierlich festen Geländer hinan zum offenen, von Schrägbalken gestützten Vorboden. Durch die Lücken der Dachpfannen zwängten gern die Efeufinger ihre bleichgrünen Spitzen herein. Die Kinder liebten sie und verheimlichten sie der Mutter, weil die das junge Leben mit fröhlicher Grausamkeit abschnitt, damit es die Ziegel nicht voneinandersprenge. Hier auf dem Vorboden stand die Reihe der gewaltigen Kisten, die rote, die graue, die Flachskiste und die Mottenkiste, angefüllt mit Betten, Kleidern, Leinen. Ferner gab es mehrere riesenhafte Schränke; jede Tür hatte ihren besonderen Knarr, wie denn auch jeder Drücker im Hause seinen eignen Seufzer hatte, so gut wie jeder Mensch seinen bestimmten Schritt. In diesen Schränken hingen und lagen, selten ans Licht geholt, kampferduftig, die Urgroßmuttergewänder aus bestícktem Mull — war das Muster sehr

sein, durften zur Arbeit statt des einen zwei Schwimmer auf das Ölglas gesetzt werden. Ferner gab es die buntgemusterten Seidenreste von Großmutter Brinckmanns Brautkleid, das man schnell hergerichtet hatte, als kurz vor ihrer Hochzeit ihr fertiges weißes beim großen Hamburger Brand im Hause der Schneiderin umgekommen war. Schließlich fanden sich auch noch in blauweißem Jakonett Überbleibsel vom bescheidenen Mädchenstaat der Mutter, dazu ihre guten, selten getragenen Kleider von heute, an deren Besatz oder Futter noch ein Nachklang spukte von einer Vorfahrin Üppigkeit; vierzehn Seidenkleider sollten der gebrauchsfertig nebeneinander gehangen haben.

Vom Vorboden abgeteilt gab es abermals sechs Stuben, zwei an jedem Ende, in denen Hausmädchen und Erzieherin wohnten, und zwei im Mittelgiebel. Hier standen Fremdenbetten, bis die Kinder sich vom Erdgeschoß des Hauses heraufzudehnen begannen, indem sie der Mutter den ersehnten eignen Raum abbettelten. Alsbald ging jedes daran, seine Wände mit Büchern, seine Tische mit Blumen und Steinen, seine Kästen mit geheimnislieblichem Schund — oh, es brauchte nur eine Harzträne vom Baum, ein zwischen Schlacken gefundener Hufnagel zu sein! — und sein Herz mit Wundern zu füllen. Diese letzten durfte es ernten von überall, aus Sonne und Mond, aus Wolke und Sturm, vom Leben der Tiere und Bäume her. Niemals hätte es von ihnen reden können, am wenigsten mit der Mutter, aber es war nichts dawider, daß man diese durch einen stummen Kuß mit seinem eignen Glück beschenkte.

Vom Kücheneingang her gab's eine zweite Treppe zum Vorboden; sie hieß die gefährliche, weil sie mit ausgetretenen Stufen steil zwischen Bretterwänden aufwärts kletterte. Die Kinder wurden von ihr ferngehalten, was natürlich ein besonderer Grund der Anziehung war. Einmal plumpste denn auch richtig eins von oben in den Schacht. Versteht sich, geradeswegs in die Arme der Mutter, die zum Aufstieg bereit unter dem schrecklichen Überhang stand. Es war keineswegs ihre Art, überall Gefahren zu wittern, doch wo sie solche erkannte oder plötzlich davorgestellt ward, begegnete sie ihnen mit klarer Geistesgegenwart. Undenkbar, daß sie nicht sofort das Richtige gewußt und ausgeführt hätte!

Über dem Vorboden streckte sich durch die ganze Länge des Hauses der oberste Boden, der feierlicher war und menschenferner als der untere mit seiner sicheren, wohlgeordneten Nützlichkeit. Er war nur gelegentlich bevölkert von Kindern, die Versteck spielten oder sich eine Schaukel machten. Im Herbst wurden Äpfel hinaufgebracht und im Winter die große Wäsche, die man ja getrost so viel Tage und Nächte auf der entlegenen Bleiche hätte hängen lassen können, bis sie trockengefroren war. Aber man mußte mit einem Sturmwind rechnen, der die Pfähle niederreißen oder die schweren steifen Laken wie Glas zerbrechen konnte.

Zuweilen ward auf dem obersten Boden im Vorwinter schon das Getreide für Brot oder Saat in Sicherheit gebracht. Im Sommer lag er blank und leer, Schwalben flogen aus und ein, und Mäuse tanzten; falls sie Pech hatten, fielen sie dabei in das wassergefüllte Kupferbecken, das, unter einem Loch in der Decke befestigt, ihnen freundlich zugedacht war. Manchmal, wenn ein Gewitter aufzog, rasten eilige Füße treppan, ein Kopf steckte sich aus dem Dachfenster, sah vor lauter Lindenwipfelgewirr die Wolken nicht, hörte nur ein unsichtbares Murren und klappte schleunigst die hochgestellten Scheiben nieder. Übrigens hatte die Mutter es nicht nötig, eines heranziehenden Wetters wegen nach den Wolken zu spähen. Sie, die niemals Weichliche, spürte schon tags zuvor die untrügliche Gewittermüdigkeit. Drohte dann der Sturzregen loszubrechen, ließ sie schnell die großen Kübel aus dem Keller holen und unter die Dachrinnen rollen; niemand durfte ihr, und sei's auch nur zum Begießen, vom kostbaren Regenwasser stehlen, das an den Händen lind wie Seide war. Hatte man das Haus ringsherum wohlverwahrt und die Kinder gezählt, ob alles beisammen sei, stieg die Mutter mit dem Vater wohl noch einmal auf den obersten Boden; Kruken wurden unter die rätselhaften Leckstellen gerückt, die kein Mauermann je richtig finden und abdichten konnte. Zu dem harten Prasseln auf den Ziegeln draußen gab's hier drinnen eine vielstimmige Tröpfelmusik. Wenn es doch einmal geschah, daß ein Gefäß nicht richtig stand oder überfloß, zeigten sich Stockflecken auf der Gipsdecke unten im Hause, die mit ihrem Teufelsbraun nach jedem Weißen häßlich durchdunkelten.

Diese Gewitter auf dem Lande waren, lange vor dem Zwang der freiwilligen Feuerwehr, eine schwere Angelegenheit. Schlug es ein, so gab es zu jener Zeit weit und breit keine Hilfe. Man mußte brennen lassen, was brannte. Die Spritze, die nach polizeilicher Vorschrift nicht fehlen durfte, stand im Schauer verkramt hinter Wagen und Gerät, ganz mit Recht, denn ihre Handhabung wäre niemandem bekannt und ihr hanfener Schlauch nicht einmal notdürftig dicht gewesen. Etwas besser stand es um die roten und schwarzen Löscheimer aus Leder oder Öltuch. Glomm irgendwo in der Ferne ein größerer Feuerschein auf, so sagte die Mutter aus tiefstem Herzen: »Ach, die armen Menschen! Hoffentlich sind sie wenigstens versichert!« Obgleich damit meist eigner Verlust verknüpft war, weil unter den Gütern eine Brandgilde auf Gegenseitigkeit bestand.

Natürlich konnte so eine größere Ausschreibung ein verhängnisvolles Loch in die Löhnungskasse reißen. Dennoch, mehr als mit Weltsorge erfüllte ein schweres Wetter den Vater mit Ahnung außermenschlichen Geschehens. Die Mutter nahm es lieber als irdische Wirklichkeit, der man festen Auges zu begegnen hatte. Für die Kinder gab es ganz bestimmte Vorschriften. Vor allem durften sie sich nicht in den Strohdachgebäuden verkriechen, hatten aber schon von selber den Trieb, sich in der Mutter Nähe zu scharen. Bei einem Nachtgewitter wurde allgemein aufgestanden. Man machte sich's auf der Diele gemütlich. Die Kinder waren meist nur flüchtig bekleidet, aber — das war wichtigster Grundsatz — Stiefel mußten sie anhaben. Sie freuten sich still des schaurigen Festes; solange die Blitze draußen den Hof mit blauem Feuer füllten, wäre keinem der Schlaf in die Augen gekommen. Die Mutter wiegte das Kleinste auf ihrem Schoß; bei schweren Schlägen öffnete sie vielleicht den Sekretär, um im Notfall ihren unersetzlich kostbaren Besitz, das Album mit Bildern von Menschen, die ihr lieb waren, zur Hand zu haben. Der Vater hatte den Schlüssel zum entlegenen Backhause am Daumen hängen. Für den Fall, den man nicht überflüssig aussprach, war's das beste, unverzüglich dorthin überzusiedeln. Es schlug jedoch niemals ein, wie ein Wall schützten die gewaltigen Bäume. Regen und Windsbraut fingen sich in ihren Ästen mit Sausen und Geheul, so daß wohl das alte Haus wie in tosender Brandung stand und sogar die Ratten im Keller, des nächtlichen Polterns vergessend, den Atem anhielten.

Im Herbst oder Frühling lagen die Stürme, die fern von der Nordsee aus dem baumlosen Westen herüberfegten, schwer um die alten Mauern, lasteten gegen Fenster und Türen und jammerten und röhrten im Schornstein. Dann klopfte der Vater ans Barometer und ließ die schweren Feuerleitern gegen die atmenden Strohdächer lehnen, und die Mutter spürte schmerzhaft, wie der Gedanke an die armen Schiffe ihr in die Beine zog.

So stand das alte Haus, dessen klares und warmes Herz die Mutter war, recht mitten im Spiel der Kräfte, stand in Himmelswerk und Menschenmühen, hell bewegt von Sonne und weiß schweigend von Mond, stand in den Dämmerungen des Nordens und in seinen tiefen, langen Nächten. Der Zaunkönig schlüpfte unter seinen Dachpfannen aus und ein, in den Linden klatschten Holztauben, Drosseln flöteten, und Möwenschwärme strichen frei über den bunten Lärm des nützlichen Hofgetiers. Laute gab es auch aus dem Zwischenreich. Da war das Kiwitt der Eulen, die im Zwielicht aus den Giebellöchern huschten, da gab es im Winter vom Meeresarm her das Donnern und Seufzen des berstenden Eises und in dunklen warmen Sommernächten das Singen der duftenden Erde. Diese Geisterlaute, unbedingt sprachen sie nicht zu den Sinnen der Mutter. Oder, wenn sie sie vernahm, so gab sie ihnen einen festen Platz im Tage, wo sie hausen mochten, klar erkennbar für jedermann.

Sie, die beweglich Schaffende, die in jedem Augenblick neu vor sich selber und all ihrem Alltag stand, verlor keine Kraft damit, nur um des Rüttelns willen die feste Ordnung der Dinge anzugreifen. Wie sie aus lauter Fülle, nicht aus Erstarrung, geliebten Menschen lebenslange Treue hielt, so war ihr aus dem gleichen, immer sprudelnden Quell jede Überlieferung des Hauses wert. Nimmer hätten, ohne notwendigen Sinn, auch nur Stuhl oder Bild einen neuen Platz erhalten. Abfällig staunend sprach die Mutter von ihrer Freundin im Pastorat, die ganz ohne Anlaß nicht nur einzelne Gegenstände, sondern ganze Zimmer umzuräumen liebte. Nein, wie man nur so plötzlich das Wohnzimmer zum Schlafen nehmen konnte! Das sagte die Mutter, die über ihren Grundfesten selber doch so beweglich und voller Gelenke war.

Das allerbesonderste am alten Hause, in dem so viele Augen zum Lichte erblüht waren und einige sich für immer geschlossen hatten, war sein Duft, der, körperlich vorhanden, den Einheimischen kaum bewußt und den Besuchern schnell unbewußt ward über all dem starken und notwendigen, vieltönig schwingenden Leben, das ihn umfing. Aber jedermann, der aus dem alten Hause kam, trug diesen Duft hinaus zu andern Menschen und in andre Häuser — was war es doch, was seine Kleider, sein Haar, seine Bücher, ja der Hauch seines Mundes mitbrachten? Ein wenig Torf und ein wenig Flachs, ein wenig Heu, Honig und keimendes Korn, vielleicht ein Ruch von der weißen Saalrose noch: Urältnis und Arbeit und ein unwiderstehlich in die Mutterliebe Gebundensein.

Mit den Jahren wurde dieser Duft nur wärmer und geheimnisvoller; wie er ans Herz rühren konnte, wenn er aufstieg aus einem Brief der Mutter! Das war aber schon zu der Zeit, die noch weit hinausliegt.

Denn jetzt, heute noch sind die Kinder ja klein — kleine geliebte unartig lärmende Rasselbande um Vater und Mutter im alten Haus.

(Fortsetzung folgt.)





Die Landshuter Hochzeit. Wandgemälde im Festsaal des Rathauses

# Die Landshuter Hochzeit

## Mit sechs Aufnahmen vom Photographen Karl Dittmar jun. in Landshut

All die prunkvollen historischen Feste wieder aufzunehmen, die in einer großen Reihe unsrer alten Städte heimisch sind, möchte uns auch im sechsten Jahre nach Beendigung des furchtbaren Krieges noch übel anstehen, wenn wir nicht wüßten, daß solche Feste im Grunde Dankfeiern sind für glückliche Errettungen oder günstige Wendungen im Geschick dieser Gemeinschaften. Das gilt für Naumburg, Weinsberg, Dinkelsbühl und Rothenburg so gut wie für Landshut. Festfreude und Vergnügungssucht allein, so tief sie im bayrischen Volksstamm wurzeln mögen, wären schwerlich imstande gewesen, jener Hochzeitsfeier, die Herzog Georg der Reiche im Jahre 1475 mit seiner Braut, der polnischen Königstochter Hedwig, hielt, durch fünf wechsel- und schicksalsreiche Jahrhunderte Dauer zu verleihen, wenn nicht ein Kern in dieser Feier steckte, der eng mit dem Staatsgedanken und dem der Bürgertugend verquickt ist.



Aus dem Festspiel: Herzog Georg der Reiche und seine Braut Hedwig

Diesen Kern der Begebenheit aus dem Schutt der Überlieferung befreit und ans Licht geholt zu haben, ist das Verdienst des Festspiels, das der Münchner Schriftsteller Georg Schaumberg den Landshutern gedichtet und das auch in diesem Jahre in einer Julifestwoche wieder seine alte Anziehungskraft bewährt hat. Zugegeben, der Gesamteindruck der Landshuter Festtage mit ihren kostümierten Umzügen, Vogelwiesen, Doppelkonzerten, bengalischen Beleuchtungen und Feuerwerken mag nicht immer ganz rein und würdig sein — wer sich aber an das eigentliche Kernstück all dieser Veranstaltungen, eben das Festspiel und das ihm neuerdings angegliederte historische Hochzeits-Tanzspiel, hält, wird nicht verkennen, daß hier ein Stück alten Bürger- und Stadtstolzes fortlebt.

Auch der laienhaften Spielfreude, die sich dabei unter den Landshuter Bürgersleuten entfaltet, dürfen wir nicht gram

sein. Ist doch auch sie altes deutsch-bürgerliches Erbgut, das seit dem Mittelalter mancherlei zur Belebung und Vertiefung unserer Volksart beigetragen hat, und immer haben die Landshuter Festveranstalter betont, daß sie nur einen alten ehrwürdigen Brauch erhalten und sich mit pietätvollem Eifer in die Rollen der historischen Figuren aus glanzvoller Vergangenheit einleben wollen.



Aus dem Festspiel: Des Herzogs Narr mit den Mägden Lisbeth und Grete

Während das Volk schon auf den Straßen steht und gafft, voll fiebernder Neugier auf den prächtigen Hochzeitszug, beraumt der Rat plötzlich eine ungewohnte Sitzung an, weil einige der Ratsherren sich geweigert haben, an dem Empfang der hohen Braut teilzunehmen. Hart und schroff prallen in dieser Sitzung die Meinungen aufeinander: der Kämmerer fordert zu Nutz und Frommen der Stadt gesetz- und pflichtmäßige Beteiligung der Bürgerschaft an der Festlichkeit; die Gegenpartei, an ihrer Spitze der junge Rödl, der Enkel jenes alten Theodor Rödl, der vor fast siebzig Jahren den durch unrechtmäßigen Steuerdruck hervorgerufenen Bürgeraufstand gegen Herzog Heinrich den Reichen mit dem Tode durch das Schwert hat büßen müssen, erinnert an die blutige Tat des Herzogs als Beweis, wie Landshuts Fürsten Bürgertreue lohnen, lehnt sich dagegen auf, daß zum Dank dafür die Bürger all den Prunk, den jetzt Herzog Ludwig seinem Sohne Georg zur Hochzeit rüstet, aus ihrem Säckel bezahlen sollen, und weigert sich, »die Knie vor dem herzoglichen Paar in Staub zu beugen«. Der Kämmerer vermag mit seiner Gegenrede den Zorn der erregten Bürger nicht zu dämmen. Allgemeine Bestürzung — als plötzlich Herzog Ludwig finsteren Blickes im Saal erscheint und den Räten das Wort »Rebellen!« entgegenschleudert. Rödl tritt ihm mutig entgegen, und einen Augenblick scheint es, als solle es zwischen dem Bürgervertreter und dem Fürsten zu Tätlichkeiten kommen. Da betritt Herzog Georg, der junge Bräutigam, den Saal, nicht um seinem herrischen Vater, sondern mit edlem Gerechtigkeitssinn den Bürgern beizustehen. Das macht Eindruck auf sie, erkennen sie doch nun, daß sich der gewalttätige Sinn des Großvaters und Vaters nicht auf den jungen Fürsten, ihren dereinstigen Herrn, vererbt hat. So sänftigt Milde und Gerechtigkeit der jungen Generation die Wogen der Empörung und stellt die Brücke

Aus dem Festzug: Einer der fürstlichen Hochzeitsgäste

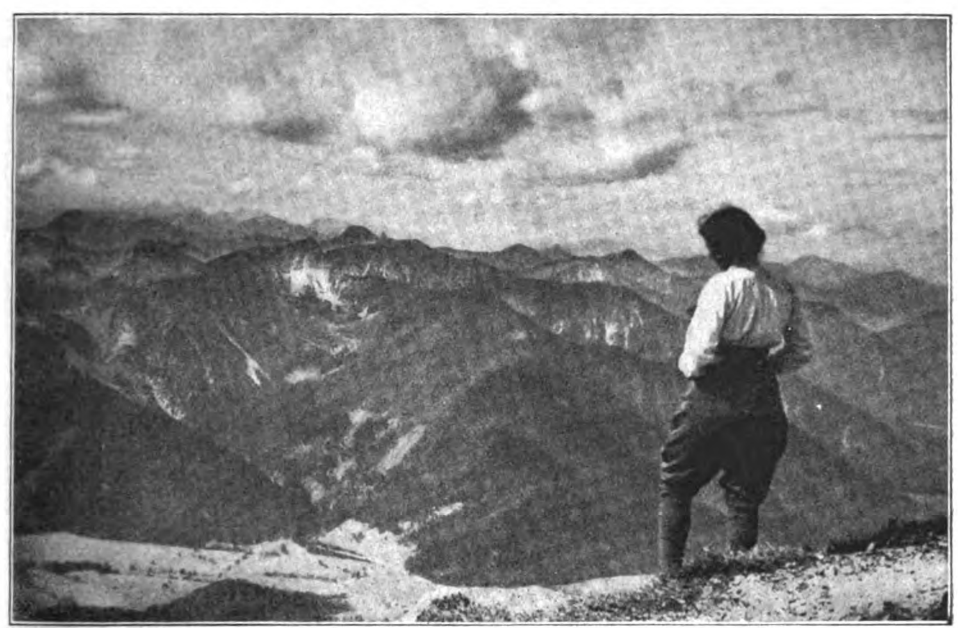


Landsknechtsgruppe auf der Festwiese

zwischen Fürstenhaus und Bürgerschaft wieder her. Fanfaren ertönen, eherne Stimmen der Glocken mischen sich in den Jubel, als die Herzoge und Räte, neu geeint, sich rüsten, die Braut würdig zu empfangen. Das wird im volkstümlichen Teil des Festes auf den Grieserwiesen und im historischen Umzug durch die zeitgetreu dekorierten Straßen in echter Pracht in Fülle dargestellt.



Aus dem Festzug: Prunkwagen der Braut, begleitet vom Bräutigam Herzog Georg



Ausblick

Aufn. C. J. Luther, München

# Der Weg zum Bergerlebnis

## Von Carl J. Luther (München)

Herbst ... Der Almabzug kommt uns entgegen, das Weidenvieh kehrt zu den Winterställen zurück. Ins singende Glucksen der fallenden Wasser am Wege mischt sich das helle »Göng göng« der kleinen und das dumpfe »Bommel, bommel« der großen geschmiedeten Glocken, die an den Hälsen der Rinder baumeln, und abschiedswehmütig schwingt sich darüber der Jodelruf des Hüterbuben, der mit den ungebärdigen Geißen den Abzug beschließt.

Wir steigen bergan. Oft sind in den letz-



Blick auf die Rotwand

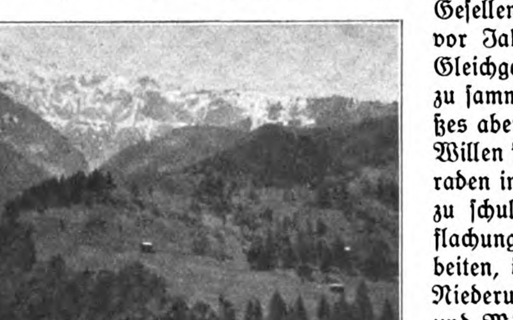
Aufn. C. J. Luther, München



Aufn. C. J. Luther, München
Klarer Herbsttag an der Rotwand mit dem vielbesuchten Klettergarten der Ruchenköpfe

ten Wochen die Kameraden schwer beladen diesen Stieg hinaufgegangen. Denn oben auf aussichtsreicher Felskuppe ist ein neues Alpenheim gebaut worden, und jeder mußte irgendwie Hand anlegen ans Werk. Wer stark war und Zeit hatte, trug Zement und Balken; wer über Glücksgüter verfügte, stiftete Inventar und Wandschmuck. Auf eignem Grund und Boden steht nun, hart erkämpft und erspart in langen Jahren, nicht zuletzt durch die Überschüsse froher Berglerfeste, das neue kleine Alpenhaus.

Vom Giebel flattern die bunten Bänder am Richtbaum. Hüttenweihe ist heut. Ein frommer Pater aus dem Kloster liest die Messe auf freiem Plan, und die himmelhohen Zeugen göttlicher Erhabenheit und Größe neigen sich ihm zu, wenn er das Haus weiht, das deutscher Jugend den Weg zum Gebet auf den Bergen ebnen soll.



Aufn. C. J. Luther, München
Tiefblick unter der Felswand bei Landeck, Tirol

Nun spricht einer der Führer: Klein und bescheiden war der Anfang. Neun bergfrohe Gesellen waren es, die vor Jahren begannen, Gleichgesinnte um sich zu sammeln. Ein Großes aber stand in ihrem Willen fest: Bergkameraden in alpinem Sinn zu schulen, aller Verflachung entgegenzuarbeiten, den Geist jeder Niederung fernzuhalten und Männer zu bilden und zu härten durch die erzieherischen Ausstrahlungen der Bergwelt. Es kam nicht so sehr darauf an, Alpinisten zu sammeln und im Verein mit Erfahrenen alle Ideale echten Bergsteigertums zu pflegen, als vielmehr den Werdenden, die sich nach Licht und Höhengedanken sehnen, aus Geschäftsstuben und All-



Aufn. C. J. Luther, München

Isarsteg ins Karwendel. Im Hintergrund die Wittenwand

tagsfron die rechten Wege zum Bergerlebnis zu weisen, auf daß sie vor der Wucht und Erhabenheit der Berge bestehen und unter aller Menschheit ihren Mann stellen. Auch der Alpinismus ist eine Volkshochschule der Ertüchtigung. In Sturm und Wetter, in Eis und Schnee, oben auf den Bergen und unten bei der Arbeit, auch bei froher Festlichkeit müssen wir, ein jeder eine Persönlichkeit, alle zusammen aber Kameraden und deutsch sein, Diener des Volkes und der Heimat. Unsre Berge sind uns nicht Klettergerüste, sondern die Mittel zur Einkehr, Wege zu besserer Menschlichkeit und zur Natur zurück.

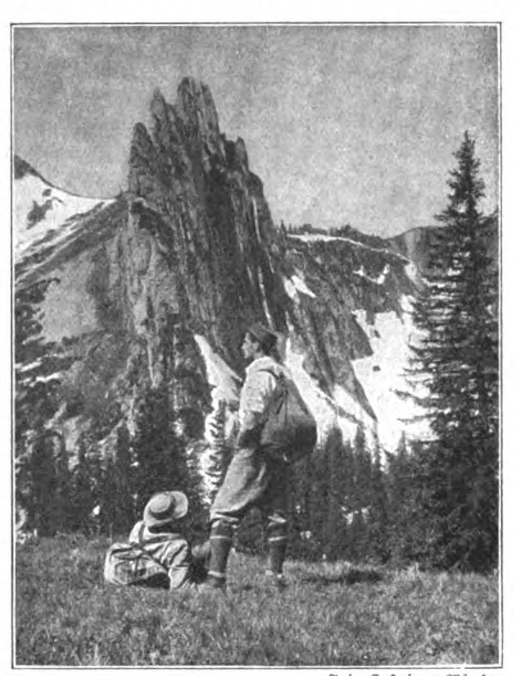
Und er spricht zu der Jugend von alpinen Tugenden und alpinen Pflichten, die in höherem Maße rein menschliche Angelegenheiten sind, von der Kameradschaft, die bis in den Tod geht, und von der reinen Freude, die die Berge schenken denen, die da guten Willens sind. Und was er sagt, ist ein Ausblick und eine Hoffnung, ein Anklammern an alte deutsche Tüchtigkeit, die uns wieder zum Lichte führen und Schmutz und Unsitte wieder aus den Bergen vertreiben wird.



Aufn. C. J. Luther, München

Blick über Walchensee, Isartal und Karwendel vom Herzogsstand

Die Feier und das einfache Festmahl sind vorüber. Zu den umliegenden Gipfeln und Felswänden und Graten sind die Jungen ausgeflogen, indes die Alten in die Sonne blinzeln, an den Pfeifen saugen und von den Dingen ringsum plaudern. Es wird ein bißchen fachgesimpelt — oder sagt man gefachsimpelt, ich weiß das nicht genau —; die meisten verteidigen die Bergwelt fast mit Ingrimm gegen alle nicht

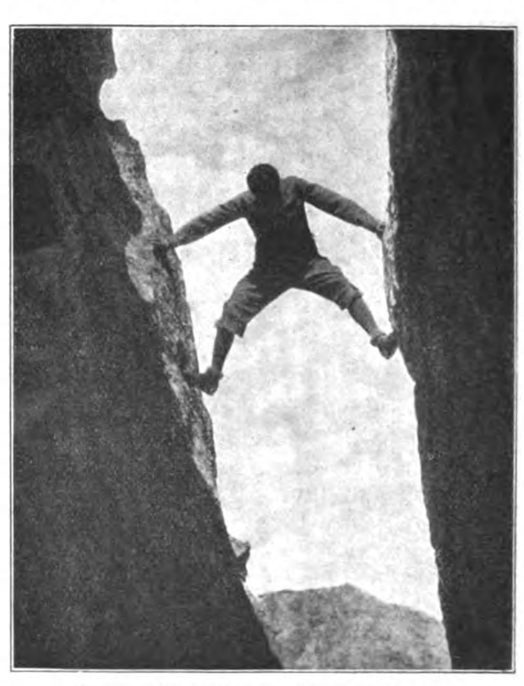


Aufn. E. Hoferer, München
Der Plankenstein, bekannter bayrischer Kletterberg

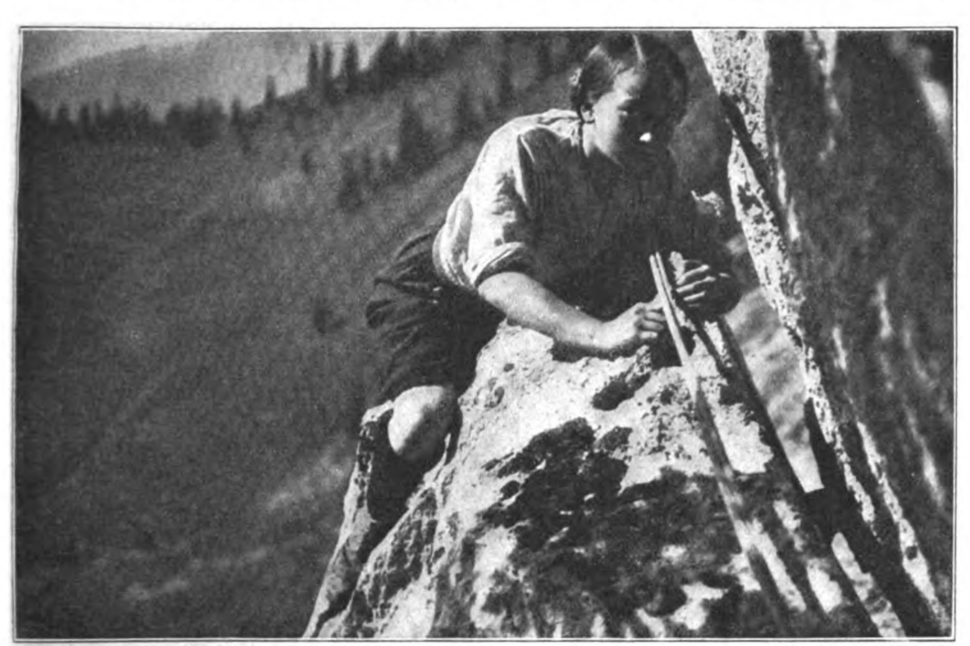
Bodenständigen und nicht langsam zum Alpinismus Gereiften. Es ist ein eigen Ding um diesen »Sacro egoismo alpinensis«. Immerhin ist er eine Erscheinung, die wir bei fast all den Sportarten finden, die neben sportlichen Reizen vor allem auch Naturgenuß suchen, deren Triebfeder also eine gewisse Stadtflucht ist. Der Segler fürchtet die »Übervölkerung« seiner Gewässer, der Kraftfahrer den Staub und Lärm seines Vorfahrers, und der Alpinist möchte die Schönheit, Unberührtheit und Stille »seiner« Berge ganz für sich allein haben.

Begreiflich ist dieser egoistische Zug, sobald wir bedenken, daß die Alpen und auch höhere Mittelgebirge die noch einzig wilden, unkultivierten Gebiete unsrer näheren Umgebung sind, deren Unversehrtheit zu wahren unsrer ganzen Anschauung und Naturauffassung entspricht. Es ist auch kein Genuß und keine Beruhigung, über sich eine andre, vor allem eine unsauber kletternde Partie zu wissen. Dennoch wirkt es etwas komisch, so oft, ja fast regelmäßig, von Alpinisten Ausdrücke des Bedauerns, ja des Grimmes über das Zunehmen des Bergsteigens zu hören, in einem Atemzuge mit Lobpreisungen der Alpenwelt und des Alpinismus, die den Sturm auf die Berge doch folgerichtig vermehren müssen. Denn daß die Alpen immer mehr und mehr besucht werden, daß gewisse Gebiete bis zur »Massenkletterei« in Mode gekommen sind, ist schließlich und in erster Linie doch wohl das Ergebnis der eifrig werbenden Tätigkeit der Bergsteiger selbst und ihrer Vereinigungen, die sich die Erschließung der Berge durch Weg- und Hüttenbauten, Führerausbildungen und Wegmarkierungen, Vorträge und Mitgliederwerbung zur Aufgabe machen.

»Soll man die Ausdehnung und Verallgemeinerung des Bergsteigens, im besonderen des Klettersportes,« so zweifelt Dr. Georg Leuchs in einem ausgezeichneten Aufsatz über das Kaisergebirge in der Zeitschrift des »Deutschen und Österreichischen Alpenvereins«, »soll man sie verwünschen oder begrüßen?« Seine Frage und Antwort sind bezeichnend für den merkwürdigen egoistisch-altruistischen Zug der alpinen Auffassung. »Wer in den Bergen Ruhe sucht, wer die Natur in ihrer Ursprünglichkeit genießen will, wird das Ge-



Hannes Schneider im Kamin kletternd
Aus dem Film »Der Berg des Schicksals«



Aufn. C. J. Luther, München

Junges Mädchen kriechend unterm Abhang

triebe schmerzlich empfinden. Wer sich über den egoistischen Standpunkt erhebt und auf den Vorteil sieht, den der Bergsport denen, die ihn ausüben, bringt, wird sich trotz manchen mit dem Massenbesuch verbundenen Auswüchsen ihrer freuen. Tausende bereichern sich an den Eindrücken, welche die Bergwelt vermittelt, finden körperliche Stählung und schöpfen (um einen Ausdruck Whympers zu gebrauchen) aus der Erinnerung an Siege neue Kraft und Daseinsfreude.«

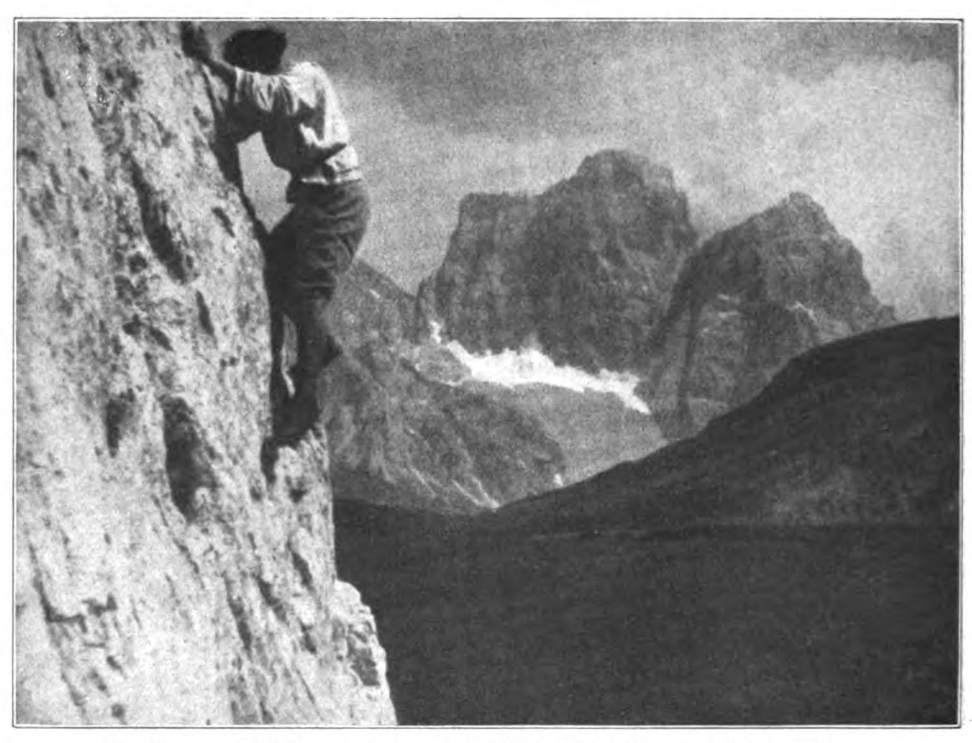


Aufn. C. J. Luther, München

Abseilen, bis man sich freischwebend langsam herablassen kann (das doppelt genommene Seil läuft um Oberschenkel und Schulter)

In den letzten Zeiten ist der alpine Egoismus sogar heftiger geworden, seitdem nämlich Bergbahnprojekte (z. B. die Zugspitzbahn) von sich reden machen. Um so energischer ist dafür eine Antwort, die der bekannte Wiener Alpinist und Schriftsteller Dr. Theodor Heinrich Mayer in der »Deutschen Alpenzeitung« veröffentlicht und die in der wohl selbstverständlichen Meinung gipfelt, daß eben die Alpen doch der ganzen Menschheit, vor allem aber auch »allen Deutschen« gehören. »Vom Standpunkt der Größe und des Ansehens des deutschen Volkes aus betrachtet,« meint Mayer, »hat der Alpinismus nur dann Berechtigung, wenn er die Vertiefung der Liebe zur Gesamtheit zum Ziel hat. Der Deutsche muß noch ganz anders als bisher in seinem Lande wurzeln, soll es *ein* Arm und *ein* Wille sein, der die Flagge Deutschlands wieder über alle Welt wehen läßt.«

Gewiß, seine Schattenseiten hat es, wenn Sonntags Hunderte und Tausende in die Berge gehen. Aber man weiß



An einem gefährlichen Quergang. Aus dem Film »Der Berg des Schicksals«

sie dort doch lieber als an fragwürdigen Vergnügungsplätzen der Großstädte. Und ein Ausgleich wird immer geschaffen. Von überlaufenen Wegen zweigen immer noch schmale stille Steige ab, die in einsame wilde Kare führen, und sinkt ein Gebirgsstock, wie etwa das Kaisergebirge, durch die Nähe einer sportfreudigen Großstadt förmlich zum Klettergarten herab, dann ist Stille und Einsamkeit immer noch in andern Gebieten zu finden, oft in unmittelbarer, bisher übersehener Nähe. Es ist mit diesen Dingen und Klagen wie mit dem Ruf nach der guten alten Zeit. Erstens nützt er nichts, und zum zweiten hatten die ehemaligen Verhältnisse bei näherem Zusehen zumeist dieselbe Mischung von Licht und Schatten wie die heutigen.



Aufn. C. J. Luther, München

Abseilen; vorsichtiges Wegstemmen von der Wand

Die Frage nach dem Wesen und den Gründen der immer stärkeren Ausübung des Kletterns zwingt zu einer kurzen Betrachtung der Entwicklung des Alpinismus. Über ihm schwebte, schwebt heute noch und wohl in alle Zukunft als leuchtendes und lockendes Ideal die Triebkraft alles menschlichen Tuns, vor allem auch des Wanderns: das Unbekannte. Entdecker waren sie alle, die seit Ausgang des 18. Jahrhunderts nach und nach die höchsten Spitzen der Alpenwelt eroberten, mochte auch

mehr und mehr das sportliche Wesen ihrer Taten, der freiwillige Kampf gegen die Natur, die Oberhand gewinnen.

War die erste Aufgabe, die Suche des Anstieges, gelöst, dann wurde der bessere Weg gesucht, dann der interessantere, und — nun tritt der sportliche Zug der ganzen Bewegung klar zutage — endlich wurde nach dem schwierigeren und schwierigsten Wege geforscht. Auch untergeordnete Gipfel, schließlich nur Teile des Berges, Wände und Grate, wurden herangezogen. Neue Wege gibt es ja immer zu suchen. Der Kletterer tritt auf. Anfangs war das Klettern eine Not, ein eisernes Muß auf der Leiter zum Erfolg. Auf dem Wege zu neuen Wegen sind seine Schrecken zurückgeblieben. Über die Gefahr und Schwierigkeit triumphierte der Gewinn aus dem Umgang mit ihnen: die Technik.



Aufn. E. Hoferer, München

Dame an einem Gratturm der Kampenwand

Der Kletterer ist nur ein Teil des Alpinisten. Aber das Klettern ist und bleibt von allen alpinen Bewegungen das Schönste und Fesselndste an einer Bergfahrt.

Da ist der auf die Dauer langweilige und ermüdende Wegtrott bergauf zu Ende. An seine Stelle tritt Abwechslung und eine fast liebevolle Anschmiegung an Fels und Berg.



Luis Trenker aus Bozen, einer der Hauptmitwirkenden in dem Film »Der Berg des Schicksals«

Kein Tritt, kein Griff ist nunmehr gewohnheitsmäßig. Jede Bewegung, die kleinste Wendung und Biegung muß nun überlegt und durchaus zweckmäßig sein. Auge, Hand und Fuß müssen tasten, forschen und suchen, müssen Tritt und Griff prüfend proben. Jeder Muskel bekommt sein Teilchen Arbeit. Behendigkeit und Gewandtheit paaren sich mit Mut und Kraft, mit Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Mit Klimmzügen und Spreizschritten kommen wir über Wandstufen hinauf. Quergänge zwingen uns kriechend und klammernd über Bänder und Gesimse. Stemmend und sperrend schieben wir uns in Kaminen empor. Arm und Fuß in Risse eingekeilt, finden wir auch an scheinbar glattpolierten Platten Halt, und »hangelnd«, an den Fingerspitzen hängend, pendeln wir seitwärts, wo neue Möglichkeiten uns weiterleiten. Der Fuß unterscheidet im weichen Kletterschuh sicher zwischen festem und wankendem Tritt. Mitfühlend und gut verankert sichert uns der Kamerad am Seil. Bis uns der Fels freigibt und einige Sprünge über Schrofen und Gratblöcke uns auf den luftigen, aussichtsreichen Gipfel bringen.

Schwerer als der Anstieg ist im allgemeinen der Abstieg. Schon allein deshalb, weil das Auge nicht unten, wie im Anstieg oben, die Tritte suchen kann. Manche Stelle muß dann am Seil genommen werden, und dieses Abseilen wirkt in seiner Exponiertheit auf den oft schauerlich, der die raffinierten Mittel der Seiltechnik nicht kennt. Das moderne Klettern hat viel künstliche Hilfsmittel geschaffen, über deren Wert oder Schaden der Streit noch nicht zu Ende ist. Die Gegner sprechen von »Schlosserei«, wenn sie das Klettern mit Hilfe von Mauerhaken, die mit Hämmern in den Fels getrieben werden, und die Mitnahme von Seilringen usw. meinen. Für das freie Abseilen — frei am Seil hängend ohne andre Fühlung mit dem Fels — sind verschiedene Methoden, neuerdings auch klemmende Metallvorrichtungen, im Gebrauch. Immer gilt es hier, dem Seil viel Reibung zu geben, damit der Körper ja nicht zu rasch am Seil entlang herunterrutschen kann.

Gut erreichbare und vielgestaltige Felspartien der Bergwelt, namentlich der Voralpen, gelten als Kletterschulen und werden Klettergärten genannt. So z. B. die Bastionen der Sächsischen Schweiz, Felstürme im Schwarzwald, bei Baden-Baden, und im bayrischen Hochland die Kampenwand, die Ruchenköpfe, der Plankenstein und über der Grenze der zahme und der wilde Kaiser. Der eigenartigste Kletterberg aber ist die Höfats bei Oberstdorf, denn bei ihr heißt es an ganz steilen Grashängen sich halten.

Bei gutem Wetter und in trockenem Fels ist das Klettern selbst unter schwierigen Verhältnissen und an exponierten Stellen fast immer reine Lust und Freude, zumal in sportlichem Sinne. Anders, wenn uns etwa ein Gewitter überrascht, wenn der Pickel surrend den blauen Blitz an sich zieht; wenn Wasser durch moosig und algig glatte Kamine rieselt oder vereist die Tritte und Griffe deckt. Dann bringt uns nur äußerste Vorsicht und Kaltblütigkeit, verbunden mit Erfahrung und Glück, sicher aus dem Bereich der Gefahr.

Es ist kein Wunder, daß sich des Kletterns, dem es tatsächlich an sensationeller Wirkung nicht fehlt, auch der Film bemächtigt. Man hat schon manche Kletterfilme und eingeflochtene Kletterszenen gesehen, alle aber müssen zurücktreten vor der gewaltigen Darstellerleistung und Wirkung des neuen alpinen Spielfilms der Berg- und Sportfilm-Gesellschaft in Freiburg. Was der seit dem Frühjahr laufende »Berg des Schicksals« zeigt, ist filmisch und sportlich glatt unübertrefflich und war möglich nur durch die Auffassung und Begabung seines Verfassers, Regisseurs und Operateurs Dr. Fank und aller seiner Mitarbeiter, die mit der verbrauchten Meinung aufräumten, es könne nur der Schauspieler, wenn er von der verfilmten Sportart auch nichts versteht, Filmdarsteller sein. Was seine Mitarbeiter Hannes Schneider und Luis Trenker als Alpinisten und Kletterer leisten, ist von geradezu unerhörter Wirkung, und ihre schauspielerische Leistung steht dem nicht nach, weil sie in der Sache wurzeln und in ihr aufgehen. Da spielt, wie es im Leben und in der Welt ja auch ist, die Natur selbst, und wunderbar ist das herauskristallisiert, was Dr. Fanks Weltanschauung ausmacht: der Mensch im Kampf mit der Natur; an ihr sich aufrichtend zum Übermenschen im besten Sinne des Zarathustragedankens. Und das ist echt alpin, ist Alpengröße und Alpensegen.



Vorplatz in einem Landhause

# Farbe im Wohnraum

## Von Georg Schmitz

Mit vier verkleinerten Abbildungen aus dem Werk »Räume und Menschen« von August Trueb (Verlag von Walter Hädecke in Stuttgart)

Überraschend ist aus dem Dunkel der Kriegsjahre die Freude an der Farbe neu erblüht. Die Mode schwelgt in den buntesten Farbenspielen, die neue Kunst will die Menschen wieder die »sinnlich-sittliche Wirkung« eines reinen, ungebrochenen Farbenklangs empfinden lehren, die Architektur erinnert sich wieder daran, daß auch in ihrem Reich die Farbe eine Dienerin mit vielen Händen sein kann.

Nirgends aber kommt die seelische Wirkung der Farbe eindringlicher zur Wirkung als im Wohnraum, und es ist eins der Hauptverdienste des neuzeitlichen Kunstgewerbes, daß es den Glanz und Schimmer der Farbe wieder in unsre Wohnungen gebracht hat, aus denen eine dem Farbigen abholde Zeit sie verbannt hatte. Wer in den kleinen ländlichen Schlössern von der Wende des 18. Jahrhunderts, in Paretz, auf der Pfaueninsel, in Tiefurt oder auch im Goethehaus zu Weimar heimisch ist, der kennt den unaussprechlichen Reiz, den die Farbe auch solchen für unsre heutigen Begriffe bescheiden ausgestatteten Wohnräumen verleiht.

Raumkunst ist zu einem wesentlichen Teil Farbenkunst. Die Farbe ist die Zauberkünstlerin, die uns die Möglichkeit gibt, fast mühe- und kostenlos enge Räume zu erweitern und weite zu verkleinern, Decken zu heben und zu senken, das Dunkel aufzulichten und die Öde kahler Räume zu beleben. Diese Wirkung der Farbe beruht auf ihrem sogenannten Raumwert. Manche Farben haben die Eigenschaften, auf einen zuzukommen, während andre vor einem zurückweichen. Zu diesen gehört z. B. das Blau, zu jenen das gelbliche Rot. In einem Zimmer mit zinnoberroten Wänden fühlt man sich nach kurzer Zeit bedrückt und beengt, ohne daß man sich Rechenschaft über dieses Gefühl zu geben vermag, wenn man nicht diesen Raumwert der Farbe kennt. Dieser gestattet uns auch, allein



Halle eines Herrensitzes

mit Hilfe der Farbe in einem Zimmer die verschiedensten Stimmungen anzuschlagen. Gelb übt, wie Goethe schon betont hat, eine angenehme Wirkung aus, besitzt eine heitere, sanft reizende Eigenschaft und macht einen warmen, behaglichen Eindruck. Deshalb erfreut es sich vor allem als Wandbekleidung und Möbelstoff seit der Barockzeit der größten Beliebtheit. Auch gelbe Möbel können schön sein, wie schlichte Stühle und Sessel Bruno Pauls mit gelben, gerippten Samtpolstern beweisen. Nur für Teppiche eignet sich das Gelb nicht, da es nicht am Boden bleibt, sondern den Eindruck macht, als wolle es emporsteigen.

Hat Gelb immer etwas Lichtes, so ist Blau, wie Goethe sagt, dem Dunkel verwandt. Es wirkt aber trotzdem angenehm und ist für den Wohnraum besonders geeignet, weil es zwischen den andern Farben zu vermitteln vermag. Vor allem sind blaue Wandbekleidungen sehr wohltuend, ebenso Vorhänge, wie denn die blaue Farbe ihre besten Vorzüge überhaupt beim Hängen entwickelt.

Rot ist eine Farbe, deren Verwendung Vorsicht und feinen Geschmack erfordert. Zumal in der bürgerlichen Wohnung wirkt es leicht zu ernst und zu prächtig, und es will uns heute unbegreiflich erscheinen, daß diese Farbe, auf roten Plüschmöbeln, einmal das deutsche Heim geradezu beherrschen konnte. Als Fußboden oder Teppich dagegen ist Rot immer schön. Man braucht nur an die unübertreffliche Wirkung der Perserteppiche zu erinnern, die ja zumeist auf roten Tönen aufgebaut sind, oder an den malerischen, wohltuenden Reiz, den ein roter Steinfußboden ausübt. Die Vorzüge, die das Rot als Farbe für den Fußboden auszeichnen, beschränken seine Eignung für die Wand. Es stemmt sich an ihr dem Blick zu heftig entgegen und ist daher namentlich für kleine Räume ungeeignet. Rotes Holz ist eigentlich nur erträglich, wenn es eine glänzende Oberfläche aufweist, also lackiert oder poliert ist wie das Mahagoni. Es spielen dann so viele kalte Reflexe und luftige Töne auf der glänzenden Oberfläche, daß die Farbe selbst fast aufgelöst erscheint.

Das Grün nennt Goethe die Farbe realer Befriedigung, und er betrachtet es für Zimmer, in denen man sich dauernd aufhält oder Gäste empfängt, als die geeignetste Farbe. Und in der Tat: wie schön sind grüne Wände, und wie weitet sich zwischen ihnen das Herz! Besonders reizvoll wirkt die grüne Farbe, wenn sie sich auf einen dunklen Sockel stützen kann; denn sie ist



Das Zimmer der Dame

leicht und selber nicht zum Tragen geeignet. Sie duldet daher nur helle und lichte Töne über sich. Am besten kommt Grün zur Geltung, wenn es von einem festen Rahmen umschlossen wird. Man denke an grüne Vorhänge hinter den Scheiben dunkelroter Mahagonischränke oder an Sitzmöbel aus dunklem Holz mit grünen Polstern.

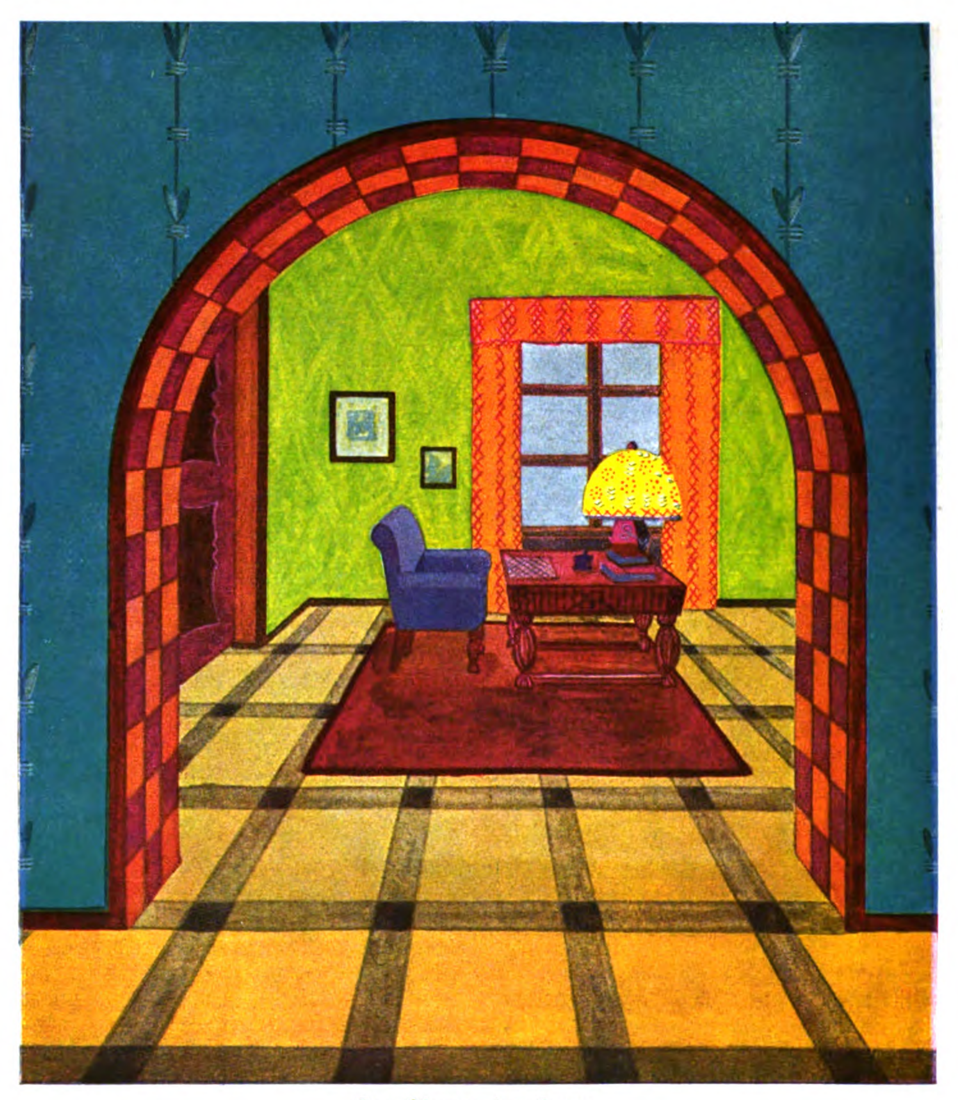
Hat man die Schönheits- und Gemütswerte der Farben erst erkannt, und beginnt man, aus dieser Erkenntnis für das eigne Heim Nutzen zu ziehen, so wird man erstaunt sein, mit wie geringen Mitteln sich — bei einigem Geschmack — mit Hilfe der Farbe oft die erfreulichsten und überraschendsten Wirkungen erzielen lassen.

Um die Akkorde so machtvoll erklingen zu lassen, wie es auf den Blättern geschieht, die diese Zeilen begleiten, muß man allerdings schon ein Künstler sein. Es sind verkleinerte Proben aus dem prachtvollen, im Verlag von Walter Hädecke in Stuttgart erschienenen Buche »Räume und Menschen« von August Trueb, zu dem Hans H. Josten den zuweilen zu hymnischem Schwung aufsteigenden Begleittext geschrieben hat. Außer zahlreichen farbigen Wiedergaben von Entwürfen zu Wohn- und Festräumen enthält der Band einige interessante Muster der lichtechten und abwaschbaren Tekko- und Salubra-Wandbekleidung. Das Buch bietet eine Fülle von Anregungen sowohl für den Architekten und Raumgestalter wie für den Freund neuzeitlicher Wohnungskunst.

Trueb beherrscht das Instrument der Farbe meisterhaft. Wieviel ruhige Behaglichkeit und einladende Freundlichkeit strömt der »Vorplatz« mit dem satten Grün der Wände und dem tiefen Blau des Bodenbelags aus, und mit welch erfrischender Keckheit ist mitten in das Grün der lustige Farbfleck des Tischchens mit dem Spiegel gesetzt! Dieses Gelb klingt in der Messingstange des Vorhangs, den Feldern des Beleuchtungskörpers und den Fransen des kleinen Teppichs leise ab.

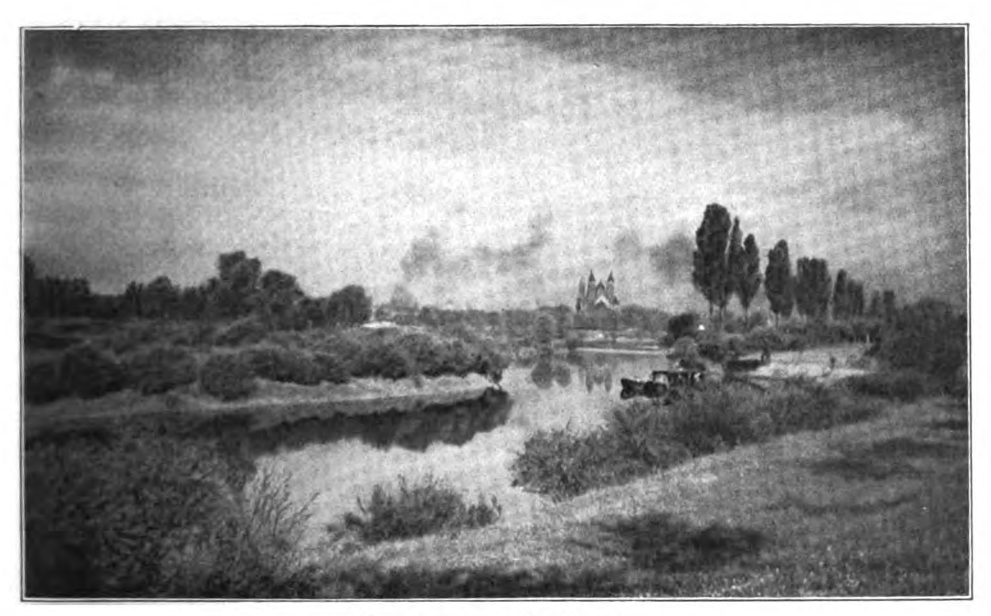
Der Gegensatz von Grün und Gelb kehrt auch in der »Halle« wieder, gedämpfter freilich und harmonisch eingefügt in den Zusammenklang mit roten, blauen und braunen Tönen. Die Stimmung ist hier viel beherrschter als in der »Vorhalle«, und statt ihrer heiteren Freundlichkeit umfängt den Besucher ein festliches Behagen.

Das »Zimmer der Dame« dagegen ist ganz auf Luxus und Eleganz gestimmt, denen ein Schuß Koketterie beigemischt ist. Ein wenig bizarr die Möbel, ein bißchen kühn, aber nicht unharmonisch die Zusammenstellung der Farben:



Das Zimmer des Herrn

Grün neben Braunrot, Lila neben Gelb gesetzt. — Dem »Zimmer des Herrn« gibt das lichte Grün der Wand, in das die Vorhänge des Fensters ein wundervolles zart-hellrotes Rechteck schneiden, fast festlichen Glanz, den das satte Rot des Teppichs und des Schreibtisches sowie das Lila des Sessels noch steigert, während der braungelbe Boden durch dunkle Linien in große Rechtecke geteilt ist, die sich in der Leibung des Durchgangs noch einmal wiederholen. Deutlicher als in den andern Blättern offenbaren sich in diesem die Gefahren, die das Übersteigern der Farbigkeit und das Suchen nach interessanten Kontrasten zumal da mit sich bringt, wo ein Raum der Sammlung und Arbeit gewidmet ist. In diesem »Zimmer des Herrn« ist die Unruhe zu Gast und nicht die Ruhe, und mit Schrecken denkt man daran, was aus der ganzen schönen Farbenharmonie werden würde, wenn der Hausherr einmal so bequem sein sollte, sich nicht in dem Anzug an den Schreibtisch zu setzen, den der Raumkünstler ihm wohl just für dieses Zimmer entworfen haben müßte. Doch es sind ja keine ausgeführten Räume, die Trueb in seinem Buche gibt, sondern nur Entwürfe und Farbenspiele, die zeigen sollen, welche Fülle von Möglichkeiten die Farbe für die Ausgestaltung von Wohnräumen bietet und wie reich und leicht zugänglich der Quell der Freude ist, der hier sprudelt.



Sommermorgen bei Speyer

# Sonnige Pfalz am Rhein

## Von Roland Betsch

Mit vierzehn Abbildungen nach Aufnahmen von Heinrich Ullmann

Behutsam will ich sein und vorsichtig, nun ich von meiner Heimat schreibe. Aufmerken will ich, daß ich in meiner Liebe zu ihr sie nicht verkläre und daß meine Feder nicht überströme. Alle Erde ist treu, und alle Heimat ist treu, aber die Menschen sind wandelbar, und ihre Art ist ewig unruhvoll.

Wenn ich auf hohem, schwindelndem Grat stand in den Alpen und der gewaltige steinerne Schlaf sich zu meinen Füßen bis an die Grenze der Sehkraft dehnte; wenn Gipfel an Gipfel sich reihte und über mir im unergründlichen All die weißen Wolkenburgen sich türmten, blieb ich in stummer, demütiger Verwunderung ob solchen Glanzes und solcher Schönheit. Aber schön bist auch du, mein liebes Pfälzer Heimatland!

Und wenn ich am Meer saß und hörte auf den Pulsschlag der Wasser, schaute über die große schäumende Wüste und auf das schimmernde Silber, das sich augenblendend dehnte, dann sprach ich oft still zu mir selbst: Ergreifend schön und einsam bist du, wogender Ozean! Aber schön bist auch du, mein liebes Pfälzer Heimatland!

Die meisten zieht es hinaus, dort, wo ihr hungriges Fernweh gestillt wird; sie wandern durch fremde Länder und fremde Gegenden, ewig geplagt vom unersättlichen Drang nach der Ferne. Und kennen oft ihre eigne Heimat nicht. Fühlen sie erst, wenn sie weitab sind von ihr und wenn sie nachts von ihr gerufen werden.

Der Pfälzer ist vom Schlag derer, die es hinaustreibt. Selten aber, daß er in der Fremde seine Scholle vergißt.

Wer von den Deutschen kennt die Rheinpfalz? Wer von ihnen kennt den Zauber ihrer hundertundvierzig Ritterburgen, die Romantik ihrer verwitterten Felsentäler und das fröhliche Lied ihrer überaus reichen Weinberge? Drüben liegt sie, überm Rhein, dort, wo es nach Frankreich geht, ein kleines, verängstigtes Stiefkind des großen Vaterlandes, wenig beachtet und wenig umworben und doch von Kraft und Deutschtum innig beseelt.

Reiche Vergangenheit und blutgetränkte Erde. Land in Verwüstung und Auferstehung, Land in Schutt und Wiedergeburt; Land voll blühender Burgen, die in Trümmerhaufen verwandelt wurden bis hinüber zum alten Heidelberger Schloß; Land, über das die Bestie des Krieges oft mit Mord, Brand und Verwüstung stampfte und das aus rauchender Asche immer wieder sieghaft sich erhob; blutendes, zerschundenes, lächelndes Land, Schauplatz der Bauernschlachten und der Erbfolgekriege, ewig friedloses Land ... das bist du, meine Pfälzer Heimat! —

Fremder, gehe durch das kleine Städtchen Annweiler und steige durch rauschenden Buchenwald hinauf auf die zerfallene Zinne deutscher Vergangenheit, auf den Trifels. Und wenn du oben stehst und schickst deine Augen und deine

Sehnsucht hinaus in das schimmernde Land, das ringsum sich breitet, wenn du auf morschem Gemäuer stehst und den alten Stein mit deinen Händen berührst, dann wird die versunkene Zeit an deine nachtwandlerischen Sinne klopfen und du wirst vergessen, in welcher Epoche des Daseins du stehst.

Wo dein Fuß steht, Fremder, tief unter dir, ist ein zerfallenes Burgverlies. In dieser Kammer des Grauens schmachtete Richard Löwenherz, und seine Augen hatten das Licht vergessen. Die Burg Trifels war es, von wo der tragische Heinrich der Vierte seine tief demütigende Fahrt nach Kanossa antrat und wo Heinrich der Fünfte um das unheilvolle Jahr 1125 die Reichskleinodien aufbewahren ließ.

Heute aber ist neue Zeit und neues Geschehen, und wieder ist es die Rheinpfalz, die auf Vorposten steht. Vom Trifels aus reicht dein Blick ostwärts in die reich gesegnete Vorderpfalz, ein überfließend fruchtbares Land, das, unbekümmert um Menschen und Geschehen, Freund und Feind nicht scheidend, seine tausendfältigen Gaben spendet. Weit dehnt sich dieses Land, fließt vom Hardtgebirge mit seinen Waldungen, Felsen und Burgen über die endlosen Rebenhügel hinaus in die Rheinische Tiefebene bis dort, wo der alte sagenhafte und vielumstrittene Rhein ihm eine Grenze setzt.

Westwärts aber wölben sich die bewaldeten Kuppeln des Westrichs, schneiden tiefe und enge Täler in die kegelförmigen Bergmassive und schaffen eine Landschaft von eigenartig malerischem Reiz. Es ist das Land, wo die Buchen und Tannen rauschen, und wo auf Bergrücken, eingekeilt in hochragende Felstrümmer, noch die alten, knorrigen Eichen ihr krauses Astwerk in das Blau des Himmels strecken. Es ist der pfälzische Westrich, der grundverschieden ist von der Vorderpfalz, sowohl was Bodenbeschaffenheit als auch die Bewohner betrifft.

Die Vorderpfalz ist reich, fruchtbar, überströmend, vergeudend und verschenkend. Der Westrich ist dürftig, waldbeschattet, herbe, in sich zurückgezogen und ärmlich.



Blick auf Elmstein

Der Vorderpfälzer ist froh, genießerisch, begütert, vorlaut und sanguinisch und immer zum Singen aufgelegt. Der Westricher aber ist schwerfälliger, verhaltener, anspruchsloser und mehr in sich selbst und seine Bedürfnislosigkeit gekehrt. Ein wenig nachdenklicher Melancholiker.

Die Pfalz ist das reichste Weinbaugebiet der Erde und übertrifft Rhein und Mosel bei weitem. Aber nicht nur die Menge des erzeugten Weines marschiert an der Spitze, auch seine Güte ist unübertroffen. In vollem Ausmaß hat der Pfälzer Wein das, was man Rasse nennt, und so liefern die edlen Lagen in der Pfalz, die Wingerte in dem Landstrich Deidesheim, Forst, Ruppertsberg, Wachenheim und Dürkheim, einen Tropfen von edelstem Charakter und Gehalt.

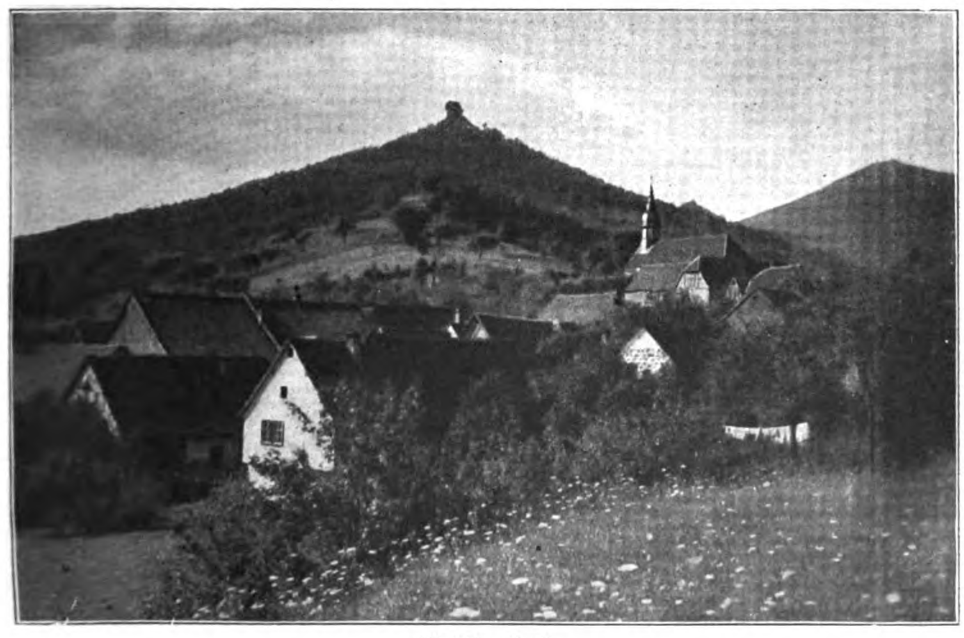


Straße in Geinsheim. Häuser mit Weinrebenbepflanzung

Vom nördlichen Ausläufer der Pfalz, in Münster am Stein und Bad Kreuznach beginnend, erstreckt sich das Land der Weinberge unlängs des Hardtgebirges und eines Teiles der Vogesen bis tief hinunter nach Süden, bis Klingenmünster und Bergzabern, und viele Millionen Weinstöcke stehen Seite an Seite in wohlausgerichteten Reihen und bringen alljährlich ihre köstliche Frucht zur gesegneten Reife.

Und im Frühjahr, wenn der junge Wein blüht, liegt ein zarter, herber Duft über dem Lande, der dem Meer der Blüten entströmt und unersättlich scheint in seiner gebärenden Kraft. Dann sind die Weinberge gelbgrün und hellgrün und durchschimmernd, während sie die vielen kleinen gewundenen Greiferhände in die Luft strecken.

Im Herbst aber, wenn der Wein reift, wenn geherbstet wird und allerorten Gesang und

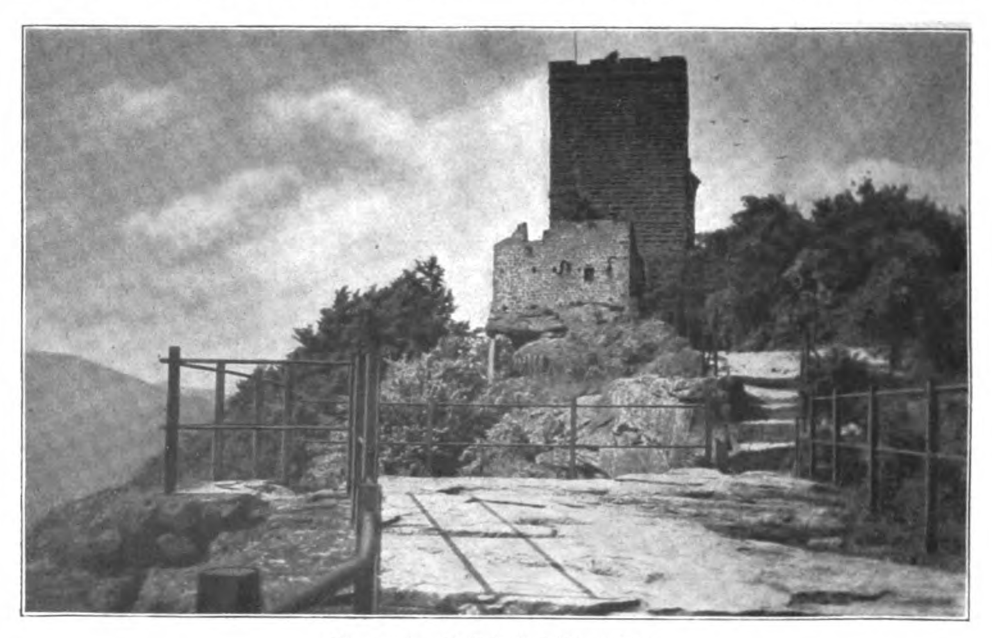


Waldhambach



Ilbesheim mit der kleinen Kalmit und Blick auf die Hardtberge

Spaß und Jubel über der Vorderpfalz liegen, wenn sich die schweren Bottiche füllen und die Traubenmühlen rasseln, wenn hochbeladene Gespanne mit Most heimwärts schwanken und nachts die wuchtigen Keltern knarren, wenn Mensch und Tier und Erde nur Jauchzen sind und Erntefreudigkeit — ich sage, wenn all das geerntet und eingeholt wird, was Sonne und Scholle den Sommer über gebildet haben, dann färbt sich der Weinberg. Dann kleidet er sich in sein schönstes Gewand und hüllt sich in tausend Farben, als wollte er im prangenden



Burgruine Trifels bei Innweiler

Schmuck stehen, nun er seine Gaben verstreut und sein Leben verströmt. Seine große Zeit ist gekommen. Ein ungeahntes Farbenmeer breitet sich über die tausend Wingerte, aufglühend im Schein der herbstlichen Sonne, alle Tonarten und Stufenleitern der Farbenmöglichkeit durcheilend und wie eine blendende, schmerzliche, mütterliche Apotheose sich dem Licht darbietend.

Wer aber den Knotenstock nimmt und durch die engen Felsentäler wandert, der kommt durch eine Landschaft voll wilder Schönheit und tiefer Romantik. Er kommt durch das Land der hundert Burgen und der verwitterten Sandsteinriesen. Allen voran bietet das Dahner das unterirdische Wasser schwätzt und Farn und Flechtengewächs ein abgeschiedenes Dasein führen.

Die Erde ist nackt hier und entblößt, und zwischen Felsen- und Steintrümmern, zwischen moosbewachsenem Schutt und bizarrem Fels haben die Kiefern ihr zähes Wurzelwerk eingeschlagen und saugen in ihrer Bedürfnislosigkeit die letzte Kraft aus einer Wüste von Sandsteinquadern.

Eine krause Idee Gottes, solches Felsental! Auf diesen Sandsteinquadern, teilweise wie aus der Erde herausgewachsen und in den Urfels hineingehauen, stehen die alten Burgen und Schlösser. Stolze Behausungen der Raubritterzeit, einer Epoche grauenvoller Gewaltherrschaft, so erscheinen uns heute ihre letzten verschlafenen,



Hof Monbijou in Westrich

Felsental malerische Punkte von ungeahntem Reiz. Es ist die Pfälzische Schweiz. Dort ist es, wo die alten Knochen der Erde aus Wald und Wirrnis hervorragen und das verwaschene und von der nagenden Tätigkeit der Jahrhunderte ausgehöhlte Gestein in gigantischen und phantastischen Formen über die festgewurzelten, brütenden Kiefern empor sich streckt, als wolle es in seiner erstorbenen Mumienhaftigkeit noch einen letzten Rest von Licht und Sonne trinken. Alte und gebrochene Felsenleiber, versteinerten Riesen ähnlich, die in krampfhafter Verkrümmung erstarrt sind, sagenhafte Urgötter und Titanen, vertilgt und ausgelöscht von der Zeit, hängen sie hier an Berghalden oder ragen über waldbestandene Kuppen empor, sind ins Erdreich hineingewühlt und halb vergraben und bilden wirre, irrgartenähnliche Höhlen, in denen melancholischen Trümmer. Die Herren dieser Festen erschlugen das Volk, lebten von Raub und Brand und Mord. Es war eine Epoche verwilderter Genialität und frevelhafter Herrschsucht. Die Zeit hat alles ausgelöscht und hinweggefegt; wir sehen noch die geborstenen Ruinen, die in schwermütig versunkener Romantik, müde und jenseits unsrer Zeit stehend, von den Bergen herabschauen und auf ihre Auflösung warten.

So haben wir heute in der Rheinpfalz etwa einhundertundvierzig zerfallene Burgruinen, die unserm Land einen Schimmer von Schönheit und Romantik verleihen, wie er nirgends mehr anzutreffen ist in deutschen Landen. Unter ihnen sind die bekannten Schlösser der Grafen von Leiningen und Battenberg, der berühmte Trifels und die Madenburg, die Alt- und Grafen-



Hof in Hambach bei Neustadt a. d. H.

dahner Schlösser, Burg Landstuhl, der Sitz des unglücklichen Franz von Sickingen, und das Hambacher Schloß, sattsam bekannt durch das historische Hambacher Fest vom Jahre 1832.

Es kann nicht geleugnet werden, allen Neidern zum Trotz: die Pfalz hat etwas vom südländischen und tropischen Klima abbekommen. Wer dies erkennen will, muß eine Wanderung



Straße in Hornbach



Mühle in Mittelbach, Westrich

durch das Vorderpfälzer Weingebiet, vielleicht von Kirchheim aus südwärts über Dürkheim, Deidesheim, Neustadt bis hinauf nach Bergzabern, machen. Hier kommt er durch das Mil-



Bürgerhaus in Neidenfels bei Neustadt a. d. H.

lionenheer der Weinstöcke und Obstbäume, betritt staunend ganze Waldungen der eßbaren Kastanie, durchschreitet ausgedehnte Pfirsich- und Mandelpflanzungen und findet sogar Feigenbäume mit Früchten.

Nicht zuletzt sind es die weiten und ausgedehnten Tabakkulturen, die ein südländisch warmes Klima bezeugen. Tabak wird in der Pfalz in großen Mengen gepflanzt, und wenn er auch nicht dem »Rein-Übersee« gleichkommt: er ist nicht so schlecht, wie ihn seine Neider und Bespöttler machen, vielleicht aber auch nicht so schwiegen und eingebettet das wald- und bergumgebene Johanniskreuz, das alte weinumkränzte Bergzabern am Ausläufer des Felsengebirges oder das heilkräftige Bad Kreuznach mit den aufstrebenden Felsen und Burgen!

Es wird mir sauer, und ich bekomme ein wenig Herzklopfen, nun ich etliche Worte über das Pfälzer Volk sagen soll. Ja, es fällt schwer, über seine eignen Landsleute zu schreiben.

Man sagt ihm vieles nach, dem Pfälzer. Ist er denn wirklich ein so weinfroher, singender,



Heimkehr von der Weinlese

gut, wie jener alte Pfälzer ihn lobte: »Do kann äner saache, was er will: die Pälzer is doch die bescht Hawannah!«

Leider allzuwenig bekannt sind die pfälzischen Bäder und Kurorte, die, abgesehen von ihrer heilkräftigen Wirkung, eine Fülle landschaftlicher Schönheiten bieten. Aber wer in der Welt weiß etwas von pfälzischen Bädern? Sie liegen verborgen und vergraben, und man geht achtlos an ihnen vorüber; denn sie verstehen es nicht, sich bemerkbar zu machen. Sie liegen eingehüllt in Wäldern und Tälern und warten darauf, daß irgendein Weltweiser sie aus ihrem blinzelnden Schlaf erwecke. Sie machen nicht von sich reden und glauben, das müsse einst alles von selber kommen. Wie lieblich ist Bad Dürkheim, das einzige Arsensolbad Deutschlands, wie verschwiegen ... vorlauter Materialist? Ist es denn wahr, daß er immer ums Weinfaß herumgeht und nur am Geschäft und an der Sekunde hängt? Und daß er so derb ist und naturhaft? Ist es nicht vielleicht übertrieben, wenn man ihn einen Genießer nennt und einen, der immer Feste feiert und hundert Vereinen angehört; der bei aller Gutmütigkeit und Biederkeit ein bissel gern spektakelt und alles besser wissen will? Sollte es am Ende nur Verleumdung sein, wenn spöttische Geister behaupten, in der Pfalz sei jeder sechste Mann ein — schlechter Dichter? Es fehle der Pfalz ein geistiger Mittelpunkt, und einer stehe gegen den andern?

Ich will kein Urteil fällen und jenen Stimmen weder recht noch unrecht geben ...

Da habe ich nun über meine Heimat geschrieben und weiß nicht, ob mehr mit dem Her-



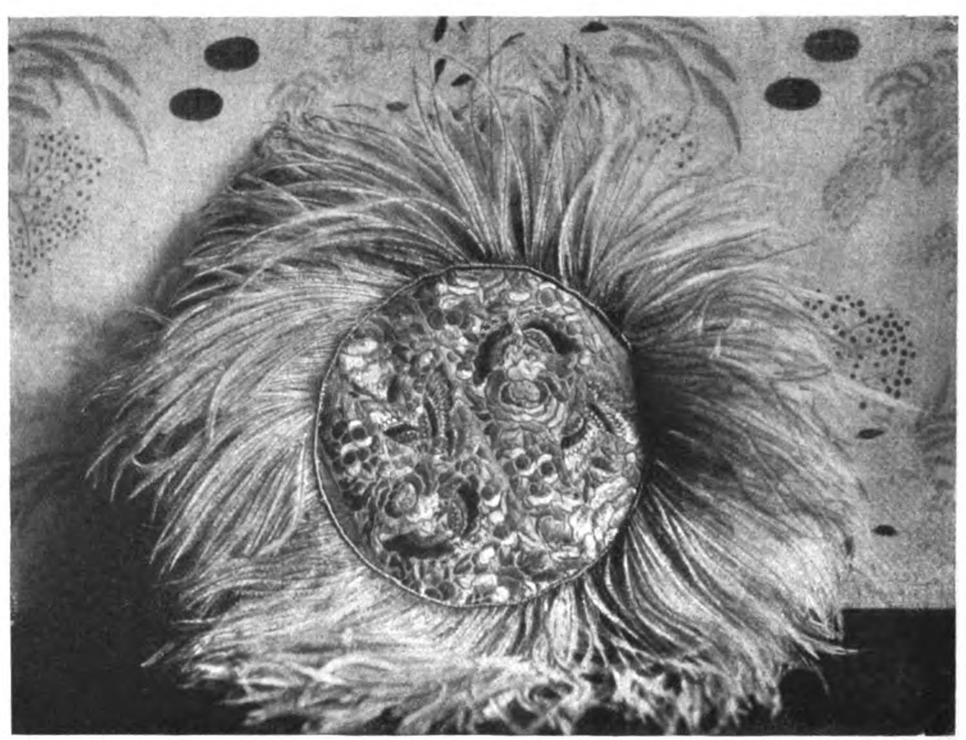
Tabaktrocknung bei Kandel

zen oder mehr mit dem Verstand. Ich wünschte eine Mischung von beiden und hoffe, ihr damit den besten Dienst geleistet zu haben.

Ihr aber, die ihr übern Rhein wohnt: vergeßt nicht die deutsche Pfalz! Vergeßt nicht, daß sie teil hat an der Gesamtheit deutschen Wesens und daß sie ein Stück ist vom Herzen und von der Seele des großen deutschen Vaterlandes, das unser aller Heimat ist und unsre letzte Zuflucht.



**Forellenbach im Elmsteintal**



Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

Toilettenkissen in chinesischer Stickerei mit Straußfedern

# Neue Schmuck= und Gebrauchsdinge für die Frau

Von Jarno Jessen

Bitterernst ist das Antlitz des Lebens, und doch blühen die Veilchen und trillern die Lerchen. Es friert die Künstler nach der Sonne der Friedenswohlfahrt, und doch rasten ihr erfinderischer Sinn und ihre schaffende Hand nicht. Was nicht mehr herzustellen ist wie in üppiger Vergangenheit, hat seinen Ersatz gefunden. Aber die Dinge tragen heut ein andres Gesicht als vor zehn Jahren. So gleißend auch immer noch der Luxus prunkt, die allgemeine Verarmung läßt sich dem Kennerauge nicht verbergen. Wer mit Stolz und Bewunderung den Aufschwung aller Kleinkünste miterlebte, zittert vor neuen Verwüstungen durch den Rückgang unsrer vaterländischen Verhältnisse. Wer jedoch auf allen Seiten nach Entwicklungen Umschau hält, kann der deutschen Arbeitsenergie und -fähigkeit wohl ein Wiederaufleben prophezeien, und wir dürfen den kommenden Dingen um so ruhiger entgegensehen, als ein Fixstern am düsteren Horizont leuchtend blieb: der Begriff Qualität.

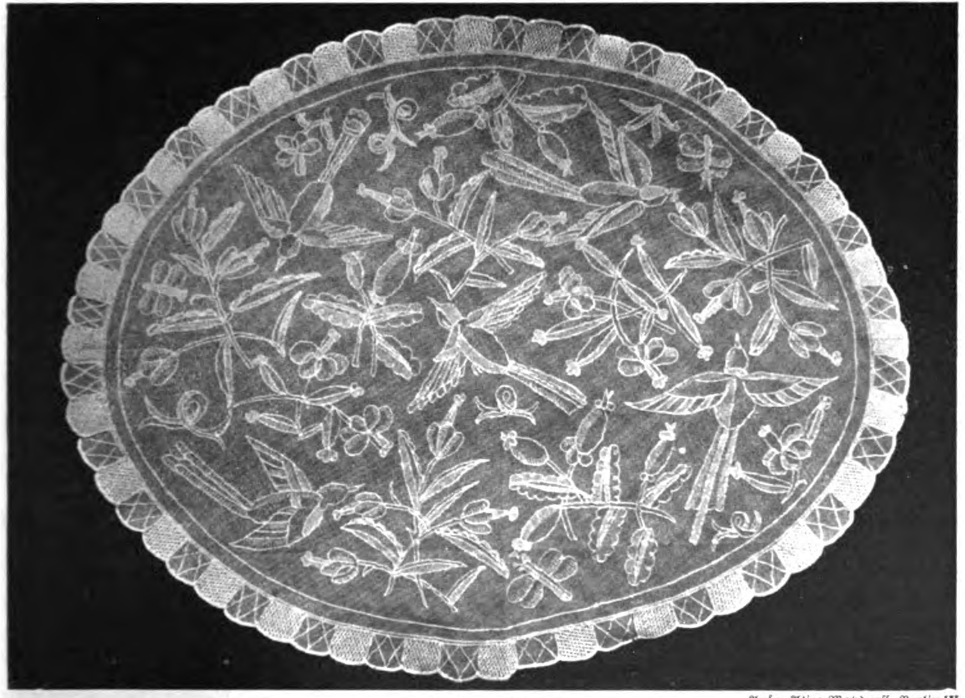
Mit aller Gründlichkeit haben wir unsre Umwelt umzugestalten begonnen, nicht nur im wesentlichsten, dem Hausbau, den Möbeln, nein, auch in all den Kleindingen, die nur schmücken sollen. Unser Ästhetizismus ist zur Ethik geworden. War vor dem Kriege eine Wanderung an den Warenauslagen der führenden Geschäfte vorbei voller Reiz und Belehrung, so hat sich das Bild heut wenig verändert. Wo sonst Frankreich und England, Lalique und Liberty lockten, sind jetzt China und Ägypten eingesprungen. Die deutsche Note ist augenfälliger geworden, aber die große Geste des Weltbürgertums bleibt gewahrt. Dinge aus Edelmetallen und kostbarsten Stoffen bleiben uns versagt, aber wir vermissen sie auch nicht, denn Messing und Kiefernholz werden so fein behandelt, daß sie Sammlerschätze für die Vitrine abgeben können. Fehlt es den Juwelieren an Gold, so wird vornehmstes Handwerk am Elfenbein ausgeübt. Der Keramiker weiß Steinzeug wie schimmerndes Porzellan zu erzeugen, die Kunststickerin erzielt mit Wolle reiche Wirkungen. Auf die Form an sich wird hoher Wert gelegt, das Ornament bleibt möglichst vereinfacht oder ist gänzlich überwunden. Bemalte Zier hält sich in kindlichen Liniengebilden in gleicher schlichter Art. Ersatz für vieles wird durch Farbigkeit geschaffen. Sie hilft der bloßen Form zu besonderer Bedeutung, sie wird zur Vermittlerin des starken Ausdrucks. Die blaue Vase, die rote Decke sind klingende Obertöne im nüchternen Farbenleben eines bescheidenen Innenraumes.

Die Kienholzmöbel werden durch farbigen Lackanstrich gehoben. Auf der letzten Ausstellung der Stuttgarter Kunstgewerbeschule gab es Truhen und Schränke, die den ungarischen Großbauern in helles Entzücken versetzen müßten. In England, wo jetzt auch das Sparen Gebot ist, weiß man ansprechende Möbel — colour-combed furniture — für Schlafzimmer herzustellen, denen übereinandergestrichene Farben ein wundervolles Leuchten und Schimmern verleihen. Ist Stein oder Ziegel für den Hausbau zu teuer, so werden aus Beton gegossene Teile aneinandergefügt, so daß mancher blitzblanke fertige Bau aus der Maschine, nicht von menschlicher Hand herzurühren scheint. Man hat auch die Vorzüge des uralten Holzbaues neu entdeckt. Die Höhe der Arbeitslöhne hat überall eine Neubewertung der Maschinenproduktion herbeigeführt. Selbst zierliche Schmuckdinge zeigen bei fabrikmäßiger Herstellung Qualität, und nur ein Fanatiker der Handarbeit könnte Plauener Spitzen oder Bremer Kleinmöbel verachten.

Eins steht heute fest: im Wirbel all der wilden und wüsten Zeitereignisse ist die Freude am eignen Heim erhalten geblieben, ja eher noch gewachsen. Deshalb ist auch der Bedarf an hübschen Schmuckdingen unvermindert stark. Kunsthandwerker, die daraus Schaffensfreudigkeit schöpfen, versorgen den Markt mit beständig wechselnden und oft wahrhaft schönen Dingen.

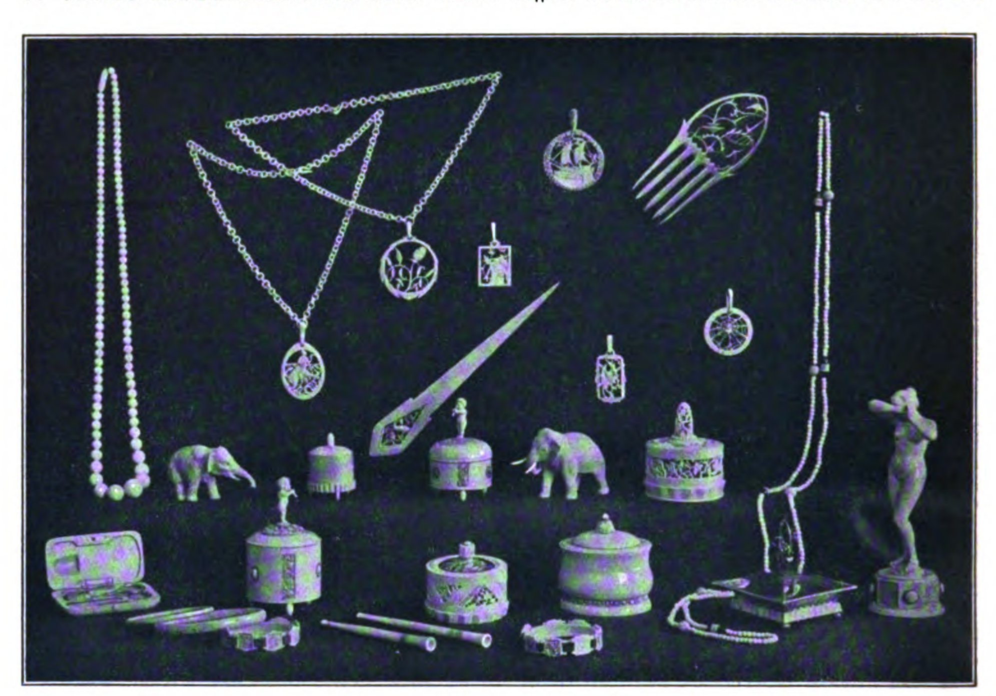
Seit Sitzbank und gemütliche Plauderecke im Zimmer Bedeutung gewonnen haben, spielen Kissen mehr als früher eine Rolle. Sie erfreuen uns heute durch eigenartige Stickmuster, die ganz unter dem Diktat persönlicher Eingebung stehen. Sie ergötzen durch kühne Farbigkeit, die wie der Schlager in der Musik die Aufmerksamkeit an sich reißt, durch die willkürliche Zusammenarbeitung neuartiger Stoffe, vielfach auch als bloßes Formgebilde. Es gab bisher gewisse Formentypen, die unumgänglich waren, Kreis und Rechteck bildeten die Grundlage. Jetzt ist alles Kubische erlaubt, das Achteck, der Rhombus, geradlinig und schieflinig Begrenztes. Jeder Laune im Möbelbau fügt sich so ein Kissen. Und wie im Familienidyll des Dürerschen Marienlebens gebärden sich die Kleinen nach dem Vorbild der Großen. Man muß das Auge nur einmal auf moderne Kissen einstellen. Es scheint auch ein glücklicher Gedanke, Reste edler Stoffe und Stickereien für Toilettentischkissen zu verwenden und von überflüssig gewordenen Straußfedern, die jede Dame von ausgedienten Hüten und Fächern in ihrem Besitz hat, füllige Randfassungen zu bilden. Mit solchen schwungvollen und haltbaren Federbegrenzungen ist manche eigenartige Verschönerung zu erreichen.

Anpassungskunst hat vor allem der moderne Goldschmied zu erweisen, denn dem großen Publikum sind Perlenketten und Diamantringe unerschwinglicher Besitz. Der Schmuckluxus der



Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

Gestickte Tülldecke



Elfenbeinarbeiten aus den Werkstätten Herweg-Voß in Wald, Rheinland

Barockzeit stellt uns heut vor ein Rätsel. Wir begreifen es nicht, woher die Geldquellen für solche edelsteinbesäten Kunstschränkchen und Anhänger flossen, während der Dreißigjährige Krieg das Land verwüstete. Dankbar sind wir, wenn das Elfenbein nun als Ersatzstoff herangezogen wird. Es war eigentlich niemals ganz vergessen, seit es in Gemeinschaft mit Gold und Zellschmelz den Brustschmuck des alten Ägypterkönigs oder, neben köstlichen Kameen, die Hutzier von der Meisterhand des Benvenuto Cellini verschönert hatte. Jetzt tritt es oft als selbständiger Wertstoff auf. Der deutsche Kunsthandwerker, der als Holzschnitzer und Steinmetz schon im Mittelalter Triumphe feierte, erweist sein Talent in elfenbeinerner Plastik. Gerätschaften und Schmucksachen aller Art sind kunstvoll wie japanische Arbeiten ausgeführt. Das schmiegsame Material paßt sich auch jedem Stilausdruck an. Obgleich das Runde seiner Natur entgegenkommt, folgt es ebenso willig des Gotikers Eingebung. Es läßt sich ganz dünnwandig schneiden und daher gut für Silhouetten benutzen. Auf dunklem Untergrunde hilft es eingerahmt oder gefaßt reizende Miniaturen für die Wand des Damenzimmers, für den Anhänger am Frauenhals bilden. Eine moderne Künstlerin wie Angela Strätter ist in ihren Elfenbeinarbeiten ganz das Kind ihrer Zeit. Gleichviel, ob ihre Entwürfe in Rokoko oder Biedermeier wurzeln, heutige Tanzgymnastik hat ihr die Vorliebe für geknickte, spitze Bewegungen, für überschlanke Formen mitgegeben. So sind ihre Kavaliere, Harlekine und Kolombinen geziert und witzig, mit dem leicht erotischen Einschlag, der nun mal heut seine Bewunderer findet. Schon vor dem Weltkriege war Elfenbein bei uns in Mode gekommen, aber damals entsprang seine Verwendung einer sozialen Einstellung, die Schmucksachen auch für den Unbemittelten ermöglichen wollte. Eine Kunsthandwerkerin wie Emmy Roth schuf damals ihre Elfenbein- und Hornzierden aus dieser Überlegung.



Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

Moderner Elfenbeinschmuck von Angela Strätter

Viel an erfinderischen Gedanken und apartem Geschmack offenbart sich in der Erzeugung der Zierate für das moderne Frauenkleid. Die entwerfende Hand weiß sich da kleinen Flächen anzupassen, das Königreich in der Nußschale hervorzuzaubern. Höchst anmutig ist

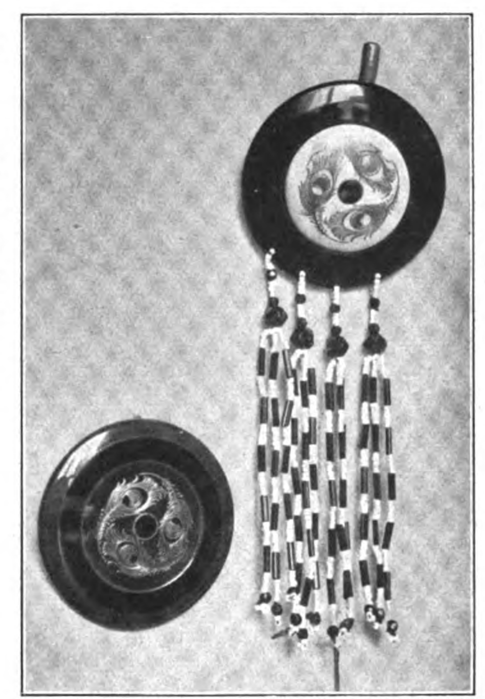
das Pfauenfedermotiv auf der Mittelplatte unsrer Gürtelschnallen, und der Perlbehang entspricht Vorbildern historischer Stücke fürstlicher und völkischer Träger.

Oft begegnen wir heut sehr eigenartigen Glasarbeiten, Bläsereien in kristallenem, milchigem und farbigem Glas, die uns ein Fülle poesievoller und lustiger Formen enthüllen. Meist rühren sie aus dem Blauen Haus in Berlin, denn hier waltet eine sehr begabte Künstlerin als herrschende Kraft. Marianne von Allesch war schon als Schülerin der Staatlichen Kunstgewerbeschule durch originelle Leistungen aufgefallen, und sie hat die ihr eingeborenen Fähig-



Schirmgriffe aus Elfenbein aus den Werkstätten Herweg-Voß in Wald, Rheinland

keiten nur immer weiter ausgebildet. Sie ist nun am Neubelebungswerk der Glasbläserei, und der Erfolg beflügelt ihre Fortschritte. Erstaunlich, wie sie ihre Gehilfen zur Hervorbringung immer neuer Gebilde schult! Vor allem gehen ganze Herden witziger Tiere aus ihrer Werkstatt hervor, Säugetiere und Vögel, in Einzelwesen oder Gruppen, Landläufiges, wie Enten und Kühe, und Seltengesehenes, wie Igel und Stachelschweine. Der Glasbläser muß mit des Spaßvogels Komik und mit des Karikaturisten Spötterei begabt sein, um diesen gläsernen Zoologischen Garten ins Dasein zu rufen. Es gehört Humor zur Hervorbringung solcher Federn an der Pelikanbrust, solcher himmelhoch jauchzenden Ferkelschwänzchen. Und in den zwergenhaftesten Gebilden kommt das alles zur



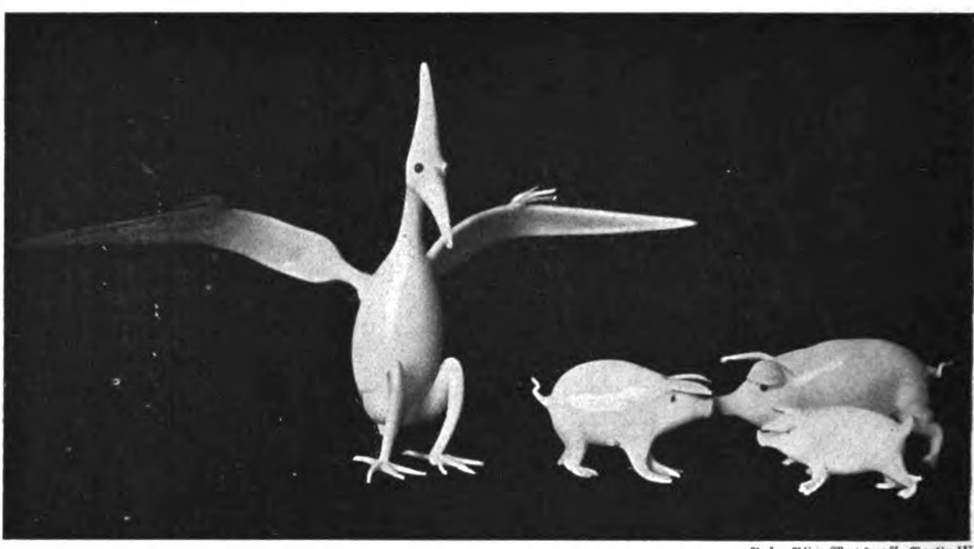
Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

Gürtelschnallen aus Galaktit und Halbedelsteinen



Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

Moderne Glasfigur von Marianne von Allesch, Blaues Haus in Berlin

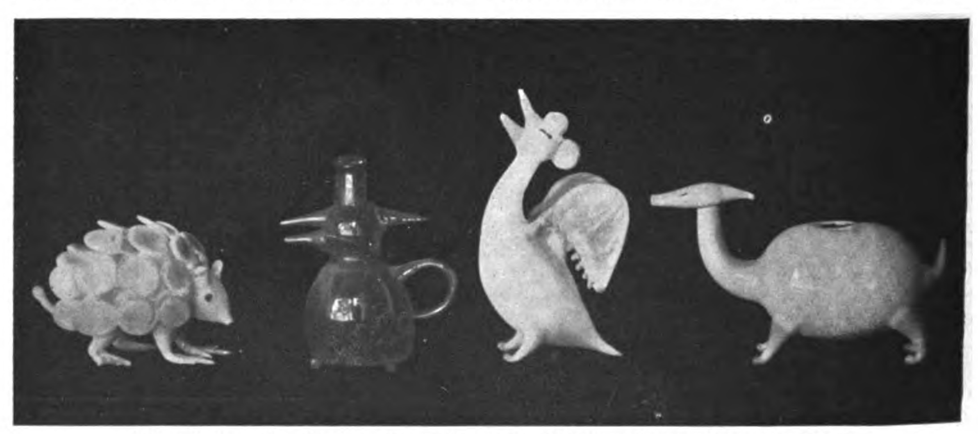


Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

Vitrinentiere aus Glas von Marianne Allesch, Blaues Haus in Berlin

Anschauung. Aber der Ehrgeiz der Künstlerin ringt auch um die Krone aller Vorwürfe der bildenden Künste, den menschlichen Körper, und es gelingen ihr in Glas expressionistische Tanzakte und lyrisch zarte Gestalten. Ein kristallenes Idyll ist ihr nackter Flötenbläser unter dem knospenden Hängezweig eines Frühlingsbäumchens. Ja, sie sucht sogar das Spiel dynamischer Naturkräfte glas-plastisch zu gestalten, wie die Maler und Bildhauer der Revolutionsgruppen es in Farben, in Stein und Eisen erstreben. Diese Glaskunst hat sich bereits durch die Messen ihre Abnehmer im Auslande geworben, sie liefert bei uns begehrte Schmuckstücke für die Vitrine und originelle Geschenke. Ist es doch auch ein Stück alter deutscher Volkskunst, das in solchen Dingen seine Wiederauferstehung feiert, denn Heimatkünstler in Baden, Schlesien und Thüringen haben längst viel Feines in Glas geschaffen. Noch finden sich im Dorfe Lauscha Erben der Kunstfertigkeit, die ausdrucksvoll bewegtes Wild, ganze Jagdszenen in Milchglas blies. Nicht nur für den Nippsachenschrank, auch für die Festtafel bilden diese weißen Hirsche eine kostbare Zier.

Während wir finden, daß der Überschwemmung des Marktes mit Wollwaren etwas gesteuert werden müsse, freuen wir uns am Bast als neuem Material. Er kommt durch Dauerhaftigkeit, leichte Verwendbarkeit und wohlfeilen Preis den Forderungen des Tages entgegen. In grauen Vorzeiten bei alten Kulturvölkern hat man diese Vorzüge erkannt, und moderne Tropenreisende haben wundervolle Bastarbeiten aus den Negerreichen als Modelle mitgebracht. Mit Bast läßt sich trefflich flechten und überspinnen; Bast läßt sich leuchtend einfärben und wie Stroh verarbeiten. Geschickte Finger werden jetzt vielfach von guten Kennern ausgebildet und haben



Glastöpfchen für Kakteen von Marianne Allesch, Blaues Haus in Berlin



Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

Bastarbeiten aus dem Hausfrauenverein für Mittelstandshilfe

**manchem Spezialisten schon einen klangvollen Namen gemacht. Handfeste und doch gefällige Teller, Körbe und Gefäße, hübsche Blumentöpfe sind entstanden. Kleidsame Hütchen, mit Bast**



Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

Gebrauchsgegenstände aus Holz mit Lackfarben bemalt von Alice Reichstein

gestickte Kissen, lebhaft getönte Matten und drolliges Tierspielzeug beweisen die Fügsamkeit des so spröde scheinenden Werkstoffes.

In neuem Lichte sehen wir nun auch das Holz. Ihm hat Künstlerhand durch alle Jahrhunderte den Ritterschlag erteilt, aber unser Volkswohlstand hatte es durch Edelmetallverbrauch entschieden zum Aschenbrödel gestempelt. Wie wäre ein Kronleuchter, eine Lampe aus Holz noch vor wenigen Jahren möglich gewesen! Zum mindesten mußten sie in Messing oder Bronze schimmern. Auch in den tonangebenden Londoner und Pariser Magazinen werden jetzt sehr vornehme Beleuchtungskörper in Holz ausgeführt. Man bildet selbst klassische Muster aus Pompeji oder Kreta nach und bemalt sie stilvoll mit historischen Mustern. In Deutschland werden solche Dinge vielfach mit Lackfarben getönt und expressionistisch bemalt.



Aufn. Alice Matzdorff, Berlin W

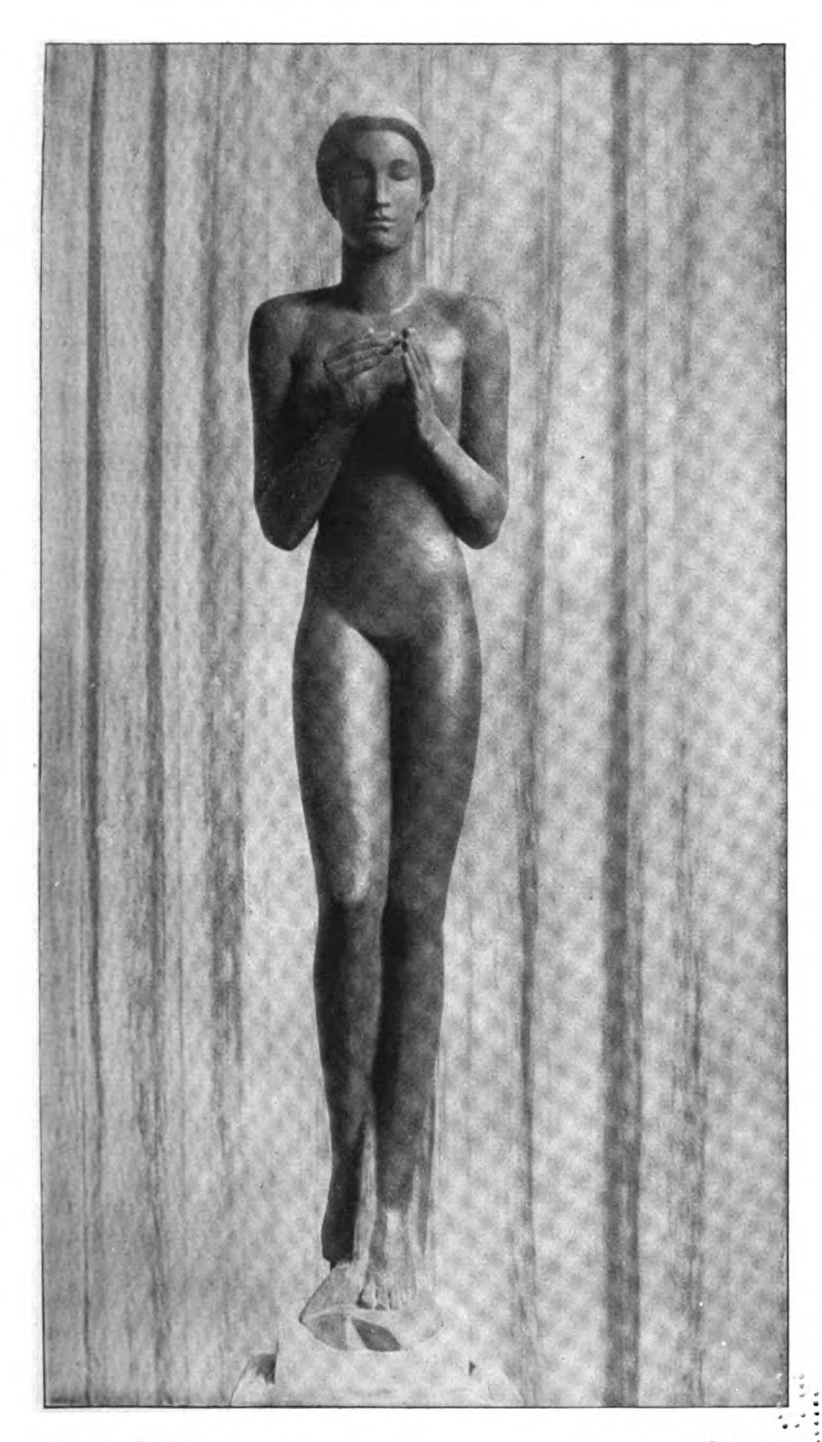
Charlotte-Kirchhoff-Puppen

Die Mängel und Lücken einer minderwertigen Heimausstattung können häufig durch feine Handarbeiten ausgeglichen werden. Höchst willkommen dafür sind die zarten Tüllstickereien. In ihren Dienst haben sich die besten Kräfte des Faches gestellt, auch die führenden Spitzenschulen. So hauchfein diese Arbeiten wirken, so haltbar sind sie. Leicht lassen sich die Fäden durch den luftigen Netzgrund ziehen, jedem künstlerischen Entwurf werden sie gerecht. Auf Decken jeder Größe, Vorhängen, Kissenplatten gibt es jetzt weiß auf weiß oder auch in farbiger Ausführung ganz entzückende charakteristische Muster. Der individuelle Ausdruck kommt zu seinem Recht, und ein vielseitiger und eigenartiger Künstler wie Dagobert Peche hat es nicht verschmäht, als Förderer der Tüllstickerei aufzutreten. Für solche Dinge ist ihrer Natur nach immer Bedarf im gepflegten Heim, doch sind sie mehr Luxuszubehör, der deshalb doch so leicht nicht wieder verschwinden wird.

Denn sie sind keine Schöpfung der Modelaune wie die Puppen, die nachgerade aufdringlich, gleich den Fröschen der Latona, überall Platz beanspruchen. Natürlich sind sie am Platz im Kinderarm, aber im Wohnzimmer, im Schaufenster, in den Warenauslagen meist nur spielerische Ziererei. Freilich ist viel Geschick und Geschmack auf sie verwendet worden, und von Käthe Kruse bis Lotte Pritzel wird die ganze Stufenleiter weiblichen Empfindens, von herzerwärmender Mütterlichkeit bis zu ausgeklügelter Gefallsucht, an ihnen deutlich. Neuerdings sind die drolligen Charlotte-Kirchhoff-Puppen ein Erfolg. An ihnen konnte selbst der Puppenfeind nicht vorbeigehen, weil sie wie die Alräunchen Clemens Brentanos oder die Hoffmannschen Gespensterchen so viel lustige Märchenromantik atmen. Diese ganze spaßige Gesellschaft ist des Erscheinens im Puppentheater und auf der Festtafel der Kindergesellschaft würdig. Puppenreize verblassen schnell, aber frisch leuchtend bleiben die Farben unsrer Porzellangebilde, und die staatlichen Manufakturen, auch Häuser wie Rosenthal und Frauenreuth beschäftigen ständig ihren Künstlerstab, um sie neu formen und dekorieren zu lassen.



Schmuckdöschen der Porzellanfabrik Rosenthal in Selb, Bayern



Georg Kolbe: Assunta

Aus der Frühjahrsausstellung 1924 der Akademie der Künste zu Berlin

# Die irdische Unsterblichkeit

## Roman von Werner Jansen

### I

Das Leben beginnt nicht, wenn einer die Welt beschreit. Umgekehrt, wenn die Welt auf jemand einbrüllt, dann fängt das Leben an. An dreißig Jahre war ich und erfüllte den Platz, auf dem ich stand, mit Toben und Lärmen, aber von mir und andern wußte ich nichts. Plötzlich erwachte ich in der Dämmerung, vom Tau wie von Tränen gebadet, in einer wüsten Schlucht nahe der Grenze meines Landes; wachte auf in einer Stille ohnegleichen, denn die Vögel schliefen noch, aber Gottes große Stimme donnerte gleichwohl in meine Ohren. Die Augen brannten mir von ungekanntem Schmerz, ich barg das Gesicht ins nasse Moos, Wams und Hemd riß ich offen und drängte die Brust der Erde auf — die Flammen in meinem Herzen erstickten nicht. Mein Blut war umgewandelt, aus dem Strom wuchsen tausend Tropfen, und jeder Tropfen peinigte mich auf seine besondere Art.

Ausgestoßen, verdammt, verloren hier und dort — qualvoll, langsam wie Todesstunden kamen die Erinnerungen zurückgeglitten: Schlaf, Sturz, ein rasendes Reiten, Blässe und Blut. Trocken lag mir die Zunge im Gaumen, das Haar, von Schweiß und Schmutz verklebt, lähmte mir die Stirn wie eine Eisenklammer.

Das kleine Leben unter mir brachte mich zu mir, aus den verschwollenen Lidern betrachtete ich mit stumpfer Ruhe die schwarzen Käferchen, die ernsthaft und eilig unter meinem Antlitz ungeheure Wege eroberten und ein zielsicheres Wesen hatten, wie Diener eines Staates. Aber das dürftige Spiel hielt meine Kümmernis nicht lange gefangen, wütend griff ich in das Getriebe, aus nackter Lust an fremdem Leid, bis ein halblautes Wort mir den Atem aus der Brust stieß und mich emporschnellte, als bebte die Erde unter mir. Mit jähen Knien wandte ich mich.

»Kain!« erscholl die Luft abermals.

Rote Flammen loderten vor mir, Rauch stieg auf. Augen sprühten auf mich — Hölle, Teufel, Gottes Gericht einen hämmernden Herzschlag lang — dann versank alles bis auf ein Reisigfeuer im morgendlichen Wald, das ein Mönch mit seinem Wanderstabe fachte und versorgte. Das war kein Klosterfriede. Aus gebräuntem Gesicht starrte ein ellenlanger Rotbart, die riesigen Schenkel umklammerten den Stumpf, darauf er saß, als bedrängten sie ein Pferd. Er stand auf und war ein Mann von meinen eignen ungewöhnlichen Maßen; kühl, fragend und wissend zugleich lagen seine Blicke auf mir. Ich herrschte ihn an und fühlte, wie mein Mund stammelte und zagte: »Wer bist du? Was schaffst du hier?«

Seine Brauen zuckten leise spottend. »Ihr seht es: ein Diener Gottes. Was ich schaffe? Feuer zünden, Pferde einfangen, der Hoheit einen guten Morgen wünschen.« .

»Du kennst mich?« Ich fühlte das Blut aus meinen Lippen weichen. Gleich einem Traumbild sah ich zwischen den Buchenstämmen meinen Braunen friedlich grasen.

Wieder flog jenem der Spott über die Stirn. »Ich sah die Hoheit vor Jahren am Hofe Heinrichs des Normannen — Ihr wußtet trefflich mit der Lanze umzugehen. Ich selbst, ein Mönch aus Irland, wallfahrte nach dem heiligen Grabe. Wenn die Hoheit einen Zehrpfennig hätte, ich würde für das Seelenheil —«

Die Stimme versank im Barte; mir schien, als wieherte ein Kobold aus einem Bronnen. Das Heil meiner Seele war verwirkt, kein Bettelmönch, kein Papst konnte mich retten. Verloren hier und dort!

Meine entsetzten Augen tasteten auf meinem Gewand; Hemd und Rock waren dunkel betropft, meine Rechte braun von totem Blute. Aufschreiend brach ich in die Knie, ich vergaß die Welt um mich und weinte wie ein Kind auf die mütterliche Erde. Die Tränen erlösten mich allmählich, das Leid sank tiefer und verborgener in das Herz. Hier war ein Geweihter des Herrn, er mußte mich anhören, ich brauchte einen Menschen, meinen Greuel mitzutragen. Ich sprang auf und zerrte ihn an der Kutte zu dem verlassenen Baumstumpf. »Sitz' nieder und höre,« sagte ich, »ich will dir beichten, Mönch!«

»Sprecht!« erwiderte er einfach und stieß einen mächtigen Ast in die Flammen. »Jedoch, Hoheit, zuerst entlastet mein eignes Gemüt!« Er zog ein Rehböcklein unterm Laub hervor und warf es vor meine Füße, lachend: »Jagdfrevel, Hoheit; verzeiht Ihr das?«

Ärgerlich winkte ich ihm Schweigen. Was wog solch ein Raub vor meiner eignen Tat! Aber: wie jählings strafte ich sonst derlei! Nie mehr würde ich über andre zu Gericht sitzen.

»Mönch, ich habe mein Weib erschlagen.«

Dies sprach ich, dann versagte mir die Kehle, und ich rang nach Luft. Der andre hatte sein Gesicht in der Kutte verborgen und rührte sich nicht.

»Im Zorn,« stammelte ich, mich selbst verachtend.

»So war sie eine Dirne und beschimpfte Euch mit einem leichtfertigen Leben?« fragte der Mönch leise.

Ich schrie: »Nein! Nein! Blüte der Unschuld, Schönheit, Tugend — ich war ein Narr, ein Schurke!«

»Halt, Herr, verleiht Eurer Schuld nicht so

große Worte; das mildert sie nicht. Könnt Ihr, so erzählt, wie es kam.«

Mit seiner tiefen, irgendwie verwandten Stimme zwang er mich zur Ruhe, ich starrte auf das Feuer und sprach betrachtender: »Von meinem Vater hab' ich einen Überschuß an Kraft geerbt; mein leichtsinniges Herz verschwendete das in Saufen, Prassen und Schlimmerem. Keine Dirne war vor mir sicher. Gott und Könige vertrauten meinem Geschlecht ein Herzogtum — ich habe Land und Volk an den Abgrund gebracht; sie heißen mich den Teufel und schrecken die Kinder mit meinem Namen. Einmal, vor Jahresfrist, glaubte ich an ein besseres Sein, bei meiner Heirat mit Aleit von Montgerrat. Hast du die Herzogin je gesehen?«

Das verhüllte Haupt senkte sich bejahend.

»So brauche ich nichts von ihr zu sagen. Sie war lieblich und rein wie Gottes Engel. Genug, ich nahm nach vier raschen Wochen mein altes Leben wieder auf, in meinen Schlössern hausten die Schlemmer und Dirnen, das Volk mußte zahlen, die Herzogin ward vergessen; denn zu den Gelagen erschien sie nie. Bis auf gestern. Mein eignes Haus hatte ich wenigstens vor dem Schlimmsten reingehalten; gestern brach ich, von Jagd und Trunk erhitzt, mit Mann und Meute in meine Halle zu Claraforte und besudelte den Boden, den ihr Fuß entsühnt hatte. Höhnische Reden meines Gefolges stachelten mich, die Herzogin an unsern Höllentisch zu holen. Ich trug sie, die lautlos weinte, auf den Armen in den Saal, sie saß, sie sah mit erschreckten Kinderblicken das halbnackte Dirnenpack, loderte, stand auf und wies mit dem Finger gebieterisch zur Tür — da fegte ich sie mit der Hand von ihrem Platz, ihre Stirn schlug an einem Pfeiler auf, sie brach zusammen und starb.«

»Strecke deine Hand aus!« befahl der Mönch, und ich tat es willenlos: das Feuer beleuchtete eine rohe, große, gewalttätige Faust. Der Priester schlug die Kutte zurück und starrte mich haßerfüllt an. Heiser kam es ihm aus dem Munde: »Mit dieser Klaue hast du den lichten Engel erschlagen« — er griff an seine Brust, als erdrücke er ein zorniges Herz, leiser fuhr er fort: »Mit dieser Hand wirst du Sühne tun, Herzog Robert!«

»Mein Herzogtum liegt hinter mir,« entgegnete ich ihm, »ich stürzte den Tisch und verjagte den Schwarm. Ich sprengte in die Nacht und entfloh meiner Tat; das Weitere weißt du besser als ich. Ich verlasse Land und Volk, mögen sich Frankreich und England darin teilen, da niemand meines Blutes lebt. Ich will büßen; du wanderst zum heiligen Grab — nimm mich mit! Es ist mir weniger um das Gebet zu tun, aber die Heiden haben einen neuen Sultan, der Jerusalem bedroht. Vielleicht erlaubt mir Gott die Sühne in der Schlacht.«

»Das nennst du Sühne?« fragte der Mönch zwischen den Zähnen. Es arbeitete in der gewaltigen Brust, plötzlich sprang er auf und trat groß und mächtig vor mich hin. Er glich Zug um Zug einem Antlitz, das ich kannte; nur schien sein Gesicht älter und trauriger als das meiner Erinnerung, das war immer voll wilder Fröhlichkeit und Jugend, trotz grauer Locken; und dieses Haupt vor mir war blond wie ich. Jäh überfiel es mich: diese Augen waren die meines Vaters.

Er las mir die Gedanken von der Stirn, sein Mund verzog sich zu dem Hauch eines Lächelns; stumm nickte er mir zu. »Du läufst davon, Robert, aus Angst vor dir selber, vielleicht auch vor den Montgerrats und ihren königlichen Verwandten; du läufst davon, Herzog, und vergißt die Pflicht gegen dein Geschlecht. Die Rechte, die du von deinen Ahnen erbtest, hast du vergeudend genutzt, die Pflichten trittst du in den Staub.«

»Hast recht, Mönch,« sagte ich ruhig, »aber ich bin nicht wert, fürder ein Volk zu führen; ich kann nicht einmal mir selbst befehlen, wie sollte ich's andern! Unser Blut ist eben müd' und mürb geworden, die Wählinger sind reif zum Untergang —«

»Narr!« schrie der Mönch und schlug mir die Hand auf die Achsel. »Fahr zur Hölle, wenn du müde bist! Mein Wählingerblut ist nicht verfault, und hältst du das Land nicht, Feigling, so krieche in meine Kutte, indes ich dein besudeltes Seidenwams zu Ehren bringe.«

Ich erstaunte kaum über diese Reden, zu tief saß der Verzicht auf das Irdische in meiner Seele. Gleichmütig versetzte ich: »Du willst ein Wählinger sein? Laß hören!«

»Ich zeig' es dir besser, Bruder Robert,« stieß jener hervor, und die schweren Schultern schütterten vor Erregung, »warte ein Weilchen! Dein Vater hat mich wie dich gezeugt; dich in Claraforte im Bett einer Königstochter, mich in einer Sommernacht dieser Wälder mit einem Kind unsers Volkes. Du hast den ~~Thron geerbt~~, ich das Elend, aber wir sind gleichen Blutes. Verziehe hier, Robert, ich bitte dich, nur einen kurzen Augenblick, nur eine kleine Messe lang!«

Er drückte mir die Hand, daß sie schmerzte, griff sein Bündel und lief davon. Mit schlagendem Herzen blieb ich zurück, gerührt von der heißen Leidenschaft, mit der er bat, und nun doch aus meiner Betäubung aufgescheucht und von Geheimnissen geweckt.

Wählinger Blut! Der Vater, die Ahnen, ich selbst — ach, wie hatten wir das Blut der Herzöge ins Volk getragen! Und doch war jener fremde — Bruder das erste jener Geschöpfe, das ich bewußt erblickte. Mir grauste bei dem Gedanken, ohne Wissen vielleicht eine Schwester, eine Tochter meines Vaters, je in den Armen

gehalten, eine alte Schuld zum Verbrechen gesteigert zu haben — mir graute vor dem Wählingerlande — fort, nur fort von dem doppelt geschändeten, doppelt verdammten Boden, hin in eine Ferne ohnegleichen, wo niemand von mir und meiner Schmach wußte!

»Robert!« klang es leise: der Mönch war lautlos hinter mich getreten, ich wandte den Kopf und starrte ihn offenen Mundes an: da stand ich selber, wie kein Spiegel mich besser schildern konnte, bleichen Gesichts, aber Zug um Zug ich selbst. Der wilde Bart war verschwunden, das Haar gebändigt, die Mienen innerlicher, edler. Ich stotterte verwirrt, beschämt, mit unklarem Dankgefühl gegen das Geschick: »Bruder, wie nennst du dich?«

Ein Leuchten glitt über seine lauteren Augen, als ich mich so neben ihn stellte; er zog mich zu sich auf den Boden. »Ronald heiße ich, Blut von deinem Blut. Robert, mir brennt das Wählinger Geschlecht im Herzen, du darfst das Land nicht verlassen, mich hat Gott in deinen Weg geführt,« flüsterte er; sein heißer Atem streifte sengend meine Stirn.

»Was ist Geschlecht?« murmelte ich haltlos, von einem verlorenen Gedanken fortgetrieben.

Und er, fast zornig: »Steh einmal draußen, und du wirst es wissen! Sage, Robert, sage zum letztenmal, bist du wahrhaft willens, außer Landes zu gehen?«

»Was fragst du noch? Ich lasse nichts zurück.« Ich seufzte bitter auf, mit den Füßen stieß ich in das sterbende Feuer, daß die Funken flogen.

Rötliche Morgenlichter spielten durch die Stämme, der Wald begann zu leben. Ein Wind lief schmal und kühl vor der Sonne her, die jungen Blätter rauschten.

»Höre zu, Robert« — seine fiebernde Hand krampfte sich über meine Linke —, »gib mir dein Land! Es bleibt dann beim Wählinger Blute.«

Dies machte mich lachen. »Ronald, wer sollte dich, den Bastard, anerkennen? Du treibst Scherz, Bruder. Schlüpf' aus deiner Kutte und fahr' mit mir in die Fremde. Sieh, wir haben Fäuste und Arme wie Eisen, mit dem Schwert in den Händen werden wir treffliche Streiter Gottes. Quäle dich nicht mit Unmöglichem; denk', ich verzichte trotz des gewohnten Genusses, du aber hast nichts zu vergessen, weil du nie besessen hast.«

Ronald geriet in wachsende Erregung. »Ich nicht besessen? Ist das Besitz, das bißchen Hof und Haus, das bißchen Volk und Fron? Hier sitzt mein Erbe, hier im Herzen, das Wählinger Blut! Das Blut, Robert, das herrschen will, um dienen zu können.«

So unwirklich erschien mir das Ziel, darauf er lossteuerte, daß ich nichts Ernsthaftes erwidern konnte, ohne ihn zu verletzen. Ich verschanzte meine Verlegenheit hinter leeren Worten, obzwar ich von fern fühlte, dieser Mensch war rechtlos vor den Menschen, aber nicht vor Gott. »Diene,« scherzte ich oberflächlich, »und eines Tags sitzt du im Purpur des Kardinals, ja unter der Tiara, und das ist ein weiteres Feld für deine Herrschersorgen —«

Er fuhr mit dem gestreckten Arm durch meine Worte, in seinen Mienen kämpfte Verachtung und Zorn. Ich bewunderte ihn mit einem inwendigen Lächeln, indem ich mich dabei ertappte, mein eignes Bild zu bestaunen — ach, mein eigen Bild ohne die Spuren des wüsten Lebens, ohne die Gedunsenheit des Weins, ohne die Gier der Laster. Jedoch nicht einmal zu einem herzhaften Neid schwang sich meine ermattete Seele auf.

Er grollte: »Fürst dieser Kirche? Nein! — Ich will ein Volk, keine Völker! Diese Erde will ich, nicht den Himmel. Nur was diese Hände halten können, mehr begehr' ich nicht, nur die Heimat, nur das Land meiner Ahnen —«

Betreten, voller Scham, senkte ich die Lider. Für einen flüchtigen Augenblick wogte auch in meinem Herzen das Blut meines Stammes, das in jenen Adern so stark und feurig rann; dann zerstob die Begeisterung wie Schaum. Wäre ich je in meinem Verzicht wankend geworden, diese Begegnung hätte mich gestützt, denn ich fühlte, Land und Volk verloren nichts an mir, ich war ein Rohr im Wind. Säße jener an meiner Statt — bestürzt schaute ich auf und begegnete seinen Augen, die wie Falken auf meine Seele stießen und kein Geheimnis kannten.

Ein Spiel Gottes, ja, ein Spiel Gottes, und das Unmögliche ward Tat. Wortlos riß ich die Kleider von meinem Leibe, alles, Schuhe und Hemd; warf's ihm vor die Füße: »Da liegt dein Herzogtum, wenn du Mut hast, Brüderchen!«

Eine unbändige Lust ergriff mich nackten Mann plötzlich, eine Erlösung aus Nacht und Tod. Ich weitete die Arme und riß ihn, der ohne Regung schien, an meine Brust und küßte ihn. »Bruder, wag's! Keiner wird dessen gewahr, dafür bürg' ich; Gott selbst, am Auferstehungstag, wird seine Mühe haben.«

Langsam lösten sich seine starren Züge, er leuchtete beschenkt, beglückt und erwiderte scheu und flüchtig meinen Kuß. Aber seine Freude schien nicht sonder Kummer, seine Selbstsicherheit schwankte angesichts der Entscheidung, die Schultern beugten sich unter unsichtbaren Lasten. Er entledigte sich des wenigen Tuches, zog das grobe Leinenhemd über den Kopf und knüpfte eine Münze vom Halse. Dann verglich er unsre Leiber aufmerksam; auch mich ergriff eine harmlose Neugier, aber ich entdeckte keinerlei Verschiedenheit: nur daß er ein wenig kleiner schien, doch mein Körper hatte sich im Schlaf gestreckt, indes er wachte. Er deutete fragend auf ein

braunes dreigespaltenes Mal unter meinem Herzen.

»Ein Zeichen unsers Geschlechts,« sagte ich gedankenlos; er senkte die Lider und errötete unruhig und gequält. Ich begriff ihn nicht sogleich, dann lachte ich auf und erklärte: »Von den Trebilons, von der Mutterseite hab' ich's — der Vater konnte dir das nicht auch noch mit auf den Weg geben. Des achtet keiner.«

Er schüttelte nachdenklich den Kopf und fuhr in meine Kleider, indes ich zwischen Befriedigung und Schmerz mich einklosterte, und als er in dem schmucken Wams dastand, waren ihm Unruhe und Schwere verflogen, seine Augen schauten fest und sicher, um seine Lippen spielte ein siegbewußtes Lächeln.

»Namenloses Brüderchen,« hob er an, »von heut ab in Ewigkeit heißt du Ronald vom Kloster des Heiligen —«

»Bruder,« unterbrach ich ihn, »du glaubst doch nicht, daß ich in dieser Kutte dauernd bleibe?«

»Warum nicht? — Komm her, hilf mir das Böcklein braten, wir haben uns viel zu erzählen.«

Ich fachte das Feuer wieder an, er weidete mit geübten Schnitten das Wild aus, spießte den Rücken an seinen Stab, und wir drehten ihn über den Flammen, darob der Himmel licht und blau den hellen Morgen kündete. Die eintönige Beschäftigung tat unsern verwirrten Herzen wohl, die Fülle der letzten Stunden war reicher, als all unser verflossenes Leben gewesen; wir schwiegen und ließen den tollen Wirbel in uns ermatten. Mählich forderte der Leib sein Recht, wir waren hungrig und durstig. Der Bastardherzog wies mir eine Quelle und gab mir auf, in seinem Becher Wasser zu holen. Leicht wie eine Bitte kam ihm der Befehl von den Lippen, der mich doch inwendig traf und gegen den, selbst wenn ich gewollt hätte, kein Wehren war.

Erst an dem Wässerlein ward mir die Bedeutung seiner hochgezogenen Brauen klar, denn da lagen Seifennapf, Schermesser und wüste blonde Barthaare — das abgetrennte Klosterleben für ihn, wie ich meinte; für mich der Abschied aus Rang und Heimat. Nun ergriff es mich doch einen Herzschlag lang, ich zitterte, das Meinige zu verlieren, obzwar ich es bereits verloren hatte.

Der kühle Erdsegen brachte mich rasch zur Besinnung, ich schöpfte und trank ohne Maß, denn ich glaubte dies die letzte Quelle, daraus die Heimat mich fürder laben könnte. Endlich ward ich ruhig und brachte den randgefüllten Becher, ohne einen Tropfen zu vergießen.

Der neue Herzog griff in meine Kutte, zog ein Säcklein mit Salz hervor und würzte den Braten; wir aßen, und ich mußte ihm während des Mahles im großen und kleinen berichten, wie ich meine Tage verbracht hatte, wie meine Freunde und Feinde hießen, welcher Art meine Burgen und Gemächer waren, was mir im Leben Wichtiges begegnet — genug, die ganze Äußerlichkeit, Leere und Schalheit meines Daseins mußte ich bis in die geheimsten Dinge vor ihm aufrollen. Mitunter schielte ich wie ein ertappter Bube nach seiner Stirn, aber er nahm das Üble wie das Farblose gelassen hin und prägte es seinem erstaunlichen Gedächtnis ein. Bei manchen Dingen winkte er ab, er wisse es schon, so daß ich des Glaubens wurde, er habe sich mehr um die Vorgänge in meinem Lande gekümmert als ich selbst und alle um mich her.

Das Mahl war längst vergessen, die Sonne hoch am Himmel, er konnte nicht genug hören. Schließlich, da die Nachmittagswinde vor dem Abend flogen und über uns rauschten, sprach er: »Hör' mich ab, Bruder, oder noch besser: laß dir wiederholen. Kein falsches Wort! An diesen Dingen hängt unser Herzogtum.«

Er widerholte, und ich erstaunte von Satz zu Satz über diese schier unfaßliche Klarheit, mit der er ihm und seinem Leben so fremde Dinge erkannte, ordnete, zusammenfaßte. Er war in mir zu Hause, er war — ich selbst. Ich schauderte, ausgelöscht zu sein und dennoch weiterzuleben, plötzlich als untätiger Beobachter neben mir zu stehen, ohne Verantwortung, ohne Segen, ohne Fluch. Ohne Verantwortung? War dieser falsche Herzog nicht m e i n Werk? War nicht alles, was er handelte und trieb, m e i n e Tat? Zum erstenmal dämmerte mir so etwas wie Rechenschaft, aber ich trug die Bürde fröhlich wie ein Gnadengeschenk, denn dieser zufällige Sproß meines Vaters war besser als ich.

»Noch eins fehlt,« fügte er seiner Rede an, »das Mal der Trebilons.« Er suchte in der Asche nach einer glimmenden Kohle, blies sie an und drückte sie, ehe ich ihn hindern konnte, ungesäumt auf seine bloße Brust. Eine leichte Blässe zog über sein Gesicht, indes der Geruch verbrannten Fleisches aufstieg; er grub die Kohle sorgfältig in das Moos und schob Hemd und Rock zurecht.

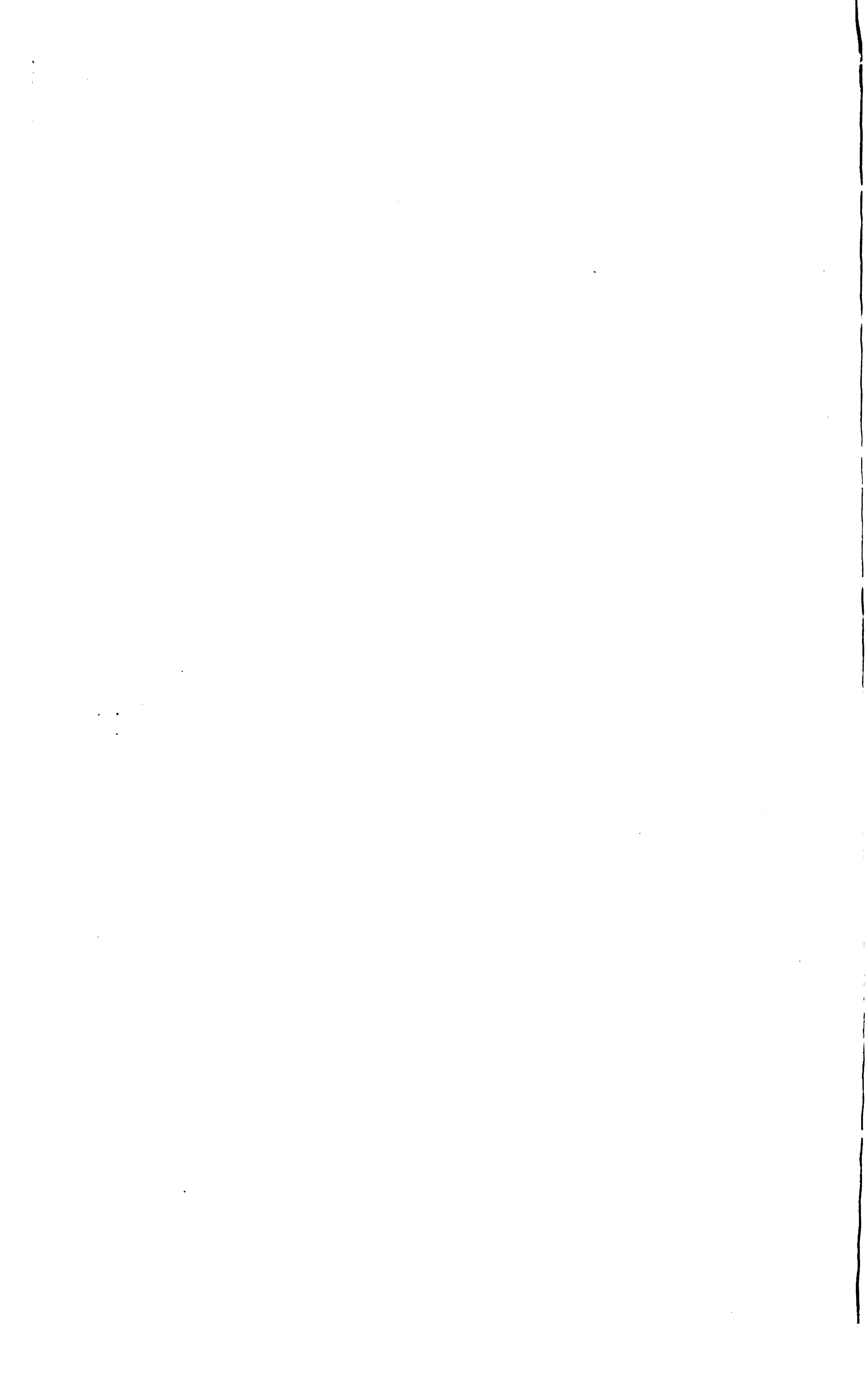
»So, Bruder, nun zu dir!« sagte er fast heiter. »Du brauchst zwar meine Rolle nicht zu spielen, aber du mußt wissen, wie es auf der Landstraße aussieht.«

»Und diese Kutte?« fragte ich verblüfft.

»Behältst du an. Die Kirche hadert mit dem Staat trotz Christi Wort, daß jedermann der Obrigkeit untertan sein solle; sie treibt Schacher mit den Seelen, Handel mit den Ämtern — betrachte dich als von Gott geweiht, falls du Lust hast, im geistlichen Gewande durch die Welt zu traben, aber verzichte auf die segnende Hand irgendeines Bischofs von der frevelhaften Heiligkeit zum Beispiel des Kölners. Kannst ja



Richard Grimm-Sachsenberg: Lampionzug



lesen und schreiben, Brüderchen, kannst gar Lateinisch; mehr braucht's nicht, denn die meisten verstehen das nicht einmal oder nicht mehr. Und fragt dich einer, so gehörst du zu einem sehr entfernten Kloster und hast abenteuerliche Gelübde —«

»Du bist nicht geweiht?« unterbrach ich ihn bestürzt.

Er lachte mir ins Gesicht, meine Verwirrung belustigte ihn. »Nein, Ehrwürdiger, ich bin von Gottes Gnaden,« lästerte er sonder Reue, »auch hat der heilige Patrik in Irland karge Last von mir gehabt, nur daß er mich, dem früh die Mutter starb, in seinen Klöstern großzog. Die Welt ist mir geläufig bis auf das Morgenland, darin ich nie geweilt. Hofwesen und Fürsten kenne ich besser, als mir lieb ward. Auch Claraforte und die blonde Jugend, die du in Nacht versenktest.«

Seine Stimme ward dunkel, ich ließ den Kopf hängen. Nach einer Weile fuhr er fort: »Sei ruhig, Bruder, ich bin eher ein Mörder als du. Du hast in Trunkenheit und Zorn ein köstliches Gefäß zerbrochen, ich aber, Robert, ich war bereit, dich selbst mit Vorbedacht zu erwürgen, als ich deine Tat erfuhr.«

Er seufzte tief, seine Hände spielten ruhelos mit dem braunen Schnürlein, das er am Halse getragen hatte. Mitunter ging ein Zucken durch seinen Leib, als trüge er Qualen; ich schob es auf die Brandwunde, darunter er ein Geheimnis erstickt hatte.

»Denn ich habe sie geliebt,« offenbarte er traurig, »und ich liebe sie noch. Wie viele Tage bin ich um Claraforte geschlichen, um einen Schimmer ihres Gewandes zu sehen, indes du jagtest oder — ach, was helfen jetzt noch Klagen! Ich will statt deiner an ihrem Grabe beten.«

»Tu es, Bruder,« sagte ich unter lautem Schluchzen, »auch ich — ich fahre an die Stätte, da unser Herr und Heiland litt. Vielleicht daß uns beiden Erlösung wird. Bruder, welch ein Opfer bringst du! Die Montgerrats werden dich verderben.«

Er straffte seine Glieder, seine Augen blitzten herrisch. »Nein!« wehrte er hochgemut. »Ich halte mein Land! Hab' dessen keine Sorge. Vor Gott und vor den Menschen trage ich deine Tat, als sei es meine eigne; du magst in Frieden fahren.«

»Gott wird mich auch in dieser Kutte erkennen,« entfuhr es mir, »dies wirst du mir nicht abnehmen.«

Aber er, voll von seiner Berufung, sah mich verbeißend an und deutete: »Sind wir nicht eins? Gott wägt das Geschlecht, und nicht den Einzelnen. Wir müssen alle füreinander büßen, wir werden alle füreinander begnadigt. Der Vater, der dich zeugte, die Mutter, die dich trug, sie leiden für dich in der Höllenglut, sie feiern für dich im himmlischen Saal; oder meinst du, Gott zerreiße die Kette des Geschlechts, die er selber geschmiedet, um ein einzelnes Glied zu verfluchen oder zu segnen?«

»Du hast viel darüber gegrübelt,« stammelte ich beschämt.

Er antwortete schlicht: »Ich stand draußen. Bruder, nun kommt das Grübeln an dich. Kann sein, ich sterbe vor dir, söhnelos, und du mußt noch einmal in diese Kleider, und wärest du am Rande der Welt.«

»Nimmermehr!«

Welche Dinge bewegte dieser seltsame Mensch in seinem Herzen, welche Zukunft durchlief er im Geiste! Betrübt, erbittert dachte ich daran, wie es hätte sein können, wenn er früher meinen Kreis berührt hätte. Nie hatte mich einer so gepackt, ich fühlte, ich war wie ein Blinder durch das Leben getaumelt.

»Du denkst an Heirat?« fragte ich schüchtern.

Er nickte bejahend, in einer Handbewegung deutete er das Selbstverständliche an und setzte erläuternd hinzu: »Wir dürfen nicht aussterben. Noch sind wir unverbraucht, was wenige Fürstengeschlechter von sich sagen können. Jedoch, Bruder, nun dämmert für uns beide der Abend, laß uns Abschied nehmen.«

Damit sprang er auf und schritt durch die dunkelnden Stämme auf mein Pferd zu, das an die Quelle gelaufen war, zäumte und sattelte es wie ein Marschalk. Darauf zog er die braune Schnur mit der Silbermünze aus der Tasche und hing sie mir um den Hals. »Möge dir der Talisman Glück bringen, Bruder; es ist alles, was mir die Mutter hinterließ. Nun brauch' ich's nimmer, und du bist an meiner Statt. Leb' wohl! Dort nach Süden geht dein Weg. Die Rehkeulen sind im Ränzel, ein paar Zehrpfennige auch, und alles andre schenke dir Gott. Fahr' in Frieden, Bruder!«

Er umarmte mich rasch, sprang ohne Bügel in den Sattel und verschwand in dem Abend, bevor ich zur Besinnung kam. Ich streckte die Hände aus, noch einmal mein Pferd zu berühren, noch einmal die Wärme des Tieres, das mich liebhatte, an meinem Leibe zu fühlen. Wie trunken schwankte ich auf der Stelle, ohne Willen nahm ich das verschabte Lederränzel auf den Rücken und schritt fürbaß, bis die Felder smaragden dämmernd vor mir lagen. Meine Füße klebten an der Scholle; so stark und ausdauernd ich auch war, ich kam kaum vom Fleck. Endlich hatte ich die Hügel hinter mir, ich war im fremden Lande, die abenteuernde Ferne breitete sich geheimnisvoll verschleiert vor mir aus.

Noch einmal sah ich hinter mich, vom Tale aus. Droben lag ein einsames Grenzgehöft und vor den Häusern ein wundersamer brauner Duft, wie ich ihn nie und nirgends wiederfand.

Die Heimat grub sich durch eine seltsame Außerung in mein verstörtes, wildes Herz; so trug ich sie mit mir ins Elend.

Südwärts, südwärts immer stieß mich die Faust Gottes. Fünf, sechs Stunden Schlaf, und weiter! Meine Glieder hingen an unsichtbaren, eisenstarken Seilen der Ewigkeit, ich trieb ohne Willen durch Armut, Not, Hunger und Demütigung. Vor dem Ärgsten schützten mich Kutte und Pilgerhut, doch in die Klöster traute ich mich nicht, trotz der Zeugnisse im Ränzel, trotz des Meßbuches, das ich auswendig wußte. Ich schritt und schritt, ein langer, abgemagerter Mensch mit hohlen Augen und verwildertem Bart, die Füße mit Fellen und Sehnen umhüllt, den Wanderstab mit scharfer Eisenspitze wie eine Lanze auf der Schulter. Das Zutrauen zu mir selbst wuchs nicht, aber das in die Leichtgläubigkeit der Menschen, und so schien ich unverdächtig, wohin ich auch kam. Meine Stimme, des Befehlens entwöhnt, kannte ich kaum noch, sie klang von unten her, rauh und traurig zugleich; aber ich brauchte nie viel zu sagen, meist genügte die wortlos ausgestreckte Hand. Wo die Wälder dicht und dunkel waren, schlich ich dem Wilde nach; das war all meine karge Freude — ich kann sie nicht bereuen.

Mein Herz blutete sehnsüchtig nach Genossen, gleichwohl ging ich allen aus dem Wege, die meine Straße fuhren; nie war ich so einsam gewesen. Die stummen Dinge der Landschaft wurden mir vertraut, sprachen, unterhielten mich; ich war in einer neuen, leidenschaftslosen Welt, die nichts von Schuld und Unschuld wußte. Der Vogel fraß seinen Wurm, die Wildkatze griff den Vogel, verreckte irgendwo im Walde, vermoderte wurmdurchwühlt, grell schossen Honigblüten aus ihrem Leibe — Gottes Kreise, Gottes ewige Gesetze, unbefleckt von grübelnden Menschenhirnen, Menschenangst, Menschenhaß.

Und Menschenliebe. Durch die strömenden Regennächte trug ich das Bild meines Weibes vor mir her, alle Stunden unsers gemeinsamen Erlebens wob ich zu einem Teppich und sorgte, nicht ein Fädchen zu vergessen.

Hoftag zu Reims. Wir standen einander abgekehrt, hatten uns nie gesehen, kaum voneinander gehört. Wir wandten uns um, als ob ein Wille uns beherrschte, sahen — und erstaunten nicht. Die Luft zwischen uns zitterte von Staub und Sonnenschein, uns schien sie süß und kühl und rein, wir durchschritten sie wie auf Flügeln und gaben uns beide Hände. Bis das Gelächter der Herren und Frauen uns auf die Erde riß und ihre Wangen mit Blut überflutete. Nie hatte ich solcher Art ein Weib betrachtet; keine Leidenschaft bebte in mir, meine Augen entkleideten sie nicht schamlos wie die andern, von ihrer süßen Schönheit sah ich nichts. Ich wußte nur, sie war mein, und ich gehörte ihr. Wir waren eins, Gott hatte sie für mich erschaffen.

Und ich warf sie — Gott, mein Gott! So allgewaltig kann keine Liebe sein, um solches zu verzeihen, auch deine nicht. Nie werde ich erlöst, nie werde ich neben ihr im süßen Himmel wandeln. Grübeln und Grübeln. Vielleicht gestattet mir Gott, sie aus dem Höllenpfuhl von weitem zu betrachten, vielleicht — nach einem Leben voller Buße, Tapferkeit, Demut. Ich rang im Gebet, ich wanderte, wanderte, schlief traumlos wie ein Toter, ermattete meine Manneskraft, die neben allem gierig und wach den Weibern im Felde zuschaute, ward inwendig, was ich außen galt: ein Mönch, ein Pilgrim nach dem Grabe Christi; aber einer mit Dämonen und höllischen Flammen in der Brust.

Erst als ich die Eisgipfel der Alpen sah, ergriff mich Wanderlust, golden winkte die blaue Ferne. Der alte Leichtsinn entführte mich im Sturm in das Sonnenland hinter den Bergen, ich empfand mein Losgebundensein als Freiheit und hatte Augenblicke, da mein Herz jubelte; zwar schnell und hart gedämpft, aber doch tief geheim geduldet und geliebt. Der Hafen — ich wußte nicht einmal, welcher — war ein Markstein meines Weges. Marksteine sind tröstlich, auch die auf unendlichen Pfaden.

In Genua sank mir der Mut. In meiner Heimat, auch am englischen und französischen Hofe, war von Lust und Prunk der Kreuzzüge hin und her geredet worden. Was ich hier erlebte, ließ mich erstarren. Ein schmutziges Lager johlender, bettelnder Männer, Weiber und Kinder zog sich vom Hafen über die Hügel bis weit vor die Stadt — Pilger, Handeltreibende, Gauner, Abenteurer, geschäftig durchrannt von Krämern aller Länder, Juden, Schiffsmaklern, Geistlichen, Heimkehrern — falschen und echten —, ein Schwarm von Opfern, Spitzbuben und Nichtstuern.

Riesige Galeeren lagen im Hafen, faßten anderthalbtausend Menschen in ungeschlachten Bäuchen, verfrachteten die Elenden wie Vieh zu kreischenden Bündeln in das Land Christi, das droben, im Norden, aller Heil schien und aller Sehnsucht war. Sie duldeten alles, diese flachshaarigen Pilger aus Deutschland, Flandern, der Normandie. Sie gruben ihre Heller aus den schlottrigen Beuteln, um im Wüstensande verderben zu dürfen. Ach, sie träumten von einem Paradiese, von blühenden Gärten, von fronloser Zeit. Genua, Venedig, Juden, Templerorden — alle verdienten am heiligen Grabe, am heiligen Kriege. Die Kreuzzüge waren ein riesenhaftes Geschäft geworden, ein Schacher, der mit grausiger Offenheit betrieben wurde.

Unerfahren, beschwerten Gemüts bestaunte ich

das bunte Wirrsal. Nach drei Tagen war ich in das Gröbste eingeweiht und um manchen schönen Traum ärmer, an Erfahrung weiser denn die ältesten Leute meines harmlosen Vaterlandes. Pest und Aussatz lagen unter den schmutzigen und unter den gepflegten Häuten, und über all dem der wolkenlose, endlos tiefe Himmel, die lachende Sonne Italiens; ringsum ein Reifen und Blühen, fern der wogende Saphir des herrlichsten Meeres, darauf die Segel wie riesenhafte Möwen schaukelten. Da ich Herzog war — wie lange dünkte mich diese Zeit vorüber! —, hatten mich die Nöte meines Volkes nicht gekümmert, sorglos genoß ich und achtete nicht, ob einer darbte. Jetzt brannte mir für die Fremden das verwandelte Herz. Guten Glaubens hatten diese Bauern ihre Scholle verlassen und das Kreuz auf ihren Rock geheftet, ihnen war der Himmel auf Erden versprochen worden. Nun gaben sie ihr letztes Geld für die Überfahrt oder mußten sich zu langen Frondiensten an die verpflichten, welche ihnen einen Platz auf Deck verschafften.

Ich selbst wußte nicht, wie ich mich durchschlagen sollte. Makler aller Stämme bedrängten mich, aber der billigste Platz überstieg meine ärmlichen Pfennige. Zum erstenmal erfuhr ich den Wert einer Mark Silbers und wünschte, einen Griff in meine herzoglichen Truhen tun zu dürfen, doch das war auf immer dahin. Da ich den üblen Bettel hier nicht mitmachen konnte, kaufte ich für den Rest meines Geldes Brot und Speck genug für eine Woche, schlief am Strande und teilte meinen Vorrat sparsam ein. Ich, der ich ehemals mit verschwendender Hand begabte, wer mir in den Weg lief, wies den Hunger von mir, so hohläugig er mich anstarrte, und verhärtete mein Herz, bis es blutete. Tagsüber stand ich an den Schiffsländen und sah den Frachten zu, betäubt von dem bunten Gemisch des Überflusses und des Mangels, zerrissen von dem vielfältigen Schrei der schönen und häßlichen Sehnsüchte um mich her.

Endlich nahm ich, müde des Elends, die Wanderung wieder auf, südwärts immer, gen Amalfi, dazu mir ein friesischer Schiffer geraten. Die Rast in Genua war mir gut angeschlagen, trotz allem, und als ich die Gärten der Stadt hinter mir hatte, begann ich aufs neue zu hoffen. Die übermütige Fruchtbarkeit der Landschaft gab mir ein Gefühl von Schutz und Geborgensein, dies Land war von Segen wahrhaft überflutet und ließ jedem das nackte Leben. Es gab wieder Gastlichkeit, da im menschenleeren Felde keine Bettler traubengleich aneinanderhingen wie in Genua. Ängstlich mied ich die Städte, selbst Neapel ließ ich zu meiner Rechten liegen und klomm über die unwirtlichen Gebirge an das Ziel.

Bei brüllendem Unwetter, triefend vor Nässe, dampfend in der Schwüle erreichte ich Amalfi, das wie ausgestorben dalag, trotz des gefüllten Hafens, denn die Schauer jagten sich, Blitze fegten von den dunklen Bergwänden in das tosende Meer, alles Menschliche verkroch sich in den Häusern. Ich drückte mich in eine Herberge, froh der Leere in den Gassen, aber innen wurde ich gewahr, daß hier das Elend und der Ansturm der Pilger nicht minder groß waren als in Genua. Beim ersten Anzeichen blauenden Himmels schritt ich beklommen ins Freie und tat mich am Hafen um, ob nicht wer einen Ruderknecht brauche, aber alle wiesen mich ab, mit hochgezogenen Brauen und spöttischem Gesicht über mein geistlich Gewand, das zu arbeiten begehrte.

»Geh ins Kloster, Mönch!« bedeutete mich einer im schlechten Französisch der Provence. »Was nimmst du den Armen das Brot? Der Prior gibt dir, wessen du bedarfst.«

Der Mann hatte recht, aber ich wagte nicht, seinen Rat zu befolgen, der Mönch Ronald war noch zu jung in der Kutte. Wie in Genua stand ich und starrte auf die Schiffe, auf das Wunder hoffend. Eine lübische Kogge war zum Auslaufen bereit, klein, zierlich, sauber wiegte sie sich ein wenig abseits auf dem blauen Spiegel. Jetzt löste sich ein Boot von ihr ab und ruderte auf mich zu, der ich an der Lände stand. Ein Ritter, sichtbar ein Deutscher, schlicht, jung und bieder, sprang ans Ufer und half seinem Gemahl. Sie schritten dicht an mir vorüber zu den Krämerläden, die bis in die halbe Nacht geöffnet waren, traten bald wieder hervor und lehnten an der Hafenbrüstung, Arm in Arm, über die Wasser nach den emporglimmenden Sternen schauend. Mir berührte er das Herz absonderlich weh, ich dachte jener, die nun die Erde deckte, die ehemals lieb und traut an meiner Schulter lehnte.

Was mochte das Schicksal dieser beiden sein? Warum ließen sie die Heimat? — Sie gaben mir keine Zeit, dem nachzudenken, zögernd wandten sie sich und kehrten zu ihrem Boot zurück.

Ihr Weg führte an mir vorüber. Von weitem sah ich die Frau, hoch, blond, ein schönes, trauriges Gesicht mit großen, seltsamen Augen. Wenige Schritte vor mir schaute sie auf, ihre Blicke trafen mich, und nie sah ich in einem menschlichen Antlitz solch tiefes, wehrloses Sichergeben in ein Schicksal. Sie fuhr mit der Hand an ihr Herz und neigte still den Kopf.

Mir erging es nicht besser. Ich war überzeugt, diese Frau niemals gesehen zu haben, ich dachte nicht eines Herzschlags Länge daran, jene hätte mich als den erkannt, der ich war; und dennoch hörte ich den Flügelschlag der Bestimmung über mir rauschen und harrte unruhig, wenn auch ohne Furcht.

Dem Ritter war die Ursache ihrer Bewegung entgangen, vielleicht glaubte er ihr Gemüt vom Abschied verschattet; er neigte sich zu ihr und sagte leise auf deutsch: »Mut, Liebling, wir fahren mit Gott.«

Sie hob den Kopf, bleich und leuchtend wie ein Marmorbild stand ihr Antlitz in dem nächtigen Himmel. Unvermutet schwang ihre dunkle Stimme in der Luft: »Ihr seid ein Pilger? Fahrt Ihr zum Heiligen Lande?«

Mit einem ahnte ich, dies war die Erlösung. Der Ritter sah verwundert zu mir her und lächelte wohlwollend, möglich, daß er sich von meinem Aussehen keine Nebenbuhlerschaft versprach. Er tat wahrlich recht daran: die Tyrrhenische See zeigte mein mondumspültes Bild, als tauche ein Meeresungeheuer aus dem Hafengrund.

»Edle Frau,« erwiderte ich, »Ihr habt recht gesehen, ich bin ein Pilger und walle zum Heiligen Lande. Aber wann das sein wird, weiß Gott allein, denn ich habe kein Geld für die Überfahrt.«

»Ihr seid geistlich — geweihter Priester?«

»Ihr sagt es, edle Frau,« sprach ich gelassenen Mundes, indes mir das Herz schier die Rippen zerschlug. Ich bemerkte, wie sie mit den Augen ihren Gemahl beschwor und eine alte Bitte wiederholte.

Der Ritter nahm das Gespräch auf: »Ehrwürdiger Vater, Ihr sprecht deutsch wie ein Normanne. Wes Landes seid Ihr?«

»Weiß selber nicht,« wich ich aus, »ich bin Gottes. Das Abendland ist mir geläufig auf deutsch, französisch und sächsisch. Auch Italienisch lernte ich und schreibe und spreche Lateinisch. Nehmt mich mit, Herr, vielleicht kann ich Euch in manchem zu Diensten sein. Lohns begehr' ich nicht, aber Fahrt und Pflege müßt Ihr zahlen.«

Mit zitternder Seele spielte ich den Sorglosen, nahm mein leeres Beutelchen aus der Kutte und wendete es um — ach, ein vergessener Pfennig fiel heraus, rollte über die Steine und schoß blinkend in das Wasser.

»Seht, Herr,« sagte ich lachend, »das Scherflein des Armen opfere ich den Meeresgöttern, daß sie uns sanft tun.«

Der Ritter lachte laut und herzlich, ihr Antlitz aber ward von einer noch tieferen Blässe überzogen, und eine Träne hing an der blonden Wimper.

»Wir sind einig,« sagte der Ritter hastig, denn plötzlich gellten von der Kogge drei Pfiffe, »es ist kein Priester an Bord, und mein Gemahl — In den Nachen, Mönch, und auf gen Jerusalem!«

Ein Wellenplätschern, ein Wink von Gottes Braue — ich stand an Deck eines Schiffes, das ruhvoll mit geschwellten Segeln durch die Sternennacht glitt, dem heiligen Ziele zu.

Die Kogge hatte nur Deutsche an Bord, Ansiedler, denen die Heimat, Abenteurer, denen die Welt zu eng schien. In den Kajüten der Ritter, Herr Eberhard von der Wilze, und einige Kaufherren aus dem Norden, die mit kalten, gleichgültigen Gesichtern und hocherhobenen Nasen auf das übrige Volk herabsahen und hinter unbewegten Stirnen Zahlen und Warenballen von einem Ende der Erde an das andre jagten. Heil mir, daß ich nicht als Herzog reiste — die Kogge wäre mein gewesen, erfüllt von bechernden Mannen, und nichts wäre geändert, als daß meine Tafel und meine Laster ihren Schauplatz gewechselt hätten. Jetzt sah ich Wunder, wohin mein Auge traf.

Wollend oder nicht, ich mußte Messe lesen, Beichte hören. Es kam mir nicht zum Bewußtsein, daß ich Gott lästerte, indem ich das selbstgebackene Brot in seinen Leib, den Feuerwein von Ravello in sein Blut wandelte; viel schwerer wog meine Furcht, von den Menschen entdeckt, entlarvt, verworfen zu werden. Aber sie knieten alle andächtig um mich her, keiner ahnte Betrug, jeder ward getröstet am heiligen Wort.

War es Sünde? Einst, du Ewiger, wirst du es mir künden. Einen wußte ich, der gläubig war und voll bitterer Reue genoß, das war mein eignes sündiges Herz.

Was den edlen Herrn von der Wilze aus seiner niedersächsischen Heimat fortgetrieben hatte, erfuhr ich nicht. Er hatte sich den Deutschherren gelobt und harrte drüben auf Feld und Pflicht. Er stand mitunter bei mir, erzählte von den verwirrten Zeitläuften in Deutschland, dem verbissenen Ehrgeiz Heinrichs des Löwen; und aus all dem leuchtete ein ehrlicher, tapferer Mut, so daß er mir lieb wie ein Bruder wurde.

Wie nebenbei fügte er eines Tags mit gepreßter Stimme hinzu: »Vater Ronald, ich bitt' Euch, habt meines Weibes ein wenig acht; sie hat die Gabe des Fernsehens und quält sich in zweckloser Trauer.«

Er drückte mir hastig die Hand und ließ mich allein, mit streitendem Gemüt. Beim Nachdenken fiel mir bei, wie sich Frau Gertraude mir absichtsvoll entzog und dennoch häufig ihr Auge fragend und fast erschrocken auf mich richtete. Was ich von ihr wußte, war, daß sie bestimmt niemals meinen Weg berührt hatte. Ihre Träume oder Gesichte verbarg sie vor mir, doch das Geheimnis flößte mir eine dunkle Scheu ein, ich konnte sie nicht bezwingen, als ginge ein Teil ihrer Kümmernis mich selber an.

Wir hatten Kreta hinter uns und näherten uns der Küste von Jerusalem, als der Wind mit einmal schwieg und wir mit schlaffen Segeln hilflos in der sommerlichen Schwüle lagen. Es ging der Nacht zu, aber in der Ferne des Himmels hockte ein schwefelgelber Schein, der keiner Dunkelheit weichen wollte und mit seinen ge-

zackten Rändern einem Rachen mit glühenden, drohenden Zähnen glich.

Der Patron der Kogge stand mit verkniffenem Munde am Bugspriet und starrte auf die unheimliche Ebene des Meeres, die, geschmolzenes Blei, an den Planken klebte und einen unerträglichen Modergeruch ausströmte.

»Ihr kennt dies Gewässer, Meister Bornhövd,« versuchte ich ihn leichten Tons, »mich deucht, ein Wetter kommt herauf.«

»Bei allen Teufeln!« schrie der Patron und verzerrte sein Gesicht fürchterlich. Er zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung, der Schweiß rann ihm über die rote Stirn. Er zuckte zusammen, sah sich mißtrauisch um und packte mich bei der Kutte. Heiser stieß er aus der Kehle: »Behaltet's für Euch, Vater Ronald: noch drei Vaterunser, und diese guten Bretter stehen mehr als je in Gottes Hand.«

Er schob die Pfeife zwischen die Lippen, sein zerrissenes Gesicht wurde hart vor dem nahenden Kampf, ein schriller Pfiff versammelte seine Leute. »Klar Deck!« befahl Meister Bornhövd laut. »Weg mit allem, was nicht niet- und nagelfest ist!«

Aus der Masse, die auf Deck freiere Luft suchte, drangen gequälte Schreie, unwillig stemmten sich die Leute gegen den Befehl.

»Fort mit euch!« brüllte der Patron. »Die Hölle geht los, ihr Narren! Wählt, ihr Esel, ob ihr schwitzen oder versaufen wollt!«

Das Deck ward leer, an den Kajüten standen noch einige Kaufherren und zeichneten auf einer Planke mit Kreide Geschäfte auf; ich stand am Bugspriet und verbarg mich vor den Augen des Schiffsherrn, mehr aus Neubegier zu dem Kommenden, denn aus Abneigung gegen den menschenüberfüllten Raum.

Indessen begann die Luft zum Ersticken heiß zu werden, aus dem fernen Rachen brach plötzlich eine ungeheure Zunge schräg über den schwülen Himmel, ein rasender Sturm hob das glatte Meer und stieß die Kogge wie einen Federball auf schwarzem Riesenturm in den Himmel. Donnernd schoß sie wieder in die Tiefe, stand zitternd auf, hielt, in allen Fugen stöhnend, einen winzigen Augenblick in dem brodelnden Kessel von Gischt und Schaum und flog wie ein Pfeil in die krachende, blitzsprühende Nacht. Der Regen rauschte und flutete, Wogen lärmten über die Borde und übertönten das ohnmächtige Wimmern unter den Luken.

Die Nacht war taghell, ich sah die Mannschaft mit Seilen an die Masten und an das Ruder gebunden, den barhäuptigen Patron wie den Erzengel des Gerichts über das Heck ragen und nach vorn starren. Auf Menschenstärke war bei diesem Wirbel der Wetter kein Verlaß, wehrlos waren wir dem Verderben preisgegeben.

Mit meinen ungewöhnlichen Kräften hatte ich mich an den Borden halten können, ohne ein Seil zu gebrauchen. An Furcht dachte ich nicht, ja, dies Neue schien mir, wenn ich der Menschen an Bord nicht achtete, schön in seinen unvergleichlichen Maßen. Ich fühlte mich hineinverwoben in Schicksale und Schicksal, und alles trieb einem mächtigen, vernichtenden Höhepunkt zu. Mir ist in der Erinnerung, als habe mein Herz gejubelt, und ich glaube, mein Gedächtnis trügt nicht. Noch heute, bei schlohweißem Haar, rumort ein seltsamer Geist in meiner Brust, wenn die Kronen meiner Wälder im Sturmwind brausen und dröhnen, als — ja, als ritten die Götter der Ahnen siegjauchzend durch das donnernde Gewölk.

Stunden um Stunden rannte die Kogge unter der flammenden Peitsche des Gewitters mit ihrem zuckenden Inhalt dahin, es war, als stünde der Himmel meilenweit in Lohe. Das Wimmern war verstummt, das Schiff schien nur Tote zu fahren. Die beiden Masten waren längst über Bord gefegt, zehn, zwölf brave Lübecker, die beim Kappen der Taue von einer Sturzsee erfaßt wurden, trieben irgendwo in der Nacht.

Mit einmal geschah ein furchtbares Krachen, ein Stoß, als stießen wir auf Fels, das Schiff barst langsam mitten auseinander, geisterhafte Menschen wimmelten in seinen Eingeweiden, die Kajüten auf Deck zerfielen wie Zunder, Menschen rollten mit stieren Blicken über steile Wände in die See, ein einziger Schrei quoll aus der sterbenden Kogge. Ich sah das Bugspriet durch die Luft segeln und in die Finsternis gleiten, mit einem jagenden Gedanken stürzte ich dem Holze nach in den Höllenstrudel. Kreisende Trichter sogen mich hinab, wütende Stöße warfen mich empor, aber ich fing, ich fing den Baum und hing und taumelte und wirbelte mit ihm besinnungslos vor Glück über Todesgründe. Und plötzlich ein weißer, leuchtender Leib vor mir, eine Welle schleuderte ihn in meine Faust, ich hielt den schönen Kopf der Edelfrau an seinen blonden Haaren hoch über Wasser und bettete ihn auf den Baum.

Gott schickt mir ein Zeichen! hämmerte mein Herz in einem fort, Gott will mich nicht verlassen!

Fahle Dämmerung, schnell und grell darauf der Tag; wir trieben allein auf der öden See, kein Segel, kein Land. Sie war noch nicht von ihrer Ohnmacht erwacht, aber ich fühlte ihren leisen Atem. Ihre Hand umklammerte meinen Arm, dicht vor meinem Munde lagen die weißen schmalen schmucklosen Finger. Ihr dünnes Hemd klebte am Leibe, die schlanken, kräftigen Formen traten klar hervor.

Was wollte Gott von mir? Sicherlich, wir waren die einzigen Geretteten der lübischen Kogge.

Gerettet? Ach, wir lebten, und wo wäre ein Leben ohne Hoffnung! Noch wogte die See erregt und gepeitscht, aber der Regen war vorüber, die Blitze verflogen. Wir trieben ohne Anstrengung an dem Holze, die Kraft meiner Fäuste war ungebrochen. Jedoch bald begann ich sie um ihre Ohnmacht zu beneiden, denn ein Durst plagte mich, den ich kaum zwingen konnte. Wie die meisten der Armen auf unserm Schiff hatte ich meine irdische Habe bei mir; das umgeschnallte Ränzel über meiner Schulter lächerte mich fast. Es stak eine zinnerne Flasche mit Wein darin, doch ich konnte sie nicht erreichen, ohne Gefahr zu laufen, Frau Gertraude zu verlieren, und aufs neue setzte mich das Schicksal mitten in einen Kampf, dessen Schlachtfeld meine Seele war. Ich suchte meine gierigen Sinne abzulenken, indem ich das marmorstille Antlitz betrachtete. Linie für Linie lernte ich es auswendig und prägte es meinem Herzen ein, den ranken Ansatz des Halses, die Goldkette mit dem Braunschweiger Löwentaler, die zarten Hügel der Brust — ich ermattete mich mit Schwimmstößen, ich schloß die Augen, aber der Durst knechtete mich und würgte mir die Kehle, daß mir das Blut von den zerbissenen Lippen rann. Gierig schlenkerte ich die roten Tropfen im Munde umher, vergebens. Glühende Bilder tanzten vor meinen Augen, ich fühlte meine Kräfte nachlassen.

Rief wer? Die taumelnden Sinne rafften sich noch einmal auf, die Blicke flackerten über die Wogen — ein Segel, seltsam geformt, ein Schiff mit voller Leinwand, riesig und dunkel gegen das Licht, stürzte auf uns ein. Ich sah einen tollen Wirbel fletschender Zähne und schwarzer Gesichter, ein Tau sauste auf mich nieder, ich griff es, packte Gertraude, ich flog mit ihr jäh in die Sonne. Arme streckten sich, ein Schlag donnerte dumpf auf meinen Schädel, und wie ein Stein schoß ich wieder in die Tiefe, allein, unendlich einsam, erlöst.

Die Sinne fielen von mir ab.

Ob die Wogen, ob Menschenhände mich ans Ufer trugen, ich hab' es nie erfahren. Genug, Brüder vom Deutschen Orden fanden noch Leben in mir und schleppten mich mit gen Jerusalem. Neun Tage darauf erwachte ich aus wirren Fieberträumen, sah mich auf reinlichem Lager in einem hellen, freundlichen Gemach. Ein greises Antlitz schaute mich wehmütig an, seufzte und siegelte die Lippen mit dem Finger. Eine Schale wurde mir gereicht, die ich durstig leerte; übermüdet schloß ich die Augen und versank sogleich in tiefen Schlummer.

Andern Tags war meine Stirn klar, die Erinnerung brachte das Verlorene wieder, ich atmete die Luft des Lebens beseligt ein. Ich bemerkte, daß der alte Mann sein Lager neben dem meinen aufgeschlagen hatte; er erhob sich, als er mich munter sah, wusch mir Gesicht und Hände und holte den Morgenbrei für uns beide. Es war ein weltlicher Bruder des Ordens, ein Edler von Burgberg, und seine traurige Stimmung erklärte sich mir bald: er war der Vater Gertraudens, von der in meinen Fieberreden schreckhafte Bilder flatterten. Ich tröstete ihn, wie ich's vermochte, ich schwor, sie sei lebendig an Bord eines Schiffes gelangt, jedoch er schüttelte verzagt den weißen Kopf.

»Besser tot als in der Gewalt der Heiden oder gar —« Er verschluckte einen Fluch und preßte die Faust stöhnend an die Brust. »Besinne dich! Besinne dich!« rief er ein über das andre Mal. »Waren nur Heiden an Bord? Sahest du keinen Kreuzeswimpel über den Masten?«

Ich ahnte, welche Antwort seine Vaterangst begehrte, und selbst wenn ich ein Kreuz gesehen hätte, ich würde es ihm verschwiegen haben.

»Gut, nur gut!« murmelte er. »Alles, nur keine Templeisendirne!« Seine heißen Augen trafen mich: »Ich bin dir Dank schuldig, Ronald, du hast wahrlich deine letzte Kraft darangesetzt, mein Kind zu retten. Daß es so gelang, hat Gott beschlossen; gesegnet sei sein unerforschlicher Wille. Aber zu dir —«

»Herr,« unterbrach ich ihn beschämt, »Ihr seid mir nichts schuldig; ohne Euch dörrte ich jetzt im Ufersande.«

»Du irrst, Ronald, nicht ich habe dich gefunden. Du fiebertest und nanntest den Herrn von der Wilze; da erst riefen sie mich. — Was willst du nun in diesem Lande beginnen? Hast du Verwandte, Freunde, Ordensbrüder? Hier heißt alles Geld, mein Freund, das Heilige Land ist ein einziger Marktplatz.«

»Weder Geld noch Freunde, Herr. Ich gedachte am heiligen Grabe zu beten und die Verwundeten zu trösten. Gott wird mich schon ernähren.«

Der von Burgberg seufzte. »So reden sie alle; zu Tausenden lungern sie tatlos im Lande, zu Tausenden sterben sie dahin. Verwundete? Die Kämpfe ruhen ja! Unsre Führer feiern Feste und lassen den Sultan einen Kreis um das Land ziehen, wie den Strick um den Hals eines Schächers.«

Wütend sprang er auf, sein weißer Bart sträubte sich vor Zorn. »Bei allen Heiligen, glaubt' ich nicht noch an Treue, so wollt' ich schwören, die Herren und Fürsten verrieten uns an die Heiden. Nur die Narrheit oder der Frevel kann so blind sein. Ich sage dir, Freund Ronald, wir verderben hier, und mein Deutschland — aber was soll dich das bekümmern! Du bist ja wohl irgendwo in Frankreich zu Hause; können auch Französisch sprechen, wenn es dir lieber ist. Nicht gerade gern, denn ich

hasse diese verlogene Zunge, darin die Templer ihre Meineide tun. Will dir was sagen, Ronald, bleibe beim Deutschen Orden! Wir haben mehr als reichlich Arbeit für willige Hände; beim Hospital, beim Handwerk, in den Wein- und Obstgärten, überall fehlen die Tüchtigen, bloß das Geschmeiß wimmelt wie die Ameisen, nur nicht so tätig. Kannst mir glauben, Ronald, Gott sieht lieber, wenn ihm mit der Hand statt nur mit dem Munde gedient wird; es laufen schon zuviel von euch Geschorenen in der Welt umher und stehlen ihre Tage. — Laß dir Zeit mit der Antwort, ruhe, wie du magst, betrachte die Stadt mit ihren wundersamen Heiligtümern und schandbaren Lasterhöhlen, und dann sag' mir frei deine Meinung.«

Damit ließ mich der wackere Mann allein, und die Langeweile besuchte mich sicherlich nicht, so voll war mir Kopf und Herz.

Mit einem Trüpplein von Herren und Knechten war ich jordanaufwärts nach den Besitzungen des Deutschen Ordens südlich des Sees Tiberias unterwegs. Ich hatte mich als Gärtner verdingt, ohne andern Lohn als die tägliche Notdurft; ich konnte gehen, wann ich wollte. Meine Seele schrie nach Einsamkeit; der Aufenthalt in Jerusalem, bis zum letzten Augenblick ersehnt wie Gottes Liebe, hatte das Blut in meinen Adern ausgetrocknet. Nichts gegen das heilige Grab, nichts gegen die Stätte, da Sein Fuß gewandelt — aber ach, wo wäre der Mund, der heute die Wechsler und Händler aus seinem Tempel triebe! Um das Erhabene der Erde kreischt ein gellendes Marktgeschrei, blüht ein ungeheurer Schwindel, schachern Juden, Heiden, Christen in widerlichem Wettbewerb um das, was ihnen die Krone des Lebens heißt: Gold.

Hier, hier hatte ich Erlösung gesucht! Ich konnte nicht beichten, konnte kaum beten. Wie sollte mich ein Menschenwort vom Fluche lösen? Zweifel, schlimmer, quälender als meine Schuld, trieben mich von der heiligen Stätte; mein Glaube wankte nicht, aber er überflutete und brach die alten Formen und fand kein neues Gefäß, rein und köstlich genug, ihn zu bergen.

In kopfloser Überstürzung nahm ich die erste Gelegenheit wahr, den Menschen fern zu sein. Den Menschen und den Häusern, denn mir schien, es knisterte im Gebälk der Paläste, es ächzte in den mächtigen Mauern der Kirchen; das Gespenst des Untergangs schritt mit der Frechheit des Lasters dreist und offenbar über die Gassen.

Menschen konnten mir nicht helfen, das erkannte ich, ohne meine Sünden gegen die der andern abzuwägen. Mir, dem Beichtiger, waren auf dem lübischen Schiff Dinge vertraut worden, die vielleicht vor einem unbefangenen Richter teuflischer und gemeiner als meine Tat galten; nicht vor mir. Ich konnte niemanden fürder verdammen.

Die einfache Arbeit in der Siedlung tat mir wohl, das Blühen und Wachsen der stummen Geschöpfe, die in meiner Obhut waren, erfüllte mich mit bescheidenem Vaterstolz. Unverdrossen trug ich die Kette der täglichen Wassereimer über das unersättliche Land und empfand einen demütigen Zwang, Besseres zu leisten als meine Gesellen.

Verkehr suchte und fand ich nicht; mein Wesen galt, ohne daß es mir damals zum Bewußtsein kam, als hochmütig. Indessen habe ich gelernt, daß die Gesellschaft Verschlossenheit und Absonderung nicht liebt. Nur gegen Fremde, von denen ich gehört hatte, daß sie meine Heimat berührt hatten, zeigte ich mich lebendiger und forschte sie vorsichtig nach dem und jenem aus, traf aber niemand, der Wissenswertes wußte. Als jedoch Saladin stärker gegen das morsche Königreich Jerusalem zu rennen begann und die Bächlein der abendländischen Ritterschaft wieder kräftiger anschwollen, sandte mir Gott eine Botschaft des Glücks und der Verzweiflung zugleich.

Ich war in meinem Rosengarten — eine leichte, duftende Freude neben meinen Pflichten — und versuchte mich in der Veredlung, wie sie mich ein sarazenischer Sklave gelehrt hatte. Eine wundervolle, saftigrote Knospe war eben aufgesprungen und duftete süß und hingegeben in den laulichen Tag. Da tönten Stimmen hinter dem Geheg, Meister Otfried näherte sich mit Fremden, und bald erfüllte eine fröhliche Runde französischer Herren meinen Garten. In meiner Schöpferfreude zeigte ich die neue Züchtung; sie ward gebührend bewundert und berochen, und einer der Herren sagte mit Lachen: »Ich wüßte einen schönen Namen für dies süße Blumenkind: nennt sie Aleit von Claraforte.«

Das Messer fiel mir aus der Hand, ich bückte mich, suchte mit irrenden Fingern, mußte endlich blutübergossen emportauchen.

»Die schönste Frau, die ich jemals sah, bei meiner Seel'!« plauderte der Ritter unbefangen weiter. »Aber leider hat sie für niemanden anders Augen als für ihren Gemahl. Verständlich, denn der Herzog ist ein wahrer König Artus an Tugend, Schönheit, Mannestum.«

»Ihr sprecht von einer Toten, Herr!« sagte ich tonlos, fessellosen Zorn im Herzen, und mich selbst zerfleischend fuhr ich fort: »Auch hab' ich niemals viel Rühmens von Robert dem Teufel gehört.«

Der Fremde schaute erstaunt, mein erregtes Wesen konnte ihm nicht entgehen. Die andern hatten des gottlob weniger acht, sie standen bereits entfernter auf einem Hügel, die klare Aussicht bewundernd. Der Ritter erwiderte schier

achtlos: »Was sagt Ihr? Ich verstehe Euch nicht. Kennt Ihr den Herzog und sein Weib? Wann saht Ihr sie zuletzt?«

Wie sauer mir die Worte fielen! Wie schwer mußte ich mich beherrschen! Und noch in diesem Augenblick ahnte ich nicht die Wahrheit.

»Vom Hörensagen,« erwiderte ich. »Vor mehr denn zwei Jahren zog ich an Claraforte vorüber in dies Land. Eben damals war Aleit von Montgerrat — die meint Ihr doch? — durch einen üblen Fall zu Tode gekommen. Der Herzog aber — doch, Herr, ich erzähle Euch alte Geschichten —, er hieß der Teufel landaus, landein, und wenn auch nur die Hälfte alles dessen, was sie ihm nachredeten, wahr ist, so wird sich Satan für diesen Namensbruder bedanken.«

Trotzig sah ich auf den gezierten, goldbehangenen Fant; mich ärgerte die Kunde, ich hielt nicht anders, als daß mein Stellvertreter eine neue Heirat getan haben mußte, und jener habe der jungen Herzogin versehentlich den Namen meines toten Weibes gegeben.

Indes ich sprach, zuckte der Gast wie sich erinnernd mit der Braue; jetzt wandte er sich gelangweilt ab. »Freund, Ihr vernahmt ein falsches Gerücht. Ich sah Aleit von Montgerrat mit dem Herzog und ihrem Söhnchen vor kaum drei Monden in Paris — ich entsinne mich übrigens, sie trug am linken Schlaf ein feuriges Mal wie von einer Narbe. Und Herzog Robert — mag er gewesen sein wie immer —, heut ist er einer der vornehmsten und besten Ritter der Christenheit. — Was ist Euch? Ihr solltet Euch nicht barhäuptig dieser verruchten Sonne aussetzen. Gehabt Euch wohl und vergeßt nicht: die Rose nennt Ihr Frau Aleit.«

Die Schritte verhallten, das Gelächter zerstob. Die roten Blütenblätter der Rose »Frau Aleit« erstarben in meinen mörderischen Händen, wollüstig gruben sich die Dornen in mein Blut.

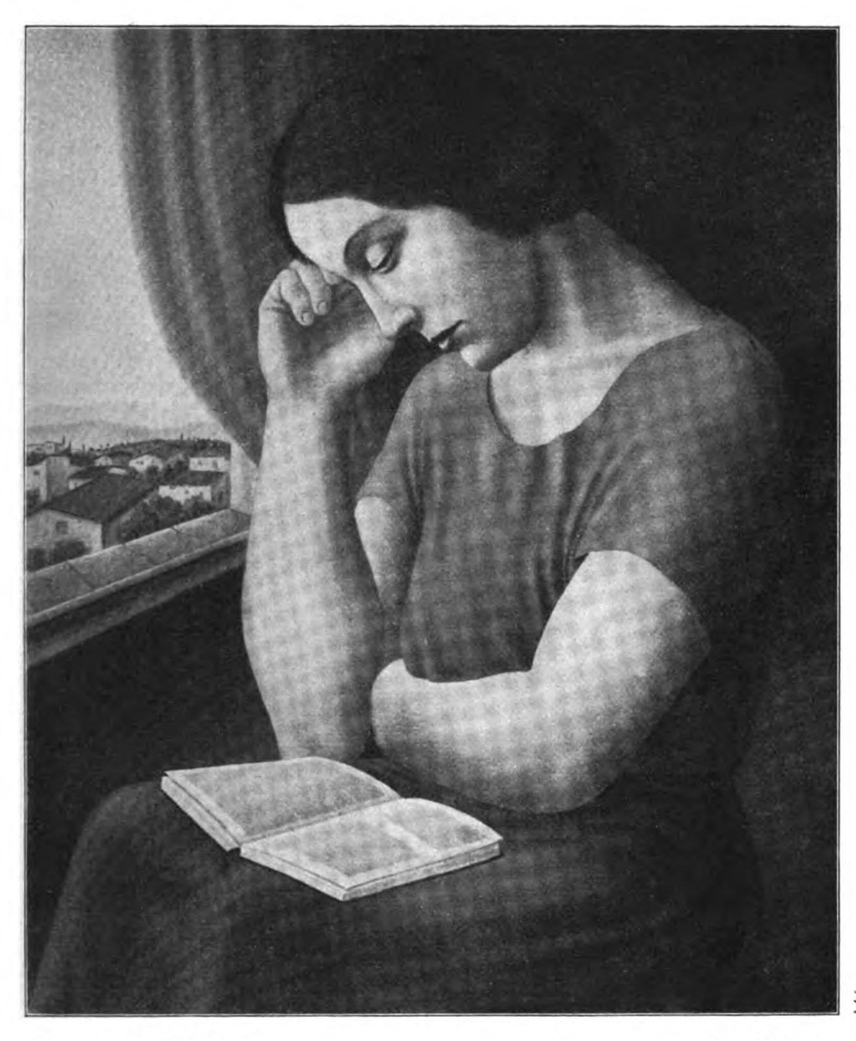
Die heuchlerische Larve meiner Demut und Buße fiel jäh von meinem Antlitz. Das Glück, kein Mörder zu sein, ließ mich nicht jubeln, nein, ich schrie wie ein wildes Tier zum Himmel auf, daß Gott und Schicksal mich betrogen hätten. Nichts Edles war mehr in mir, mit glühenden Zangen folterten mich Eifersucht, Haß, Neid — alle dunklen Triebe meines Herzens. Die Stille meines Lebens ward von einem Gebrüll zerrissen, das mir jetzt noch in beschämten Ohren klingt. Im rasenden Gehirn erwürgte ich mein Spiegelbild, mein Selbst, den Mann, der meine Züge trug, in dessen Adern Blut von meinem Blute floß, erwürgte ihn mit einer kalten, hemmungslosen Lust am Morden, sah seine hervorquellenden Augen, hörte das Brechen der Wirbel und lachte, lachte — dieweil mein eigner Leichnam in meinen verkrampften Fäusten lag.

Rache! Was tat ich dir, Gott der Liebe! War meine Schuld an dich so riesengroß, daß sie solche Strafe verdiente? O ich Narr der Narren! Ein Kind war da, ein Erbe — ein Wählingerblut! Ein Bastard vom Bastard — Herrgott, wo blieb deine Güte, von der deine Diener so viel Aufhebens machen? Und Nacht um Nacht ergibt sie ihre weißen Glieder dem Landstreicher, ahnungslos, liebend, voll von ihrer keuschen Leidenschaft — oder — oder wissend und vom guten Tausch beseligt?

Irrsinnig lachend saß ich in meinen Blumen, Arme voll Rosen riß ich an die Brust und badete mein Gesicht in Dornen und Blüten und Blut aus hundert kleinen Wunden. Narr! Tölpel! Von Gott und den Menschen verraten, betrogen, bestohlen! Räche dich! Der Fluch der Lächerlichkeit betäubte mich, meine Eitelkeit ertrug das Leben nicht mehr. Eitelkeit stachelte die Gedanken zu wirren Sprüngen: Beweise dich, zeige dich, du echtes, gerechtes Wählingerblut, gezeugt vom echten Stamme im Bett einer Königstochter, nicht hinter der Hecke mit Kebsen und Dirnen, getragen in Unlust, geboren in Schande, erzogen zum Betrug — zum — wie sagte der Franzose? — zum vornehmsten Ritter der Christenheit. Mein Herr Heckenbruder, wir rechnen ab! Wie schlau, ein bißchen zu schlau hast du deine Fäden gezogen, deine Netze gestellt, aber bist du auch ein Riese an Kraft wie ich, mit diesen eisernen Arbeitsfäusten erwürge ich dich, und wärest du außen und innen aus Erz.

Die Vesperglocke läutete dünn über die Büsche, ich achtete sie nicht. Jäh floß der kühle Hauch der Nacht um mich her, ich fühlte keine Hitze, keine Kälte; starrte haßerfüllt in die glänzenden Sterne, die über meiner zerbrochenen, gestohlenen Liebe schienen. Zwei Jahre lang, Tag um Tag, hatte ich diesen Mann gesegnet, der meine Tat und meinen Namen trug; indes er in den Wonnen des Paradieses schwelgte, seufzte ich in der heißen Sonne Palästinas, Knechtsdienste verrichtend, Knechtsbrot essend, der größte und törichtste aller Narren, die je von ihrem heimatlichen Herde liefen.

Niemand suchte mich, wahrscheinlich saßen die Genossen bei den Gästen und hörten voll Sehnsucht und Heimweh die Erzählungen aus dem alten Lande an. Ich wollte keine lebendige Seele sehen, und Gott war in meiner Brust erloschen wie eine Flamme ohne Nahrung. Blut rann mir vor den Augen; im Blute dessen, der mir Weib und Land raubte, mußte ich mein Leid ersäufen, anders starb es nie. In diesen Vorstellungen erlangte ich, merkwürdig genug, eine gewisse Ruhe; ein Entschluß war gefaßt, ich hielt mich bereit. Leise schlich ich durch die Gartenanlagen an die Siedlung, willens, noch vor Tag mein Ränzel zu schnüren und mit dem frühesten nach Akkon aufzubrechen; aber ich



Georg Schrimpf: Die Lesende

fand zu meiner Überraschung den Saal von Fackeln erleuchtet und dröhnend von Worten und Waffen. Abermals, mitten in der Nacht, waren Gäste angekommen, bis in den Hof standen die Knechte, und über die weinheißen Köpfe flatterte ein erlösendes Wort: Krieg.

Dunkles Walten stieß mich in das Gewühl, ich drängte mich durch die Fremden in die Halle, Freunde sahen mich, Meister Otfried rief mich zu sich und sprach mit hellen Augen: »Bruder Ronald, zieh dein Priesterkleid an. Über vielen steht der Tod, und sie sollen getröstet einfahren in das himmlische Reich. Saladin stößt auf Askalon, der von Chatillon läßt uns aufrufen. Oder halten dich deine Rosen?«

»Nein!« sagte ich unter brünstigem Frohlocken, Blut schwamm mir vor den Augen. »Aber gönnt mir ein Schwert statt der Kutte. Gott findet die Seinen auch ohne mich.«

Meister Otfried runzelte lachend die Stirn; die fremden Herren neben ihm, die unsre Reden hörten, lächelten spöttisch. Ich sah sie an, eiskalt war mein Hirn, Verachtung und Hochmut in allen Poren beugte ich mich, packte mit der Faust einen der schweren Eichensessel, darauf ein Ritter in voller Wehre saß, hob ihn gestreckten Armes über den Tisch und ließ ihn langsam zwischen die Schüsseln und Becher nieder, ohne anzustoßen, ohne Geräusch. Viele sahen es und gafften mit verschlagenem Munde, ich aber, der ich dies Kunststück hundertmal in meiner Heimat trunken und prahlerisch vollführt hatte, ward inne, daß meine mächtige Kraft noch gewachsen war, und das Herz schrie mir vor Stolz und Rachsucht in der verschwiegenen Brust. So werde ich ihn erwürgen, den Bastard, und sein rotes Blut wird über meinen nackten Arm laufen, den Knechtsarbeit bräunte um seinetwillen.

Der Franzose sprang mit guter Miene von seinem Hochsitz und schlug mir auf die Schulter: »Ei, das ist ja ein Teufel von einem Mönch! Und recht hat er, wenn er einen eisernen Wedel begehrt, das ungläubige Gezücht zu weihen. Kommt in mein Gefolge, Mann!«

Ehe ich ablehnen konnte, stand Meister Otfried vor mir und sah mir tief in die Augen. »Du sollst ein Schwert haben, Ronald,« sagte er leise, »wie dürften wir Gott einen solchen Arm entziehen! Setz' dich her, wir vermißten dich schon eine Weile, tu einen letzten Trunk mit uns, denn um die Mittagszeit fahren wir, und schon bleichen die Sterne. Möchte so auch der Halbmond tun!«

Er seufzte verstohlen und reichte mir seinen eignen Becher voll feurigen Griechenweins. Ich stürzte ihn, ohne abzusetzen, gierig nach Betäubung.

Otfried sah mich verwundert forschend an, mit dem Finger drohend: »Ronald, Ronald, heut wirfst du dein ganzes Mönchswesen beiseit. Nie hab' ich dich über dem Wein gesehen, und jetzt beschämst du die tapfersten Schläuche.«

»Die neue Rose!« warf der Fant vom Nachmittag spottend ein. »Die schöne Frau Aleit!« Und wehrte mit hohnvollem Entsetzen meinem zornigen Blick: »Friß mich nur nicht sogleich, du Vorzeitriese, du Elefant! Wart' lieber auf Saladins braunes Geziefer, da passen gleich drei Hälse zugleich in deine Klaue.«

Ich schob den Becher schroff zurück und verließ den Raum, wollte allein sein, keine fröhlichen Reden hören, keine lachenden Augen sehen. Ins Schlafgemach ging ich nicht erst, holte mir aus den Pferdeställen eine Decke, wickelte mich ein und legte mich hinter die Gebäude in einen sturmgeschützten Winkel, dahin der Lärm der sinkenden Nacht kaum wie ein Bachgemurmel drang.

Das Blut der Ahnen stieg aus geheimnisvollen Tiefen auf, Krieg, Schwert und Harnisch verwischten die bunttobenden Leidenschaften zu einem grauen Gespenst, und ein Traum von Heldentum wiegte mich sonder Wollen und Wissen in Schlummer.

Eine armselige Rüstung für einen Herzog. Ein zerbeulter Helm, ein rostiges Kettenhemd; aber das Schwert war vortrefflich: ein Zweihänder vom alten Schlage, mir anvertraut, weil es sonst keiner schwingen mochte. Die Kutte hatte ich über den Quersack geschnürt, die Mönchspapiere trug ich im Beutel auf der Brust, wer weiß, wozu; ich konnte nur noch arge Gedanken hegen. All mein Wollen drängte nach der Heimat; die kommende Schlacht, das Heilige Land, das Heilige Grab — es waren bunte Bilder am Wege meiner Rache.

Wir zogen — ein stattlicher Haufe — dem Hauptheere zu, schier stündlich vergrößert durch Zuwachs von flüchtendem Landvolk, Christen und auch Heiden, denn diese fürchteten den Großsultan mehr noch als das Kreuz, das ihnen zumeist ein bequemer Herr war, wenigstens was das Leben anging. Saladin preßte sie zum Heeresdienst und sandte sie in den Tod; sie, die arbeitend zwischen den Bekenntnissen lebten, sahen keinen großen Unterschied und begeisterten sich nicht einseitig. Es waren nicht die Besten.

Nach drei Tagen wälzten wir uns in einem Riesenstrom gegen die Küste, Karren, Reiter, Fußvolk mit Weibern und Kindern, gepeitscht von der dunkel drohenden Wolke des Gefürchteten. Im Lager von Askalon wurden die Böcke von den Schafen geschieden, die Krieger sammelten sich und zogen auf das blache Feld, Wachen wurden weithin ausgestellt, die fiebrige Stille vor dem Sturm begann ihre Folter.

Ich hatte den Herrn von Burgberg vergebens im Lager gesucht; jetzt stieß er unversehens zu uns, trotz seines weißen Haares kampfbereit und

aufrecht im Sattel des knochigen Gauls. Er erkannte mich auch unter dem Helm, lachte und bot mir vom Pferde die Hand; keiner von uns ahnte, wie bald wir die Rollen tauschen würden.

»Mönchlein,« scherzte er munter, »ob du diese braunen Teufel austreiben wirst? Heuer kommen die Heiden mit großer Gewalt gefahren, schon sah ich die Plänkler über den Hügeln und — horch! Was blasen die Hörner?«

Er hob seine alten Glieder kraftvoll in den Bügeln, ein freudiger Schein glitt über sein vergrämtes, gutes Gesicht; kaum daß er Zeit fand, mir zuzunicken, und fort sprengte er in die Reihen der Deutschen Brüder.

Befehle schollen, das Lanzenvolk wurde in dichter Hecke vor uns aufgepflanzt, Wolken feinen Sandes' wirbelten auf, leise schütterte der Boden von zahllosen Hufen. Ein Schauer überfiel mich — Angst? Nein, nackte, gemeine Blutgier, unstillbar, höllenheiß, aus mörderischem Herzen geboren. In starrer Hand hielt ich den Schwertgriff, wollte keinen andern Feind sehen als ihn, der mich arm gemacht, und hatte doch Heimat, Weib und Räuber vergessen, als das Gewühl um mich wogte und ich, unwissend wie, mitten im Kampfe stand und für mein Leben um mich schlug. Das war ein ander Ding als ein Turnei in sicherer Rüstung. Wie Heuschrecken wimmelten die Heiden auf blitzschnellen Rossen um unsre längst abgetrennte Schar; aber wir hielten uns wacker und trieben einen Keil in die Woge, daß sie blutig zerschäumte. Atemlos spähten wir über das donnernde Feld nach Hilfe; da brauste es abermals über uns her, wir schmolzen zusammen, hin und her gezerrt, wurden immer weiter abgedrängt, zerrieben, wußten nichts von den andern, nichts von der Schlacht, kämpften blutbesudelt und ermattet gegen den gewissen Tod.

Plötzlich ein gellender Pfeifenton, die braunen Teufel stutzten, rissen die Gäule herum und schossen aus dem Tal; zitternd vor Müdigkeit starrten wir ihnen nach, glaubten nur an eine neue große Not. Da klomm ein Roß über die Mulde, der von Burgberg ritt langsam heran, bleich, mit geschlossenen Lidern, den weißen Ordensmantel purpurn und zerfetzt. Er hielt gerade vor mir, als führte ihn ein Unsichtbarer, schlug die Augen auf, die schon im Tode brachen, und lallte: »Sieg!«

Krachend stürzte er aus dem Sattel; niemand fing ihn auf, wir waren alle wie gelähmt. Mit stumpfen Knien trat ich zu ihm und sah in seinen Augen das Ende. Der Hengst schnupperte aufgeregt über dem Leichnam und erinnerte mich an die Stunde. Sonder Umsehens sprang ich in den geleerten Sattel und sprengte den Hügeln zu, den blutigen Zweihänder wie eine Todesflamme in der Faust. Ein Blutrausch kreiste durch meine Adern, in meinem Herzen schrien tote Jahrhunderte, ich fühlte in rasender Lust: Rossesrücken ist mein Haus, Schlacht ist meine Heimat, Schwertschlag meine Freude. Ich sah die fliehenden Horden ostwärts stürzen, hieb dem Pferde die flache Klinge über den Schenkel und stürmte hinterdrein, als gälte es ein Königreich. Junge Kraft rann mir durch den Leib, ich genoß, und stünde der Tod mit mähender Sichel hinter mir, ich genoß mit langen Atemzügen die schwingende Lust des Rittes und dachte an keine Müdigkeit.

Grau fiel mich die Steppe an, lauter donnerten die Hufe vor mir an mein Ohr, enger ward der Raum zwischen Jäger und Wild; jetzt lag ich Seite an Seite mit einem angstverzerrten Bronzekopf, ich schlug ihn mit der bloßen Faust aus den Bügeln, und weiter. Sie achteten endlich meiner, sie merkten den Einzelnen, wendeten blitzschnell und schlossen sich zu sieben oder acht zusammen, ihre raschen Wüstengäule schossen wiehernd um mich her; Pfeile und Speere sausten, keiner traf. Keiner traf den Mann, der leben mußte, um zu rächen! Bei meiner Seele, ich glaubte in dieser Stunde an ein Zeichen Gottes; es war auch eins, aber ich deutete es falsch.

Einer der Heiden schien den Befehl zu führen, er saß auf einem herrlichen Rappen, golden schimmerten seine Waffen, vom Helm wallte ein edelsteingeschmückter Schleier über seine Schulter.

Greif dir den und reite zurück! raunte eine Stimme in mir. Die Beute heißt Überfahrt mit Mann und Roß; in zwei Monden kannst du schon in der Heimat sein, und dann —

Mein armes Roß bäumte sich hochauf unter dem grausamen Hieb, es flog mit pfeifendem Stöhnen über die Grasnarbe; sechs Sarazenen blieben zurück, der vornehmste aber ritt spielerisch vor mir her, von seinem adligen Tier wie auf Flügeln davongetragen. Plötzlich riß er das Roß mitten im Jagen herum, eine Lanze fuhr aus seiner braunen Faust und traf mich mitten auf die Brust.

Der Atem blieb mir weg, Erde und Himmel kreisten vor meinen Augen, eine dünne Schlange zischelte über meinem Kopf, schnürte sich um meine Arme; rasend sprengte der Rappe im Kreise um mich, enger und enger, und jeder Kreis war eine lederne Fessel um meinen Leib, bis ich, ein hilfloses Bündel, über einem fremden Sattel lag.

Gott hatte mich ganz verlassen.

Die Glieder schienen mir abzusterben, das Blut füllte meinen tief herabhängenden Kopf zum Zerspringen mächtig, Jammer und Ekel wuchsen größer als mein zorniger Mut. Große Dinge mußte die Vorsehung mit mir vorhaben, daß sie mich also hart prüfte; jedoch dieser Gedanke, in bitterer Verzweiflung geboren, gab mir keine Hoffnung. Um mein Schicksal hegte

ich keine Furcht, mochte es Tod oder Sklaverei heißen; aber eben jetzt, da ich noch eine Aufgabe auf Erden hatte, abgerufen zu werden, konnte ich Gott nicht vergeben. Es erschien mir als das ärgste meiner seltsam vielfältigen Leiden, wie denn immer die letzte Folter am schwersten zu ertragen ist.

Eine gute Weile ritten die Heiden, was die Pferde gaben; dann ging es sorgloser dahin, und ich merkte an ihrem Gehaben, daß die Verfolgung zu Ende sei. Konnt's auch denken, denn Rainald von Chatillons geringe Reiterschar durfte sich nicht von der Masse des Fußvolks lösen, ohne in Gefahren zu laufen. Bald waren wir mitten im Gewühl, ich wurde auf ein ledig Roß gehoben, die Füße wurden unterm Sattelgurt verkettet, und weiter ging es bis spät in die Nacht. Saladin schien den Kampf völlig aufzugeben; die paar Brocken der Heidensprache, die ich aufschnappte, belehrten mich über den Umfang seiner Niederlage, und trotz allem pochte mein abendländisch Herz höher.

Meiner Körperkraft zu Ehren blieben mir die Arme an den Leib gebunden, auch als der Trupp zur Nacht absaß. Ich wurde wie ein Bündel alter Kleider auf die kalte Erde gelegt, und bald schlief alles ringsum bis auf die Posten, deren Lanzeneisen ich von weitem im Mondenlicht blitzen sah. Mich dünkte, ich war des Sultans einziger Gewinn vom Tag bei Askalon, und ein Lachen kam mich an ob solcher elenden Beute.

Der Schlaf mied mich, denn wie ich mich auch wälzte, die Riemen schnitten schmerzhaft in mein Fleisch und gönnten mir die Ruhe nicht. Ich überdachte die Reden der Sarazenen, soweit ich sie verstanden hatte, und glaubte über meinen Bewältiger klar zu sein: es war der Emir von Bachara, offenbar ein Mann von höchstem Ansehen und Reichtum. Mich kümmerte das vorerst wenig, ich gedachte seiner nur, um meine gequälten Sinne zu beschäftigen und abzulenken.

In der Frühe jedoch trat er auf mich zu, ein hochgewachsener, schöner Mensch im kräftigen Alter, blickte kühl auf mich nieder und sagte zu meinem höchsten Erstaunen auf deutsch: »Du kommst nach Bachara, Christ. Versprich, unterwegs nicht zu fliehen oder sonst gewalttätig zu sein, dann bist du der Fesseln ledig.«

»Es sei,« erwiderte ich spottend, »habt keine Furcht!«

Der Emir hörte dies unbewegten Gesichts, nur ein Winkel seines Mundes schien zu zucken. Er winkte, die Riemen fielen ab. Aber die Knechte mußten mich in den Sattel heben, ich konnte nicht einmal auf den Füßen bleiben.

Immer noch stand der Emir da und hatte eine Frage auf der Zunge. Endlich hielt es ihn nicht: »Du müßtest tot sein,« begann er in sichtlicher Verlegenheit. »Warum fiel mein Speer aus deiner Brust?«

Unwillkürlich faßte ich nach der Stelle; das Kettenhemd war zerlöchert und zerschlissen, ich konnte mit dem Arm hindurchfahren. Jedoch unter dem Leinen fühlte ich, verbogen und halb zerschnitten, die Münze meines Bruders und errötete bis unter das Haar. »Seht!« Heiser fuhr mir der Ton aus der Kehle.

Der Emir warf einen flüchtigen Blick auf das verbeulte Blech und sprengte an die Spitze seines Zuges. Wir ritten.

Plötzlich fühlte ich eine Hand aus den ewigen Höhen niederreichen und mein Herz berühren, fühlte ein Band aus dieser Wüste unsichtbar in die Heimat gehen, eine hauchfeine Kette zwischen mir und jener armen Mutter, die eine Sommernacht lang meines Vaters Spiel gewesen.

Stumm senkte ich den Kopf, die Tränen liefen mir in den Bart.

(Fortsetzung folgt.)

# Heimgang in der Früh

Die Schläfen grau, die Stirn
Gefurcht vom Kummerpflug,
Doch ungestillt und schwelgend noch der Sinn —
Es läutet Abend bald,
Dich jagt der Lebensdrang
Durch Nächte toll und ohne Stundenschlag.

Verschwender, Bettler du,
Verspielt an Hoffnung lang —
Sag, was noch fort die alte Mühle treibt?
O komm, Erinnerung,
Und brau' ein Tränklein mir:
Wie unverwelklich blüht die Jugendzeit!

O Heimgang in der Früh ...
Wie schwer von Wein und Lied,
So federleicht die Seele und verklärt,
Sie schwingt sich lerchenfroh
Ins erste Morgenrot,
Und drunten wankt die Hülle heimatzu.

Ihr Himmel, Berge, Seen,
Ihr Bäume, Vögel all ...
Wem blaut und grünt und singt ihr, wenn nicht mir?
Grüß Gott, du Morgenwelt,
Du Tau und Amsellied —
Es winkt mir mancher Tag noch, schön wie du.

Paul Ilg

# Themen

## Drei Gedichte von Hans Fredersdorff

### Adagio aus der A-Dur-Klaviersonate von Mozart

Schmerz und Süße, die aus Erinnerungen brechen
Wie alte Briefe, vergilbt und längst vergessen,
Noch immer von der heißen Liebe sprechen
Zu einer Frau, die, ach! kein Herz besessen.

Oder schmerzlich einer Mutter Tränen um ihr Kind,
Das früh verwelkt, ihr Leben füllt mit seinem Bild
Und also macht, daß ein Lächeln glitzert lind
In ihren Augen, indes ihr Herz vor Qualen schrillt.

Oder schmerzlich-stille Klage aus der Einsamkeit,
Ein herbstlich-müdes Lied aus abendstillem Haus
Nach fernen Tagen jugendjubelnder Glückseligkeit,
Die ein grausam Schicksal löschte einst für immer aus.

Oder einer aber, der über seinem Leben weint,
Das schön und groß erträumt, ihm niemals Wahrheit ward,
Und dennoch jener Tage, da auch ihm die Sonne scheint,
Mit einem Lächeln banger Frage Antwort harrt.

### Präludium und Fuge von Johann Sebastian Bach

Was klingt hier auf als wehe Klage!
Und dennoch nicht! Nicht Schmerz, nur Frage
Schreit hier, gelöst, doch nicht erlöst und ohne Hoffen
Auf Antwort, endlos, allen Wünschen offen,

Wie man abends steht und starrt zum Himmel auf,
Zu Sternen und Gestirnen, die man niemals fassen kann
Und dennoch marternd steht und frägt,
Wie alles wunderbar sich da bewegt.

Und geblendet vom millionenfachen Blinken
Sich fühlt zur Nichtigkeit versinken,
Und zweimal fühlt sein kleines Leben,
Um vor der Gottheit schaudernd zu erbeben.

### Adagio aus dem G-Moll-Violinkonzert von Max Bruch

Hier singt ein Glück, das einstmals war
Und, lang verborgen in der Seele tiefstem Schrein,
Nun wieder auferstanden, strahlend klar,
Noch einmal leuchtet mit noch hellerm Schein.

Noch einmal füllt das Auge sich mit Glanz,
Die Arme weiten sich der Welt entgegen;
Blau leuchtet rings der Berge Kranz,
Und Blühen bunt auf allen Wegen.

Und wenn auch leise eine Träne bricht
Aus glückesfernem Auge, laßt sie, denkt,
Daß sie von Tagen, längst vergangnen, spricht,
Die uns einmal, nur einmal sind geschenkt.

# Des jungen Königs Weg zur Liebe

## Von Richard von Schaukal

Der junge König war schön von Angesicht und schlank von Gestalt. Seine Lehrer rühmten seine Aufmerksamkeit und seine Auffassung. Seine Spielgenossen fürchteten seinen Witz noch mehr, als sie seiner körperlichen Gewandtheit huldigten. Die jungen Frauen am Hofe liebten seine Stimme, die weich und dunkel war wie die Flöte, die jungen Mädchen liebten seine großen blauen Augen und den vollen roten Mund. Aber seine Mutter liebte ihn, wie er war, mit seinen Mängeln und Fehlern.

Er selbst, der junge König, liebte die ganze Welt. Er liebte den österlichen Wald am Morgen im blauen Schneelicht, wenn das Balzen des großen Hahns herüberklang zu ihm, der dann mit klopfendem Jägerherzen den verzückten Vogel ansprang; er liebte ihn am dämmernden Maiabend, wenn am Rande des frischen Feldes sichernd der Rehbock auftauchte; er liebte den Geruch des Stalles, wenn die edlen weißen Pferde alle zusammen mit ruckenden Kinnbacken den Hafer mahlten; er liebte den Wonneschauer des weiten Sprungs auf der sausenden Fuchsjagd; er liebte den Frieden der stillen Seefläche, wenn der Kiel seines einsamen Bootes eine leuchtende Spur hinter sich herzog und über den Tannenwäldern, die in ihr Uferbild versanken, das Abendläuten auf der Himmelsröte schwamm; er liebte den klugen stummen Blick seiner schlanken Hunde, die ihm ergeben zu Füßen lagen; er liebte das helle Lachen der Mädchen, das frohe Flattern ihrer leichten Gewänder, wenn sie mit heißen Wangen und blitzenden Zähnen auf den smaragdenen Wiesen des Parks sich im Reigen schlangen; er liebte den Gesang der Nachtigallen in der mondhellen Julinacht unterm Fenster seines hoch über See und Wäldern ragenden runden Schlafgemachs; er liebte die sanfte schmeichelnde Berührung von seiner Mutter milden Händen, wenn sein Haupt in ihrem Schoße lag.

Aber er kannte die Liebe nicht, von der er träumte. Wenn ihm die schönsten der jungen Damen, mit denen er auf den Hoffesten tanzte, errötend die Hand reichten und die sehnenden Augen zu ihm aufschlugen, da fühlte er eine linde Zärtlichkeit in seinem alles liebenden Herzen, und er war ihnen dankbar für ihre Anmut; aber das war die Liebe nicht, die ihn dereinst selig machen sollte, von der die großen alten Bücher geheimnisvoll kündeten.

Einst fuhr er an der Seite der Herzogin, der ersten unter den vornehmen Frauen, die seine Mutter umgaben, über die Stoppelfelder vom Hubertusritt heim. Sie lehnte, in ihren weiten Pelzmantel gehüllt, im zurückgeschlagenen Verdeck des hochrädrigen Wagens, den er lenkte. Es war ein Viererzug von Eisenschimmeln, und er freute sich des federnden Trabes der geschwungenen Flanken, ließ die lange Peitsche leicht über den blitzenden Geschirren tanzen, horchte dem gleichmäßigen Schlag der schmalen Hufe. Das Weib neben sich empfand er als eine köstliche Zugabe zu seinem Genuß am sicheren Fahren. Plötzlich scheute der Sattlige vorn an einem Feldstein und begann zu galoppieren. Vergebens bemühte er sich, das aufgeregte Tier zu beruhigen, dessen Hast die andern ansteckte. Bald rasten sie alle dahin. Mit einem Aufschrei warf sich die Fürstin ihm in den Arm und klammerte sich an seinen Körper. Er bat sie mit heftiger Stimme, ihn nicht zu stören, aber sie drängte sich nur immer näher heran. Da riß er mit verzweifelter Kraft die hinteren Pferde zurück, eins der vorderen, im Sprunge gehemmt, strauchelte, der Wagen schwankte, ein Ruck: sie standen alle zitternd, und an seinem Halse hing die weiche Last der wunderschönen Frau. Er sah in ihre zum Tode entsetzten Augen, die sich jetzt eratmend brachen; er fühlte ihren duftenden Atem auf den Wangen, erblickte den halbgeöffneten Mund: er küßte ihn. Da umschlang sie ihn leidenschaftlich ...

Seit dem Tage war dem jungen König eine neue Welt aufgegangen. Sein Leben, das leicht gewesen war wie eine Schwinge im Winde, war nun schwer von Leidenschaft, abenteuerlicher als ein Märchen: es hatte den bunten heißen Inhalt verbotener Lust. Wenn er zu Füßen der herrlichen Frau lag und ihr, die ihm zärtlich mit ihrer kühlen Hand über die heiße Stirn strich, in die unergründlichen Augen blickte, war ihm, was ihn sonst in Anspruch genommen hatte, nicht wert, daß er seiner auch nur flüchtig gedächte. Seine Mutter bemerkte zuerst, wie es um ihn stand, und betrübte sich. Aber

er sah an ihren vorwurfsvollen Augen trotzig vorbei. Seine Räte, wenn er sich ihrer nicht mehr erwehren konnte, hörte er mit Ungeduld. Sobald er sich losmachen konnte, flog er zu ihr; unerschöpflich schienen ihm die Reize ihrer Schönheit.

Der ganze Hof wußte um sein Geheimnis, und die Herzogin weidete sich an der Huldigung der Unzähligen, die ihrem Einfluß auf den Herrscher ihr Geschick anvertrauten. Die jungen Damen beneideten und haßten die Übermütige. Bloß der Gatte ahnte nichts von der Auszeichnung, die ihm widerfahren war. Bis ihn ein Freund darauf wies, der einst vergebens um die Gunst der Begehrenswerten gerungen hatte. Einen Augenblick lang bangte die Gewarnte. Aber sie verschaffte alsbald dem Ehrgeiz des Herzogs das erstrebte Ziel: er erhielt den Marschallstab und zog im Namen seines Königs gegen die Feinde des Reiches zu Felde.

Auf einem der glänzenden Feste, die der Verschwenderische seiner Göttin feierte, nahm er aus dem Korbe, den ihm ein Fräulein reichte, rote Rosen, sie auf den Weg der Herrscherin zu streuen, die am Gestade des Sees aus der Sänfte stieg. Das Fräulein, ein schmales, blondes Kind, schlug still die blauen Augen zu ihm auf, da sie leicht das Knie bog. Seltsam war es ihm, daß er dem ruhigen Blick, der fast ohne Ausdruck auf ihm verweilt hatte, noch nachsann, als er bereits der Herzogin die Hand bot, ihr zu helfen. Und später suchte er das Mädchen verstohlen unter dem Gefolge ... Des Nachts aber genoß er nur um so stürmischer, was ihm unentbehrlich geworden war.

Als er am Morgen, wie oft nach solchem zerstörerischen Rasen, auf seinem wildesten Rosse durch die Auen am Flusse jagte, fand er sich unversehens jenem Mädchen gegenüber, das in der keuschen Frühe des Sommertages einsam vom Bade heimging. Er zügelte das Pferd und neigte sich ihr froh und beschämt zugleich. Sie dankte ehrerbietig und schürzte das lange weiße Gewand zu eiligerem Schritt.

Seither erblickte er sie immer wieder, und stets schien ihm die Seligkeit ihres unentfalteten Wesens reizender. Aber es war nicht Lust, was ihn bewegte, sondern bange Scheu, die ihm das Herz preßte. Nur durch die Art seines Grußes zeichnete er sie aus, wenn sich Gelegenheit dazu ergab, die er freilich je öfter, desto sehnlicher suchte. Er träumte von dem milden Schein der blauen Augen. Und es geschah, daß er aus solchen Träumen ungern sich durch das farbige Bild seiner Geliebten gerissen sah. Ja, er fand, daß ihre Züge die Leidenschaft entstellte und daß diese Leidenschaft in ihrer Gewaltsamkeit etwas Einförmiges habe, das ihn zu ermüden drohte. Nicht ungern nutzte er die Heimkehr des Marschalls, dessen Sieg er in prunkenden Festen feierte, sich der Herrschaft der Herzogin allgemach zu entziehen. Und noch willkommener waren ihm diese festlichen Tage, da sie ihm Gelegenheit boten, der Jungfrau in der Schar ihrer Genossinnen auf das unauffälligste des öftern zu begegnen. Aber auch die Herzogin hatte ihre unschuldige Widersacherin im Auge behalten. Denn schon damals, als der König ihr mit ungewohnter, fast gleichgültiger Lässigkeit die Hand bot, war ein zielloser Argwohn in ihr aufgewacht. Und sie hatte seither in seiner Umarmung etwas empfunden, was bei aller Hitze nicht mehr wärmte.

Der Kardinal-Kanzler war der Oheim der jungen Gräfin, die der König vor ihren Gespielinnen durch manches freundliche Wort auszeichnete, der er einst auf einer Jagd eine Strecke lang im Galopp an der Seite blieb. Der Kardinal war klug. Er wußte, was der Würde des Königs taugte und was der Ehre seines, des Kanzlers, Hauses entsprach. Er entfernte auf einen Wink der Allmächtigen seine Schutzbefohlene in ein Kloster. Aber er sprach dem König und der Königinmutter zugleich von einer Heirat des Herrschers. Das war seine gemessene Rache an der Herzogin. Die Königin ergriff mit ängstlichem Eifer den ehrerbietig-nachdrücklichen Rat des Vertrauten. Der König, nach einigen Ausflüchten, ließ es dabei bewenden. Er hatte nichts im Sinne, als den Aufenthalt der ihm Entrissenen zu erkunden. Und während seine Abgesandten um die Tochter des mächtigsten seiner Nachbarn warben, war der ihm ergebene Sänger auf der Suche nach der verheimlichten Zufluchtsstätte. Es gelang ihm, der endlich Aufgespürten, während sie im Garten wandelte, eine Botschaft zu bestellen, die das von so einem jähen Schicksalswechsel heftig bewegte Mädchen in diesem leidvollen und ungeduldigen Zustande williger fand, als es sonst im Bereiche auch nur der Möglichkeit gelegen hätte.

Am Tage, da die fremde Prinzessin, der sich ein fürstlicher Vertreter des Königs feierlich vermählt hatte, von einem prächtigen Gefolge eingeholt ward, traf das mit schlagfertiger List entführte Klosterfräulein auf einem stillen Jagdschloß ihres sehnsüchtigen Befreiers ein. Und am Abend ritt er selbst in grüner Jägertracht, nur von zwei Edelknaben begleitet, auf weichem Waldpfad zu der holden Freistatt.

Mit keinem Worte hatte er, zärtlich, innig und fast scheu dem seligen Erlebnis hingegeben, des Abschieds gedacht, gar der Ursache, die ihn verfrühte. Als er sich am Morgen von der Seite der sanft und rosig Ruhenden wegschleichen wollte, erwachte sie und sah ihn, der, über sie geneigt, den Hauch ihres entschwindenden Traumes einatmete, mit einem Blick an, worin Erstaunen, Glück, Scham und Angst sich so lieblich mischten, daß er, von einem Rausch des Entzückens hingerissen, in einem leidenschaftlichen Kusse sein Leben ihr zu schenken schien. Niemals, so empfand er, als er sich in einem Schwindel von diesem blumenhaften Mädchenantlitz erhob, hatte er ein Wesen auf der Welt mit solcher Leidenschaftlichkeit sein, sich sein gefühlt ... Da klang, seinem Befehl gehorsam, der mahnende Hornruf der unten harrenden Begleiter in den Morgensonnenschimmer des schweigenden Turmgemachs.

Am Hofe war, als er ankam, alles zum Empfang der jungen Königin bereitet. Als er in fürstlichen Gewändern die große Freitreppe hinabschritt, während das feierliche Schmettern der Trompeten die Ankunft der ihm angetrauten Gattin verkündete, fing ihn aus der Gruppe der Frauen, die seine Mutter umgaben, ein Blick mit solcher Macht, daß er unter seinem Zwang die Augen, in denen noch das süße Bild des grünen Morgens stand, in die Richtung wendete, die er in einem dunklen Gefühl gemieden hatte. Es war die Herzogin, die ihn mit stumm herausforderndem Vorwurf also bannte. Er wand sich unter der Kraft ihres Anspruchs. Die Mutter, die auf ihn zuschritt, befreite ihn. Hinter ihrem Mantel verschwand die unheimliche Macht der Vergangenheit.

Die er als seine Feindin geglaubt hatte hassen zu müssen, die junge Königin, entwaffnete seine geballte Stimmung durch ein Wesen, das die hohe Würde vollendeter Bildung mit einer seltenen natürlichen Anmut auf das edelste verband. Je mehr er sich ihrer schlicht gebietenden Vornehmheit neigte, um so brennender empfand er den Zwiespalt seines Eides mit dem trotzig erbeuteten Glück, das ihm das einsame Jagdschloß barg.

Als seine Mutter der herzlich begrüßten Tochter, die unter der Krone ging, wie ein edles Roß gelassen den Nacken an den wiegenden Zügel schmiegt, mit freundlich weisenden Handbewegungen ihre Frauen vorführte, stand der junge König wie ein Sünder neben der schmalen Schulter der überschlanken. Tief neigte sich die schöne Herzogin. Aber als sie sich langsam aus den geschmeidigen Knien wieder erhob, da flammte ihr Blick so heftig auf den Flüchtling, daß dieser sich wie ertappt hinter der Gattin barg. In deren reiner Seele entstand eine jähe Trübung.

Nun lebten sie nebeneinander. Zunächst in Festlichkeiten, die ihre Pflichten gegen viele Menschen in Anspruch nahmen. Als sie Ritter und Frauen in das Brautgemach geleitet hatten, scheuchte der König ein holdes Bild, das flehend vor ihm aufstieg, ängstlich von sich weg. Mit sanften Tränen ergab sich seinem schonenden Siege die jungfräuliche Gattin.

Seit sie sein war, empfand er sich als ihr angehörig. Und er erfuhr mit seltsamen Gefühlen an einem Tage, da der Kardinal-Kanzler sein Amt in seine Hände zurücklegte, daß die Gräfin, dessen Nichte, wieder in das Kloster zurückgekehrt sei, aus dem ein jugendlicher Einfall der Unberatenen sie vor kurzem hatte flüchten machen. Tief senkte der Herrscher vor dem alten Manne den blonden Scheitel ...

Als die Königinmutter ihren ersten Enkel aus den Armen der Amme an ihr Herz hob, da stand der junge Vater staunend vor dem Wunder des Lebens. Er blickte auf die winzigen Händchen, die sich rosig krampften, er sah wie im Traum den feinen Goldschimmer, der das Engelsköpfchen bedeckte, und in sein Herz kam eine weiche Welle von Glück geflossen.

Wie er dem Knaben, der in frischer Schönheit und Kraft heranwuchs, Genosse ward in Spiel und Ernst, wie er ihn den Bogen spannen, den Bock beschleichen, das Roß zügeln, den Vogel locken lehrte, dem Aufnahmefrohen die Bäume und die Blu-

men in ihrer Mannigfaltigkeit vertraut machte, den Meistern und Lehrern, selbst ein dankbarer Mitschüler, zu Häupten saß, davon kündet kein Heldenbuch, aber seine Mutter, die es in ihren abendlichen Jahren als Abglanz aller Morgenröten ihres Daseins erlebte, bewahrte es dankbar im Herzen und hat ihm in weiser Ruhe scheidend noch dafür die geliebte Hand gedrückt. Und gern war ihre edle Tochter, die Königin, in den Hintergrund getreten und hatte sich in ihrer stillen Freude damit begnügt, dem Knaben, wenn er mit dem Vater vom Jagen heimkehrte, das spröde Haar aus der schönen Stirn zu streichen ...

Dem spröden Haar über der Stirn entsprach ein fester Sinn hinter ihrer glatten Wand. Mit Stolz sah der Vater, der längst mit kräftiger Hand selbst sein Reich beherrschte, daß ihm ein tüchtiger Erbe gediehen war. Er, vor dessen Wachsamkeit die Räte bangten und die Höflinge bebten, gab oft mit Demut fast dem unbeugsamen Willen seines Knaben nach, der unbemerkt und doch nicht unmerklich ein Mann geworden war. In allem hatte er ihn getreulich beraten, nur einer Frage war er entschlossen sich zu verweigern, weil er keine Antwort darauf wußte, der nach der Liebe. Und jener tat die Frage nicht. Um so mehr aber sann der Alternde über die Antwort. Er dachte an die Herzogin, die als Äbtissin jenem Kloster vorstand, das einst einen Traum hatte in sein Leben treten lassen. Er träumte diesen Traum manchmal mit Inbrunst. Aber er blieb ihm ein Traum in grüner Morgendämmerung. Hätte Wirklichkeit so verschwinden können? Wirklichkeit verschwand ja sonst nicht. Wirklichkeit war seine sanfte edle Frau, Wirklichkeit war jene wilde Liebe gewesen, der er als eines Erlebnisses der Vergangenheit mit Ruhe selbst vor seiner sanften edlen Frau gedachte. Wirklichkeit war manches leichte Liebesspiel, das er sich in müßigen Stunden gönnte, Wirklichkeit wie der Schrei einer Wildgans, wie der Schlag eines Ruders, das Wiehern eines Pferdes. Auch vor dem Bilde der Gebenedeiten sann er der Wirklichkeit der Liebe nach. In diesem begnadeten Leben, das der tiefste Schmerz krönen durfte, war sie nicht gewesen. Und nicht in ihres hohen Sohnes Leben, der alles Menschliche, selbst die Ehebrecherin, gesegnet hatte. Gab es Liebe, wenn die einzige, der der Name gebührte, verurteilt schien, ein Traum zu bleiben?

Da trat eines Tags ein Bild vor ihn hin, das ihn erstarren machte. Nein, es war nicht ein Bild, es lebte im Tageslicht. Er sah am Morgen einer seiner jetzt so häufig schlafgemiedenen Nächte seinen Sohn durch den taufunkelnden Garten schreiten und an seiner Hand ein Mädchen, das seinem grünen Traume glich, wie man sich selbst gleicht im klaren Spiegel der gefangenen Quelle. Sie schritten still durch die Blumengänge und verschwanden unter den Fichten des hügelansteigenden Gehölzes. Da fuhr eine unbesiegliche Ahnung in ihm empor.

Scham und Furcht hatten ihn all die Jahre davon abgehalten, dem Schicksal jener Lieblichen nachzuforschen, das er in den Händen des Kardinal-Kanzlers, ihres Oheims, wußte. Nie war seit jener kurzen Mitteilung, die ihn hatte schweigend erröten lassen, ein Wort von dem Morgen seines Hochzeitstages über seine Lippen gekommen. Ein Lied, das der Sänger ihm einst zur Laute sang, hatte er jäh unterbrochen und den Getreuen reich belohnt aus seinen Diensten ziehen heißen. Aber was er sich selbst, in wehleidiger Schonung, grausam gegen das Opfer seines Glücks, verwehrt hatte zu berühren, das war nun, Unbill furchtbar rächend, vor ihm erstanden. Er forschte nicht weiter, er wußte, was ihm die Ahnung verkündigt hatte. Und es oblag ihm nun, dem Sohne, den das Geschick so gräßlich narrte, die Sünde zu gestehen, die der — das war ihm gewiß — nie verzeihen konnte. Er tat es. Wie der Jüngling, bis ins Innerste von der Eröffnung getroffen, erbleichte, den Schmerz empfand er mitten durch das Herz. Und nun war die Spalte jener ungetanen Frage zur Kluft aufgerissen worden, die Vater und Sohn auf immer voneinander schied. Diesseits stand er und streckte immer wieder flehentlich die alsbald sinkenden Arme nach dem Verlorenen hinüber.

Und in der Qual dieser unerfüllbaren Sehnsucht nach dem Teuersten, was ihm geworden war, damit er es durch eigne Schuld auf ewig verliere, erfuhr er die traurige Wirklichkeit der Liebe. Ihr Name ist Leid, die Unendlichkeit unerwiderten Verlangens ist ihr Wesen.



Fritz Preiß: Friesische Diele





Wesselburen

Gem. von Nicol. Bachmann

# Aus Schleswig-Holsteins Dichtermarschen

Mit vier farbigen Abbildungen nach Gemälden von Nicolaus Bachmann

Er wollte auf engem Raum, Dankbarkeit und Wiedersehensfreude im Herzen, in sommerlichen Tagen ein Stück Heimat malen, der aus Heide in Holstein stammende Maler Nicolaus Bachmann: einen Flecken oder ein kleines Städtchen, einen Marschenhof, eine ihm besonders vertraute Ecke seiner Geburtsstadt, ein Erntebild zwischen Marsch und Geest — und als die vier Bilder beisammen waren, stellten sie sich allesamt als literarische Gedenkstätten dar, als Schauplätze, über die in ihrer Kindheit die Füße heimatlicher Dichter gewandert sind oder Gestalten ihrer schöpferischen Phantasie den Schicksalsboden betreten haben. So dicht blüht in Norder- und Süderdithmarschen die Saat der Heimat- und Weltpoesie.

Wesselburen: Friedrich Hebbels Geburtsort. In den »Aufzeichnungen aus meinem Leben«, auch »Meine Kindheit« genannt, schildert er selbst, im neunten Kapitel, den ersten Eindruck, den er als Fünfjähriger von seinem Heimatstädtchen empfing: »... ein unvergeßlicher und bis auf diesen Tag fortwirkender Moment, als meine Mutter mich den Abendspaziergang, den sie sich in der schönen Sommerzeit an Sonn- und Feiertagen wohl gönnte, zum erstenmal teilen ließ. Mein Gott, wie groß war dies Wesselburen: fünfjährige Beine wurden fast müde, bevor sie ganz herumkamen! Und was traf man alles unterwegs! Schon die Namen der Straßen und Plätze, wie rätselhaft und abenteuerlich klangen sie! Nun sind wir auf dem Kollfuß! Das ist Blankenau! Hier geht's zum Klingelberg hinüber! Dort steht das Eibennest! Je weiter sich ein Anhaltspunkt für sie fand, um so sicherer mußten sie Mysterien verbergen! Nun gar die Sachen selbst! Die Kirche, deren metallene Stimme ich schon so oft gehört hatte, der Gottesacker mit seinen düsteren Blumen und seinen Kreuzen und Leichensteinen, ein uraltes Haus, das ein Achtundvierziger (ein Mitglied der alten obersten Landesbehörde) bewohnt haben und in dessen Keller ein vom Teufel bewachter Schatz verborgen sein sollte, ein großer Fischteich: all diese Einzelheiten flossen für mich, als ob sie sich, wie die Glieder eines riesenhaften Tieres, organisch aufeinander bezögen, zu einem ungeheuren Totalbilde zusammen, und der Herbstmond übergoß es mit bläulichem Licht. Ich habe seitdem den Dom von Sankt Peter und jeden deutschen Münster gesehen, ich bin auf dem Père Lachaise und an der Pyramide des Cestius gewandelt, aber wenn ich im allgemeinen an Kirchen, Friedhöfe usw. denke, so schweben sie mir noch jetzt in der Gestalt vor, in der ich sie an jenem Abend erblickte.«

Fünfzig Jahre später tummelt sich Adolf Bartels' Kindheit auf denselben Wegen. Statt 1500 Seelen hat Wesselburen jetzt ihrer



Bauernhof in Dithmarschen — Gem. v. Nicol. Bachmann

1800 — aber was macht das aus, im Grunde ist es noch dasselbe Bild, derselbe Eindruck. »Dem Reiz Wesselburens«, heißt es in dem Buche ‚Kinderland', darin Bartels ‚Erinnerungen aus Hebbels Heimat' niedergelegt hat, »bildeten, obschon in meiner frühesten Kindheit auch noch mehr gute alte Häuser als jetzt vorhanden waren, doch vor allem seine vielen Gärten mit ihren alten Bäumen, Eschen, Silberpappeln, Obstbäumen und Notteichen. Ich glaube, es waren etwa zwanzig Teiche vorhanden ... Im ganzen machte der Ort noch einen dem Stil nach durchaus einheitlichen Eindruck. Die Mehrzahl der Wesselburener Häuser, die nicht, wie die in der Großstadt, eine geschlossene Reihe bildeten, sondern alle frei standen, vom Nachbarhaus mindestens durch einen schmalen Gang geschieden, hatte zu meiner Zeit schon ein Pfannendach; das Strohdach war bereits selten geworden. Die Kirche erschien durchaus alles beherrschend. Außerdem fielen, wenn man sich Wesselburen näherte, etwa noch die beiden Windmühlen auf und die hohe Vogelstange der Papagoyengilde, die schon auf dem von Hebbels Freunde Wacker 1834 gezeichneten Bilde von Wesselburen zu sehen ist. Der Verkehr in Wesselburen war nur am Mittwoch, dem Markttage, und am Sonntage stark. Dann fand in der Zeit, wo die Landwirtschaft größerer Hilfskräfte bedurfte, auch der sogenannte Menschenmarkt vor ‚Stadt Hamburg' und der ‚Börse' statt. Ganz still war Wesselburen aber niemals, irgendein Gefährt sah man immer auf der Straße und mehr und weniger eilfertige Handwerker und spielende Kinder auch in der Regel. Alles in allem wohl ein Idyll, aber doch kein ganz unbewegtes und nicht ohne Originalität.« Noch stand das Stallgebäude, worin Hebbel seine ersten Versuche im Theaterspiel gemacht hatte, noch war der Magdalenen-Brunnen erhalten, noch das Haus der ersten Kindheitsgeliebten Hebbels, noch die Wohnung des Kirchspielvogts Mohr, wo der werdende Dichter acht Jahre lang Schreiberdienste geleistet hatte.

Freilich die Umgebung, die Landschaft mit ihren alten strohgedeckten Bauernhäusern unter den vom Nordwestwind zusammengedrängten alten Ulmen hat ein andres, leider kein freundlicheres und charaktervolleres Aussehen bekommen. Die vornehme Geschlossenheit des Stils von früher ist zugunsten der Zweckmäßigkeit verlorengegangen, und die Bewohner Dithmarschens haben sich nicht immer, was man sonst auch über ihre Treue und zähe Altgesinntheit sagen mag, den alten Stolz der ehemaligen starken und schönen Geschlechter zu bewahren gewußt.

Wesselburen liegt so recht mitten in der Marsch; man sieht die Geest nur an ganz hellen Tagen ein bißchen an einer Stelle des Horizonts. Nach welcher Richtung man auch gehen mag, versichert uns Bartels, überall schließen die baumumgebenen stattlichen Bauernhöfe den Blick ab, hier mehr zu wind-

mühlenüberragten Dörfern vereinigt, dort weit auseinandergezogen, alle aber, auch bei ganz hellem Wetter, von dem starken bläulichen Duft umgeben, den Hermann Allmers in seinem »Marschenbuch« als ihr Hauptmerkmal bezeichnet. Hebbel und Klaus Groth haben viel Schönes über die Marsch gesagt. »Grün, so weit das Auge reicht«, heißt es (ins Hochdeutsche übertragen) in Groths Idyll »Büsum«, »grüne Weiden, grünes Korn, grüne Gärten, grüne Bäume, weit umher verstreut, rundum die Bauernhöfe mit Strohdach, grüne Bäume mit Moos bewachsen, um die Gärten grüne Staketen, alles schnurgerade, platt wie ein Tisch, durch schnurgerade blanke Wassergräben abgeteilt ...« Und in den Kindheitserinnerungen: »Wer den Marschhimmel gesehen hat mit seinen Wolken oder den warmen Westwind eingesogen hat, wenn er vom Wasser kommt und über Land fahrend den Geruch von Bohnen und von Klee mitgenommen hat, der kriegt das Heimweh.«

Fünfzehn Kilometer östlich von Wesselburen ins Land hinein, zwischen Marsch und Moor, liegt Heide, die Hauptstadt des Kreises Norderdithmarschen, der Geburtsort Klaus Groths, die Stelle, wo die Dithmarschen am 13. Juni 1559 zum letztenmal für ihre Freiheit kämpften. Seit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die drei Fleckensgemeinden zu einem Flecken vereinigt und dieser 1869 zur Stadt erhoben worden, hat Heide sich mehr und mehr der neuen Zeit angepaßt und ist so der Mittelpunkt von ganz Dithmarschen geblieben. Nur ein kleiner, der südöstliche Stadtteil, »Lüttenheid«, hat sich noch einigermaßen in seiner alten Ursprünglichkeit erhalten. Hier stand das Geburtshaus Groths, jetzt als Museum eingerichtet, und bis vor kurzem, als letztes der westlichen Häuserreihe, auch noch das Stammhaus von Johannes Brahms. Wie eng Herz und Gemüt der Lüttenheider, auch Klaus Groth in seiner Kindheit, mit diesem Ort verwachsen waren, das lesen wir in den Kindheitserinnerungen des Dichters, die er »Ut min Jungsparadies« genannt hat. An diesen Flecken war jeder sozusagen mit allen Fasern seines Herzens und Gefühls festgewurzelt, wie der Baum vor der Tür; seine Gedanken gingen nicht weiter als bis dort ... »Ok nich Een harr dat ahn Kummer buten utholn, un buten weer voer Jeden ungefähr, wat he nich mehr mit en Guden Morgen afrepen (abrufen) kunn. Wer wegtreden muß, ok man fiv Minuten um de Eck na'n Lannweg, de segg dat an as dat Elend un de Verbannung ... Noch lang keem denn in'n Summer Een un de Anner na'n Lüttenheid to'n Besök, de blot in en anner Straat trocken weer, un klag, dat he sik dar ni



Gem. v. Nicol. Bachmann

Lüttenheid



Erntesegen in Jörn Uhls Heimat

Gem. von Nicol. Bachmann

wenn (gewöhnen) kunn. Un mi sünd darvun noch enige Stratennams, de den annern Enn vun de Heid beteken, as Schreckennams int Gedächtnis bleben, as Schohmakerort in Westerweid, as heet dat Californien un Vandiemensland.«

Wandern wir von Heide geradeswegs ein paar Meilen nach Süden, so kommen wir nach Meldorf, wo Gustav Frenssen den »Jörn Uhl« geschrieben hat, und abermals ein paar Stunden südlicher sind wir in Barlt, des Dichters Geburtsort, und dann in Jörn Uhls Heimat selbst. Das ist Süderdithmarschen in seinem besten und fruchtbarsten Teil. Westlich, dem Meere zu, die weite, ebene Marsch, auf der andern Seite die Geest, das »alte Land« — zwei Welten, die eng aufeinanderstoßen. In der Marsch, die »fruchtbar ist wie ein Treibbeet und eben wie eine Schiefertafel«, gleich Inseln verstreut die großen stattlichen Bauernhöfe, im Schutze ihrer hohen Ulmen und Eichen, und in der Ferne die Linie des Seedeiches, dahinter wie ein silberner Gürtel die Nordsee, der »blanke Hans«; in der Geest die weite braune Heide mit dem sagenreichen Heesewald im Ring seiner Hünengräber, hinter dem Heesewald der Wodansberg, die heilige Opferstätte der Vorfahren. Eine Landschaft, die den Sinn nicht einkapselt, nein, die in die Ferne lockt, zum Großen, Gewaltigen, Erhabenen hinzieht und den Eindruck der Ursprünglichkeit erweckt. »Das alles«, so schildert Frenssen seine und Jörn Uhls Heimat, »unter nordischem Meerklima liegend: wochenlange starke Weststürme, die alle Bäume nach Osten zu biegen; heller sonniger Wind über pflügenden Gespannen; Regentage, daß man nicht mehr an die Sonne glaubt; Gewitter zur Sommer- und Erntezeit, donnernd von Süden heraufziehend, und wieder wunderklarer Sonnenschein vom buntbewölkten Himmel herab — wem das nicht zu Herzen geht, dem muß es wohl von Stein sein.«

Das alles und noch mancherlei mehr läßt sich aus den vier Holsteinischen Heimatsbildern von Nicolaus Bachmann herauslesen, der selber dort — in Heide — um die Mitte der sechziger Jahre geboren worden ist, und den das Heimweh aus Dresden, Weimar, Paris und Berlin, wo er studierte, immer wieder dorthin zurückgezogen hat, das Land und die Menschen, seine Felder und Saaten, seine Städtchen, Dörfer und Höfe, seine Kinder und seine Dichter zu malen. F. D.



Franz Graf: Kinderbildnis

# Schlaf und Traum

## Von Dr. med. W. Schweisheimer

Ich schlafe ein. — Klare Gedankenreihen zerfließen und verwaschen sich in gleitendem Nebel. Einflüsse der Außenwelt schalten sich selbsttätig aus, in enggehäuste Schale zieht der Eigenorganismus die seelischen Fühler und Taster zurück. Dunkel breitet sich über meine Sinne.

Da — kurz nur völliges Versinken, und in hemmungslosem Schrecken stürze ich sausend hinab, in unendliche Tiefe, haltlos, ohne Erkennbarkeit, ohne Möglichkeit eines aufhaltenden Grundes, an dem der Sturz zum Stehen kommen könnte. Das Herz krampft sich in jähem Grauen wild zusammen, die gelösten Glieder spannen sich, der Atem stockt ob des atemberaubenden Falles, eine eherne Hand reißt das dunkle Tuch von Gehirn und Bewußtsein, heller Schein blitzt füllend in das lastende Dunkel: ich erwache, mit hämmernden Pulsen, angehaltenem Atem und einem Gefühl unendlichen Schreckens, der die in haltloser Leere sich wähnenden Glieder zu krampfhafter Zusammenziehung gezwungen hat.

Wie lange schlief ich — bis zu dem weckenden Fall in die Tiefe? Ein Blick auf die Uhr: den Bruchteil einer Minute!

### Was ist Schlafen?

Viele Theorien versuchen die Frage zu beantworten. Keine vermag heute als anerkannt oder allgemein gültig betrachtet zu werden, keine kann uns überhaupt ernstliche Förderung des Verständnisses gewähren. Die Brücke zur Verbindung zweier Reiche, die wohl in der Einheit wurzeln, aber menschlichem Verstehen als Äußerungen verschiedener Art erscheinen, ist noch nicht geschlagen. Zwischen dem Dunkel, das nach wie vor über geistige Lebensvorgänge gebreitet ist, und dem klaren Licht, das Teile der körperlichen Physiologie erhellt, trennt ein unüberschrittener Abgrund. Doch sind in der Erkennung des Ablaufs psychischer Lebensvorgänge große methodologische Fortschritte möglich, ist Einblick in die Disposition des Geschehens zu erlangen; freilich selbst in dieser Hinsicht stehen wir erst am Anfang des Erkundbaren.

Um einen Halt auf der schwankenden Plattform zu gewinnen, die mit mühsamen Rädern auf unwegsamer Straße in das unerforschte Land des Schlafes und der Träume torkelt, ist es zunächst nötig, die wenigen physiologischen Tatsachen festzustellen, die Beobachtung und Experiment auf diesem Gebiete bisher gesichert haben. Schlaf und Ermüdung hängen in vieler Beziehung eng zusammen. Nicht in allen Fällen aber besteht die ursächliche Verknüpfung der beiden: Schlaf eine Folge der Ermüdung. Angestrengte körperliche und geistige Arbeit führt zur Ermüdung und löst in zweiter Linie Bedürfnis nach Schlaf aus, als dem Zustand, in dem sich die normale Spannkraft des lebenden und wirkenden Organismus wiederherstellt. Ermüdung und Schlafbedürfnis treten aber auch ohne ausgesprochene körperliche oder geistige Tätigkeit auf, selbst wenn absichtlich alle Bewegungen und Regungen vermieden werden. Das ist durchaus nicht verwunderlich; denn die Innenarbeit im Körper, die zur Aufrechterhaltung des Lebenszustandes notwendig ist und die bei einer Umrechnung in das gewöhnliche Arbeitsmaß eine ganz gewaltige Leistung darstellt, also Herzschlag, Blutkreislauf, äußere und innere Atmung, Verdauung, Leitung in den Nervenbahnen, Absonderung von Verdauungssäften und Drüsensekreten verschiedenster Art, unwillkürliche Muskelzusammenziehungen und -ausdehnungen — alle diese Ermüdung herbeiführenden inneren Funktionen des Organismus gehen unbeirrt von Schlaf oder Wachen fort, und sie müssen weitergehen, bis der letzte Pulsschlag erloschen ist.

Wie man sich den Eintritt der Ermüdung zu erklären hat, ist vorläufig ein ungelöstes Rätsel. Von den zahlreichen Theorien darüber, die meistens dem augenblicklich modernen biologischen Prinzip parallel gehen, hat in jüngster Vergangenheit die Annahme der Bildung von »Ermüdungstoxinen« Anspruch auf Beachtung gemacht. Diese Hypothese, die mit einem Reiz der im Wachen gebildeten giftigen Ermüdungsstoffe und ihrer Entfernung während des Schlafes aus dem Organismus rechnet, war aus der Zeit der Immunitätsentdeckungen geboren. Auch sie hat schließlich weiter nichts getan, als über ein dunkles Geheimnis einen Schleier gebreitet, dessen einzelne Fäden dann freilich der Beobachtung erkennbar waren.

Stoffwechseluntersuchungen haben eine Abnahme der meßbaren Stoffwechselvorgänge während des Schlafes erwiesen, und zwar während des ruhigen, tiefen Schlafes. Als charakteristisches Endprodukt der beim Stoffwechsel vor sich gehenden Verbrennungen ist die ausgeschiedene Kohlensäure zu betrachten; ihre Menge vermindert sich im Schlaf gegenüber einem sich ziemlich ruhig verhaltenden Wachenden um nahezu die Hälfte. Der Tiefstand der Kohlensäureerzeugung und -abgabe wurde in der Mitte des sechs- bis achtstündigen Schlafes gefunden. Dieser Tiefstand der Kohlensäureabgabe tritt aber auch in wachem Zustand ein, wenn die Versuchsperson vollkommen ruhig liegenbleibt, jede willkürliche Bewegung bewußt vermeidet, die Muskeln nach Möglichkeit entspannt, die Atmung auf das Notwendigste beschränkt und jede Nahrungsaufnahme vermeidet. Dadurch ist ein Hinweis gegeben, daß der verminderte Stoff-

wechsel während des Schlafes mit dem Wesen des Schlafes vielleicht unmittelbar nichts zu tun hat, sondern nur eine Folge der mit ihm verbundenen Muskelruhe darstellt.

Die Verbrennungsvorgänge im Körper sind während des normalerweise täglich wiederkehrenden Schlafes herabgesetzt; während dieser Zeit können also etwaige Verbrennungsreste und unverwertbare Schlacken, die sich im Körper angehäuft haben, wieder entfernt, und das notwendige Gleichgewicht kann hergestellt werden. Damit ist aber nicht erklärt, warum ein Schlafbedürfnis, lähmende Müdigkeit unter psychischem Einfluß plötzlich schwindet.

Langwährende, gleichförmig fortgesetzte Arbeit hat uns so ermüdet, daß wir fast umzusinken drohen; wir ergreifen eine andre Beschäftigung, die uns augenblicklich mehr zusagt, die Anregung gewährt, und das Gefühl der Müdigkeit, der Schläfrigkeit ist wie fortgeweht. Der Wanderer, der acht Stunden gegangen ist, kommt in den Bann fröhlicher Musik: erfrischt wandert er weiter, das Ermüdungsgefühl ist verschwunden. Solche Dinge weisen auf die hohe Bedeutung psychischen Geschehens für Eintritt und Fernbleiben von Schlaf hin; mit rein mechanischer Annahme eines Abbaues oder einer Ausschwemmung von »Ermüdungsstoffen« ist hier nichts für Erklärung getan.

Es lag nahe, den Vorgang des Schlafens, der wesentlich mit dem Gehirn zusammenhängt, zu Blutkreislaufveränderungen im Gehirn in Beziehung zu bringen. Wie die Atmung, so sind auch die Herzschläge im Schlaf verlangsamt. Die Spannung der Gefäße in der Haut und in den Eingeweiden vermindert sich, eine meßbare Abnahme des Blutdrucks ist die Folge. Umfangsuntersuchungen von Hand und Unterarm zeigen eine Zunahme der Blutfülle in diesen äußeren Körperteilen während des Schlafes, die anderthalb bis zwei Stunden nach Beginn des Schlafes den Höhepunkt erreicht hat, auf diesem Stand verharrt und in der Zeit kurz vor dem Erwachen sich schnell wieder zurückbildet. Aus solchen Erscheinungen wird auf eine Verringerung der Blutzufuhr ins Gehirn während des Schlafes geschlossen; andre Untersucher sprechen aber umgekehrt gerade von einer Zunahme der Blutmenge im Gehirn während des Schlafes. Vergleich mit krankhaften Zuständen gewährt keine Möglichkeit der Entscheidung: eine Ohnmacht, die zwar nicht dem Wesen nach, aber in der äußeren Erscheinung an den Schlaf gemahnt, kann ebensogut mit einer plötzlichen Blutüberfüllung wie einer Blutleere des Gehirns zusammenhängen.

Die Festigkeit des Schlafes kann geprüft werden, indem die Dauer des Erwachens bei bestimmten Reizen (z. B. Gehöreindrücken) festgestellt wird. Der tiefste Schlaf scheint nach ungefähr zwei Stunden, unter gleichmäßiger Zunahme, erreicht zu sein. Erst schneller, dann langsam schwindet die Festigkeit des Schlafes, so daß schließlich schon leichte Reize genügen, um aus dem Schlaf in den Zustand des Erwachens überzuführen. Die Dauer des Schlafes ist für den dabei eintretenden Erholungsgrad nicht maßgebend: ein kurzer, aber tiefer Schlaf stellt die ungeminderte Spannkraft der Muskeltätigkeit und des Denkens vollkommener her als langwährendes oberflächliches Schlafen. Die individuellen Unterschiede sind dabei erstaunlich groß.

Das Schlafbedürfnis der Menschen nimmt mit den Jahren ab. Der Säugling läßt nur kurze Pausen während des Trinkens eintreten und schläft sonst Tag und Nacht. Noch im Pubertätsalter und der darauf folgenden Zeit wird viel Schlaf (neun bis zehn Stunden) benötigt. Das durchschnittliche Schlafbedürfnis des Erwachsenen von acht Stunden sinkt im hohen Alter noch etwas ab. Der Unterschied zwischen Kind und Erwachsenem ist wohl verständlich: die innere Tätigkeit des kindlichen Körpers ist infolge der Wachstums- und Entwicklungsvorgänge, die auch im Schlafe nicht ruhen, dem Erwachsenen gegenüber vielfach gesteigert, und damit auch die zum Schlaf führenden Ermüdungsvorgänge.

Der Schlaf ist für den Menschen eine absolute Lebensnotwendigkeit, so gut wie Speise und Trank. Hunde, die fünf bis acht Tage am Schlafen verhindert werden, gehen zugrunde. Gesunde Menschen würden im gleichen Falle dasselbe Los teilen, während bemerkenswerterweise geisteskranke oder hysterische Personen wochenlang ohne jeden Schlaf bestehen können.

Der Ausfall des normalen Denkablaufes während des Schlafes hat die Annahme nahegelegt, daß Vorgänge in Großhirn und Großhirnrinde dem Schlafen zugrunde liegen. Tierversuche, bei denen das Großhirn operativ entfernt wurde, haben aber erwiesen, daß solche operierte Tiere längere Zeit lebensfähig sind, dabei in ihren Handlungen zwar rein automatische Tätigkeit zeigen, aber des Wach- wie des Schlafzustandes wechselnd fähig sind. Tauben ohne Großhirn, die herumlaufen, schlafen ein, wenn man sie aufhebt und wieder auf den Boden setzt. Bei Kaninchen ohne Großhirn konnte gleichfalls Wechsel von Schlafen und Wachen nachgewiesen werden. Auch Hunde, die die Operation lange überlebten, waren ohne Großhirn imstande, zu wachen und zu schlafen. Diese Tatsache ist wichtig, wenn man auch daran denken wird, daß der Schlaf nur ein »Symptom« ist und vielleicht von sehr verschiedenen Ursachen ausgelöst werden, mit verschiedenen Teilen des Zentralnervensystems in Beziehung stehen kann.

Mit diesen wenigen Punkten ist unser Wissen

von den physiologisch greifbaren Veränderungen des körperlichen Zustandes während des Schlafes der Hauptsache nach schon erschöpft. Aus ihnen läßt sich kein System bereiten; doch sind es immerhin festgestellte Tatsachen, nicht Worte, mit denen sich nur trefflich streiten ließe. Zum Ausbau einer wahrhaft und allseitig verständlich erscheinenden Theorie des Schlafes genügen diese Einzelpunkte nicht. Es sind kleine Körnchen, die von der dunklen Mauer des Schlafproblems abgefallen und uns zugänglich geworden sind. Die dunkle Mauer umschließt nach wie vor ein zunächst unzugängliches Gebiet.

Das schreckhafte Erwachen, wie es zu Beginn des ersten Teils dieser Betrachtungen geschildert wurde, bildet nicht die Regel für den Übergang von Schlaf zu Wachen. Es hängt mit einem nicht zum Bewußtsein dringenden äußeren oder inneren Reiz zusammen, etwa mit einer plötzlichen Lageveränderung des Einschlafenden infolge Erschlaffung eines Muskels. Für gewöhnlich wird der Schlaf gegen Morgen leichter und oberflächlicher und geht allmählich durch einen leichten Bewußtseinsnebel hindurch — wie auf dem Theater zu Bühnenverwandlungszwecken sich Wolkenschleier senken und allmählich wieder heben, bis das neugestellte Bild klar zutage tritt — in den Zustand des Wachseins über. Das langsame Erwachen wird als solches empfunden, oder das Aufhören des Schlafes erfährt durch äußeren Reiz Verkürzung, und die Beendigung des Schlafzustandes erscheint schlagartig dem Bewußtsein. Beim Schlaf»trunkenen« ist das Abgleiten des Schlafes noch nicht so weit gediehen, daß rasche Umstellung in den Zustand des Wachseins mit seinen charakteristischen Merkmalen: klarem Ablauf der Bewußtseinsvorgänge, des Denkens, ungehinderte Herrschaft über Muskelbewegungen und Körperhaltung, möglich wäre.

Daß der Schlaf nicht das Wesentliche, sondern nur das Symptom eines Zustandes ist — wie etwa das Fieber keine Krankheit, sondern das Anzeichen einer solchen darstellt —, das geht aus seiner Vergleichung mit dem Tode hervor. Der Schlaf wird der Bruder des Todes genannt. In Wirklichkeit ist er nicht einmal verwandt mit ihm. Es sind vielmehr zwei einander ganz fremde Wesen, die sich nur für den oberflächlichen Betrachter etwas ähnlich sehen. Einen Abszeß einen Bruder des Typhus zu nennen, weil beide mit einem äußerlich gleichen Anzeichen einhergehen, dem Fieber, ist ganz und gar unsinnig. Ebenso besteht zwischen dem Tod, der das Aufhören aller körperlichen Lebensvorgänge ist, und jenem nicht enträtselten Vorgang im lebenden Körper, der über Ermüdung zu Schlaf und neuer Steigerung der Lebensfähigkeiten führt, keine Wesensverwandtschaft.

Nicht nur auf das Erwachen, sondern auch auf das innere Gefüge und den inneren Ablauf des Schlafes üben Sinnesreize eine wesentliche Wirkung aus. Es zeigt sich hier innige Verbindung mit ähnlichem Verlauf von Ursache und Wirkung wie im Wachzustand; nur gleitet der Ablauf der Reaktion auf einer andern Ebene. Ausschaltung aller Sinnesreize ist dem Eintritt wie der Weiterführung des Schlafes förderlich. Es konnte das besonders deutlich an einem in der medizinischen Literatur bekannten, von Strümpell mitgeteilten Krankheitsfall erwiesen werden. Die Hautempfindungen des betreffenden Kranken waren gänzlich erloschen, dazu war das eine Auge blind und das eine Ohr taub. Wenn das andre, noch sehende Auge und das noch hörende Ohr verschlossen wurden, sank der Kranke augenblicklich in Schlaf.

Bei einem solchen Kranken ist die Reizschwelle sehr verengt. Aber auch sonst ist die Reizschwelle, d. h. der Grad, den Reize erreichen müssen, um eine Wirkung auf den Schlafenden auszuüben, außerordentlich verschieden, und das nicht nur bei verschiedenen Personen, sondern auch beim gleichen Menschen auf verschiedene Reize, wie sie im einzelnen gerade auf seine seelische Einstellung ansprechen oder nicht. Die im Wachen ausgebildete seelische Projektion bleibt im Schlafe erhalten. Die Krankenpflegerin wird durch einen vorbeirasselnden schweren Wagen im Schlaf nicht gestört, aber eine Änderung der Atmung bei dem neben ihr ruhenden Schwerkranken läßt sie augenblicklich erwachen. Der Reiz setzt sich auch in koordinierte Bewegungen um, nicht anders als während des Wachzustandes: eine Fliege setzt sich auf die Wange des Schlafenden; ohne zu erwachen, führt er Arm und Hand an die betreffende Stelle und verscheucht die Störung. Oder ein greller Lichtschein fällt auf den Schläfer: alsbald vollführt er, ohne sich dem Schlaf zu entziehen, eine so komplizierte Bewegung, wie sie die Drehung auf die andre Seite darstellt. In gleicher Weise wie der Eintritt neuen Reizes wirkt das Erlöschen eines alten, durch Beständigkeit nicht mehr wirkenden Reizes: der müde Schläfer im Konzertsaal fährt nicht nur bei einem Paukenwirbel auf, sondern auch, wenn plötzlich eine Generalpause und damit Ruhe eintritt. Das einschlummernde Kind erwacht, wenn die Mutter vorzeitig ihr Wiegenlied beendet.

Gewohnheitsmäßiger Gleichkreis übt seine Wirkung auf Schlaf und Erwachen aus. Mit größter Regelmäßigkeit tritt Erwachen bei den Gewöhnten zu bestimmter Stunde ein, gleichgültig, ob Licht- oder andre äußere Reize auftreten oder abgehalten werden. Viele Menschen bringen es fertig, zu beabsichtigter Zeit außerhalb des Gewohnheitskreises zu erwachen, freilich auf Kosten der Ruhe und Tiefe des Schlafes.

Der durchschnittlichen Auffassung erscheint das Bewußtsein im Schlafe erloschen. Auch die Wahrnehmung, daß ein Traum, der unmittelbar nach dem Erwachen uns lebhaft vor Augen und in der Erinnerung steht, uns nach einer Stunde bereits unwiderruflich entschwunden ist, falls wir ihn nicht rechtzeitig, d. h. eben unmittelbar nach dem Erwachen, schriftlich oder mündlich festgehalten oder wenigstens absichtlich unserm Gedächtnis eingeprägt haben — diese allbekannte Tatsache zeigt schon den Sprung an, der Wach- und Schlafbewußtsein mehr trennt als verbindet. Daß aber überhaupt die Fixierung des Traumlebens nach dem Erwachen sicher durchführbar ist, daß es also möglich ist, Tatsachen aus dem Schlafbewußtsein in das Wachleben mit herüberzunehmen — das beweist doch den gemeinsamen Untergrund von Schlaf- und Wachbewußtsein.

Weder Ortsinn noch Zeitsinn entschwinden in der Regel während des Schlafes. Die Frage des Erwachenden: »Wo bin ich?«, der Gedanke, viele Stunden geschlafen zu haben, während nur wenige Minuten verronnen sind — das sind nur Ausnahmen von der Regel, daß der Schläfer Orts- und Zeitgefühl nicht verliert, sondern sich des Ortes seines Aufenthalts bewußt ist und eine recht häufig auf die Minute genaue Schätzungsmöglichkeit für die seit Schlafbeginn verstrichene Zeit besitzt. Eine merkwürdige Tatsache, die auf das Fortglimmen auch des Wachbewußtseins im Schlafe hinweist: Bleuler hat beobachtet, daß ein Kind Worte wiederholte, ohne zu wissen, woher es sie hatte, Worte, die in der Nacht vorher gesprochen wurden, während man feststellte, wie gut es schlief. Es bleibt hier freilich noch die Möglichkeit, daß der Schlaf nicht so tief war, als man dachte, jedenfalls aber ist es bemerkenswert, wie sich während des Schlafes gewonnene Eindrücke nicht ganz verwischen.

Die einzelnen Theorien des Schlafes erhellen das Verständnis für Bedeutung, Verlauf, ursächliche Entstehung nicht. Einzelbetrachtung erübrigt sich. Klar weist Bleuler auf den doppelten Mechanismus hin, der zum Schlafe führt: einmal die psychische Ausschaltung der Verbindungen von und nach außen, die Verminderung der Assoziationsspannung, eine Aufhebung der psychischen Funktionen vielleicht bis zum Schwinden des Bewußtseins, wobei aber betont wird, daß es nicht bekannt ist, ob auch im traumlosen Schlaf wirklich Bewußtlosigkeit eintritt, und ob es einen traumlosen Schlaf überhaupt gibt. Der zweite Weg ist die chemische Schaltung, die der Erholung dient, den Stoffwechsel, die Gefäße, Drüsen usw. beeinflußt. »Die beiden Mechanismen sind zwar meist zusammengekoppelt, aber im Prinzip unabhängig voneinander. Die Ermüdung schafft die Disposition, das Einschlafen selbst ist ein psychischer Schaltungsvorgang.« Der Eintritt des Schlafes hängt auch vom Willen ab, freilich nicht in dem unmittelbaren Sinne, wie der Wille durch Nervenübertragung auf den Willen wirkt. Bleuler betont, daß wichtige Zwischenglieder vom Willen zur Schlafschaltung durch das Unbewußte gehen.

Eine sehr wichtige Folge des Schlafes, die in ihrer ganzen Bedeutung für das Problem vielleicht noch nicht allseitig richtig gewürdigt wird, ist der Einfluß auf die geistige Tätigkeit, unmittelbar auf das geistige Schaffen. Es macht sich das sekundär bemerkbar in geistiger Frische und Leistungsfähigkeit, wie sie am Morgen nach dem Erwachen — bei Gesunden in der Regel — besteht und sich fördernd auf das Werk überträgt. Aber es besteht offensichtlich noch eine direkte Verbindung zwischen Schlaf und geistigem Schaffen. Gedanken, die vor dem Schlaf nicht zu Ende gedacht werden konnten, Schlüsse, die vorher nicht zu ziehen waren, Fortspinnung logischer Gedankengebäude, die in falsche Richtung gerieten, sie sind plötzlich nach dem Erwachen, im Augenblick des Erwachens sogar, da, als hätte ein Gott sie uns »im Schlafe beschert«. Nicht nur Dichter und Künstler berichten von diesem Phänomen, sondern auch Mathematiker erzählen, daß ihnen die Lösung eines mathematischen Problems unmöglich war, bis ihnen eines Morgens beim Erwachen die Erleuchtung kam, oder bis sie plötzlich mitten in der Nacht aufschraken und zum Schreibtisch eilten — im Besitz der Lösung.

Der nächstliegende Gedanke zur Erklärung solcher Erscheinungen ist die Annahme des Wegfalls von Hemmungen, die im Verlauf der Ermüdung aufgetreten und während des Schlafes entfernt worden waren. Nach ihrer Ausschaltung könnten dann die bereits vorhandenen, vorher von den Ermüdungshemmungen gewissermaßen umwucherten Gedankengänge klar in Erscheinung treten und Wirkung auf das zu schaffende Werk ausüben. Noch deutlicher tritt die Berechtigung solcher Annahme bei Aufregungszuständen, sorgenvollen Überlegungen, schwierigen Entschlüssen zutage, also einer mehr kritisch-entscheidenden Tätigkeit. Durch einen auch nur kurz währenden Schlaf wird ein vollkommen andres Bild gewonnen: was vorher schwarz war, wird grau, Auswege zeigen sich, wo Chaos zu herrschen schien. Die alte Volksweisheit, eine Sache erst zu »beschlafen«, ehe man sich endgültig darüber entscheidet, beruht auf scharfer Erfassung körperlich-seelischer Wechselvorgänge.

Aber es muß außerdem noch ein aktives Weiterarbeiten, ein Weiterlaufen der geistigen Tätigkeit während des Schlafes vor sich gehen, von deren Ablauf unser Wachbewußtsein nichts mehr weiß, deren tatsächliches Vorhandensein aber aus dem Resultat zu ersehen ist, das uns beim Erwachen in Händen bleibt.

Dieser Einfluß auf das Werk ist nicht etwa so aufzufassen, als ob der Traum gezeigt habe, wie die Weiterbildung des Wachgedankens möglich sei. Es gibt allerdings auch Träume, die die später verwendbare Fortsetzung geistigen Werkes aufweisen, es »erscheint im Traume«, was dem Wachen verborgen blieb, und zahlreiche Berichte von Künstlern und Dichtern erzählen von derartigen, das Werk und seine Gestaltung bestimmenden Vorkommnissen.

Im Traum erscheint eben auch — womit aber der Ursprung der Träume nicht erschöpft ist — als Bild der Stoff, der während des Wachens den Geist lebhaft beschäftigt hat. Aufregungen und Anstrengungen des Geistes kehren in andrer Gestalt oder in zweifelsfrei erkennbarer Fortsetzung im Schlafe wieder. Noch ungeordnete Vorstudien zu einem geistgeborenen Werke verdichten sich im Traum zu sonderbarster Verkettung; lastende Sorgen um Nahrungsbeschaffung nehmen drohende Gestalt an; der Tennisspieler, der tagsüber seinen Sport getrieben hat, schlägt noch im Traum den Ball zurück.

Noch andrer geistiger Ursprung ist deutlich erkennbar. Gerade Dinge, die durch akute Tagesfragen in den Hintergrund geschoben waren, drängen sich aus ihrer Verbannung ins Unterbewußtsein im Traum hervor und werden zu riesengroßen Gebilden, nicht vergleichbar in ihrer Bedeutung für den Wachenden. Unmöglich, einen Träumenden einem Bewußtlosen gleichzusetzen! Unter der Decke des Schlafes glimmen die Assoziationen fort, stellen sich neue her. Verzerrung und Verirrung gegenüber dem Assoziationsablauf des Wachenden ist meist erfaßbar; aber auch solche Ähnlichkeit in der Logik der Gedankenfolge stellt sich ein, daß Zweifel, ob das Geschaute, Vernommene Traum oder Wirklichkeit war, der Erinnerung auch des Geistgesunden zuweilen nicht mit Sicherheit zu lösen ist. Die Freudsche Theorie der Traumentstehung rechnet mit verdrängten Wünschen, die im Traum Erfüllung finden. Im Zusammenhang mit der psychoanalytischen Deutung des Traumes hat sie manch überraschendes Schlaglicht auf vorher nicht verständliche Traumvorgänge geworfen; das Bestreben, mit ihrer Hilfe alles zu erklären, zwingt indes manchmal zu komplizierten Umwegen, die nicht immer genügend begründet sind.

Enträtselung des Wesens des Traumes ist noch nicht gelungen, die Bedingungen zu seiner Entstehung bleiben vorläufig dunkel. Unter welchen Bedingungen entsteht ein Traum? Zuweilen ist es unsrer Deutung möglich, einen Traum auf bestimmte körperliche oder seelische Grundlagen zurückzuführen. Aber zu andrer Zeit, da die gleichen Vorbedingungen gegeben sind, tritt kein Traum auf. Anscheinend gleiche Vorbedingungen führen zu ganz verschiedenen Träumen. Dabei ist ein großer Einfluß der Träume auf die gesamte seelische Einstellung, auf den Grad der Lebensfreude einwandfrei nachzuweisen. Man kann durch einen Traum froh oder niedergeschlagen werden. Man kann mit schwerer seelischer Depression erwachen oder mit einem ganz besonderen, sonst nicht geahnten Glücksgefühl, mit tiefer, das ganze Wesen durchziehender Befriedigung. Ein Grund dafür ist bei Überlegung des Tatsächlichen nicht aufzufinden. Erst später, im Laufe des Tages, ersteht plötzlich die Erinnerung an einen solchen beim Wachen entschwundenen Traum wieder, und man weiß, daß Depression und Glücksgefühl daher ihren Ursprung genommen haben. Der Zusammenhang zwischen Traum und Gemütsbewegung ist verstandesmäßigen Erklärungsversuchen bisher nicht zugänglich geworden.

Dagegen ist es — ohne das Wesen des Traumes damit zu erklären — gelungen, die Einwirkung feststellbarer physiologischer Veränderungen auf die Traumentstehung nachzuweisen. Die berechtigte Volksmeinung, daß einem umfangreichen Essen schwere Träume folgen, beruht auf häufig festgestellter Abhängigkeit der Traumentstehung von dem Füllungszustand des Magens. Füllung und Entleerung der Harnblase tragen viel zum Auftreten und Verschwinden von Träumen bei. Änderungen im Blutkreislauf, insbesondere kongestiver Blutandrang zum Kopf, Erschwerungen der Atmung, Herzbeschwerden mit hörbaren Pulsen, weiterhin Ansammlung von Sperma, Vorbereitungen des Körpers zur Menstruation, alle diese auch im Schlaf fortwirkenden Veränderungen im Körper lösen das Auftreten von Träumen, oft in ganz spezifischer Gestalt, aus. Auch Gehörreize während des Schlafes tragen zweifellos in besonderem Maße zum Auftreten von Träumen bei. Da sie gleichzeitig oft Erwachen hervorrufen, liefern sie den Beweis dafür, in welch unglaublich kurzer Zeit sich (von ihnen ausgelöste) breit ausgesponnene Traumvorgänge abspielen können. Ein Gegenstand im Zimmer fällt mit Gepolter zu Boden. Der Gehörreiz weckt den Schlafenden; im Augenblick des Erwachens hört er noch das letzte Verklingen des Geräusches. Aber in der Sekunde zwischen Fall und Erwachen hat das Geräusch eine Traumbildung angeregt, deren Kernpunkt eben die Erzeugung jenes Geräusches ist, also beispielsweise die Auffahrt eines Geschützes, Richten der Kanoniere, Befehl des Kommandeurs, Hemmungen im Laden, neues Richten, Abschuß mit gewaltigem Dröhnen — im gleichen Augenblick mit dem Erwachen.

Die Ausschaltung äußerer Reize durch den angeborenen Mangel eines oder mehrerer Sinne läßt Träume seltener sein; das Erwachen des Sinnes und damit die Gewinnung einer neuen Reizquelle für Körper und Geist vermehrt sie. Die taubstumme und blinde Helen Keller

berichtet, daß mit der Erweckung und Erziehung ihres Innenlebens auch das Auftreten von Träumen, die vorher seltener gewesen waren, zunahm. Daß übrigens auch Tiere träumen, kann man deutlich aus bestimmten Bewegungen und Lauten während des Schlafes schließen. Durch starke Reizmittel, wie Alkohol und namentlich Opium, lassen sich beim Menschen Schlafträume und Wachträume in zum Teil geradezu krankhafter Weise beeinflussen. Die Träume und Visionen des Opiumrauchers sind gerade das Ziel der Anhänger dieses gefährlichen Genußgiftes.

Von der Eigenschaft des Schlafes, geistiges Werk des Wachenden weiterzubilden, war bereits die Rede. Auch der Traum gibt zuweilen dem geistigen Schaffen wertvollste Impulse, und während der fördernde Einfluß des Schlafes ganz im Unbewußten und Unterbewußten vor sich geht, besteht eine beschreitbare Brücke zwischen dem bildenden Bewußtsein im Wachen und den im Traum geschauten, vom Wachbewußtsein dann festgehaltenen Bildern. Birnbaum führt in seinen »Psychopathologischen Dokumenten« Zeugnisse dafür an, daß der Traum den Untergrund liefern kann für künstlerische Gestaltungen. Goethe sagt über seine Schaffenstätigkeit: »Was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen auftat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze oder der Teil eines schon Vorhandenen.« Paul Heyse schildert ähnliche Erlebnisse: »Mehrmals aber, zumeist im morgendlichen Halbtraum, ist es mir begegnet, Motive zu erfinden, die ich dann nach dem Erwachen fortspann und sofort zu einer runden Entwicklung brachte. So entstand die Novelle ‚Kleopatra' aus einem unheimlichen Traumringen mit einem phantastischen Getier, andrer Erlebnisse dieser Art zu geschweigen. Einmal aber begegnete es mir, daß mir eine ergreifende Novelle fast vollständig im Traum beschert wurde.« Der Ägyptologe Heinrich Brugsch-Pascha war einmal längere Zeit angestrengt tätig, ägyptische Inschriften zu entziffern. »Ich fand aber trotz allen Grübelns und Nachdenkens die Lösung nicht, legte mich übermüdet in mein Bett, das sich in meinem Arbeitszimmer befand, nachdem ich vorher die Lampe ausgedreht hatte, um in einen tiefen Schlaf zu verfallen. Im Traum setzte ich die unerledigt gebliebene Untersuchung fort, fand plötzlich die Lösung, verließ sofort meine Lagerstätte, setzte mich wie ein Nachtwandler mit geschlossenen Augen an den Tisch und schrieb das Ergebnis mit Bleistift auf ein Stück Papier. Ich erhob mich, kehrte nach meiner Schlafstätte zurück und schlief von neuem weiter. Nach meinem Erwachen am Morgen war ich jedesmal erstaunt, die Lösung des Rätsels in deutlichen Schriftzügen vor mir zu sehen. Ich erinnerte mich wohl des Traumes, aber fragte mich vergebens, wie ich imstande gewesen war, in der dicksten Finsternis deutlich lesbare ganze Zeilen niederzuschreiben.« In diesem Falle handelte es sich also um eine Verbindung von Traum und Nachtwandeln, durch die das geistige Werk gefördert wurde.

Hier sind wir hart an der Grenze angelangt, die aus noch erkennbarem Geschehen in wissenschaftliches Dunkelland führt. Auch gewissenentlasteter Rhetorik gelingt es nicht, dieses Grenzgebiet wirklich verständlich zu machen, wie uns auch das Wesen des Traumes noch unverständlich ist. Eine Lösung des Problems liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit. Träume sind zwar, nach einem bekannten Wort, Schäume: Schäume, die sich an der Oberfläche sichtbar kräuseln und zerstieben. Aber der Schaum quillt doch aus irgendeiner Tiefe, und diese logischer Erfassung zugänglich zu machen, wird ein begehrenswertes Forschungsziel sein.

# Der Künstler und die Menschen

Manchmal, wenn ich unter euch gehe,
Rührt mich schaudernd ein fröstelnder Hauch.
Fern von eurem Jubel und Wehe
Weht meine Welt im durchgoldeten Rauch.
Ist es die beßre, ist's die der andern,
Die kein hüllender Schleier hemmt?
Doch im ruhlosen Weiterwandern
Wird mir auch diese Frage schon fremd.

Eurem Auge sprießt Grünen und Blühen
Frohbewegt zu des Augenblicks Wahl.
Ich trag' es heim und weck' es mit Mühen
Wieder in schaffender Nächte Qual.

Euch erglänzen die ewigen Sterne
Als ein mildes, tröstendes Licht,
Ich ersehne die grausame Ferne
In mein erdgebanntes Gedicht.

Einmal möcht' ich die Stunde pressen
An meine Brust, bis der Panzer zerschellt,
Und im Jubel des Jetzt vergessen
Meine wolkentrügende Welt,
Blumenleuchten und Sternglanz trinken,
Frei von des Grübelns fressender Pein,
Und in Gottes Schöpfung versinken
Ohne den Wahnsinn, ein Gott zu sein.

Robert Hohlbaum

# Literarische Rundschau

Hermann Stehr: Peter Brindeisener — Otto Gysae: Abrechnung — Max Dreyer: Mein Drachenhaus und was es sich mit mir erzählt — Rudolf Huch: Aus einem engen Leben — Hans Gerhard Gräf: Goethe — Sven Hedin: Von Peking nach Moskau — Ossip Schubin: Der Rosenkavalier — H. Prehn-von Dewitz: Marie Antoinette — Verschiedenes

Dies Jahr war reich an literarischen Jubiläen, auch wenn man nur die Lebenden ins Auge faßt. Siebzig-, Sechzig- und Fünfzigjährige sind gefeiert worden, die einen still unter ihren Freunden und in ihrer Lesergemeinde, die andern mit öffentlichen Ehrungen und Veranstaltungen, bei denen es manchmal gar laut und bunt hergegangen ist. Leute mit einigem historischen Blick konnten sich an dieser Kette von Gedenktagen die drei literarischen Epochen der letzten fünfzig Jahre in Erinnerung rufen: an den Siebzigjährigen die Herrschaft des Zeit- und Gesellschaftsromans aus den achtziger Jahren, an den Sechzigjährigen das Emporkommen des Naturalismus und der sozialen Kampfdichtungen, an den Fünfzigjährigen die sich dagegen aufbäumende romantische, symbolische und mystisch-religiöse Reaktion. Der Schlesier **Hermann Stehr**, knapp zwei Jahre jünger als sein Heimatgenosse Gerhart Hauptmann, steht zwischen diesen beiden letzten Strömungen. Ausgegangen ist er, wie sein berühmter Landsmann, von bodenständigen naturalistischen Werken, bald aber kündigt sich bei ihm, stärker als dort, das übersinnliche, erdabgewandte Element an, und heute, wo er auf der Höhe seines Schaffens, erinnern nur noch Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten an jene naturalistischen Ursprünge. Schon der »Begrabene Gott« von 1905 und die »Drei Nächte« von 1909, ungleich entscheidender noch der »Heiligenhof« von 1918 münden und gipfeln in Stimmungen und Verzückungen der Seele, die alles Erdgebundene weit unter sich lassen.

An den »Heiligenhof«, die Geschichte des Sintlingerbauern, der durch die Geburt einer blinden Tochter aus der ererbten Wildheit seines Blutes zu befreitem lichtem Dasein erweckt, durch ihre Heilung in Dumpfheit und Dunkelheit gestoßen und durch ihren Tod zu schicksalsbewußter, weitumfassender Menschenliebe hinaufgeläutert wird, knüpft Stehrs jüngster Roman wieder an. Ja, dieser »**Peter Brindeisener**« (Trier, Friedrich Lintz) ist geradezu ein Gegenstück zu ihm. Dort das siegreiche Ringen der Seele um Klarheit und Befreiung, hier das Unterliegen, die rettungslose Verstrickung einer nach Erlösung und Reinheit schmachtenden Seele in düstere, unentrinnbare Qual und Leidenschaft. Das Mystische waltet in beiden Büchern, aber während es im »Heiligenhof« gleich aufsteigenden Nebeln nach oben wallend sich lichtet und löst, senkt es sich über Peter Brindeisener wie eine bleierne Wolkendecke tiefer und tiefer herab, um ihn zuletzt in den trüben Staub, in den dunklen Erdenschoß hinunterzudrücken, woher er gekommen.

Wer den »Heiligenhof« gelesen hat, erinnert sich der erbitterten Nachbarfeindschaft, die zwischen dem Sintlinger und dem Brindeisenerhof herrscht, von Uranfang her, aus dem Zwang des grundverschiedenen Blutes, der schnurstracks entgegengesetzten Triebe. Den sie hier mit ihren Raubtierklauen packt und würgt, ist ein Angehöriger der »dunklen Kaste«, der düsteren Brindeisener-Sippe, der jüngste Sohn des fluchbeladenen Hofes, ein vom alteingesessenen Erbdämon Verfolgter und trotz tapferen Widerstandes zur Strecke Gebrachter. Entsetzliche Kindheitserlebnisse an Vater und Bruder werfen früh die Brandfackel der Sinnlichkeit in sein Blut und verbrennen ihm die Unschuld des Herzens schon zu einer Zeit, wo über besser behüteten Knabenseelen sich noch ein reiner Himmel voll rosiger Traumwölkchen spannt. Dazu diese grämliche, zanksüchtige, ewig scheltende und keifende Unfrohheit in Hof und Haus, dieses mimosenhafte, herzensweiche Rechtsgefühl neben oft schrankenloser Leidenschaftlichkeit in der eignen Seele. Ohne diese stetig an ihm bohrenden und fressenden Widersprüche hätte sich Peter Brindeisener, der aufgeweckte, weit über den Durchschnitt begabte Großbauernsohn aus dem westfälischen Münsterlande, trotz den frühen Anfechtungen seiner Sinne und den wilden Ausschweifungen seiner Studentenjahre wohl zu dem Kompromiß einer anständigen bürgerlichen Existenz durchgefunden; äußerlich und innerlich zerrissen, wie er war, von einem rohen Vater hinausgeprügelt aus seiner Jugend, mitten hineingeworfen in den Kampf zwischen Schmutz und Reinheit, Bösem und Gutem, mußte er sich gerade durch diesen Kampf die Fesseln nur immer tiefer ins Fleisch schnüren. Denn gerade die, die ihn retten könnte und sollte, an der er sich zu reinigen und zu entsühnen trachtet, das blinde Lenlein vom Heiligenhof, das durch die Liebe zu ihm das Augenlicht wiederfindet und nach langer Stille zu einem jähen, brausenden Lebenstaumel aufgewirbelt wird, gerade diese kleine irdisch-überirdische Heilige, ein Opfergefäß, in das er all sein heißes, traumhaftes Verlangen nach begierdeloser, himmlischer Liebe tut, beschwört seinen Untergang herauf. Die Krüge unsers Schicksals — meint Peter Brindeisener im späten Rückblick auf seine ersten Begegnungen mit Helene Sintlinger, denn er erzählt seine Geschichte als Fünfzigjähriger, als wettergrauer, morscher, irgendwo untergekrochener Buchhalter einem jungen Freunde —,

sie werden wohl schon vor unsrer Geburt gefüllt, unsre Hände kommen schon an ihre Henkel angewachsen zur Welt, und was wir auch immer planen, wollen, suchen, alles läuft doch darauf hinaus, das Gift zu trinken, das uns gebraut worden ist. Jahrelang tobt in Peter Brindeisener der furchtbare Kampf zwischen Begierde und Entsagung, Sinnenwut und Seelenfrieden. Will er Helene nicht mit in dies höllische Grausen reißen, das durch wirtschaftliche und sittliche Katastrophen auf dem väterlichen Hofe nur noch fürchterlicher wird, so muß er sich verlorengeben, muß er auf sie verzichten. Mit schier übermenschlicher Anstrengung ringt er sich das Opfer ab, das für ihn, wie er weiß, die rettungslose Selbstvernichtung bedeutet, und muß am Ende doch erfahren, daß auch dies Opfer die himmlische Liebe nicht bewahren kann: Helene Sintlinger, allein gelassen mit der Aufgewühltheit ihrer Sinne, zurückgestoßen und verhöhnt, geht ins Wasser, und Peter Brindeisener ist nun zu allem andern vor seinem Gewissen auch noch mit einem Mord belastet, was ihn vollends in die Verkommenheit und Würdelosigkeit treibt. Vergebens, daß er auf der vom Großvater ererbten Flöte, die er zumal in der Osternacht, Helenens Todeszeit, mit rastloser Inbrunst spielt, sich die selige Süßigkeit ihrer Stimme herzuzaubern sucht; vergebens, daß er sich in der Gesellschaft von Jünglingen, um die noch der Knabenduft schwebt und denen er, freilich immer noch verhüllt und bemäntelt, bruchstückweise seine Geschichte erzählt, durch deren Traumseele wieder in die Schönheit seines frühesten Kindwesens zurückzutasten sucht — erst in der schonungslosen, unerbittlichen Beichte, die er seinem jungen Freunde Albert Jungmann von der Abenddämmerung bis in den grauen Morgen hinein ablegt, überwindet er alles, indem er sich selbst überwindet. Dann stürzt auch er sich in den Teich, der ihn nicht wieder freigibt.

Eine grausame Geschichte voller Gram und Grauen. Auch die Lichtblicke, die vom Heiligenhof her auf sie fallen, verdüstern ihre Grundstimmung nur noch tiefer. Und dennoch wird auch dieses Dunkel am Ende verschlungen von einer Flamme, die alles Schmutzige reinbrennt und alles Verwesliche verzehrt. Das ist die unerschrockene Wahrhaftigkeit, mit der Peter Brindeisener, oder sagen wir besser: der Dichter, Gericht über sich hält, indem er auch die heimlichsten und verborgensten Regungen erbarmungslos ans Licht zieht. Auch Wahrheit sühnet alle menschlichen Gebrechen, und vielleicht vermag sie auch, durch dieses nächtliche Bekenntnis als Keim in die Brust eines fernher von ähnlichem Irrsal Bedrohten gesenkt, zu warnen, zu hüten, zu bewahren. Denn über uns allen zuckt die Geißel unsrer Sinne, und erst wenn wir Menschen sündigen oder irren, außer uns geraten in Himmel oder Hölle, wissen wir, woran und wo und wer wir sind. Das ist Stehrs Ethos und Mystik zugleich, hier aufs neue offenbart in einem strengen und harten, aber deshalb nicht gnadenlosen Kunstwerk.

Es gibt Bücher, die schweben dahin wie eine silberne Wolke am Himmelszelt: sie bleibt uns ewig fern, sie verändert sich tausendfach vor unsern Blicken, wir können ihre Gestalt weder uns noch andern schildern oder festhalten, und doch erscheint sie uns vertrauter, befreundeter und gebender als manches greifbare Ding, das wir betasten und streicheln können. Gleich einer solchen Wolke, auch von der vollendeten Kunst seiner Prosa auf sanften, doch starken Schwingen tonleicht dahingetragen, ist Otto Gysaes Roman »Abrechnung« an mir vorübergezogen (Berlin, Wegweiser-Verlag). Noch fühle ich deutlich das Entzücken, dem beseelten, vergeistigten Flug dieses Buches folgen zu können — ob beim Lesen des Romans oder in der Erinnerung an ihn, macht hier kaum etwas aus —, aber auch nur anzudeuten, was sich in ihm »begibt«, wird mir schwer.

Zwei Menschen, die in jugendlicher Liebeskraft und einem Welt und Gesellschaft verachtenden, unbekümmerten Glücksverlangen miteinander verbunden waren, werden plötzlich von einer ebenso gebieterischen Macht auseinandergesprengt, weil ihre Ansprüche und Wünsche, ihre vom Menschlichen allzusehr gelöste »Lebensgier«, das nicht mehr aneinander finden, was sein stolzer, eigenwilliger, hochgespannter, ins »Unendliche« schweifender Idealismus und ihr nicht minder stolzes, leidenschaftlich forderndes Wärme- und Zärtlichkeitsbedürfnis voneinander erwarten und verlangen. Eine hauchzarte, scheinbar hilflose, schon auf dieser Welt halbverklärte Kranke, von demütig frommer Bruderliebe betreut, lebt ihnen das menschliche Wunder selbstloser und doch nicht verstiegener Liebe vor, und eine Weile scheint es, als sollten beide an diesem gelebten und gestorbenen Beispiel genesen, als erneuerte Menschen aufs neue zueinander finden. Aber die Forderung war zu hoch und zu heftig. Sie zerbrechen daran und stürzen beide, jeder für sich vereinsamt, aber im Fall doch eng verschlungen, die verlangenden Arme ins Unendliche gebreitet, von der Plattform des Turmes in den Tod. Zerschellt und zerschmettert! Oder war dies ihre Vollendung, dies ihr letztes, wahres Sichselberfinden? ...

Ein Konflikt des Herzens und des Kopfes, des glühenden Gefühls und des kalten Verstandes, die gnadenlose Tragödie der Unfähigkeit, sich als Mensch mit ganzer Seele an einen andern hinzugeben, ohne gleich auch besitzen zu wollen, ohne sein eignes Selbst in dem andern zu suchen, es in dem andern eitel zu bespiegeln. Aber groß

Otto Schmidt-Cassella: Freibad Wannsee

und schön, in erhabener Heiterkeit richtet sich dagegen Leben und Sterben der sanften Elna auf, die ihre Lebenskräfte ganz im Gefühl verzehrt, der die Gnade zuteil geworden ist, sich hingeben zu können. »Sie hat in jedem Augenblick ihres Daseins mit ganzer Seele gelebt«, sagt ihr Bruder Johannes von ihr. »Ihr Leben war erfüllt vom Gefühl, und dieses Gefühl war so stark, daß es in uns weiterzuleben vermag ... Wollen wir uns darüber beklagen, daß ihr Leben kurz gewesen ist? Nun, wenn wir ein schönes, ein vollendet schönes Gedicht lesen, beschweren wir uns dann darüber, daß es kurz ist? Kommt es etwa auf die Länge an? Und nicht vielmehr auf den Inhalt?«

Gysae erzählt diese Geschichte mit einer über den Dingen schwebender Gelassenheit, manchmal fast registrierend, wie ein Zuschauer aus der Ferne. Vieles bleibt abstrakt, gedankenhaft und stellt uns vor Rätsel und Fragezeichen. Nicht immer können wir diesem Dichter in die unendlich feinen Verästelungen seiner Psychologie folgen, manches zerbricht unter seinen Händen oder unsern Augen. Aber überall offenbart sich sein reines, vornehmes Wesen in gepflegtester Sprache, in einer höchst lebendigen, individuell gefärbten Rede. Zumal über das Verhältnis von Mann und Frau, über ihr Gefühlsleben und ihren Charakter hören wir manch tiefes, wahres Wort, und lange schwingt das schöne Menschentum dieses Buches trotz aller Tragik beglückend in uns nach.

An der Südostküste von Rügen, nahe bei Göhren, hat sich Max Dreyer sein Tuskulum — nein, sein »Drachenhaus« gebaut, seine kleine, mit Drachenköpfen — oder sind's Pferdeschädel? — bewehrte Wohnung, umhegt und fast versteckt von kraftstrotzenden Tannen, Buchen, Birken und Linden. Sommersüber liegt er wohl, wie ich ihn kenne, am Strand, segelt, badet und schwimmt, pflegt seinen Garten und baut seinen Kohl. Im Herbst und Winter aber, wenn die Stürme brausen, die Nebel weinen, der Regen rieselt und der Schnee sich um den Bau türmt, lädt er die Muse in seine Einsamkeit. Dann schreibt er seine Romane oder seine kleinen Geschichten, und weil das Haus wie ein guter Freund und Kamerad das Seine dazu gibt, hat er das jüngste dieser Geschichtenbücher ihm zu Ehren benannt: »Mein Drachenhaus und was es sich mit mir erzählt« (Leipzig, L. Staackmann). Da wird uns zuerst das Haus und sein Gelände, bei Nacht und Nebel und Mondweben der richtige Tummelplatz für Macbethsche Hexen, vorgestellt, wobei es schon allerlei hübsche Schnaken und Schnurren regnet, und dann erzählt der Hausherr, der sich nie den gesunden Sinn und den geraden Blick hat irremachen lassen, uns, was ihm das Drachenhaus erzählt hat. Eine Jungengeschichte, in der zwei kernige deutsche Buben, ein trotzig-träumerischer Rügenscher und ein heller, stürmisch vorwärtsdrängender Westfale von der Ruhr, der ein Weilchen Gastfreundschaft auf der Insel genießt, sich nach weiblicher Fopperei, Knurrerei und Prügelei endlich doch zur Einigkeit bekehren und damit auch ihrem väterlichen Freund den Glauben an unsre Zukunft stärken; eine rührende, wenn auch stark romantisch gefärbte Liebes- und Todesgeschichte von Krischan Ketelholdt, einem langknochigen, treuäugigen, strohblondstruppigen Siebzehnjährigen, den seine knabenhaft verschwärmte, an eine leichtherzige Stadtdame verschwendete Ritterlichkeit das Leben kostet; ein nordisch nebelhaftes Gegenstück zu dem inbrünstigen Glaubenswunder, das der Herr Jesus Christus an des Jairus Töchterlein vollzogen hat; ein edelmütiges Weihnachtserlebnis zwischen einem alten goldtreuen Wächter und einem Galgenstrick von Kohlen- und Uhrendieb; eine etwas allzu bunte, etwas allzu sorglos motivierte Geschichte von zwei rangenhaften Jugendgespielen, Küsters Fritz und Pastors Fride, denen Heimatsehnsucht aus ihren gemeinsamen Streichen das Band der Liebe und Ehe knüpft, und von einem Kirchenbild, einem angeblichen Werk des Lukas von Leiden, das mit der Gewissensfrage, ob echt oder unecht, beinahe Vater und Sohn auseinandergebracht hätte. Vielleicht die hübscheste Geschichte aber, jedenfalls die echteste und wahrhaftigste, ist die von Rieken Pussehl, dem Dienstmädchen aus Pommern mit der Hurra-Nase und den Polka-Masurka-Augen, das sich mit dem ersten Gedicht die erste verschrobene Liebesirrung von der Seele wälzt. Alle diese sieben Stücke sind frisch und munter erzählt und mit einem gesunden, erquicklichen Humor durchwoben, und wenn das Drachenhaus und sein Herr noch mehr dergleichen auf der Pfanne haben, so sollen sie es nicht für sich behalten, sondern uns nächstes Jahr zum besten geben.

Rudolf Huch, der Bruder Ricardas, der Romanschriftsteller (»Hans der Träumer«, »Die Familie Hellmann« u. a.) und der Verfasser des um die Jahrhundertwende vielbesprochenen Buches »Mehr Goethe«, hat seine Lebenserinnerungen geschrieben: ein schmales, pathosloses, fast nüchternes Buch, dem er selbst, als wolle er vor überspannten Erwartungen warnen, den Titel »Aus einem engen Leben« gegeben hat (Leipzig, Bernh. Steffler). Und wirklich hat er sein ganzes Leben, wenn auch nicht gerade gern, im Engen zugebracht. Nur einmal ist er weit übers blaue Weltmeer gefahren. Damals aber zählte er knapp anderthalb Jahre, denn das war, als er aus seiner Geburtsstadt Porto Allegro in Rio Grande do

S. L., wo sein Vater ein Geschäft betrieb, unter der Obhut einer tapferen Indianerin nach Deutschland, ins »ernsthaft würdige« Braunschweig gebracht wurde. Nachher gab es für ihn keine Abenteuer und »großen« Erlebnisse mehr, nicht einmal Begegnungen mit Berühmten, die doch sonst auch der bescheidenste Literat aufzutischen hat. Dafür hat sich in ihm desto schärfer die Beobachtung für Psychologisches ausgebildet, und dem, der ein bißchen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, kann es nicht schwerfallen, sich den Menschen Rudolf Huch hinter den scheinbar unbeteiligt erzählten Dingen vorzustellen: einen gänzlich unheroischen, skeptischen, kühlen und gelassenen Mann, der aber tapfer genug ist, für die Bitterkeiten, mit denen das Leben ihm reichlich aufwartete, die Quellen zum guten Teil in sich selber, in seinem zur Einsamkeit und Schroffheit neigenden Wesen zu suchen. Um zur Freude an sich selbst zu kommen, war er viel zu selbstkritisch, auch wohl zu unerbittlich in seinem gern nach den letzten Gründen und Wurzeln der Erscheinungen grabenden Verstande. Ein innerer Zwang, sich selbst zu desillusionieren, geht durch das Buch. So besonders in der Selbstsezierung, die er einmal vornimmt, und bei der er dem in ihm fließenden schottischen Blute den Starrsinn, die Unzulänglichkeit gegenüber Einwirkungen von außen, das unüberwindliche Versponnensein in sich selbst, die abstoßende Dumpfheit, den Hang zum Grübeln, überhaupt das schwermütige Temperament zuschreibt. Ricarda — das bekräftigt der Bruder ausdrücklich — hat weder davon noch von dem melancholisch-dämonischen Hang zur Mystik, auch einer Mitgabe des schottischen Nebels und Hochlandes, etwas geerbt; wohl aber von dem heißen Blut, das aller Huchs gewisses Erbteil ist und das einer Familiensage nach aus Spanien oder, wie Rudolf mit ironischem Bezug auf sich selbst sagt, aus dem Lande Don Quijotes stammen soll.

Aus den Entwicklungsjahren, die sonst in Selbstbiographien voller genialer Vorahnungen sind, weiß der Verfasser wenig Rühmliches über sich zu berichten. Seine Vorbereitung aufs Abiturium in Helmstedt hatte jedenfalls mit dem, was Sokrates und Plato ein Gymnasium nannten, wenig Ähnlichkeit. Und auch in Heidelberg, seiner ersten Universitätsstadt, lernte er trotz Kuno Fischers orphischer Weisheit nur das Zigarettendrehen, sonst nichts. Aber nicht nur hier bezweifelt man, ob man ihm für solche scharfen, übrigens meist mit gutem Humor vorgetragenen Selbstzensuren unbedingten Glauben schenken soll. Vielleicht übertreibt er auch darin, wie er nach eignem Bekenntnis alles übertrieb, was er in seinem Leben angriff — die Folge einer unglücklichen Verfassung seiner Nerven, wie er meint, die zwischen einer wahnwitzig überhitzten Tätigkeit und einer lähmenden Schlaffheit ruhelos hin und her pendeln und jede Taschenuhr, die er am Herzen trägt, vorlaufen lassen. Schopenhauer erklärt das für ein Zeichen des Genies, hier erscheint es eher als eine unglückliche Überbeweglichkeit des Geistes, die das Leben ohne Genuß verzehrt und das geistige Arbeiten erschwert, nun gar, wenn man sich so von unerklärlichen Geheimnissen umfangen fühlt wie dieser Huch und überall den unglücklichen Stern oder das Grauen vor dem Leben und seinen Schrecknissen spürt, auch da, wo Leichtlebigere einfach von einem dummen Zufall sprechen. Das hindert freilich nicht, daß dieser seltsame Selbstbiograph sich als ein höchst glücklicher Liebhaber gut erzählter bedeutsamer Anekdoten erweist, die bekanntlich Fontane für den besten Teil der Geschichte hielt. Es gab damals noch Originale, in Braunschweig, in Wolfenbüttel, in Harzburg, oder vielmehr Huchs scharfe Augen wußten sie zu erspähen und ihnen ihre Merkwürdigkeiten abzulesen. Und dabei erklärt er sich doch selbst infolge einer inneren Unsicherheit für einen schlechten Juristen, dem sein Beruf in tiefster Seele unsympathisch war, schon weil ihm der Sinn für Würde völlig abging. Vielleicht kommt es daher, daß er sich überall, am meisten in seiner fünfjährigen Rechtsanwalttätigkeit in Helmstedt, mit der das Buch schließt, von Neidern und Hetzern verfolgt glaubte und sich zuletzt eine so bittere Weltanschauung und sarkastische Laune angeeignet hat, um erklären zu können, die neuen Zustände hätten im geschäftlichen Leben einen gar nicht zu überschätzenden Vorteil gebracht, weil jetzt nur noch die ganz rückständigen unter den Anwälten und Rechtsuchenden von — Moral sprächen. Und doch steht dicht dabei das Schlußbekenntnis: »Das Beste, was man haben kann, ist ein schöner Sommertag im Gebirge.« Wie problematisch doch so ein einziges Geschöpf Gottes sein kann!

Im Mai d. J. konnte der Weimarer Goetheforscher **Hans Gerhard Gräf** unter den Glückwünschen der ganzen weiten Goethe-Gemeinde, die auf Deutschland nicht beschränkt ist, seinen sechzigsten Geburtstag feiern. Den Dank dafür ließ er im voraus abstatten, indem er den Goethe-Freunden daheim und in der Ferne ein neues Buch von sich auf den Tisch legte: **Goethe, Skizzen zu des Dichters Leben und Werken** (Leipzig, H. Haessel). Ein dickes und gelehrtes Buch, aber eins, das Anmut ins Geben, Anmut in die Darstellung zu legen weiß und auch für den Laien leicht und genußreich zu lesen ist, wenn sich das Auge nur entschließt, zunächst über die Anmerkungen, in denen das Füllhorn eines glänzenden Wissens über uns ausgeschüttet wird, hinwegzusehen. An der Spitze steht der große Aufsatz »Goethe und Schweden«, der alle äußeren und inneren Be-

ziehungen des Dichters zu diesem Lande, seiner Geschichte und Kultur, seinen Gelehrten, Dichtern, Kunstfreunden, Staatsmännern vor uns ausbreitet und all diese zunächst zerstreut erscheinenden Einzelheiten zu einem imponierenden Gesamtbilde zusammenfaßt. Wir dürfen uns beglückwünschen, daß dieser Sendbote deutscher Kultur bald nach dem Kriegsende in das uns befreundete — wahrhaft und ehrlich befreundete — Nordland reiste, um von uns, von unserm Größten zu zeugen, zugleich aber auch zu danken für all das Freundliche und Hilfreiche, was uns Schweden während der Kriegs- und Notjahre erwiesen hat. Noch dreizehn andre Aufsätze — »Skizzen« ist ein meist zu bescheidener Ausdruck — bringt der Band, alle erfüllt von einer erquickenden Lebendigkeit der Anschauung und der Darstellung, keiner befangen in der Engherzigkeit und Buchstabenkrämerei, die man Goethephilologie nennt — obgleich auch die zuweilen höchst geistreich und weitblickend sein kann. Wie hübsch und lebensvoll ist z. B. der Aufsatz über Berka, und wie leicht schwebt er trotz all seiner gelehrten Last dahin! Gräfs Liebhaberei, aber auch seine Stärke ist es, zeitgenössische und nachlebende Persönlichkeiten in ihrem menschlichen und historischen Verhältnis zu schildern: Christiane, Merck, Heinrich Voß, Max Morris, und dann der Schwarm der behenden kleinen Gedenk- und Gelegenheitsaufsätze: über das Nachtlied »Über allen Gipfeln«, eine Anregung für Zeichner und Maler; zur ersten Egmont-Aufführung am Weimarer Theater; Goethes Anteil an der ersten Weimarer Faust-Aufführung; das letzte Jahr in Goethes Leben u. a. — welche Liebe, welche Ehrfurcht, welche Andacht, welch feines Hinlauschen zu allem, was von Goethe kommt, und welche Kunst, ihn selbst über sich das Wort führen zu lassen, ohne Zwang und Künstelei, aus vollster, stets gegenwärtiger Kenntnis des Verborgensten und Intimsten! Goethe durch Goethe lebendig gemacht: dies Zauberwort muß doch wohl einem Buche voll solch feinsinniger Einfühlung und künstlerischer Gestaltung viele Leser zuführen.

Wie sieht es in Rußland aus? Geht es dem Abgrund zu oder ist ein Aufstieg bemerkbar? Nichts verschiedener als die Antworten, die man auf solche Fragen bekommt, auch von Reisenden, an deren Ehrlichkeit und Sachlichkeit nicht zu zweifeln ist. Dringt man mit Fragen und Erkundigungen tiefer, so bemerkt man freilich bald, daß jetzt noch weniger als früher das Problem Rußland von dem Problem Asien zu trennen ist. Eine Reise nach Moskau allein schafft keine Klarheit über die Schicksalsfrage des Landes. Wer urteilen oder auch nur »beobachten« will, muß zudem beides, das europäische und das asiatische Rußland, von früher her gründlich kennen, sonst versagen sich ihm die Maßstäbe. Einem Reisenden wie Sven Hedin muß man diese Kenntnis wohl zugestehen, und so gebührt seinem neuen Buche »Von Peking nach Moskau« (Leipzig, F. A. Brockhaus; mit 77 Abbildungen und einer Karte) von vornherein besonderes Vertrauen. Er hat im vorigen Jahre wieder eine Reise um die Erde gemacht und veröffentlicht aus dem Heimgebrachten nun zuerst das Buch über Rußland, weil sich auch ihm die Erkenntnis aufgedrängt hat, daß die russische Frage gerade jetzt besonderes Interesse heischt. Wer hier allerdings bündigen Aufschluß über Prinzip, Theorie und Praxis des Bolschewismus erwartet, wird enttäuscht sein. »Ich lasse mich nicht auf Probleme ein, die außerhalb meiner persönlichen Erfahrung liegen«, erklärt Hedin mit einer unter Globetrottern seltenen Ehrlichkeit und Bescheidenheit. »Ich beschreibe ausschließlich, was ich mit eignen Augen gesehen habe.« Nur ein »Tagebuch« will er geben, wie ein Reisender Tag für Tag erzählt, was er gesehen und erlebt hat: auf einer Autofahrt durch die innere Mongolei, bei einem Schneesturm in der Wüste Gobi, in der mongolischen Volksrepublik und beim Großlama in Urga, auf russischen Bauernhöfen in der äußeren Mongolei, beim Überschreiten der sibirischen Grenze, bei den Bolchewiki in Werchne Udinsk, im Moskauer Sowjet, in Klöstern und wissenschaftlichen Instituten, in der Moskauer Tretjakow-Galerie, der glänzendsten modernen Gemäldesammlung des Landes, und im Schoße russischen Familienlebens. Aber merkwürdig! Auch was dieser Meister des Reisens und Beobachtens nur so hererzählt, wir erleben es mit und schauen durch die Haut hindurch ins Innere. Was wir über die Durchdringung Asiens mit den Ideen Sowjet-Rußlands erfahren, ist jedenfalls außerordentlich aufklärend. Hedin ist gewiß alles andre eher als ein Anhänger des Bolschewismus, um so gewichtiger seine Feststellung, daß in dem von ihm bereisten Teile Asiens Ruhe und Ordnung herrschten und Handel und Wandel sich neu zu beleben anfingen. Auch in Moskau hat Hedin von dem schrecklichen Hungerelend, über das Nansen noch vor kurzem berichtete, nichts mehr bemerkt, und doch war er gerade im tiefsten Winter dort. Das Elend in Deutschland, das freilich nicht zur Schau getragen wird, sei dank dem »Frieden« von Versailles jedenfalls größer. Vielleicht kommt dieser gelinde Optimismus daher, daß Hedin hinter den russischen Menschen überall die grandiose, unerschöpfliche, immer zu neuem Gebären bereite Natur des Landes sieht, und daß ihm Menschen in der Entwicklung — denn so faßt er den russischen Bolschewik, den Mongolen und den Chinesen auf — schon an sich nicht hoffnungslos erscheinen.

Ossip Schubins neuester, zuerst in unsern Monatsheften veröffentlichter Roman »Der Rosenkavalier« ist jetzt auch als Buch erschienen (Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann). Die Verfasserin, seit dem 17. Juni d. J. eine Siebzigjährige, beschreitet damit, dünkt uns, einen neuen Pfad ihrer literarischen Entwicklung, nachdem ihre einst so überaus regsame Feder eine ganze Weile geruht oder sich nur an kleineren novellistischen Arbeiten versucht hat. Ließ sie früher das bunte Leben der Welt sozusagen in sich hereinfluten, um dann in ihren großen Gesellschaftsromanen seinen farbigen Abglanz widerzuspiegeln, so schöpft sie jetzt, reifer, ruhiger und weiser geworden, aus dem gesättigten und geläuterten Schatz ihres inneren Erlebens. Man soll keinen Dichter und erst recht keine Dichterin nach den selbstbiographischen Bestandteilen ihrer Romane fragen; das ist eine Taktlosigkeit und zugleich eine Verkennung dichterischer Gesetze. Aber man darf von einem Buche wie diesem sagen: nur wer es — nicht in realistischen Einzelheiten, aber in seinem Gefühls- und Leidenskern — erlebt hat, konnte es schreiben. In diesem tapferen und geklärten Mut Ossip Schubins, ihr Eigenstes und Innerstes in dichterischer Gestaltung zu offenbaren, begrüßen wir den Keim einer neuen Jugend, der noch manche schöne Frucht zeitigen mag.

H. Prehn-von Dewitz erzählt die Geschichte der Marie Antoinette als den »Lebensroman« einer galanten und unglücklichen Frau«. Die Bezeichnung »Lebensroman« hat hier einen bedeutsamen, wohlüberlegten Sinn. Denn dieses Buch verschmäht es, mit der strengen, kühlen Geschichtswissenschaft in Wettbewerb zu treten, die den Kopf, nie das Herz sprechen läßt; es ergreift vielmehr seine Aufgabe, eine der dramatischsten Epochen und tragischsten Erscheinungen der französischen Geschichte zu schildern, mit dem Mut freierer, selbsteigner Auffassung und warmen persönlichen Gefühls, das wohl auf der Grundlage exakter Forschungen fußt, es sich aber nicht versagen mag, dort, wo sich deren Lücken und Unzulänglichkeiten zeigen, die Intuition und Phantasie einer von frauenhaftem Mitempfinden gelenkten Seelenkunde walten zu lassen. Schuld und Unschuld, zeitgeborenes Laster und natürlicher Edelmut sind hier in gerechten Schalen abgewogen, und für die Darstellung ist eine Kunstform angestrebt, die Unterhaltung und romanhafte Spannung mit historischer Echtheit verbindet. Dem paßt sich auch der reiche und kostbare Bilderschmuck an: der Verlag von G. Westermann in Braunschweig und Hamburg hat den starken goldgepreßten Leinenband mit vierzig Kunstblättern nach zeitgenössischen Vorlagen ausgestattet. F. D.

## Verschiedenes

Hans Brandenburg, selbst ein Dichter voller Anschauungskraft und Stimmungskunst, hat den deutschen Literaturfreunden das Leben und Werk Joseph von Eichendorffs beschrieben (München, Beck). Es herrschte Mangel an guten Eichendorff-Biographien, denn Keiters Buch vom Ende der achtziger Jahre ist veraltet, und die Biographie, die des Dichters Sohn seinem Vater gewidmet hat, darf heute nur noch Quellenwert beanspruchen. Brandenburg weiß gut zu erzählen und verliert nie die Bedürfnisse seiner Leserschaft, des gebildeten und kunstfreudigen, aber nicht fachwissenschaftlich interessierten Laien, aus dem Auge. Was er im einzelnen über Eichendorffs Dichtungen sagt, ist voll feiner Beobachtungen und frei von jeder schulmäßigen Schablone. Die Ausstattung ist des Dichters und der Liebe, die er im deutschen Hause genießt, würdig.

*

Karl Gustav Andresens vielbefragtes und stets hilfreiches Buch »Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen« (Leipzig, O. R. Reisland) hat es jetzt bis zur 11. Auflage gebracht. Der Bearbeiter und Herausgeber Dr. Franz Söhns hat an der Anlage, dem Ausbau und den Entscheidungen des Buches absichtlich möglichst wenig geändert, sondern sich bemüht, den alten Charakter zu erhalten, in der Überzeugung, daß man einen alten lieben Freund, wie dieses Buch es nun schon mehreren Generationen geworden ist, den Freunden nicht durch unnötige Verkleidung fremd machen dürfe. Nur den Fremdwörtern ist er schärfer zu Leibe gegangen, was gewiß als verdienstvoll anerkannt werden wird.

*

Seit Jahrzehnten schon bemüht sich der Münchner Schachspieler Ludwig Bachmann, den geschichtlichen Sinn bei den Schachspielern zu wecken, in der Überzeugung, daß nur der die Schönheiten und die Gedankentiefe dieses geistvollen Spiels voll empfinden und genießen könne, der seine historische Entwicklung kennt und das Ringen seiner Meister um seine weitere Entfaltung richtig zu würdigen weiß. Diesem Bestreben dient mit gesammelter und gereifter Kraft auch sein bei Teubner in Leipzig erschienenes Buch »Das Schachspiel und seine historische Entwicklung«, dargestellt an der Spielführung der hervorragendsten Schachmeister. 81 ausgewählte Schachpartien, 20 Aufgaben und gute Bildnisse der Weltmeister begleiten den Text.



Wilhelm v. Kobell: Der Jäger — Aus dem Besitz der Graphischen Sammlung in Leipzig

# Von Kunst und Künstlern

Fünf Zeichnungen deutscher Romantiker (S. 109 bis 111) — Wilhelm Dürr: Schlummerlied (vor S. 9) — Emil Keyser: Spielende Kinder (vor S. 37) — Georg Schrimpf: Lesende (vor S. 85) — Franz Graf: Kinderbildnis (vor S. 97) — Georg Kolbe: Assunta (vor S. 73) — Max Rabes: Sommertag (vor S. 33) und der Ministrant (vor S. 17) — Richard Grimm-Sachsenberg: Lampionzug (vor S. 77) — Fritz Preiß: Friesische Diele (vor S. 93) — Otto Schmidt-Cassella: Freibad Wannsee (vor S. 105) — G. M. Hartmann: Havellandschaft (vor S. 1) — »Romanik« von Oskar Beyer

Besser als die großen Jahresausstellungen in den Hauptstädten zeugen für unser Kunstleben die vielen kleinen Sonder- und Sammelausstellungen, die bald hier bald dort auftauchen, auch in Städtchen, die abseits liegen, oder an Orten, deren Charakter hauptsächlich durch Industrie bestimmt ist. So eine verdienstvolle Ausstellung hat es im Frühling in Chemnitz gegeben, veranstaltet von der Kunsthandlung Gerstenberger. Sie hieß »Romantik und Biedermeier in der deutschen Malerei und Zeichnung« und förderte aus öffentlichem und privatem Besitz manches noch unbekannte Blatt zutage, das erst in diesem Zusammenhang sein rechtes Licht empfing. Eine einzelne dieser romantischen Schöpfungen, zumal eine Zeichnung, ist selten stark genug, ihr bedeutsames Leben auszustrahlen; in Gemeinschaft mit andern, gesinnungsverwandten und ausdrucksähnlichen weiß sie uns leichter und eindringlicher zu sagen, welch neuer, unbändiger Drang nach Natur, nach unmittelbarer Lebendigkeit und einfältiger Ergriffenheit in der romantischen Kunst des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts steckte, und wie nahe daran diese Kunst damals war, das Besondere der Nation auszudrücken, das »Stille und Dumpfe, das Zähe und Ungebärdige, das Schwärmerische und Verhaltene, das Grübelnde und Verworrene«, wie das von M. R. Möbius geschriebene Vorwort der Chemnitzer Ausstellung es zusammenfaßt. Um das Ziel zu erreichen, fehlte es nur an einheitlicher Tradition und dem großen malerischen Stil. So ermüdeten die vielfachen regen Begabungen, die damals blühten, vor der Zeit oder übersteigerten ihren Willen ins Maß- und Grenzenlose, wenn nicht der Tod, der in ihren Reihen mit besonders flinker Sense mähte, die Emporstrebenden schon dahinraffte, ehe sie Mann geworden. Um so gewichtiger und bedeutender



Phil. Otto Runge: Heimkehr der Söhne — Aus der Kunsthalle in Hamburg

erscheint der nachgelassene Bestand an Zeichnungen — nicht nur als Ersatz für die fehlenden Gemälde, auch als letzter Ausdruck dessen, was die Zeit an künstlerischen Gedanken und Gefühlen barg. »Nicht das Zeichnen war das Ziel, sondern die Zeichnung. ... Da erstand die ganze romantische Welt und zeugte für den großen reinen Willen jener Maler, denen ein tragisches Geschick die Erfüllung in der Malerei versagt hatte.«

Wir geben aus der Ausstellung fünf wenig bekannte Zeichnungen wieder, um ihren Reichtum anzudeuten: das Aquarell »Der Jäger« von Wilhelm von Kobell, eine Arbeit aus seiner Münchner Reise- oder Spätzeit um 1818, als der Künstler nach Vollendung der Schlachtenbilder sich den Fernblick, die atmosphärische Weite der Bergeshöhen erobert hatte; Philipp Otto Runges »Heimkehr der Söhne«, eine mit Tusche lavierte Federzeichnung des Dreiundzwanzigjährigen, dem damals schon der Lieblingsgedanke eines großen, für das Haus seines Bruders bestimmten Familiengemäldes vorschwebte; sodann Friedr. Georg Kerstings



Friedr. Georg Kersting: Innenraum
Aus dem Besitz der Graphischen Sammlung in Leipzig



Ludwig Richter: Zug durch die Landschaft — Aus dem Besitz der Graphischen Sammlung in Leipzig

»Innenraum«, eine aquarellierte, feinsinnig intime Federzeichnung, und endlich zwei Aquarelle von Ludwig Richter: den frohgemuten »Zug (von Müttern und Kindern) durch die Landschaft« vom Jahre 1844 und den ruheseligen, friedenatmenden »Abend« von 1865.

Unsre Kunstblätter dürfen sich diesmal mit ein paar kurzen Begleitworten begnügen.

Wilhelm Dürrs »Schlummerlied« ist das zu Ende der achtziger Jahre in München entstandene Hauptwerk des früh (1900) verstorbenen badischen Malers, der sich als Dreißig-




Ludwig Richter: Abend — Aus dem Besitz der Graphischen Sammlung in Leipzig

jähriger so überraschend vom naturalistischen Stilleben zum großen sein und edel empfundenen Andachtsbilde hinwendete und damit in ganz Deutschland lebhaftes Aufsehen machte. Aus Münchens älterer Malergeneration kommen auch Emil Keysers »Spielende Kinder«, die mit den besten Arbeiten der Knaus-Schule wetteifern. Eine jüngere hoffnungsvolle Begabung, die durch den Berliner »Sturm«, dann durch die Münchner Neue Sezession gegangen ist, tritt uns dagegen in Georg Schrimpfs Gemälde »Lesende« entgegen. Das ist ein gewiß durchaus posen- und pathosloses Bild, und doch könnte man es zur religiösen Malerei rechnen, so viel innige Empfindung und fromme Einfalt spricht allein aus der sanften Schönheit der Linien. Franz Grafs anmutiges Kinderbildnis zeigt uns diesen Künstler von einer andern Seite, als er uns letzthin (Augustheft) in den Industriebildern erschien: hier packt uns der Maler und der eng damit verbundene in der Seele des Kindes lesende Psychologe. In Georg Kolbes Plastik »Assunta« (Himmelfahrt) begegnet uns der Stil einer äußersten Strenge und Schlichtheit, der auf jede Zutat verzichten darf und gerade dadurch eine so innerlich gesammelte hoheitsvolle Wirkung erzielt.

Unsre mehrfarbigen Kunstblätter bringen zunächst zwei Glanzstücke von Max Rabes, den »Sommertag« und den »Ministranten«, die den Aufsatz von Braungart begleiten, und sodann, als malerische Ergänzung zu der letzthin gezeigten Baumradierung, von R. Grimm-Sachsenberg den stimmungssatten »Lampionzug« nach einer neunfarbigen Originallithographie. Die »Friesische Diele« von dem Berliner Fritz Preiß ist eine Reisefrucht von der Nordsee, gereift an dem Entzücken, das der Maler erfährt, wenn er die lebhaften Farben der nordischen Meeresatmosphäre mit der vornehmen Gedämpftheit der alten stilvollen Innenräume zusammentreffen sieht. In Otto Schmidt-Cassellas »Freibad Wannsee« ist es die enge Verbindung von Wasser, weißem Sand und flutendem Sonnenlicht mit dem vornehmen Grün der lockeren rotstämmigen Kiefern, was dem Bilde den Klang gibt. Bis zur pastellhaften Feinheit wird die Havellandschaft von G. M. Hartmann getrieben; Hauptsache ist auch hier die atmosphärische Behandlung des Wassers und der Wolken.

Auch in der Kunstbetrachtung gibt es Moden, oder wenn dies Wort zu spielerisch klingt: wechselnde Geschmacksströmungen, die ihren Antrieb in Zeitstimmungen haben. Einer der Führer und Träger der »gotischen« Bewegung war Oskar Beyer, der Verfasser eines tiefgründigen Buches über Wilhelm Steinhausen, eines andern über religiöse Naturmalerei und ihre Meister, eines dritten über norddeutsche gotische Malerei (Braunschweig, Westermann), worin er ausdrücklich die inneren, zwangsläufigen Beziehungen der Gegenwart zur gotischen Kunstkultur betont. Und nun empfangen wir von demselben Schriftsteller ein Werk über »Romanik« (Berlin, Furche-Verlag; mit 81 herrlichen, meist unbekannten Abbildungen), das gleichfalls Anspruch darauf macht, einer neuen Kunstströmung das Bett zu graben. Ist das Willkür und Wetterwendischkeit? Daran läßt sich bei einem so ernsten und verantwortungsbewußten Schriftsteller wie Beyer nicht denken. Eher mag man als Sporn für dies neue Buch den begreiflichen Ausgleichs- und Gerechtigkeitstrieb des Gelehrten annehmen, der die romanische Kunst in seiner Forschung wie in der allgemeinen Anschauung bisher allzusehr im Schatten stehen sah; denn die ein Weilchen vom Kaiser geförderte romanische Mode zu Beginn dieses Jahrhunderts, oberflächlich an den romanischen Baustil angelehnt, war doch nur eine rein äußerliche Nachahmung ohne tiefere Wertgefühle. Jetzt aber, meint der Verfasser, beginnt der innere Zusammenhang, die tiefe geistige Notwendigkeit romanischen Gestaltungswillens ins Bewußtsein zu treten. Die Gotik war zu sehr »Expressionismus«, als daß ihre seelische Exaltation ein dauernder Zustand sein könnte. »Wir aber wollen zurück zu großen, in sich ruhenden, streng gebundenen Stilkulturen.« Eine solche Stilkultur aber ist die Romanik; ihre »Entdeckung« führt uns in eine Sphäre stärkster seelischer Spannung und geschlossenster Gebundenheit, die zugleich Freiheit ist. »Der Sinn des Horizontalen (denn darin findet der Wille der Romanik im Gegensatz zum Vertikal-Willen der Gotik seinen entscheidenden Ausdruck) ist die Symbolik des Seins, der Ewigkeit, des Insichfesten, des Ruhenden.« Aus der großen weltabgekehrten, nach innen gerichteten Volksbewegung des 10. Jahrhunderts geboren, kann nach der Überzeugung Beyers dieser umfassende christliche Stil des frühen Mittelalters auch unsre Sehnsucht und Not wieder auf seine Schwingen nehmen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Österreichische Vertriebsstelle: Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11; verantwortlich für Österreich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. 

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

# Westermanns Monatshefte




Oktober 1924

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



Offsetdruck von Georg Westermann

Cornelis Dusart: Bauern im Wirtshaus

Nach dem Reichsdruck Nr. 947




# Die irdische Unsterblichkeit

## Roman von Werner Jansen

II

Ich war gefangen, gefangen im Paradiese. Die Wunder des Morgenlandes dufteten, glühten, rauschten um mich her, inmitten immerblühender Zaubergärten ragten schimmernde Paläste, dämmerten verschwiegene Lauben, sangen bunte Vögel -- Wirklichkeit war auf einmal der nie erfüllte Nordlandstraum vom ewigen Licht. Sie fragten mich, was ich könnte, und ich wurde in die Gärten gestellt, in flammende Märchen getaucht, hatte Freiheit, so weit die Mauern um das Paradies, hatte Brot, Lager, Himmel, Sonne.

Wenige Wochen zuvor hätte mir das Herz gejubelt, heut schlug es kalt in aller Pracht und Herrlichkeit. Der Emir blieb unsichtbar; von Sklaven aus dem Abendlande sah ich nichts; die heidnischen, mit denen ich arbeitete, wußten nur wenige Worte Fränkisch. Es war gut. Ich war gezwungen, ihre Sprache zu erlernen, auch meine Gedanken waren dergestalt gefangen, solange es tagte. Nachts lag ich todmüde auf dem Lager, hatte meine eigne Hütte, meinen eignen Herd, denn die Sarazenenküche widerte mich an. Ich arbeitete das Zehnfache dessen, was die Heiden trieben, ich wollte nicht denken. Sie überließen mich achselzuckend meinem Tun; auch hier ward ich keines Freund, keines Feind. Vielleicht wäre mir Flucht leicht geworden, aber ich wußte nicht mehr, wozu. Die Heimat mit ihren Gestalten wich ferner, mein Haß gegen den Bastard verebbte, ich suchte den Mann zu verstehen, und fand am Ende nichts zu verzeihen. Mein Herz, das heiß und leidenschaftlich mit Gott verbunden zu sein wähnte, sah das Ewige fortan durch eine klare Flamme; losgelöst von den Formen der Gemeinschaft, wurde ich eine Kirche für mich und gewann einen stillen, tiefen Glauben.

Nach und nach erfuhr ich einiges über den Emir von Bachara und gewann das Bild eines außerordentlichen Mannes. Der älteste Aufseher liebte es, meiner Arbeit zuzuschauen, seine greise Geschwätzigkeit unterrichtete mich über Dinge und Menschen lebendig wie ein sprechendes Bild.

»Vor fünf Jahren, Christ, hättest du nachts nicht gewußt, wohin deine Striemen betten. Der Herr — Allah erhalte ihn uns! — schwang die Peitsche, seine nächsten Diener peitschten uns, wir peitschten die Sklaven. Der Fluß dort hinter der Mauer kann erzählen, wieviel verdorbenes Menschenfleisch in seinen Schoß versenkt worden ist. Da« — er stieß den Daumen über die Schulter nach dem Harem, dessen verhangene Fenster niemals geöffnet wurden —, »da wimmelte ein Ameisenhaufe von Völkerchen; und jetzt kannst du Ohren haben, die das Gras wachsen hören, du lauschst vergebens auf den zierlichen Tritt einer schlanken Gazelle.«

Hierbei dämpfte er die Stimme und sprach wie aus Grüften, das runde Gesicht verzog sich zu einem schwermütigen Trauerlied und malte ergreifend das entvölkerte Lusthaus.

»Du hast die Ehre gehabt, meinen Herrn mit deinen ungläubigen Augen zu betrachten. Sage, Christ, gibt es in der ganzen Welt einen schöneren Mann?« Und fuhr fort, ohne den kleinsten Augenblick auf eine Antwort, die ihm selbstver-

ständlich schien, zu warten: »Die weißen Sklavinnen, die ihm zugebracht wurden, schmolzen vor seinem Antlitz wie Tau in der Sonne, bis auf eine. Christ, ich habe sie gesehen, denn sie verschmähte den Schleier; sie war keine Lilie an Schönheit, aber an Blässe; nur wenn sie ihre Augen auftat, dann versank alles, Erde, Meer und Himmel, in diesen leuchtenden Tiefen. Du schautest in sie hinein wie durch zwei Fenster, und innen strahlte und schimmerte es wie in Allahs höchstem Freudensaal. Und wiederum, blickte sie auf dich, so blieb nicht eine winzige Schlechtigkeit in deinem Herzen, die süßen blauen Flammen brannten alles klar.«

Das feiste Schelmengesicht bekam einen schier edlen Zug, derweil von dieser Frau aus Nordland die Rede war, die den Herrn mitsamt den Dienern bezaubert hatte. Mir zog es eigen durch das Herz, darin Aleit ihre stille, heilige Kammer hatte, und aus der Begeisterung dieses greisen Kindes leuchteten ihre Augen auf mich nieder.

»Christ, ich sage dir, das gab ein Aufräumen und Reinemachen! Um dieser blassen Stirn willen mußte der ganze Harem wandern, und schließlich saß unser Herr da und hatte ein einsames Lager. Denn die blonde Frau gab einem Kinde das Leben und schied bald hernach aus dieser Welt. Wir warteten alle gespannt auf das Ende der Totenstille, aber es gab kein Ende. Der Herr läßt das Haus verfallen bis auf Sobeibens Flügel, die Peitschen vermoderten, die weißen Sklaven wurden freigelassen bis auf eine Amme, die ist jetzt auch weg; das Kind wird von einer Negerin betreut, einem wahren Drachenweibe! Ich wundere mich, daß du hier bist; der Herr sieht eure Haut nicht mehr gern, nur bei einer macht er eine Ausnahme.«

»Das Kind?« fragte ich erstaunt. »Ist es denn —?«

»So weiß wie du an deinem Halse, Christ, denn der blonde Meerstern trug es schon, als er in unsre arme Hütte schien. Der Herr hat dessen kein Hehl, aber er hängt dennoch an dem kleinen Ding mehr als an allen seinen Schätzen und liebt es wie sein eigen Blut. Stundenlang spielt er Kind mit dem Kinde im Frauengarten, ein Andrer, Verwandelter, ein Bezauberter. Christ,« rief Abdullah plötzlich, »er ist verhext, glaub' es mir. Ein Mann von eben dreißig, und hängt sein saftig Leben an eine Erinnerung!«

Darauf konnte ich wahrlich zuletzt etwas erwidern. Mein Leben war nichts als Erinnerung.

»Sage, hast du Weib und Kind in deiner Heimat?«

Selben Augenblicks wurde er abgerufen und wartete meine Antwort nicht ab. Er hätte auch keine erhalten. In einer Art Lähmung blieb ich in dem spitzen Schatten der Zeder sitzen und starrte auf die gelbe Lehmmauer, dahinter das Kind der toten blonden Frau seine Märchenjugend genoß. Ein Sehnsuchtsweh ergriff mich nach einem Menschen meiner Rasse, meines nordischen Geblüts.

In dieser Nacht schlief ich nicht. Ich saß droben auf den unkrautbewachsenen Steinen und suchte hinter den schwarzen Büschen, ob nicht ein Kindergesichtchen schelmisch hervorluge, ein lebendiges Stückchen Abendland, ein Tropfen Bluts aus nordischer Heimatwelle.

Nichts regte sich. Der Mond glitt silbern über verwehte Spuren der Liebenden. Das Kind schlief seinen guten Schlaf auf seidenem Pfühl.

Ich hatte eine neue Beschäftigung: das Kind zu belauschen. Stundenlang hockte ich in dem breiten, dichten Geäst eines Walnußbaumes, der über die Gartenmauer sah, und spähte in die Wildwuchsheimat Sobeibens. Ein klares blondes Flämmchen sprühvoll Lebens und zugleich ein stilles, blaues Märchen über Blumen und bunten Gräsern. Oh, wie weh tut Armut! Hätt' ich alle Schätze Salomos, ich gäb' sie hin, um das Kind einen Herzschlag lang an meiner Brust zu fühlen. Jedoch auch so waren die verschwiegenen Stunden des Lauschens Glück genug; meine Einsamkeit war gebrochen, meine Gebete ein trunkener Rausch, ein seliges Ringen mit Gott um Segen für dies geliebte, zärtliche Köpfchen. Das Kind hielt mich stärker als alle Fesseln. Mit Schrecken sah ich die Regenzeit herannahen — Regenzeit, Tage und Wochen der Einsamkeit! Das Kind würde mir geraubt werden, all meine armselige Lust. Ich fühlte, wie es mein eigen ward, wie ich es liebte mit jener blinden, mütterlichen Glut, die Männerherzen sonst nicht beschieden ist. Der Emir allerdings — jedoch er war in Geschäften des Sultans nach Ägypten, im Frauengarten sah ich ihn nie. Auch er ward mit der Regenzeit erwartet, und die Eifersucht quälte und verzehrte mich lange zuvor. Er, der Ungläubige, durfte auf gestickten Kissen mit meiner Freude tollen, er fing mit ihr die bunten Federbälle, jagte durch die hohen Räume des Harems den schlanken, leichten Reifen nach und ließ von den grünen, schillernden Papageien Märchen erzählen, die er übertrug. Vielleicht sprachen sie Deutsch miteinander, die blonde Frau sollte aus Deutschland gekommen sein; aber im Garten, mit der schwarzen Sklavin, floß nur die Heidensprache süß und fertig von den Kinderlippen.

Eines Tags stürzte Abdullah schnaufend über den Rasen und meldete die bevorstehende Ankunft des Herrn. Fieberhaft wurde gerüstet, Tausende von Blumen wurden in Kübel getopft und in den Palast getragen, alle Hände waren vollbeschäftigt, der Garten scholl von Arbeitslärm, ich konnte nicht daran denken, unbeobachtet in mein Versteck zu klettern. Der Herr kam und nahm mir meine Lust, denn wie sollte ich es

ertragen, daß ein Fremder mein süßes Kind in den Armen hielt, indes ich verdurstete.

Düster starrte ich auf die Karren mit Beute oder Geschenken, hochbepackt, gesättigten Reichtums kamen sie angefahren. In Käfigen saßen wilde, fremdartige Tiere, ihr Geheul zerschnitt mir die Nachtruhe, aber ich wollte ohnehin wachen, um mit dem frühesten auf meinen Baum zu steigen, die Kleine zu erwarten. Morgens, wußte ich, war ihre Stunde; dann neigte sie mit lieblicher Gebärde die schönsten Blumenkelche gegeneinander und vermischte ihren blitzenden Tau — eine Blütenhochzeit voller Jugend, Anmut, Sonne; nie werde ich diese Bilder vergessen.

In der Nacht war der Emir eingetroffen, gewiß würde er noch um die frühe Stunde von den Anstrengungen der sehr weiten Fahrt schlummern und ließ mir ein ungestörtes Glück. Aber auch sein erster Gedanke war Sobeide, das sah ich, als ich meinen Baum erklommen hatte und über die Mauer blickte. Sklaven liefen eifrig in dem morgendlichen Garten umher und zimmerten einen grünen Baldachin; goldgestickte Ruhepolster lagen schon bereit, der Marmorbrunnen sprudelte wieder.

Vom Hof des Hauptpalastes erscholl das Geschrei der Bestien mit einemmal lauter, plötzlich überschrien von einem wilden menschlichen Entsetzen. Die Arbeiter unter dem Baldachin stutzten und rannten hinaus. Ein dumpfes Brüllen erschütterte die Luft, langsam trat durch das offene Tor ein Löwe in den Frauengarten, und mit ihm waren die Mauern jäh belebt von erregten Köpfen. Die schweren Flügel krachten zu, die Balken dahinter fielen in die eisernen Klammern, hier und da schon löste sich der Schrecken in ein heiseres Lachen über das gefangene Tier. Aber jetzt ward eine Stille, als hielte Gott den Atem an. Die Tür des Frauenhauses öffnete sich, das Kind sprang nichtsahnend über die Schwelle, sah den Baldachin und klatschte jubelnd in die Hände. Ich fühlte mein Herz nicht mehr, meine Augen verdunkelten sich. Mit einem Sprung stand ich auf der Mauer, flog in den Garten, stand jählings versteint in rasender Angst. Das Kind hatte den Löwen endlich gesehen und sank bleich und zitternd in die Knie. Zögernd streckte sich das Tier, fegte mit dem Schweif nachlässig den Boden. Meiner ward es noch nicht gewahr; ich wußte nicht, was beginnen, entschlossen jedoch, bei der geringsten Bewegung mit den nackten Fäusten wider die Gefahr zu springen. Da tönte ein leises Zischen neben mir, eine Lanze bohrte sich in den Boden, handgerecht, mit schwingendem Schaft. Mir war wie in der Schlacht, Blut rann mir vor den Augen, mit einem Sprung stand ich neben dem Löwen und jagte den Speer in die gelbe Flanke, mit solcher Wucht, daß die Spitze an der andern Seite herausfuhr und in die Erde drang. Der Schaft brach in meinen Händen, ich fühlte einen furchtbaren Hieb mitten ins Gesicht, sah ein Blitzen lang den zottigen Nacken und schlug die Arme um den Hals der Bestie, so mächtig meine Kräfte waren. Plötzlich schien der Himmel offen zu stehen, Drommeten schmetterten jubelnd aus lauter Licht. Vorsichtige Hände suchten meine Arme zu lösen, etwas Fließendes, Kühles legte sich auf meine Stirn. Ich stammelte, noch halb von Sinnen: »Das Kind! Wo ist das Kind?«

Ich stand in Dunkel und Blut; plötzlich raste es in mir auf, ich sei blindgeschlagen, riß das Tuch von der Stirn, sah das Licht und ein blondes Köpfchen, und lachte und schluchzte selig ermattet.

»Ruhe, Christ!« sagte der Emir neben mir leise, faßte mich um den Leib und trug mich mehr als er mich führte auf ein Ruhebett. Da lag ich auf den golddurchwirkten Polstern des Kindes, und meine Seele sang ihren seligen Dank, indes der Schmerz ungezählter Wunden stetig wachsend mich an die Erde erinnerte. Kopf und Gesicht brannten wie in glühenden Kohlen, jeder Pulsschlag trieb Dolche in meine Stirn, ich konnte ein Stöhnen nicht unterdrücken. Der Arzt des Emirs war um mich bemüht, wusch meine Wunden, wickelte mich in Verbände, auch die Augen. Ich biß die Zähne aufeinander, wollte keine Schmerzen zeigen, denn das Kind hatte sein schmales, kühles Händchen in meine heiße Faust gelegt, und ich hielt es in der hohlen Hand wie ein Rosenblatt.

»Ein Mann von Eisen!« hörte ich den Arzt sagen. Mir kam ein Lachen in die Kehle: dies Eisen hatte sehr, sehr weiche Stellen. Er träufelte mir ein bitteres Wasser in den Mund, ich schluckte notgedrungen und hörte ihn noch einmal wie aus Fernen: »Schlaf ist das Beste. Es ist ein Wunder —«

Mehrere Tage sah ich nur den Arzt an meinem Lager, das im Palast aufgeschlagen und wie das eines hochgeehrten Gastes war. Da ich sprechen wollte, winkte mir der Greis Schweigen und zeigte mir in einem silbernen Spiegel meinen Kopf: aus einem Knäuel weißer Binden lugte nur ein Auge, sonst nichts. Der linke Arm, beide Beine waren eingepackt; Schmerzen verspürte ich nicht, sprechen konnte ich nicht, die Kiefer waren vom Verband fest aufeinandergepreßt. Der alte Mann erriet meinen fragenden Blick.

»Du wirst völlig wiederhergestellt, Christ; auch das andre Auge hoffe ich zu retten. Dein Glück wird so groß wie deine Tapferkeit sein, oder fast so groß, denn ich habe in meinem langen Leben keinen kühneren Mann gesehen als dich. Deine Sklaverei ist zu Ende, du wirst beschenkt wie ein König in deine Heimat ziehen, ohne Sorge dein Leben lang, und du verdienst es wahrlich.«

Ich zuckte unter den Binden schmerzhaft zusammen: dies dünkte mich ein schlechter Lohn, wenn ich überhaupt Lohn verdiente, das Kind zu lassen, um in eine geraubte Heimat zu fahren. Ich streckte die Hand aus und deutete dem Greise die Scheitelhöhe meines Lieblings an; er verstand mich sogleich.

»Hab' Geduld, Christ, eine Woche noch. Sie würde zu sehr erschrecken, sähe sie den Retter so elend. Sie freut sich sehr auf dich und plappert den ganzen Tag von ihrem Riesen.«

Eine Woche noch, sieben lange Tage, sieben lange Nächte! Aber sie plauderte von mir, sie hatte mich nicht vergessen! Wie weit mochte der Emir in seiner Dankbarkeit gehen? Ich malte mir ein herrliches Leben aus: täglich durfte ich ihr Blumen bringen, sie sehen, mit ihr sprechen — ach, nur ein Ave lang!

Wie elend schleppten sich die Stunden, die Zeit stand still. Vielleicht vergaß sie meiner in sieben langen Tagen über ihren bunten Spielen, über den tausend Dingen, die ihr der Emir aus Ägypten sicherlich mitgebracht hatte. Ich mußte den Arzt fragen, abends, wenn er mir den Brei aus Eiern und süßem Wein einflößte; aber der Arzt beschwor mich, den Mund nicht zu bewegen, um die Narben nicht aufzureißen. So ergab ich mich denn, innerlich seufzend, und harrte auf den nächsten Morgen, wähnend, er müsse mir den Verband erneuern. Jedoch im Wein war ein Schlafmittel, meine Binden wurden gewechselt, ohne daß ich es merkte.

Dann endlich kam der siebente Tag.

»Die Kleine?« deutete ich mit der flachen Rechten an, und der Weise lächelte verstehend.

»Wir werden sehen, Christ. Der Emir bringt sie, wenn unsre Rechnung richtig ist und deine Wunden es gestatten.«

Er dämpfte das Licht mit Vorhängen und löste mit geschickten Händen den Verband. Neugierig hob ich das Lid des andern Auges, es schmerzte ein wenig, die Farben rannen vor meinem Blick ineinander; erst allmählich gewöhnte es sich zu seinem Dienst. Ich versuchte einige Worte, aber sie klangen heiser vor Schmerzen. Hilflos sah ich auf den Arzt und deutete ihm, den Spiegel zu reichen.

Er gab die Silberplatte zögernd herüber; wie ein Träumender stierte ich in ein Gesicht, das nicht mehr menschlich, das kaum noch ein Gesicht zu nennen war. Das Nasenbein war völlig zertrümmert, die fleischigen Teile zerfetzt und nur ein blauroter Stumpf mit blutverklebten Löchern, vom Scheitel bis zum Kinn nur furchtbare Wunden mit schlecht verharschten Rändern. Ein Wunder, daß Mund und Augen auf diesem Schlachtfelde lebten, wenn auch die Lippen nur mit Mühe die Worte bilden konnten. Daß einige Zähne fehlten, merkte ich erst später, der Mangel des Bartes fiel mir überhaupt nicht auf.

»Gott sieht das Herz an,« sagte der Heide sanft. »Kurz ist der Erdentag, du wechselst ihn wie ein Gewand oder bestaubte Reiseschuhe. Möge dein nächstes Leben reicher geschmückt sein!«

Ich verstand ihn nicht, wollte ihn nicht verstehen. Meine Augen füllten sich vor Leid: nie wird die Kleine mich ansehen, nie mich lieben können, so grausam häßlich, so widerlich wie ich war. Und als ihr Füßchen über den Gang trippelte, riß ich das Laken bis zur Augenhöhe über mein zerrissenes Gesicht, und das Herz bebte mir wie einem Buben in erster Liebe. Ich hörte den festen Schritt des Emirs neben ihr, und schon standen die beiden an der Schwelle; tief beugte sich der Arzt zu Boden. Der Emir hatte einen überaus kostbaren Säbel in der Hand, die goldene Scheide war mit den herrlichsten Farben ausgelassen, der Griff funkelte von Steinen. Er legte ihn auf mein Bett und sagte: »Friede sei mit dir! Nimm dies Zeichen der Freiheit und sei fortan mein Freund, mein Bruder.«

Er hob das Kind, das ich nicht aus den Augen ließ, vor mein Gesicht, und die kühlen, süßen Kinderlippen berührten meine Stirn.

»Hab' Dank, du tapferer Christ!« läutete das feine Stimmchen in einem wunderlichen Deutsch. Ich lächelte vor Glück, aber sie sah es gottlob nicht, denn mein verstümmeltes Lachen mußte einen schrecklichen Anblick gewähren. Der Emir deckte einmal flüchtig das Tuch auf, eine Wolke flog über seine Stirn, er wandte sich schweigend ab.

Das Kind saß auf meinem Lager, sein Händchen lag in meiner Rechten. Es plapperte und fragte und wollte wenig Antwort. Ob der böse Löwe mich sehr geschlagen, ob ich Schmerzen hätte. Ob ich Federball spielen könnte und wann ich aufstehen dürfte. Ich sagte nichts, ich wollte das Kind nicht mit der knarrenden Stimme erschrecken und lachte es nur mit den Augen an.

»Du darfst mit mir spielen, sagt Jussuf.«

Ließ sich der Emir nicht Vater nennen? Erkannte er sie nicht als Tochter an? Ich schielte zu ihm hin, doch er stand im Schatten, und seine Züge schienen sich nicht zu bewegen.

»Genug für heut!« flüsterte der Arzt mir zu. »Sobeide kommt nun jeden Morgen.«

Er zog sie von meinem Lager, und ihr Widerstreben überflutete mich mit Entzücken. Am Vorhang blieb sie noch einmal stehen, hob eine Schaumünze hoch und rief: »Hier ist auch ein Löwe, aber der beißt nicht.«

Mit einem rauhen Schrei fuhr ich aus den Kissen und starrte auf die Kleine; der Arzt, der Emir liefen auf mich zu und legten mich sacht nieder, wähnend, die Erinnerung hätte meinen Schmerz überlaut gemacht. Ich aber winkte Sobeiden zu, die neben der Negerin stand und die Augen voll Tränen hatte. »Die Münze!« ächzte ich. »Um Gott, zeigt her!«

Sie trugen Sobeide wieder auf mein Bett; an goldener Kette hing ein Braunschweiger Löwentaler um ihren Hals.

»Ihr Kind!« stammelte ich überwältigt von Gottes rätselhaften Wegen und fiel erschöpft in die Kissen zurück.

Der Emir blieb allein im Gemach, seine Hände zitterten leicht, als er mir über die Stirn strich.

»Du also bist es doch,« murmelte er vor sich hin und senkte den Kopf, als betete er.

Meine Schwäche wurde größer, ich mußte die Augen schließen und fühlte mich sanft entgleiten, als triebe meine Seele auf lauem Winde aus der engen Haft. Die Meilensteine meines irdischen Weges waren erwählt und gezeichnet; ja, wahrlich, kein Haar fiel von meinem Haupte ohne Seinen Willen.

Der Emir hatte mein Erwachen abgewartet; meine Rechte in seinen schlanken, kühlen Händen haltend, begann er halb Deutsch und halb in seiner Heidensprache:

»Es ist besser, ich erzähle dir meine Geschichte sonder Zögern, denn Krankheit kennt keine Geduld. Ja, es ist Gertraudens Kind, aber nicht ich, sondern der Ritter von der Wilze zeugte es. Doch höre von Anfang an und lerne, wie diese Erde nur ein erbärmliches Staubkörnchen auf Gottes ewigen Wegen ist.

»Ich ritt — es sind wohl sechs Jahre her — über den Sklavenmarkt von Damaskus, mit einem dürren, früh verschwendeten Herzen ritt ich und prüfte Menschen wie Waren. Da stand sie unter einer Schar nackter Negerweiber, in einem linnenen Hemde, darüber die Münze, die du bei Sobeide erkanntest. Sie lehnte an einer Zeltstange, die Augen geschlossen, aber in der Haltung einer Sultanin. Ich kannte den Korsaren, dem Zelt und Ware zu eigen, er hatte mir oft genug weiße und dunkle Mädchen zugebracht. Er bemerkte meinen flüchtigen Blick, sprang dienstbeflissen hinzu und griff mit der rohen Faust an ihr Gewand, um mir ihre Glieder hüllenlos anzupreisen. Sie schrak zurück, schaute auf und überflutete mich mit einem Blick, den ich nimmer vergesse. Freund, ich kann es heute noch nicht erklären, ob es Liebe oder was immer war, genug, wir brannten ineinander, und der weite Markt um uns ward fremder als das Ende der Erde. Zum erstenmal empfand ich deutlich: es lebt niemand für sich allein. Wir alle sind schicksalhaft miteinander verbunden, mehr oder weniger schmerzhaft und lustvoll, mehr oder weniger auf Tod und Leben, auf Zeit und Ewigkeit.

»Der Händler wirbelte unter meiner Faust in die Zelttücher; ein Beutel Goldes, der für all seine Ware ausgereicht hätte, machte ihn wieder zahm. Eine Stunde später führte eine Sänfte sie inmitten meiner Krieger nach Bachara. Und dies war alles, was der Korsar von ihr wußte: Er hatte sie an einem Holze treibend nahe der Küste gefunden; ein riesenhafter Mönch hielt sie umklammert, faßte das rettende Tau. Aber indes die Räuber ihren Fund packen wollten, schlug der Retter mit dem Kopf an das Schiffsbord und versank; die weiße Frau war geborgen. Du warst es, Ronald, und nun hast du abermals in die Fäden meines Lebens eingegriffen, mir zum Heile schickte dich Gott aus deinem Abendland.«

Ich wußte nichts zu antworten. Ihm, dem Ungläubigen, zum Heile sollte Gott mich von meiner süßen Liebe gerissen haben? Wie würde der Emir sprechen, wenn er *meine* Geschichte erführe? Aber nimmer würde das sein.

»Ich vertat den Rest des Tages in Damaskus und machte mich in der Nacht mit wenigen Begleitern nach Bachara auf, in langsamem Trabe reitend, denn ich wollte die Sänfte nicht einholen, wußte jedoch keinen Grund für solche Zagheit. Daß jene weiße Frau mehr als je ein Mensch mich beeinflußte, wollte ich mir nicht eingestehen, und doch lag es klar in meinen Taten: nie hatte ich kläglichere Beute aus Damaskus heimgebracht. Ich wütete gegen mich selbst und suchte mit rohen und gemeinen Vorstellungen die Stimmen der Wahrheit zu übertäuben. Zu meiner Lust hatte ich die Fremde gekauft, eine von vielen war sie und sollte sie bleiben. Gleichviel, alle Gedanken gingen nach ihr, die Hufe pochten ihr Bild aus der Steppe, die Sterne verblaßten vor ihren Märchenaugen. Ich verfiel ihr, je näher wir Bachara kamen, und mit einem Gefühl halb Trotz, halb Furcht ließ ich sie zu mir rufen, kaum daß ich mir Bad und Nachtmahl gönnte.

»Schon ihr Anblick entwaffnete mich. Entgegen meinen gemessenen Befehlen trug sie ihr verschlissenes Linnen, trug es wie steinbesäte Seide. Sie berührte nicht den Boden mit ihrer Stirn, kaum merklich neigte sie ihr Haupt und sah mich mit den ernsten, tiefen Augen an, daß mir Zorn und Angst die Kehle zuschnürten. Endlich ermannte ich mich, ergriff sie beim Arm und zog sie neben mich, weiß nicht mehr, mit welchem rohen Wort, denn ich wollte sie und ihren Stolz verwunden. Sie verstand mich nicht, nur zu natürlich; außer ihrem Deutsch wußte sie nur wenige Worte der Lingua Franca, und darin tat sie mir kund, immer noch meinen Blick mit ihren Augen festhaltend: ‚Es ist uns nicht beschieden, Emir.'

»Ich wußte sehr wohl, was sie meinte, und so ungezwungen stellte sie sich neben mich, daß jede herrische Lust mich verließ und keine Waffe gegen ihre Art mir in Händen blieb, außer der Überlegenheit der männlichen Kraft. Nun mußt du wissen, Ronald, daß unglückliche Verkettungen die lasterhaften, grausamen, tierischen Seiten

meines Wesens besonders gefördert hatten; aber unter den Augen dieser seltsamen Frau sprang Saft in die verdorrten Äste, trieben junge Wurzeln in heilige Gründe, blühte in mir das Ebenbild Gottes. Solches begann auf dem Markt zu Damaskus und hörte nimmer auf. Noch schlugen die Wogen der Leidenschaft hoch, als ich sie an mich riß, doch ihre wenigen Worte beschworen den Sturm, und wenn ich Beschämung verspürte, so gewiß nicht wegen meiner Niederlage. ‚Wir haben uns etwas zu sagen,' fuhr sie fort, angestrengt nach den Worten suchend und nichts von Triumph verratend, ‚doch es wird Zeit brauchen, da es keinen Dolmetsch verträgt. Ich bitte dich, laß mich nicht fürder bei deinen Dirnen hausen, sondern gönne mir ein Gemach in deinem Palaste, wo mein Schlaf nicht von der menschlichen Schande entehrt wird.'

»Sehr verlegen und mit geröteten Wangen sann ich auf Antwort; fast kam mir ein Bedauern, diesen unbequemen Willen zu Gast zu haben. Ich bedeutete ihr, daß viele Augen auf mich gerichtet seien und ich sonderlich in Frauendingen nicht tun könne, was ich wolle. ‚Warum nicht?' fragte sie kühl dawider. ‚Doch sei dem wie immer: hier in deinem eignen Gemach bist du doch Herr, Emir von Bachara, und darfst mir wohl ein ehrenhaftes Lager neben dir gönnen.'

»Eine flüchtige Glut streifte ihre Stirn und verschönte sie, daß mein Herz in hellen, reinen Flammen stand. Ich erschauerte in dem ungekannten Feuer, darin alles Unedle hinwegschmolz; eine Silbersaite klang in meiner Brust und schwang einen klaren Ton in die Sterne, die durch unser Fenster schienen. Meine unruhigen Hände dürsteten nach Beschäftigung, ich häufte ihr ein Lager aus herrlichsten Seiden; voll Zutrauen legte sie sich nieder und entschlummerte übermüdet, ihre regelmäßigen Atemzüge durchzogen das Zimmer wie sanfter Taubenflug.«

Emir Jussuf seufzte verhalten, dann füllte ein Lächeln seine strengen Mienen mit Milde. Ich fürchtete, er wolle seine Erzählung unterbrechen, und zupfte ihn ängstlich am Kleide. Er drückte mir beruhigend die gesunde Hand.

»Freund, meine Geschichte ist nicht lang, du sollst sie noch in dieser Stunde zu Ende hören, soweit sie ein Ende hat.

»Laß dir sagen, Freund, ich besinne mich, oft den Schlummer eines Weibes gestört zu haben, aber damals habe ich ihn bewacht, wie eure Ritter ihres Herzogs Banner. Es war eine Nacht mit wechselnden Launen: jetzt kam ich mir großartig, im nächsten Augenblick abgeschmackt, im dritten schmachvoll übertölpelt vor. Ich spottete meiner selbst, indes ich der erzwungenen fleischlichen Fasten gedachte, jedoch das Spiel war neu für meine stumpfen Sinne und fesselte mich. Immerhin schien mir klar, daß ich in der nächsten Nacht an mein Ziel kommen müßte, sollte ich überhaupt als Mann bestehen. Denn siehe, Freund Ronald, im Sieg über das Weib erblickte ich zu jener Zeit meine Triumphe.

»Die Nachtwache und der helle Morgen kühlten meine Gelüste und dämpften meinen Mut. Ich ließ ihr, die mich freundlich begrüßte, ein Bad bereiten, und sie entstieg ihm, nun doch in einer lichten Seide, wie ich sie gebeten hatte, und nahm mit mir den Morgenimbiß. Mir war, als sei die Lieblingsfrau Saladins, mehr, des abendländischen Kaisers kühle Gemahlin bei mir zu Gaste; meine Verlegenheit wuchs unter den wenigen belanglosen Reden, die wir wechselten, und ich fühlte im Herzen am Stocken des Blutes: hier blieb mir nur Freveltat oder Flucht, da uns zu dem, was uns im eigentlichen beseelte, die gemeinsame Sprache fehlte. Mein alter Arzt kam als Retter, er war sprachenkundig wie Salomo. Ich stotterte von einer dringlichen Reise, befahl sie in die Obhut des Greises und wies ihr meinen Palast zur Wohnung an. Fort, nur fort und Atem holen!

»Drei Monde tummelte ich mich auf der Steppe, aber nicht ein Sandkorn rann durch die Stunde, ohne daß ich ihrer gedachte. Meine Freunde und Gesellen erkannten mich nicht wieder, aus einem zügellosen Erben war ein wortkarger, ernsthafter Mann geworden, dessen Leben eben erst im Anfang stand ... Was ist dir?«

Meine Hand flog wie im Fieber, Nebel wallte mir vor den Augen. Jenseits einer ungeheuren Schlucht stand die Vergangenheit und winkte herüber. Wahrlich, klein wie Staub ist die Welt in Gottes Hand und dürftig ihre Schicksale. »Nichts, nichts!« keuchte ich mühsam und stammelte von den Anfängen des Lebens, die sich absonderlich oft wiederholend berührten.

Der Emir sah mich nachdenklich an und fuhr, sichtlich in innerer Bewegung, fort: »So kommt auch dem Abendlande die Erkenntnis der Ewigkeit dieses Erdendaseins? — Doch laß mich zu Ende berichten, Ronald, obzwar meine Geschichte nicht gar lustig auf ein Krankenlager gestimmt ist. Die Sehnsucht — Wünsche ohne Häßlichkeit — trieb mich wieder in mein Haus, ich sah sie, die heiteren Auges mir den Willkomm bot, und erkannte, daß sie gesegneten Leibes sei. In diesem Augenblick versank die eben emporgestiegene gute Welt in mir, ich wähnte mich von einer Dirne, die sich an Schranzen weggeworfen, in der lächerlichsten Weise betrogen und packte sie rauh bei der Schulter. Sie entzog sich mir nicht, sie richtete ihre Augen auf mich, und meine sinnlosen Worte erstarben, die freche Faust löste sich zu einem scheuen Streicheln, ich neigte den Kopf und ergab mich, bevor ich kämpfte. Der Arzt verließ lautlos das Zimmer.

»‚Dies ist das letzte und beste Geschenk meines toten Gefährten,' sagte sie mit einem eignen

Lächeln, ‚und mag uns noch so viel verbinden, Emir Jussuf, dies werdende Leben türmt eine Schranke, die uns zu überschreiten versagt ist.‘

»‚So fühlst du ein Band zwischen dir und mir?‘ rief ich freudig aus, alles Trennende vergessend.

»Ihre Augen lagen wie ein Frühlingstag über mir, ich hätte ihr größere Dinge geglaubt als dies: ‚Emir, wir sind einander begegnet, seien es tausend oder tausendmaltausend Jahre her, und unsre Seelen sind für immerdar nebeneinander in Gottes bunten Teppich geknüpft.‘

»Die Lingua Franca floß wie ein silbernes Bächlein von ihren feinen Lippen; für mich, für mich hatte sie die Worte gelernt. Und seit Ewigkeiten war unser Leben verbunden, würde es für Ewigkeiten sein! Mohammed, stiege er aus seinem himmlischen Glanze nieder und belehrte mich eines andern, Mohammed hätte einen Tauben und Ungläubigen gefunden.

»‚Das ist ein strahlend schönes Wunder,‘ versetzte ich leise, doch sie: ‚Du magst es so nennen. Aber das ist dir kein Wunder, nach der kurzen Spanne eines armseligen Erdenlebens mit den ewigen Freuden im himmlischen Saal belohnt zu werden! Wie kannst du an Ewigkeit glauben, wenn du nicht selber ein Stück von ihr bist, und wo ist da Anfang und Ende? Dies irdische Gewand ist nichts als das wechselnde, gebrechliche Gefäß für deine Unsterblichkeit, aus Staub geboren, zu Staub verloren. Emir Jussuf‘ — ihre Stimme klang wie goldener Harfensang —, ‚du meinst, du dürstetest nach meinem vergänglichen Leibe, weil er dich schön dünkt und deine Sinne reizt, aber ich sage dir, es steht besser mit uns, denn unsre Seelen kennen einander.‘

»Es durchschauerte mich, als hätte Gott mich berührt. Ich glaubte in einer kristallenen Kuppel zu weilen, klar bis in die letzten Tiefen sah mich die Unsterblichkeit an. Doch plötzlich ein Argwohn: ‚Was hätten wir miteinander gemein? Du, die Christin, ich —‘

»Ihr helles, gedämpftes Lachen fiel mir in die Rede: ‚Vor Christen, Moslem und Juden war Gott mit zahllosen Namen, und ehe du diese braune Haut und diese dunklen Haare hattest, sind wir beiden weiß und blond und blauäugig von den Nordmeeren in diese heiße Sonne gefahren — Geschwister vielleicht, vielleicht auch Mann und Weib, gewißlich aber einander vertraut und lieb und eines Blutes. Fällt dir der Glaube so schwer, Emir Jussuf?‘

»‚Es muß so sein,‘ gab ich zu, überwältigt von der Erinnerung an unser erstes Begegnen in Damaskus, das nun auch mir ein Wiedersehen gewesen zu sein schien. ‚Doch sage, wie liebst du mich heut?‘

»Ich harrte auf ihre Antwort wie auf Gottes Gericht; sie wiegte ernsthaft den feinen Kopf und errötete zart.

»‚Darüber grüble ich jetzt nicht,‘ sagte sie leise, ‚mein Gemüt ist verwirrt von dem Vielen, das es in kurzen Monden erduldete. Laß mir Zeit und bleibe mir Freund, Jussuf; ein Jahr wiegt leicht auf unserm langen Wege.‘

»Die Art des Abendlandes, daß Frauen und Männer freundschaftlich nebeneinander hergehen, war mir noch zu wenig geläufig, daß ich sie nicht erschrocken fragte, ob sie mir ihren Anblick entziehen wolle. Und sie, munter und zwanglos: Warum sie solches tun solle? Wenn ich sie nicht mit unerfüllbaren Wünschen plage, wisse sie nichts Lieberes, als in meinem Palaste zu weilen. ‚Im Palaste,‘ bedeutete sie mich und wies mit ernsten Brauen auf das Frauenhaus; ‚du kannst nicht wollen, daß ich in der Schande untertauche.‘

»Die Schläfen klopften mir vor Scham, in meinem Herzen beschloß ich sogleich, den Harem und seine Völkerschaften auszutilgen, und dies, da es Tat ward, war mein erstes Geschenk an sie, das sie vor Freude erröten machte. Aus den demütig ängstlichen Gesichtern um mich her wurden vertrauende und fröhliche, der Wohlstand im Lande hob sich mit der Abnahme meiner maßlosen Verschwendung; und ich entbehrte nichts. Statt in schwüler Liebe weitete ich meine Brust in dem süßen, kühlen Odem der Nordlandmeere, von denen sie mir sprach, und fremd aller Leidenschaft wuchsen wir zusammen, sie, ich und das sprossende Kind in ihrem reinen Leibe.«

Jussuf verstummte; ich weiß nicht, wie ich die Kraft fand, ihn trockenen Auges zu betrachten. Mein Herz floß in Tränen über, so stark überwältigte mich die Erinnerung an mein verwandtes, ach, allzu verwandtes Geschick. Nur daß sich hier Seelen trafen, indes mich der Engel mit dem Flammenschwerte aus dem Paradiese stieß. Jetzt verschattete sich sein eben noch verklärtes Antlitz, und mit dunklerer Stimme nahm er seine Erzählung wieder auf:

»In diesem halben Jahr gewann ich die Schätze der Erde, um endlich doch mit leerer Hand und leerem Herzen an einem Grabe zu stehen. Sie, die viel voraussah, hatte ihr eignes Ende nicht erschaut, denn wie hätte sie sonst diese heitere, wolkenlose Ruhe bewahren können. Mit heftigen Schmerzen traten die Wehen lange vor der Geburt auf, das Kind beschrie den Tag, die Mutter sank in Nacht. Sie schleppte sich noch einen vollen Mond durch ihre Qualen und genoß, den Tod im Herzen, die Freuden der Mutter, wie ein Verdurstender den endlichen Trank. Da sie heimging, noch bis zuletzt von Schmerzen gepeinigt, sprach sie, seltsam zu ihren ersten Worten an mich findend: ‚Es ist uns nicht beschieden, Jussuf. Vielleicht, nein, gewißlich, treffen wir einander später unter besseren Sternen. Jetzt scheint das Kind dein Schicksal zu werden; halt es fest, mein lieber, lieber Freund!‘ Sie zog meinen Kopf mit ihren schwachen Hän-

den nieder und küßte mich zum ersten- und zum letztenmal. Sie war befreit. Du bist Mönch, Ronald, und kannst nicht ermessen, was es heißt, die Liebste zu verlieren —«

Der Emir ahnte nicht, auf welch harte Folterbank er mich schnallte, und wie jedes seiner Worte ein Geißelhieb auf blutige Striemen war. Dennoch lauschte ich ihm gierig und gewann in aller Verzweiflung Trost in seinem Schmerz.

»Ich war nahe daran, mich hinterdrein in die dunkle Pforte zu stürzen, aber der lächelnde Friede ihrer Züge bannte mich auf die Erde, wo Aufgaben meiner harrten, Aufgaben aus ihrer lieben Hand. Das Kind wurde all mein Glück, und das Kind wird mein Schicksal.«

»Nannte die Mutter ihr Kind Sobeide?« fragte ich, mich gewaltsam ablenkend.

»Nein. Sie gab ihm einen traurigen deutschen Namen, den ich zu verschweigen bitte, sie nannte es Herzeleide. Es war dies, glaube ich, eine Laune ihrer peinvollen Krankheit, und sie nickte mir freundlich Gewährung, als ich es für meinen Teil Sobeide rief. Jedoch — was fragst du nicht nach dir selbst? Du weißt, daß sie die Gabe der Weissagung besaß, obzwar mehr in Gefühlen und dunklen Bildern als in voller Klarheit. Eines Tags, ihrem irdischen Ende nahe, sagte sie von dir, du würdest mir den größten Dienst erweisen. Ich wunderte mich dessen, da ich annahm, du seiest sicherlich ertrunken; sie aber lächelte nach ihrer Art und deutete: ‚Deine Lanze wird ihn treffen, aber nicht verwunden.' Dies ist mir geschehen, Ronald, jedoch ahnte ich den Priester nicht unter Helm und Kettenhemd und glaubte, nicht einmal nach deinem Namen fragend, an einen Zufall, bis Gott mich eines Besseren belehrte. Immerhin folgte ich einem zwingenden Triebe, daß ich dich mit nach Bachara nahm, denn seit Sobeidens erster Amme hatte ich keine christlichen Sklaven um mich geduldet. Nun hast du mir den größten Dienst geleistet, den mir ein Irdischer tun kann; du hast die vor einem entsetzlichen Tode bewahrt, die für mich wächst und die ich einstmals heimzuführen gedenke. Und nun genug. Ein Imbiß wartet deiner, und meiner warten die Geschäfte, die du, bist du genesen, brüderlich mit mir teilen sollst, wenn du nicht wieder in dein Abendland fahren willst.« Er rührte mit der Hand an die Waffe auf meiner Decke und schloß: »Ein Säbel ist ein merkwürdig Geschenk für einen Mönch; doch siehe, er fiel von der Wand, als ich die Schatzkammer betrat, und ich nahm den Wink für eine Wahl. Wer weiß, wozu?«

Rasch entschwand er, verwirrt und verlegen, und noch mehr Verwirrung und Erstaunen ließ er zurück.

Zehn Jahre meines Lebens trieben in die Ewigkeit. Der Emir blieb jung, denn er sah in die Zukunft; ich wurde alt, denn ich vergrub mich in alte Tage. Er forschte meiner Vergangenheit nicht nach — was sollte ein Mönchsdasein Wichtiges bewegt haben? Eine schöne, ungetrübte Freundschaft umgab uns, mit lebendigen Armen über viele Klüfte greifend, und wo sie in kleinen Dingen versagte, reichte das Kind uns hilfreich die Hände. Aus der knospenden Lieblichkeit entfaltete sich eine lilienschöne Blüte, bei mir ein Vaterherz erschließend und randvoll füllend, bei jenem Jugend und Sehnsucht immer mächtiger weckend. Es wird der Wahrheit nahekommen, wenn ich meine, der Emir wollte in dem Kinde die Mutter lieben, aber aus dem gezwungenen Herzen wurde zusehends ein freiwilliges, je weiter Sobeide in die Jungfräulichkeit wuchs, und aus dem Berechnenden wurde ein Hingerissener, der sein südlich heißes Blut nur mit Mühe zügelte; denn trotz ihrer sechzehn Lenze war Sobeide im Herzen ganz Kind.

Wie sehr der Emir von Anfang darauf bedacht gewesen war, seinem Wunsche keine Hindernisse zu bereiten, zeigt, daß er dem Kinde auftrug, mich Vater zu nennen. Er wollte keinen Nebenbuhler, zu welchem ein Retter aus Lebensgefahr selbst aus so fernen Kindertagen leicht werden kann — wenn er nicht gerade mein verwüstetes und entstelltes Gesicht getragen hätte.

Diese zehn Jahre wiegen alles Elend meines bunten Lebens auf, sie waren glücklich, rein und reich. Ich lehrte Sobeide mein Wissen und teilte ihr von meinem Glauben mit, was ich für gut und nötig hielt. Dabei muß ich erwähnen, daß viele Gespräche mit dem Emir mich von Grund auf gewandelt hatten. Ich vergaß die Formeln und lebte wie er in dem unerschütterlichen Vertrauen, der Tod sei nur ein Wechsel des irdischen Werkzeugs. Wie tief wurde mir da verständlich, daß alle Schuld sich auf E r d e n räche! Wie tief, daß alles Schicksal nur ein Prüfstein Gottes ist. Da verlor mein eigen Geschick seine Schrecken.

Ich darf Jussuf über dem Kinde nicht vergessen. Der Emir war einer der fähigsten Köpfe, die mir je begegnet sind; in einer stolzen, wilden Seele barg er einen trefflichen Kern von Würde und Mannestum. Mich umgab er mit rührender Freundlichkeit und erwies mir, der ich nur etliche Jahre älter war, eine schier kindliche Achtung. Seine Diener waren gewohnt, mich als zweiten Gebieter zu betrachten, und in der Tat führte ich oft während der Abwesenheit Jussufs die von ihm begonnenen Arbeiten weiter, als sei er der Sultan und ich sein Wesir. Geschenke überhäuften mich, ich war reicher als je und hätte ein großes Schiff gebraucht, wenn mich das Gelüst in die Heimat getrieben haben würde. Aber was war mir die Heimat! Hier hatte ich Kind und Freund, Arbeit und Jagd, und auch

Caspar David Friedrich: Landschaft aus den Vorbergen

bei der Heirat Jussufs sollte das alte väterliche Verhältnis bestehen bleiben.

Ich sah den beiden, je näher dieser Tag kam, um so nachdenklicher zu, wenn sie ihre Bälle im Garten warfen oder Schachzabel spielten, darin der Emir ein unerreichter Meister war. Ich spielte besser als Sobeide, aber dem Kinde gegenüber verlor der Emir seine Ruhe mehr und mehr und zog, nicht immer mit Absicht, so schlecht, daß ich verstohlen in mich hineinlächelte. Der Jungfrau harmloses Wesen nahm ich für Kindlichkeit, Jussuf dawider litt es allmählich wie Geißelhiebe, denn er glaubte es als Liebeskälte gegen ihn auslegen zu müssen. Sobeide war in einem Alter, darin die Frauen des Morgenlandes längst mannbar sind. Sie mochte es auch körperlich sein, aber das Herz schlug frei und leicht in ihrer Brust und wußte nichts von solchen unruhigen Dingen. Ich hütete mich wohl, sie zu wecken; alles Lebendige muß von selbst seine Hülle sprengen, wenn es reif geworden ist.

Von allen Menschen gönnte ich sie dem Emir am liebsten und rechnete den Unterschied des Alters nicht. Jussuf war gertenschlank wie ein Jüngling, sein kühnes Antlitz zeigte keine Runzel, seine Kraft war eben auf ihrer Höhe angelangt. Er war immer noch schön wie zu jener Zeit, da ich ihm begegnete; ich zweifelte nicht einen Atemzug lang, daß Sobeidens Herz sich eines Tags stürmisch zu ihm wenden würde. Aber »es war ihm nicht bestimmt«.

Mit den Zeitläuften befaßte ich mich so wenig wie möglich; ich wußte, daß die abendländische Ritterschaft hierzulande Feld um Feld verlor und in einem bedauernswerten Niedergang begriffen war. Es ging mir nahe, doch ich sah nur die Folgen schwerer Schuld. Wie schlimm es in Wahrheit stand, ahnte ich nicht. Im Herbst des Jahres 1187 kehrte Jussuf nach mondelanger Fahrt zurück, bat mich in sein Gemach und teilte mir mit, Jerusalem sei gefallen, Saladin Herr der heiligen Stadt. Die bitterste Scham übermochte mich, hier tatlos gesessen zu haben, indes draußen auf dem Felde die Brüder den Tod starben, den Tod, ich überlegte nicht, für was, den Tod der Helden jedenfalls; ich empfand meine Zugehörigkeit zu den abendländischen Scharen, das Gemeinsamkeitsgefühl der schimpflichen Niederlage vor den Sarazenen.

Der Emir prüfte mit feinem Takt, was mich bewegte, er drückte mir die Hand und sagte herzlich: »Heute wir, morgen ihr, Freund Ronald! Gräme dich nicht, auch deine Riesenkräfte hätten das Verhängnis nicht gewendet. — Doch ich komme wegen andrer Dinge, vielleicht erfüllst du mir meine Bitte nicht ungern. Der Sultan hat angeordnet, möglichst viele der kriegstüchtigen Gefangenen eine Zeitlang in der Sklaverei zu behalten, wenn sie auch in der Lage seien, sich lösen zu können. Du kannst dir denken, warum: die Christen werden sicherlich versuchen, die Grabeskirche wiederzugewinnen; uns aber liegt nichts daran, ihre Scharen zu verstärken. Nun könnte es sein, daß Ritter deiner Heimat dort sind, denen du ihr Los erleichtern möchtest. Auch braucht Sobeide ein paar Gespielinnen, damit sie nicht in allzu langer Kindlichkeit verbleibe.«

Ich lächelte verständnisvoll, indes er unter der braunen Haut errötete.

»Ein eigentümlicher Auftrag für einen abendländischen Mönch,« scherzte ich, frohgelaunt über die Abwechslung, und er, nicht minder heiter, tat einen Blick auf mein muselmanisch Gewand.

»Ein eigentümlich Kleid für einen abendländischen Mönchen,« rief er unter herzlichem Lachen, »es wird niemand deine Heiligkeit erkennen. Freund, wie wäre es, wenn du dir eine Liebste gewännest?«

Mit solchen lockeren Reden begann das traurige Abenteuer. Meine Vorbereitungen waren bald getroffen; das Kind jauchzte hellauf, als es hörte, was ihm beschert werden sollte; und ich ritt mit Dienern und Sänften gen Jerusalem zum Sklavenkauf, ohne daß ein leises Gefühl mich warnte, denn selbst die Scham erstarb unter meiner Unkenntlichkeit. Je näher ich der Stadt kam, um so trostloser ward mir zumute; das Siegesgeschrei der Heiden, die Sklavenzüge der Männer, Weiber und Kinder meiner Art, das Elend der Vertriebenen, die an die Küste gezogen waren und obdachlos zurückkehrten, da die christlichen Schiffsherren sie ohne Geld nicht mitnehmen wollten, dies alles drückte meine Stimmung tief herab.

Nachdenklich ritt ich in Jerusalem ein, erstaunt über die Ordnung und Zucht der Sarazenen, die mit großer Schnelligkeit fast alle Spuren des Kampfes ausgetilgt hatten; aber Wehmut beschlich mich zuletzt und trieb mich rasch an meine Geschäfte. Für Sobeide suchte ich einige Waislein aus dem Deutschen Hause aus, das war bald geschehen; darauf ritt ich die Gassen der Gefangenen ab, und eine nicht zu verjagende Unruhe ward Herr über mich, da ich dem normannischen Haufen näher kam. Ich sah kein bekanntes Gesicht, junge Leute ohne Namen, Knechte ohne Herren, hochmütig noch im Unglück aus Unkenntnis dessen, was ihrer harrte. Plötzlich fühlte ich mein Herz erzittern, von Schwindel ergriffen sank ich im Sattel zusammen und starrte irren Auges auf den Hals meines Pferdes, darauf die feinen Adern zuckten. Irgendwo in der Menge hatte ich mein eignes Gesicht erblickt.

Ich konnte erst wieder aufschauen, als ich mich besann, daß mein Antlitz undurchdringlich geworden war und mit seiner grausen Entstellung jeder Ähnlichkeit spottete. Doch war meine Verwirrung noch so mächtig, daß ich die Jahre ver-

gaß und in dem Jüngling meinen Bruder zu erkennen glaubte. Der wilde Spuk erlosch nicht, als ich meinen Irrtum erkannte und sah, daß dieser Jüngling höchstens ein Sohn des Bastards sein konnte. Dies aber war mir gewiß.

Ich ritt auf ihn zu, mühsam beherrscht: Zug um Zug sah ich den Vater, und daneben in zorniger Wehmut an einem weicheren Spiel des Mundes die Mutter. Wählingerblut! Aber was für eins! Es sollte Tropfen um Tropfen für meine Leiden bezahlen.

»Wer bist du?« schrie ich hochfahrend auf normannisch.

Der Junge horchte auf, ein verträumtes Lächeln glitt über sein Gesicht, als er die Heimatlaute im Munde eines Moslem fand; dann spottete er herbe: »Jedenfalls kein Überläufer wie du! Was treibst du für schmutzige Geschäfte, Alter? Pfui über dich! Warst du ein Normanne, so schäme dich doppelt: ich bin der Sohn und Erbe des Herzogs von Claraforte.«

»Mir unbekannt,« versetzte ich kalt. »Hier bist du nichts als eine Ware.«

Inzwischen winkte ich einen der Verkäufer heran und ward handelseinig. Mich hielt es nicht mehr auf dem Markt und in der Stadt, durch die ich einst mich so traurig geschleppt hatte, ich vergaß das Elend der abendländischen Ritterschaft, die nach allen Richtungen verstreut wurde, und sprengte mit einer Beute von dannen, Herz und Haupt voll verworrener Bilder und Gelüste. Um den Sohn des Bastards kümmerte ich mich während der Reise nicht, er trabte gefesselt zwischen meinen Leuten. Ich hörte ihn hier und da in der Lingua Franca oder in schlechtem Arabisch lustige und freche Reden tun, die wenig Kummer verrieten. Er schien sich in der Gesellschaft wohlzufühlen, wie es dem Bastardblut geziemte, und in meine Gefühle mischte sich Ekel und Verachtung. Ich rang mit Entschlüssen, fand aber zu keinem Ende. Eine unerklärliche Schwermut, mit Sehnsucht gepaart, legte sich betäubend auf mein Gemüt, nach zehn Jahren eines wolkenlosen Glücks rauschten die dunklen Fittiche wieder über mir, und abermals fragte ich nicht nach Gottes Willen. In Bachara suchte ich sogleich das Lager, ohne selbst das Kind begrüßt zu haben, von Fieber umdüstert, von Dämonen zerrissen, aber von schlummerlosen Reisenächten gottlob ermattet, daß ich willenlos versank.

Wie aus schwerer Krankheit tastete ich in den Tag zurück. Die Erregung war einer Art von Gleichgültigkeit gewichen, die kundtat, wie sehr Rache und Zorn in der Erinnerung lagen und mich doch nicht mehr für immer erobern konnten. Und mählich klärte sich mein Besinnen: Was war Gott mir schuldig? Hatte ich nicht eine wundervolle stille Zeit verlebt? War nicht alles Vergangene Notwendigkeit für dies mein Glück? Also, sprach mein Kopf, sende den Erben von Claraforte zurück in seine Heimat und vergiß! Aber mein Herz war still dazu und zögerte.

Ich rief nach Bad und Morgenimbiß und ließ den Bastard zu mir kommen. Er musterte mit seinen schnellen Augen das Gemach, ohne mich zu grüßen, dann ließ er sich auf ein Polster nieder und schob die beiden zuspringenden Wachen mit mächtigen Armen beiseite. Ich winkte, sie gingen betroffen hinaus.

»Der Übertritt ist eine einträgliche Sache,« höhnte der Junge, und bis auf die Stimme glich er dem, der mich betrogen hatte. Jetzt wunderte ich mich, daß ich keinen Haß empfand, ja eher Bewunderung für die schöne, kühne, blonde Jugend, die kaum achtzehn Jahre zählen konnte und schon wie ein gewaltiger Streiter in seinem Kettenhembe dasaß. Über seine Frechheit weghörend, fragte ich kurz: »Du heißt?«

»Harald,« entglitt es ihm; er biß sich hastig auf die Lippen und rief: »Was geht das dich an, alter Spitzbube? Hast du mich für dich gekauft oder hast du noch einen Beturbanten über dir? Schreib an die Juden in Genua, daß sie mich auslösen, und mach' dein Geschäft an mir und dem christlichen Unglück, aber verschone mich mit deinem Anblick.«

»Du irrst,« bedeutete ich ihn gelassen, »an Lösung ist nicht zu denken, du bleibst Sklave. Wer dein Herr ist, kann dir einstweilen gleichgültig sein. Vergiß dein Herzogtum und tu deine Pflichten, die dir angewiesen werden, zur Zufriedenheit der Aufseher, so wird dir kein Leids geschehen.«

Er sprang auf, daß das Polster durch das Zimmer schoß, eine steile Lohe lief über seine Stirn, er sah aus wie mein Vater, wenn er von glühender Jagd heimstürmte; laut lachend brüllte er mich an: »Mir ein Leids tun? Willst du das etwa versuchen? Oder vielleicht dein braunes Ziefer?«

Unwillkürlich mußte ich lächeln, eine Freudenwelle lief warm über mein Herz. Ach, du prächtige, großmaulige Jugend aus Nordland! Ach, ihr tolldreisten Riesen aus Schnee und Himmel und Gold! Ach, ihr hornhäutigen Drachen mit den Herzen aus Wachs!

Bastard oder nicht, der Junge war von echtem Korn, und wäre er eines andern Sohn gewesen, ich hätte ihn am liebsten an meine Brust gezogen. Das würde freilich mehr ein Kampf denn eine Liebkosung geworden sein, da er gegen mich offenbar wenig Freundschaft zur Schau trug. Aber er brachte mir die Heimat mit rauschenden Buchen und grünen Hügeln, mit den Stimmen des Waldes und dem Leuchten der Wolken.

Derweilen sah ich, wie er knabenhaft ver-

stohlene Blicke auf die Reste meines Mahles tat, er mußte noch nichts bekommen oder genommen haben. Ich legte eine Taube auf eine Scheibe Brot und bot sie ihm, der dunkel errötete. »Nimm sie getrost. Ich verstehe deine Abwehr gut, aber du darfst nicht verhungern, und alles kommt aus derselben Küche. Ich werde dir eine Beschäftigung zuweisen, die ich selbst einmal als Sklave gehabt habe, bevor ich —«

»Den Heiland verleugnete!« schrie der Junge trotzig und schlug das Brot aus meiner Hand.

Ich hob es ruhig auf und fuhr fort: »Bevor ich den Dank des Emirs verdiente und sein Freund ward. Den Heiland habe ich nicht so sehr verleugnet wie du, der du sein Brot in den Staub wirfst.«

Der junge Riese wand sich vor Verlegenheit, er versuchte mich freimütig anzusehen und stammelte höflich: »Vielleicht tat ich Euch unrecht, Alter, dann verzeiht.«

»Nimm und iß!« entgegnete ich ihm, und diesmal griff er zu, und ich sah seinem Hunger an, wie schwer ihm der Kampf gefallen sein mußte. »Beruhige dich über deine Gefangenschaft; Saladin sorgt für Geiseln, denn da ihm das ganze Land zugefallen ist, wird die Christenheit vor neuem Streite stehen, mit ungewissem Ausgang.«

»Mit gewissem!« triumphierte die Jugend. »Glaubst du, König Richard ließe sich das gefallen? Und der Kaiser? Und mein Vater, wenn er erfährt —«

Das Blut drängte sich mir zu Herzen, ich senkte die Augen. »Warum zieht dein Vater nicht zu Felde? Warum schickt er dich statt seiner?« fragte ich leise. Meine Seele bebte in der Brust und sehnte sich, ein Wort von der Mutter zu hören, ob sie lebe, ob sie fröhlich sei.

Bereitwillig gab er Antwort: »Mein Vater hat genug im eignen Lande zu tun, insonderheit bei den Unruhen der englischen Krone, da lärmen die Söhne wider den Vater und untereinander. Dazu ist die Mutter krank, er mag sie nicht verlassen. Auch hat er mich nicht geschickt, ich bin davongelaufen, sonst wäre ich nie ins Morgenland gekommen; denn ich bin der einzige Erbe zu Claraforte, keine Schwester, kein Bruder, ein stilles Haus, Alter.«

Der Kopf war mir in die Hand gesunken, die alten Tage zogen wundersam leuchtend herauf. Alles war in Glanz getaucht, es gab keine Laster, keine Sünden, nur Glück, nur Heimat. Langsam nur traten seine Worte in mein Bewußtsein, herb und plötzlich schüttelte mich die Meldung, Aleit sei krank. Ich wagte nicht zu fragen, stand auf und bedeutete Harald, mir zu folgen. Durch Palmenwege schritten wir zu dem Garten, den ich einige Jahre verwaltet hatte; die Hütte, da mein Herd gestanden, war etwas zerfallen, denn niemand hatte sie bewohnt, der Garten wurde von dem Hauptgesinde mitbedient. Seit Sobeide erwachsen war, kam der Emir nicht mehr her; ich wußte, warum. In der Mitte des Geheges wogte ein Rosenhain voll der edelsten Sträucher, unwissend seiner Bedeutung hatte ich ihn damals aus alter Liebe besonders gepflegt. Es war der Platz, auf dem Gertraudens Leichnam verbrannt worden war. Rätselhaft wie ihr Leben war ihr Bestattungswunsch gewesen.

Ich schloß die Tür zu dem verfallenen Hause auf. »Ergib dich in dein Schicksal, Harald,« sagte ich mit verstellter Gelassenheit, »es ist, glaub' es mir, gelinder als das meinige. Die Beschäftigung mit dem Boden, den Pflanzen, den Wolken und Winden tut wohl und macht ruhig. Niemand soll dich treiben; flick' die alte Hütte und harre deiner Stunde in Geduld.«

Er warf den schönen Kopf in den Nacken und sah mich mit lachenden Augen an: »Hütet Eure Pferde, Alter! Kann ich fliehen, so geschieht es.«

Den anspringenden Schrecken — nachher wurde mir bewußt, wie sicher mein Herz empfunden — dämpfte ein fernes silbernes Gelächter; ich murmelte einige Worte zum Abschied und eilte hinaus, den Wachen die Fürsorge für den neuen Gärtner einschärfend.

Im Garten des Frauenhauses saß Sobeide im Kreise ihrer neuen Gespielinnen, und die jungen, schönen Gesichter strahlten Freude über ihr unfaßbares Glück, solcher Herrin zugeteilt worden zu sein. Sie hatten ein ganz andres Los befürchtet.

»Vater, Väterchen!« rief das Kind und fiel mir um den Hals. »Nun hast du eine ganze Gemeinde und kannst wieder Priester sein!«

Einen Augenblick war alles verstummt, dann brach ein tolles Gelächter aus, und ich stimmte von Herzen ein. Wilder konnten die Gegensätze nicht in ein paar Worte gesperrt werden. Oder vielleicht doch von der mundkargen Wirklichkeit, die hier Lust und Leben und Geselligkeit schuf und jenseits der Mauer ein junges Blut zur Einsamkeit verdammte. Jedoch in diesem Wirbel blauer Sterne war kein Raum für Trauer, ich vergaß und genoß.

Jussuf betrachtete Sobeide mit der Überschärfe der Sehnsucht, jede leichte Bewegung wurde ihm zum Wesensspiegel. Da er nach seiner Rückkehr sich über sie neigte und, wie er es gewohnt war, einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn drückte, errötete sie tief und barg verschämte Augen vor seinem heißen Blick; und als sie in der Abendstunde unter der Ampel des Schachspiels pflegten, merkten sie beide nicht, wie seltsam die Figuren unter ihren Fingern hüpften, toller schier als ihre Herzen. Jetzt bot der Emir Schach, bei ungedecktem König; sie achteten es beide nicht. In starker Verwirrung stürzte das Kind die Figuren um, die Augen voll Wasser, und lief schnell hinaus. Jussuf sah mich sprachlos an.

»Lieber Freund,« deutete ich in grenzenloser Torheit lächelnd, »nun ist ihr Gemüt doch wahrhaft genügend bewegt, und das Herzchen steht in Flammen.«

Der Emir griff wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm, seine Züge klärten sich auf, er faßte mich um die Schulter und stammelte: »Meinst du wirklich? Ach, Ronald, das Kind verfolgt mich durch die Träume, aber ich kann, ich kann ihm nichts sagen, die klare Unschuld wehrt mich ab. Wie? — Geduld? Ich habe sie all die Jahre gehabt, nun aber geht es über meine Kraft.«

Ich tröstete ihn, wie ich vermochte; es seien nun die letzten Wochen, die jungfräuliche Festung wolle ihren Stolz, sich nicht so leichtlich besiegen zu lassen, und was der Reden mehr sind. Er hörte sie mit halbem Herzen und ging seufzend in seinen Palast zurück. Wir waren ein paar alte Narren und wußten es nicht.

Emir Jussufs Liebeskummer griff allmählich auf mich über, auch mein Schlaf wurde blasser und wich einem fruchtlosen Grübeln. Ich hatte kein Arg, daß Sobeide ihn liebte, denn wie sollte ihr seltsames Benehmen anders zu erklären sein? Wen anders als ihn, der schön, treu und mächtig war? Es gab keine Wahl in ihrem Kreise; der Emir, an alles denkend, hatte sorglich jeden stattlichen Besuch vor ihr verborgen. Und doch fühlte ich ein Gewitter in der Luft, der schwüle Hauch ließ mich nicht ruhen. Eines Nachts wuchs dies so unerträglich, daß ich aufstand und ins Freie ging. Unwillkürlich lenkte ich meine Schritte an das Tor, hinter dem ich der Blumen gepflegt hatte; ich ließ mir von den Wachen aufschließen und trat ein, angenehm von meinen Gedanken abgezogen von einer schmunzelnden Erinnerung an den Jüngling, der dort sein Herzogtum verwaltete. Ich ging ohne Groll, ohne Haß unter den Sternen der kühlen Nacht, das Vergangene schien abgetan, das Tote tot. Alles war still, das Rosengrab Gertraubens stand vergessen und traurig entblättert, die Wege herum waren vernachlässigt und voll Unkraut, die Bäume und Büsche verwildert, unbeschnitten — Harald wünschte offenbar sein Brot nicht mit der Hände Arbeit zu verdienen. Eher beklommen und traurig als zürnend schlug ich den Pfad zu seiner Hütte ein; ich mußte wissen, was er trieb und dachte. Vielleicht hatte Verzweiflung ihn in den stählernen Fängen, und sein Lager war feucht von Tränen und Heimweh.

Mattes Licht schimmerte durch die Hecken, er saß noch wach. Verwundert rieb ich mir die Augen: die ärmliche Hütte war mit blühenden Rosen umrankt, in Töpfen standen flammende Tulpen auf dem flachen Dach, das elende Gemäuer sah wie ein Märchen aus. Hier also steckten seine Tage, nur für sich selbst hatte er Zeit gefunden. Leise schlich ich näher und spähte durch das Fenster, vor dem zu meinem höchsten Erstaunen ein seidener Vorhang hing. Aber meine Prüfung war noch nicht zu Ende, Geflüster drang aus dem Raum, der Junge stammelte unsinnige Brocken Deutsch und Normannisch durcheinander, und jetzt klang ein wehrendes, sehnendes Wort aus Mädchenmund — meine wilde Jugend stand so jäh vor mir, daß ich auf den Ärmel beißen mußte, um nicht laut aufzulachen. Der Tunichtgut hatte eine der Gespielinnen Sobeidens über die Mauer gehoben und koste mit ihr; und so alt ich war, es reichte noch nicht zu einer greisen Entrüstung. Auf Zehen schlich ich zurück und hinter eine hohe dunkle Staude, die Neugier hielt mich, ich wollte wissen, für welche der Schönen mein Herr Neffe sein Liebesnest mit Gertraudens Grabesrosen gerichtet hatte.

Meine Geduld wurde auf die Folter gespannt; doch endlich ging die Tür auf, der Junge stand breitbeinig davor und lauschte in die Nacht. Dann bog er sich zurück, ein zierliches Wesen, tief verschleiert, hüpfte in seinen Arm und ward auf leisen Sohlen an die Mauer getragen; vorsichtig machte ich mich hinterbrein. Behende schwang der Jüngling sich auf die Steine, kaum daß er den alten Nußbaum erklommen hatte, und ließ ein Seil herunter, daran ein Knüppel verknotet war. Die gefällige Schöne setzte sich rittlings darauf und schwebte sacht empor.

Ich ärgerte mich trotz allem inwendigen Lachen, daß mir ihr Gesicht entgehen sollte; aber jetzt, da die beiden auf der Mauer saßen, löste sich der Schleier zum Abschied, und ein roter Mund bot sich dem Beneidenswerten zu einem langen Kuß.

Wie eine Sturmglocke schwang das Herz in meiner Brust.

Es war Sobeide.

Was zwischen zwei Atemzügen durch meinen Kopf ging, verschmolz in einer kalten Mordlust. Was rührte mich dieser Bastard? Er mußte sterben! Über ein halbes Menschenalter hatte der einzige Freund, den ich auf Erden besaß, seine Sehnsucht in verschwiegenem Busen getragen, damit ein hergelaufener Bube mit seiner hübschen, frechen Larve ihn um sein Eigentum betrog — er mußte sterben! Ihn davonzujagen hieße ewige Trauer in das Herz der verführten Unschuld pflanzen, nur das Grab setzt Lust und Jugend ein Ziel; er mußte sterben. Ungeheures wollte Gott von mir, damit ich meine Freundschaft beweise: den Sohn der Frau, die ich geliebt hatte und noch immer liebte, sandte er in dies ferne Land zum Opfer meiner Treue, den Erben meines Landes hieß Gott hinschlachten um der glücklichen zehn Jahre willen, und diesmal wollte ich meinem Schicksal männlich entgegengehen.

Darauf, so beschloß ich, nähme ich das Kind

bei der Hand und geleitete es in den Garten an diese Stelle, da ich ihn verscharrt haben würde, und also spräche ich zu ihr: Hier liegt einer, der eine deiner Gespielinnen mit dreisten Reden zur Zuchtlosigkeit verlockt hat. Er hat seine Strafe; forsche du der Dirne nach. Und damit du ein größeres Frauenrecht hast, wollen wir deine Hochzeit mit Jussuf auf den Neumond festsetzen.

So würde ich sprechen, und Jussufs Herz sollte von all dem unberührt bleiben. Wenn nicht der Bursche ihre Ehre beleidigt hatte; und dies mußte ich wissen. Ich zog mich in die Hütte zurück und barg mich in den Schatten, den blanken Dolch in der Faust. Seine sorglosen Schritte schollen über den Rasen, er pfiff eine sanfte Weise vor sich hin und zog die Vorhänge auf. Dann löschte er das Licht und ließ den Mond auf die kahlen Wände scheinen; träumerisch saß er am Fenster, das blonde Haupt von silbernen Liebesflammen umkränzt; nicht um mein Leben hätte ich ihn so erschlagen können. Mit einem Sprung stand ich vor ihm und packte ihn beim Handgelenk. Er erkannte mich sofort und tat eine kaum merkliche Bewegung. »Alterchen, ist das eine Zeit, die Leute heimzusuchen?« fragte er gelassen und sah mich forschend an, ob ich von seinen Taten wüßte. »Und was willst du mit meinem Arm, Väterchen? Du meinst doch nicht, mich halten zu können!«

Er versuchte eine Befreiung, merkte den Widerstand und nahm all seine Kraft zusammen. »Mein Gott, was seid Ihr für ein Goliath!« keuchte er, vor Unwillen und Anstrengung feuerfarben. »So laßt mich doch und sagt endlich Euer Begehren!«

»Ist das eines Herzogs würdig,« sagte ich, »die Braut eines andern zu stehlen?«

»Ach, du Schleicher! — Die Braut eines — Mach' dich nicht lächerlich, Alter; ich habe den ersten Kuß von diesen Lippen gepflückt. Ihr täuschtet Euch in der Dunkelheit und meintet eine andre.«

»Du willst noch lügen, Bube!« schrie ich empört. »War es nicht Sobeide, mit der du in deiner stinkenden Hütte freveltest?«

Der Junge tat ein wildes Lachen, aber es klang nicht echt. »Ist Liebe Frevel? Und stinkende Hütte, sagst du? Wo sämtliche Rosen des Gartens zu ihrer Ehre um sie versammelt sind? Aber sage mir, wessen Braut soll Sobeide sein? Sie selber weiß es nicht, oder —?«

Er neigte plötzlich nachdenklich den Kopf und biß die Lippen — wie eng beieinander wohnen Liebe und Argwohn! Mit solchem Herzen wollte ich ihn nicht in die Ewigkeit entlassen und berichtete: »Sie ist dem Emir bestimmt, allerdings ohne ihr Wissen. Genug davon; sage mir eins: Hast du sie angetastet?«

Der Junge sah mir verständnislos ins Gesicht, seine Augen gewannen eine Fülle rührender Kindlichkeit. Als er schließlich begriff, wogte ihm das Blut über die Stirn, er schlug mit der freien Hand auf meinen Arm und schrie: »Lästere sie nicht! Gib mich endlich frei! Dem Ungläubigen willst du sie verschachern!«

Mit mächtigem Ruck riß er sich los und wich zwei Schritt zurück, Tod in den glühenden Augen. Es brauste in meinem Kopf, eine jubelnde Befreiung war in mir, daß es nun Kampf galt, daß ich ihn nicht abschlachten mußte wie ein Tier. Streitlust, die aller Gründe vergaß, faßte uns beide, und wie ein Sturmwind hausten wir umschlungen in dem Zimmer, lautlos, die Zähne verbissen, denn uns beiden war nicht um Horcher zu tun.

Wählingerblut! Er war es, bei Gott, denn solche Kraft war mir nirgends begegnet; ich keuchte unter seinen gewaltigen Armen und brauchte meine ganze Stärke; aber das zähere Alter blieb Sieger, ich warf ihn über die Schwelle, kniete auf seinem Leibe und drosselte ihn mit beiden Händen. Die Augen quollen ihm erschreckend aus den Höhlen, ich mußte wegschauen. Da leuchtete aus dem zerrissenen Hemd seine weiße Brust und unter dem Herzen das dreigespaltene Mal der Trebilons.

Ein eisiger Blitz durchfuhr mich vom Scheitel bis zu den Füßen, ich starrte entsetzt in das verkrampfte Gesicht vor mir. Ich wollte schreien, aber nur ein heiseres Wimmern brach aus der Kehle. Gott! Gott! Laß es nicht zu! Nicht zu!

Ich weiß nicht, wie ich es zustande brachte, das Richtige zu tun, überhaupt zu handeln. Wie eine Feder schwang ich den schweren Körper auf meine Arme und lief nach den Trögen, in denen das Regenwasser für den Garten stand, netzte seine Stirn, rieb seine Brust, arbeitete an dem leblosen Leibe, daß mir der Schweiß aus allen Poren drang, ohne aufzusehen, ohne Unterlaß, ohne auch nur dem heißen Drang nachzugeben, diese geliebten Lippen zu küssen. Ich betete und fluchte in einem, aber Gott rechnet das Gestammel der umdüsterten Seelen nicht. Seine Liebe ergoß sich auch über diese grauenvolle Stunde und prüfte mich nicht über meine Kraft. Denn ich hätte es n i c h t ertragen.

Er lebte, der bleiche Morgen beschien sein erstauntes Gesicht, unsicher blickte er mich an. Ich legte den Finger auf den Mund und hieß ihn schweigen. »Ohne Sorge, ich bin dein Freund, mag es dir auch seltsam vorkommen. Bei dem ewigen Gott, ich will euch beiden helfen, wenn ihr es ehrlich miteinander meint!«

Ein besseres Mittel, ihn zum vollen Leben zu erwecken, konnte ich nicht finden. »Väterchen,« stammelte er, »du hast eine eigne Art für Freundschaftsbeweise, aber Knochen wie ein Gaul oder wie mein Vater — sag', kann ich dir trauen? Und warum? Besinnst du dich auf dein christlich Herz?«

»Darum kümmere dich nicht, du arger Junge! Wie alt bist du?« Er ahnte nicht, mit welcher Spannung ich an seinen Lippen hing.

»Letzten Martin achtzehn geworden,« stotterte er verlegen, er fühlte seine grüne Jugend als wenig ausreichende Grundlage für Liebesdinge; »jedoch in unserm Geschlecht sind frühe Heiraten nicht selten.«

Ich hörte ihn kaum, eine tiefe Seligkeit entführte mich in eine wundersame Welt; er war mein Sohn, mein eigen Fleisch und Blut. Die Zeit stimmte, Aleit mußte gesegneten Leibes gewesen sein, und dies zu der Stunde, da ich Wildling sie schier zu Tode schlug. Späte Scham stieg mir in das früh ergraute Haar, aber die übergroße Freude ließ keine Schatten aufkommen. Ach, wie mußte ich mich bezwingen, mein Kind nicht in die Arme zu schließen! Ich wußte nicht, wie das anstellen, da half er mir selber: »Alter, ich traue dir nicht! Wie willst du mir bürgen, daß du uns nicht beide verdirbst? Sobeide und mich! An mir ist nichts gelegen; doch wie kannst du, ein Christ, das Mädchen einem Ungeliebten verschachern?«

In einer jähen Erleuchtung griff ich an mein Herz, fast hätte ich laut gejubelt.

»Schwöre mir beim Leibe des Herrn, über das, was ich dir jetzt zeigen will, für immer zu schweigen!«

Er hob betroffen die Hand zum Himmel; ich aber schob mein Gewand zur Seite und zeigte ihm das Mal unter meinem Herzen. »Auch ich bin ein Trebilon, wie du von der Seite deiner Ahne. Nun bin ich der Mönch Ronald und tot für mein Geschlecht. Glaubst du jetzt?«

Mit leerem Ausdruck saß der Junge da, dann sprang er auf mich zu, umarmte mich und küßte meinen zerschundenen Mund und rief: »Den Papst zum Vetter! Dem Mütterchen eine Tochter, und dir — ein Bistum!«

Mich lähmte die Wonne, jauchzende Gebete stiegen lerchengleich aus meinem Herzen; alles, alles hatte mir Gott vergolten durch diesen einen kurzen Augenblick.

Der Rausch verflog, die Seele rüstete sich zum Kampf. Jussuf war für einige Tage verritten; ich hätte ihm nicht ins Gesicht sehen können. Der Himmel, der mich mit Freuden überschüttete, forderte von mir Verrat, und angstvoll lauschte ich in mich hinein, was das Schicksal von mir erwartete. Pläne wurden geboren und verworfen, es blieb nur die Flucht. Zuvor aber mußte ich Sobeide vor mir sehen, und zagenden Herzens schritt ich in das Frauenhaus.

Sie empfing mich mit glänzenden Augen, und so fröhlich mich sonst dieses Licht gemacht hätte, heut stimmte es mich schwermütig, denn ich kannte seinen Ursprung und trauerte, daß mein Kind Geheimnisse vor mir hatte. Mein Kind — war jener andre nicht viel mehr mein Kind? Ich schüttelte die Gedanken von mir ab, das Gebot der Stunde ertrug nicht die Betrachtung so kunstvoll ineinandergeschlungener Schicksalsfäden. Das Kind saß neben mir, ich hatte meinen Arm um seinen Hals gelegt.

»Diese Nacht belauschte ich dich,« sagte ich und fühlte, wie sie schwerer an meine Brust sank.

Plötzlich faßte sie meine beiden Hände, bebende Angst in den Augen. »Ihm ist nichts geschehen, Vater?«

»Nein,« sagte ich und wußte genug.

Sie barg ihr Köpfchen an meine Schulter und weinte leise.

»Die langen Jahre hat Jussuf dich gehätschelt und verwöhnt, er liebt dich mit der Glut seines starken und treuen Herzens; nun läufst du ihm davon, mit irgendwem, mit nirgendwem! Dies ist Frauendank.«

So sprach ich und schlug ihr Herz blutig, indes meins vor Weh brechen wollte. Sie sank in sich zusammen und weinte auf meine Hände, unaufhaltsam quoll die bittere Flut aus ihren Augen.

»Ist denn nichts, was dich zu dem Emir zieht?«

Da sprach sie endlich ein paar zitternde Worte, und sie, die bis vor kurzem von Liebe nichts wußte, war nun ganz in Liebe getaucht. »Doch, Vater, doch! Ich hab' ihn lieb wie einen Bruder, er ist der edelste und gütigste Mensch — nächst dir, Vater,« verbesserte sie sich und streichelte meine Seele, »aber Harald hält mein Herz und ich seins. Straft mich, wenn es unrecht ist, doch ich kann nicht von ihm lassen, im Leben und im Tode nicht.«

Das waren große Worte, aber sie wuchsen aus dem schlichten Grunde ihres Wesens wurzelecht und selbstverständlich wie Opferflammen aus heiligem Herd. Jussufs Schale hob sich und verschwand in Fernen; mir blieb keine Wahl. »Steht es so, Kind, so will ich euch helfen,« flüsterte ich; »doch des seid gewiß, wir alle spielen mit dem Tode. Nur die Flucht rettet euch, und wehe, wenn uns Jussuf einholt!«

»Dann sterben wir vereint!« erwiderte sie mit glücklichen Augen; sie hörte nur das Versprechen der Hilfe und sah keine Gefahren. »Du aber, Väterchen, mußt mit uns gehen, ich mag dich nicht lassen.«

Armer Jussuf! Drei Herzen sollten vor Seligkeit überströmen, und er, der unser aller Schicksal in den Händen hielt, blieb betrogen, einsam, leer in seiner Verlassenheit. Es mußte mir ein Wort hierüber entglitten sein, denn Sobeide schluchzte lauter auf, und ihr Leib zuckte hilflos in meinem Arm. »Wär' ich tot«, stammelte die Jugend, »und täte niemandem mehr ein Leid!«

Ich nickte betrübt; das Alter erst weiß, daß alles Leben währender Kummer ist. Nur die Erinnerung blickt über das flache Feld und sieht

nichts als den hochragenden leuchtenden Mohn des Vergessens, der Freude, der Lust.

»Und deine Gespielinnen?« fragte ich, zur Wirklichkeit zurückkehrend. »Es ist unmöglich, sie alle mitzunehmen; je weniger wir sind, um so eher haben wir Aussicht auf Rettung.«

»Der Emir ist gut,« sagte sie zuversichtlich und so ganz Weib, daß ich in aller Trauer lächeln mußte; »er wird ihnen nichts zuleide tun. Warum liebt er nicht ihrer eine statt meiner? Sie sind so schön und klug, viel besser als ich, die ich nichts als Ärger und Pein bringe.«

Sie meinte es ernst mit ihren Worten; die Schuld, die fremde Wünsche und Hoffnungen ihr auferlegten, drückte sie zu Boden; nur die junge, heiße Lebenskraft gab ihr den Mut, trotz allem nach den Sternen zu greifen.

»So bereite dich,« sagte ich entschlossen, »heute, vor Abend, reiten wir davon. Keins deiner Mädchen darf ein Wort erfahren; Verschwiegenheit ist unser halber Weg. Ich hole dich selbst.«

Ich schlenderte in die Ställe und musterte die Pferde. Jussuf, dies ist der Dank für deine königlichen Geschenke. Der Dank für zehn stürmelose Jahre, der Fußtritt des Gastfreundes, der wie ein Fürst neben dir gehen durfte.

Die drei Pferde wurden bereitgestellt; es lag nichts Auffälliges in meinem Befehl, da ich oft mit Sobeide ausritt. Darauf wandte ich mich in den Garten Haralds, der eben beim Mahle saß und mit dem gesunden Hunger seiner Jahre gewaltige Stücke von einer Hammelkeule biß.

»Vor Abend noch,« sagte ich, »du, Sobeide und ich. Der Emir wird kaum vor morgen erwartet. Lege dein altes Gewand an und darüber diesen Mantel. Und — hast du die andre Keule noch? Gut, pack' sie ein, ich will mich nicht auffällig versehen. Du erhältst Bescheid.«

Ehe er seinen Dank sagen konnte, verließ ich ihn, meiner verworrenen Gefühle kaum mehr Herr. In meinem Zimmer ging ich auf und ab und grübelte über einen Brief für den Emir, doch die schönsten, tiefsten Worte, die ich fand, dünkten mich armselig und schal. Das Mahl stand unberührt auf dem Tische, ich packte ein Teil in ein linnenes Tuch, füllte zwei Schläuche mit Wasser, band mit schamroter Stirn eine Menge Goldes in meinen Gürtel und wählte für Harald eine Waffe. Ich selbst nahm den Säbel, den mir Jussuf auf mein Wundbett gelegt hatte, und all diese Dinge barg ich notdürftig unter meinem Mantel. Das Gewissen betäubte ich mit dem Vorsatz, von der Küste aus an Jussuf zu schreiben. Wie ein Dieb ging ich aus dem Hause meines Freundes. Noch auf dem Wege zum Frauenhause beschloß ich, die beiden Kinder nur bis ans Meer zu geleiten und dann männlich vor Jussuf zu treten: Hier bin ich, morde mich und kühle deine Rache in meinem Blut!

Dieser Entschluß verschaffte mir eine merkwürdige Erleichterung, meine Tatkraft spannte sich freudiger. Der Tod dünkte mich kein großes Ding, ich glaubte mein Leben hinter mir zu haben und war mit solchem Abschluß zufrieden.

Sobeide zitterte vor Scham und Leid; nun, da eine jähe Entscheidung verlangt ward, blutete ihr Herz um den Mann, dem sie eine sorglose Jugendzeit verdankte. Sie hatte ihr ärmstes Gewand angezogen, schmucklos bis auf den alten silbernen Löwentaler; nichts von all den Beweisen von Jussufs Liebe und Freundschaft wollte sie mit auf diesen Weg nehmen. Ich verstand sie und redete nichts dawider, stolz auf ihren hohen, adligen Sinn, und so wandten wir uns schweigend zu den Pferden, stiegen auf und ritten, das ledige Tier am Zügel führend, an die andre Seite des Gartens. Vom Sattel aus konnte ich die Mauer erreichen; Harald hörte meinen leisen Ruf, klomm über, und die Paläste versanken hinter uns. Erst weit in der Steppe hielten wir an, banden die Schläuche und Vorräte auf die Kruppen und bereiteten uns besser auf den langen Ritt. In purpurner Verlegenheit sah sich die Jugend zum erstenmal unter fremden Augen an; ihre holde, tastende Verwirrung hätte mich unter andern Sternen mit Seligkeit erfüllt, jetzt verstörte es mein Gemüt noch ärger. Wir ritten wortlos in die nahende Nacht, von niemandem belästigt oder verfolgt.

Sobeide lebte noch in dem Gedanken, ich würde sie in das Abendland begleiten; ich mühte mich ab, ihr meinen geänderten Entschluß in einer Weise mitzuteilen, die sie am wenigsten traurig machen würde, aber ich verschob die Aussprache bis an den Morgen. Endlich fiel mir ein, wie ich ihren Trennungsschmerz zu lindern vermöchte, ich besann mich auf meine Priesterrolle und stand so fern allen Formeln und Gebräuchen, daß ich voller Glück über meinen Plan ward: ich wollte die beiden vor der langen Reise selber ehelich miteinander verbinden; Gott, meinte ich, würde den Segen des Vaters dem des Priesters gleichstellen.

Der Tag begann mit karger Sonne, mir war nicht zum Beichten zumute. Bei kurzen Rasten ritten wir weiter dem Meere zu; es blieb uns keine andre Wahl als Tyrus, denn dies war der einzige Hafen, der der Christenheit noch im Morgenlande verblieben war, und von dem aus wir mit einiger Sicherheit auf Überfahrt rechnen konnten. Zu unserm Kummer lahmte Sobeidens Pferd; auch sie selbst war von der äußeren Anstrengung und inneren Erregung völlig erschöpft und hielt sich nur mit Zwang in den Bügeln. Es kam so weit, daß Harald seine Beute vor sich in den Sattel nehmen und mit seinem Arme stützen mußte. Für seine mächtige Kraft war dies eine kleine Last, und dennoch zitterten seine Hände, als ich ihm das Kind emporreichte.

Vor der zweiten Nacht, als wir uns um der Tiere willen zu einer längeren Ruhe bequemten, sprach ich den Kindern davon, sie gleich an Ort und Stelle zusammenzugeben, da niemand wisse, in welche Fährlichkeiten unsre Pfade führten. Sie griffen danach, als hätte ich ihnen die ewige Seligkeit geschenkt; es war doch ein Ziel dieser Flucht, das erreicht war. Ich nahm den Turban ab, und die beiden Kinder knieten unschuldig vor mir nieder, Hand in Hand. Die Stimme versagte mir fast, das Herkömmliche entflog meinem Gedächtnis, ein paar Worte stiegen bebend aus tiefem Herzen; rasch segnete ich sie ein, zog sie an meine Brust und küßte sie beide in Herzenslust und Trauer.

Nun war an Schlaf nicht mehr zu denken, wir hatten alle inmitten der Nachtkühle fieberheiße Wangen und schlagende Pulse. Nach kurzer Weile bestiegen wir die Pferde und trabten langsam unter den Sternen dahin, die beiden eng umschlungen, ich mit Sobeidens Pferd am Zaum hinterdrein. Einmal war mir, als berühre eine Hand meinen Nacken, aber rückwärts schauend sah ich nichts als den flimmernden Himmelssaum über dem silbernen Steppengrase.

Doch das fremde Gefühl wollte mich nicht mehr verlassen, immer häufiger drehte ich den Kopf, und endlich glaubte ich in der Ferne das Blitzen eines Eisens zu sehen. Ein paar Sprünge brachten mich neben Harald, dem ich leise befahl, schneller fortzureiten, da ich, drohe Gefahr, rascher als er auf seinem doppelt belasteten Tier vorankäme. Er hatte kein Arg, trieb den müden Gaul zum Trabe und verschwand bald hinter den Hügeln.

Ich wandte mein Angesicht dem dunklen Schicksal zu, denn der aus dem Osten gegen mich anritt, war der Emir.

Sehr weit in der klaren Nacht erkannte ich den hemmungslosen Zorn in seinen Zügen; von seinem Renner flockte der Schaum wie Schnee; er, der keinen Sporn gebrauchte, trieb das geliebte Tier mit dem Dolche. Die Lanze steil auf meine Brust gerichtet, sprengte er heran, Mord in den verwilderten Augen, und unwillkürlich zog ich den Säbel aus der Scheide. Nicht um mein Leben zu retten; das war verwirkt. Aber ich wollte dem Tod so lange wehren, bis ich Jussuf das Glück der Kinder abgerungen. Ich rief und winkte ihm zu; vergebens, er wollte nichts hören und sehen, mit blinder Wut stachelte er sein Pferd und rannte auf mich ein.

Bei Gott, das Schicksal selber hat ihn getötet! Da sein Eisen handbreit vor meiner Brust war, zerschlug ich den Speerschaft mit dem Schwerte. Der Emir tat eine unglückliche Wendung im Sattel und stieß mit Gewalt in die Klinge. Sein Hengst stand plötzlich still, friedlich beschnupperten sich die befreundeten Tiere; Jussuf sank ohne einen Laut in meinen Arm. Seine Mienen glätteten sich und wurden mild, je mehr das Blut aus ihnen wich; er schlug die Augen auf und sah mich fast heiter an. Zu sprechen vermochte er nicht, seine Arme lagen an meinem Halse, er drückte mich mit seiner schwindenden Kraft und legte den Kopf kindlich an meine Brust; ein Lächeln glitt über seine Züge und hielt mit einem an, als schaue er entzückt ein Wunderbares. Stöhnend strich ich ihm die Lider über die gebrochenen Augen, und meine Tränen wuschen ihn rein von Schweiß und Staub. Dann hob ich ihn aus dem Sattel zu mir und ließ ihn sanft zur Erde, stieg ab und kniete lange neben ihm, alles vergessend, versunken in den Anblick seines friedlichen Gesichts, das sein erschautes Wunder wie ein Spiegel festhielt und so schön war wie im glücklichen Leben. Vielleicht, daß Gertraude seiner scheidenden Seele winkend den Weg in die neue Heimat gewiesen.

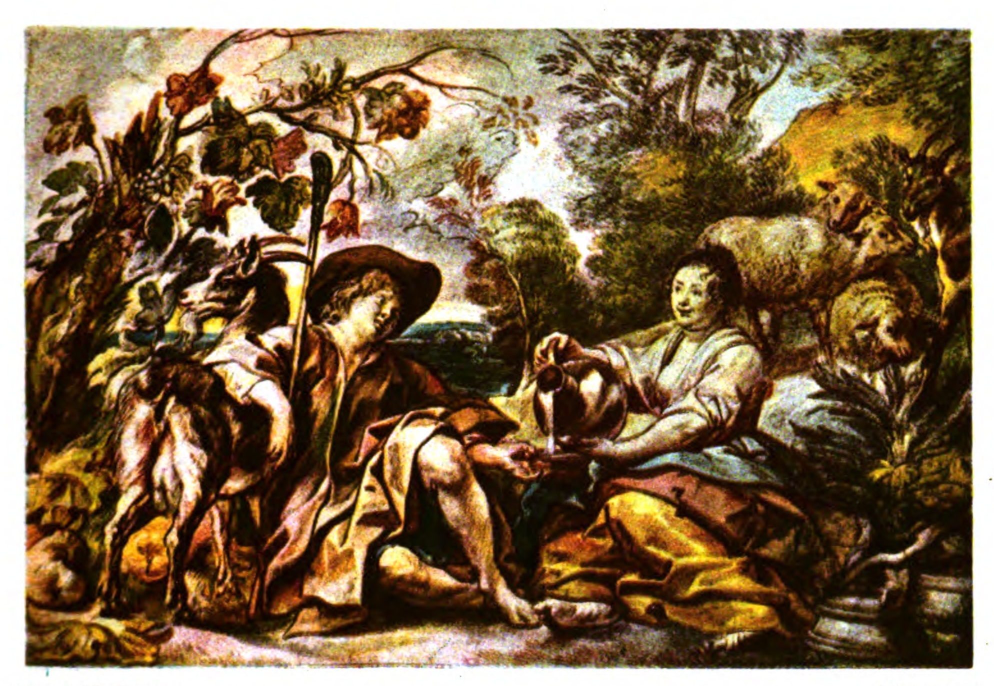
Und ich? Wohin mich wenden? Sollte ich den Seinen den blutigen Leichnam und mich selbst zum Opfer bringen? Wem zuliebe, wem zuleide? Mittellos trabten die beiden Kinder der Küste zu, noch in jeder Stunde von Gefahr umgeben. Bei ihnen war mein Platz. Ich entschloß mich rasch und hart, die weicheren Gefühle erdrosselnd. Jedoch bevor ich ritt, hob ich mit dem Schwerte die Grasnarbe ab und grub dem Freunde ein Bett. Dann säuberte ich Pferde und Säbel mit meinem Mantel von den Blutflecken, legte ihn zu Jussufs Füßen und deckte das Grab zu. Ich sorgte, daß die Erde über ihm nicht von den Aastieren aufgescharrt werden könnte, indem ich eine Menge Steine zusammentrug und einen Hügel von Gewicht und Dauer aufschichtete. Darauf wechselte ich die Sättel und legte seinem Roß den Sobeidens auf, erstach das lahme Tier und ritt den Kindern nach. —

Ich traf sie beim Morgenlicht; sie erschraken, da sie mich sahen, als ob ein Gespenst sie überrascht hätte. Und ich — gelassen bot ich des Emirs Grüße und in dem Pferde ein letztes versöhnendes Geschenk an Sobeide. Er habe sie nicht mehr sehen wollen und sei auf dem lahmen Tier langsam zu den Seinen verritten.

Sobeide beugte sich über meine Hand und schluchzte leise: »Und du, Vater?«

Irgend etwas lachte in mir zornig und gepeinigt, ich starrte über die glühende Steppe und trotzte dem Gott, der mich verfolgte, indes mein Herz wie ein gefangen Wild in seinem Kerker tobte. »Ich fahre mit euch in die alte Heimat!« schrie ich rauh. Aber sie blickten mich erstaunt an und hörten mich nicht; die Worte blieben mir in der Kehle stecken.

(Schluß folgt.)



Jacob Jordaens: Hirtenpaar

# Handzeichnungen alter Meister

Mit neun farbigen Textabbildungen und zwei farbigen Kunstblättern nach Reichsdrucken

## Begleitworte von Friedrich Düsel

Laßt uns, Freunde schöner und guter Bilder, den Begriff »Klassiker« oder auch nur den »alte Meister« nicht zu hoch und zu schwer nehmen! Was hätten die Künstler und ihre Werke davon? Leicht legt solch überhöhter Respekt einen Wall um sie, der mit der Nähe auch die Vertraulichkeit und Liebe tötet. Es muß genug sein, daß wir einen guten Teil unsrer Dichter-Klassiker in Glasschränken stehen haben, die außer zur Entstaubung in Jahrzehnten nicht geöffnet werden. Ihre Kollegen von der bildenden Kunst haben es leichter, zu uns zu sprechen, sich der Nachwelt unmittelbar lebendig zu erhalten. Mit einem Blick umfaßt das Auge ein Gemälde oder ein plastisches Bildwerk, und wenn die Seele den sinnlichen Eindruck auch erst vertiefen muß, um einen Kunstgenuß daraus zu machen, den Vorteil, den so ein Original für die Erhaltung und Verlebendigung der künstlerischen Wirkung vor den Druckbuchstaben voraus hat, ist ungeheuer. Nun gar, wenn statt der fertigen repräsentativ ausgewogenen und abgeschlossenen Gemälde Handzeichnungen vor uns hintreten, noch umwittert von dem frischen Hauch der schöpferischen Persönlichkeit! Freilich ich weiß, was man dagegen einwenden wird: Sind die nicht — wenigstens von alten Meistern — womöglich noch seltener und kostbarer als Gemälde? Gewiß, jede große öffentliche Kunstsammlung hat heute ihre Schreine und Mappen, und der Seidenfaden, der diese Schätze einst feierlich umspann und sie abschloß von der großen Gemeinde der »bloß« Genießenden, ist längst durchschnitten. Aber es gibt Tausende und aber Tausende, die einsam in kleinen Städten oder auf dem Dorfe sitzen und den Weg nicht finden zu den Tischen, auf denen diese Mappen ausgebreitet werden. Und andre gibt es, die können sich nicht überwinden, mit Werken der Kunst in Gesellschaft zu verkehren, in Räumen, wo sie nicht allein mit ihnen sind. Das ist der Punkt, wo der Segen unsrer mechanischen, auf einem hohen Gipfel angekommenen Nachbildungskünste einsetzt. Man mag in Kunstdingen noch so »aristokratisch« fühlen und durchaus keinen unbedingten Gewinn darin sehen, wenn das Schönste, Reinste und Erlesenste wahllos wie Kiesel auf die breiten Wege der Masse ausgestreut wird — die Möglichkeit, durch so meisterhafte Faksimile-Nachbildungen, wie die Reichsdruckerei in Berlin sie liefert, mit den Handzeichnungen alter und neuerer Meister vertraut zu werden, möchte sicherlich keiner von uns mehr missen.

Es ist ein gar blütenreicher, formen- und farbenbunter Garten, durch dessen Beete, Gebüsche und Lauben wir da wandeln, bald wildwüchsig, bald artig gezogen und sauber gepflegt, bald nach den strengen Regeln der Pflanzschule, bald persönlich bis zur Selbstherrlichkeit.



Rembrandt: Sitzender Greis

Unsre kleine Sammlung von farbigen Nachbildungen solcher Handzeichnungen alter Meister, niederländischer, deutscher und schweizerischer, lädt zu einem flüchtigen Spaziergang durch diesen Garten ein, um bei dieser und jener Blüte einen Augenblick zu verweilen, von ihrer Herkunft etwas zu erfahren und über ihre Eigentümlichkeiten nachzudenken. Wir vervielfältigen diesmal durchweg in dem farbigen Offsetverfahren, um den koloristischen Reizen der Originale, die hier so wesentlich sind, möglichst nahezukommen. Wenn wir uns dabei auf die »Reichsdrucke«, d. h. die nun selber schon klassisch gewordenen Faksimile-Reproduktionen der Reichsdruckerei in Berlin stützen, deren Wesen und Wert wir den Lesern der Monatshefte im Juniheft an vielerlei Proben geschildert haben, so bedeutet das kaum eine Zwischenstation. Denn die Reichsdrucke sind in einem Maße originalgetreu, daß auch geübte Kenneraugen sie nur mühsam von den Urstücken in den öffentlichen Sammlungen zu unterscheiden vermögen — wonach jeder sich ausrechnen mag, wie billig er zum idealen Genuß solcher »Originale« kommen kann, beträgt doch der Preis dieser Einzelblätter oft nicht mehr als 6 Mark.

Zuerst die Niederländer, Meister aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Da erscheint Jacob Jordaens, der eigenwüchsigste Nachfolger des großen Flamen Rubens, mit einem »Hirtenpaar«. Er ist durch seine großen religiösen und allegorischen Bilder, namentlich aber seine Schlemmereien und Kirmesorgien, als sinnlich und derb verrufen. Einen »ungestümen flämischen Bär« hat man ihn genannt, der neben dem Aristokraten Rubens wie ein plumper Plebejer wirke, wenn sich auch der heitere Frohsinn seiner häuslichen Szenen, in deren Mittelpunkt er gern die Schönheit und Güte, den Ordnungssinn und die Festlaune der Frau stellt, nicht verkennen läßt. Diese Handzeichnung, wohl aus seinen späteren Jahren, wo er schon zu weicherem Helldunkel, zu gebrocheneren Nebenfarben und bräunlicher Tonmalerei übergegangen war, zeigt ihn in zarterem, feinerem Licht. Die Farbengebung hat entgegen dem sonst so saftigen Pinsel, der leuchtendes Rot, tiefes Blau, Saffrangelb und ockerfarbige Fleischtöne bevorzugt, etwas vornehm Gedämpftes, und auch die strotzende Gesundheit der Figuren ist durch eine gemessene, würdebewußte Haltung gemildert, wie sie uns auf den flämischen und brabantischen Teppichwirkereien der Zeit begegnet. Be-

merkenswert, wie zärtlich der sonst so Wuchtige hier die Natur behandelt. Nicht nur, daß die Ziegen und Schafe freundlichen, neugierig-sympathischen Anteil an der Schäferszene nehmen, auch die Sträucher und Kräuter schmiegen sich um das ruhende Paar wie eine Liebeslaube.



Nicolaus Maes: Die Garnwinderin

Noch näher als Jordaens stand zu Rubens der um 25 Jahre jüngere Jan Bruegel der Ältere, der zweite Sohn des Bauern-Bruegel, den die Zeitgenossen wegen seiner Vorliebe für Samt- und Seidenstoffe den Samt-Bruegel nannten. Er war mit dem alle weit überragenden Meister eng befreundet und ist ihm oft zur Hand gegangen, wo es galt, in Rubenssche Bilder hübsche Landschaftsstücke einzufügen, wie beim Paradies im Mauritshuis im Haag. Seine eignen Gemälde, Landschaften, Tier- und Blumenstücke, Genre- und Historienbilder, zeigen eine feine Detailausführung und strahlendes Kolorit, das vielen nachahmenswert erschien. Sein »Seestück« mutet uns in der Sparsamkeit der Zeichnung und der verhaltenen Eleganz der Farbe, die einen eigentümlichen Flaum und Duft hat, fast modern an. Es gibt viele Handzeichnungen von Bruegel, die besten in der Wiener Albertina. In der Regel sind sie mit der Feder ausgeführt, dann aber oft mit Tusche oder Bister, der braunen Wasserfarbe, die aus geglühtem Buchenholzruß gewonnen wird, nachträglich getönt. Auf das unsrer Wiedergabe zugrunde liegende Original darf das Berliner Kupferstichkabinett besonders stolz sein.

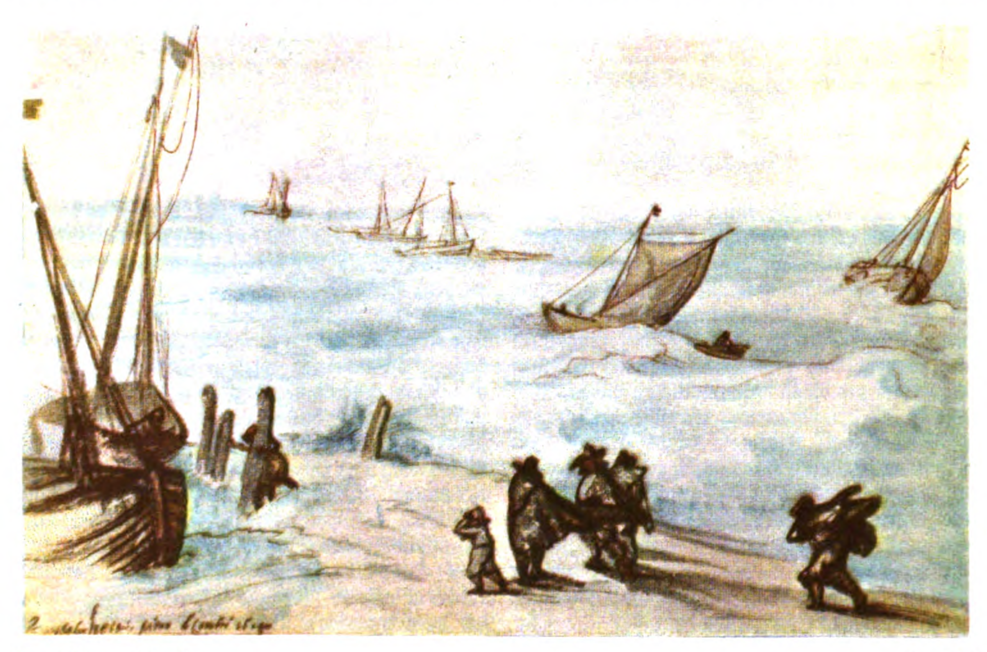
In der Vornehmheit der Farbe können sich mit diesem Bruegelschen Blatt die beiden Zeichnungen von dem Amsterdamer Hendrik van Averkamp, das »Wirtshaus am Ufer« und der »Sommer«, gewiß nicht vergleichen; in dem lebhaften Erzählerton, in der Zutraulichkeit und Behaglichkeit sind sie ihm überlegen. Man möchte in dem Zeichner gerade dieser Blätter einen geselligen und lebensfrohen Menschen vermuten, der sich gern unters Volk mischte und sich keinen der dort erlauschten, oft so beredten Einzelzüge entgehen ließ, und doch wissen wir, daß Averkamp mit einem ihn schwer drückenden Sprachfehler behaftet war, weshalb er nach seinem eigentlichen Wohn- und Schaffensort »de Stomme van Kampen« hieß. Fast auf allen seinen Blättern findet sich eine reiche Staffage von buntgekleideten Figürchen, die wohl manchmal etwas Puppenhaftes haben, aber doch, wenn man näher zusieht, fein und sicher durchgebildet sind. Am bezeichnendsten für



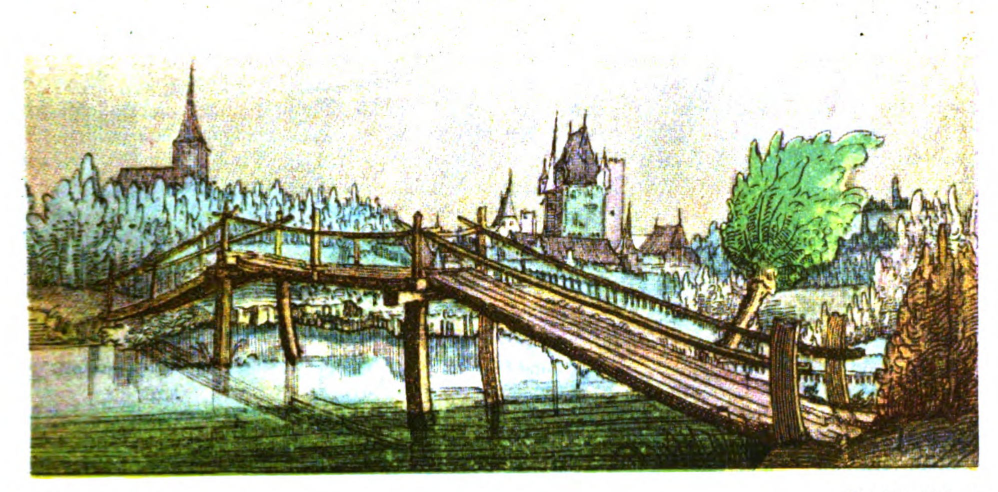
Hendrik van Averkamp: Wirtshaus am Ufer

ihn sind seine Winterlandschaften, Eisbelustigungen, die ja im Volksleben der Holländer eine so große Rolle spielen. Wer sich an die farbigen Jahrmarktszeichnungen Karl Stirners erinnert, die wir vor einiger Zeit gezeigt haben, wird eine überraschende Ähnlichkeit zwischen dem alten Holländer und dem schwäbischen Künstler unsrer Tage entdecken.

Mit der Porträtstudie eines »Sitzenden Greises« steigt Rembrandt empor, gleich groß als Maler wie als Zeichner, zeitlos, heute noch genau so lebendig wie vor vierhundert



Jan Bruegel d. Ä.: Seestück



Wolfgang Huber: Dorflandschaft

Jahren. Er ist der noch immer unerreichte Zauberer des Lichtes, der Meister der bald hell, bald dunkel beleuchteten Fläche, der mit der Linie, sei es, welche es wolle, mit selbstherrlicher Genialität umspringt. Mit dem geringsten Aufwand von Mitteln läßt er einen Kopf, einen Akt, eine Landschaft, eine ganze Komposition aufs Papier fliegen, und es kommt ihm dabei



Hendrik van Averkamp: Sommer

auf Verzeichnungen im einzelnen (siehe die rechte am Buche liegende Hand des Mannes!) gar nicht an. Er schuf den impressionistischen Stil der Zeichnung, von dem nach ihm noch Jahrhunderte zehrten, an dem sich viele Meister gebildet, mit dem sich aber noch mehr Stümper entschuldigt haben. Und doch gibt es nichts Persönlicheres als so eine Rembrandtische Zeichnung; man erkennt jede sofort als sein Eigentum. An Fleiß in der Zeichnung sind ihm viele überlegen, in der Gesamtwirkung erreicht ihn niemand, und einen solchen Zwang, an ihn und seine Schöpfung, sei's auch nur eine Minutenschöpfung, zu glauben, hat erst recht kein einziger wieder ausgeübt.

Nicolaus Maes, von dem wir die Garnwinderin zeigen, war einer der feineren Schüler Rembrandts. Rüben- und Apfelschälerinnen, junge Mädchen, die träumerisch am Fenster stehen, alte Frauen am Spinnrocken, vor der Bibel oder beim Tischgebet: das ist die Welt seiner stillen, zarten und sympathischen Bilder, über denen eine Empfindung liegt, die Rembrandt nahekommt, wenn auch die ungleich nüchternere Behandlung und Beleuchtung alsbald wieder eine Schranke aufrichtet. Je bescheidener im Format, desto herzbewegender diese Bilder. »Aus ihrem Dunkel«, sagte Bode in den Charakterbildern der Rembrandtischen Zeitgenossen, »strahlt sonniges Glück, spricht stilles Behagen und Freude an der Arbeit; ein warmes goldiges Licht und das leuchtende Rot, das die wenigen Farben beherrscht, wirken einschmeichelnd auf den Beschauer. Die schlichten Begebnisse aus dem kleinbürgerlichen Alltagsleben sind hier mit einem ganz eignen Heiligenschein versehen und mit einer Einfachheit und einer gemütvollen Erzählerkunst vorgetragen, daß man an Rembrandts Schilderungen aus dem friedlichen Familienleben biblischer Gestalten erinnert wird.« In den letzten 25 Jahren seines Lebens war Maes fast nur noch Bildnismaler, und in diesen Spätwerken hat er sich so ganz dem koketten und posenhaften Geschmack der Mode gefügt, daß wir den Schüler Rembrandts kaum noch erkennen. Um so lieber sollen uns seine den Frühwerken ähnlichen Handzeichnungen sein.

Jan van Huysums Blumenmalerei, wie sie uns in seinem Strauß erscheint, ist längst nicht mehr die unsrige. Wir haben ein intimeres Verhältnis zu den Kindern Floras gewonnen und sind uns der gegebenen Schönheit ihrer unverkünstelten Naturhaftigkeit bewußter geworden, als es die Blumenmalerei der de Heem, Mignon und Huysum für gut fand. Sie war zu sehr aufs Dekorative, auch wohl Pompöse aus, bevorzugte deshalb die großen repräsentativen Formen und ließ darüber den Duft vermissen. Vielleicht fühlte sie selbst diesen Mangel an Leben, setzte deshalb ihre gezüchteten Gartenblumen, angeordnet in mächtigen Vasen, als Schaustücke auf Marmortische und ließ Insekten und Schmetterlinge darum spielen, als brauchten sie Bürgen für ihre Echtheit. Dabei ist die Feinheit der Einzelbehandlung und der Schmelz der Pinselführung, zumal bei Huysum, nicht zu verkennen, und man begreift, daß ihm seine Zeitgenossen den Namen »Phönix der Blumen- und Früchtemaler« gaben.

Wie Averkamp, so hat auch der Haarlemer Cornelis Dusart die Lebensfröhlichkeit seiner Bilder einem schwachen und siechen Körper abringen müssen. Ein Schüler Ostades, aber auch von Jan Steen stark beeinflußt, hat er in deren Art hauptsächlich Bauernszenen gemalt, die sich in der Anhäufung von realistischen Einzelheiten kaum genugtun können. An die Stelle des feinen zusammenhaltenden Tons der Ostadischen Schule ist bei ihm eine herausfordernde Buntfarbigkeit getreten, und die novellistischen Illustrationszüge überwuchern das rein künstlerische Element. Aber die Leichtigkeit der Zeichnung, die Sicherheit der Komposition und die Geschicklichkeit der Lichtführung, Vorzüge, die uns auch bei seinen »Bauern in der Wirtsstube« begegnen (siehe das Einschaltbild), reißen doch immer wieder fort.

Die beiden deutschen Künstler des frühen 16. Jahrhunderts, die uns auf diesen Blättern begegnen, gehören in die Nachbarschaft Dürers. Wenn der Regensburger Albrecht Altdorfer, der führende Geist des Donaustils, auch nicht gerade als Schüler dieses Meisters zu betrachten ist, so hat er doch zum mindesten für seine graphischen Arbeiten mancherlei Anregungen von dem großen Nürnberger empfangen. Er ist vornehmlich Landschafter, ja der erste Meister deutscher Landschaftsmalerei, und zeigt in der Beobachtung des Lichtes und der Farben sowie in der phantasievollen Gesamtauffassung, der die Straffheit der Zeichnungen nicht immer gewachsen ist, zuweilen überraschende Ähnlichkeit mit Matthias Grünewald, dem Meister des Isenheimer Altars. Zeichnungen von ihm, zumeist in der sogenannten Helldunkeltechnik, auf gefärbtem Papier mit Weißhöhung, sind in großer Zahl auf uns gekommen, die meisten aus seiner früheren Zeit, aus dem 2. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts. Deutlich erkennt man daran die Herkunft des Künstlers aus der Buchmalerei; die Vorliebe für das kleine Format, die Freiheit der Gestaltung, der erstaunliche Erfindungsreichtum seiner Kunst, all das, wie es sich auch in der »Landschaft mit der Tanne« findet (siehe das Einschaltbild), deutet auf die Lehre in der Werkstatt eines Miniators. Wie im Heiligen Georg der Münchner Pinakothek, so überwuchert auch hier die Landschaft, und der Bauer oder Holzfäller wird zur bloßen Staffagefigur unter den



Jean Etienne Liotard: Dame im Sessel

Bäumen und Bergen, zu einem winzigen Punkt im unendlichen All, das schon von einer märchenhaft romantischen Stimmung durchwoben ist.

Eng verwandt mit Altdorfer ist der gleichaltrige Wolf Huber, wohl sein Schüler. Aber er lenkt aus der schon halb gewonnenen Freiheit wieder zurück in eine kleinmeisterliche Manier, die nach Kurt Glasers Vermutung den Zeitgenossen immer noch das letzte Wort künstlerischer Ausdrucksmöglichkeit dünken mochte. Sauber gezeichnet sind seine Figuren, wohlverstanden ist jede Bewegung, aber es liegt eine akademische Kühle über seinen Blättern, auch in der Dorflandschaft, die wir zeigen. Das kunsttechnische Problem hat die freie Gestaltung wieder verdrängt, wenn Huber auch mildere Töne anschlägt als der zweite berühmte Landschaftszeichner jener Zeit, Augustin Hirschvogel.



Jan van Huysum: Blumenstrauß

Als Stimmungsskizze wird seine Dorflandschaft nicht gelten können. Statt dessen gibt er Veduten oder nur lose zusammengestellte Einzelheiten: Zweige, Gräser, Blätter, Sträucher, Häuser, Türme, Brückengeländer usw. Ein Baum, so ängstlich wie bei ihm nachgezeichnet, bekommt leicht etwas Besenartiges, Gespenstisches und Peinliches; Empfindung und feiner Geschmack sind bei ihm noch gebunden.

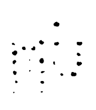
Endlich der Schweizer Jean Etienne Liotard mit der »Dame im Sessel Schon ein Kind des 18. Jahrhunderts, war dieser Genfer, ein würdiger Nachfolger Watteaus, einer der ersten Pastellmaler von europäischem Ruf, in allen Hauptstädten als Bildnismaler gesucht und verwöhnt. Und doch lebt heute sein Ruhm fast nur noch fort durch sein Schokoladenmädchen in Dresden und allenfalls noch durch das gleichfalls dort aufbewahrte Bildnis seiner Nichte, bekannt unter dem Namen »Die schöne Leserin«, zwei Werke von wunderbarer Zartheit der farbigen Behandlung, mit denen sich aber unsre Handzeichnung in gewissen Einzelheiten, zumal dem Spitzenüberwurf, wohl vergleichen läßt.





Albrecht Altdorfer: Landschaft mit Tanne

Nach dem Reichsdruck Nr. 872



# Wenn es köstlich gewesen ist

## Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

Von Helene Voigt-Diederichs

### Neun mal neun sind einundachtzig

Die Mutter sagte gern zur Frau des Dorfgeistlichen, ihrer vertrauten Freundin: »Im Himmel sein, das kann ich mir nicht anders denken, als mit einem kleinen Kind an der Brust!« Und die Freundin, der mit gleicher Stetigkeit ein Menschenknösplein entweder unterm Herzen oder am Busen zu wachsen pflegte, mochte ihr heimlich recht geben, wenn diese Auffassung vom Jenseits auch nicht in allen Teilen der des seelsorgerischen Gemahls entsprach.

Den schon vorhandenen Kindern wurde das Märchen vom Storch ohne alle Geheimnistuerei freundlich weitergegeben, aber gerade nur als Märchen: in Wahrheit brachten die Engel die kleinen Kinder. Trotzdem lächelte die Mutter bedeutungsvoll zu den Zaubergesängen, die gern laut wurden, sobald einer der Wundervögel aus Ägypten über die Dächer strich. »Storch, Storch, goder, bring mi 'n lütten Broder! Storch, Storch, bester, bring mi 'n lütte Swester!« Einige Wochen oder Monate später hieß es dann wohl, wenn wirklich ein neues winzig rotes Menschenbündel in den weißen Kissen lag: »Seht ihr wohl, wie euer Singen genützt hat!«

Die wahrhaftigste Freude am Neugeborenen empfand die Mutter in dem Augenblick, wo die neugierige Schar auf den Zehenspitzen hereingetrippelt kam und sich mit weihnachtsfrommen Augen um das kleine Bett beugte. Nach dem ersten Staunen wagte wohl ein Beherztes, die geballten Händlein aufzulösen, Fingerlein wurden gezählt und Füßlein zärtlich gekniffen: ob es schon alt genug sei, das zu merken? Man konnte sich nicht sattfreuen am Augenverdrehen, Schnüffeln und Mundziehen des kleinen Milchigels. Die kleine Anna war es, die angesichts des Jüngstgeborenen die Mutter mit einem tiefsinnigen Rechenstück und bedeutender Zukunftshoffnung füllte. »Neun Kinder sind wir, jedes von uns kriegt wieder neun — also neun mal neun sind einundachtzig ...«

Die Engel hatten die freundliche Gewohnheit, zugleich mit dem Kindlein Süßigkeiten für die Geschwister abzuwerfen, die sie selber vom kleinen Kopfkissen finden und wegholen durften, zu seelischem so gut wie zu leiblichem Gewinst. Dieser letzte nahm weitere ergötzliche Formen an; gelegentlich durfte ein Kind am Bette hochklettern, durfte mitschnäbeln am süßen Haferwelgen, der gelobten Speise der Mutter, solange sie krank war. Warum war sie krank? Nun, weil der Storch — diesmal natürlich wieder der Storch, Engel bissen doch nicht! — sie ins Bein gebissen. Der kleine Bilderwechsel, mit fröhlicher Sicherheit vollzogen, erschütterte keineswegs die Überlieferung.

Die Mutter freute sich von Herzen jedesmal auf das neue kleine Kind; bevor stand ihr nur, daß sie so viel Zeit in Haus und Wirtschaft »zwischenaus« sein mußte. Schmerzen schreckten sie nicht, wenn sie ihren Sinn hatten und darum gut und richtig waren. Peinlich aber blieben die Schauergeschichten und die wartend auf sie gehefteten Eulenaugen der weisen Frau, die sich gern rühmte, mit gewaschenen Händen ins Bett zu gehen, um ohne Verzug bereit zu sein, wenn nachts ein Wagen vors Haus gejagt kam. Zur Linderung erschien bei späteren Geburten die alte Krämerin, ebenfalls aus dem Dorfe, die das Geschwätz der Wehmutter eindämmte und der jungen Frau, sobald das Kindchen seinen ersten Schrei getan, einen herzlichen Kuß gab.

Dieser Kuß und das Staunen der Geschwister waren das Beste und Zarteste, was der Mutter widerfuhr. Der Vater atmete dankbar auf, wenn der unruhige Tag und die Not seiner Frau vorüber waren. Insgeheim aber mochte die neue Verantwortung ihm zu schwer auf die Seele fallen, als daß sich reine Freude an dem, was ebensosehr Forderung wie Geschenk war, ans Licht getraut hätte.

Viel unbekümmerter fügte die Mutter den Zuwachs an Pflichten dem gesegneten Bau ihres Lebens ein. Ihre Kraft, zu lieben und zu arbeiten, mehrte sich mit jedem Anspruch. Wenn sie je einen Wunsch zur bescheidenen Entlastung äußerte, war es der, daß sie so viele Arme wie Kinder besitzen möchte, ja lieber noch zwei mehr, damit sie jeglichem eine Hand geben könnte und doch noch zwei freibehielte zum Stricken. Denn sie liebte es, mit fleißigen Nadeln, das Knäuel in der Schürzentasche, abends einen kleinen Weg durch den Garten zu machen. Alle wollten sie anfassen oder sonstwie an ihr hängen, und dabei sollte doch bis morgen dies neue Paar Strümpfe durchaus fertig sein. »Ich hab' es mir nun mal vorgenommen!« Lieber einem andern als sich selber erließ die Mutter ein fälliges Stück ihres Tagesplans.

Entschloß die Mutter sich, ein Kind zu entwöhnen, so bekam es die Milch, wie sie aus dem Stalle kam, unverdünnt und ungekocht, gerade nur ein bißchen angewärmt. Eins wie das andre gedieh, ohne daß es groß bedoktert zu werden brauchte, höchstens ward ihm ein kleines Pulver verschrieben, und mit dem Rest wurde bei einer andern Gelegenheit ein andres geheilt.

Die Taufe fand feierlich im gartenwärts gelegenen Saale statt. Auf dem weißbedeckten Tischchen stand inmitten eines Kranzes von Efeu, Immergrün oder Blumen die goldrandige Spülkumme von der Mutter festlichem Teegeschirr. Die Kinder wurden feingemacht, möglichst kurz vorher, damit es kein Unheil gab auf den frischen weißen Kleidern der kleinen Mädchen, die mit schottischen Schärpen gegürtet und mit Korallenketten an Hals und Armen geschmückt waren, obendrein das Haar hängend, das heißt sonntäglich ungeflochten trugen. Der bescheidene Putz der Jungen bestand in der Hauptsache aus einem schmalen weißen Halskragen. Das dunkle Jäckchen war nur mit einem einzigen Knopf verschließbar, darunter reckte eine richtige kleine Weste bäuchlings ihren Keil.

Der Pastor im schwarzfaltigen Talar sprach von Erbsünde und Gottesliebe und nannte feierlich den Namen des Kindes, indem er das Köpfchen reichlich mit Wasser beschwemmte. Mehr als der geistlichen Handlung gab sich die Mutter der Sorge hin, ob das Taufwasser nicht inzwischen schon zu sehr abgekühlt sei — das nächste Mal wollte sie es sicher unbedenklich ganz heiß in die Schale tun! Neben dieser gab es noch andre mehr handgreifliche Störungen. Es konnte sein, daß sich mitten in die beschworene Gottesnähe ein trippelnder Regen von Korallenperlen ergoß, indem ein Kind unversehens sein Kettlein zerspielt hatte. Die Wirkung zu mildern, erzählte nachher die Mutter wohl von dem Hamburger Geschwisterpaar, das in ihrer Jugend bei gleicher Gelegenheit sich unterirdisch an den Pastor herangemacht, um zu ergründen, ob er etwa bloß Füße habe und im übrigen unter dem langen schwarzen Rock säulenhaft zusammengewachsen sei. »Nein, er hat auch Beine!« unterbrach ein Jubelstimmchen Ort und Stunde und die Versteinerung der Taufgäste.

Zu den weiteren Staffeln im Leben des Jüngstgeborenen gehörte selbstverständlich der erste Zahn, vor allem das Warten darauf. Immer wieder schmeichelte morgens die Mutter einen silbernen Löffel zwischen die Kiefern des kleinen Sabbelmäulchens, lauschte, ob es klapperte, und die Geschwister kamen und lauschten ebenfalls. Dank und Freude erscholl, wenn endlich der ersehnte porzellanhelle Ton antwortete. Wenige Jahre später gab es dann das ersehnte Wackeln am schimmernden Mausegebiß. Die Mutter tröstete: »Er sitzt schon ganz lose!«, knüpfte eine Schlinge von Zwirn oder griff unmittelbar mit ihren sicheren Fingern zu. Nachher nahm sie, selber noch froher als das Kind, das peinliche Verfahren beendet zu sehen, lächelnd teil an seiner Enttäuschung; statt der erwarteten zollangen Wurzel wurde nichts gefunden als ein stumpfer Fuß, ein Nichts von einem Blutströpfchen!

In der Mutter Schlafstube standen außer dem ihren fünf kleine Betten. Die drei Trallenbetten, das grüne Bett und das für das Allerkleinste, das nicht etwa wie andre Säuglinge in Korb, Wiege oder Wagen nächtigte. Das grüne Bett hatte geschlossene Holzwände, man lag darin wie in einem offenen Sarg. Es bestand aus zwei Teilen, die beliebig voneinandergezogen werden konnten, so daß mit dem Kinde zugleich das Lager sich verlängerte. Leider wuchs die Matratze nicht mit, so blieb der Gewinst am Fußende gerade nur ein hohler Raum, in dem sich Kühle sammelte. Jedes Kind bewohnte ein Jahr oder zwei das grüne Bett, was eine besondere Zeit der Einkehr und Besinnlichkeit wurde. Man konnte mit den Geschwistern redend oder schweigend verkehren und lebte gleichzeitig abgetrennt zwischen seinen eignen Wänden, an denen man im Dunkeln, wenn die Mutter dagewesen zum Gutenachtsagen, mit den roten Köpfen der Schwefelsticken feurige Nebukadnezarschrift malen konnte. Einen weiteren Vorzug bedeutete es, daß dem grünen Bett ein breiter Rand eigen war, so daß die Mutter, nachdem sie sich zu Gutenacht und Gottsegnedich hereingebeugt hatte, manchmal einen Augenblick ruhend und milde sitzenblieb, was bei den Trallenbettchen herzlich unbequem war.

Das Kinderbettchen, das ganz kleine, ein einziges Mal fiel der Mutter Blick mit großem Jammer darauf. Niemand hatte bedacht, es wegzunehmen, damals, als sie von einer Reise heimkam, ohne das junge Kindlein, das sie mit hinausgenommen. Ganz jäh in der Fremde hatte sie es hingeben müssen. Zu Hause wartete neben ihrem großen das kleine Bett; über dem Treppengeländer hing eine Windel, sie riß sie an ihre Brust und drückte schluchzend das Gesicht hinein. Jedoch schon am andern Tage konnte sie dem zwölfjährigen Ältesten schreiben, den sie des Schulbesuchs wegen bei ihrer Schwester in der Landeshauptstadt zurückgelassen: »Der Abschied von dir sowie der Verlust des Engels muß ertragen werden ...« Innerlich war sie so weit, nun auch ihr Tagewerk wieder in feste Hände zu nehmen, dankbar noch, denn: Gott segne den Mann, der die Arbeit erfunden hat!

Wenn die Mutter in Haus oder Meierei wirtschaftete, ließ die junge Meute sie einigermaßen in Frieden, aber in jede weniger bewegte Stunde fiel sie mit gieriger Liebe hinein. Ein allgemeines Gewohnheitsrecht war das nächtliche Zur-Mutter-ins-Bett-kriechen. Jedes Kind, das erwachend ein Mißbehagen oder Alleinsein spürte, wanderte aus und eroberte sich einen schmalen Platz an der neuen traumhaft wohligen Lagerstatt. Oft begann man bereits abends damit, voraussichtlicher Nebenbuhler wegen, denn

wer zuerst kam, lag am sichersten. So geschah es wohl, daß die Mutter schon beim Schlafengehen einen kleinen Gast vorfand. Selten brachte sie es übers Herz, die Nachzüglinge auszuschließen, aber sie mußten sich mit den Außenseiten begnügen, halb auf den Holzrand gedrängt oder auch mit einem Viertelchen darüber hinausstehend. Mochten sie liegen wie sie wollten, es dauerte meist nicht lange, bis sie süß getröstet einschliefen.

Einer der Einlagerer, ein kleines Mädchen, hatte die schauerliche Liebhaberei, mit lauter Stimme »die abenteuerlichen Balladen vom Mondkarlchen, Glashaus oder Mamsellchen Pimpernellchen in die nächtliche Stille ausströmen zu lassen. Niemals ward ihm das Mundwerk gelegt, in diesem Falle nicht, weil die Mutter sich freute, ein Kind so recht von Herzen einer Sache hingegeben zu sehen, sondern weil sie ganz einfach ihren festen, gesunden Schlaf schlief, aus dem sie nur auferstand, sobald eins Hilfe brauchte, dann aber augenblicklich und bei dem leisesten Anruf.

Ein Kind hatte Ohrweh — unhörbar glitt sie durch das rötlich schwimmende Licht des Zimmers, wärmte Öl in einem Löffel oder kochte Zuckerwasser in dem blechernen Töpfchen, das behutsam über das Lampenglas geklammert ward. Oder das Kleinste mußte trockengelegt werden, da wurde eine Windel vom Warmkorb geholt, einer Art von riesigem Bienenstock, locker aus Weiden geflochten, der über ein Becken mit Torfglut gestürzt und allezeit mit Leinen oder lockerem Wolltuch behängt war. Die Mutter pflegte ein Wäschestück, das von der Bleiche kam, sorglich an Wange oder Mund zu prüfen, ob es nicht klamm sei. Und etwas, das klamm war, kam nicht an den Leib ihrer Kinder. Aus diesem Grunde wurde am letzten Abend der Woche das ganze schön geplättete Weißzeug um den Kinderstubenofen gehängt und später dann, frisch und sonntagsmorgenlinde, über die kleinen Leiber gestreift.

Die Mutter hielt streng darauf, daß die Kinder sich gründlich wuschen, und, so sehr sie es schätzte, wenn eins »alertig« war, ein wenig mißtrauisch äugte sie doch, sobald es allzu schnell in seinen Kleidern stand. Dieses letzte war hauptsächlich der Fall seit Erfindung des Gespenstes, eines vogelscheuchenhaft schlotternden Etwas, vollständig angezogen, an dem sogar die Strümpfe beinfertig hingen. Man hatte zum ganzen Anziehen nichts weiter nötig, als von oben hineinzusteigen, die Hülle geschickt um sich herum hochzuwinden und einen letzten Knopf zu schließen. Nein, gegen dieses Gespenst hatte die Mutter nichts, trotzdem sie im allgemeinen mehr das klar gebaute als das verzierte oder abgekürzte Wirken liebte. Wohl aber gegen das allzu sorglose Fertigwerden. »Hast du dich auch richtig abgezogen?« hieß es gern, und das Waschwasser ward geprüft, ob es genügend seifenschwärzlich sei. Abziehen war feste Vorschrift; es bedeutete, daß man mit Wohlanständigkeit die Ärmel des Nachthemdes über dem Nabel zusammenzubinden und den Oberkörper unter den Schaum der rotweiß gewürfelten Seife zu setzen hatte. Ein besonderer Lohn war es, wenn ein Kind diese schlanken Riegel, nach eignem Urteil die Größe der Stücke bestimmend, mittels eines Zwirnsfadens zersägen durfte.

Tat über Tag eine eilige Wäsche not — und bei welchem Kinde, das notgedrungen ins Licht der Erwachsenen auftauchte, wäre dies nicht der Fall gewesen! —, so genügte der Mutter zum Schwamm kurzerhand ein am Munde gefeuchteter Schürzenzipfel, der selbstverständlich mit jäher Fratze beantwortet ward, ungeachtet des schmeichlerischen: »Er ist ganz rein!«

Das Kämmen und Zöpfen der kleinen Mädchen besorgte die Mutter stets selber. Ein Stuhl ward quer gestellt, eins nach dem andern hatte sich auf der Opferbank einzufinden. Die bräunlich blonden Strähnen waren leicht gebändigt. Mehr Not machten die Lockenkinder, aber die Mutter verstand es, dem Peinlichen des Vorgangs mit sanfter Beschwörung vorzubeugen. Da war zum Beispiel die Geschichte von Rapunzel. »Rapunzel, laß dein ellenlanges Haar herab!« Oben aus dem Turmfenster das Haar der Königstochter, unten an der Erde hängte sich die Stiefmutter daran — das war eine Schmerzenslast, nicht zu vergleichen mit dem bißchen alltäglichen Kämmen hier. Und die Fingerlein vergaßen, mit erschrecktem »Au, es reißt!« der Mutter in die Hände zu fallen.

Natürlich gelang es nicht überall, mit dem Zauberwind des Märchens in den Segeln an jedem Unheil vorbeizukreuzen. Da gab es, wenn es nicht gelungen war, sie mit dem Druck eines kalten Glases zu besänftigen, gewisse lilagrüngelbe Stirnbeulen, es gab zerschürfte Knie, blaue Schienbeine und Schrammen auf Gesicht und Händen, nicht zu reden von der Unbill, in die geschwisterliche Gewaltherrschaft ein Kind stürzen konnte. Die Mutter hatte vielerlei Arten, ein Weh zu dämpfen. Zumeist wurde auf die Wunde geblasen mit beschwörendem »Heile, heile, Segen!« Natürlich ward am heftigsten geklagt, wenn Blut kam, trotzdem die Mutter, die kaum je etwas Unrechtes behauptete, meinte, es sei gut, wenn es tüchtig blute. Für schwerere Fälle gab es als Gegenmittel einen Kringel aus dem Kuchenschrank oder ein Glas Saft. Aber der allerschönste Trost war es doch, wenn die Mutter ein Kind auf den Schoß nahm, in die Arme schloß und wortlos bei sich behielt. Ganz linde und schmerzstillend floß es von ihr her, so daß man befreit in die Kinderstube entlassen oder in Genesungsschlaf versenkt ward.

Die Kinderstube, da denkt man leicht, das sei ein Zimmer mit vier Wänden, ein paar Fach Fenstern, Fußboden, Schränken, Spielgerät nebst schrill vergnüglichem Durcheinander — »Ohne Gebrüll kann es nicht abgehen!« mahnte die Mutter wohl — und dem Gekrabbel des Einjährigen. Um Gottes willen, nein! Gerade diesen Einjährigen, von denen immer eins vorhanden war, bedeutete dieser Raum das gewaltigste, von keinem Sinn je zu Ende eroberte Weltreich unter der Sonne! Frühere Jahrgänge hatten dann schon wieder die Neigung, es zu festigen und zu begrenzen: die Wirklichkeit ward entdeckt und beherrscht, um, sobald dies vollendet war, wieder entlassen und zu Märchenfernen ausgeweitet zu werden.

Ausgiebig mit den Kindern zu spielen, dazu blieb der Mutter inmitten des häuslichen Getriebes kaum Zeit. An manchen Tagen war es schon viel, wenn sie eins der Kleinen auf dem Schoße hopsen lassen konnte. »Bimmel, bammel, beier, de Köster mag ken Eier, wat mag he dann, Speck in de Pann, is 'n olen Leckermann.« Bedeutend aufregender war der Ritt zur Mühle: »Zuck zuck zuck zu Möhleken ...«, in dem alle Geschwister genannt und einbezogen wurden. Nicht zu wild freilich; fiel zum Schluß das Reiterlein in Kessel oder Graben, so fiel es nicht tief und so behutsam, daß allenfalls ein äußerster Scheitelwirbel linde den Boden streifte. Auf besonderes Bitten fand die Mutter sich bereit, »Pfannkuchen zu backen«. Das Kind beugte, sich hart vor sie stellend, seinen Kopf zwischen seine eignen Knie und spähte hinterwärts, um sich an den Händen umkehren und hochziehen zu lassen — so, nun war es schön knusperbraun, auch auf der andern Seite.

Von solchen Scherzen abgesehen, vertrat die Mutter die Ansicht, Kinder müßten allein spielen, keineswegs nur wegen der Erfahrung, daß sie dann am allerartigsten seien. Sie mischte sich nicht unnötig ein, aber niemand hatte innigere Freude und reineren Ernst als sie an jedem Spiel, das sich um sie herum gründete und begab. Zwar schien sie, an ihre Nadelarbeit hingegeben, nicht allzuviel davon zu bemerken, liebte es auch nicht, wenn andre Hausbewohner Lob oder Staunen kundgaben, und erwachte aus ihrem Nichtvorhandensein nur, wenn ein Bittsteller kam und »Mutter und Kind« oder, noch schöner, »Mutter, Mutter, was nähst du da?« spielen wollte. Das einzig Unechte an der Sache blieb, daß eben die Mutter wirklich nähte und daß sie, wenn nach dem erschreckten »Unser großer Hahn ist tot!« — »Wer hat das getan?« das freche Bekenntnis kam: »Wir alle, wir alle, wir alle!«, am liebsten nicht selber hinterher rannte, sondern schnell eins der Kinder zur Mutter ernannte und auf Verfolgung der Missetäter schickte.

Vielerlei Spielecken beherbergte das große Kinderzimmer; jedem Bewohner war Raum gegönnt, so viel er immer brauchte. Da gab es Tier- und Puppenwirtschaften, wo die Kinder sich ebenfalls abgezogen waschen mußten und so gut wie die wirklichen eine Heuldecke besaßen. Ställe und Türme, Gärten, Koppeln und Schiffe wurden gebaut aus den schweren dunklen Eichenklötzen, mit denen schon frühere Geschlechter geschaltet hatten. Auf die fußhohe Bank vor dem kleinen grünen Tisch wurde man geladen zu erlesenen Schmausereien mit sandgeformten Puddings und Semmeln aus Lehm. Sonntags schwoll den Gastgebern der Kamm, und sie bettelten um die Mutter herum: »Gib uns doch was zu kochen!« Und die Mutter ließ sich erweichen, bewahre, nicht alle Tage, aber, na ja, weil Sonntag war! Dann wurde ausgeteilt, maßvoll bei allem Glanz. Zwieback aus der Blechdose, die gewaltig war wie ein Hundehaus; leichter Rost dunkelte ihre Blänke. »Aber wenn wir sie gescheuert hätten, wäre sie schon lange durch«, liebte die Mutter zu sagen. Puderzucker aus den schwarzbraunen handgedrehten Jütepötts, so benannt nach den dänischen Töpfern, die mit ihren Wagen und den mageren Zottelpferden hin und wieder ins Land kamen, ihre handgedrehte, ein wenig schiefe und höckrige Ware an den Mann zu bringen. Nicht zu vergessen das Häufchen Korinthen, die man nicht zu waschen pflegte; fanden sich Perlen von Schmutz darin, so war es anerkanntermaßen Kameldünger, und Kamele, Fabelwesen aus dem heißen Land, waren in jeder Gestalt im nordischen Kinderzimmer willkommen. Man zerbiß das harte Krümchen zu Brei, genußvoll daran herumprüfend.

Die Mutter langte die Schätze nicht so einfach aus dem Gewürzschrank heraus, dem ein herzlicher Duft von Vanille, Zimt, Fruchtgelee, Eiern und Apotheke entströmte, sondern sie richtete alles zierlich auf einem weißen Teller. Selbstverständlich war es, daß sie später zum feuerlos gekochten Essen gebeten ward; folgte sie nicht gleich, brachte jedes Kind ein Löffelchen zum Kosten an ihren Platz. Zum Schein mampfte sie vergnüglich, klopfte auf ihre Brust, wendete den Löffel und führte ihn gegen des Kindes eignen Mund. Halb sich sträubend, gab es nach, besonders wenn die letzte List: »Ich mag nicht mehr, deine Lippen haben schon brangetickt«, erfolglos blieb.

Im Vertilgen von derlei Gekochtem waren auch die am allgemeinen Tisch weniger Eßlustigen der Kinder unersättlich. Mäkelte eins von ihnen am abendlichen Grützteller und ließ keinen Bissen richtig rutschen, so ging es sehr viel besser, wenn die Mutter dann selber den Löffel in die Hand nahm und mit »Ein Fuder für den — Postboten! Eins für Hektor! Ein

Fuder für die Buttermühle!« nachhalf, wobei jedesmal die Spannung, wer wohl den neuen Löffel kriegen würde, die Unlust überwand.

Im Winter schickte die Mutter die Kinder gern ins Kuhhaus, in die dungmilde Wärme, die für die Lungen außerordentlich gesund sein sollte. »Aber wenn gemolken wird, kommt herein, ihr wißt, Vater mag das nicht.« Auf den Vater hatte man überall und in jedem Fall Rücksicht zu nehmen, auch dort, wo die Mutter heimlich fand, er hätte dies oder jenes vielleicht doch gestatten können.

Im Sommer wurde die kleine Schar soviel wie möglich in die frische Luft befördert, das heißt, zu befördern brauchte man kaum eins; es strebte schon von selber mit Händen und Füßen in die Freiheit hinaus. Die Mutter entließ die Kinder mit der Mahnung, nicht zu dicht an den Teich oder gar Mergelkuhlenrand zu gehen, oder sie winkte dem Fliehenden mit einer Jacke zum Überziehen hinterdrein. Das tat sie, die so eisenhart gegen sich selber war und selbst, wenn sie fror, ungern duldete, daß jemand ihr den gestrickten schwarzen Kragen um die Schultern legte. »Nein, bitte, laßt mich, sonst gewöhne ich mich erst dran!« sagte sie fast heftig. Ohne Hut umherzustrolchen, blieb ganz und gar verpönt, es schickte sich nicht, war außerdem gefährlich wegen Sonnenstich — war nicht schon in der Bibel der Knabe nach Hause gekommen und hatte geklagt: »Mein Haupt, mein Haupt!«

Regnete es, so spielte man unter dem Blätterdach der Linden; es dauerte lange, bis hier die Tropfen durchschlugen. Hinter ihrem Fenster lächelte die Mutter, erwiderte einen kleinen Kußfinger oder lenkte fürsorgend mit Blicken und Nicken die Aufmerksamkeit auf ein etwa Abseitsstehendes. Ein wenig unheimlich blieb es ihr stets, wenn die Kinder mit Murmeln spielten. »Paßt nur auf, daß keins eine in den Mund nimmt!« warnte sie oft; selbstverständlich fehlte auch die kleine Geschichte nicht, die stets ihre Gebote mit warmblütigem, hier sogar schauerlichem Leben füllte. Ein winziges Ding war die Mutter, da hatte sie es gewiß und wahrhaftig mit angesehen: die Ziege, die auf der Straße spielte, Kastanien hochwarf, fing, schluckte — plötzlich stürzte sie zu Boden, ein Blutstrom brach aus ihrem Maule. Sie selber, die kleine Mimi, ließ aus Schrecken ihr Spielzeug fallen, und da lagen nun Ziege und Puppe, beide tot ... Nein, mit der Luftröhre mußte man vorsichtig sein!

Ein seltenes Mal kam die Mutter am hellichten Tage auf den Hof hinaus und gängelte das Kleinste, das gerade laufen lernte, an einer Handtuchschlinge. Das Kleinste, das ihr immer wieder das liebste wurde, vielleicht nicht nur, weil sie es ganz mit ihrem Blute und Herzen nähren durfte. Es war noch so durchsichtig in allen Lebensäußerungen, man konnte hoffen, daß endlich dieses das artigste und ordentlichste würde!

Die Größeren hielt sie zum Guten an und dämpfte das Schlechte. Aber sie mußte doch gewahr werden, daß jedes ihrer Kinder seine eigne Natur hatte, daß zum Beispiel dieses dem Möglichen holder war als der Wirklichkeit, und jenes, wenn auch mit sprechenden Augen, so doch mit stummem, allzu stummem Munde durch die Welt seiner eigensten Geheimnisse wanderte.

Im Grunde hätte wohl die Mutter sich wundern müssen, wie gerade sie zu solchen Kindern kam; aber was hätte das genützt? Das einzige, was sie sagte, war vielleicht: »Erzwingen läßt sich nichts!«, und im übrigen, ließ sich nicht doch vielleicht immer noch das Beste hoffen? Es war nun einmal der Mutter Gabe, die kleinste Verheißung für einen Elefanten zu nehmen, ein drohendes Unheil aber, voll erkannt, schrumpfte zur Mücke unter ihrem starken, zuversichtlichen Blick.

Was auch im Wandel der Jahre ihr neben manchem Leid an Freuden reichlich geschenkt ward, unvergessen blieb die holdeste Zeit, da »alle noch klein waren«, und sie selber sich »das Im-Himmel-sein nicht anders vorstellen konnte als mit einem Kind an der Brust«.

## Die Führerin

Es war ein großer Haushalt, den die junge Frau vorfand. Je mehr er sich im Laufe der Jahre dehnte, desto sicherer hielt sie die Zügel, hier ein wenig lockernd, dort straffer anziehend. Voraussetzungslos, nicht beschwert von Vergleichen, mit starkem, dem Neuen zudrängendem Gefühl, dem Denken und Handeln eins war, lenkte sie Tag für Tag wachsam zum Ziel. Ihre Schicksalsliebe war alles andre als Ergebung oder Bequemlichkeit. Fiel ihr eine ungewöhnlich harte Aufgabe zu, so handhabte sie diese wie ein zerrissenes Kleidungsstück, das etwa von einem Kinde gebracht ward. Eigentlich sei es ja nicht notwendig gewesen, das Loch zu reißen! Ihre Lippen runzelten sich ein bißchen. Indessen, nun war es einmal da und gab den schönsten Anstoß zur heilsamen Tat!

Die Mutter hatte ihre drei Mädchen in der Meierei, die molken, Holzgefäße scheuerten, spannen und ein wenig im Garten arbeiteten. Sie hatte ihre Köchin, hatte Haus- und Kindermädchen und vor allem die Meierin, die sie am liebsten mietete, wenn sie noch gar nichts konnte und ganz von ihr selber zugelehrt werden mußte. Diese Meierin war dann für vieles mitverantwortlich, zum Beispiel schalt sie nicht

wenig, wenn sie in dem mächtigen Butterfaß, das weißgescheuert zum Lüften und Trocknen in der Sonne lag, erdige Spuren von den Füßen der Kinder oder gar diese selber fand, die sich arglos angesiedelt hatten wie in einem geräumigen Hundehause.

In dieses Butterfaß, das dem ungefügen hölzernen Triebwerk verbunden ward, wurde früh aus der Rahmstange im Keller der saure Rahm getragen — oh, wie ein kleines Kind wollte diese Rahmstange pfleglich behandelt sein. Sie mußte abends und morgens gemessen und durch hineingehängte lange Blechflaschen voll Wasser im Sommer gekühlt und im Winter gewärmt werden. Im tiefsten Teil des Kellers wurde im Troge, der ein ausgehöhlter Baumstamm war, die Butter geknetet, gewaschen und mit Salz bestreut in die sauberen Drittel aus Buchenholz geschlagen. Kaum war am zeitigen Vormittag diese vornehmste Arbeit getan, so kam das Käsen daran. In dem riesigen Bottich wartete schon aufs Gerinnen die lauwarme Milch. Hoch und weiß lösten sich aus der Presse die viele Pfunde schweren Käse. Sie stapelten sich in einer luftigen Kammer, wurden sorgsam beobachtet, mußten gewendet, gekniffen und beschnitten werden. Waren sie halbwegs reif, erschien der Aufkäufer, zahlte einige Pfennige für das Pfund und bekam eine Wagenladung an das Schiff geliefert, mit dem er von seinem Wohnsitz in Angeln herübergesegelt war.

Zweimal am Tage mußte die Milch, die im Keller in vielen flachen, außen grün und innen rot bemalten Bütten »aufgesieht« war, entrahmt werden — das war ebenfalls ein verantwortliches Amt, das die Mutter keinem andern als der Meierin überließ; nie hätte sie gestattet, daß die Rahmkelle, ein flacher Teller an einem kurzen Stiel, zu beliebigem Gebrauch in einen Küchentopf gesenkt würde. Hohe Kälte war eine rechte Plage für die Milchwirtschaft. Nach Graden fror es ja nur gelinde in diesem meergewärmten Lande, um so strenger biß die Ostluft, die durch alle Ritzen drang. Sobald die Milch im Keller ernstlich zu frieren drohte, mußten Kohlenbecken aufgestellt und Luken und Fenster mit Stroh abgedichtet werden. Die Mutter genoß mitsamt der Meierin einen unruhigen Tag, munterer noch als sonst mußten sich auch die Mädchen auf Gosse und Stiegen tummeln.

Diese Mädchen in ihren Beiderwandröcken, die stets milde nach Dung rochen, hatten allgemein ein mühseliges Leben. Im Winter strippten sie morgens und abends im schwach erleuchteten, bei knappem Stroh nur dürftig überstreutem Stall von Kuh zu Kuh. Im Sommer, wenn das Vieh auf der Weide war, gab es schweren, kalten Morgentau, es gab Wind, Sonnenbrand oder Regen und keinen Schutz als ein über den Kopf gehängter Sack. Stürzte zur Melkzeit ein Gewitterguß nieder, sagte die Mutter: »Die armen Mädchen!« Sie paßte auf, daß diese nachher sich umzogen und gute Gelegenheit fanden, ihre Sachen zu trocknen. Mittags bekamen sie Muße zum Schlafen. Dafür hatten sie morgens nach Landessitte lange vor Tag aufzustehen, um drei oder gar schon um zwei Uhr. Bevor die Weckuhren in Gebrauch waren, mußte abwechselnd eine von ihnen jede Nacht aufsitzen, damit früh die Zeit nicht verschlafen ward, was das Rad des ganzen Tages außer Schwung gebracht hätte. Ob solche einsame Wächterin immer stramm die Augen offen hielt, mag dahingestellt bleiben; zum festen Schnarchen war jedenfalls der Stuhl zu unbequem. Auch war ein gewisser Anreiz vorhanden, aufrecht bei der Talgkerze hinterm Spinnrade sich munter zu halten und die schlummernden Gefährtinnen zu ärgern, indem man auf solche Weise schon nachts mit seiner »Zahl«, das heißt mit den Metern Leinengarn, die man abzuliefern hatte, fertig ward. Dann konnte man nachmittags für sich selber stricken und spinnen oder weit über die bewilligte Zeit schlafen, wobei das Schwatzen. Singen und Radschnurren ringsum nicht im mindesten störte.

Die Mutter lehnte es streng ab, ihre Untergebenen auszuhorchen oder zu belauschen. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! Aber den Fehler, den sie offensichtlich entdeckte, ließ sie nicht ungerügt. Gern erschien sie unvermutet in der Spinnstube, forschte freundlich, ob die Bewohnerinnen sich sauber gewaschen hätten, ob Schürzen und Strümpfe heil seien, und vor allem, ob keine losen Haare oder gar Zöpfe umherlagen. Den jungen Dingern mochte solche straffe Fürsorge nicht immer recht sein, aber ein halbes Jahrhundert später, als alte Frauen, dachten sie mit Rührung daran und bewahrten in der Erinnerung an Madam Voigt einen Flackerrest vom Gedenken behüteter Jugend, da sie die Füße unter andrer Leute Tisch gesteckt.

Auch auf die Liebesangelegenheiten der Mädchen hatte die Mutter ein verantwortliches Auge. Kamen sie vom Sonntagstanz, war es ihr tröstlich, zu bemerken, daß gleichzeitig Licht aufflammte im Pferdestall, wo die Knechte hausten. So durfte man hoffen, daß mit dem Zusammensein zur heilsamen Zeit Schluß gemacht ward. Trotzdem konnte sie es nicht hindern, daß hin und wieder eine Jungfrau in die Wochen kam, sogar die prachtvolle Schwedin Emma, von der sie so was doch eigentlich nicht gedacht hätte! Derlei Kindlein wurden in irgendeinem Tagelöhnerkaten aufgepäppelt, nicht selten bei den Großeltern im Verein mit jüngeren Geschwistern ihrer Mutter. Heiratete diese, was niemals ausblieb, wurde der kleine Balg mit in die Ehe gebracht und vom Manne, mochte er nun ein

neuer oder der richtige Vater sein, ohne weiteres übernommen. Oftmals war so ein Würmlein das einzige Heiratsgut des Mädchens; hatte sie ohne Beihilfe für seine Pflege aufkommen müssen, war es ihr niemals möglich, den althergebrachten großen grünen Koffer oder gar das eigne Bett zu erwerben. Eine Schande bedeutete ein uneheliches Kind nicht gerade, aber das Mädchen war dumm gewesen; dies trug ihr Spott und Nachrede ein.

Wie gesagt, die Mutter hinderte, was zu hindern war. Gegen die zärtlichen Bündnisse mit den eignen Knechten, die allabendlich für eine Weile aus dem Stall in die warme Spinnstube herüberkamen, war im Grunde nicht viel zu wollen. Sie wärmten sich, trockneten ihre Kleider, ließen sich die Strümpfe stopfen und klotzten dafür die Pantoffeln der Mädchen, das heißt, sie nagelten Holz und Lederstückchen unter die Sohlen. Ein besonders Geschickter übernahm es auch wohl, mit einer glühenden Nadel Löcher für die Ohrbummeln in die rosa Läppchen seines Mädchens zu brennen, wobei die Bewohner von Stall und Spinnstube mit Wonnegrausen gegenwärtig waren.

Den Verkehr mit dem Dorfe beschränkte die Mutter nach Möglichkeit. Die Mädchen mußten um Erlaubnis fragen, wenn sie zum Schuster wollten. Der Besuch des Tanzbodens wurde nicht immer gern gestattet und stets von der Mahnung begleitet, rechtzeitig heimzukommen. Gern gab es ein kleines Nachgericht, wenn die Mutter erst gegen Morgen das Johlen der männlichen und weiblichen Stimmen und bald auch das Anschlagen des Kettenhundes gehört hatte. Kein Wunder, wenn daraufhin beim Melken den Mädchen der Kopf gegen den warmen Leib der Kuh sank und keine von diesen ordentlich ausgestrippt ward.

Den Schleswiger Fischern, die vielleicht alle Monat einmal als Gäste des Dorfes sommertags in ihren Zelten und im Winter verstreut in Tagelöhnerkaten wohnten, wurde von der Mutter ganz offen der Krieg erklärt und damit der allgemeinen Moral ein Merkzeichen errichtet. Es geschah wohl, daß sie abends in die Meierei ging, um nachzusehen, ob die Hintertür geschlossen sei, und daß sie beiläufig auch einen Blick in die Spinnstube warf. Da gab es denn, wenn sie inmitten der gelben Wolken aus Tabaksqualm und Lampenlicht die schweren wollenen Gestalten der oftmals angetrunkenen Fischer entdeckte, eine jähe Vertreibung aus dem Paradiese. In verwickelten Fällen wurde die Oberhoheit des Vaters zugezogen. Die Knechte im Stall frohlockten, denn solange die Fischer im Lande waren, die oftmals bei der Marine gedient und daher einen besonderen Schick und Schwung hatten, standen sie selber in der Gunst der betörten Schönen durchaus an zweiter Stelle.

Im Laufe der Jahre hielt es schwerer, eingesessene Mädchen für die Milchwirtschaft zu bekommen. Sie scheuten die grobe Arbeit und das geringe öffentliche Ansehen, das dieser Stand genoß. »Sie beträgt sich wie ein Meiereimädchen!« Mit solchem Wort kennzeichnete man wohl eine anrüchige Person. Lieber nahmen die jungen Dinger, wenn sie aus der Schule entlassen waren, Dienste bei einem Bauern, wo sie mehr zur Familie gehörten. Bald aber waren es die großen Städte, deren Anziehungskraft zu wirken anfing. Vor allem das sagenhaft prächtige Hamburg, wo man ohne weiteres ein feines Fräulein in modischen Kleidern werden konnte, glänzte wie ein Märchenstern in aller Herzen. Eine große Abwanderung gerade der Tüchtigsten begann; schließlich hatte manche Familie auch Verwandte in Amerika, denen die am meisten Unternehmenden nachzogen.

Ersatz kam in Gestalt der blonden Schwedinnen, die nach der ersten Not des Einlebens gern dablieben, allgemein beliebt wegen ihres warmen, stetigen Wesens. Die Mutter wußte aus ihrer eignen Jugend, was Heimweh hieß, und sie kannte die schlimmen, den Schlaf bannenden Muskelschmerzen, eine Folge des Melkenlernens, selber sehr genau vom Malen der Stubendielen her. Sie redete den Fremdlingen freundlich zu, und verstanden diese ihre Worte nicht, so vernahmen sie doch den mütterlichen Klang ihrer Stimme, lächelten durch Tränen und senkten die ersten Wurzeln in das neue Erdreich. Eine von ihnen hatte sich von zu Hause einen kleinen braunen Kuchen mitgenommen, den sie als Heimatknust zärtlich hegte. Plötzlich schrieb sie mit Tinte ihren Namen »Christine« darauf und schenkte ihn der Mutter, die seine stumme Sprache verstand und ihn jahrelang voller Rührung bewahrte.

Als späterhin die schwedische Regierung durch Gesetze vorging gegen dieses Abströmen des Jungvolkes, an dem auch die Männer teilnahmen, holte man sich die Melkerinnen und Knechte gern aus den fernen östlichen Provinzen, kurzweg Preußen genannt. Sie zeigten sich rasch, willig und anstellig, kleideten sich sauber, waren lebhaft und liebenswürdig trotz gelegentlichen Kollers, wenn ihnen etwas in die Quere kam. Sie gefielen in ihrer Fremdheit, heirateten rasch und blieben, wie die meisten der Schwedinnen, als Tagelöhnerfrauen im Lande. Manches Mal wurde dann »Madam« zu Gevatter gebeten, nicht nur wegen des Talers, den das Neugeborene als Patengeschenk von Standespersonen zu erwarten hatte.

Eine umsichtige, saubere Meierin war für die Mutter ein besonderer Schatz. Sie müßte ihr sachlich vertrauen und sich auch im übrigen auf sie verlassen können, da Erträge und Vorräte des Haushalts durch ihre Hände gingen und sie

überall als der Mutter Vertreterin zu gelten hatte. Sie besaß ihre eigne Stube mit gescheuertem, sandbestreutem Fußboden und der hohen Wanduhr, in deren Gehäuse, mit leisem Grauen vor den schweren Bleigewichten und dem rastlos dröhnenden Ticktack, sich gern ein Kind versteckte. In Meierins Stube sich aufzuhalten, erlaubte die Mutter schon einmal, während die Besuche in der Spinnstube, wo es lockender und viellebiger zuging, nach wie vor verboten blieben. Kam doch einmal ein hauswirtschaftlicher Fehler ans Licht, trotz der Gabe der Mutter, das Allgemeine wachsam im Sinne zu halten, so war die Meierin es, die zur Mitwisserin gemacht ward. Zum Beispiel in jenem Augenblick, als der duftende Sauerbraten für den Sonntagstisch sich beim Anschneiden inwendig als blau und grün erwies. Im Dämmern mußte schnell im Garten ein Grab bereitet werden, denn wenn so was in den Mund der Leute kam, entstanden Zweifel an der Herrin Unfehlbarkeit, die diese im geheimen Kämmerlein sich willig zugestand.

So voll Freimut und Güte die Mutter die menschlichen Angelegenheiten des Gesindes ordnete, so nachsichtig sie war, dort wo ihr Vertrauen gebracht ward, so schlecht vertrug sie Ungehorsam und Widerspruch. »Dat lüggt Madam!« trotzte es ihr einmal aus dem groben Munde eines Mädchens entgegen. Schwapp, hatte es einen tüchtigen Klaps auf den Mund, der seinem Betragen aufs beste bekam. Viel gelinder verfuhr die Mutter mit jener armen Sünderin, die abends, beim späten Heimkommen von einer Besuchsfahrt, am Ofen rastend gefunden ward. Wie Dornröschen schlummernd, hielt sie die Garnrolle aus dem herrschaftlichen Nähkasten halb abgewickelt in der Hand; ihr Gewissen mußte gut sein, denn mit dem Bein am heißen Eisen schlief sie so fest, daß sie es nicht bemerkte, wie durch den verbrannten Strumpf ein Loch schon durch die Haut zu sengen begann.

Kamen unter den Mädchen kleine Diebereien vor, so witterte die Mutter sofort, wer der Täter sei, und sagte ihm die Schuld auf den Kopf zu. Kein Leugnen und Sträuben half. Unerbittlich verharrte die Mutter dabei: »Du hast es versteckt, nun holst du es zurück!« Ihr Wille trieb die Übeltäterin, so daß die schließlich nicht anders konnte, als unter Madams Augen das verschwundene Gut aus dem Bettstroh oder sonst woher zum Vorschein zu bringen.

Übrigens sei hier jener rachsüchtigen Jungfrau gedacht, die sich mit der Meierin entzweit hatte. Daraufhin stieg sie dieser den ganzen Tag nach, um sie, wo immer sie konnte, zum Stolpern zu bringen, indem sie ihr von hinten in die Pantoffeln trat. Es blieb nichts übrig, als die Unholdin in das Gutsgefängnis zu sperren, hinter dessen Eisengittern sie nachsinnen durfte, ob sie Buße tun oder der öffentlichen Gerechtigkeit übergeben werden wollte. Klüglich wählte sie das erste.

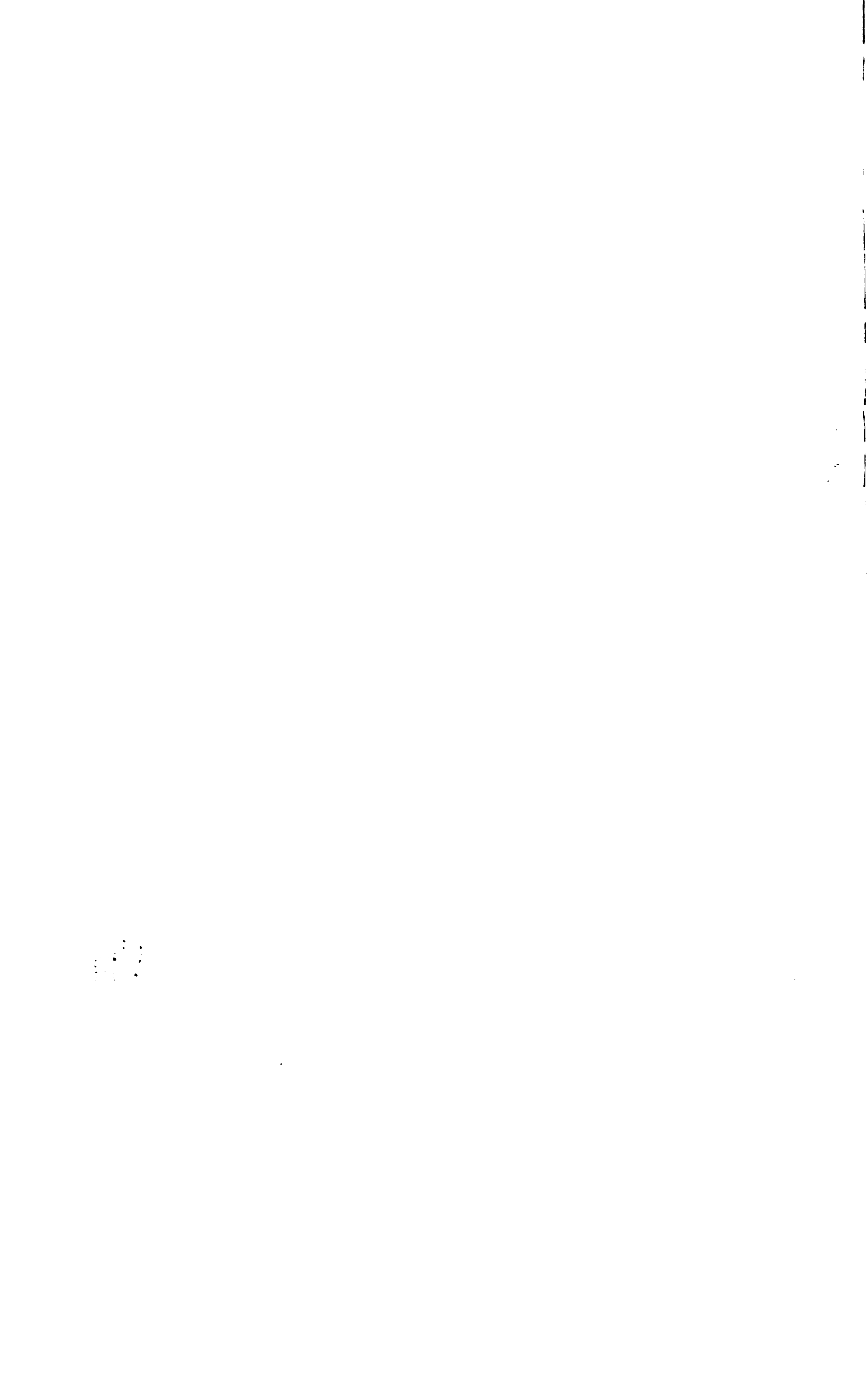
Es kam vor, daß die Mutter Schwestern gleichzeitig im Dienst hatte, manchmal auch eine Folge von Schwestern. Ähnlich ging es dem Vater mit dem Schweinejungen, den durch Jahrzehnte die gleiche Familie lieferte: jedes dritte Jahr ein frisches Kind. In den Tag so eines zwölf-, dreizehnjährigen Bengels, der auf jedem Gute nötig war, mußte mehr hinein als in den manches Erwachsenen. Frühmorgens ward er aus seinem Winkel im »Knechtenbett« hochgescheucht, um lange vor Tag das Pferd in der Buttermühle zu treiben. Vor der Schule noch sollten die Schweine gestreut werden; nachmittags gab es bei jedem Wetter Buschholz kleinzumachen; nach Feierabend mußten die Pflugscharen zum Schmied gebracht, Füllen von der Weide gelockt, Schleifstein gedreht oder gar aus dem Dorfkruge für die Knechte Schnaps geholt werden. Dafür genoß er dann sein Teil von den derben Gesprächen, mit denen die jungen Burschen sich, auf ihren Betten hingeflegelt, noch lange munter hielten. In der Schule brachte der Schweinejunge es meist nicht weit, besonders weil der einsichtsvolle Küster den Übermüdeten, ohne ihn mit Fragen zu quälen, auf seiner Bank schlafen ließ. Aber fürs Leben war er aufs beste vorbereitet, wurde geschickt und findig, lernte sich seiner Haut wehren, ließ sich hier ein bißchen stoßen und da ein bißchen verwöhnen. Wenn er nach der Einsegnung bei einem Bauern als Kleinknecht in den Dienst trat, war er bald mit jedem Handgriff und mit jeder Arbeit vertraut. Freilich gab es unter diesen Jungen auch grobe Lümmel. Einmal wurde einer von der empörten Mutter flottweg durchgewalkt mit der Seifenrute auf dem Körperteil, wo es am meisten klatschte. Verblüfft ließ er sich's gefallen, zum Schluß aber kennzeichnete er die Schnellkraft der weiblichen Hiebe, indem er in die Luft spuckte und verächtlich sagte: »Dat wär, as wenn en Mück mi stäk!«

Die Mutter war kein Freund davon, wenn abends die Mädchen zu lange noch helle Fenster hatten. Sie fackelte nicht lange, kam schnurstracks in die Tür, blies die Lampe aus und sagte gute Nacht. Ihre Stimme klang fest und hell wie ihr Schritt — kleine sichere Füße hatte sie, ihre Hacken waren niemals schief und ihre Sohlen stets gerade in der Mitte durchgelaufen.

Zu jener Zeit wurden die Dienstboten im Mai oder November gemietet, auf ein volles Jahr, aus dem oft die Kette vieler Jahre ward. Der Lohn wurde besprochen, der Gottestaler in die Hand gedrückt, damit war die Sache abgemacht. Hatte ein Mädchen gekündigt, so suchte die Mutter sie kaum je zum Bleiben zu überreden. »Reisige Leute soll man nicht aufhalten,«



Josef Danhauser: Das Medaillon



sagte sie. Es kam vor, daß eine selber für die Nachfolgerin durch Schwester oder Freundin sorgte. Sonst ward ein berittener Bote ausgeschickt, um Ersatz zu werben. Nicht etwa auf den zunächst gelegenen Gütern, das wäre unnachbarlich gewesen. So ein Reitersmann, der es gern auf die Beste unter den Mädchen abgesehen, war von räuberischem Grauen umwittert; tauchte er auf, hätte der Vater ihn am liebsten kurzerhand weggewiesen. Aber da mußte man vorsichtig sein, kam es doch vor, daß man selber vor der Notwendigkeit stand, einen Reiter loszuschicken. Übrigens betrat dieser nicht immer den fremden Hof, sondern begnügte sich, mit Anträgen von glänzendem Lohn und wenig Arbeit den Mädchen aufzulauern, wenn sie hinter dem Milchwagen her auf die Koppel zum Melken gingen.

Als gewissermaßen zum Haushalt gehörig betrachtete die Mutter auch den Postboten. Er bekam täglich in der Leutestube seinen Kaffee oder seine Pfanne mit Bratkartoffeln. Beim Schmaus nahm er gern auf jedes Knie ein Kind, spickte eine große Gabel voll für den eignen bärtigen Mund, teilte eine kleine aus nach rechts, eine zweite kleine nach links, dann kam wieder mit stattlichem Bissen er selber dran. Niemals erhielten die Kinder drinnen am Tisch so köstlich braungeschmorte Bratkartoffeln wie auf dem Schoß der Kutscher und Postboten. Unter den letzten gab es einen, von dessen Leibesfülle die schauerliche Sage ging, er hätte sie schon bei Lebzeiten an eine Apotheke verkauft, damit nach seinem Tode Rizinusöl daraus gebraut würde. Dieses an und für sich schon lästerliche Tränklein sank in der Schätzung gänzlich unter Null, seitdem sich an diesem Beispiel klipp und klar beweisen ließ, daß es nichts andres sei als Postbotenfett.

Die besondere Schranke zwischen Herrschaft und Gesinde, die trotz alles Wohlwollens niemals Vertraulichkeit zuließ, lockerte sich ein seltenes Mal, am Weihnachtsabend oder bei ähnlichem Anlaß festlicher Gemeinsamkeit. Da stand für Sekunden Mensch neben Mensch, ein kleiner festlicher Taumel entquoll, vor allem für die Kinder, diesen vom Himmel gefallenen Stunden. Solches geschah zum Beispiel im Spätsommer, an dem Tage, wo zur Feier des letzten abgemähten Getreides der »Fock« gebracht ward. An diesem Fock hatten die Männer nicht teil, er war ausschließlich Sache der Binderinnen. Sie taten sich zusammen und brachten in geschlossenem Trupp eine kleine aus Ähren gewundene Krone ins Haus. Die Gewandteste unter ihnen trug das Sprüchlein vor: »Hier bringen wir den Fock, er ist nicht gar so schmock, er ist nicht groß, er ist nicht klein, nächstes Jahr soll's besser sein!« Freundlich dankte die Mutter, und der Vater schenkte einen Roten herum, ein Gemisch aus Schnaps und Johannisbeersaft.

Viel allgemeiner war die Feier des Tages, an dem das letzte Kornfuder, bei den Leuten das Juchfuder genannt, in die Scheune geholt ward. Die Frauen sammelten sich auf dem nur halb beladenen Wagen, der in scharfem Trabe vom Felde zur Tagelöhnerwohnung fuhr. Währenddes war es ihre Pflicht, unbändig zu kreischen. Diese gemeinsame Hingabe an die Kraft ihrer Kehlen und Lungen mit dem Roten im Bunde berauschte sie und steigerte die Leistung. Aus dem Katen wurde die bunte Erntekrone herausgeholt, das Zaumzeug der Pferde mit Georginen geschmückt, dann ging es brausend und peitschenknallend zwischen den Knicks entlang und die Allee des Herrenhofes hinauf. In der Tür des Hauses hatten sich alle Bewohner, die um den großen Augenblick schon wußten, begierig versammelt. Dreimal ward um den Grasplatz herumgejagt. Das Krähen und Juchzen der Weiber machte die Pferde wild. Die Hunde blafften, das Geflügel schrie, die Ferkel stoben aus dem Weg; der ganze Hof geriet in Aufruhr. Je toller, desto besser. Aber der Mutter war das menschenbeladene, schwankend die Rundungen nehmende Gefährt nicht sehr behaglich. Sänftigend breitete sie am liebsten nach dem ersten Kreisen schon die Hände. »Nicht so rasch, Peter, es ist genug!« Aber sie konnte nichts machen gegen die entfesselte Leidenschaft. Schließlich stoppte die rasende Fahrt. Die Frauen rutschten am Bindetau vom Wagen, ordneten sich zum feierlichen Zuge und trugen in ihrer Mitte über einem Forkenstiel die Pracht der Erntekrone. Die Ährengewinde waren durchflochten mit leuchtenden Streifen von Buntpapier und Rauschegold, in ihrer luftigen Kuppel schaukelten sich wohl gar und klirrten leise Schnüre von ausgeblasenen Eiern. Die herzhafteste der Frauen sagte den Spruch auf:

Wir bringen unsrer Herrschaft einen Erntekranz.
Die Ernte ist geschehen ganz.
Dies Kränzchen ist gemacht nicht von Distel und Dorn,
Doch von anderlei Korn,
Von Blumen und Blättern.
Der liebe Gott hat gegeben gutes und schlechtes Wetter.
Wir wünschen unsrer Herrschaft einen gesegneten Tisch,
An allen vier Ecken Brathühner und Fisch.
In der Mitte soll sein
Ein Becher mit Wein,
Darin soll unsrer Herrschaft ihre Gesundheit drin sein.

Zum Schluß wurde um ein fröhliches Erntebier gebeten. »Ja, das soll auch sein!« sagte dankbar und freundlich die Mutter. Sie sagte

es sogar auf plattdeutsch, obgleich sie eigentlich die landesübliche Mundart niemals richtig sprechen lernte. Im Hamburger Platt sei eben alles anders, verteidigte sie sich. Dieses beherrschte sie nun zwar auch nicht, aber sie nahm gern Gelegenheit, ihr geliebtes Hamburg zu betonen.

Der Tag des letzten Fuders endete mit einem allgemeinen Schmaus von Milchreis. Das eigentliche Erntebier fiel meist einige Wochen später, je nachdem der Speicher, auf dem das Getreide für die Wintersaat lagerte, frei ward. Der Boden wurde gescheuert, die Kalkwände wurden abgekehrt und mit herbstlichen Sträußen von Schneebeeren, Georginen, Astern, Ebereschen und Spargelkraut geschmückt. Für die Bewirtung waren gewaltige Vorbereitungen nötig: Braten wurden gebräunt und ganze Milchbütten voll von belegtem Brot geschnitten.

Die Mädchen des Gutes fühlten sich insgesamt als Gastgeberinnen. Sie flogen willig hin und her, waren freilich weniger brauchbar als sonst, weil außer dem Schatz schon der abendliche Tanz in Herzen und Füßen vorausspukte. Vor der Dämmerung rückten die Musikanten ein; da gab es Geige, Flöte und Brummbaß. Bei schlechter Ernte mochte die Harmonika des Torfmannes genügen. Schüchtern begann das Kreisen der Kinder und bald auch der Frauen; die Männer mischten sich vorerst noch nicht ein. Im Laufe des Abends jedoch taten Essen, Licht, Tabak, Musik und die Nähe vieler Menschen das ihre, die Geister zu lösen. Vor allem aber wirkte der heiße Punsch, den der Vater in einer riesigen irdenen Kruke braute und eigenhändig ausschenkte.

Der Mutter blühte so viel Arbeit, daß sie sich kaum blicken ließ; hatte sie doch meist selber noch von den Gütern ringsum Gäste geladen, die an diesem einzigen Tag im Jahre sich unbekümmert tanzend unter das Gesinde mischten. Bestimmt aber erschien sie einmal doch an des Vaters Arm, nahm lächelnd das Lebehoch der Leute entgegen und freute sich, wenn alle vergnügt waren; das Übermaß liebte sie auch in diesem Falle durchaus nicht.

Gern sah sie den verschiedenen altväterischen Reigentänzen, vor allem dem Kußtanz zu, der sich also entwickelte: Ein Knecht mit einem Kissen in der Hand tanzte allein in der Mitte des Speichers, um sich herum die lebende Mauer der Männer, Frauen und Jungfrauen, die reichlich verstärkt war durch Zuzug von den Nachbargütern. Nach einer kleinen Weile warf er sein Kissen vor eins der Mädchen nieder; beide mußten knien und einander küssen. Nun tanzten sie, sich bei den Händen haltend, zu zweien weiter, und das Mädchen war es, das sich einen Gefährten suchen mußte. So wuchs die Menschenschlange und mit ihr derber Beifall von Stimmen und Händen, wenn ein besonders passendes oder unpassendes Paar zustande kam. Gelegentlich gab es auch von seiten des Mädchens einen Fluchtversuch, dem alle Zuschauer einmütig wehrten, so daß ihr nichts übrigblieb, als sich zu ergeben. Schließlich löste sich die Schlange in derselben Art, wie sie gewachsen war, und die Rundtänze begannen von neuem. Nun kamen Walzer, Galopp, Schottisch und Hopser wieder zu ihrem Recht, aber auch mancher uralte gebärdenreiche, geschrittene, gesungene oder gestampfte Tanz. Der Wortlaut der dazu erfundenen Lieder war meist plattdeutsch. »Alle lütten Buerdeerns kriegen sik en Mann, und ik — mutt — stahn und kieken dat an!« Sehr beliebt war bei vorgeschrittener Laune: »Gah to Hus, gah to Hus, du früst ...« Zwischen Nachtmützen- oder Großvatertanz schob sich Berliner Stillstand. »Kaiser von Rom — hatte ein Sohn — war noch zu klein — Kaiser zu sein.« Die meisten Paare vertrauten nicht ohne weiteres ihren Ohren, sondern warteten Hand in Hand und suchten den etwa schon in Fluß befindlichen Genossen abzugucken, welcher Tanz denn eigentlich dran sei.

Den Höhepunkt des Abends bildete der Barbierertanz. Ein Wunderdoktor, immerfort tanzend und dazu ein brennendes Licht vor sich hertragend, gab handgreiflich und mit derben Worten eine Probe seiner Kunst. Der Kranke selbst stand, allseitig sichtbar, in der Mitte des Festraumes und verfehlte nicht, in seinen weiten grobleinenen Henundwellerbüxen recht knickebeinig zu schlottern. Dazwischen bellte, ebenfalls tanzend, der Menschenhund Thymian, der auf allen vieren tobte und knurrend und bläffend von innen gegen den Sack biß, der ihm über den Kopf gestülpt war.

Spendete der Vater einen frischen Krug Punsch, brachte er Zigarren auf einem Teller oder kam er gar mit der Kümmelflasche, so wurde er mit einem kecken: »Hüt kriegt se uns ni vun de Föt!« bedankt und zu neuen Taten angemuntert. Wer sich sein Gläschen Schnaps in den Mund gekippt hatte, schnitt, so willkommen es war, zunächst eine Fratze, um nicht für einen Trunkenbold zu gelten.

Gegen Mitternacht begann der Vater sanft zu drängen, daß es für dieses Jahr wohl genug sei mit dem Erntebier. Wenn dann endlich die Leute grölend heimzogen, lustig auf Streit und Küsse bedacht, atmete auch die Mutter auf, daß alles in Frieden abgelaufen war. Andern Tags hörte sie gern vom Gesinde das Lob des gestrigen Festes und schickte von den Resten der Speisen ins Dorf zu den alten Gutsarbeitern, die nicht selber mehr dabeisein konnten. Zu guter Letzt sorgte sie, daß die in Hitze und Staub rasch verwelkten Sträuße von den Wänden nicht weggeworfen wurden, sondern den

Kindern für ihre Klaußen zu einem kleinen Nacherntebier überlassen blieben.

Ja, die Mutter sah es gern, wenn die Menschen um sie herum froh waren, am liebsten, wenn sie froh bei der Arbeit waren. Geschah es außerhalb des Hauses, hatte sie das Singen nicht ungern. In der Küche liebte sie es weniger; allzu hell und nicht immer lieblich hallte es über die Diele bis in die Zimmer hinein. Überdies waren die alten Lieder leicht etwas unanständig. Da war vor allem das Brommelbeerenlied. »Und als der Kuckuck wieder schrie, Kuckuck, Kuckuck wieder schrie, hatt' sie ein Kind im Schoß ...« Derlei kam ja vor, aber wozu noch Lieder darüber machen!

Das Beispiel, das die Mutter in freudiger Arbeitslaune gab, blieb unerreicht. Sie war eine Führerin durch und durch, verlangte viel von andern, zuerst aber und am meisten von sich selber. Das schuf ihr Anhänger, manchmal sogar unter denen, deren Natur es war, behaglich oder absprechend zuzusehen, wenn andre sich plagten.

Als späterhin der Mutter auf die Schultern gelegt wurde, allein dem Hofe vorzustehen, kam es ein seltenes Mal vor, daß sie genötigt war, wegen einer Streitsache mit einem Untergebenen vor Gericht in die Kreisstadt zu ziehen. Einen Anwalt nahm sie nie, denn wozu war sie eines Advokaten Tochter! Klaren Geistes wußte sie, anklagend oder beweisend, das gute Wort zur guten Zeit zu sprechen.

Übrigens lag ihr nicht an der Bestrafung eines Schuldigen. Geschah es, daß einer zu Geldbuße oder Gefängnis verdonnert ward, so tat ihr, nachdem Recht Recht geblieben war und der Reuige seinen Fehler eingesehen, alsbald der Sünder leid, und sie selber war es, die zum Schluß beantragte, dem Gegner die Strafe zu erlassen. Daß solches nicht ohne weiteres möglich sein sollte, erstaunte sie und war entschieden ein Mangel in der Rechtsprechung. Um so freudiger war sie ihrerseits bereit, dem Verurteilten im Herzen und ohne langes Besinnen auch nach außenhin gut Freund und hilfreich zu sein, will sagen, für die Heimfahrt ihm den Platz neben ihrem Kutscher anzubieten. Natürlich konnte es auch geschehen, daß sie selber ins Unrecht gesetzt ward. In solchem Falle hatte sich der Amtsrichter entschieden geirrt, was sie ihm nach Schluß der Verhandlung gern noch vertraulich mitgeteilt hätte. Einen Vorwurf aber konnte sie deswegen seiner Person nicht machen, Menschen sind wir alle, und er hatte, von dem einen Punkt abgesehen, wirklich außerordentlich nett gesprochen!

Daß die Welt nicht ohne Gesetze sein konnte, das erfuhr sie selber an jedem einzelnen Tage. Alles mußte seine Zucht haben. Nicht nur, daß auf solche Weise am meisten geleistet ward, sondern im Grunde wollte das Gesinde es so und fühlte sich selber am wohlsten dabei.

Und dies war keineswegs das Geringste, worauf es im täglichen Getriebe ankam.

(Fortsetzung folgt.)

# Drei Worte

Worte kamen mit Geigen fein
Und wiegten mich in ihre Melodien ein.
Und andere kamen mit Posaunen groß,
Und andere hatten Spielzeug im seidenen Schoß.
Und gingen wie große Kön'ge einher,
Mit Gold und mit Purpur und Kronen schwer.
Dahinter liefen drei Wörtlein sacht,
Die achteten nicht auf Glanz und auf Pracht.
Sie schauten nicht vor und nicht zurück
Und hatten ein seltsam Lächeln im Blick.
Und als sie sprachen: „Ich liebe dich",
Da streuten sie tausend Sterne über mich.

Max Jungnickel

# Liebesfrühlings Entstehung

## Nach ungedruckten Quellen dargestellt von Prof. Dr. Hubert Grimme (Münster)

Ehe Friedrich Rückert, der sich als Sänger deutscher Freiheitslieder in die Literatur eingeführt hatte, sich in orientalische Studien vertiefte und sein Dichten auf den lehrhaften Ton des Ostens stimmte, ließ er den Liebesfrühling als das Hohelied seiner Liebe zu Luise Wiethaus-Fischer erklingen. Damit hat er seinen Ruf als Dichter der Liebe begründet und zugleich die Popularität errungen, die ihm auf andern Gebieten seines Schaffens versagt blieb. Noch heute, hundert Jahre nach Entstehung des Liebesfrühlings, greift man gern nach seinen duftigen Blüten, bewundert ihren Formreichtum und läßt sich von dem Klang berauschen, den sie in der Vertonung durch unsre besten Liedmeister ausströmen.

Zum Genuß des Liebesfrühlings sollte sich aber auch sein genaues Verständnis gesellen. Nicht nur die Neugier, die sich gern in dichterische Intimitäten drängt, verlangt danach, sondern auch die ernste Forschung, die beim Liebesfrühling wie bei so vielen Teilen von Rückerts Lebenswerk vor ungelösten Problemen steht. Wenig ist es, was wir bisher vom Werdegange der reizvollen Dichtung wußten, und in dieses Wenige mischte sich allerhand Nebelhaftes von Vorstellungen, das dem Wesen des Sängers wie auch des von ihm besungenen Gegenstandes seiner Liebe nicht gerecht wird. Darüber vermögen wir heute klar zu sehen, nachdem dank der Erschließung des gesamten Nachlasses Rückerts auch Dokumente aus der Zeit der Entstehung des Liebesfrühlings zutage getreten sind. Die wichtigsten darunter sind 27 Briefe des Dichters an seine Braut und das Tagebuch Luisens, die sich schön ergänzen zum Verständnis einer Periode Rückerts, die ihn nicht nur künstlerisch beflügelte, sondern auch als Menschen innerlich gesunden ließ, wie er einige Jahre darauf seiner Frau in einem Briefe gestand: »Ich hab' Dir's schon unter mancherlei Gesichtspunkten gezeigt, daß ich durch eine verfehlte Erziehung, vorzüglich durch fehlende väterliche Autorität, ein höchst zerrissener, unglücklicher Mensch geworden, und daß nur eine unverdiente Gnade Gottes mich durch meine Liebe zu Dir und Deine zu mir soweit geheilt, daß ich durch Fortbewahrung dieser Liebe für in meiner Art gesund gelten kann.«

Der erste Brief Rückerts an Luise ist vom 17. Mai 1821 datiert. In ihm redet er seine »Liebste Luise« zwar noch mit »Sie« an; doch spricht aus ihm ein so inniges Sichverstehen beider, daß man den Anfang des Maimondes 1821 als Zeit ihrer Annäherung nehmen darf. Zugleich mit diesem Briefe schickt Rückert an Luise »das leere Buch, das begnadigt ist, zur Fortsetzung Ihres Tagebuchs zu dienen«. »Möge doch,« fährt er fort, »damit diese Blätter ihren vaterländischen Himmel nicht vermissen, nie was Düsteres, Trübes — sondern lauter Heiteres, Stillfreudiges darauf zu stehen kommen, immer so, wie es in den letzten Koburger Tagen bei Ihnen in meinem Tagebuche, meinen zurückgelassenen Liedern, der Fall ist.« Das uns vorliegende Tagebuch Luisens ist nun das hier genannte »leere Buch«, dessen »Vaterland« Italien ist, wie sein Wasserzeichen Giov. Magnani beweist. Die Erwähnung von Rückerts Geburtstag — dem 16. Mai — auf seiner zweiten Seite zeigt, daß es sofort nach Empfang in Benutzung genommen ist, und zwar wurde es eingeweiht mit einer Abschrift von Rückerts jedenfalls schon lange vorher entstandenem Gedicht »Von Napel ging ich nach Puteoli«. Man mag es damit erklären, daß Rückerts italienische Reise Gegenstand angeregter Unterhaltungen mit Luise gewesen sein mag, und auf ihr ernst-religiöses Gemüt wird besonders der Schluß des Gedichtes tiefen Eindruck gemacht haben:

Nun führe den hier, der durchs bunte Spiel
Des Lebens noch und seine Trümmer schreitet.

Denn sie fügt einer späteren nochmaligen Erwähnung dieser Verse hinzu: »Führe ihn immer so, daß ich so hell und klar an ihm aufblicken kann, als es zu meinem und zu seinem Lebensglück und zu seinem inneren Frieden notwendig ist.«

Liebe und Mitleid mischen sich in dem, was Luise an Einzeichnungen sodann folgen läßt; Schatten von vorgegangenen bitteren Erlebnissen lagen offenbar auf Rückerts erstem Liebesglück und wichen erst vor der Erkenntnis, in Luise einen rettenden Engel zu haben. Als erstes an sie gerichtetes Gedicht mag man das im Tagebuch folgende ansehen:

Hier an deutscher Zitterpappel,
Die im leisen Westhauch schwankt,
Denk' ich, wie mich einst, o Napel,
Dort dein Zauber hielt umrankt.

Denn Luisens Milde ist es, die ihm wohler tut als die Sonne des Südens, und ihrer Liebe Erwachen ist die leise Wonne, von der die letzte Strophe singt:

Und wie die gedämpfte Sonne
Ohne Blendung mich erquickt,
Also hat mit leiser Wonne
Mich die Lieb' hier angeblickt.

Eine Einleitung zum Liebesfrühling mag man dieses Gedicht nennen; dieser selbst blühte bald nach ihm mit einer größeren Zahl von Liebesliedern auf, die Rückert in der Aussicht, ihnen weitere folgen zu lassen, sein »Tagebuch« nennt, und die Luise, vielleicht um sie sich geistig näher-

zubringen, in ihrem Tagebuche abgeschrieben hat. Es sind im ganzen 19 Lieder, alle eingegeben vom ersten Liebesgefühl, die daher, soweit sie später gedruckt worden sind, mit Recht den ersten Teil des ersten »Straußes« bilden. In ihre Fülle hat Luise, die darin Besungene und Angebetete, einige kurze Gefühlsergüsse eingeflochten. So klagt sie am Ende der den ersten Abschied des Freundes vorbereitenden, jetzt den Liebesfrühling eröffnenden Schilderung »Unvergleichlich blüht um mich der Frühling«:

> »Die Liebe ist stark wie der Tod! So las ich neulich in der Bibel. Und du sagst, du liebest mich, und konntest mich allein lassen, freiwillig von mir gehn?«

Der hohe Schwung des Liedes »Meinen Geist vermähl' ich deiner Seele«, aber wohl auch sein zum Himmel sich wendender Ausgang setzt die Braut in Entzücken, erweckt ihr aber auch einen Reuegedanken:

> »Und an dich, der so Herrliches aussprechen kann, an dich konnte ich einen Augenblick mit Bitterkeit denken? Wird mich die Veranlassung, die nicht aus mir selbst kam, entschuldigen können?« usw.

Eine weitere Bemerkung ist dem Hymnus, der Luise als Engel der Erlösung des Dichters und künftigen Fürsprecher im Himmel preist (»Herr Gott! einen Engel ...«), beigefügt:

> »O du mein Freund, mein Alles: du schmückst mich zu reich, viel, viel mehr als ich verdiene! Du bedarfst meiner gar nicht, um dort hinauf zu gelangen. Aber beten will ich herzlich für dich, daß du hier noch recht beglückt werdest.«

Hier scheint das, was Rückert in der schon erwähnten Briefstelle als Koburger Tagebuch bezeichnet, zu Ende zu sein: stehen doch kurz vorher drei vom Gedanken des Scheidenmüssens eingegebene Gedichte, nämlich »Klage nicht, daß ich von dir gehe, denn ich bleibe hier«, »Sind die Flügel nicht verliehen mir, ins Ferne nachzuziehen?« und das später nicht zum Abdruck gelangte »Hier leg' ich meine Lieder vor dir, indem ich scheide, als einen Spiegel nieder« usw. Die übrigen von Luise in ihrem Tagebuch abgeschriebenen Poesien sind ihr von Rückert aus der Ferne, d. h. aus dem Städtchen Ebern, zugesandt worden, und zwar als Beilagen zu seinen Briefen. Die poetischen Zusendungen wurden bald so zahlreich, daß Luise auf ihre Abschrift verzichtet zu haben scheint, und bildeten mehr und mehr ein Gefäß für alles, was Rückert seiner Braut zu sagen sich gedrängt fühlte, womit allerdings in einige von ihnen ein etwas kühler, verstandesmäßiger Hauch einzog, der sie mehr gedichtet als gesungen erscheinen läßt. Ein solcher Reichtum der poetischen Ergüsse erklärt die Kürze und den nicht eben reichen Inhalt zahlreicher Briefe Rückerts an seine Braut, die allein für sich herauszugeben deshalb nicht ratsam wäre. Im Hinblick auf das in poetischer Form von ihm Mitgeteilte durfte Rückert seiner Braut ungefähr zwei Monate vor der Verheiratung wohl den kleinen Vorwurf machen:

> »Sie mag bedenken, daß sie mir in Briefform schon einige Zeilen mehr schreiben darf als ich ihr, da ich ihr in andrer Form schon so viel mehr geschrieben und noch schreibe.«

Jedenfalls beruht die Anschauung, die C. Beyer in seiner Ausgabe von Rückerts Werken (Leipzig, Fock) vertritt, es sei der »ursprüngliche« Liebesfrühling in Briefen geschrieben worden, auf einer unrichtigen Vorstellung; denn die Liebesfrühlingslieder haben Beigaben zu den Briefen an die Braut gebildet, abgesehen von denen, die er in Neuseß in der unmittelbaren Nähe von Luise während der Monate September und Oktober 1821 ihr sang, und zwar so reichlich, daß er deshalb in einem späteren Briefe den Ausdruck gebrauchen konnte, der Liebesfrühling sei in Neuseß gedichtet worden.

Bei der Überfülle von Stimmungen und Situationen, in denen der Liebesfrühling schwelgt, wäre es denkbar, daß der Dichter mit Erlebtem manchmal auch Freierfundenes gepaart hätte, besonders dort, wo er die Liebste sprechen läßt. Aber die Briefe und das Tagebuch widerlegen wenigstens für den Teil der Dichtung, die von ihnen aus beleuchtet wird, jeden Verdacht des Nichttatsächlichen und zeigen, wie Rückert all seine Kunst darangesetzt hat, die Wirklichkeit poetisch widerzuspiegeln. Dafür liefert besonders die erste Gruppe der in das Tagebuch eingetragenen Lieder schlagende Beweise. »Dein Leben war mir schmucklos vorgekommen«, singt der Dichter und fährt dann fort:

Ich glaubte mich berufen, es zu schmücken.
Erst schien der schöne Schmuck dich zu beglücken,
Dann kam's mir vor, als mach' er dich beklommen.
So sei der Schmuck dir wieder abgenommen ...

Von diesem Schmuck ist nun auch auf den ersten Seiten des Tagebuches die Rede. Zuerst fühlte Luise in seinem Besitze sich beglückt: »Du hast das unbedeutende Mädchen geschmückt wie eine Königin!« Sehr bald aber fühlte sie Scheu, ihn zu tragen: »Wie lange ich überlegte und wählte, ob es auch nicht unzart sei, den mir von dir gegebenen Schmuck mir anzueignen, und doch fühlte ich deutlich, daß ich ihn nicht ohne große Schmerzen missen könne. So habe ich den Ausweg endlich gefunden, ihn in ein stilles, heimliches Schränkchen zu legen, was nur dir und mir offen sein soll.« Vermutlich hatte Luise sich mit dem Gedanken, daß der Schmuck schon einmal einer andern gehört hätte, nicht abfinden können.

Das erste der Liebsten in den Mund gelegte Lied bringt einen Vergleich zwischen einem tröstenden Arzte und dem mit seinem Sange heilenden Dichter:

Die Liebste sprach: Wie dankbar einen Arzt man liebt,
Der Heilung oder Hoffnung mir der Heilung giebt,
So liebt man einen Dichter auch für einen Sang,
Der wie ein Hoffnungsstrahl des Heils aus Himmeln drang ...

Nun hatte es Luise den ganzen Sommer 1821 hindurch mit dem Arzte zu tun, wie aus verschiedenen Briefen Rückerts hervorgeht; wie dieser selbst dadurch zu jenem — Trinius hieß er — in ein näheres Verhältnis trat, so wird Luise, in der das Gefühl der Dankbarkeit stets besonders stark war, für seine Bemühungen um sie etwas wie Liebe gefühlt haben, wodurch der Vergleich gerade in ihrem Munde recht am Platze war.

Luisens Tagebuchergüsse decken sich aber auch mit verschiedenen der späteren ihr in den Mund gelegten Gedichten des Liebesfrühlings, wodurch man immer mehr zu der Annahme gedrängt wird, alles, was ihr Dichter sie sprechen läßt, beruhe auf innerer Wahrheit. So äußert sich in ihrem Tagebuche öfters eine aus Glück geborene Todessehnsucht: »Siehe, ich bin im Glück, durch die Liebe, die er mir gibt, die mir das Liebste auf Erden ist; aber wenn du mich rufen willst, so werde ich noch einmal auf ihn blicken und dann freudig ergeben zu dir sprechen: Siehe, hie bin ich.« Diese auffällige Stimmung ist nun auch Grundzug von mehreren Liedern der »Liebsten«, z. B.:

Seltsam, aber wahr empfunden
Hab' ich es in meiner Brust:
Leichter als in trüben Stunden
Stirbt es sich in froher Lust.

Vor allem dort, wo die Liebe den Drang zum Beten auslöst, sieht man durch die Verse tief in das Herz Luisens hinein, die als Wahlspruch für sich und den Geliebten gewählt hatte: »Wandle vor Gott und sei fromm« und in ähnlicher Gesinnung uns im Liebesfrühling sagt:

Ich bin mit meiner Liebe
Vor Gott gestanden,
Ich stellte diese Triebe
In seinen Handen.
Ich bin von diesen Trieben
Nicht unbetreten;
Ich kann dich, Liebster, lieben
Zugleich und beten.

Immer aber muß man daran festhalten, daß Rückert es ist, der ihren Gefühlen die dichterische Form gegeben hat; denn nie versucht sie in ihrem Tagebuche Liebesworte in Verse einzukleiden, und so mag auch das Motto, das jenes einleitet:

Nichts regt in mir so leise sich,
Dein Blick wird es vernehmen.
Doch keiner Regung hab' ich mich,
Gottlob, vor dir zu schämen,

so bezeichnend es für sie ist, doch nur die Reminiszenz eines von ihr tief nachempfundenen Wortes Rückerts sein.

Ähnlich wie mit Luisens Tagebuchstellen lassen sich auch aus Rückerts Briefen auffällige Ausführungen des Liebesfrühlings als Wiedergabe von etwas Tatsächlichem nachweisen. Das längste Gedicht der Sammlung — es ist später dem dritten Strauße eingefügt — beschreibt ein gefährliches Doppelabenteuer des Dichters bei seiner Rückreise von der Geliebten, das aber von ihm leicht genommen wurde im Gedanken:

Gott wird dich nicht sinken lassen
Hier in diesen schnöden Wassern,
Da du hast auf seiner schönen
Erde noch so viel zu schaffen,
Wenn es auch nur Lieder wären,
Die du ihm zum Preis entfaltest.
Gott kann dich nicht lassen sinken,
Niemals, und jetzt gar nicht, aber
Jetzo gar nicht, da der Liebsten
Du versprachst beim Abschiedsagen:
Daß du ihr zurück willst kehren
Über heut in vierzehn Tagen.

Von diesem Abenteuer ist auch im ersten der Liebesbriefe Rückerts (vom 17. Mai) ausführlich die Rede, und was dabei von der Gemütsruhe, mit der der Dichter es überstanden habe, gesagt wird, deckt sich inhaltlich mit dem Vorstehenden aufs genaueste. »Es half mir«, so heißt es dort, »wie bei ähnlichen Gelegenheiten der zuversichtliche Gedanke, daß ich noch unmöglich sterben könne, weil ich so vieles mit mir und der Welt abzutun habe. Und diesmal nun gar nicht, da ich Ihnen ja in vierzehn Tagen zurückzukommen versprochen habe.«

Eine andre Briefstelle (vom 14. Juli?) verbreitet sich über Rückerts geringe Neigung, in ein Lehramt einzutreten, wie es wohl von den Eltern seiner Braut ihm nahegelegt sein mag. In richtiger Erkenntnis gewisser ihm eigentümlichen inneren Hemmungen schreibt er: »Die jungen Leute werden mich immer genieren, sie wollen auf eigne Art etwas werden, und ich bin bereits geworden, was ich werden konnte, und zum Werden von jenen beizutragen, fühl' ich mich ziemlich unaufgelegt. Ich habe wenig Lust und Geschick, andre zu bilden; nur Dich möchte ich lehren, alles Schönste und Beste, was ich weiß und noch lernen will, um in Dir immer einen Inbegriff meines geistigen Lebens, verklärt durch Liebe, vor Augen zu haben.« Alles dieses findet sich im Liebesfrühling wieder (Zweiter Strauß, VII), nur anmutiger gesagt und mit leisem Humor gewürzt:

Liebchen! meine Freunde raten,
Edlem Lehrstand mich zu weihn,
Auszustreuen goldne Saaten
In der Jugend frische Reihn.
Bin geworden, was ich konnte;
Werd' ein jeder, was er kann!
Wie ich mich an keinem sonnte,
Biet' ich Licht auch keinem an.
Meine Weisheit will ich träufen
Dir mit Küssen in die Brust,
Alle Geistesblüten häufen
Um dich her zu Schmuck und Lust.
Pflanzen will ich stets vom frischen
Und mich meiner Ernten freun,
Und kein Fremder soll mir zwischen
Meinen Weizen Unkraut streun.

Man kann fast behaupten, daß in Rückerts Brautzeitbriefen keine irgendwie auffällige Wendung vorkommt, die nicht für den Liebesfrühling poetisch ausgenutzt wäre — ob gleichzeitig oder erst in der für die Fertigstellung der Sammlung anscheinend so wichtigen Neusesser Mußezeit, darüber ist nichts Sicheres auszumachen. Dieselbe Zeit könnte den Gedanken einer »Redaktion« des Ganzen geweckt haben, womit sich bezeichnenderweise nicht Rückert, sondern Luise von Ende November bis Anfang Dezember beschäftigte. Die Briefe dieser Zeit nehmen mehrfach hierauf Bezug; so einer vom 26. November (?): »Was ist es denn? Hast Du die Redaktion des poetischen Werkes schon angefangen?«, weiter vom 28. November (?): »Die Redaktion der Lieder betreffend, machst Du Dir unnötige Skrupel«, und wohl auch vom 2. Dezember: »Die Freundin wollen wir in Ehren halten, die Dir so brav arbeiten hilft.«

Luisens Hand ist es also, die das erste Manuskript des Liebesfrühlings angefertigt hat, und ihrem feinen Takt ist es zu verdanken, daß dabei allzu Persönliches oder solches, was den Geliebten nach irgendeiner Seite in schiefes Licht setzen konnte, übergangen wurde. Das ergibt sich aus gewissen Abweichungen zwischen der Liedersammlung ihres Tagebuches und der späteren Form des Liebesfrühlings.

Wie bereits erwähnt ist, litt Rückert zur Zeit seiner Annäherung an Luise unter der Nachwirkung eines trüben Erlebnisses, das vielleicht den von seiner Seite herbeigeführten Bruch eines früheren Verhältnisses bedeutet. Vor der Geliebten machte er aus seiner Schuld anscheinend kein Hehl; denn diese schrieb darüber in ihr Tagebuch: »Am Abend deines Geburtstages stand ich am Fenster und dachte darüber nach, ob du wohl so sehr gefehlt haben könntest, daß du nun noch immer ohne Ruhe deshalb seiest. Da ward mir recht sehr weh zumute, und wie ich dann am liebsten tue, ich sah hinauf nach dem Himmel. Da stand aber in schönster Glorie ein Regenbogen, und in dem Augenblick war mir's, als sei das die Hand, die der Versöhner dir herunterreiche, und er spräche: Ich habe dich wieder lieb, alles ist dir vergeben. Bleib' nun aber mein frommer Sohn!« Auch durch einige Gedichte des Tagebuches läßt sich die Spur dieses auf Rückert lastenden Erlebnisses verfolgen; so wenn wir lesen:

Einst als eine edle Frau geweinet
Über meine Lieder Unmuttränen,
Ward mein Herz von denen
Wie von scharfer Feuerglut gepeinet.
Nun ein Liebesengel hat geweinet
Über meine Lieder Wehmutstränen,
Wird mein Herz von denen
Wie vom Paradiesesstrom gereinet, usw.

oder an andrer Stelle:

Ihr Engel, die ihr ohne Flammenreinigung
Den Zugang nicht gewährt zum Himmelslicht,
Vorzeigen kann mein Herz euch die Bescheinigung,
Daß mir in diesem Stücke nichts gebricht.
Bestanden meine purgator'sche Peinigung
Hab' ich auf Erden in der Liebe Pflicht.
So wehret nun die Seligkeitsvereinigung
Mit anderen Geläuterten mir nicht!

Wenn diese beiden Gedichte von Luise beiseitegelassen sind, so spricht das ebensosehr für ihren richtigen literarischen Geschmack wie für ihr weibliches Zartempfinden. Aber nicht überall läßt sich der Maßstab für die Kritik finden, nach dem ein Gedicht von dem Gesamtmanuskript ausgeschlossen wurde; auch Rückerts Wunsch scheint zuweilen dabei ausschlaggebend gewesen zu sein, wie etwa bei folgendem:

Schön're hab' ich wohl gefunden,
Aber keine konnt' ich schauen,
Die mir so zu allen Stunden
Sah ins Auge mit Vertrauen,
Sprechend: Zeige mir die Wunden,
Die das Schicksal dir gehauen!
Und es soll dein Herz gesunden,
Laß mich drauf als Balsam tauen!

Denn Luise hätte es zum Ruhme ihres Geliebten wohl auf sich genommen, andern Frauen gegenüber als minder schön zu gelten; nicht aber konnte Rückert, nachdem er den Preis seiner Braut in den höchsten Tönen gesungen hatte, von ihrer Schönheit vor der Welt einmal in etwas kritischer Weise sprechen.

Wenn von 42 Liedern, die das Tagebuch bewahrt, zehn von der Sammlung des Liebesfrühlings ausgeschlossen und nie gedruckt worden sind, so mag die Zahl derer, die innerhalb der fünf »Sträuße« unberücksichtigt blieben, leicht ein halbes Hundert betragen. Längere Zeit scheint es bei dem Umfang der »Sträuße« geblieben zu sein, wie ihn Luisens Sammlung zeigt; denn das Stück, das Rückert 1823 in der »Urania« veröffentlicht hat, deckt sich in seinen 33 Nummern fast ganz mit den ersten 32 der

Auslese Luisens, wie wir sie annehmen. — Die Folgezeit brachte dem Liebesfrühling mancherlei Veränderungen. Zahlreiche seiner Lieder hatten durch Almanache schon den Weg in die Öffentlichkeit gefunden, als Rückert sich entschloß, in der Erlanger Ausgabe seiner »Gesammelten Gedichte« (1834) den Liebesfrühling, zu fünf »Sträußen« angeordnet, vollständig erscheinen zu lassen. Mit der beigefügten Jahreszahl 1821 deutete er an, daß alles darin Vorkommende auf seine Bräutigamszeit Bezug habe. Da hier der erste, nach Luisens Tagebuch zu kontrollierende Strauß 46 Nummern zählt, so hat der Dichter Lieder, die aus irgendeinem uns unbekannten Grunde in jenem nicht stehen, hinzugenommen; aber zweifellos gehören auch sie der Liebesfrühlingszeit an. Drei kleine Sträuße zeigt der Liebesfrühling in der einbändigen Frankfurter Ausgabe von Rückerts Gedichten (zuerst 1841). Seitdem das Werk auch separat gedruckt wurde (zuerst 1844), zeigen die fünf Sträuße Überschriften, nämlich »Erwacht — Entflohen — Entfrembet — Wiedergewonnen — Verbunden«, denen zuliebe zahlreiche Umstellungen von Liedern vorgenommen worden sind. Wenn schon hierdurch das historische Bild von Rückerts Bräutigamszeit stark getrübt ist, da diese weder ein »Entflohen« noch ein »Entfrembet« gekannt hat, so wurde eine Karikatur daraus in der nach Rückerts Tode von seinem Sohne besorgten zwölfbändigen Gedichtausgabe; denn hier ist mit Zuhilfenahme zahlreicher vor 1821 entstandener Liebeslieder ein neuer Strauß eingefügt, dem jede Beziehung zu Luise fehlt. In dieser Form mutet uns der Liebesfrühling ebenso unhistorisch an wie Goethes Westöstlicher Diwan in der Eckermannschen Ausgabe, die ihn und damit vor allem das edle Verhältnis zwischen Goethe und Marianne von Willemer durch allerhand unpassenden orientalischen Kram aus Goethes Nachlaß entstellt. Wie der Westöstliche Diwan in dieser unkritischen Ausgabe leider vielfach nachgedruckt ist, so sind auch die meisten Volksausgaben des Liebesfrühlings seiner schlechten Fassung von 1868 gefolgt. Möge endlich die Zeit kommen, da beide Schädlinge vom buchhändlerischen Markte verbannt werden! Von Rückert sollte man unsrer Zeit nur noch das Beste bieten, und dazu gehört vor allem der Liebesfrühling in seiner ursprünglichen Gestalt.

# Tschan-jo-su

## Nach dem Japanischen von Karl Hüllweck

Tschan-jo-su war der Sohn eines kleinen Handwerkers, der sich mühsam durchs Leben schlug. Als er das dritte Jahr vollendet hatte, durfte er zum erstenmal am heiligen »Drachenfest« teilnehmen. Es war jedoch ein rechtes Unglück für Tschan-jo-su, wie sich später herausstellte. Denn als er die vielen bunten Bälle erblickte, die die ziehenden Händler in nie geahnter Herrlichkeit auf dem Markte feilboten, wandelte ihn das Verlangen an, ihrer einen, den prächtigsten, zu besitzen. Er bat daher seine Mutter, an deren Hand er ging, diesen zu kaufen, damit er ihn nach ihrer Heimkehr gleich den andern Kindern der Straße emporwürfe und wieder auffinge. Stark — stark genug sei er! Aber ach, die Mutter hatte ja nicht einmal zum Opfer das Nötige, und also schwieg sie. Da weinte Tschan-jo-su bitterlich.

Tschan-jo-su ist soviel wie der »arme Narr«.

Der Jahre eine erste Fülle welkte dahin. Der Knabe ward zum Mann, den das Vaterland um seines erhabenen Geistes willen für der Menschheit größten erachtete. »Laßt eine Weltkugel aus ihrer Bahn brechen,« rief er in der Erkenntnis seines Übermenschentums, »ich will sie im Spiel mit meinen Armen aufhalten und wieder in den gestirnten Himmel zurückschleudern!« Doch die, zu denen er solche Worte sprach, waren nicht mächtig genug, seinethalben den Gang der Natur zu ändern, und blieben stumm.

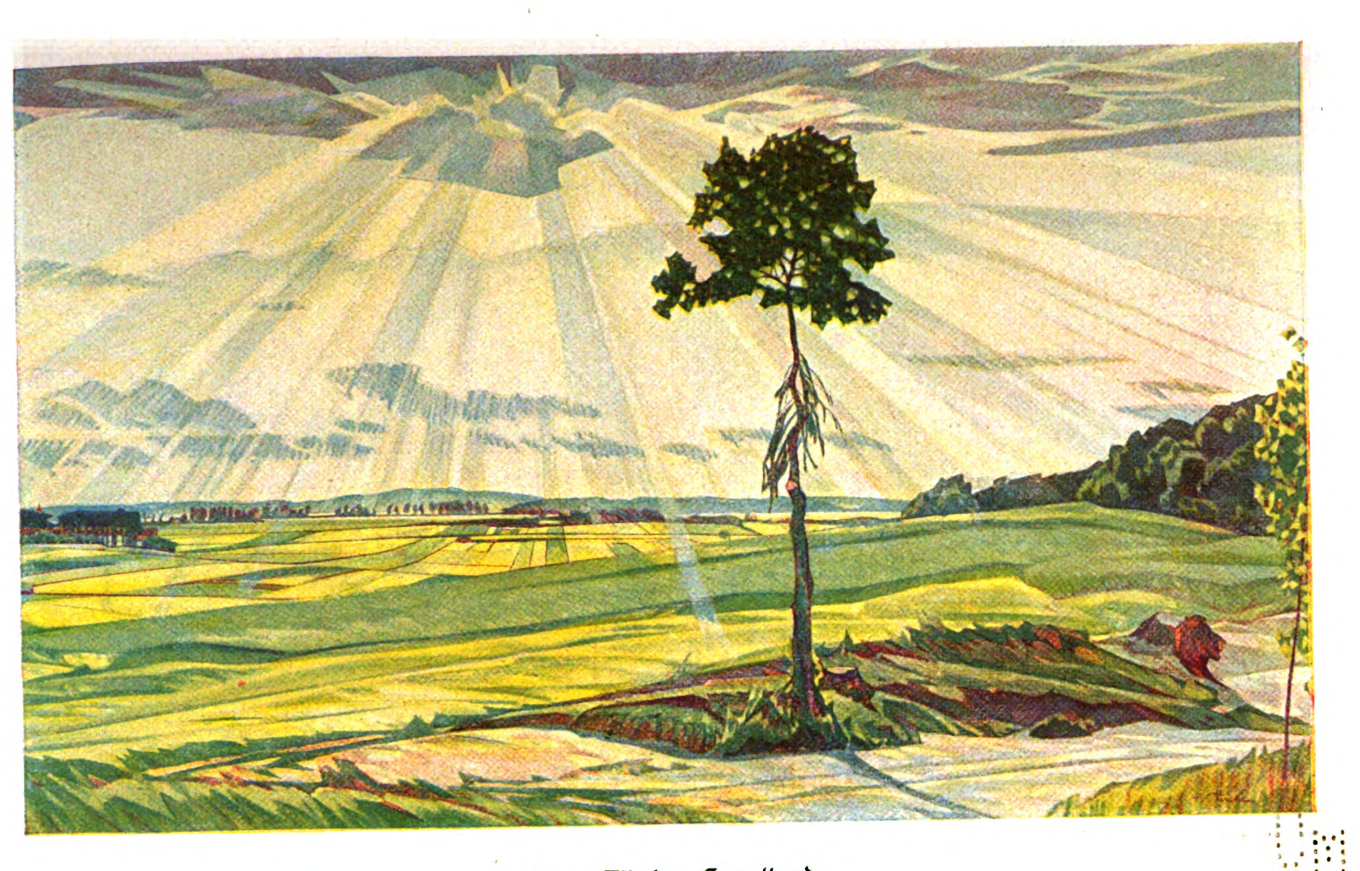
Tschan-jo-su ist soviel wie der »arme Narr«.

Immer, wenn die Sonne westwärts sinken wollte, saß Tschan-jo-su der Greis auf seinem Landgut, viele Meilen außerhalb der Stadt, am Meer und sann darüber nach, in welchem Verhältnis das Errungene zu dem Erstrebten stünde.

Da war's einmal, daß der Aufruhr durchs Reich wütete, und der Tod, mit purpurner Narrenkappe auf bleichem Schädel, über die Hecke seines Gartens hüpfte. »Fang!« kicherte der Tod, vom Blute der Gemordeten berauscht, zu Tschan-jo-su hin, indessen er auf der Hand eine kleine, zentimetergroße Bleikugel wog.

Tschan-jo-su der Greis streckte unbeholfen wie ein dreijähriger Knabe die zittrigen Arme aus, aber ehe er's sich versehen, war sie höhnisch durch die haschenden Finger geglitten und drang geradeswegs in seine Brust.

Tschan-jo-su ist soviel wie der »arme Narr«.



Franz Türcke: Havelland



# Der Friede einer andern Welt

## Roman von Heinrich Federer

### II

Es kamen vierzehn stille Tage, mit jenem leichten, lauen, dann und wann von einer kleinen Sonnenneugier durchlöcherten Sommerregen, der so süß und seidengrau über die Dörfer hinten in der Landschaft niederträufelt.

Der Pfarrer ordnete sein großes Haus. Dann sah er die Kirchenbücher ein und musterte den Sakristeischatz. Auf der Empore hatte er die Orgel gründlich examiniert, Pfeife auf Pfeife, und der alte Lehrer und Organist Peder staunte, wie oft ihm eine Taste richtig klang, während Carolus schmerzlich aufzuckte und ins Heft schrieb: Dreiviertel zu hoch, einhalb zu niedrig in der Stimmung. Er wischte mit dem Finger über das hohe Chorgestühl, zeigte ohne ein Wort, aber mit einem blauen Blick, der eine ganze Strafpredigt enthielt, die feine graue Staubschicht und strich sie dem Sigrist, ohne eine Miene zu verziehen, an den Bart. »Wenn das der Herrgott muß von Euch leiden, könnt Ihr es auch von mir leiden,« sagte er hart.

An den Abenden nach vier Uhr vollzog er seine kurzen Antrittsbesuche zu den Dorfgrößen, wobei er die Frauen viel gütiger behandelte als die Männer. Aber vor diesen Anstandsvisiten hatte er täglich drei, vier Krankenstuben und Armenwohnungen heimgesucht, Erbauliches erzählt, die Kinder herzlich aufs Knie genommen, getröstet und gesegnet und mit seinem tiefen, stubenfüllenden Lachen das gesamte Hausvolk erschüttert und beglückt.

Es wurde auch vom flinken Volksauge mit frommem Gefallen bemerkt, daß der neue Pfarrer immer einen Silberbatzen in der Tasche führte, um da und dort zum geistlichen auch einen kleinen materiellen Segen zu spenden, und doch wußte man, daß die Bischof von Haus arme Leute waren. Auch den Meßknaben hatte er sofort den Lohn verdoppelt, aber sie auch genötigt, das Latein silbenrein und langsam am Altar auszusprechen.

Im alten Schulhause, das Carl schon am zweiten Tage von Tür zu Tür durchspazierte, gefiel ihm manches gar nicht. Aber jetzt allem voran der Turm. Zuerst der Bannerträger, dann mit Eile und Weile die dahinter marschierenden Bataillone!

Die sechzigjährige Haushälterin Peregrina war seine Tante mütterlicherseits, eine schwächliche, gute Jungfer, die erst Klosterfrau hatte werden wollen, aber das Frühaufstehen um keinen Preis ertrug. Sie brauchte daher auch bei Carl immer eine Aushilfe.

Recht oft kam unterweil die Kaplanköchin Marianne herüber, eine derbe Fünfzigerin, und kochte wenigstens den Z'Mittag. Sie riet dem Pfarrer, doch ja das Mili des verstorbenen Täler anzufragen, bevor das Mädchen sich anderswohin verdinge. Ein so beherztes, kluges, hausmütterliches Geschöpf von kaum achtzehn Jahren gebe es im ganzen Kanton kein zweites.

So redete sie und bot einen Teller Gerstensuppe mit herumschwimmenden buttergerösteten Brotwürfelchen der bettlägerigen Kollegin. Indem diese Löffel auf Löffel appetitlich hinunterschlürfte, aber heimlich vor den Löchern zitterte, die sie im Ankenhafen vorfände, wenn sie morgen wieder aufstehen sollte — denn die Suppe glitzerte von Fettaugen —, trat der Pfarrer mit langen, knarrenden Schritten ins Zimmer und fragte: »Jungfer Marianne, saget mir doch, was heißt das? Ich rief dem Herrn Kaplan, als er ohne Stock dorfab zog, vom Fenster aus, wohin er wolle, ob er nicht einen Schnauflang zu mir heraufkomme. Aber er lachte und grüßte und machte drei Zeichen: krach, krach, krach!« Und damit tat der Pfarrer so, als nähme er mit Zeigefinger und Daumen etwas aus der linken Hand und werfe es dreimal auf den Tisch.

»So verstehen Sie doch,« lachte Marianne, »heut ist's Donnerstag.«

»Was ist mit dem Donnerstag?« fragte Carl ungeduldig.

»Keine Schule nachmittags, kein Unterricht, dem Eusebi der leichteste Tag in der Woche. Und der schönste, sagt er. Er habe vom letzten Sonntag noch ein wenig Sonne am Rücken und vom nächsten Sonntag schon einen Glanz voraus ... Sind Sie nicht, Herr Pfarrer, auch an einem Donnerstag zu uns gekommen?«

»An einem Mittwoch. Aber dummes Zeug das!«

»Schade, Sie hätten an einem Donnerstag kommen sollen.«

»Dem Herrn Pfarrer«, tönte es jetzt schwächlich, aber unendlich liebreich vom Bette her, »sind alle Tage gleich lieb und schön.«

»Brav, Peregrina! So was Treffliches hast du schon lange nicht mehr gesagt. Jetzt hast du dein Mittagsschläfchen verdient. Gute Ruhe!« Und Carl winkte der Marianne und schritt voraus in den Gang. »Aber nun sagt mir doch ...« Und wieder begann er mit den schmeißenden Händen.

»Einfach so!« betonte Marianne und lief rücksichtslos mit dem Geschirr gegen die Küche, so daß der geistliche Riese ihre Worte gleichsam wie zugeworfene Almosen hintenher auflesen mußte. »Alle Donnerstage geht Eusebi zum Ammann, und da jassen die drei, der Corneli, die Cecili und der Kaplan, nehmen das Abendessen zusammen und machen sich etwas Kurzweil. Das ist schon allezeit so gewesen.«

»Jassen, alle Donnerstage, mit dem Corneli ...« resümierte der Pfarrer bitter.

»Und ich bin froh. Da verlustet mein Bruder wenigstens einmal in der Woche. Sonst bring' ich ihn ja nie aus den Büchern und dem Geschreibe weg. Er würd' mir vergrauen ohne den Jaß.«

Sie schob die Küchentür mit dem Knie auf, glitt hinein, knickste hübsch über der Schwelle: »Hochwürden, empfehl' mich!«

Carl ging im Gange knarrend auf und ab. Das Jassen!* Nun, der Bischof liebte es nicht, aber verbot es auch nicht. Im Dorf, zur guten Kurzweil, statt eine Zigarre zu rauchen, nun gut! Und der alte Euseb ist völlig harmlos dabei. Man denke, er spielt mit zwei Achtzigern und gewiß nur um des Kaisers Bart. Der Corneli würde einen verspielten Zwanzigräppler Tag und Nacht nicht verschmerzen. Nicht wegen dem Nickel, sondern wegen dem Unsinn. Nein, das gab dort nichts als eine unschuldige Aufheiterung.

Der Corneli verließ die Stube fast nie mehr als am Morgen zur Messe und abends etwa zu einer der seltenen Gemeinderats-, Kirchenrats- und Schulratssitzungen, wo er bisher überall unantastbar und felsenfest den Vorsitz führte. Denn er hatte Mühe im Gehen. Die Knie versagten und der Atem gebrach, da sein Haus zuunterst im Dorfe stand, und es zur Kirche, Ilge und Schule ziemlich stieg. Wie eine langsame, feierliche Maschine, Schuh um Schuh, in völlig gleichem Tempo, bei der Kreuzung mit der Landstraße und wieder beim Jürghaus verschnaufend, so ging er zur Kirche, mit der Pünktlichkeit der Uhr, und brauchte für den dreiminutigen Weg eine geschlagene Viertelstunde. Die Dörfler am Weg stießen ihre faulen Schulkinder aus dem Bette, wenn sie seinen hohen Schatten an den Fenstern vorbeitasten sahen, und schrien: »Auf, in die Socken, 's ist höchste Zeit, der Corneli geht schon vorüber!« Das alles wußte der Pfarrer sehr wohl, und er erinnerte sich, wie er sogar eines Morgens dem Corneli auf halbem Wege begegnete und sah, daß der Ammann die bläulichen Lippen vor Energie und Anstrengung ganz in den Mund zog, wie seine Nasenflügel sich weiteten und wie es in seinem gesunden Auge ungeheuerlich kämpfte und blitzte vor Arbeit. In einer Eingebung seines guten Herzens hatte Carl den Ammann warm unter den Arm gefaßt und gesagt: »Darf ich Euch ein bißchen stützen? Mit Euren Jahren, Herr Ammann,« hatte er vornehm hinzugefügt, »nehm' ich's dann auch gern genug von jedwedem an.« Ach, wie schön wäre es gewesen, die beiden Riesen des Dorfes Arm in Arm zur Kirche gehen zu sehen!

Aber nein!

Corneli hatte das als Mitleid empfunden. Das traf ihn. Alle Energie seines streitbaren Lebens, wo jeder Ziegel auf dem Dache und jeder Napoleon im Sack hartnäckig erfochten war, bäumte sich gegen diese Hilfe des ... ja, in Gottes Namen ... des Mannes auf, in dem er den Gegner gerochen, ehe er ihn nur gesehen.

Mit einem fast unwilligen Ruck machte er sich los und keuchte mehr als er sagte: »Nicht ... nicht ... das nicht! Ich kann ... noch allein, ich bin noch eigner Herr und Meister!« Er fühlte nicht, daß sein bloßer Anblick ihn jämmerlich Lügen strafte. Aber auch ohne die zwei Buben am Gassenranft, die das Paar anglotzten, fühlte er das eine, daß seine Abwehr zu salzig werde. Mit zitterndem Arm ergriff er den Ellbogen des Pfarrers, lächelte sein bleiches Lächeln, das wie schwache Sonne über Schnee erschien, drehte sich aus seiner Steifheit halb und sah erst jetzt seinen Nachbar recht an. Und nun erschrak er. Die großen blauen Augen gegenüber waren feucht, und es zuckte und dunkelte darinnen wie bei einem Kinde, das einen Schrei verhält. Ein schmerzliches Beben ging durch das blühende Gesicht des Geistlichen, aber dann erstarrte alles auf einmal.

»Hochwürden,« sagte Corneli langsam, »ich danke zum schönsten. Sie meinen es gut. Ich danke nochmals. Aber ich darf nicht anfangen mit Stützen und Krücken, sonst ist unsereiner gleich geliefert. Sehen Sie, nicht einmal einen Stock nehme ich mit. Wenn ich dann neunzig hab', ist's noch Zeit dazu. Nur keinen Führer, solange man sich selbst führen kann.«

Entgegenkommend wollte er sein hartes, schwarzes Auge in die blauen tauchen. Er fühlte etwas, das ihn geheimnisvoll zum Rivalen zog, und einen gnädigen Augenblick lang schien es beiden, als triebe ein Engel trotz allen Widerständen sie nahe Brust an Brust, und als müßten sich jetzt ihre Seelen finden. Jetzt oder nie mehr! Aber da rief einer der Buben deutlich dem andern vorauslaufenden nach: »Und ich wett', der Ammann ist um den Fingernagel größer; ich wett' mein Sackmesser an dein lumpiges!«

Die Erstarrung und Fremdheit von vorher überzog den Pfarrer wieder. Mit einmal fühlte er sich wieder fest im Panzer. »Aber jeder Mensch braucht doch ab und zu einen Führer,« sagte er mit erzwungener Höflichkeit. Dabei ging er einen Schritt voraus und lüpfte wie zum Abschied das schwarze Käppi. »Geführtwerden ist so ehrenhaft wie Führen.«

»Das glaub' ich nicht,« versetzte Corneli nun auch ganz trocken. »Beim Führen ist mehr Ehre.«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. Es summten ihm die Schläfen. Ja, der will führen, nicht geführt sein. Aber bin denn nicht ich der Hirte und er eins der Schäflein? Habe ich den Stab

* Das beliebte nationale Kartenspiel der Schweizer.

und Auftrag, oder er? »So geh' ich denn meinen Schritt und Ihr den Eurigen,« schloß er kurz, »so wird es wohl das beste sein.« Und er lief mit seinen großen, heftigen Schritten gegen die Kirche, um sich auf die heilige Messe vorzubereiten. Aber dieses letzte Sätzlein lief ihm sonderbar nach. Er mußte es leise wiederholen, und immer ahnungsvoller erschien ihm, er habe ein Urteil auf Leben und Tod für sie beide ausgesprochen ... Jeder seinen Schritt! ... Es wird sich zeigen, wer besser marschiert. Zusammen geht es nicht, das ist nun klar. Eine Wolke von dunklen Vorgefühlen strich über seine Stirn.

Carl suchte sich damals in der Sakristei beim Anziehen der Meßgewänder all dieser Gedanken zu erwehren und hob den blank vergoldeten Kelch aus dem Kästchen, legte die schimmernd weiße Hostie auf die Patene und dachte, was das besage: ein Kelch voll Blut, voll Schweiß, voll Leiden, voll Opfer für die undankbare, aber so hilflos leidende Menschheit. Ein Kelch der Bitterkeit, um Jubel zu bringen; ein Todeskelch, um Leben zu schenken. Ach, Heiland, und dieser Corneli ist doch bloß ein kleiner Essigtropfen in meinem viel zahmeren Opferbecher.

Er las vom Wandkalender den Tagesheiligen: Cornelius ... Was? Jawohl, Cornelius, Papst und Märtyrer! ... Sein Namenstag! Das ist ein Zeichen. Gratulieren werd' ich ihm nun nicht, aber dieses Opfer will ich ihm ganz allein widmen. Vielleicht paßt es nachher doch noch, Glück zu wünschen ... Und Carl freute sich wie ein Kind auf das heiße Seidenrot der Meßgewänder, das ihm der Sakristan nun anziehen werde.

Aber da stand der bärtige Mesner gleichgültig da, eine pechschwarze Kasel und Stola auf dem Arm, alles furchtbar, erschreckend schwarz. Kalt leuchteten die Silberborten aus dem düsteren Stoff. Es wehte wie Tod und Grab aus ihnen dem heißatmigen Pfarrer entgegen.

»Rot, Mesner,« sagte der Pfarrer. »Was soll Schwarz?«

»Nein, es gibt heut ein Totenamt, wie Ihr selbst am Sonntag von der Kanzel verkündet habt,« schlürfte der Sigrist aus seinen vielen Zahnlücken hervor.

Carolus fuhr völlig zusammen. »Ja, richtig,« sagte er leiser. »Für den hochwürdigen Herrn Pfarrer P. Clamor Brütsch ... Ihr habt recht. Was soll das P heißen? Sein Bild im oberen Hausgang ist mir täglich ein größeres Rätsel.«

»Pius war er benamst, aber Clamor taufte er sich selber. Das soll doch heißen Geschrei oder ...? Von allen Pfarrern, so unser Dorf noch in Erinnerung hat, ist er der einzige, der immer im Krach gelebt hat. Die andern waren stille, fromme Männer. Sie waren gesund und wurden alt bei uns und schliefen sozusagen am Friedhof ein ... Aber der ...!«

»Was denn?«

»Der hatte keine Ruhe. Die ganze Nacht brannte das Licht in seinem Zimmer im Pfarrhof. Und tags war er doch auch immer auf den Sohlen. Er stellte alles auf den Kopf, verstehen Hochwürden, in besten Treuen. Zuletzt zündeten ihm die Feinde den Pfarrhof in einer Nebelnacht mitten im Winter an. Clamor habe gerade eine Verteidigung an den Abt in Sankt Gallen geschrieben ... das Papier mit den Brandflecken soll noch im Archiv aufbewahrt sein, geschrieben wie mit einem Säbel! ... Und so schrieb er und schrieb, hört nichts, merkt nichts, bis es im Gang hellauf kracht und ihm die Türe raucht. Eine Haushälterin hatte er nicht, kochte selber. Stieg und Gang sind wie ein Ofen. Mit dem Papier, der Kasse und seinem Rosenkranz in der Faust tut er einen Satz zum Fenster hinaus in den Schnee, fällt übel, kann nicht mehr aufstehen, zählte schon fast siebzig, wird erst nach langem in Ohnmacht gefunden und stirbt am Lungenstich in drei Tagen. Und auf den 16. Herbstmond hat er eine Jahrzeit gestiftet, das ist eben heut ... Er soll auch,« fügte der Mesner zögernd bei, »manchmal den Pfarrherren nachts ins Studierzimmer spuken ...«

Carolus, immer noch im Gange auf und ab schreitend, erinnert sich lebhaft, wie er dem Mesner zuhörte und dann, als geschehe die Totenfeier für ihn selbst, mit einem kalten Schauder ins schwarze Meßkleid schlüpfte.

Als er dann nach der Messe mit dem Weihwasserwedel das Schiff hinunterschritt und das wenige Werktagsvolk segnete, da spritzte er einen vollen Schwung des geweihten Wassers in der Richtung, wo steil und hoch mit rasch bewegten Beterlippen der Corneli stand.

An das alles erinnert er sich jetzt voll Unruhe und geht, ohne es zu merken, immer rascher und knarrender den Holzgang auf und ab ... Und der Kaplan! ... Er lächelte noch im Vorbeigehen ... und sie jassen ... und ihnen ist seelenwohl ... und ich ...

»Pst, pst! leiser!« Marianne steht mit feuchter Schürze und einem Teller in der Hand auf der Küchenschwelle und macht ein sehr strenges Gesicht. »Jetzt lassen Sie mir die Peregrina doch schlafen, Sie Pfarrer Clamor!«

»Was, was?« drängt er aufblitzend an die alte Jungfer heran. »Was heißt das?«

Marianne lächelt durchs ganze kleine Nußschalengesicht. »Nichts für ungut, das ist hier fast ein Sprichwort. Wenn einer zu laut macht, so schimpft man ihn Pfarrer Clamor. 's soll so einer einst hier geamtet ...«

»Gut, gut! Ich gehe jetzt ... Ihr habt recht, ich lärm' ein bißchen stark. Krankenbesuche will ich machen, da werd' ich schon von selbst leise. Guten Tag, Jungfer Marianne, und habet Dank für alles.«

Sie wirft ihm ein Äuglein der Demut und Entschuldigung nach. Denn sie verehrt diesen gewaltigen Priester um so mehr, je schärfer sie ihm widerspricht. Lautlos schließt sie die Küche.

Schon fünf Minuten später sah man den Pfarrer, das rote Nastuch um die Stirn schwenkend, den steilen Hügel emporeilen. Je höher es ging, desto weiter wurde die Aussicht. Im Hintergrund stieg ein fernes Berggewirr auf. Und die schönste Hoheit am nördlichen Ende, wie ein Turm verspreizt, ließ einen graugelben feinen Duft um seinen Leib nebeln und hob nur lässig sein greises, breites Gedankenhaupt in den Himmel. Dieser Berg stand nicht, er saß, saß schon Jahrtausende gelassen in seinem Felsgestühl und dachte und wartete und dachte wieder und zeigte keinen Hauch von Ungeduld. Das war der Säntis, dieser Salomon der Berge.

»Grüß Gott,« sagte Carl zu diesem vielgipfligen Gebirge im Osten. »Oh, ihr lieben konservativen Landsleute, ihr bleibt noch im Alten, Soliden wie ich. »Und Gott« — der Pfarrer lüftete begeistert den Hut — »ist das Konservativste, was es gibt. Das Konservative ist das Ewige. Nicht wahr, ihr Berge, du alter Säntis, ihr bleibet mir standhaft. Ihr gehört schon ins Ewige, seid Gottes granitene Schemel. Nach euch kommt nur noch die Sonne, die liebe Herrgottslampe und dann sogleich er selber, unser Gott.«

Indessen spielte Eusebius in der erdebenen Ammannstube, über den nußbäumenen Tisch vor den kleinen Straßenfenstern gebeugt, so daß sich sein vogelnestzerzauster Kopf wie ein Igel im altmodischen Kragen verlor, spielte mit Corneli und Cecili den berühmten schweizerischen Dreierjaß. Jeder Partner mußte einmal allein gegen die andern zwei fechten. Er hatte dreihundertfünfzig Punkte aufzubringen, bevor die andern ihr obligates Tausend erreichten. Da geschah denn beiderseits ein hitziges Zielrennen. Doch, wie es dem Alter und seiner komplizierten Schlauheit zusteht, spielte man äußerlich ruhig, sah durch die vielen kleinen Scheiben fast eben zur Dorfstraße hinaus und sagte etwa mit erkünstelter Kälte: »Seht, der junge Zellwig, da kutschiert er schon selber mit dem wilden Braunen und zählt doch erst siebzehn, der Schlingel, gewiß nach Uzli für den Fabrikanten.« Aber während man so leichthin brummelte, erbebte man innerlich vor Angst, ob der Gegner wohl austrumpfen werde.

Die alte Cecili in ihren alten, schlappen Kleidern schlürfte etwa zur Stube hinaus, holte eine Tasse oder einen Teller und guckte dabei dem Kaplan von hinten ins Spiel. Sie war noch vernarrt wie eine frische Braut in ihren Corneli und ließ nichts an ihn kommen.

Es war im Grunde recht ärgerlich, mit diesen zwei parteilichen alten Verliebten zu spielen. Auch wenn die Greisin mit dem Kaplan zusammenfocht, half sie doch auf jede angängige Art dem Gemahl. An einen Matsch, wo man alle Striche macht und den Gegner zum Betteln verurteilt, an einen solchen Triumph, so sicher er in den Karten lag, war gar nicht zu denken. Die verflixte Frau ließ den Corneli immer wie aus Versehen durch ein Pförtlein entschlüpfen. Dann erboste sich Eusebius jedesmal, machte Miene, die Karten auf den Tisch zu werfen und klagte, so könne der geduldigste Engel nicht mehr spielen, das sei ja offenbarer Schwindel. Diesmal hätte es den Ammann absolut zu Boden werfen müssen. Aber jedesmal nahm er das Spiel wieder auf, wenn die Alten so herzerquickend einander anlächelten, dem Scheltenden ein Eierröhrli zuschoben, sich mit Vergeßlichkeit und ihren zusammengezählten hundertsechsundsechzig Jahren entschuldigten, ja, mit bittenden Blicken gestanden: wir können einmal nicht anders!

»Drei samt Stöck!« kündete Cecili und zeigte Trumpf-As, König und Ober. Sie notierte vierzig Punkte und grübelte dann lustig mit ihren kräftigen Äuglein am Corneli und Kaplan herum. »So, wer hat jetzt wohl den Bauer? ... Du schmunzelst, Corneli! ... hoppla!«

»Das ist zuviel geredet, das geht nicht an,« beschwerte sich Eusebius.

»Schau, Corneli,« wich die Frau aus, »dort kommt das Mili und der Johannes die Straß' nieder.«

Alsbald klopfte es sehr stark, wohl schon das zweitemal, an die Stubentür.

»Aha, das Mili! das ist sein Knöchel! Nur herein in Gottes Namen!« schrie das fröhliche Weib und kreidete die zweihundert Punkte des Matsch zu den hundertsiebenundfünfzig des vollen Spiels zum andern auf den Schiefer. Und ohne aufzuschauen sagte sie: »So, ihr Leutchen, was fallet ihr uns da mitten in den Krieg? ... Sitzet!«

Das Mili, ein blondhaariges, aber von der Sonne oder vom eignen Blut dunkel gebräuntes, großes Mädchen mit wundervollen Achseln und schon recht fraulich entwickeltem Körper, zog den Johannes sofort auf die Ofenbank und rief: »Guten Abend, Herr und Frau Ammann! Guten Abend, Herr Kaplan!« Johannes nickte dazu mit seinem schmalen, kalten, merkwürdig vornehmen Gesicht und lächelte zufrieden an seiner bleichen, geraden Nase hinunter.

»Ich hab sie doch zu mir gerufen,« erinnerte Corneli seine Frau, und aller Leichtsinn der Karten war aus seinem Antlitz verschwunden. Eine würdevolle Amtsmiene erschien ungesucht, und seine leise Stimme verlor alle Wärme.

»Wir können schon eine kleine Pause machen,« fuhr er fort. »Der Kaplan hat's nötig. Nun ja, wie stehen wir denn jetzt?« fragte er das Mädchen und furchte die Stirn.

Der verstorbene Täler war sein Patenkind und in vielem sein Schützling gewesen. Auch dem Johannes war Corneli Gevatter gestanden. An jedem Neujahr hatte der seinen Fünfliber, einen armdicken Ankenwecken und ein halbes Dutzend leinene Nastücher holen dürfen. Als der steckköpfige Täler für seinen Bruder Julius Bürgschaft leisten wollte, warnte Corneli mit aller Macht. Denn bei diesem Tunichtgut war jedes Fränklein von vornherein wie ins Wasser geworfen. Julius hatte etwas Genialisches an sich, aber er war der Unbestand in Person. Auf unkontrollierbare Weise strich er durch die Welt, ein Phantast und Faulenzer, und schwamm mit einem gewissen Instinkt durch alle Künste und Schwindeleien, ohne etwas andres als fremdes Geld zu verlieren. Verheiratet, unbeweibt, niemand wußte das recht. Selten einmal erschien er im Dorf, verschwand dann nach wenigen Tagen wieder spurlos für ebenso viele Jahre. Ob er den Tod seines älteren Bruders erfahren hatte, wußte niemand. Aber allgemein war die Erwartung, man werde ihn plötzlich einmal im Tälerhaus seine Geige spielen hören. Auf der strich er so sicher, wie er wundervoll von den Lippen pfiff. Dem Corneli war dieser Ausbund von Unordnung ein Greuel. Sowie der Täler gebürgt hatte, zog er sich sichtlich vom Patenkind zurück. Wirklich ging in kurzem die ganze Summe, mehr als fünftausend erschwitzte Franken, an die Gläubiger des Julius verloren.

Als dann der Täler nochmals heiraten wollte, und wieder eine Witwe, dazu mit zwei halbwüchsigen Kindern, dem Heli und dem Mili, warnte der Ammann ein zweites und noch strengeres Mal. Aber die Täler sind unverbesserliche Steckköpfe. Es wurde doch geheiratet. Nun überließ Corneli den Mann grollend seiner Torheit und seinem Elend. Dagegen beharrte er nun erst recht unerbittlich auf den fünf Prozent Zins, um die er einst dem Sticker eine famose Maschine geliehen hatte.

Aber so sehr er sich gegen den einstigen Liebling verhärtet hatte, in der letzten kurzen Krankheit war er dann doch in die arme Stube des Todkranken gegangen und hatte unter dem ersten Eindruck des so hilflosen, keuchenden Mannes, der ihn nicht mehr kannte, aber furchtbar traurig anblickte, zu den Jungen gesagt: Ich werd' mich euer schon etwa annehmen ... Aber bereits auf dem Heimweg beruhigte er sich, die drei Kinder seien ja alle erwachsen und könnten sich leicht selbst durchschwingen. Er habe es ja auch in noch viel zarterem Alter und bei viel größerer Verlassenheit probieren müssen. Sie sollen sticken wie die andern hablosen Lustiger. Das gebe noch immer genug Brot.

Heimlich schwankte er auf und ab, ob er den Waisen den Maschinenzins für das laufende Jahr schenken wolle. Es waren hundertfünf Franken. Ab und zu, besonders wenn er seltenerweise ein Gläschen Veltliner geleert hatte, dünkte ihn, dieses Sümmlein lasse sich leicht verschmerzen. Jetzt vor dem drängenden Augenblick wurde ihm das Herz wieder schwer. Hundertfünf Franken, einundzwanzig blitzende Fünfliber! Und was für schöne Hosen und welch eine schmucke Jacke der Johannes trägt! Vom gleichaltrigen Emil Zellwig, dem reichen, noblen, geschenkt, das schon. Aber solche Geschenke passen nicht, er sieht darin wie ein Herrenbub aus und meint am End gar ein solcher zu sein. Wenigstens sitzt er so lustig und sorglos da wie ein Millionär. Auch das Mili sieht nicht nach Not aus.

»Wie wir stehen,« nahm das Mädchen mit einer beherzten, langsamen, vollen Stimme den Satz auf, »ja, darum kommen wir eben. Da müßt Ihr uns raten, Herr Ammann. Wir tun nichts ohne Euch, Herr Götti.«

Hopp, hopp, dachte Corneli, das klebt sich schon eifrig an die Fräcke. Wart du! Und laut tadelte er: »Hätte nur der Verstorbene auf meine Einsprachen gehört, wäre er weise und gehorsam gewesen, so gäbe es jetzt keine bitteren Fragen und Ratlosigkeiten.«

»Gott hab ihn selig,« fuhr Eusebius sanft dazwischen. »Der gute Marx Täler hat es auf seine Art wohl immer gut gemeint. Das richtet jetzt Gott, nicht unsereiner!«

»Ihr werdet jetzt wohl tapfer sticken und fädeln zusammen,« meinte nun Corneli freundlicher.

Johannes lächelte leise. Seine prachtvollen kieselgrauen kalten Augen blieben voll selbstgefälliger Ruhe. Er betrachtete seine schmalen weißen Finger, diese Faulenzerfinger, wie der Corneli meinte, diese sehr wichtigen Künstlerfinger, wie er ganz bestimmt wußte. Ungeniert stupfte er das Mili mit dem Ellbogen, es solle nur antworten, wenn etwas zu sagen sei, er höre zu und lächle ein wenig.

Aber das Mädchen schüttelte leise den Kopf. Es war noch nicht der rechte Augenblick zum Reden.

»Eine zweite Maschine müßte beschafft werden,« sprach der Ammann geschäftlich weiter, »ja, die muß her. Doch Narr ich, ihr habt ja keinen Platz dazu. Nein, Bursche, du gehst besser zum Zellwig in die Fabrik.«

Johannes kräuselte über das »Bursche« spaßig die dünnen Lippen.

»Der ist dir ja wohlgesinnt. Dieses Feiertagskleid hast du doch vom jungen Herrchen, dem Hugo, nicht?«

Weder Röte noch Befremden äußerte sich im Gesicht des Johannes. Er nickte: »Ja, Herr Götti, ich hab' ihn gezeich..., porträtiert ... Es gefiel ihm ...«

»Man kennt ihn aufs Haar,« half Mili. »Sie haben das Bild eingerahmt, und es hängt jetzt in der schönen Stube. Man meint, er rufe: Auf die Seite, he, oder ich überreit' dich! Wisset, wie er uns oft erschreckt, wenn er auf dem Kohli reitet. Und nun ...« stupfte sie den Johannes.

»Und da schenkt er mir gleich dieses Kleid,« fügte Johannes nachlässig hinzu. »Ihm war es zu eng. Mir ist es wie angegossen.« Er spreizte die langen Beine mit den wohlgeformten Schenkeln weit in die Stube, um sein Wort zu bekräftigen.

»Aber das solltest du doch nur am Sonntag anziehen,« murrte Corneli. Die Frau bejahte mit den Augen jedes Wort ihres Gatten.

»Herr Ammann,« rückte Mili sogleich wieder schneidig vor, »Johannes hat es ja expreß wegen Euch angezogen. Zum Corneli gehen, sagten wir, ist fast wie Sonntag. Da schlüpft er hinein. Wenn wir zum Bischof müßten, machten wir es auch so.«

»Du bist ein verflixtes Hexli,« antwortete der Ammann aufs tiefste geschmeichelt. Hier war er sterblich. Wer ihn da fein packte ...! »Nun also, wenn es euch Sonntag scheint, so sitzet zu uns und nehmt jedes ein Eierröhrli. Cecili, schenk ihnen ein Glas Most ein!« schloß er aufgeräumt und mit seinem blassen Schneelächeln.

»Gut zurückgegeben,« rief Eusebius aufmunternd zu den Alten. »Kommt her, ihr Waislein! Da, sitz' zu mir, Mili!«

»Oha,« sagte das Mädchen und blies anmutig die Oberlippe mit dem goldenen Flaum auf. »Das ist ja ein Matsch, ein kompletter Matsch.« Sie wies auf die neun Karten neben dem Kaplan ... Eichel habt Ihr doch Trumpf?«

»Was weißt du vom Jaß?« spottete Corneli gutmütig. »Aber so ist's, heute spielt schon jeder Käsehoch den Kreuzjaß und den Zuger, ehe und bevor er nur die Nase recht putzen kann ...«

»Aber ich reich' Euch über die Achsel,« wehrte sich das Jüngferchen mit trockener Lebhaftigkeit. »Laßt doch einmal sehen!« Sie erhob sich und ragte wie eine blonde junge Birke in die Höhe, sicher noch ein, zwei Zoll über die hohe Schulter des Riesen. »Und Ihr sagt Käsehoch!«

Alles lachte. Johannes bröselte an den Eierröhrli herum, sog ganz kleine Schlücke Most aus dem Glas und sah belustigt und ein wenig stolz auf sein Mili.

»Doch, doch,« machte das Mädchen und vertiefte sich eindringlicher in das Spiel. »Herr Kaplan, da habt Ihr ja drei Könige und drei Ober und drei kleine Trümpfe. Und seht doch, alle vier Banner! Hundert Punkte, wenn Ihr einen einzigen Stich dazu macht. Das überweisen die andern nicht. Einen Stich aber macht Ihr sicher mit einem König oder Ober. Und Ihr seid über dem Graben.« Und an den Fingern zählend, sagte sie: »Drei Stich mit Trumpf, vier mit dem As und ein oder sogar zwei Stiche bleiben ungewiß, nein, einer für Euch ganz gewiß. Oh, probiert!«

»Das mach' du für mich, ich habe die Flinte schon weggeworfen.«

»Aber Ihr!« tadelte das Mili. »Das soll man nie ... Es gilt ja jetzt nicht mehr,« wandte sie sich beruhigend an die Alten. »Nur zum Spaß wollen wir mal sehen.« Sie ordnete die neun Karten des Kaplans in ihren festen, aber schönen Händen. Plötzlich wurde sie ernst und ein bißchen bleich im tiefbraunen Gesicht. Scharf sah sie den Ammann an und sagte mit einer merkwürdigen Stimme: »Was gebt Ihr mir, wenn ich doch noch entwische? Gilt's den heurigen Zins für die Maschine?«

Jetzt ist es da, dachte Corneli beklommen. Johannes aber überlegte, wie gescheit Mili die rechte Minute abgepaßt habe.

»Die hundertfünf Franken, gilt es die?« fragte sie artig und mit scherzhafter Betonung.

»Corneli, Freund,« eiferte nun aber der Kaplan, »das lasset Euch nicht von diesem unreifen Spatz bieten. So eine Hoffart! Das geht uns an die Ehre!«

»Und wenn du verspielst, Mili,« sagte Cecili und gab endlich dem Greis ein verstohlenes, aber klares Zeichen, sie dürften sich nicht in diese Falle begeben. Sie wußte genau, mit wie schweren Zweifeln und Widerständen Corneli jetzt innerlich focht.

»Matscht Ihr mich, so komm' ich jede Woche einmal hinunter zu Euch und putz' Euch das Gröbste, wie ich's in der Ilge so oft tue. Einverstanden?«

»Das ist eine Wette, die hat Saft!« reizte Eusebius. »Die Engel würden dazu in die Hände klatschen. Aber, armes Mili,« klagte er mit glücklicher List, »du wirst dran glauben müssen. Die Cecili kann anders trumpfen, potztausend!«

»Wollen wir's wagen?« fragte Corneli mit einer kühnen Entschlossenheit, wie man in ein kaltes Bad springt, da es nun schon so sein muß. Denn es war doch beschämend, vor der Keckheit eines unreifen Balges feig das Feld zu räumen. Überdies galt Corneli, obwohl er es gar nicht war, als guter Jasser. An diesem Ruf lag ihm.

»Wenn wir verspielen,« drohte Cecili mit halbem Ernst zum Kaplan, »dann habt Ihr das letzte Eierröhrli bei mir gegessen.«

»Fangen wir an,« gebot Corneli äußerlich

gelassen. Aber seine Stimme zitterte. Ihm war, er stehe auf einer Brücke, und das mittlere Brett werde beim dritten oder vierten Schritt zusammenkrachen und er in einen heillosen Abgrund fallen. »Jetzt sorgfältig gespielt, Frau! Trumpfe los!«

Keine Minute, und das Mili hatte hundertfünf Franken aus dem engen Beutel des Corneli gewonnen. Im Gesicht der Cecili zuckte es, als wollte sie weinen. Johannes lachte laut auf, Mili aber tat gar nicht siegreich, sondern streichelte die bebenden Hände des Ammanns und tröstete: »Seid nicht böse! Es hätte mich ja auch übel treffen können. Und hab' ich daheim auch alle Hände voll, ich wär' halt doch gekommen mit Putzlumpen oder Nähzeug, ich wär' wahrhaftig jeden Montag oder Dienstag gekommen.«

»So geht es, wenn man auf Freundesräte hört,« brach endlich Cecili los und gab dem Kaplan einen verdrossenen Blick.

»Ihr da, wartet nur,« schimpfte die Alte weiter, »wir seifen euch auch einmal gehörig ein.«

»Meine Verehrung, Frau Ammann, das soll mir nur recht sein. Aber straft mich mit Euren noch so zornigen Blicken, heute seid Ihr mir dennoch lieber als je und seht wie verjüngt aus.«

»Sagt, was Ihr wollt, das vergess' ich Euch nicht,« gelobte die Greisin.

Ganz anders Corneli. Stand der einmal vor der Tatsache, dann fand er sich ohne Hinterhältigkeit und langes Wundkratzen damit ab. »Du Wetterhexe,« knurrte er leise zum Mili, »bist jetzt satt? Soll ich dir deine Räuberei nun noch schriftlich geben? Der Kaplan ist Zeuge. Der genügt wohl.«

»Bitte, schreibt mir doch zwei, drei Worte auf. 's ist doch wegen der Ordnung.«

»Mich behandelt sie nur so wie Luft,« seufzte Eusebius komisch.

Dem Ammann imponierte das Mädchen je länger, je mehr. Mit Wohlgefallen ruhte sein Auge auf dem blonden Scheitel. Sobald er aber auf Johannes blickte, der doch viel unschuldiger in der Sache war, verfinsterte sich seine Stirn. »Der schmatzt und süffelt,« brummte er, »und läßt den Zopf sorgen und fechten. Das Mili hat die Hosen an.«

»Mir ist es so ganz recht,« bestätigte Johannes, »und dieser Most, auf Ehre, schmeckt noch besser als Zellwigs Asti spumante.«

»Hab' noch nie welchen getrunken,« bemerkte Corneli barsch. »Asti spumante, das heißt doch schäumen und den Zapfen aus der Flasche jagen?«

»So!« bestätigte der Kaplan.

»Nun, werd' du nur auch ein wenig lebendig,« wandte sich Corneli ziemlich schroff an den Jüngling. »Reg' dich, schaff'!, 's braucht nicht gerade der Hut in die Luft zu fliegen. Aber Hände und Füße los! Kopf wach! Das Blut in Fluß! An die Stickmaschine! Mit schönen, weißen Fingern und ein bißchen Geschnörkel ist nichts geleistet.« ... Der ganze Unmut über die verspielten einundzwanzig Fünffränkler entlud sich jetzt über diesem kühlen, schlanken Hübschli.

Aber Johannes behielt seine fröhliche Unverfrorenheit und schlürfte ruhig ein weiteres Schlücklein aus dem Becher. Das Mili soll fechten.

»Herr Götti,« bat das Mädchen nun wirklich, »Ihr habt gesagt, Geschnörkel ...« Eilig schoß sie zu einem Paketchen, das sie auf der Ofenbank liegen hatte. »So schaut doch das einmal an!« Gefühlvoll, als wär's etwas Lebendiges, zog sie eine handbreite Stickerei heraus, eine Art Bordüre. Schneeweiß wie das feinste Sonnengewölke schwebte das Zeug aus ihrer Hand.

»Nun beachtet das Muster da drin!« ersuchte Mili. »Herr Ammann, Ihr habt die Zeichnung gesehen und sagtet selbst, Johannes solle mal so was Eigenes probieren.«

»Famos!« entschlüpfte es Corneli rückhaltlos. »Meisterhaft!« Sein altes Stickmeisterauge prüfte kennerhaft Faden um Faden, die offene, schleierhafte Partie und die Füllung, die Stiche, Linien und Pünktlein und das durchbrochene Gatter, hielt es gegen das Licht, gegen den Schatten und wiederholte: »Ausgezeichnet ... Nein, so was! So was!«

»Aber, Herr Götti, Ihr spracht noch eben von Geschnörkel ...«

»Sei still! Was verstehst du und schwatzest da, still!« verbot Corneli. »Ich sagte vor zwei Monaten, der Hannes soll seinen Einfall probieren und dem Zellwig vorlegen. Mir schien, das könne glücken. Wisset, Hochwürden,« wandte er sich lebhaft an den Kaplan, »zwischen einem freien Entwurf und der Maschinenvorlage ist ein himmelweiter Unterschied. Das eine kann prächtig scheinen und das andre doch ganz nichtssagend ausfallen. Da braucht es einen alten, erfahrenen Blick. Aber hier trifft's einmal glorios zusammen. Brav, Göttibub, das ist nun doch was andres als die zwei Hände am Triumphbogen ... Ein famoser Musterzeichner kannst werden ...«

Musterzeichner! Wieder kräuselte Johannes seine fischkalte Lippe und lächelte für sich hin.

»Aber gerade darum darfst nicht schon zu vornehm tun, sondern gleich an die Maschine und selbst sticken! Du spinnst unser liebes Toggenburg, seine Hügel und Häuslein, unsre Geißen und Alphüttlein, kurzum, unsre Seele hinein ...«

Ganz eifrig und langatmig war Corneli, der bündige, diesmal geworden. Ein wenig müde neigte er sein Patriarchenhaupt leicht nach alter Gewohnheit auf die rechte Achsel.

Johannes ward weder dunkel noch bleich bei

dieser seltenen Lobesfanfare eines nüchternen, scheltenden Greises. Er verstand das von der Seele nicht und betrachtete fast verliebt seine Fingerspitzen. Dann fuhr er mit der Rechten über die Schieferplatte, als erschaffe er einen Haufen Figuren. Es quecksilberte ordentlich in ihm. Schließlich ergriff er die Jaßkreide, schob die Karten weg, musterte mutwillig das Profil des Corneli und fing plötzlich zu zeichnen an. Langsam entstand das prachtvolle Antlitz mit den langen, dünnen Strähnen, wie sie frauenhaft an den Ohren hinunterflossen. Sorglich, sachte, sachte zog Johannes Linie um Linie, aber sicher und genau.

Indessen verteidigte das unnachgiebige Mili seinen vergötterten Johannes.

»Die Hände am Bogen?« tat sie erstaunt. »Die waren recht gut getroffen. Ich mußte ihm herhalten, so etwa —« Sie ahmte die damalige Haltung nach. »Und haarscharf so hat er's gegeben.«

»Das wollt' auch ich gerad' sagen,« bemerkte der Kaplan, »es ist exakt. Und auch der Engel über der Kirchentür ist nicht übel geraten. Woher hat er den genommen? Hat das Mili etwa da auch noch als Modell herhalten müssen?«

»Ach, Hochwürden!« schmollte die Jungfer. »Den hat er aus einem alten Kalender. Er klaubt und spioniert aus allem etwas.«

»Ein wenig dem Heli an der Maschine beistehen, das mag er ja,« begütigte Eusebius gelinde gegen den Ammann. »Aber sich nicht der Maschine verschreiben! Die Maschine tötet den Künstler. Er soll außerhalb von Pedal und Nadel bleiben, frei, beobachten, üben, studieren, unablässig zeichnen und vielleicht eine Zeichnerschule in St. Gallen besuchen ...«

»Hoho! Ihr geht gerade hoch hinaus ... Setzt ihm nur keine Mücken in den Kopf!« bat Corneli. »Einstweilen findet er bei uns genug zu lernen und zu lehren. Ich lehrte mich selber lesen und schreiben. Dann probiert' ich ein Artikelchen ins Bezirksblatt. Aber noch schrieb ich etwa hinter mit einem b und vorder mit einem t. Aber die Schiefertafel in der Nacht hat mich bald kuriert. Kein Lehrer hat mir geholfen, und doch wurd' es recht. Viel kann man ganz selbst! Und behält dabei sein Eignes.«

Alle horchten ehrerbietig dem Alten zu; alle fühlten, daß da fast ein Jahrhundert mit seiner Erfahrung rede. Nur der, den es anging, schien den Kern der Ermahnung nicht zu sehen. »Keine Angst!« versprach Johannes gutgelaunt, »ich lauf Euch nicht fort. Noch etliche solche Stickmuster will ich erfinden, 's ist recht kurzweilig. Dann aber mal' ich der Totzbarbara das Bild mit dem Esel, sobald ich die Farben hab'. Und der Pfarrer soll gesagt haben, er hätt' mir Arbeit für drei Jahre — denkt!«

Spöttisch schüttelte Corneli den Kopf. »Will er etwa den Turm anstreichen? Mach' du nur keine dummen Sprünge mit! bleib bei den Mustern! Das Figürliche, glaub' mir, paßt dir nicht.«

»Wartet erst!« bat Johannes sorglos.

»Ja, lieber Corneli,« wünschte auch Eusebius zutraulich, »warten wir! Das Egidibild soll die Probe sein, was Euer Göttibub kann. Dabei ist er ja für die Stickerei nicht verloren.«

»Aber das da,« rief nun doch die Cecili fast widerwillig ins Geplauder und zeigte auf den Schiefer, »das ist mein Seel' mehr als ein Stickmuster. Da guck' dich an, Schatz! So bist! Mit zehn langsamen Strichen hat er dich auf die Platte gekreidet. Schöner nützte nicht!«

»Ei, ei,« lachte Corneli und errötete leicht, obwohl er längst etwas gerochen hatte, »du Tausendfeger! Soll ich das sein? Sogar das Wärzlein unterm Ohr hat er nicht ausgelassen.«

Alle bogen sich über den Tisch, das Mili stolzierte mit ihrem blonden Kopf in die Höhe und nickte: Da seht, so einer ist er, alles kann er! Doch plötzlich tunkte Johannes den Daumen in seinen Most und strich kreuz und quer das Greisenhaupt aus.

»Oh!« scholl es bedauernd und empört. »Dummer! du!« Die Cecili hieb ihm eins ums Ohr.

»So was mach' ich in fünf Minuten wieder,« rühmte Johannes und lächelte allen mit seinen kleinen, verkitteten, schneeweißen Zähnen und den frostigen, aber blitzenden Augen eine stille Entschuldigung ins Gesicht.

»Sofort zeichnest du das wieder her!« befahl die Cecili und langte einen Zweifränkler aus der Tasche. »Sofort!«

»Still gehalten!« bat Johannes nun, aber zum Kaplan. »Still doch!« bat er nochmals dringender mit seiner leisen, kleinen, in der Kehle etwas rauhen Stimme. Und langsam, langsam, indem er dafür die Augen vogelschnell vom Original zum Bild hin und her flattern ließ und mit dem kleinen Finger ab und zu etwas auswischte, erstand das genaue Kaplanenhaupt mit der großen Henkelnase, dem langen, dünnen Gelehrtenmund, den abstehenden Ohren und dem verstraußten Vogelnest auf dem in der Mitte abgeplatteten Schädel.

Alle sahen mit fiebriger Neugier diesem zögernden, aber so sicheren Schleifen der Kreide und diesem noch nie erlauschten Lebendigwerden auf dem schwarzen Steine zu. Cecili verhielt ihr Gewohnheitshüsteln vor Angst, sie blase damit den ganzen Zauber weg.

»Nein, aber so ein Haken soll meine Nase .. «

»Akkurat so,« marterte Cecili boshaft, »so einen Kirschenhaggen ... um Früchte von fremden Bäumen herunterzuholen ...«

»Und die Ohren — größer als der übrige Kopf!« beschwerte sich Eusebius.

»Nur ruhig! Ihr predigt und redet ja so gern von den Tieren, die solche Ohren haben.« Dabei ließ sie unversehens das Silber wieder in ihren Sack fallen.

»Du Erzschlingel,« eiferte der Kaplan, »ich gebe reumütig zu, das bin ich. Aber nun schnell den Schwamm darüber! Da hast einen Fünfkränkler. Jetzt kauf' gutes Papier und weiches Blei und fang an, unser Dorf abzuzeichnen. Mit dem Corneli und dem Pfarrer beginnst... die zahlen gut! ... Unser Pfarrer aber ...«

»Euer Liebden zu Befehl, da bin ich ...« erscholl ein machtvoller Baß von der geöffneten Stubentüre, und im tiefen Rot der Abendsonne, das die Küche füllte, grüßte das purpurne Gesicht des Carolus Bischof in die Stube herein. »Gott grüß euch, muntere Leute alle miteinander!«

Das Stubenvölklein fuhr, als ob es bei unrechten Dingen ertappt worden wäre, verlegen vom Tisch auf.

»Ich habe dreimal geklopft,« entschuldigte sich Carolus.

Langsam reichte ihm Corneli die Hand und bot ihm den Ehrensitz oben am Tisch, wo er selbst thronte. Aber das Mili mußte den von einem Teppich wie ein Heiligtum überdeckten Armstuhl aus der Ecke daherrollen. Die ganze Majestät des Hausherrn kehrte in den Corneli zurück, als er gebot: »Den Armstuhl her! Cecili, eine frische Flasche vom Goldäpfler und das Kelchglas mit den Goldborten!«

Auf dem Tische lagen noch die Karten und das Profil des Kaplans.

»Oh, Sie alter Sünder!« grüßte der Pfarrer lächelnd den Kaplan, aber sah taktvoll über die Zeichen der Sünde hinweg. »Hoffentlich haben Sie auf Haut und Haar alles verspielt ... Und ihr da,« herrschte er gnädig die jungen Leutchen an. »Das ist doch das Mili und das der Künstler. Hab' dich auf die fünfe erwartet, rare Jungfer, aber«, fügte er gleich ehrlich hinzu, »auch ich war nicht zeitig zur Stelle.«

»Sofort wär' ich jetzt gekommen, im Augenblick,« schoß das Mädchen ohne Zaudern wie eine Kugel ins Wort. »Ich wollt' den Johannes mitbringen. Auf die fünfe, ja ... aber, da haben wir uns bei seinem Zeichnen vergafft.«

»Schon gut,« beruhigte der Pfarrer. Er bat den Ammann, neben ihn zu sitzen, rückte ihm so nahe, als ein Großer einem Großen kann, stieß nur mit ihm an, und bei der zitterigen Hand und Stimme des Corneli begann eine unterdrückte Rührung in ihm wieder aufzusteigen.

Zwar beim Kranken auf dem Wildberg und im Altersheim hatte er nur Ungutes, Geiziges, Unterdrückendes von Corneli zu hören bekommen. Er hatte vor Grimm kaum recht zuhören können.

Sonst war es einsam und schön dort oben, wo das kleine niedrige Haus im Winde stand. Aber die Alten hatten ihre liebe Not, die Zinsen für den mageren Boden und den Wald zusammenzubringen. Nun litt der Alte am Magenkrebs, konnte fast nur noch dünnen Brei genießen, las tags in alten Kalendern, ohne zu merken, daß er die gleichen Geschichten schon dreimal gelesen, und paffte und dampfte aus seiner Pfeife, so schädlich das war, vom Morgen bis zum Abend und selbst noch im Bett durch die schlaflosen Nächte hindurch.

»Wir sehen oft wochenlang keine Menschen hier oben,« erzählte die rührige, herrschende Frau mit zwei hüpfenden Mausäuglein im breiten Gesicht. »Und wir sind froh darum. Kämen nur keine! Mit ihnen kommt immer nur Ärger herauf.«

»Da hätt' ich also hübsch unten bleiben sollen,« spaßte Carl.

Die Frau schlug erschrocken ihre kurzen Arme zusammen. »Ich hab' doch gesagt, die Menschen ... die Menschen ...«

»Jawohl, und ich bin doch auch so ein verflixter Mensch!«

»Nein ... ja ... aber anders! Mit Euch, Herr Pfarrer, kommt ein Stück vom lieben Gott zu uns ... Man darf doch so sagen? ... Ja, ein wenig Himmel! Mit den andern ...«

»Der Teufel! ... Sag's nur,« warf heiser der Kranke in der Tischecke, den bei diesem schwülen Wetter noch fror, grob in die Stube hinaus. »Es sei denn, man bringe mir am Samstag meinen Beutel Tabak.« Dann blies er einen vollkommen runden Kringel gegen die Diele.

Die Frau zuckte mit der Achsel gegen den Pfarrer: Entschuldigt ihn! Laut sagte sie: »Wenigstens saure, saure Erde, Staub und Unruh, das wohl ...«

Die Einfachheit dieser Sätze rührte, ja beschämte den Pfarrer. O ja, das will ich nie vergessen, nahm er sich vor, was diese Frau eben so schön als ungeschickt gesagt hat. Ich will nur von Gott, nichts von Welt und Weltstaub in meine Herde tragen. Und er plauderte nun farbig und warm, wie er's so gut konnte, erzählte, scherzte, lachte, lud den abwesenden dreißigjährigen Sohn, der — vielleicht durch Cornelis Schuld — zur Maschine verhärtet sei, auf Sonntagabend zu sich ein und füllte die engen Räume mit einer Art von heiliger Sorglosigkeit aus.

»Ich werde euch helfen, so gut ich kann,« versprach Carl. »Im Wäldchen sah ich ein paar schöne alte reife Eichen. Wie Türme schossen sie auf. Mein Kirchturm ist dagegen nur ein Krüppel. Vergebt sie noch nicht! Ich hab' etwas im Sinn und kann sie besser als jeder Händler bezahlen. Wenn ihr euch nur noch ein paar Monate gedulbet!«

Voll neugieriger Hoffnungen blickten die Eheleute den Sprecher an.

Von da stieg Carl die Rücklehne des Hügels hinunter in den tiefen Jochsattel, wo sich fast an gebirgig engem Fleck das katholische Lustigern, das viel größere protestantische Utzli und das paritätische Lüthun zum Willkomm, wenn sie Frieden haben, zum Abschied, wenn sie zanken, die Hände reichen. Und auf diesem Dreiländerpunkt steht ein gemeinsames Altersasyl. Sein Hausvater mit einer traditionellen Selbstverständlichkeit, aber auch die überwiegende Mehrheit derjenigen, die in diesem uralten, oft geflickten, vielkammerigen Hause ihr Gnadenbrot aßen, war protestantisch.

Das kühle, fast feindliche Verhältnis zwischen dieser Anstalt und dem Lustiger Pfarrhaus wollte Carolus als guter Hirte in ein höfliches und dienstfertiges umwandeln. Vielleicht mit der Zeit würde die Asylkommission und sein Bischof ihm gestatten, hier in einem kleinen, sauberen Lokal sogar die heilige Messe zu feiern, damit diese Verlassenen in den letzten Tagen ihres Erdenwandels nicht halb verhungern und verdursten müßten, so getrennt vom Wunder- und Gnadenleben, in dem sie doch einst familienwarm aufgewachsen waren.

Carl vertraute auf den Zauber seiner persönlichen Erscheinung und seines beredten Umgangs und vor allem im rechten Augenblick auch auf eine glückliche Idee. Er hatte sich nicht verrechnet. Zwar konnte er nur mit dem dreißigjährigen Sohne des Hausvaters reden, einem studierten, sozialen Kopfe, Doktor phil., der seit kurzem für den schwerkranken Vater das winkelreiche Haus leitete. Dieser bekannte sofort ehrlich, je öfter die Pfarrer zu ihren Schäfchen in die Anstalt kämen, um so lieber sei es ihm. Denn vom geistigen Wohl hänge doch das leibliche wesentlich ab, und er möchte gerade, daß seine greisen Mietleute immer lachten und spaßten und sich recht daheim fühlten. Dieser junge, farblose ernste Mann mit einer merkwürdigen, senkrechten Furche die Stirn hinunter zur Nasengrube zeigte dem Pfarrer dann die neu getäferten Kammern, die ausgebrochenen größeren Fenster, die hellen Lärchenböden und in jedem Stüblein einen Blumenstock und einen bequemen Lehnstuhl mit einem feuerroten Sitzkissen.

»Das wird ein schönes Geld gekostet haben,« fragte Carl, »so einen Rumpelkasten bequem und fröhlich zu machen.«

Der Dr. phil. erzählte nun, daß sie den Corneli aus der Kommission wegwählten, weil er mit seinem angesehenen Nein die nötigsten Ausgaben verhindert habe. Es sei dann eine lustige Fastnacht gewesen, wie man diesen Alten wegschob. »Soll ich ...« Doch der Pfarrer wehrte ab. Er mochte über seinen Gegner nichts Unfreundliches von einem Nichtkatholiken hören.

»Der Arzt«, fuhr der Dr. phil. fort, »hat geradezu behauptet, daß wir während der Grippe vor zwei Jahren nicht die Hälfte Särge gebraucht hätten, wenn im Haus nur die Abtritte, die Luft- und Wasserzufuhr gebessert worden wären und man dem Licht mehr Einlaß gewährt hätte. Herr Pfarrer, dieser zähe, alte Neinsager ist ein Radschuh für jeden gesunden Fortschritt. Sie werden es schon noch erfahren!«

Carl blickte abseits, aber ein wahrer Abscheu würgte ihn vor diesem Corneli. Hat er denn nicht einmal vor einem Menschenleben Respekt?

»Es ist Ihnen unangenehm,« bemerkte Eugen Dott, der Dr. phil., »lassen wir das Thema! Sie denken nun vielleicht: Wozu aber sogar herrschaftliche Stühle und dazu mit so roten, hübschen Kissen. Oh, ich bitte Sie, dieses Kissen ist mir furchtbar wichtig.« ... Mit geübtem Dozententon spann er weiter: »Das Alter will nichts mehr als einen stillen guten Hock. Das Kind springt, der Jüngling marschiert und ficht, der Mann steht, steht stattlich und fest auf dem Posten, aber der Greis sitzt. Nicht?« fragte er, die Wangen leicht gerötet und selig, als hätte er in dieser einfachen Darlegung etwas gebeutet, was vor ihm keinem eingefallen war.

Carl Bischof lächelte zustimmend. Der Mann gefiel ihm.

»Und nun muß ich ihm das Sitzen wenigstens bequem machen, denn wie er sitzt, so denkt und so lebt er. Sein Dasein hängt förmlich von seinem besseren oder minderen Sitzen ab. Darum soll er sein Kissen haben. Und rot muß es sein. Alte Leute lieben keine Farbe so wie das Rot.«

»Das klingt ja ganz seltsam,« versetzte Carolus, »und eigentlich doch so natürlich. Was weiter?«

»Seit meine alten Zeisige nun diese roten Kissen haben, seh' ich auch rötere Gesichter, kein Spaß, Herr Pfarrer, man lacht mehr, seufzt weniger, tut friedlicher. Nicht wegen dem Rot. das ist und bleibt doch nur eine Farbe, aber wegen all dem, was dieses Rot als geschickter Schlüssel im Menschen öffnet, auslöst ... Oh, es ist schön!« sagte Eugen Dott leiser, in einer Art von selbstvergessenem Jubel, und strich sich wie geblendet über die Augen.

»Ich freue mich, heute so einen verständigen Mann kennengelernt zu haben,« bekannte Carl und suchte die Hand seines Führers.

»Das beste Rot kommt von innen, von dem, was der Mensch glaubt und liebt. Und da« — der Dr. phil. verbeugte sich — »ist mir der echte Geistliche ... verstehen Sie! der Gei..st..liche ... immer willkommen, der Katholische von Lustigern, der Evangelische von Utzli und der Reformer von Lüthun. Wenn sie nur das echte Rot besitzen, will sagen, wenn sie nur dem Geist dienen.«

Geistreich! dachte Carolus. Aber die Gleich-

stellung der drei versauerte ihm ein bißchen den Vortrag. Es gibt denn doch verschiedene Not. Immerhin, dieser junge Mann war kein Hetzer, wie sein Vater es gewesen. Eine reine, kluge Ehrlichkeit lag auf seinen sanften Lippen. Er hatte Respekt vor etwas Ganzem.

Zuletzt, nach allem Zeigen und nach einem herzlichen Gruß bei den drei katholischen Insassen, wo Eugen den Pfarrer taktvoll allein ließ, wollte er absolut, daß der Pfarrer noch seinem Vater guten Tag sage, eben dem Hausvater, mit dem durch fünfzig Jahre alle Lustiger Pfarrherren offen oder heimlich in Fehde gestanden. Carolus machte ein halbes Dutzend Ausflüchte, denn er empfand einen geradezu unbesieglichen, ihm selbst unerklärlichen Widerwillen, zu jenem fanatischen Hasser aller, die nicht orthodoxe Protestanten waren, ohne einen amtlichen Anlaß in die Kammer zu treten. Aber schließlich ergab er sich drein.

Der Hausvater befand sich im hellsten Punkt des Zimmers, halb sitzend, um besser zu atmen, zu Bette, sah fahl, bläulich und aufgedunsen aus. Offenbar stand er in einem weit vorgeschrittenen Stadium der Wassersucht. Mit einem giftigen Blick traf er auf den Gast mit seinem blühenden Überschuß von Gesundheit. Alles, was so schrecklich gesund war, verletzte ihn schwer.

»Vater, der Pfarrer von Lustigern beehrt uns.«

Der Kranke nickte höflich, ohne die geballte Hand, die er in die Decke verknüllt hatte, zu bewegen. Eine ungeheure Wut, um jeden Preis zu leben und diese Krankheit von sich zu schütteln, glühte aus den alten, katzengrauen Äuglein.

Merkwürdig, kaum hatte Carl den Patienten erblickt, so waren alle unangenehmen Gefühle, wie er sie noch eben empfunden, wie weggeblasen. Nur ein unendliches Erbarmen mit diesem zähen Greis blieb übrig. Er kam ihm wie ein Ertrinkender vor, der ans Ufer emporklimmt, aber immer wieder in die Flut zurückfällt, da die Wände keine Handhabe bieten.

Carolus fühlte diese Verzweiflung wie mit einer Inspiration. Er beugte sich mit der ganzen unschuldigen Bläue seiner Augen herunter und sagte ergriffen, wie sehr er sich gefreut hätte, den Leiter einer so schwierigen paritätischen Anstalt außer Bett begrüßen zu können. Beim Wort »außer Bett« huschte etwas über das geschwollene Gesicht wie Licht und Schatten.

Noch tiefer beugte sich Carl zum Leidenden, und nun, da er den Atem und die Angst, sozusagen das entsetzte Herumflattern dieser armen Seele in sein Gesicht hinein spürte, überkam ihn etwas, wofür es keine Vorbereitung und keine Absicht gibt. Er sah, wie der Kranke plötzlich sich gleichsam mit dem ganzen Gewicht seiner Verzweiflung an ihn hing. Er sog den Brand dieser Augen, die nur noch ihn sahen, den Schrei dieser Lippen, die nur noch ihn riefen, den heißen Dampf dieser Lebenswut und Lebensnot, die ihn wie eine letzte, allerletzte Hoffnung umkrampfte, in sich ein und fühlte sich mit dem Hilflosen auf eine unerklärliche Weise verbunden. Dieser harte, kalte Greis, der so vielen Toten den Sarg bestellt und so oft den Wärter ungeduldig aus der Sterbekammer geklopft und gefragt hatte, wie lange das denn da drinnen noch daure, merkte jetzt, wie ungeheuerlich das eigne Sterben ist. Vielleicht, wenn er jetzt nochmals auflebte, würde er mild, weich, väterlich und stürbe dann einmal im Guten dahin. Den Pfarrer überschattete auf einmal die Erinnerung an das Evangelium von der Totenerweckung durch Christus, vom Aufseufzen des Heilandes, von der göttlichen Urmacht über alles Sein und Nichtsein. Wie eine visionäre, zwingende Gewalt kam es über ihn. Auch er seufzte tief auf, sein großes Auge ward naß, aber von Wundern leuchtend, er legte den Zeigefinger auf den ihn unverrückt Anstarrenden und geheimnisvoll Verstehenden und sagte dann mit einer Kraft, von der er fühlte, daß es nicht die seinige war: »Bruder, heilet Euch selbst! Werdet gesund! Gott hat Euch diese Macht gegeben. Ich weiß es, ich muß es sagen ... glaubet es, glaubet es ...«

Dr. phil. Eugen Dott wurde blaß und trat einen Schritt zurück. Der Kranke verzog das breite bläuliche fettige Gesicht, in dessen Spannung alle Runzeln untergegangen waren, zu einem unsagbar winzigen feinen häßlichen Geriesel von Lächeln. Aber es war eine selige, gläubige, seelenschöne Häßlichkeit.

Noch tiefer, so daß er ihn fast berührte, neigte sich Carolus nieder, immer unter dem gleichen ungeheuren Druck, dessen fast widerspenstiges Werkzeug er war, und keuchte wie aus einer unendlichen Wahrheitstiefe und Wahrheitsgewißheit herauf: »So ist es, das geschieht ... und Bruder ... dann bitt' ich ... seid gut!« ...

Erschöpft und über sich selbst erstaunt erhob er sich nun. Es schwindelte ihm, alles schwankte vor ihm auf und nieder, er suchte die Tür, stürmte die Treppe hinunter und zum Tor hinaus wie ein Schlafwandler, und als er sich endlich klar und frech am Kopf packte, um eine Erklärung über das Erlebte zu finden, befand er sich schon wieder hoch oben am Hügel in den Tannen, und ihm schien jetzt durchaus, er habe überhaupt nichts selber getan, er habe nur gespürt, wie ihn ein Gewaltiger in die Faust nahm.

Aber eine berauschende Fröhlichkeit durchbrauste sein ganzes Wesen. Er merkte, daß der Abendwind anfing in die Äste zu greifen und immer stärker von den Kronen hinunter ins Land zu rauschen. Seine Seele orgelte mit. Und dieses schöne Rot ... und wie er lächelte, wie ein Kind ... nie sah ich so himmlisch lächeln ... Er konnte noch nicht Liebe zeigen, er

probierte es erst, es tröpfelte mit diesem Lächeln langsam heraus ... Ach, wie lieb' ich ihn! Küssen hätt' ich ihn da mögen, ob er auch ein noch so bitterer Pfleger war. Was wußte er, wie's Kranksein schmeckt!

Und der Corneli, der ewige Kopfschüttler und Neinsager, was weiß er, wie es Schwachen zumute ist ... Er war ja immer ein Starker! Was weiß er vom Elend derer, die sich einfach nicht helfen können? Noch niemand hat ihm gezeigt, daß Kraft nicht alles kann, daß man das Bessere so wenig aufhalten kann wie dieses Bächlein neben mir.

Oh, er ist gewiß gut, nur blind. Und wenn der Wassersüchtige dort noch gesund und weitherzig wird, so kann auch der Corneli noch weitäugig werden ... Ich bin jetzt im besten Schwung. Es läuft mir alles nur so vom Herzen. Jetzt müßt' ich reden können mit dem Corneli. Soll ich's nicht nutzen? So wie ich bin, lauf' ich jetzt gleich in seine Stube ... Und mit raschen Schritten, das dunkle Haar vom Wind und von der inneren Bewegung aufgewirbelt, nahm er bei der nächsten Verzweigung der Sträßchen den kürzeren Weg, bog um den Hügel und sah bald das Dorfnest behaglich wie eine schlummernde Katze in sich selbst versponnen ...

Wie er dann aber durch die Hinterdorfgasse hinabmarschierte, um nicht von der Ammannstube schon zum voraus bemerkt und verschluckt zu werden, da ernüchterte seine Begeisterung von Schritt zu Schritt. Diese Enge zwischen schiefen, fleckigen Hauswänden, das schlechte, verbröckelnde Gemäuer der Hinterseite, die schmalen Gäßchen, schlechten Zäune, unebenen Fenster und die Finsternis dahinter in den Stuben, das ließ den Schwung des Pfarrers immer schwächere Wellen schlagen, bis er an der Tür stand und am liebsten ungeklopft davongelaufen wäre. Doch er pochte, hörte drinnen lachen, rufen, schuhscharren, das ärgerte ihn. Er klopfte wieder, ein drittes Mal, und öffnete dann.

Und nun saß er oben am Tisch und fuhr sich an die Stirn, ob er nicht eine große Dummheit begangen habe, jetzt, gerade jetzt, bei seiner erhabenen Stimmung vom Altersasyl her, in diesen kleinlichen Spiel- und Scherzknäuel hineingerannt zu sein.

In dieser niedrigen Bauernstube schien dem Pfarrer, er werde erdrückt, der gewaltige Gemeindepräsident fülle den Raum völlig aus. Nie war er ihm so groß erschienen, und doch saß Corneli neben ihm auf einem viel niedrigeren Sessel und prahlte nicht und überhob sich nicht.

Die Fliegen schwankten abendlich schwer und müd' von den Ställen her in die Stube, aber vom Duft des süßen Trunkes gereizt, wurden sie lebhaft, saßen auf die Kelche und schwirrten um die Gesichter oder suchten die Hände und das feuchte Haar der Gäste. Corneli, weiß und kalt wie eine Leiche, ließ sie ruhig über seine Stirn füßeln. Dem Pfarrer jedoch war es schon unerträglich, wenn sich eine auf seine dicken Krausen niederließ. Eine besonders aufdringliche, die ihm immer wieder gegen die kurze Nase stieß, ließ er schließlich auf dem Ärmel absitzen, dann zog er mit der hohlen Hand mächtig aus, als gälte es einem Adler, schwapp, da hab' ich sie!

»Keine Rede,« neckte der Kaplan, »da hinüber schoß das Ungeheuer.«

»Und ich hab's,« wiederholte Carolus und löste vorsichtig Finger um Finger. Leer war die Hand. Johannes lachte hell auf.

Da faßte sich Corneli ein Herz und sagte leise, aber sehr deutlich über den ganzen Tisch: »Wir haben einen Spruch, Hochwürden. Der paßt zu diesem Streich und ist mir immer ein braves Motto fürs Leben gewesen:

Mit zuviel Kraft
Nichts errafft.
Mit zuviel G'walt
Nichts erhalt.
Doch mit Warten, Weil und Ruh
Trägst am weitesten den Schuh.«

Eine Totenstille entstand. Carolus sah den Ammann forschend an und antwortete dann ruhig: »Aber man könnte auch so reimen:

Doch mit bloßer Weil und Ruh
Bist der Friedhof selber du.

Den Toten das Warten! Wir Lebendige wollen uns rühren und regen.«

»Ach, liebe Herren, das sind Sprüche. Wie man sie stellt, immer stehen sie aufrecht gleich Rädern und rollen, rollen und bleiben rund. Aber Sie, lieber Herr Pfarrer, sind sicher gekommen, um zwei Fliegen in einem Streich zu fangen, das Mili und den Hannes. Ich wett' was drauf.« Dabei blickte Eusebi so traulich und bescheiden auf den Pfarrer und lächelte so verschmitzt zu den Tälern: Ja, um euch zwei geht's, paßt nur auf! Ihr werdet nun was hören! ... daß das kleine Gewitter sich sogleich verzog.

»Fri ... do ... lin!« drohte der Pfarrer zum Kaplan. Niemand verstand das Wortspiel außer den beiden.

»Ein treuer Knecht war Fridolin,« deklamierte plötzlich Johannes. Er liebte Gedichte, wußte eine Menge auswendig und glaubte einen Witz mit dem Zitat zu machen.

Carl und Euseb mußten über diesen Einfall herzlich lachen. Versöhnung wob sich mit der Abenddämmerung still wie Samt über die seltsame Gesellschaft.

»Nun, du lauter Jüngling,« begann Carolus, »bist die erste Fliege, die ich also packen muß. Sag', wagtest du, das Zifferblatt am Kirchturm frisch zu malen?«

Eine heillose Verblüffung trat ein. Man

traute seinen Ohren nicht. Niemand hatte an eine solche Möglichkeit gedacht.

»Aber,« wandte Corneli endlich langsam und feierlich ein, »aber ...«

»Bist schwindelfrei?« fragte Carl, ohne dem Ammann zuzuhören.

»Das ist doch Flachmalers Sache!« entgegnete Johannes vornehm.

»Was solche Reparaturen anlangt —«, mengte der Ammann sich wieder ein.

Carolus ließ ihn nicht ausreden. »Ei, seht einmal, Herr Ammann, wie sich dieser Raffael schon spreizt! Da gibt es doch schöne große Zahlen zu malen und zu vergolden. Was für stolze Typen findet man da! Dann der Hintergrund! Das ist gar nicht so einfach, nicht wahr?« wandte er sich noch dringlicher an Corneli, um den Machthaber durchaus in seine Sache zu zwingen. »Nicht wahr, Herr Ammann? Ihr selbst habt ja das frühere Blatt malen lassen. Recht gut, das hör' ich allgemein ... Alle alten Leute sagen mir, wie es ursprünglich geglänzt habe. ... Nein, Hannes, das ist gar nichts Einfaches. Die Farbe muß gut gewählt werden. Sie soll der Sonne tapfer widerstehen. Jetzt sieht man nicht mehr, wie es früher war. Kaum die Stundenziffer ist noch lesbar. Die Zehn sieht wie eine Fünf aus und die Elf wie die Eins. Nein, so ist es unhaltbar. Aber einst war's brillant. Der Grund war hellblau — nicht, Herr Ammann?«

»Grünlichblau, aber ziemlich hell,« versetzte mit zitternder Stimme der Ammann. »Zu hell, ich wollt's etwas dunkler haben. Es hätt' sich braver gehalten ... Aber zur neuen Angelegenheit habe ich als Kirchenverwaltungspräsident vor allem zu bemerken, daß ...«

»Lieber, lieber Freund Corneli,« bat der Pfarrer und wehrte mit der Hand gleichsam die hochoffizielle Behandlung ab, »laßt uns jetzt nur probeweise das Technische und Künstlerische besprechen. Dann bin ich ganz Ohr ... Auch die Zeiger müssen frisch vergoldet werden. Vielleicht passen sie überhaupt nicht mehr. In Wyla soll man zwei Finger geformt haben, weiß und schwarz, Maria und Martha ... Es soll großen Eindruck gemacht haben ...«

»Ja, eine Fastnacht! Gehen Sie nur selber hin schauen,« bemerkte Cornelius sehr bestimmt. »Alle Verständigen schütteln den Kopf darüber.«

Jetzt knoteten sich die Aderstränge an den Schläfen des Pfarrers merklich, und die kleinen, runden Ohren färbten sich dunkel.

»Hast du's auch gesehen, Eusebi?« fragte er barsch über den Kopf des Ammanns weg. Vor Dritten duzten sich die beiden Hochwürden sonst nie.

Eusebius ersah daraus, daß sein Heißsporn von Prinzipal mehr und mehr die Fassung verlor. Aber hier war ihm nicht zu helfen. Ernst sah er ihn durch die Brille an und gestand ruhig: »Gewiß, und ich kann nur bestätigen, daß es ein ganz gehöriger Schnitzer, besser gesagt, eine unwürdige Spielerei mit Heiligem ist.«

Ein Krach. Der Pfarrer hatte in der Aufregung seinen Sitz rückwärts gestoßen. Dabei war das eine invalide Bein des Bischofstuhles halb aus der Zwinge geschlüpft, und der Sessel neigte sich hintenüber.

Carl schnellte energisch auf. Corneli blieb lächelnd sitzen.

»'s ist nichts, 's ist nichts,« beruhigte Cecili, huschte rasch wie ein Junge zu Boden und schlug das Knie des kranken Beines mit zwei kundigen Stößen in den eisernen Beschlag zurück. »Seht nur« — sie hob den Stuhl schief —, »wie schnell das geht.« Jetzt erst sah man, welch alte, kunstvolle Schnitzarbeit an diesen Armstuhl aufgewendet war.

»Setzt Euch wieder!« bat die Frau Ammann.

»Darinnen sind schon drei Bischöfe gesessen. Aber nur dem Carl Johann Greith ist das gleiche passiert wie Ihnen,« neckte Corneli. »Nur den ganz Großen! Wer weiß, was dieser Krach bedeutet!«

»Und Sie, Cornelius,« versetzte der Pfarrer dem der Scherz menschlich wohltat, »Sie sind nicht bloß ein ganz Großer, sondern auch ein ganz Schlimmer. Das merk' ich immer besser.« Voll Versöhnlichkeit blickte er vom Ammann zum Kaplan, hin und zurück. Er dürstete förmlich nach einem freundlichen Gegenblick. Dann rief er geduldig: »Fahret weiter, Kaplan, mit Eurem Gesicht!«

»Niemand merkt von unten, was die Zeiger sein sollen. Finger, ja! Aber die Stadtzunge von Wyla, die bekanntlich die Witze nur so herausspuckt, nennt die Zeiger immer nur die große und die kleine Wurst.«

Cecili wischte sich vor Spaß die triefenden Augen mit dem Schürzenzipfel aus. Der Kaplan blieb trocken, das Mili rührte sich nicht. Niemand wagte den Pfarrer anzusehen.

»Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schrittlein!« erklärte Euseb.

»Nun, nun, macht sie nur nicht noch länger, diese Würste,« schrie Carl endlich heraus. Es zuckten seine Kinnbacken. Man sah, er mußte an sich halten, um selbst nicht herauszuplatzen.

»Und das Beste von allem,« schloß Eusebius nüchtern wie Streusand, »höret wohl, besteht darin, daß der Dekan Edmund Meyer, ein bewährter Kunstkenner, sich mit Leib und Seele gegen den Unfug gesperrt hat. Der Streit schwebt nun vor dem Bischof. Der ganze schöne Kirchturm ist wegen einer Lappalie lächerlich geworden. Bleibe man bei den alten braven Zeigern! Schwarz, mit vergoldeten Zinken, das ist erprobt. Unsre Domkirche bekam nichts anderes, und da war Carl Greith am Ruder.«

»Der gleiche Greith?« fragte Corneli schalkhaft und wies auf den Armstuhl.

»Derselbe,« bot Eusebi kaltblütig zurück.

»Ihr Tausendwetter Ihr!« rumpelte der Pfarrer mühsam hervor. »Wollt Ihr mich heute noch völlig totschlagen?«

Soweit mag es dir wohl bekommen, Hitzlig, dachte der Kaplan gelassen. Aber jetzt zerr' ich auch ein bißchen am andern Ohr. 's tut geradeso not.

»Aber«, erklärte er lauter und ward nun unbestritten die Hauptperson, »nun muß ich auch offen gestehen, daß unser Zifferblatt je eher je besser renoviert werden soll. Unser neuer Pfarrer hat da vollkommen recht ... Schaut, Corneli, wir werden alt und merken beim kleinen Unterschied von gestern auf heute und von heute auf morgen nicht, was in vierzig und mehr Jahren zu alt geworden ist. Was sag' ich, zu alt? Nein, faul, häßlich, beschämend wüst. Da müssen die neuen, jungen Augen kommen und es uns sagen. Dafür hat ja Gott das Junge erschaffen.«

Corneli rutschte unruhig auf seinem Gestühl hin und her.

»Aber wenigstens schlägt die Uhr noch deutlich,« sprang Cecili zu Hilfe.

»Nur die Stunde und die halbe, liebe Frau. Für uns Sklaven der Zeit sind aber auch die Viertelstunden und sogar die Minuten wichtig.«

»Mag sein,« versetzte Cecili hartnäckig, »daß das Zifferblatt gegen das Tal hinauf den Pinsel braucht. Das ist die Mittagseite. Aber gegen Utzli sieht es noch frisch aus.«

»Dort spritzen Regen und Bise um so wilder dran. Ein Hochmut ist es auch dort nicht. Übrigens wär' das, wie wenn der Corneli auf der rechten Seite das Haar scheren läßt, weil er da eine Wunde bekam, und auf der linken läßt er es stehen, weil er dort keine Wunde hat, Frau Cecili ...«

»Man hat auch etwa den Corneli mit dem Kirchturm verglichen und die zwei Zifferblätter mit seinen Augen,« probierte die Cecili wieder den Kampf. »Merkt Ihr, wohinaus das geht?«

»Ganz recht,« sprang Corneli seinem Gespons zu Hilfe. »An einem Auge bin ich erloschen, wie das Zifferblatt gegen Süden, am andern seh' ich wie jenes gen Norden. Nun frag' ich: sieht man mir nicht aus dem einen Auge genügend an, was ich will?«

»Da überseht Ihr eben einen großen Unterschied,« mischte sich nun der Pfarrer wieder ins Gefecht. »Türme seid ihr beide! Ihr, Herr Ammann, noch der stattlichere. Aber drehen kann sich nur der eine. Der Kirchturm bleibt für alle Leute rechts von der Kirche — und dort liegt die überwiegende Dorfschaft — mit dem blinden Auge stehen, und so viel man schreit, er hat sich noch nie gedreht ... Ihr aber, als ein gütiger Vater des Volkes« — eine leise Ironie zwinkerte aus den Worten, »kehrt Euch rechts und links, wo man Euch eben sucht.«

»Wir schwatzen wie Kinder,« fuhr nun die Ammännin drein.

»Wenn Ihr solche Vergleiche bringt!« schalt Carl voll Humor.

»Ja, ja, wir haben nicht mehr die gelenke Zunge,« entschuldigte Corneli bitter, »die Jungen von heute sind uns weit über, liebe Frau! Das Maul zu, den Beutel auf, so tönt es.«

»Nein, Herr Ammann, so tönt es nicht,« bemerkte der Pfarrer sehr ernst. »Wir wollen uns ja mit Verstand und Liebe über alles gehörig aussprechen, gerade mit Euch. Wenn Ihr's einseht und bejaht, ist's vom ganzen Dorf bejaht.«

»Ich hab' nichts dagegen, wenn es so mörderisch nötig sein soll,« gab Corneli zu. »Aber keinen Luxus, bitte schön, alles erst genau berechnen, sparsam sein im Auftrag, man wird fast immer beschwindelt, fast immer.«

»Hundert Franken von meinem Gehalt geb' ich daran,« gelobte der Pfarrer erfreut. »Und ich hundert,« schloß sich der Kaplan lustig wie ein Bub an. Fragend forschte Carl nun im Antlitz des Corneli, der die Lippen tief in den Mund einzog. Cecili tat ihm ein Zeichen ums andre. Sind wir heute etwa nicht genug geschröpft worden! »Ich werde es mir noch überlegen,« sprach Cornelius nun gelassen.

»Den Beutel des Herrn Ammann haben wir heute schon einmal gemolken,« spaßte der Kaplan, »zweimal wäre ungesund.«

»Wie? Was?« fragte Carolus und fühlte einen Stich ins Herz.

»Das heißt: ich und das Mili zusammen. Die Milch trägt sie weg. Einundzwanzig Fünfsilber.«

»Für ... für ...« fragte Carl nervös.

»Für die lieben Patenkinder im Tälerhaus. Der Corneli schenkt ihnen den ganzen Jahreszins für die Stickmaschine.«

Cecili nickte in großartiger Ergebenheit: »Jawohl, Herr Pfarrer.«

»Einundzwanzig Fünffränkler,« wiederholte Carolus ereifert und stellte sich dabei eine viel größere Summe vor. »Das hätte auch uns wohlgetan. Das hätte vielleicht die beiden Zeiger bezahlt!« ...

In diesem Augenblick sah Eusebius etwas Sonderbares, Trübes, Schwüles im pfarrherrlichen Gesicht, das vorher so offen ausgesehen hatte wie ein Haus mit offenen Türen und Fenstern, so daß man tief in die lichten Stuben sah. Jetzt schien es, die Läden schlössen sich halb, die Pforte knarre seltsam zu, es werde finster drinnen. Der Kaplan ahnte, daß im Pfarrer, der für seine Person nichts begehrte, dennoch ein staubiger, fast schmutziger Kampf ausgefochten werde zwischen Geld und Geld: Geld, das

Glanz ausbreitet und die Ehre Gottes nach außen laut verkündet; und nun das andre Geld, das lautlos ins Dunkel der Armenstuben, ins Maul der Gläubiger, in die hungrigen Pfannen und Küchenteller, in die schlottrigen Kleider der Waisen fällt, nirgends leuchtet, nirgends klingt, zu allererst an den gewöhnlichsten Menschen geht und vielleicht Gottes Ehre doch besser wahrt als die köstlichsten Altäre. Ein Enthusiasmus für alles, was Gott und seine heilige Kirche betraf, ging in Carl gefährlich zusammen mit einem angeborenen Hang für glühende Farben, für gewaltige Glocken, hohe Türme und rauschende Priesterherrlichkeit.

Der Kaplan kannte diese Leidenschaft Carls und verstand diesen heilig-unheiligen Zwiespalt im Pfarrer sehr wohl. Fast zurechtweisend ernst sah er Carl an. Seine Brillengläser flammten. »Sie haben es bitter nötig, diese Waisen!« flüsterte er ihm ans Ohr.

»Gewiß, gewiß, ich freue mich,« brach Carolus endlich durch. »Den Armen soll kein Rappen um der Pracht Gottes willen entgehen. Im Gegenteil,« brauste er auf, »wer gern dem König gibt, hat auch ein Herz für den Bettler am Schemel des Königs. Man kann nicht oben kränzen und unten vermodern lassen, nein!« rief er immer heftiger, als streite er gegen eigne Zweifel und Gegenstimmen.

»Das ist wundervoll gesagt,« lobte Euseb.

»Ich gebe gern, mir liegt an Silber und Gold so viel!« erklärte Carl weiter und knipste mit den Fingern. Die Aufregung des Nachmittags bebte noch in ihm deutlich nach. »Aber wie oft geht das Almosen in bodenlose Löcher!«

»Jedes Wort, Herr Pfarrer,« ließ sich der Ammann nun gemessen hören, »unterschreib' ich. Nicht umsonst sagt der Volkswitz:

Almosen
Fällt durch die Hosen.«

»Und ich,« ertönte jetzt plötzlich eine hohe Mädchenstimme durch die ganze Stube, und das Mili stand auf und blies seine beflaumte Oberlippe empört auf, »ich habe von der Ilgenwirtin drei Flaschen alten Veltliner bekommen und zehn Franken und Butter. Hast du«, wandte sie sich richterlich an Johannes, »einen einzigen Schluck davon bekommen?«

Johannes zog geringschätzig die frostigen Lippen schief.

»Oder haben wir nur einen Rappen von dem Geld für uns genommen? Gerstensuppe und Milch haben wir morgens und abends genommen und Kartoffeln, und dem Vater, obwohl er nichts davon merkte, löffelweis den Wein eingegeben. Und ein Federkissen hab' ich ihm für die zehn Franken gekauft, unter den Kopf, da er so müd' lag ...«

»Aber der Anken?« spottete Johannes und spülte sich ein Schlücklein Most über die Zunge.

»Den hätt' er in keiner Art mehr ertragen. Da hab' ich uns Küechli gemacht. Ganz blöd ist uns zuletzt vom steten Suppentrinken geworden ... Spinatküechli, ja, das hab' ich ...«

»Ganz recht hast getan, Braves du!« Gütig tätschelte der Pfarrer ihr eins über den Zopf.

»Und als wir«, rief das Mili fast mit Zorn und wich der pfarrherrlichen Hand aus, »die Küechli fertig aßen, der Vater war schon tot und du liefst zum Einzug des Pfarrers, da kam das Sandmeitli, das arme, verhurschte, dem wir fast nie Fegsand abgekauft haben. Da sagt ich: iß mit mir, dir ist auch blöd, das sieht man. Da aß sie wacker. Und was meint Ihr? Sie kam am Abend und half mir die Leiche waschen und anziehen, und ich hatte ihr doch kein Wort gesagt. Und während der Beerdigung hat sie das Bett an die Sonne getan, ausgeklopft, gereinigt, und als ich immer wieder bat: Hör' jetzt auf, ich hab' ja kein Geld, lachte sie und stotterte: Hast mir ja Küechli gegeben. So, das ist wieder eine Arme ...« Mili stützte die Arme in die Hüften und forderte die ganze Stube heraus: »Und jetzt, was meint ihr von den Almosen?«

Feurig stand sie da. Ihr helles Auge war dunkel geworden. Die Alten hörten sie widerstandslos an.

»Almosen ... fällt durch die Hosen ... wenn Ihr es so meint, Herr Götti, dann könnt Ihr Eure einundzwanzig Fünffränkler auch wiederhaben ...«

»Aber Kind, Kind,« beruhigte Corneli, »was für einen Most haben unsre jungen Leute im Blute ...«

»Nein, Almosen fällt nicht durch die Hosen!« schrie sie überlaut.

»Wenigstens nicht durch die Röcke,« spaßte Cecili. »Das glauben wir dir alle. Aber nun sei doch gescheit! So war's ja nicht gemeint.«

»Aus dem Munde der Kinder ...« flüsterte Euseb für sich.

»Ich hab' es aber so verstehen müssen,« sagte Mili milder und wischte sich die Augen. Doch die waren trocken und flackerten wie aufgeregte Sterne im Föhn. Ihr feines Ehrgefühl gab das Öl dazu.

Alle fühlten, daß man jetzt am besten auseinanderginge. Da rief Johannes unverfroren: »Soll ich also ans Zifferblatt?«

»Selbstverständlich, das ist abgemacht,« erklärte Carolus aufstehend.

»Wir müssen aber jedenfalls die Kirchenräte zusammenrufen,« versetzte Corneli.

»Wozu das, Ihr habt ja gesagt, mehr braucht es nicht.«

»Doch, es braucht noch mehr,« erwiderte der Ammann, ebenfalls aufstehend und sich gewaltig reckend. Eine Blässe mehr zur gewohnten Blässe trat auf sein Riesengesicht, Schwäche zitterte durch seine Stimme, als er zur Frau sagte:

»Hab' ich übrigens klar und formell ja gesagt, Cecili?«

»Ich habe nichts gehört,« versetzte die Greisin.

Der Kaplan hüstelte schmerzlich. »Wir aber haben alle es so verstanden, das müßt Ihr denn doch zugeben, Corneli!« betonte er fest.

»Und wenn auch! Es braucht mehr als so ein ‚Wollt Ihr? wollt Ihr nicht?' am Glas Most, und mehr als meine einzelne Stimme. Es braucht noch Ordnung, Gesetzlichkeit. Wir zwei können nichts allein machen.«

»Ein Zifferblatt! Ihr spaßt!« lachte der Pfarrer zornig auf. »Wenn ich jetzt vom ganzen Turm geredet hätte,« fuhr er gewaltig fort, »daß man diesen häßlichen Zwerg strecke ... wenigstens über die nächsten Pappeln hinaus baue, daß es wirklich ein Turm sei und nicht so ein Baumstumpf! ... Aber nur vom Zifferblatt ... solche Kleinigkeiten!«

»Es gibt keine Kleinigkeiten, Herr Pfarrer!«

»Sagt lieber, es gibt nichts Großes mehr!«

»Ach, was soll das jetzt?« rief die dünne, hohe Kaplanenstimme hinein. »Formalitäten! Der eine hält zuviel darauf, der andre zuwenig, und beidemal leidet die gute, unschuldige Sache darunter. Das ist die Weltgeschichte! Und die Dorfgeschichte! Freunde, versalzen wir uns doch diesen lieben Abend nicht, wir sind ja im Innersten doch einig.«

»Ihr habt recht, der Abend ist zu schön,« sagte Carl, von der Küchentreppe ins Freie tretend und auf die violetten und purpurnen Schatten der Dorfstraße weisend, in die von da und dort ein gelber Stubenlampenschein flockig hinausfiel. Es ging ihm schwer aufs Herz, daß er sich soeben unklugerweise mit dem Turm verraten hatte. Er wollte einlenken.

»Wann wollt Ihr also den Rat einberufen?«

»Ganz, wie's Hochwürden paßt.«

»Heut ist Donnerstag. Gut, vielleicht am Sonntag nach Vesper in der Ilge?«

»Soll geschehen.« Höflich, aber schwerfällig verneigte sich Corneli. — — —

»Diese Visite hat uns nicht näher gebracht, Eusebi,« unterbrach Carl das Schweigen unterwegs.

»Du bist auch gar eine Feuersbrunst neben diesem Gletscher, Carli!«

»Na, Kinder, was spitzt ihr die Ohren?« fragte der Pfarrer. Der Vergleich des Kaplans hatte ihn sogleich aufgeheitert. »Dich, Mili, hab' ich ja ganz vergessen. Du bist die zweite Fliege.«

»Oh, Ihr habt mich noch nicht,« neckte die Blonde.

»Willst denn nicht gern in den Pfarrhof kommen, so alle Morgen um die sieben? Und meiner Peregrina bis über Mittag helfen? Nachher wärest frei und ich gäb' dir einen braven Taglohn.«

»Aber der Julius mit der Frau!« warf Johannes ein.

Das Mili ward überblutet rot.

»Das ist der Onkel,« erklärte Johannes. »Er hat schon kurz nach dem Begräbnis des Vaters geschrieben, er komme zu uns mit seiner Nachtigall. Das wird wohl seine Frau sein. Nachtigall, wie komisch!«

»Ob er kommt?« zweifelte Euseb. »Wie oft hat er's gemeldet. Und jedenfalls nur zu einem dummen Streich. So ein Wind- und Straßenläufer, hält es doch in unserm stillen Winkel nicht drei Tage aus. Schreibt ihm lieber ab!«

»Kommt ihr zwei morgen um vier Uhr zu mir,« entschied Carl. »Dann wickeln wir alles beim Kaffee glatt vom Klüngel. 's ist mir neu, das vom Onkel.«

»Wir reden nicht gern von ihm,« bekannte das Mili offen. »Fünftausend ersparte Franken hat der arme Vater an dieses Luder verloren. Oh, verzeiht, aber das wüste Wort hab' ich nicht halten können.«

»Was will er dann noch bei euch holen?« fragte Eusebi.

»Er schreibt, er brauche Ruhe für die Nerven und, denkt Euch, wieder einmal ein sauberes, weiches Kopfkissen. Das halbe Haus gehöre ihm, basta! Basta hängt er an jeden Satz.«

»Laßt mich nur machen! der soll euch nicht plagen,« gelobte Carl.

»Oh, was mich betrifft,« wandte Johannes ein, »ich seh' ihn ganz gern kommen. So kurzweilig wie Julius plaudert kein Mensch von Lustigern bis St. Gallen.«

»Du hast zu malen, nicht Plappermaul an Plappermaul zu hängen, Bursche, verstanden? Das heißt, wenn du ein Stümper bleiben willst, dann plappere nur! ... Ah, da geht euer Weg. Gute Nacht miteinander!«

»Das wäre ein wahres Unglück, wenn der Julius Täler käme!« seufzte der Kaplan.

Sie traten in die abendliche Kirche mit ihrer feierlichen Stille und Leere. Das Abendrot floß in die westlichen Fenster, rieselte schräg über die Stühle zur Kanzel und übergoß die Taube, die dort aus weißem Stein über dem Schalldach schwebte. Der heilige Vogel glühte wie ein Pfingstfeuer.

Carl jedoch stand im Glanze Jerusalems da, hörte die Harfen und Zimbeln tönen und den Vorhang vom Allerheiligsten aufrauschen.

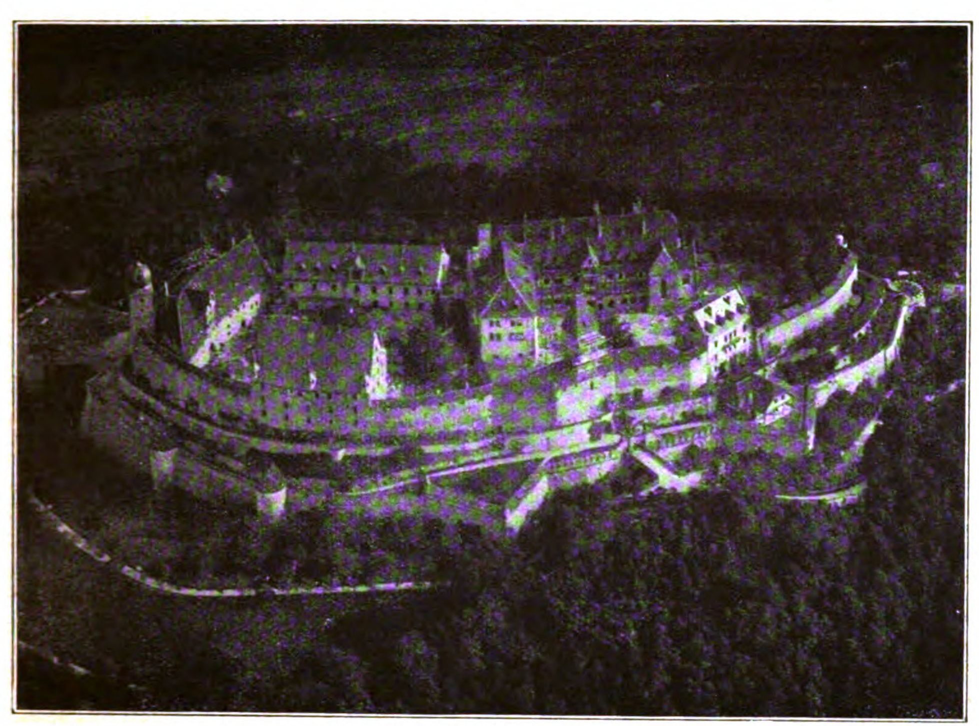
Welch eine saubere, reine, unschuldige Stimme, ein wahrer Glockenklang! dachte Eusebius und versank neben dem Riesen noch tiefer ins Bänklein.

(Fortsetzung folgt.)



Raffael Schuster-Woldan: Die Wäscherin

Aus der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste zu Berlin



Veste Coburg (Fliegeraufnahme)

# Die wiederhergestellte Veste Coburg und ihre Schätze

Von Ludwig Kaemmerer (Veste Coburg)

Was fesselt das Gemüt der Deutschen so unlöslich an die ragenden Überreste ihrer Vorzeit? Was treibt sie immer von neuem zu jenen Bergkuppen, wo verwittertes Gemäuer von versunkener Herrlichkeit leise und geheimnisvoll raunt, während der Blick ins Weite schweift, die Brust sich leichter hebt in reiner Bergluft und alle Sinne sich zugleich erquicken? — Sind wir noch immer die unverbesserlichen Romantiker, die im Wolkenkuckucksheim ihrer Gefühle Ersatz suchen für das, was die rauhe Wirklichkeit ihnen versagt?

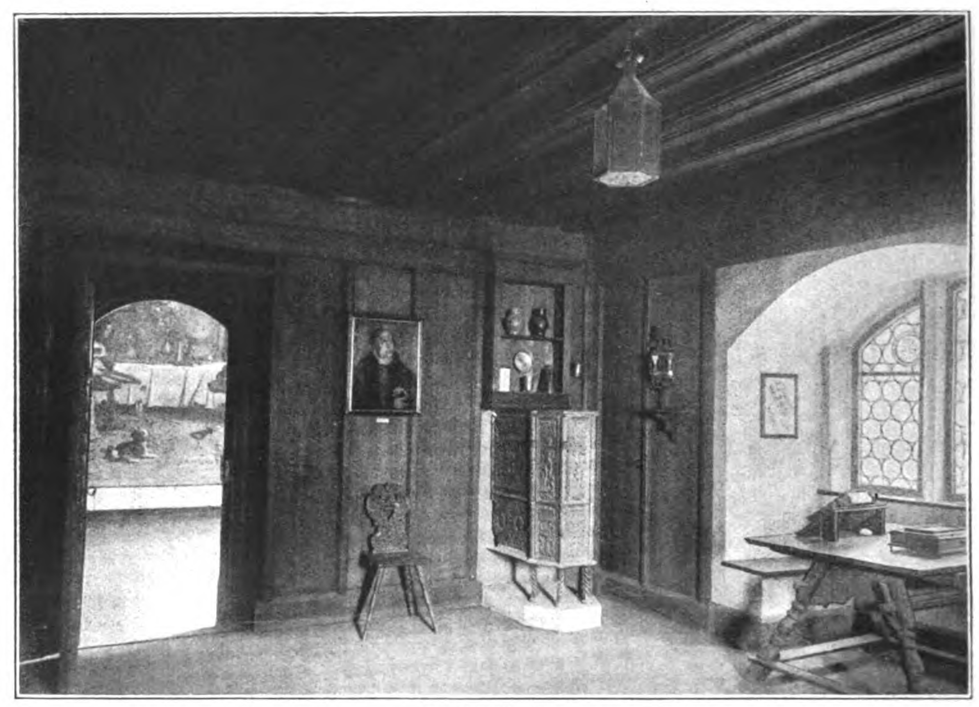
Wenn je, so erscheint aus unsrer Zeit und ihrer Not solche Flucht in die Vergangenheit erklärlich und verzeihlich. Und doch ist es nicht Gefühlsschwärmerei allein, was uns unwiderstehlich zu den steinernen Zeugen vergangener Tage lockt. Ehrfurcht und wissenschaftlicher Spüreifer verbinden sich zu dem Pflichtbewußtsein, jene Reste vor völligem Verfall zu bewahren, sie einer besseren Zukunft zu überliefern.

Mit Genugtuung blicken wir auf die Ergebnisse, die unsre vor wenigen Jahrzehnten erst straffer organisierte Denkmalpflege aufzuweisen hat. Sie verkörpert das historische Gewissen unsers Volkes, und der Widerhall, den die Bestrebungen eines anfänglich kleinen, aus Historikern, Künstlern und Denkmalfreunden zusammengesetzten Kreises in fast allen Schichten der Nation gefunden haben, bekundet sich in der alljährlich anwachsenden Teilnehmerzahl der Denkmalpflegetage, die auch für unsre Nachbarn in Österreich, der Schweiz und Holland den willkommenen Sammelpunkt gleichgerichteter Bestrebungen boten.

Jede Wiederherstellung alter Bauten unterliegt der Prüfung und Beurteilung dieses stattlichen Areopags von fachmännisch vorgebildeten Richtern, denen bei den Verhandlungen sich auch genügend Laiengeschworene zugesellen. Noch hat die heilige Feme ihr Urteil nicht gesprochen über eine Leistung aus ihrem Arbeitsgebiet, die fünf Jahre vor dem Weltkrieg begonnen, durch ihn unterbrochen, gefährdet und in den schweren Notjahren nach seiner Beendigung — dennoch — vollendet wurde: die Wiederinstandsetzung der alten fränkischen Bergfeste Coburg.

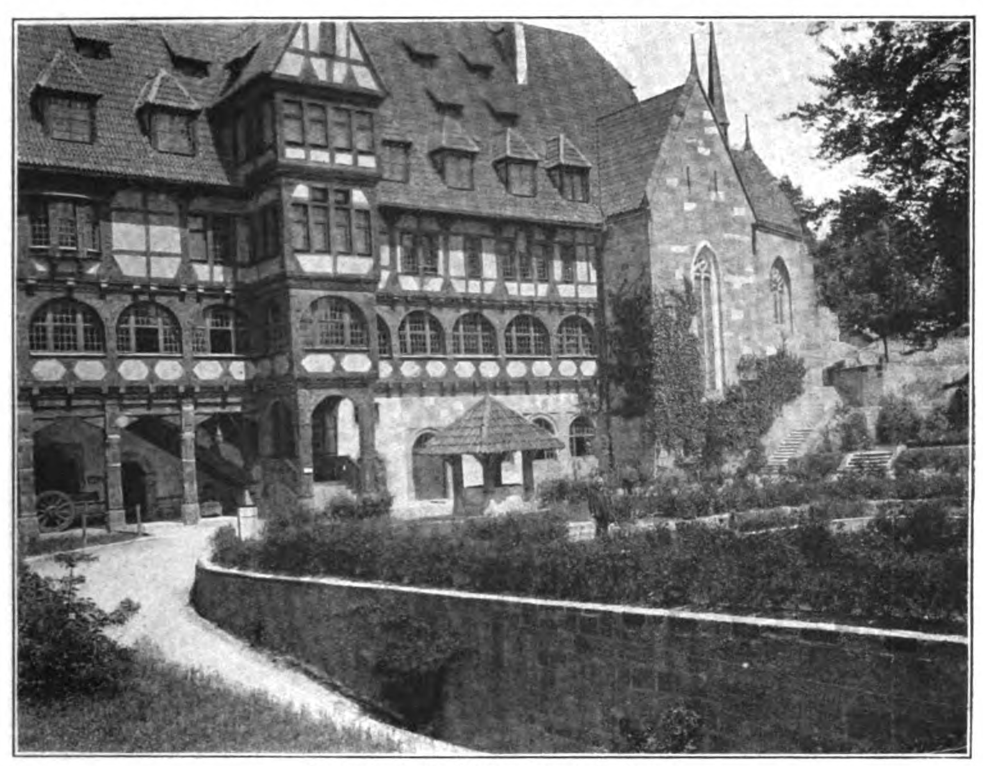
Ohne dem Urteil der Berufenen vorgreifen zu wollen, sei kurz berichtet über das, was hier Ereignis ward, berichtet auch von den besonderen zeitlichen und örtlichen Schwierigkeiten, deren Herr geworden zu sein allen daran Beteiligten zu Ruhm und Ehre gereicht.

Als der jugendliche Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg 1905 seine Regierung antrat, faßte er den Plan, die Burg der Ernestiner, die über dem lieblichen Itztal thront und trotz einem bereits um 1840 gemachten Wiederherstellungsversuch nur ein kümmerliches, ja gefahrdrohendes Obdach für die reichen Kunstschätze des Coburger Fürstenhauses bot, gründlich instand setzen zu lassen. Ein Plan, dessen Ausführung auch Kaiser Wilhelm 2. lebhaft befürwortete, indem er Bodo Ebhardt als Leiter der Bauten empfahl. Ebhardt hatte sich die Gunst des Kaisers durch seine Wiederherstellung der Hohkönigsburg zu erringen gewußt, und er besitzt, so verschieden auch seine baukünstlerischen Taten beurteilt wurden, zweifellos die reichsten praktischen Erfahrungen auf diesem Gebiet der Denkmalpflege. Mit berechtigter Spannung durfte man daher dem Ergebnis seiner nahezu anderthalb Jahrzehnte währenden Arbeit auf der Veste Coburg entgegensehen, deren Erhaltung eine unabweisbare Pflicht der Gegenwart war.

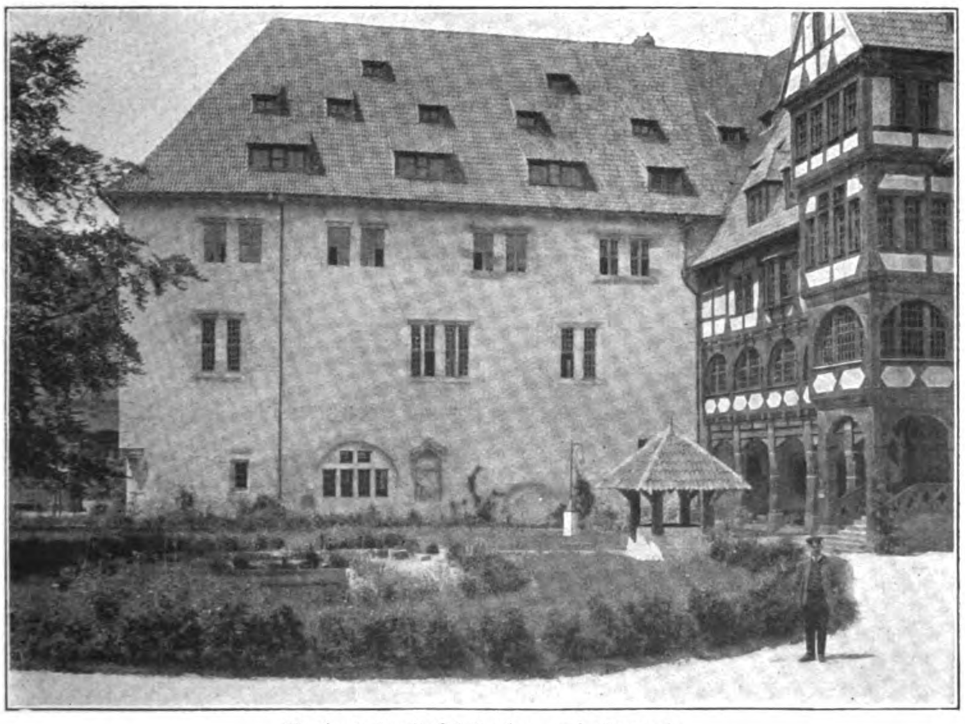


Lutherzimmer

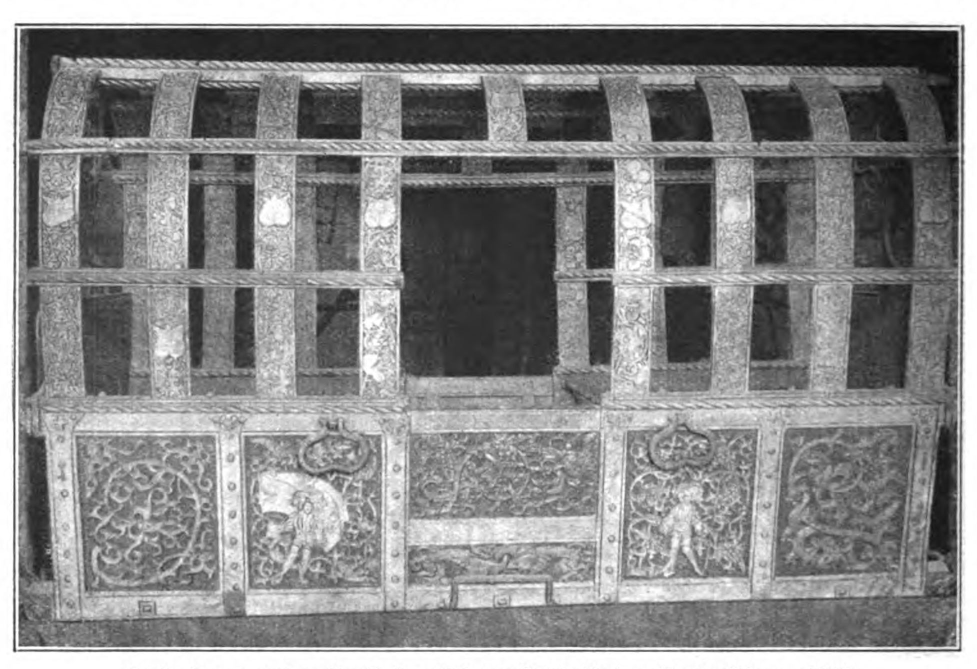
Das südliche Vorland des Thüringer Waldes, aus dem einzelne Bergkuppen als sedimentäre Erhebungen eines urzeitlichen Binnenmeerbodens sich erheben, ist sicherlich schon in früher Vorzeit besiedelt gewesen. Zur Zeit der Ottonen scheint Coburg zum königlichen Hausgut gehört zu haben. Richeza, Enkelin Kaiser Ottos 2. und Witwe des zweiten Polenkönigs Miesko 2., vermacht 1056 ihre Patrimonialgüter Saalfeld und Coburg dem Erzbischof Anno 2. von Köln, dem bekannten Helden des Annoliedes. Ob dieser Kirchenfürst, der in Saalfeld 1071 eine Benediktinerabtei gründete und reich ausstattete, auch eine Kirche St. Peter und Paul in Coburg hat erbauen lassen, die bereits ein Jahr nach seinem Tode 1076 urkundlich erwähnt wird, ist zwar nicht zu erweisen, aber wahrscheinlich. Als Besitz der Abtei Saalfeld wird Coburg 1126 von Papst Honorius 2. bestätigt. Die umliegenden geistlichen und weltlichen Herren mögen den wertvollen befestigten Sitz an der Nord- und Süddeutschland verbindenden Handelsstraße Erfurt—Nürnberg wohl nur ungern in der Hand des Saalfelder Abtes gesehen haben. Die Herzöge von Meran aus dem bayrischen Hause Andechs, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts als Besitzer von Coburg genannt werden, vermachten es dem unweit am Nordufer des Mains gelegenen Benediktinerkloster Banz. Aber schon 1265 hat Graf Hermann 1. von Henneberg, ein Verwandter des letzten Meraniers, das Verfügungsrecht über das »Castrum Coburg«, und im Erb- und Kaufgange sehen wir dies mächtige Dynastengeschlecht Besitzer der »fränkischen Krone« werden, zum Teil auch hier residieren, bis Jutta von Henneberg-Coburg die »neue Herrschaft« 1353 ihrem Schwiegersohn, dem Wettiner Markgrafen Friedrich



Vorderhof mit Fürstenbau und Kapelle



Vorderhof mit Fürstenbau und Kemnate

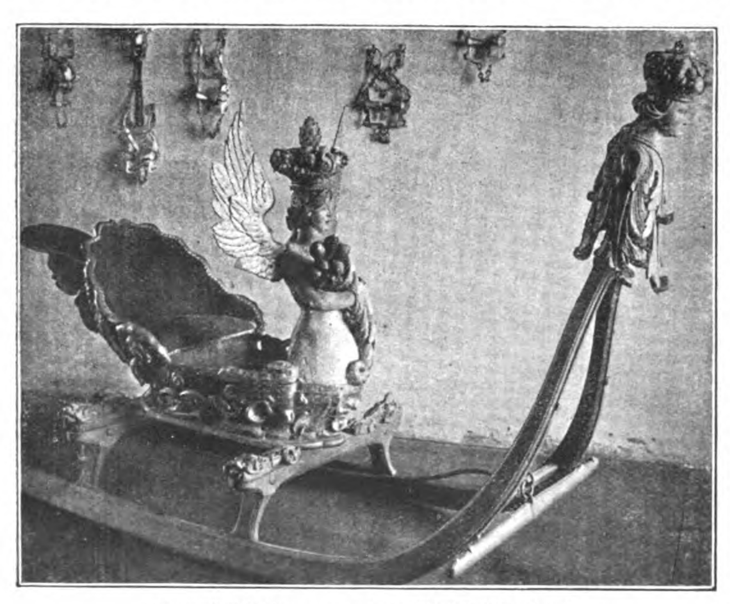


Hochzeitswagen des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen. 1527

dem Strengen zu Meißen, vererbte. Dieser ließ sich den Besitz durch einen Lehnsbrief Kaiser Karls 4. 1367 bestätigen. Fortan wurden die »Ortslande in Franken« von markgräflichen Landvögten verwaltet.

Aus vorwettinischer Zeit haben sich bis auf unsre Tage nur ganz vereinzelte Überreste auf der Burg erhalten, die schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts befestigt war, wie die Grundmauern eines mächtigen Bergfrieds beweisen, und im folgenden Jahrhundert mehrere Belagerungen auszuhalten hatte.

Unter Herzog Wilhelm 3. von Sachsen (1425 bis 1482) ging die Burg zeitweilig an dessen Günstlinge Vitztum über, fiel aber dann nach der verhängnisvollen Spaltung des Hauses Wettin in die ernestinische und albertinische Linie (1485) endgültig an den Begründer der ernestinischen Linie, den sächsischen Kurfürsten Ernst. Dessen beide Söhne, Friedrich der Weise und Johann der Beständige, die bekannten Schutzherren Luthers, residierten zeitweilig in Coburg und ließen nach einer verheerenden Feuersbrunst des Jahres 1500 unter Beirat des Nürnberger Steinmetzen und Stadtbaumeisters Hans Behaim d. Ä. einen Neubau der Herrschaftswohnung aufführen, von dem heute die sogenannte Steinerne Kemnate den besterhaltenen Teil bildet.



Karussellschlitten aus dem 17. Jahrhundert



Rüstsaal

Mit Recht war daher Ebhardt bei der Wiederinstandsetzung der Burg bestrebt, den Charakter eines mitteldeutschen Burgenbaues aus dem Übergang von der Gotik zur Renaissance in der Gesamtanlage wie in den etwaigen Neubauten und Einzelformen festzuhalten. Denn die Feste hat Anspruch darauf, neben der Wartburg auch als bedeutsame Lutherstätte zu gelten. Hat der Reformator doch im Sommer 1530, als sich auf dem Reichstag zu Augsburg das Schicksal seines Lebenswerkes entscheiden sollte, sieben Monate banger Erwartung und gleichwohl emsigsten Schaffens hier oben verlebt, in der Schutzhaft des Kurfürsten Johann des Beständigen, der es nicht für geraten hielt, den temperamentvollen, noch immer in Reichsacht befindlichen Verkünder der neuen Lehre zur Überreichung



Kampf zwischen Kaiserlichen und Arabern aus dem Kriegszug Karls 5. nach Tunis 1535
Ölgemälde von Jan Cornelis Vermeyen

der protestantischen Bekenntnisschrift der Fürsten an den Kaiser persönlich heranzuziehen. Aus den zahlreichen Briefen Luthers »ex eremo Gruboc« — so lautet die verstellte Ortsangabe — spricht nur zu vernehmlich die nervöse Spannung, mit der er die Ereignisse in Augsburg verfolgt, die Leidenschaftlichkeit, mit der er seine Freunde und Schutzherren zum Festhalten an ihren Forderungen immer wieder von neuem ermahnt. Durch fleißiges Arbeiten an seiner Verdeutschung des Alten Testaments — besonders der Propheten und der Psalmen — suchte er die Pein des unfreiwilligen Abwartens zu mindern, aber auch die Übersetzung der Fabeln Äsops mußte ihm Ablenkung gewähren, und einer seiner bekanntesten und liebenswürdigsten Briefe, der seinem Sohn »Hänschen« die Freuden des Paradiesgärtleins schildert, ward hier geschrieben.

Leider ist — wie auf der Wartburg — die Überlieferung von den Räumen, die Luther bewohnte, nicht ganz eindeutig. Aber schon zur Zeit der ersten durchgreifenden Wiederherstellung der Burg um 1840 hat man zwei Nordzimmer im ersten Obergeschoß der Steinernen Kemnate als Lutherstuben im Charakter der Zeit eingerichtet, die auch jetzt als solche wieder mit Erinnerungen an Luthers Aufenthalt und vor allem mit einer sehr wertvollen und reichhaltigen Lutherbibliothek ausgestattet wurden.

Den zweiten für die Schicksale der Burg bedeutsamen Zeitabschnitt bildet der Dreißigjährige Krieg, in dem Wallenstein 1632 die inzwischen mit Bastionen stärker gesicherte Veste sechs Tage lang vergeblich belagerte und bestürmte. Nach der durch Verrat herbeigeführten Übergabe an den kaiserlichen Generalfeldwachtmeister Wilhelm von Lamboy am 27. März 1635 setzte dann der Verfall der Baulichkeiten ein, der das stolze Denkmal schließlich zum Steinbruch herabsinken ließ.




Vesperbild

In der Zeit der Romantik, als ein traumhaftes Erinnern an die alte Herrlichkeit der Vorzeit in den verängstigten Gemütern der Deutschen wieder aufdämmerte, versuchte Herzog Ernst 1. durch den bekannten Neugotiker Karl Alexander Heideloff 1837 bis 1854 wieder Leben aus den Ruinen emporzulocken. Die Not der Zeit und die ihr mangelnden genaueren Kenntnisse der Formensprache und Technik des Mittelalters erklären die Unzulänglichkeit dieses Versuchs, so daß nach weiteren fünfzig Jahren sich eine abermalige durchgreifende Instandsetzung als unumgänglich erwies.

Deren Fortgang und Ergebnisse sollen im folgenden kurz gewürdigt werden. Der Plan war, eine Wohngelegenheit für den Herzog in dem 1502 für solchen Zweck ausgebauten, seither aber stark verfallenen Fürstenbau im vorderen Burghof zu schaffen, den wertvollen Kunstschätzen des Coburger Hauses eine würdige Unterkunft zu sichern und das Bild der Burg von den entstellenden Retuschen zu befreien, die Mißverstand und Ungeschick im Laufe früherer Zeiten ihm zugefügt hatten.

Nachdem Ebhardt schon 1901 in seinem Werk über die deutschen Burgen die von dem damaligen Direktor der Sammlungen Karl Koetschau aus den ernestinischen Archiven ermittelten Nachrichten über die Veste veröffentlicht und den Zustand der Baulichkeiten an der Hand älterer und neuerer Aufnahmen erläutert hatte, ging er 1909 an die Wiederinstandsetzung. Sie setzte zunächst am Fürstenbau und der mit ihm verbundenen Kapelle mit umfassenden und schwierigen Sicherungsarbeiten ein. Drohten doch gerade diese Teile nahezu mit Einsturz. Nur ganz vereinzelte trümmerhafte Bruchstücke eines ehemals hier vorhandenen romanischen Steinbaues, Fundamentreste einer Doppelkapelle nach Art solcher Burgkapellen in Nürnberg und Freiburg a. d. Unstrut traten bei den

Aufräumungsarbeiten zutage. Einige spätgotische Türgewände sowie Bogenfenster des 16. Jahrhunderts hatte schon Heideloff in seine Renovation mit einbezogen; auch fand sich hinter der romantischen Verkleidung der Südfront noch deren altes — wohl um 1502 entstandenes — Fachwerk vor, das man als Vorbild benutzen konnte. Die Kapelle freilich mußte, da alle Spuren ihres ursprünglichen Aussehens nahezu völlig verwischt waren, in spätgotischem Stil neu erbaut werden. Eine Gruft für die herzogliche Familie wurde ausgehoben, und die wenig glücklichen Verhältnisse wurden durch Einbeziehung des Sakristeianbaues in die Überwölbung des Ganzen ausgeglichen.

Dem die Burg durch die südliche Tunneleinfahrt betretenden Besucher zeigt sich der vordere Hof, der nach Heideloffs Restauration nicht ohne spöttischen Nebenklang »Lohengrinhof« genannt wurde, mit seinen schmucken Gartenanlagen, dem Riegelbau dahinter und der zur hohen Bastei hinaufführenden Terrasse in wesentlich günstigerem Gewande als früher. Man empfindet bei einem Vergleich den größeren historischen Ernst, die bewußte künstlerische Haltung, mit der die Aufgabe erfaßt und gelöst ist. Für das malerische Gesamtbild der Zukunft werden Berankung der Gebäude und Anwachsen der Bäume und Sträucher das ihre tun.

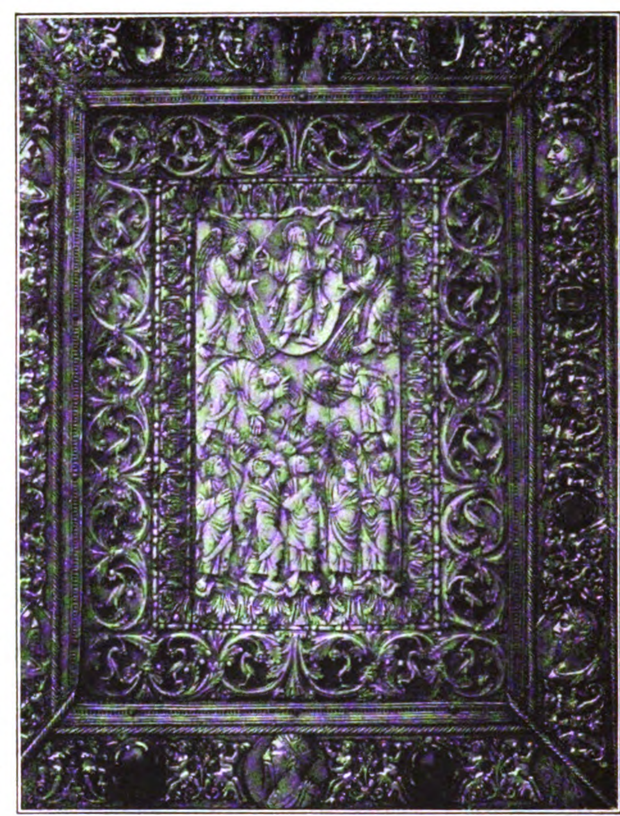
Diesen Herrschaftshof trennt — in rechtem Winkel auf den Fürstenbau stoßend — die Steinerne Kemnate vom Wirtschaftshof. Auch sie gehörte zu den um 1502 neu errichteten fürstlichen Gemächern, birgt aber jetzt einen beträchtlichen Teil der reichen Altertumssammlungen, für deren Unterkunft sie schon von Heideloff hergerichtet war. Das gewölbte Erdgeschoß — das ehemalige »Briefgewölbe« oder Archiv — ist den reichgezierten Jagdgeräten aus der Zeit Herzog Johann Kasimirs (1596—1633), des Begründers der Linie Sachsen-Coburg, eingeräumt; daneben stehen drei prunkvolle Hochzeitswagen und zwei der zierlichen Karussellschlitten, deren die Koburg eine größere Zahl aus dem 16. und 17. Jahrhundert besitzt. Im ehemaligen Bankettsaale des Obergeschosses ist die überaus reichhaltige und wertvolle Sammlung von Kriegs- und Turnierwaffen neu und übersichtlicher als früher aufgestellt, die seit je einen besonderen Anziehungspunkt für die Besucher bildete. Kostbare Roßgelieger des 16. Jahrhunderts, Turnierharnische aus der Zeit Kaiser Maximilians 1., Hieb-, Stoß- und Stangenwaffen aller Art sowie die altväterischen Wall- und Hakenbüchsen, eine Sammlung von mehr als dreihundert Faustrohren bieten eine Anschauung von dem Waffenwesen älterer Zeit, wie sie so umfassend wohl nur in den größten Sammlungen der Art zu gewinnen ist. — Auch die Erinnerung an den Bauernkrieg von 1525, in dem die Veste eine Zufluchtsstätte des fränkischen Adels der Umgegend war, lebt in einer stattlichen Reihe von Morgensternen, Bauerndrischeln u. a. wieder auf. Eine kunsthistorische Seltenheit ersten Ranges endlich ist der mächtige zweigeschossige gußeiserne Ofen mit Wappen- und Heiligenreliefs, der — um 1500 entstanden — wohl zur ursprünglichen Ausstattung des geräumigen Festsaales gehört. Die zahlreichen Halbharnische, Sturmhauben und Spieße der Besatzungsmannschaft, die zum Teil nach Art alter Rüstkammern zusammengestellt sind, die große Menge kostbar eingelegter Armbrüste, Zweihänder und Pulverhörner lassen ebenfalls darauf schließen, daß sie nicht erst von Sammlern des 19. Jahrhunderts zusammengebracht sind, sondern zu den alten Waffenbeständen von Stadt und Burg gehören.



Madonna aus der Werkstatt Tilman Riemenschneiders

Gegenüber dem Waffen- oder Rüstsaal liegen im gleichen Geschoß die beiden dem Andenken

Martin Luthers geweihten, bereits erwähnten Zimmer, während eine wuchtige Eichentreppe zum zweiten Obergeschoß und den dort aufgestellten kunstgewerblichen Sammlungen emporführt, aus deren übergroßer Fülle hier nur einige der wichtigsten Einzelstücke und Gruppen Erwähnung finden können. Schon im Treppenhause fallen die kulturgeschichtlich hochinteressanten Gemälde des Haarlemer Malers Jan Cornelis Vermeyen auf, der Kaiser Karl 5. 1535 auf seinem Feldzug nach Tunis begleitete und die Ereignisse dieses ersten afrikanischen Abenteuers eines deutschen Fürsten als Augenzeuge in lebendiger Weise zu schildern wußte. Sie bilden die Vorlagen, nach denen die Kartons gleichen Gegenstandes (im Wiener Hofmuseum) ausgeführt wurden, die ihrerseits dann dem Brüsseler Tapetenwirker Willem Pannemaker als »Patronen« für die heute in Madrid befindlichen Wandteppiche dienten. Zwei gewirkte Wandbehänge sind als Erzeugnisse der von französischen Emigranten in Schwabach 1686 eingerichteten Gobelinmanufaktur (Jean Peux um 1730) von besonderem Interesse. Sie gehören einer Folge der Elemente an und stellen in überreicher ornamentaler Umrahmung im Stile Bérains das Wasser dar.



Elfenbeingeschnitzter Buchdeckel aus Gandersheim

Durch eine reichgeschnitzte Eichentür (um 1502) betritt man alsdann den flachgewölbten Raum, in dem Skulpturen und Kunstwerke des Mittelalters aufgestellt sind. Er wird beherrscht durch die bannende Wirkung, die ein überlebensgroßes, lindenholzgeschnitztes Vesperbild in der Südnische auf den Beschauer ausübt. Diese ergreifende Schilderung der Maria mit dem Leichnam ihres Sohnes im Schoß ist eine der frühesten und künstlerisch bedeutsamsten der Art, der sich vielleicht nur noch die engverwandte Pietà im Ursulinenkloster zu Erfurt an die Seite stellen läßt. Sie stammt aus einer kleinen Dorfkirche in der Nähe Coburgs und wird um 1380 entstanden sein. Ein Kruzifixus von ebenfalls ungewöhnlicher Ausdruckskraft und gleicher Herkunft zeigt bereits entwickeltere Formen, so daß man seine Entstehung etwa um 1430 ansetzen darf. Aus Coburg selbst — und zwar aus der Heiligkreuzkirche — sind die Überreste eines großen Marienaltars auf die Veste gelangt, der aus dem Werkstattkreise des Würzburger Holzbildhauers Tilman Riemenschneider hervorging. Ein Glassturz am südwestlichen Fenster des Raumes umschließt besonders wertvolle und seltene Stücke, darunter einen elfenbeingeschnitzten Buchdeckel vom Ende des 10. Jahrhunderts aus dem Damenstift Gandersheim, einen ägyptischen Glasschnitt des 12. Jahrhunderts, der als Becher der heiligen Elisabeth zu den Hauptstücken des Reliquienschatzes Friedrichs des Weisen in Wittenberg gehörte und nach dessen Auflösung in den Besitz Martin Luthers gelangte, ferner ein sehr fein durchgeführtes Buchsbaumkruzifix in der Art des Veit Stoß u. a. m.



St.-Elisabeth-Glas

Von hier gelangt man zu dem zweiten Skulpturenraum, der neben figürlichen Holzschnitzereien aus dem 16. und 17. Jahr-

hundert auch einen sehr reich gegliederten und verkröpften Fassadenschrank (um 1630) und einen stattlichen grünglasierten Nürnberger Ofen vom Anfang des 17. Jahrhunderts enthält.

Die aus dem Coburger Stadtschloß stammende, in farbiger Holzintarsia und Schnitzerei meisterlich ausgeführte Wandverkleidung der *Jagdstube Herzog Johann Kasimirs* — vielleicht eine Arbeit des 1632 gestorbenen Hofschreiners *Heinrich Bamberger*, z. T. nach Vorlagen des Malers *Wolfgang Birckner* — ist in diesem Stockwerk über den Lutherzimmern eingebaut und ebenfalls mit kunstgewerblichen Prunkstücken, u. a. einem farbig glasierten frühen Nürnberger Kachelofen, dem Augsburger Trabharnisch aus dem Besitz Herzog Bernhards von Weimar und Barockmöbeln ausgestattet.

Die weit über Coburgs Grenzen bekannte *Sammlung von Gläsern und Keramiken* — eine der reichhaltigsten ihrer Art in Deutschland — hat in drei weiteren Räumen dieses Geschosses eine Aufstellung gefunden, die die bei der großen Zahl von Einzelstücken (etwa 4000) drohende Klippe verwirrender Unübersichtlichkeit glücklich vermeidet. Hier auf Einzelheiten einzugehen, die zum Teil überraschenden, bei der Neuordnung gemachten Funde zur Geschichte des Glases und der deutschen Fayence hervorzuheben, muß einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Zusammenfassend sei hervorgehoben, daß die Steinerne Kemnate, an deren Gestalt und Einteilung Ebhardt nur Unwesentliches geändert hat, eine vortreffliche Aufbewahrungs- und Schaustätte für die reichen Museumsschätze der Burg bildet, ohne daß der Widerspruch zwischen ihrer ursprünglichen und ihrer gegenwärtigen Bestimmung störend empfunden wird.

Noch bevor dieser Teil der Burgbauten bezugsfähig war, hatte man an der westlichen Seite des hinteren Burghofes das alte Kornhaus — jetzt *Herzoginbau* genannt — für die Unterbringung der *Kupferstich- und Handzeichnungssammlung*, die bekanntlich mit den bedeutendsten Kupferstichkabinetten wetteifert, in den alten Formen und Verhältnissen hergerichtet. Ausstellungs-, Benutzer- und Magazinräume nehmen die beiden Obergeschosse ein, während in dem stimmungsvollen, weiträumigen Erdgeschoß die zahlreichen Karussellschlitten, Pferdeausrüstungen, das bekannte Galionbild des von Herzog Ernst 2. in Eckernförde 1849 in die Luft gesprengten dänischen Kriegsschiffes »Christian 8.« sowie Belagerungsgeräte und Geschütze ihren Platz gefunden haben. Auch eine theatergeschichtlich wichtige Sammlung von Entwürfen des Professors *Max Brückner* in Coburg († 1919) für die Ausstattung der Bayreuther Bühnenfestspiele wird sicherlich manchen Besucher zu längerem Verweilen anlocken. Sie wird ergänzt durch zahlreiche Skizzenbücher des Künstlers, aus dessen Atelier die Dekorationen der ersten Theater Europas und Amerikas hervorgingen.

Buchsbaum-Kruzifix in der Art des Veit Stoß

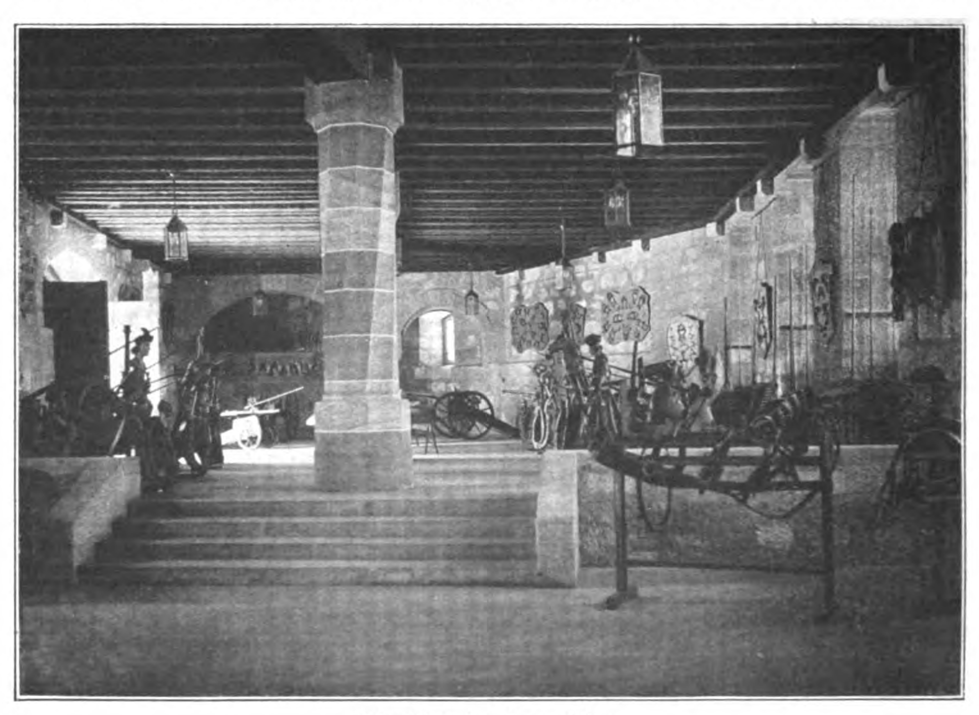
So war für die wichtigsten Zwecke, denen der Wiederaufbau der Burg dienen sollte, in der Hauptsache gesorgt, als 1914 mit Kriegsausbruch die Arbeiten eine verhängnisvolle Verzögerung und zeitweilige Unterbrechung erfuhren. Erst nach dem Umsturz im November 1918 konnte man daran denken, sie wieder aufzunehmen.

Freilich der ursprünglich geplante Karl-Eduard-Bau, der als Saalbau für höfische Feste an der Nordseite des Westhofes diesen abschließen sollte, mußte sich gefallen lassen, einstweilen zum »Volkshaus« umgetauft zu werden, um dann, nachdem die »Coburger Landesstiftung« an Stelle des Herzogs und des Festungsbaukomitees getreten war, schließlich als »*Kongreßbau*« Wirklichkeit zu werden. Welche unsäglichen Schwierig-



Jagdzimmer

keiten der Weiterführung der Bauarbeiten, als deren örtlicher Leiter ein Sohn Bodo Ebhardts 1920 eintrat, durch Arbeiterstreiks, Entwertung des Geldes und die Ungewißheit der ganzen Lage sich entgegenstellten, vermag nur der voll zu würdigen, der an Ort und Stelle die weitere



Erdgeschoß im Herzoginbau

Entwicklung verfolgen konnte. Der Übertritt Coburgs zu Bayern (1920) verwickelte begreiflicherweise anfangs die Verhältnisse noch mehr, hatte aber den Vorteil, daß die Bayrische Staatsregierung sich dankenswerterweise als Bürge hinter die Landesstiftung stellte, neue Mittel durch den Landtag bewilligen ließ und auch alle weiteren Maßnahmen lebhaft durch Rat und Tat unterstützte. Insbesondere gebührt dem Leiter des Bayrischen Nationalmuseums in München, Generaldirektor Dr. Halm, Dank für seine unermüdliche Hilfsbereitschaft bei der Neueinrichtung der Kunstsammlungen, die 1922 dem Verfasser dieses Aufsatzes übertragen wurde.



Kongreßsaal

So konnte denn am 1. Januar, nachdem bereits im März 1922 das Richtfest des Kongreßbaues feierlich begangen war, der Wiederaufbau der Burg als abgeschlossen gelten.

Der letzten baukünstlerischen Tat Ebhardts, dem ebengenannten Kongreßbau, seien noch einige Worte gewidmet, da sie nicht nur den Schlußstein eines nahezu fünfzehnjährigen zähen und unbeirrbaren Schaffens bildet, sondern auch die ursprünglich nur auf Wiederherstellung eines ehrwürdigen Baudenkmals gerichteten Ziele in Gegenwart und Zukunft fest verankert.

Die Lage Coburgs im Herzen Deutschlands hat schon früher die Fürsten des Landes ermutigt, hier einen Platz für die Herzensangelegenheiten des deutschen Volkes zu schaffen. Ich erinnere an die Schützen-, Sänger- und Turnfeste Herzog Ernsts 2., an die von Wilhelm Raabe so köstlich geschilderte Tagung des deutschen Nationalvereins im Jahre 1860 u. a. Daß für kommende Fest- und Weihestunden der Art jetzt auf der »Fränkischen Krone« eine durch altehrwürdige Erinnerungen geheiligte Stätte geschaffen ist, wird sicher in weitesten Kreisen mit froher Genugtuung begrüßt werden. Der in schlichten, aber eindrucksvollen Formen gehaltene, etwa dreihundert Personen fassende Versammlungsraum mit seiner durch ein gotisches Holztonnengewölbe vortrefflich abgestimmten Akustik, reichlichem, durch die zum Teil altverglasten Fenster hereinflutendem Licht vereinigt so viel stimmungweckende Elemente, daß mit Sicherheit zu erwarten steht, unsre wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Organisationen werden hier gern ihr Obdach suchen. Und die Coburger Bevölkerung wird sicher besonderen Stolz dareinsetzen, ihren alten Ruhm der Gastfreundschaft und Festfreudigkeit auch an dieser neuen Stätte zu bewahren und zu befestigen.



# Die Medaillen der italienischen Renaissance

Von Dr. P. J. Meier

Wir Zeitgenossen der Photographie können uns kaum eine Vorstellung davon machen, daß die Wiedergabe eines einzelnen Erinnerung wenigstens eines bedeutenden Menschen im Bildnis für immer festzuhalten. Die Sitte vollends, auf den künstlerisch so hoch-





Abbild. 1. Pisanello: Vorder- und Rückseite der Medaille auf Sigismondo Malatesta (1445)

Menschen im Bilde, das seiner Erscheinung möglichst nahekommt, erst sehr spät aufgetreten ist. Nur die Ägypter haben schon in der Zeit des Alten Reiches (um 3000 v. Chr.) getreue Bildnisse des Menschen geschaffen, aber das geschah lediglich auf Grund ihres Glaubens, daß die Seele des Verstorbenen ohne eine körperliche stehenden Münzen den Kopf der Herrscher wiederzugeben und damit zugleich das Bildnis zu vervielfältigen, hat sich im Bereich der griechischen Kultur erst mit dem mazedonischen Königtum eingebürgert, besonders als der König seit Alexander dem Großen göttlicher Ehren teilhaftig wurde und man sein Bild an die Stelle eines




Abbild. 2. Pisanello: Rückseite der Medaille auf Lionello d'Este (1444)



Abbild. 3. Niccolò Fiorentino: Medaille auf den Bastard von Burgund

Hülle, d. h. ohne Fortbestehen des Körpers selbst in Mumiengestalt oder doch in Form eines lebenswahren Bildes in Holz oder Stein dem ewigen Tode verfallen sei. In Griechenland hat die Kunst jedenfalls erst ihre volle Höhe erklimmen müssen, bevor man daran dachte, die solchen der Gottheit setzte. Das Mittelalter hat, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, das Bildnis überhaupt nicht gekannt, vor allem nicht im entferntesten daran gedacht, es auf Münzen oder sonst zu vervielfältigen. Selbst die künstlerisch so hochstehende Plastik des 13. Jahrhunderts

hat sich auch dann mit einem Idealbildnis geholfen, wenn sie die Absicht hatte, die Erinnerung an einen bestimmten verdienten Mann zu verewigen.

Erst die italienische Frührenaissance und die



Abbild. 4. Niccolò Fiorentino: Medaille auf Nonnina Strozzi



Abbild. 5. Niccolò Fiorentino: Medaille auf Costanza Ruccelai

altflandrische Malerei haben in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Bildnis neu geschaffen, dann freilich gleich im ersten Anlauf hierin eine bewundernswerte Höhe erreicht. Aber schon vor dem Jahre 1400 sind die ersten **Schaumünzen** mit dem Bilde eines Herrschers ent-





Abbild. 6. Niccolò Fiorentino: Medaille auf Ludovica Tornabuoni

standen, und zwar bezeichnenderweise eben in jenen beiden Ländern, die damals für die Kunst das Höchste bedeuteten.

Schaumünzen darf man sie nennen, wenn es sich auch nicht um wirkliche Münzen handelt, die für den Handel bestimmt sind. Denn daran darf nicht gezweifelt werden, daß sie sich ganz bewußt an die römischen Münzen mit dem Bilde der Kaiser anlehnten, die damals bereits bewundert und eifrig gesammelt wurden. Aber es blieb zunächst bei diesen ersten Versuchen; die Schaumünze oder Medaille kam nicht gleich in Aufnahme, sondern mußte noch einmal ganz von neuem geschaffen werden.

Das geschah erst 1438 durch den ausgezeichneten Maler **Antonio Pisano**, genannt Pisanello, der damals in Ferrara seine früheste Medaille für den zu Besuch in Italien weilenden vorletzten byzantinischen Kaiser Johannes 8. Paläologus schuf. Dann hat uns Pisanello noch eine große Reihe dieser köstlichen Werke der Kleinkunst geschenkt, aber damit nun auch eine umfassende Bewegung unter Malern, Bildhauern, Goldschmieden und Stempelschneidern seines Landes eingeleitet, die ununterbrochen

über ein Jahrhundert fortgedauert hat. Alle diese verschiedenen Kunsttechniken, deren jede das Bildnis an und für sich kannte, wollten nun auch — denn das ist ja das Entscheidende an dem Verfahren — sich an der Vervielfältigung betätigen. Was Kupferstich und Holzschnitt für Malerei und Zeichnung bedeuten, war die Medaillenkunst für die Plastik. Alle drei sind neben der Buchdruckerkunst auf künstlerisch-technischem Gebiet die Formen, in denen sich die Neuzeit kundgibt.

Auf diese italienische Medaillenkunst hier einzugehen, hat eine prächtige neue Veröffentlichung angeregt, die unser bester Kenner der Medaillenkunst überhaupt, Georg Habich, vor kurzem für die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegeben hat. Dort werden uns, freilich immer noch in einer Auswahl, auf 100 Tafeln nicht weniger als 550 Medaillen dargeboten und in ausführlicher Würdigung, namentlich in künstlerischer Beziehung, erläutert.



Abbild. 7. Sperandio: Medaille auf den Bischof Bartolomeo von Ferrara

In Deutschland ist die Medaille erst im Anfang des 16. Jahrhunderts aufgekommen und

Pisanello und die Künstler, die auf seinen Schultern stehen, haben ihre Medaillen negativ in Gips oder Stein geschnitten, wie der Stempelschneider seine Typen herstellt, und auf diese Weise besonders eine überaus zarte Verbindung des Reliefs mit dem Hintergrund und einen scharf ausgeprägten Umriß erzielt. In Florenz dagegen, wo Niccolò Spinelli oder, wie er sich meist nannte, Niccolò Fiorentino den Ton angab, wurde ein positives Modell in Wachs bosiert und dann erst in Formsand ausgedrückt. Auch die Deutschen haben stets ein Modell geschaffen, aber erst in einem zweiten Zeitabschnitt in Anlehnung an die Italiener solches in Wachs geknetet, im Anfang dagegen das Modell in hartem, faserarmem Holz oder in feinem Kalkstein geschnitten und sind dabei der Eigenart dieses Stoffes getreulich gefolgt, indem sie sich in feinster Ausführung gar nicht genug tun konnten.

Es ist ein hoher Genuß, an der Hand der Abbildungen bei Habich einen Gang durch die italienische Geschichte jener großen Zeit zu unter-





Abbild. 8. Costanzo: Medaille auf Sultan Mahommed 2.

hat gerade auch hier in den frühesten Werken sich am besten bewährt. Aber sie hat bei uns einen völlig andern Charakter gehabt, und das war schon deshalb nicht zu vermeiden, weil zwar in Italien wie in Deutschland die Vervielfältigung durch Guß erfolgte, die Technik des Modells aber eine völlig abweichende gewesen ist.

nehmen, soweit sie sich in den kraftvollen Herrschern, den hochbegabten Gelehrten, Dichtern und Musikern, den klugen, länderumspannenden Kaufleuten, den anmutigen oder bedeutenden Frauen äußert. Keine Zeit und kein Volk ist so reich an scharfgeschnittenen Individualitäten, die in Vorzügen, freilich auch in Lastern oft weit

über das menschliche Maß hinausragen. — Allgemein geht das Urteil dahin, daß der erste Meister der italienischen Schaumünze auch der hervorragendste gewesen ist; keiner hat so scharf wie Pisanello den Herrschertypus der Renaissance ausgeprägt, keiner aber auch in den beziehungsreichen Rückseiten sich als ein so scharfer Beobachter des wirklichen Lebens, besonders der Tiere, bewiesen. Sigismondo Malatesta, der Tyrann von Armini, einer der glänzendsten Vertreter der Renaissancekultur und dabei doch ein entsetzliches Raubtier unter den Menschen, tritt uns greifbar vor Augen (1445; Abbild. 1); von einer zweiten Medaille auf Lionello d'Este von Ferrara bilden wir die launige Kehrseite ab (1444; Abbild. 2), wo der wilde Löwe, eine Anspielung auf den Namen des Dargestellten, von Amor ein Liebeslied zu seiner eignen Hochzeit lernt.



Abbild. 9. Unbekannter Meister: Medaille auf Kardinal Francesco Aledossi



Abbild. 10. Unbekannter Meister: Medaille auf Giulia Astalli



Abbild. 11. Leone Leoni: Medaille auf Michelangelo



Abbild. 12. Leone Leoni: Medaille auf Martin de Hanna

Niccolò Fiorentino ist im Gegensatz zu Pisanello der Meister der großen Florentiner Patrizierfamilien gewesen, zu denen ja auch im Grunde die Medizeer gehörten. Seine derb malerische Technik tritt uns deutlich in der Medaille des Bastards von Burgund, des großen französischen Feldherrn, entgegen (1494; Abbild. 3). In den anmutigen Frauenköpfen der Nonnina Strozzi (Abbild. 4), Costanza Ruccelai (Abbild. 5) und Ludovica Tornabuoni (Abbild. 6) erweist er sich als Nebenbuhler des Malers Domenico Ghirlandajo, des großen Verkünders florentinischer Herrlichkeit.

Fast ebenso tüchtig ist, wenigstens in seinen besseren Arbeiten, der fruchtbare Sperandio aus Mantua, dessen Medaille auf den Bischof von Ferrara, Bartolomeo della Rovere, wir abbilden (1474; Abbild. 7). Der Künstler ist gleich Niccolò Modelleur, nicht Stempelschneider gewesen.

Wir geben als weitere Beispiele die Medaille des Malers Costanzo in Ferrara von 1481, die auf den Sultan Mahommed 2. gemünzt ist (Abbildung 8), dann die Medaillen zweier unbekannter Meister auf den Kardinallegaten Francesco Aledossi von 1511 (Abbild. 9) und auf die unglückliche Giulia Astalli (Abbid. 10), alle drei überaus getreue Darstellungen der Persönlichkeiten, die sich noch im wesentlichen im Stil der Frührenaissance bewegen.



Abbild. 13. Unbekannter Meister: Medaille auf Federigo de Nigri

Aber die Hochrenaissance braucht weder in umfassender Wirksamkeit noch an künstlerischer Bedeutung den Vergleich mit der älteren Zeit auf dem Gebiet der Schaumünze zu scheuen. Jetzt wird ausschließlich in Wachs bossiert und in dieser Technik alles mehr ausgeglichen, weniger auf das Augenblickliche, Zufällige hingearbeitet. Unsre Abbildungen lehren uns in den Medaillen auf den großen Michelangelo (1561; Abbildung 11) und auf den niederländischen, in Venedig ansässigen Kaufmann Martin de Hanna (Abbild. 12) den tüchtigen Leone Leoni aus Arezzo kennen (1509 bis 1590), dessen Ruhm durch seine beiden Landsleute Pietro Aretino und Giorgio Vasari weithin verbreitet wurde. Zwei andre Stücke, das auf Federigo de Nigri (Abbild. 13) und das auf die schöne Kurtisane Faustina (Abbildung 14) stehen an künstlerischer Bedeutung nicht zurück, wenn sie auch an bestimmte Meister bisher nicht gegeben werden konnten.



Abbild. 14. Unbekannter Meister: Medaille auf die Kurtisane Faustina

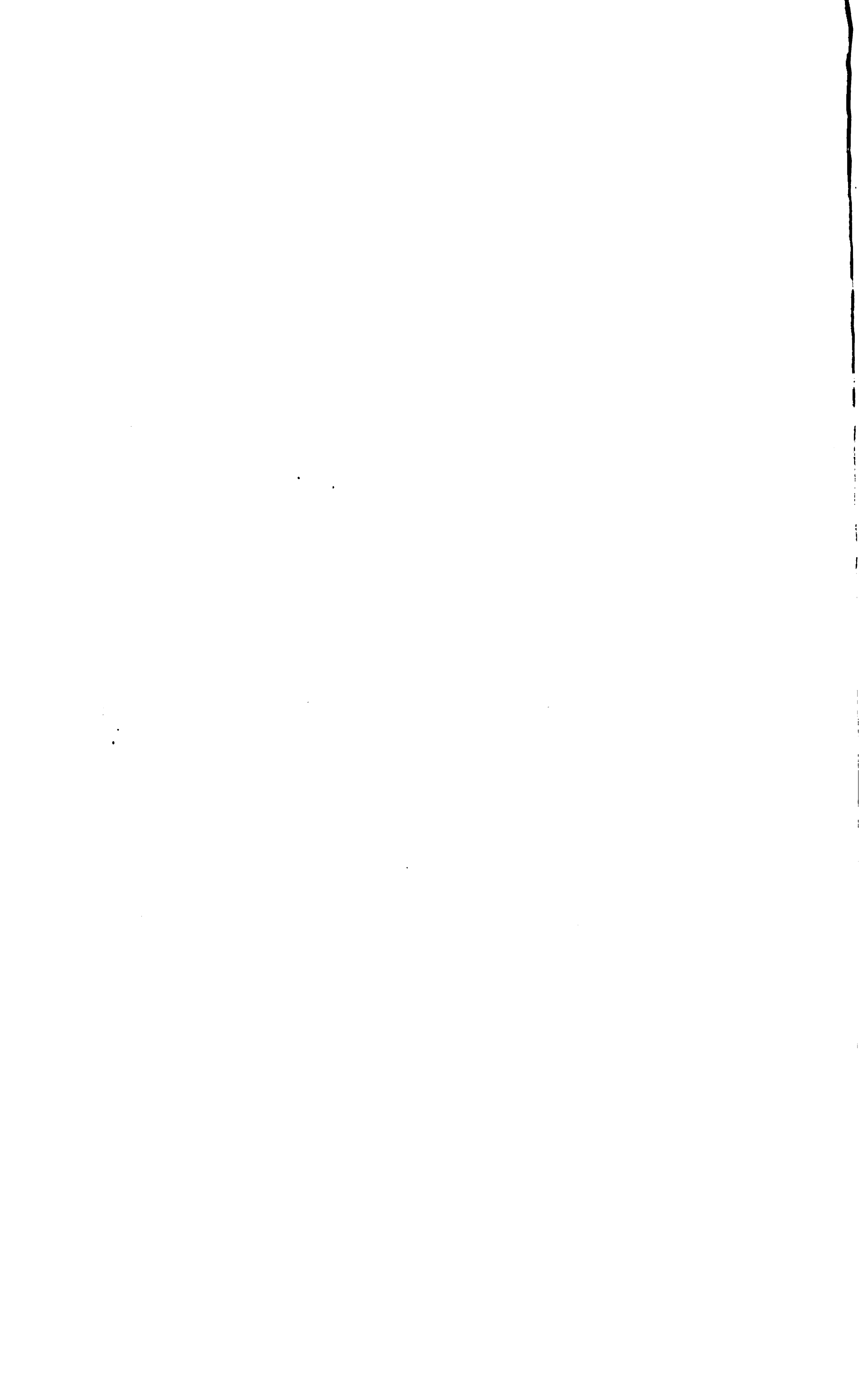
Eine besondere Gruppe bilden die geprägten Medaillen, die sich den ebenso hergestellten Münzen in bezug auf die große Schärfe der Formen auf das engste anschließen, aber deshalb noch keine Einbuße an künstlerischer Bedeutung erleiden. Sie sind besonders in Rom zu Hause, wo das Bedürfnis, das Bild des Fürsten (d. h. des Papstes) zu vervielfältigen, größer war als sonst. Die geprägte Medaille hat sich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts allmählich den ersten Platz erobert. Aber je länger, je mehr verliert sie an Wert, und es ist bezeichnend, daß die Wiedererweckung der Medaille in Frankreich und dann in Deutschland seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wieder zur Gußtechnik greift, und daß man selbst die geprägten Medaillen, auf die man gar nicht verzichten kann, wenn sich das Bedürfnis nach besonders starker Vervielfältigung geltend macht, durch ein besonderes Verfahren der übergroßen Schärfe entkleidet.

Aber diese wenigen von uns abgebildeten Medaillen sollen nur die Anregung dazu geben, daß der Leser an diesen kleinen, an innerem Werte den großen durchaus ebenbürtigen Werken der italienischen Renaissance Gefallen finde und zu dem schönen Buche Georg Habichs selbst greife.






Otto Wiedemann: Abend im Dorf



# Die Reise in den Himmel

## Eine altlübische Liebesgeschichte

### Von Otto Anthes

Auch in früheren Zeiten gab es kühle, kluge Rechner unter den Kaufherren zu Lübeck, und es kam nicht selten vor, daß einer, wenn er mit mehreren Töchtern gesegnet war, die eine oder die andre ins Kloster steckte, um eine Mitgift zu ersparen und so die Goldgulden des Hauses strenger zusammenzuhalten. Als aber Geert von Attendorn sein einziges, noch dazu wunderliebliches Töchterlein, Atta geheißen, mit fünfzehn Jahren zu den Jungfrauen bei St. Johannis brachte, da stand dennoch die ganze Stadt schier auf dem Kopfe vor Verwunderung, und keiner wußte einen Grund zu finden, warum das wohl geschähe. Im Kloster selbst war das Erstaunen über die Maßen groß; und die Domina, die unter ihrer frommen Kapuze nicht minder neugierig war als andre Weiber unter ihren leichtfertigen Flügelhauben, kniete der Mutter des Mägdleins so lange auf dem Gewissen, bis die ihr widerstrebend und stockend endlich gestand, was vorlag.

Als sie am ersten Tag nach der Geburt des Kindes, so erzählte sie, allein gelegen und voller Glückseligkeit das wunderholde Geschenk des Himmels im Wieglein an ihrer Seite betrachtet habe, sei plötzlich ihr zu Füßen ein Engel gestanden in der Gestalt, wie Engel zu erscheinen pflegen: in einem langen weißen Gewand und mit Flügeln an den Schultern; aber mit einem überaus ernsten, vielmehr traurigen Gesicht, und habe tief und schmerzenvoll geseufzt. Da sie erschrocken nach den Leuten gerufen, auch sich vom Bett zu erheben Miene gemacht, habe er sie bedeutet, ruhig liegenzubleiben, da er ihr etwas mitzuteilen habe, was zu ihrem Besten diene. Und dann habe er ihr verkündet, daß sie des Kindleins, das da neben ihr schlummere, fünfzehn Jahre lang in Frieden und Freude werde genießen können; daß es nach dieser Zeit aber einmal vom Blitz müsse erschlagen werden. Nun sei sie, die Mutter, sowieso seit ihrer eignen Kindheit bis zum Närrischwerden bange vor dem Gewitter, und als sie sich ihrem Eheherrn anvertraut, habe auch der einen tödlichen Schrecken erfahren, daß solchergestalt das ganze mit Reichtümern und kostbaren Dingen gefüllte Haus einmal ein Raub der Flammen werden möchte; und in langen geheimen Gesprächen seien sie alsdann einig geworden, das Mägdlein am fünfzehnten Tage seiner Geburt ins Kloster zu geben und zu bestätigen. Was denn, mit Gottes Hilfe, nun auch ins Werk gesetzt und gelungen sei.

Die Domina sagte verstört, daß sie damit aber doch nur die Drohung auf das Kloster abgewälzt hätten, das nun die Gefahr trüge. Mit Haus und Herd, Kapelle und Küche, und mit fünfzig Jungfrauen! Ob sie das wohl bedacht hätten?

Worauf die Mutter erwiderte: Das sei etwas andres; das Kloster sei ein heiliger Ort, dem nichts Übles widerfahren könne, es sei denn, daß die Insassen selbst durch ihre Sündhaftigkeit die Strafe des Himmels auf sich herabzögen.

Die Domina ging voll innerlichen Zorns davon und hielt alsbald mit den ältesten Schwestern einen geheimen Rat; und weil das Mägdlein allbereits eingekleidet war, man auch des Ansehens wegen, das sein Vater in der Stadt genoß, nichts Gewaltsames zu unternehmen wagte, so einigte man sich auf einen listigen Ausweg, den man beim nächsten Gewitter einzuschlagen beschloß.

Das kam im frühen Sommer mit dem Abend über einen dunstig warmen Tag herauf. Und kaum daß das erste Grollen vernommen war, wurde Schwester Maria — so hieß Atta, seit sie im Kloster war — in ein Magdgewand gesteckt und ihr bedeutet, das Kloster zu verlassen und in einer Entfernung von mindestens hundert Schritt so lange zu bleiben, bis das Wetter ganz und gar vorüber wäre. Atta, die ein leidenschaftliches und durchaus nicht überzahmes Herz in ihrer lieblichen Brust hütete, begehrte auf und weigerte sich, der Weisung zu gehorchen. Da nahm die Domina sie beiseite und stieß ihr mit harten Worten die ganze Begebenheit in die Seele: daß ihre Eltern das Kloster betrogen und in die größte Fährlichkeit gebracht hätten; und daß ihr, der Schwester Maria, nun die Pflicht obliege, soviel an ihr sei, das Unheil von dem frommen Hause abzuwenden und also in das Wetter hinauszugehen. Atta stand einen Augenblick, als ob der Donner sie schon gerührt hätte. Dann biß sie mit den weißen Zähnen fest in ihre

Unterlippe, daß alles Blut jählings daraus entfloh, und ging trotzig aus der Pforte.

Die Gewitter sind dortzulande langsam und schwerfällig wie die Menschen. Auch an diesem Tage hing die dunkle Wolkenlast träge am südwestlichen Himmel und rückte kaum merklich vor. Es fackelte und funkelte, grommelte und murrte in der Weite, und ab und an schoß auch einmal ein Feuerstrahl fernher schräg über die Stadt, aber noch fiel kein Tropfen Regen. Dennoch schien der Wind, der in Stößen durch die Gassen fuhr, alles Lebendige in die Häuser gefegt zu haben, so still und leer war die Stadt. Atta rannte an den verschlossenen Türen entlang bis zur Schildgasse. Dann, als sie innewurde, daß sie kein Wohin hatte, kehrte sie um, bis sie des Klosters wieder gewahr wurde. Da trieb es sie von neuem davon, den früheren Weg. So lief sie auf und ab, an toten Türen und verhängten Fenstern vorüber, hin und her, und wieder hin und wieder her, gejagt und angehalten und wiederum gejagt und abermals gehemmt von dem einen furchtbaren Gedanken: Ausgestoßen! Das Elternhaus — versperrt. Das Kloster — versperrt. Versperrt auch jede andre menschliche Wohnstätte, der sie nur den Tod brächte, wenn sie in seine Stille dränge. Nicht einmal in eine Hundehütte durfte sie kriechen aus Mitleid mit der unvernünftigen Kreatur, die nichts andres hatte als ihr bißchen Leben. So allein auf Gottes weiter Welt war noch nie ein Mensch gewesen.

Aber über das schwachmütige Mitleid mit sich selbst, das sie anfänglich noch empfand, stieg höher und höher ihrer tapferen Seele wilde, trotzige Lust, vernichtet zu werden. Wenn es nur käme, das Wetter! Warum war es so faul und unlustig? Wenn er nur niederführe, der Blitz, der ihr bestimmt war! Warum zögerte er? Sie war bereit, ihn in ihrem verstoßenen Leibe zu empfangen.

Darüber fiel die Dunkelheit in die Gasse. Und je deutlicher dadurch das Nahen des Gewitters wurde im grellen Aufleuchten der Blitze aus der Finsternis, desto ruhiger wurde es in ihr, desto langsamer wurde ihr Gang. Er würde schon kommen, der feurige Erlöser. Sie wartete sein. Mochte es auch lange und länger währen. Zum Stelldichein war sie gekommen. Da muß man warten können.

Derart in ihre zornlachenden Gedanken versunken, achtete sie des Mannes nicht, der, in einen langen Mantel gehüllt, schon eine ganze Weile drüben auf der andern Seite an den Häusern hinstrich, her und hin und wieder her und wieder hin, wie sie. Bis er herüberkam, mit Tritten, die auf dem Pflaster sich ihr klappernd näherten, und ihr im Vorüberstreifen forschend in die Augen sah. Da hob sie ihm den Kopf entgegen, wich seinem Gesicht nicht aus und schaute in einen jungen, kühnen Blick, der doch nicht im mindesten frech war. Er lachte nicht, der Blick, er drohte eher. Mit einer klaren, offenen Liebesdrohung, die nicht beschämte, aber sie im tiefsten erbeben ließ. Nach fünfzig Schritten kehrten sie beide um und gingen zum zweitenmal aneinander vorüber, wiederum Blick in Blick versenkend. Beim drittenmal aber, da sie einander entgegenkamen, verlangsamten sie wie auf inneren Befehl beiderseits den Schritt, bis er vor ihr stand, die gleicherweise haltmachte.

»Wartet Ihr auch vergeblich, Jüngferlein?« fragte er.

»Ja,« sagte sie, und ein hartes Frohlocken war in ihrer Stimme. »Ich warte auf meinen Liebsten, der kommen soll.«

»Die meine«, fuhr er bekümmert fort, »bleibt aus, wohl weil sie sich vor dem Wetter fürchtet.«

»Der meine kommt im Wetter, mich zu zerstören mit seiner Glut,« sagte sie.

Er trat an ihre Seite, daß sie gemeinsam nun die Wanderung aufnahmen. »Oho, Jüngferlein,« lachte er dabei, »ist Euer Liebster so wild?«

»So wild,« gab sie zurück, »wie einer sein muß, der mich freien will.« Und indem sie das sagte, brach ein Leuchten wie von geglättetem Stahl aus ihren dunkelblauen Augen voll auf ihn ein.

Er legte den Arm um sie. »Ich dächte fast, wir paßten füreinander, Jüngferlein,« sagte er leise und eindringlich.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ihr habt auf eine andre gewartet.«

»Ach, die andre!« rief er zornig fast. »Ein Mägdlein, das den Donner fürchtet, wenn die Liebesstunde schlägt, ist nichts für mich.«

Im selben Augenblick fuhr ein scharfer Blitz in die Gasse und knatterte ein Stücklein vor ihnen ins Pflaster hinein.

»Habt acht!« rief sie und schob ihn hart

von sich. »Mein Liebster ist nah. Wenn er kommt, trifft er Euch mit mir zu Tode.«

»Wer ist dein Liebster?« forschte er und faßte sie von neuem um den Leib.

»Weißt du es noch nicht?« erwiderte sie. »Der Blitz ist mein Liebster, und ich hab' mich auf diese Stell' und Stunde mit ihm versprochen.«

Er sah sie besorgt von der Seite an. »Sprichst du irr?« fragte er, und seine Stimme bebte ein wenig.

Sie lachte. »Nein, nein. Mir ist vorausgesagt, daß ich vom Blitz erschlagen werden solle. Darum haben mich Vater und Mutter ausgetrieben, die Schwestern haben mich auf die Straße geschickt, und ich bin ein freies Fräulein geworden, das unterm Wetterhimmel seinem Schicksal nachrennt.«

Indem sie das sagte, liefen ihre Augen von ihm weg in die Weite, wie Landfahrer ohne Ziel und Frieden die Straße ziehen, die ihr Verhängnis ist und ihre wehe Lust. Ihm aber, der sie verstand, wenn ihm auch nicht alles klar wurde, wallte ein heißes Gefühl stromgleich über das Herz, daß er kein Wort hervorbrachte, so laut er hätte schreien mögen. Da blitzte es von neuem, und ein rasender Donner folgte nach. Zugleich fielen die ersten Tropfen, dick und schwer wie kleine Steine.

Er schlug den Mantel um sie. »Komm!« sagte er nur. Und da sie nicht widerstrebte, führte er sie eilenden Schrittes die Straße hinab, indes der Regen in breiten Strömen rauschend niederzugehen begann, daß sich alsbald die Rinnsale vor den Häusern füllten. Über die Mühlengasse gingen sie hinüber und bogen in eine enge Gasse ein, die zum Dom hinauflief. Dort hielt eine gutherzige Witwe ihm die Kammer bereit, dahin er die andre hatte bringen wollen.

Atta trat ein, und in dem Augenblick, da er, hinter ihr stehend, ihren Kopf zurückbog und sie auf den Mund küßte, erlosch in ihrem Kopfe die Welt mit Eltern, Kloster, Straße, Regen, Kummer und Ungemach. Sie fühlte den Boden belegt mit Teppichen ganz und gar; sie hörte ein kleines Feuer prasselnd im großen Ofen, der von draußen geheizt wurde; roch den Duft der Blumen, die in einem zierlichen irdenen Topfe vor den drei Kerzen auf dem Tische standen, und sah das blühweiße Linnen über dem Bett gebreitet. Aber das alles waren nur noch Sinnbilder, dahinter sich eine neue süße, traumhafte Wahrheit regte. Denn dies ist die letzte und einzige Erinnerung an den Garten der Seligkeit, die dem Menschen geblieben ist. Alle Freuden, die sonst ihm erblühen, sind auf Mühen gepflanzt. Dies aber ist das Pflichtteil, das Gott dem Menschen ließ, als er ihn aus dem Erbe der mühelosen Glückseligkeit vertrieb.

Indem des Mannes liebkosende Hände an ihr auf und nieder liefen, brach aus Wänden und Gerät das immergrüne Laub der Bäume von Eden. Sein irrender Mund, der ihre Lust suchend über sie hinglitt, zauberte den kühlen weichen Hauch herbei, der von den vier Flüssen her über den Garten strich. Und da er an ihr nestelte, sie auf den Armen hob und niederlegte, stieg aus Hüllen und Fesseln das versunkene Paradies selbst empor. Hügel blühten weiß und rot, mondenbleich glänzten die Weiten, goldene Gräser wehten langhin darüber. Täler dufteten wild und süß, tiefe Quellen stiegen und fingen an zu singen, das Singen ward zum Rauschen, das Rauschen ward zum Donner, der das Weltgebäude wonnig erschütterte. Dann aber durchfuhr ein starker heißer Blitz den Erdenleib, den Leib, der nicht mehr von der Erde war, und in der Höhe, wo die Decke schwand und der ewig blaue Himmel sich ins Unendliche dehnte, klangen Stimmen — waren's Vogelstimmen oder von Menschen oder von Engeln? Die riefen und sangen im hellen Chor: So erlöst der Vater dich von allem Übel. Um dir, an dir, in dir — du selbst: das Paradies!

Als sie erwachte, lag er auf den Ellbogen gestützt, halb über sie gebeugt und schaute liebreich auf sie herab. Ein sanftes, glattes Rieseln draußen vor den Fenstern bezeugte, daß das Gewitter vorüber war. Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände, zog ihn zu sich nieder, küßte ihn und sagte: »O du Blitz! Du lieber Blitz! Wie hast du mich süß erschlagen!«

Er neigte sich noch tiefer auf sie und flüsterte: »Hab' ich dir so weh getan?«

Sie schüttelte den Kopf und lächelte. »Nein. Aber ich bin nun tot. Denn sieh, jetzt muß ich dir auch das Letzte sagen. Das Schlimmste und Schönste: Ich bin eine Nonne, und nach dem, was du an mir getan hast, darf ich nicht mehr in mein Leben zurück.«

»Tot bist du?« sagte er leise zwischen Erschrecken und Frohlocken, indem er das ganze lieblich lebende Gesicht in seine Augen trank.

Sie nickte. Und zwei Tränlein krochen unter ihren rosigen Lidern hervor, hingen ein Weilchen wie unschlüssig am Augenrand und liefen dann langsam über die Wangen zum lächelnden Mund.

Er fuhr zurück. »Wenn du weinst, muß ich mich züchtigen.«

Da wischte sie schnell die Tröpflein weg und sagte: »Das hat nichts zu bedeuten. Das ist nur, weil es sich so gehört, wenn eins gestorben ist.«

Er faßte sie bei den zartschwellenden Schultern. »Hör' du!« sagte er. »Wenn du deinem himmlischen hast untreu werden müssen aus übergroßer Not, so will ich fortan dein Bräutigam sein und will bei dir sein auch in deinem Tode.«

Sie schloß ihn in die Arme. »Sei du bei mir!« rief sie. »Dann ist es schön, tot zu sein.«

Danach standen sie auf und gingen hinunter auf die Straße.

Der Morgen war noch ganz früh und wunderhell. Wie frisch gewaschen glänzten die Häuser im ersten Sonnenlicht, und an dem blauen Himmel darüber segelten nur noch weiße Wölkchen eilfertig dahin, als ob sie der donnernden Kriegsflotte des Gewitters zum Vergnügen nachführen. Hand in Hand gingen die zwei die Mühlenstraße hinab. Dicht beim Tor wohnte ein Bäcker, der hatte seinen Laden schon aufgetan. Der Mann trat ein und kaufte ein paar Weißbrote. Die wickelte er in seinen Mantel, damit sie hübsch warm blieben. Und dann schritten sie durchs Tor.

Ein Stückchen folgten sie der Heerstraße. Dann bogen sie seitwärts in einen Weg, der zwischen Hecken dahinlief. Und in den Hecken sangen die Vögel, als ob sie hohen Festtag hätten. Er hatte den Arm um ihre Schulter gelegt und leitete sie sorgsam an den Wasserlachen vorbei, die der Regen zurückgelassen hatte. Und wenn eine besonders große kam, hob er sie schnell auf seinen Arm und trug sie hinüber.

»Wie heißt du?« fragte er sie.

»Im Kloster nannten sie mich Schwester Maria. Vorher hieß ich Atta. Atta von Attendorn.«

»Jetzt kenne ich dich,« sagte er. »Unsre Väter sitzen zusammen im Rat. Aber sie sind einander feind. Darum hab' ich dich nie gesehen. — Ich werde dich Atta Maria nennen,« fuhr er nach einem Weilchen fort. »Das klingt heilig und fröhlich zugleich. So bist du. Du bist ein fröhliches Heiligtum.«

»Tu das!« stimmte sie zu. »Und wer bist du?«

»Ich bin Jochim von Treskow,« sagte er ein wenig zaghaft.

»Oh!« lachte sie. »Was sind wir für vornehme Leute alle zwei! Das muß eine schöne Leiche werden.«

So kamen sie bei einem Fischerhause an ein langsam ziehendes Wasser, das zwischen dichtem Schilf und vereinzelten Bäumen durch die Wiesen schleifte.

Sie klopften den Fischer heraus, daß er sie übersetze.

Der war ein baumlanger alter Mann, der sich aber noch kerzengerade hielt. Und rund um das Gesicht hing ihm ein mächtiger grauer Bart wie ein härener Sack. Sie standen in der Mitte des Bootes, denn es gab keinen Sitz darin. Der Fischer stakte am hinteren Ende den Kahn mit einer ungeheuren Stange vorwärts, und in der Spitze hockte ein Hündchen, das bellte mit hoch aufgerichteter Schnauze das jenseitige Ufer an.

»Das wußten schon die alten Heiden,« sagte Jochim, »daß die Toten zuerst über einen Fluß setzen müssen. Den Fährmann nannten sie Charon. — Schönes Wetter, alter Charon!« rief er dann dem Fischer zu.

»Ick heet Linnemann,« antwortete der.

Da lachten sie beide aus vollem Halse, daß das Hündchen sich umkehrte und gegen sie zu zetern begann. Der alte Mann aber blieb ganz freundlich und brummte nur: »Jung Blot möt jümmer lachen.«

Kurze Zeit nachdem sie ausgestiegen waren, kamen sie in die Heide. Da setzten sie sich und aßen die warmen Weißbrote. Über den niederen Wald hinweg, der vor ihnen lag, sahen sie hoch am Himmelsrande die sieben Türme der Stadt, die aufgereiht dastanden wie die Stadtknechte bei der Ratswahl.

Sie griff nach seiner Hand und sagte: »Ich hätte doch nicht gedacht, daß es so schön wäre, gestorben zu sein. Die Vöglein spielen auf, wenn man davongetragen wird; die Stadt tut einem die letzte Ehre an, und wenn man recht hinguckt, sieht man sogar die Gie-

belspitze unsers Hauses dort unter dem Jakobiturm.«

»Das wollen wir ihnen auch nicht vergessen,« gab Jochim zurück. »Den Vöglein nicht, den Türmen nicht, und auch dem Hause nicht, daß es uns noch einmal nachgeschaut hat.«

Sie sah ein Weilchen still vor sich nieder. Dann aber nickte sie herzhaft und sagte: »Du hast recht. Auch dem Hause will ich's nicht vergessen.«

Als sie ihren Vorrat aufgeschmaust hatten, sprang Jochim auf und rief: »Nun komm! Wir müssen weiter.«

»Wo geht's hin?« fragte sie.

Er antwortete: »Die Toten müssen weit wandern, ehe sie in den Himmel kommen.«

»Weißt du den Weg?« forschte sie.

»Ich weiß ihn.«

»Dann laß uns gehen.«

Sie wanderten den ganzen Tag. Über viele Felder, auf denen die junge Saat im Winde wehte; durch stille Wälder, wo in den Lichtungen die Rehe standen und ihnen nachäugten; und an blauen Seen vorbei. Wenn sie durch die Dörfer kamen, boten sie allen Leuten einen guten Tag. Worüber sich jedweder mit Verwunderung freute. Denn es ist dortzulande nicht der Brauch, daß Fremde einander grüßen. Wenn sie wieder im Freien waren, faßten sie sich bei den Händen, plauderten und sangen auch einmal ein kurzes Lied. Als es aber auf den Abend ging, wurde Atta müde. Da hielt Jochim bei einem Bauernhause an, das ein wenig abseits vom Dorfe für sich allein lag. Sie gingen über den Hof und traten auf die Diele, wo der Bauer und seine Frau mit Knecht und Magd und Kindern bei der Abendmahlzeit saßen.

»Wir bitten um ein Nachtlager,« sagte Jochim. »Wir sind müde Reisende, und eine Stadt, wo wir eine Herberge fänden, ist wohl noch weit.«

Der Bauer nötigte sie mit ruhiger Freundlichkeit an den Tisch, und sie aßen Buchweizengrütze mit süßer Milch. Nachher aber tischte ihnen die Bäuerin noch einen leckeren Eierkuchen auf. Unter dem Essen sprachen sie über dies und das, von der letzten Ernte und von den Aussichten für den nächsten Herbst und für die Zukunft der Welt. Zuletzt erkundigte sich der Bauer, wohin denn seine Gäste reisten.

»Wir wollen nach Rom,« gab Jochim zur Antwort.

Der Bauer meinte, das sei wohl sehr weit.

»Weit ist es,« sagte Jochim. »Aber das hat nichts zu sagen, wenn man gesunde Füße, leichtes Gepäck und einen guten Mut im Herzen hat.«

Das sei wohl richtig, nickte der Bauer.

Danach führte er sie auf den Heuboden, legte ein reinliches Laken auf den weichen duftenden Grund und gab ihnen eine wollene Decke.

Als sie nebeneinander darunterlagen, sagte Atta: »Was wollen wir in Rom, Jochim?«

»In Rom«, erwiderte er, »ist der Eingang zum Himmel. Da sitzt der Papst auf einem goldenen Stuhl vor der Tür und hält die Schlüssel in der Hand.«

Dann küßten sie sich und rückten sich zurecht zum Schlafen.

Aber als sie schon eine ganze Zeitlang still gewesen waren, fing Atta noch einmal an: »Du, Jochim,« rief sie leise, »schläfst du schon?«

»Nein, Atta Maria. Was willst du?«

Sie lachte leise. »Ich habe bis dahin die Bauern immer für unvernünftige Tiere gehalten, die Milch geben und Eier legen. Dieser aber ist ein sehr verständiger Mensch.«

»Ja, Atta Maria,« sagte er und drückte ihre Hand. »Man muß allerlei lernen, ehe man in den Himmel kommt.« —

Am nächsten Morgen zogen sie mit Dank und Gruß von dannen. Denn ein Geldstück, das Jochim dem Bauern zustecken wollte, wies der mit würdigem Ernst zurück.

Nun wanderten sie viele Tage, immer in der gleichen Richtung. Das Land blieb noch lange Zeit eben wie bei ihnen daheim. Aber der Dörfer und Städte, die sie auf ihrem Wege berührten, wurden immer mehr. Und wie sich die Bauart der Häuser änderte, vielfältiger wurde und zierlicher und bunter, so auch die Weise der Menschen, die ihnen stets leichter und lebhafter schien; gesprächiger, lustiger oft, manchmal auch flinker zur Bosheit. Es war, als ob das Leben sich schneller drehe, daß alle seine Seiten unablässig an ihnen vorüberflirrten. Dann aber sahen sie die ersten Berge. Anfänglich nur als dunkle Streifen am Rand der Welt, dann höher und höher steigend in den Himmelsraum. Als sie heran waren, gewahrten sie einen, der stand vor den übrigen, war niedri-

ger, unbewaldet und trug auf seiner Spitze ein kleines Kapellchen.

»Sieh da, Jochim,« rief Atta, »der Jerusalemsberg. Er ist uns vorausgeflogen und steht nun da am Wege und wartet auf uns. Wollen wir nicht eben hinaufsteigen und im Kapellchen ein Gebet verrichten?«

So kletterten sie bergan; aber es währte länger, als sie gedacht hatten, und sie gerieten unterwegs recht tüchtig ins Schnaufen.

»Das Fliegen ist ihm gut bekommen, dem Jerusalemsberg,« sagte Jochim. »Er ist rechtschaffen gewachsen unter der Zeit.«

Atta blinzelte zu ihm hinüber, sagte aber nichts. Erst als sie oben waren, vor der offenen Tür des Kapellchens, fiel sie ihm schnell um den Hals und wisperte: »Wie bin ich froh, daß du mich erschlagen hast, Jochim!«

Und ehe er etwas erwidern konnte, hatte sie ihn auch schon hineingezogen. Da knieten sie vor dem Altärchen, darauf ein großer Feldblumenstrauß prangte, und beteten lange und inbrünstig, jeder ein andres und doch beide das gleiche.

Danach aber tauchten sie in das eigentliche Gebirge und stiegen durch die engen Täler hinan, in denen zahlreiche Mühlen traulich rauschten. Zuerst hatten sie noch kleine Ackerstreifen zur Seite, die wie schmale bunte Tücher über die Hänge gebreitet waren. Bald aber ging's in üppige Laubwälder hinein, und zuletzt durch ernsten, dunklen Tannenhag. Als sie die Höhe erreicht hatten, wiederholte sich auf der andern Seite in umgekehrter Reihe derselbe Wechsel; nur daß im unteren Range nun Weinberge sich über die Hänge zogen. Und eines Tags standen sie in einer Stadt, die war Würzburg geheißen, auf einer stolzen steinernen Brücke über einem lustigen Fluß, der schoß heftig im Sonnenschein unter ihnen dahin und ließ die Schifflein, die er trug, schier tanzen in eiligem Übermut.

»Wie ist die Trave munter geworden!« sagte Atta. »Man kennt sie kaum wieder, wie sie unter der Holstenbrücke hindurchschleicht.« Sie lächelte verschmitzt dabei, damit er nicht denken sollte, sie sei dumm wie ein Kind. Und dann fragte sie: »Wie heißt es hier, das Wasser?«

»Das ist der Main,« gab er zur Antwort, »der fließt zum Rhein, der Deutschlands heiliger Fluß ist.«

Sie nickte sinnend. Dann aber sagte sie leise: »Es ist mir aber doch auch die Trave.«

Er hätte sie am liebsten geküßt mitten auf der Brücke. Da dies indes nicht anging, so erwiderte er nur, indem ihm fast die Augen übergingen vor übergroßer Zärtlichkeit: »Du hast recht. Wenn man auch der Heimat gestorben ist, sie folgt einem überall nach. Nur daß sie immer schöner wird.«

Von Würzburg zogen sie weiter durch liebliches fruchtbares Hügelland, wo sie die Menschen kaum mehr verstanden, obwohl sie deutschen Blutes waren wie sie selbst. Darüber war Atta manchmal ein wenig bekümmert, da sie sich gar zu fremd im eignen Hause fand. Aber wenn sie ein Glas Wein getrunken hatte, den es dort reichlich und wohlfeil gab, dann fiel alle Befangenheit von ihr ab, und — so merkwürdig es war — dann konnte sie auch mit den Leuten schwätzen, daß es eine Art hatte. Und wenn die dann lachten, war auch sie fröhlich und war sicher, daß man sie verstanden hätte. Über einen großen Fluß setzten sie noch, den nannten sie die Donau; durchwanderten ein hohes ebenes Land, wo alles voller Kühe war, und jede Kuh läutete mit einer Glocke, die sie am Halse trug, daß es wie unablässiger Sonntag klang; und kamen schließlich an die gewaltige Bergwand, dahinter die welsche Welt liegen sollte. Bei der Nacht trafen sie in einer Stadt ein, die war Innsbruck geheißen. Und als Atta am andern Morgen an das Fenster der Herberge trat, befiel sie ein heftiges Erschrecken. In der Kammer hatte der Sonnenschein mit hellen Strahlen herumgespielt. Als sie jetzt aber nach dem Himmel schaute, war der tiefschwarz verhangen bis auf die Dächer herunter; so schwarz und finster, daß ihr das Herz weh tat. Bis sie gewahr wurde, daß es gar nicht der Himmel war, der so in die Stadt hineindräute, sondern die Berge, die himmelhoch um sie herumstanden. Und als sie näher zusah, ward sie inne, daß es auch so schlimm nicht war mit der Drohung und der Finsternis. Denn auf der ungeheuren Halde, die wie ein dunkler Vorhang niederhing, waren helle Häuserchen eingestickt und ganze Dörflein mit Kirchen, eins über dem andern bis obenhin, wo es weiß und feierlich glänzte.

Da holte sie tief Atem und sagte: »Weißt du, Jochim, meine Amme, die meine frühe Kindheit betreut hatte, wohnte später mit

ihrem Manne in einem kleinen Häuslein im Schüsselbuden. Als ich das erstemal in der Abenddämmerung bei ihr war und aus dem Fenster sah, erschrak ich wie vorhin. Denn da stand auch ein ungeheures Dunkles vor mir, das mich und die Welt schier erdrücken wollte, und stieg vor mir hinauf, als ob es kein Ende hätte und kein Erbarmen. Und dann war es die Turmseite von St. Marien, und mir war, als wäre es Gott selbst, der mir so übergroß erschienen wäre. Da wurde ich bald getröstet und fürchtete mich nicht mehr. Aber jedesmal, wenn ich wiederkam, wußte ich vorher, daß ich von neuem erschrecken würde, und freute mich auf den Schrecken. Denn vor dem Heiligen erschrecken, ist süß.«

Jochim sah sich um, und da niemand in der Stube war, legte er den Arm schnell um sie, drückte sie fest an sich und sagte: »Darum erschreck' ich auch immer wieder vor dir, kleine Atta Maria.«

Sie lehnte den Kopf zurück an seine Schulter, sah zärtlich zu ihm auf und sagte: »Wenn ich heilig bin, bist du's auch.«

Er aber erwiderte: »Wenn wir's beide sind, dann ist es, weil wir uns so lieb haben.«

Es war keine geringe Mühe und kostete sie manchen Schweißtropfen, die Höhe des riesenhaften Gebirgswalls zu erklimmen. Aber wenn sie die langen Kaufmannszüge überholten, die, zwölf Pferde und mehr vor einem Wagen, schwerfällig unter dem Gekeuch der Tiere und dem unendlichen Lärm der Fuhrleute sich auf der steinigen Straße aufwärts wanden, dann wurden sie inne, wie leicht sie es doch eigentlich hatten.

Nachdem der Kamm erreicht war, ging's wieder bergein in einem Tal, darin ein wilder Fluß zwischen blanken Felsen dahinraste. Von den Felsenhöhen schauten schmucke Burgen und stattliche Klöster nieder, die Städte aber in der Tiefe hingen an den Steinwänden schier über dem Wasser. Manchmal, wenn sie zur Herberge waren, schoß der Strom in Wahrheit unter ihrer Lagerstatt hindurch, indem das Haus aus Mangel an Raum zur Hälfte über das Wasser hinausgebaut war. Immer aber, bei Tag und Nacht, wo sie gingen, standen oder lagen, war das Rauschen des rasenden Flusses in ihren Ohren. An einer bestimmten Stelle bogen sie dann in ein Seitental, das immer stiller wurde, je höher sie kamen. Denn nun stiegen sie wiederum aufwärts. Zum letztenmal, sagte Jochim. Über einem dunklen See hörte das Tal plötzlich auf. Als ob eine Welt eingestürzt wäre, lag ein ungeheurer Haufe von Schutt, Geröll und Felsblöcken quer über den Weg der Natur gewälzt, und stundenlang kletterten sie mühselig auf einem schmalen rutschenden und rollenden Pfad über diese Erdwildnis.

»Als Kaiser Barbarossa zum erstenmal dieses Weges nach Welschland zog,« erzählte Jochim, »war hier noch alles gangbar, und Menschen wohnten mit Haus und Vieh an den Hängen des Tals bis zur Höhe. Als er aber zum zweitenmal dieselbe Straße kam, da war wie von gewaltigen bösen Geistern ein ganzes Gebirge über den Weg geworfen. So daß das Heer betroffen haltmachte, verzweifelnd, daß es da hinüberkönnte. ‚Man möchte es ein übles Vorzeichen nennen,' meinte da der Kaiser. ‚Ich aber nenne es ein gutes. Denn wie ich dieses zwinge, so zwing' ich auch die Mailänder.' Und er tat's.«

Atta nickte stumm zu dieser Erzählung und stieg weiter. Als Jochim gewahr wurde, wie sie die Zähne zusammenbiß, da nahm er sie um die Hüfte und wollte ihr stützend und führend helfen. Aber sie wehrte ab.

»Nein, laß mich,« sagte sie. »Es ist mir bis jetzt allzu leicht geworden. Ich muß mir den Himmel verdienen, wie sich der Kaiser Mailand verdiente.«

Endlich waren sie oben, und da tat sich ihnen eine neue Welt auf. Ein unsagbar blauer See dehnte sich zu ihren Füßen weit ins ebene Land hinein. Er war zu beiden Seiten umkränzt von gleißenden Dörfern, Städtchen und Landhäusern, die sich in frembartiges Grün schmiegten. Und ein Sonnenschein lag darüber, der wogte wie ein goldgesticktes Brokatgewand und brannte wie helles Feuer auf jedem Kirchenkreuz.

Atta stieß einen Schrei aus. »Ist dies nun der Himmel?« rief sie und klammerte sich an Jochims Arm.

»Dies ist erst der Vorhof,« antwortete er. »Der Himmel selbst ist noch viel, viel schöner.«

»Und wie heißt das hier?« fragte sie ein klein wenig betreten.

»Das ist der Gartensee,« belehrte er sie. »Den Namen hat er von den Deutschen, die lange vor uns, doch wie wir, nach Süden

zogen, ihrer Sehnsucht nach, und hier den Garten Gottes zu erblicken glaubten.«

»Der Garten Gottes!« flüsterte sie. »Dann kann sein Haus nicht mehr weit sein.«

Sie stiegen hinunter und wanderten doch noch manchen Tag durch das fremde Land, in Staub und Sonnenglut, aber getröstet von den goldenen Früchten, die allüberall im graugrünen Laub hingen, und von dem Wunderglanz der Sterne, die zu ihren Häupten standen, wenn sie zur Nacht auf den Marmortreppen der Kirchen und Paläste unter freiem Himmel ruhten.

Als sie endlich in Rom anlangten, suchten sie einen Kardinal auf, von dem Jochim wußte, der, aus Grönau gebürtig, eines Bauern Sohn gewesen, geistlich geworden, weit in der Welt umhergeraten und zuletzt mit seinem Bischof, als der zum Papst gewählt wurde, nach Rom gekommen war. Nun wohnte er in einem prächtigen Palast mit zwei marmornen Löwen vor der Tür. Seine Diener, die sich in der unteren Halle herumflegelten, lachten, als Jochim, Atta an der Hand führend, dort eintrat und sie mit den paar Worten anredete, die er auf welsch gelernt hatte.

Da rief Jochim zornig, daß es an den Gewölben entlang hallte: »Ist denn kein Deutscher hier in eines Deutschen Hause, der einem Rede und Antwort stehen kann?«

Darauf erhob sich einer und kam zögernd näher; er stammte aus dem Amt Ratzeburg und war von dem Kardinal angenommen worden, damit der wenigstens einen Menschen um sich hätte, mit dem er in seiner Sprache reden konnte.

Dieser Bursche brachte es nun bald zuwege, daß die beiden vor seinen Herrn traten. Der Kardinal saß, über eine prachtvolle Treppe aus Marmor und geschmiedetem Eisen, in der Halle im oberen Stock, die noch größer war als die im Erdgeschoß und durch zierliche Bogenfenster auf einen herrlichen Garten ging, darin helle Wasser zwischen dunklen Bäumen sprühend sprangen; saß in einem roten Gewand am Tisch und blätterte in einem Buche. Ein schönes Weibsbild, das fast nichts anhatte, lag auf einem Ruhebett in der Tiefe der Halle. Sie war dem Eingang abgewendet, und ihr heller Rücken glänzte durch das Gemach wie ein blanker Schild. Ein Stücklein von ihr aber stand ein Maler mit seinem Gerät und war dabei, sie auf seiner Tafel abzuschildern, so wie sie dalag.

Jochim trat an den Kardinal heran und brachte sein Anliegen vor. Der hatte ein grobes Gesicht, wie es da oben in den Bauernhäusern geschnitzt wird. Aber die Klugheit saß ihm, wenn auch ein wenig versteckt, in den Augenwinkeln. Unterdes stand Atta bescheiden an der Tür und wartete. Da wandte das schöne Weibsbild den Kopf über die weiße Schulter und schaute auf Jochim, dessen Stimme sie vernommen hatte. Der stand trotz seinem abgenutzten Wams vor dem Kardinal wie ein junger Engel vor Gottes Thron, so leuchtete sein Gesicht im Eifer der Rede. Die schöne Frau betrachtete ihn lange mit blitzenden Augen. Dann traf ihr Blick auf Atta, und sie winkte sie heran. Die trat zögernd näher. Die Frau fragte sie etwas in welscher Zunge. Atta hob die Schultern. Da sagte jene in unbeholfenem Deutsch: »Ist das dein Mann?«

Atta erschrak in tiefster Seele, und das Herz stand ihr einen Augenblick still. Dann aber riß sie ihre Gedanken zusammen und antwortete: »Er hat mich im Wetter genommen, damit er mich in den Himmel brächte.«

Die schöne Frau zwinkerte sie an. Unklar war, ob sie die Worte nicht verstanden hatte oder ob sie dem Sinn nachdachte. Dann lachte sie, warf sich herum und gebot dem Maler, sein unterbrochenes Werk wieder aufzunehmen.

Als die beiden wieder draußen waren, fragte Atta: »Ob des Kardinals Frau wohl immer so angezogen ist, wenn ihr Mann einen Besuch empfängt?«

Jochim lachte. »Bist du eine Klosterschwester gewesen und weißt nicht, daß ein Kardinal keine Frau haben darf? Seine Kurtisane ist's, seine unerlaubte Liebste.«

»Ja, aber,« meinte Atta, und man hörte, daß die Gedanken heftig in ihr gingen, »wenn sie einander liebhaben, dann ist es doch heilig.«

Jochim aber war hart und blieb dabei: der Kardinal sei ein Priester und sollte heilig sein ohne Frau.

Atta erwiderte nichts mehr, aber sie war die nächsten Tage bedrückt und in sich gekehrt.

Jochim wurde noch mehreremal zum Kardinal gefordert. Dann saß sie still im Gärt-

chen, darin das Haus stand, wo sie Wohnung genommen hatten. Es war abseits der Straße gelegen und rings von Mauern umgeben, an denen Obstwerk, dick im Laub und bunt von Früchten, an Stangen in die Höhe wuchs. Und zwischen dem Grün und Gold standen vergessen und zerbrochen allerlei heidnische Steingestalten. Darunter war auch eine Venus, der ein Arm fehlte und ein halbes Bein. Aber was von ihr übrig war, war so schön, daß man es nicht ansehen konnte, ohne daß einem die Freude übers Herz lief. Und das Gesicht der Göttin selbst, das auf ihre eigne Schönheit niedersah, lächelte so ungetrübt und heiter, daß Atta sich immer wieder fragte: Kann das böse sein, was so fröhlich in sich selber ist? Aber sie konnte keine sichere Antwort finden und blieb unruhig in ihrem Gemüt, wenn sie sich auch Mühe gab, es vor Jochim zu verbergen.

Wenn der zurückkam, war er meist auf eine grimmige Art aufgeräumt. »Das ist mir ein Priester, der Kardinal!« rief er wohl. »Was der für Dinge sagt! Du würdest es nicht glauben, wenn ich es dir erzählte. Aber«, fügte er dann hinzu, »er vermag viel.«

Und einmal sagte er: »Weißt du, wenn ich etwas ausrichte, dann ist es durch das schöne Weib, seine Liebste. Die ist uns sehr gewogen.«

Das waren die schlimmsten Tage für Atta, seit sie gestorben war. Sie grämte sich um Jochim und grämte sich noch mehr darum, daß er nicht spüren sollte, wie weh ihr war. Aber dann, als er wieder einmal in der wildesten lustigen Laune heimkam, konnte sie sich nicht mehr halten. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht, und mit halb erstickter Stimme sagte sie: »Komme ich nun nicht bald in den Himmel?«

Da stieß er einen Jubelschrei aus. »Wir sind schon drinnen, Atta Maria!« rief er. Und brachte ein Papier hervor, daran hing ein großmächtiges Siegel, und las ihr daraus vor, daß der Papst ihr, der Schwester Maria von den St.-Johannis-Jungfrauen zu Lübeck, den Austritt aus dem Kloster bewilligt und ihr erlaubt habe, den Junker Jochim von Treskow zu heiraten.

Atta wurde bleich bis in die lieblichen Ohrläppchen hinein. »Heiraten?« sagte sie. »Dich heiraten? So, daß du mein richtiger Mann bist?«

»Ja, ja!« schrie er, umfaßte sie mit beiden Armen und schwenkte sie im Kreise herum. »Dein richtiger Mann. Dein ganz richtiger Mann.« Er hielt plötzlich inne, ließ sie los, tippte sich mit dem Zeigefinger vor die Stirn und sagte mit dumpfer Stimme: »Bloß dann vielleicht nicht mehr ganz richtig hier im Kopfe.« Und schrie wieder: »Vor Freude, Atta Maria! Vor Freude!«

Sie zog ihn auf das Bänklein nieder, der Venus gegenüber, wo sie so oft gesessen hatte die letzte Zeit.

»Sag, Jochim,« hub sie an, »hat das der Kardinal für uns ausgewirkt?«

»Nun ja, gewiß. Wer sonst?«

»Willst du ihm dann nicht in deinem Herzen gönnen, daß er auch sein Liebstes hat?«

Jochim wollte gleich nachgeben, wie Männer zu tun pflegen, wenn sie verliebter Dinge sind. »Meinethalben,« rief er übermütig, »er mag sie haben, wie er will.«

»Nein, nicht so,« sagte sie ernst. »Sieh, Jochim, du bist nicht der Herrgott. Du hast ihn auch nicht zum Priester gemacht. Du bist nur ein Mensch, dem ein Liebes zuteil geworden ist. Willst du nun nicht so gütig sein, wie er zu dir gewesen ist, und sagen: Es ist *sein* Ding, ich will nicht richten, ich will ihm nur das Liebste wünschen?«

Er sah ihr nah und tief in die Augen und sagte aus Herzensgrund: »Ja, das will ich.«

»Und sie,« fuhr Atta fort, »die Kurtisane, seine Liebste — ich habe viel durch sie gelitten dieser Tage, denn sie schaute dich mit allzu guten Augen an —, aber wenn sie daran schuld ist, daß der Kardinal so liebreich zu uns war, dann will ich darum beten, daß sie ihn behält bis an ihr Lebensende.«

Er sank vor ihr nieder, legte seinen Kopf auf ihre Knie und sprach feierlich: »Du bist in Wahrheit eine Heilige, Atta Maria.«

Sie aber faltete die Hände über seinem Haar und sagte: »Nicht heiliger als der Kardinal und seine Kurtisane, wenn sie einander liebhaben, wie ich dich und du mich.«

Der Kardinal hatte Jochim einen Geldwechsler nachgewiesen, der streckte ihm auf seines Vaters Namen so viel Goldgulden vor, als er nehmen wollte. Davon kaufte er ein herrliches Gewand für Atta, wie es einer Attenborn für ihre Hochzeit zukam. Und so traute sie der Kardinal selbst in seiner Kirche. Seine Kurtisane aber saß hinter einem vergitterten Fenster über dem Altar und weinte

ein paar Tränen in ihren seidenen Schoß; sie wußte selbst nicht, ob darum, daß sie nicht des jungen Deutschen, oder darum, daß sie nicht des Kardinals Frau werden konnte.

Von den Goldgulden waren noch so viele übriggeblieben, daß Jochim für die Heimreise ein Wägelchen nehmen konnte. Und wenn er auch meist rüstig nebenherschritt, so saß Atta dafür um so bequemer auf dem Kissen ihres Wagensitzes. Jochim aber sorgte, daß sie stets den Schoß voller Blumen hatte, daraus sie Sträußlein wand, ihm an den Hut zu stecken, und Kränzlein für ihr Haar, auch einmal eins für das Pferdchen, das sie unverdrossen durchs heiße Welschland zog. Oben im Gebirge schickten sie den welschen Fuhrmann heim und nahmen einen deutschen. Und wenn auch die Blüten, die nun der späte deutsche Sommer lieferte, minder seltsam in der Form und minder brennend in der Farbe waren als die im Land Italia, so schien ihnen doch alles immer trauter und lieblicher zu werden, je näher sie der Heimat rückten.

Gen Lübeck kamen sie im Herbst, der dort oben meist noch einmal von wunderbarer klarer, kühler Schönheit ist, ehe der Winter mit Stürmen und Regenschauern hereinbricht. Als sie in der Heide anlangten, durch die die Landwehr der Vaterstadt verlief mit Graben, Wall und Buschverhack, lohnten sie den letzten Fuhrmann ab und wanderten zu Fuß nach der Stelle, von wo aus man die sieben Türme sah, aufgereiht wie die Stadtknechte bei der Ratswahl. Da fielen sie nieder auf einen Schlag, als ob sie das Glöcklein des Mesners vernommen hätten, und falteten fromm die Hände.

Es war gegen den Abend, und die Sonne war schon hinunter. Aber der Himmel hinter den Türmen war ganz und gar durchglüht und leuchtete in lauter gelbem Gold. Der obere Rand dieses goldenen Vorhangs war köstlich verziert mit zarten grünlichen, rötlichen und weißen Streifen, indes die Kuppel über ihnen in einem blassen, kühlen Blau stand. Und dieses Blau fiel auf die Türme zurück, wo es aber durch den abendlichen Dunst, der über der Stadt schwebte, eine süße dunkle Wärme bekam. Also daß sie dastanden, nicht als ob sie aus Steinen schwer und unter Mühen auferbaut wären, sondern als ob sie ein Maler mit leisen, zärtlichen Pinselstrichen auf den goldenen Grund gemalt hätte.

»Merkwürdig ist das,« sagte Atta — und sie fing laut an, erschrak aber selbst ein wenig vor ihrer Stimme und dämpfte sie alsbald —, »merkwürdig ist es: wir waren im Himmel, und nun, wo wir heimkommen, ist mir, wie wenn jetzt erst alle Schönheit in mein Leben einginge.«

»Der Himmel«, sagte Jochim, »ist immer in der Ferne, wo ihn die Sehnsucht sucht. Aber wenn man ihn gefunden hat, trägt man ihn im Herzen heim. Und dann erst ist alles gut.«

»Dazu aber«, flüsterte Atta und neigte das Haupt, »muß man vorher gestorben sein —«

»Und lieben muß man!« vollendete Jochim.

# Seliges Licht

Der Himmel liebt das stille Hüttenlicht,
Weil es wohl seine Sterne widerscheint
Und sie zu stummem Bergwaldgruß vereint
Mit leisem Sinken in die Wipfelsicht.
Und weil es Hungernden still Kunde gibt,
Daß sie der Menschensohn aus Nazareth
Durch andre Menschenseelen wieder liebt
Und ihnen Brocken streut aufs Fensterbrett.

Der Himmel liebt das stille Hüttenlicht,
Weil es verirrte Pilger fromm betreut
Und ihnen Glanz auf ferne Stege streut,
Daß sie im Dunkel ahnen Gottes Sicht.
Und bläst ein Sturm das Licht der Hütte aus,
Sind sie doch tiefst und innerlichst erhellt,
Daß ewig aus Allvaters blauem Haus
Sein Glanz der Seelenliebe auf sie fällt.

Arthur Silbergleit

# Ist unser Klima unveränderlich?

## Von Dr. Carl Hanns Pollog (München)

Wenn wir von München aus nach Süden wandern, so verlassen wir in der Gegend des Dörfchens Baierbrunn die tischflache Hochebene. Hier beginnt die Landschaft angenehm hügelig zu werden. Sehen wir uns neben der Straße einen »Aufschluß« an — so drückt sich der Geologe aus, der Nichtfachmann würde das Ding eine Kiesgrube nennen —, so kann uns der Kundige sofort sagen, daß wir Moränenmaterial vor uns haben. Moränen aber sind typische Erscheinungen von Gletschergebieten; da nun heute bei Baierbrunn kein Gletscher ist, muß früher einmal einer dort gewesen sein. Und in der Tat hat uns die Geologie nachgewiesen, daß bis hierher einst die Eisströme von den Bergen reichten, die wir dort unten im Süden in noch fast hundert Kilometer Entfernung bei klarem Wetter herüberblauen sehen.

Ähnliche Erfahrungen wie der Münchner kann der Bewohner von Breslau bei einem Ausflug in das Katzengebirge machen; auch er wird Moränenmaterial und Sand von den Schmelzwasserströmen der alten Gletscher finden. Der Berliner aber kann — oder konnte wenigstens früher — bei Rüdersdorf im anstehenden Gestein Kritzen und Schrammen finden, die einst bewegtes Eis dort eingeritzt hat. Wir wissen heute, daß in der sogenannten Eiszeit ein ungeheurer Eismantel, von den Gebirgen Skandinaviens ausgehend, ganz Nordeuropa in einen schimmernd weißen Panzer kleidete, der bis nach England, Mitteldeutschland, Südrußland und zum Uralgebirge reichte.

Unternehmen wir aber eine Wanderung in das deutsche Mittelgebirge, so finden wir, wenn wir in den Steinen zu lesen verstehen, ein ganz andres Bild. Wir treffen da Überreste von Korallenbauten an, die Knochen riesenhafter drachenartiger Tiere, Skelette von großen Raubkatzen, Blattabdrücke von Farnbäumen — kurz, eine Pflanzen- und Tierwelt, die unbedingt ein weit wärmeres Klima zum Leben brauchte, als heute dort herrscht. Und es läßt sich mit vollkommener Sicherheit nachweisen, daß diese Gebiete einst ein Landschaftsbild dargeboten haben müssen, das in allem unsern früheren Südseekolonien entspricht, Korallenbauten im seichten warmen Meere, Palmen am windüberfegten Strand — ein ewiger Sommer.

Und dann, zu späterer Zeit, öde Tundra zwischen dem gewaltigen nordischen Gletscher und seinem kleineren alpinen Bruder, bewohnt von Renntierherden und Mammuten, denen der Steinzeitmensch nachstellte, mit kaltem Winter und kühlem Sommer, in dem immer der Eishauch zu spüren war.

Heute aber in der gleichen Gegend herrliche Laub- und Nadelwälder, lachende Getreidefelder, Weingärten am Bergeshang, ein nicht zu kalter Winter, ein nicht zu heißer Sommer — wie ist denn dieser Wechsel möglich? Ist denn unser Klima nicht unveränderlich? Und wenn nicht, haben wir zu fürchten oder zu hoffen für die Zukunft?

Es ist gut, wenn man bei der Beantwortung von derartigen wissenschaftlichen Fragen von unten zu bauen anfängt, damit einem nicht auf einmal das ganze Lehrgebäude über dem Kopf zusammenstürzt. Also fragen wir uns zunächst: »Was ist überhaupt das Klima?« und geben uns die klare, eindeutige Definition als Antwort: »Klima ist der mittlere Witterungszustand an dem betreffenden Ort der Erdoberfläche.« Das soll heißen, daß das Klima das arithmetische Mittel aus all den verschiedenen Wetterindividuen, die wir an dem betreffenden Orte erleben, darstellt. Es ist also sozusagen das statistisch festgestellte Idealwetter dieses Ortes und tritt infolgedessen, wie es bei den Idealen meistens zu sein pflegt, in Wirklichkeit so gut wie nie in die Erscheinung.

Aber wie kann man denn überhaupt ein Mittel aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit von Witterungserscheinungen ziehen, die sich doch, strenggenommen, von Minute zu Minute schon ändern? Um dazu in der Lage und berechtigt zu sein, muß man zunächst ein Wetter irgendwie klar und eindeutig beschreiben oder kennzeichnen. Mit solchen allgemeinen, teilweise gefühlsbetonten Ausdrücken wie »Prachtwetter«, »Regenwetter«, »Schneesturm«, »drückende Schwüle« kann sich natürlich eine Wissenschaft wie die Meteorologie oder Wetterkunde nicht zufriedengeben. Als Naturwissenschaft muß sie danach streben, die einzelnen Wetterindividuen in **Zahlen** einzufangen, dann kann sie vergleichen und Schlüsse ziehen. Das ist aber schon nicht so ganz einfach, denn das augenblicklich herrschende Wetter ist ja eine reichlich komplizierte Erscheinung, zu deren Zustandekommen viele Einzelfaktoren beitragen. Man kann aber wohl sagen, daß sich durch folgende Angaben jedes Wetter charakterisieren läßt: Luftdruck, Lufttemperatur im Schatten, relative Feuchtigkeit, Windrichtung und -stärke, atmosphärischer Zustand (ob gerade Regen, Schnee, Hagel, Graupel, Nebel, Gewitter, Sonnenschein), Prozentsatz der Wolkenbedeckung des Himmels, allenfalls noch, ob gerade eine Schneedecke liegt, und eine Kennzeichnung des luftelektrischen Zustandes. Diese Beobachtungen werden an den Wetterwarten mehrmals täglich gemacht, dann zu Tagesmitteln zusammengefaßt, aus diesen wieder die Monatsmittel berechnet und zum Schluß das Jahresmittel gebildet. Die einzelnen Jahresmittel geben dann das Material zur Darstellung des

Klimas eines Ortes, die in einer tabellarischen Angabe der Mittel (und teilweise der Höchst- und Tiefstwerte) der angeführten meteorologischen Elemente, ergänzt durch einige Angaben, die sich auf ihre zeitliche Verteilung beziehen, besteht, und zwar der Mittel für die einzelnen Monate und für das ganze Jahr. Eine solche Tabelle muß aus einer möglichst langen, ununterbrochenen Reihe von Beobachtungsjahren hergeleitet sein. In einfachster Form wäre also das Klima eines Ortes folgendermaßen zu charakterisieren (ich gebe nur die Mittel für das ganze Jahr):

Wiesbaden.

50° 5′ nördliche Breite, 8° 15′ östliche Länge von Greenwich, Höhe über dem Meere 115 m.
Beobachtungszeit 40 Jahre (1870 bis 1909).
Luftdruck: 751,4 mm.
Temperatur: + 9,3° C.
Relative Feuchtigkeit: 77 %.
Wolkenbedeckung: 64 % der Himmelsfläche.
Niederschlagsmenge: 593 mm.
Anzahl der Tage mit Regen: 178,2.
Anzahl der Tage mit Schneefall: 26,6.
Anzahl der Tage mit Schneedecke: 24.
Anzahl der Tage mit Nebel: 16,7.
Anzahl der Tage mit Gewitter: 18,1.
Höchste beobachtete Temperatur: + 36,0° C.
Tiefste beobachtete Temperatur: — 20,0° C.
Größte beobachtete Regenmenge eines Tages: 42,2 mm.
Häufigste Windrichtung: Südwest.

Hiermit ist das Klima von Wiesbaden während dieser vierzig Jahre eindeutig festgelegt und kann nun mit dem Klima desselben Ortes während andrer Beobachtungszeiten oder mit dem andrer Orte verglichen werden.

Wir sehen auch sofort, daß die Werte für Luftdruck, Temperatur, relative Feuchtigkeit, Wolkenbedeckung und Wind in der Klimatabelle ein ganz bestimmtes Wetter versinnbildlichen, das wir uns sehr wohl vorstellen können: ein kühles, feuchtes, ziemlich trübes und windiges Wetter, das noch am ehesten im Frühling oder Herbst zu erwarten wäre. Aber es ist auch klar, daß ein unerhörter und unwahrscheinlicher Zufall seine Hand im Spiele haben müßte, wenn ganz genau dasselbe Wetter einmal wirklich auftreten würde. Von all den unendlich vielen möglichen Barometer- und Thermometerständen, Wolkenbedeckungen usw. müßten gerade die vorgeschriebenen und gerade sie in einem Augenblick zusammen auftreten. Wer mit den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung vertraut ist, kann sich ja die lächerlich geringe Aussicht ausrechnen, die man hätte, eine Wette auf das Eintreten gerade dieses Wetters zu gewinnen.

Ist nun dieses Klima, das wir jetzt festzulegen gelernt haben, veränderlich?

Das Wetter, die Grundlage des Klimas, ist sehr veränderlich, manchmal ganz unberechenbar veränderlich und launenhaft, diese Erfahrung haben wir alle schon am eignen Leibe gemacht. Aber es zeigt doch eine gewisse Regelmäßigkeit. Eine deutsche Wetterwarte hat einmal während einer langandauernden sommerlichen Schönwetterperiode die Wettervorhersage herausgegeben: »Tagsüber wärmer, nachts kühler.« Mancher, der das gelesen hat, wird sich wohl gedacht haben, daß die Herren da oben sich mit dem Publikum einen Scherz erlaubt haben, indem sie eine solche Binsenweisheit so feierlich verkündeten. Aber es ist doch gar nicht so selbstverständlich, daß es nachts kühler ist als am Tage. Es kommt gar nicht so selten vor, daß es z. B. mitternachts wärmer ist als am darauffolgenden Mittag. Allerdings, wenn man jahrelange stündliche Thermometerablesungen macht und daraus Mittel für die einzelnen Tagesstunden bildet, dann schält sich ein regelmäßiger »täglicher Gang« der Temperatur heraus, wie sich der Meteorologe ausdrückt. Dann sehen wir, daß die Temperatur in den frühen Nachmittagsstunden ihren Höchstwert, kurz nach Sonnenaufgang ihren Tiefstwert erreicht. Aber diese regelmäßige tägliche Periode wird häufig gestört, verwischt oder sogar ins Gegenteil verkehrt durch die unregelmäßigen, »unperiodischen« Störungen. Das sind bei uns die wandernden Zyklonen, die unsre Witterungsänderungen verursachen. Und diese verschiedenen täglichen Perioden der Temperatur sitzen, kleinen Wellchen vergleichbar, der großen Welle der jährlichen Temperaturperiode auf, die ihr Maximum im Juli, ihr Minimum im Januar zeigt. Auch diese unterliegt wieder Störungen durch unperiodische Vorgänge.

Nun liegt folgender Gedankengang nahe: Wie die einzelnen Stundenwerte den täglichen Gang, wie die einzelnen Tagesmittel den jährlichen Gang bilden, könnten so nicht die einzelnen Jahresmittel sich wieder zu einem »säkulären« Gang zusammenschließen, zu einer Periode, die sich über mehrere, vielleicht sogar sehr viele Jahre erstreckt? Wir werden uns dabei gleich darauf gefaßt machen müssen, daß diese Periode möglicherweise durch Störungen dermaßen unkenntlich gemacht werden könnte, daß nur Änderungen, aber keine Regelmäßigkeit zu konstatieren wäre. Wir stellen uns also nun die Frage: »Ist das Jahresmittel der Temperatur — um bei dieser als sinnfälligstem Demonstrationsobjekt zu bleiben — Jahr für Jahr das gleiche?« Ein Blick auf eine beliebige Temperaturreihe eines beliebigen Ortes zeigt, daß das nicht der Fall ist. Es war z. B. das jährliche Temperaturmittel von Breslau für die hundert Jahre 1791 bis 1890 + 8,0° C; das Jahr 1891 hatte + 8,5°, das Jahr 1868 aber + 10,0°, und 1829 wies

nur + 4,3° auf. Das sind schon ganz beträchtliche Unterschiede. Es läßt sich aber auf keine Weise feststellen, ob Breslau während dieser hundert Jahre wärmer oder kälter geworden ist. Wir können also unregelmäßige Änderungen mit Sicherheit annehmen, aber keine regelmäßige gleichsinnige Änderung.

Und wie steht es mit Perioden? Solche aufzufinden ist tatsächlich gelungen. Das kam so: Es ist schon oft behauptet worden, daß Zentralasien austrocknet, d. h: daß die jährliche Regenmenge dort ständig abnimmt, was sich natürlich in der ganzen Landesnatur äußern muß. Wir wissen aus sagenhaften Überlieferungen, aus geschichtlichen Aufzeichnungen und aus den Berichten von Forschungsreisenden, daß der Wüstensand dort überall vordringt. Der berühmte Venezianer Marco Polo fand z. B. auf dem südlichen Wege durch Ostturkestan am Fuß des Kuen-lun-Gebirges einen Gürtel von fruchtbaren Oasen mit volkreichen Städten. Heute ist dort alles öde, die Wüste reicht bis an die Vorberge heran, sie ist über Völker und Städte erbarmungslos hinweggeschritten, und nur noch Ruinen im Flugsand erzählen von einst.

Dieser Austrocknung Zentralasiens war aber von meteorologischer Seite mehrfach widersprochen worden, und so kam der Österreicher Eduard Brückner auf den Gedanken, die Sache einmal mit allen Hilfsmitteln der exakten Klimatologie zu untersuchen. Regenmessungen aus den betreffenden Gebieten, die dazu nötig wären, standen ihm aber kaum aus der heutigen Zeit zu Gebote, von früheren Jahrhunderten gar nicht zu reden. Er ersann daher den genialen Ausweg, die abflußlosen Seen als gigantische Regenmesser zu benutzen. Von einem See, der keinen Abfluß hat, kann überschüssiges Wasser nur durch Verdunstung entfernt werden, und diese beträgt im großen und ganzen bei im übrigen unveränderten äußeren Bedingungen immer gleichviel. Nimmt nun die Regenmenge im Einzugsgebiet des Sees, d. h. in dem Gebiet, das durch Bäche, Flüsse usw. in den See entwässert, zu, so muß der Wasserspiegel steigen, und vielleicht wird der See sogar die angrenzenden Ufergebiete überfluten. Verringert sich aber der Niederschlag, so sinkt der Seespiegel, und Land wird freigegeben. Brückner sammelte nun Pegelmessungen vom Kaspischen Meer aus unsern Tagen, Nachrichten in geschichtlichen Quellen über den Wasserstand dieses Sees aus früherer Zeit und fand zu seiner Überraschung, daß der Seespiegel in einer Periode von rund 35 Jahren zwischen einem Höchst- und einem Tiefstwerte schwankte. Und zwar ließen sich diese Schwankungen bis gegen das Jahr 1000 hin zurückverfolgen. Er ging der Sache weiter nach und fand, daß auch die Regenmenge im Einzugsgebiet des Kaspischen Meeres im gleichen Zeitraum wechselte; auch die Temperatur zeigte gleichartige Schwankungen. Dadurch aufmerksam gemacht, dehnte er seine Untersuchungen weiter aus und hatte die Genugtuung, die jetzt nach ihm benannte Brücknersche Periode fast auf dem ganzen Erdball bestätigt zu finden. Überall schwanken Temperatur und Regenmenge in ungefähr 35 Jahren um einen Mittelwert, allerdings in den einzelnen Erdräumen verschieden, so daß die eine Stelle der Erdoberfläche gerade ein Temperaturmaximum haben kann, während an einem andern Orte die jährlichen Temperaturmittel gleichzeitig ihren Tiefstand erreicht haben. In Deutschland wechseln im allgemeinen Zeiten mit mehr ozeanischem Klima (milde Winter, kühle, mehr oder minder verregnete Sommer) mit solchen mit mehr kontinentalem Klima (trockene, kalte Winter, warme Sommer) ab, und zwar hatten wir im vorigen Jahrhundert

kontinentales Klima: 1831—40; 1856—70,
ozeanisches Klima: 1841—55; 1871—85.

Während nun gegen die Tatsache des Bestehens der Brücknerschen Periode Einwendungen wohl kaum noch möglich sind, ist man sich über ihre Ursache noch nicht ganz klar. Einen Fingerzeig gibt vielleicht eine noch kürzere und weniger gut ausgesprochene Periode von 11²/₃ Jahren, die man inzwischen gefunden hat. An dieser sind die Sonnenflecken schuld. Unser strahlendes Tagesgestirn ist ja bekanntlich durchaus nicht das Urbild der Reinheit, als das es so oft gefeiert worden ist, sondern häßliche Flekken entstellen häufig das Antlitz unsrer lieben Sonne. Die Zahl und die Größe dieser Flecken zeigen nun einen deutlichen Gang von 11²/₃ Jahren. Viele und große Flecken bedeuten aber erhöhte Sonnenstrahlung, diese bei uns wieder ozeanisches Klima (auf die Zusammenhänge im einzelnen hier einzugehen, würde zu weit führen). Drei solche Sonnenfleckenperioden geben aber eine Brücknersche Periode. Doch, wie gesagt, über diese Frage sind die Akten noch nicht geschlossen.

Die Brücknersche Periode erklärt vieles. Wenn z. B. Großmutter dem aufhorchenden Enkelkind erzählt: »Als ich so alt war wie du, da war der Sommer nicht immer so verregnet, und da konnte man im Winter viel mehr Schlittschuh laufen«, so hat sie gerade einen andern Teil dieser Periode im Sinne. Und wenn die Alpengletscher in manchen Jahren weiter reichen als in andern, wenn sie zeitweise vorstoßen, zeitweise zurückgehen, so hat man nachgewiesen, daß sie sich hierin genau der Brücknerschen Periode anschließen. Ozeanisches Klima bringt sie zum Vorrücken, kontinentales treibt sie zurück.

Damit sind wir wieder bei dem Ausgangspunkt unsrer Gedankenreihen angelangt. Die

Eiszeit und das Tropenklima in Deutschland können natürlich durch eine 35jährige Klimaperiode nicht erklärt werden. Und ob diese Wellchen von 35 Jahren vielleicht wieder großen Wellen von Jahrtausenden oder Jahrhunderttausenden aufgesetzt sind, wie die täglichen Temperaturgänge der jährlichen Periode, das wissen wir nicht. Wir wissen nicht, ob unsre Enkel dereinst wieder unter Palmen wandeln werden, oder ob sie vor dem vorrückenden Eis aus der Heimat flüchten müssen. Über den Verlauf und die Ursache der Klimaänderungen von Äon zu Äon wissen wir noch genau so wenig wie über den Verlauf und die Ursache der »Klimaänderungen« von Stunde zu Stunde. Und das ist gut so, daß uns nicht alles Wissen auf den ersten Anhieb in den Schoß fällt. Denn wenn der Menschheit einmal das Unglück widerfahren sollte, daß sie alles wüßte, dann wäre das Ende der Wissenschaft gekommen, die nicht mit Anhäufung von Wissen verwechselt werden darf. Nicht Liegen und Besitzen, nein, Kämpfen und Erwerben, das ist wahres Leben, und das ist wahre Wissenschaft.

## Zu guter Letze

Ich war ein zimperlicher Zecher
Am Herbergstische dieser Welt;
Nun hab' ich mir den schwersten Becher
Zu guter Letze noch bestellt.

Es ist die feinstgeschliffne Schale,
Mit Edelsüße bis zum Rand,
Halb Klingsorgift, halb Wein vom Grale,
Voll Weisheit und voll Unverstand.

Komm, schönste Schenkin, bring'! Kredenze
Mit frischer Lippe mir den Krug!
So schlürf' ich die versäumten Lenze
Und Herbste draus mit einem Zug!

Nun fort! Und hier den Kelch in Scherben!
Und hier die Zeche! Gelt, es reicht!
Solch letztes Leben mit dem Sterben
Zu zahlen, fällt dem Zecher leicht.

Kraftwagen vor! Die Hupe tutet!
Heil, schöne Damen, strenge Herrn! ...
Wie kühl der Äther mich umflutet! ...
Chauffeur, Gasthof „Zum bessern Stern!"

Fritz Erdner

# Im Ätherrausch / Von Heinz Tovote

»Ja, jetzt kann ich es Ihnen sagen, nun wir alte Leute geworden sind: ich habe Sie immer geliebt, ich habe Sie nie vergessen.«

Der alte Herr schwieg und sah zu Boden. Der Diener, der ihn im Rollstuhl in den Park geschoben hatte, hatte sich weitab auf eine Bank gesetzt.

Auf der halbrunden Marmorbank saß die alte schlanke Dame mit den zarten, feinen Zügen, die trotz des Alters noch die Spuren früherer Schönheit zeigten.

»Mein ganzes Leben hat mich die Erinnerung nicht verlassen an jene Zeit, da ich glaubte, auch Sie, Eveline, hätten was für mich übrig. Ich habe keine Frau gefunden, die Ihr Andenken aus meinem Herzen vertrieben hat. So bin ich Junggeselle geblieben; und nun nach Jahrzehnten finde ich Sie wieder, da wir beide alte Leute geworden sind. Aber einmal im Leben wenigstens muß ich es Ihnen sagen, denn jetzt kann ich es ja ohne Scheu sagen: ich habe immer nur Sie geliebt, Eveline!«

Die Fontäne warf ihren Wasserstrahl hoch gegen den blauen Himmel. Plätschernd fiel das Wasser in das große Bassin zurück, in dem die dicken Goldfische, in der Sonne glänzend, langsam dahinglitten; und von den Fliederbüschen wehte ein so süßer, frühlingshafter Duft.

Ein Kind lief dicht an ihnen vorbei und nahm seinen Ball wieder auf, der bis an den Wagen des Geheimrats gerollt war.

Seine Hände spielten mit dem Buche, das auf seinen Knien lag; mit einer nervösen Hast bewegte er es auf der italienischen Decke, die seine Beine verdeckten.

Die alte Dame hatte die Augen nicht von ihm gelassen. In ihrem schwarzen Seidenkleide saß sie steif und wie unnahbar auf der weißen Marmorbank.

»Ja, lieber Geheimrat, warum sagen Sie mir das nach so viel Jahrzehnten? Weshalb haben Sie mir das nicht vor bald einem halben Jahrhundert gesagt?«

»Sie haben recht. Aber vierzig Jahre sind vergangen, und ich habe ein Jahr nach dem andern hingehen lassen. Auch als ich darüber hinweggekommen war. Aber mir fehlte immer der Mut. Und vielleicht hätte ich auch dann noch einen Korb bekommen.«

»Darüber hinweggekommen? ... Ja, über was denn?«

»Ich war mit mir einig, hatte mich auch damit abgefunden.«

»Einen Korb? ... Bernhard! Sie sich einen Korb von mir holen?«

»Ja! Von Ihnen.«

»Ich verstehe das alles nicht. — Worüber waren Sie denn hinweggekommen?«

Er sah sie an, die ihn mit ihren noch immer so lebhaften großen Augen anblickte. Dann tastete er nach ihrer linken Hand, hob sie auf und sah auf den Daumen, dessen Nagel verbogen und gespalten war. Er lächelte so schmerzlich, als er sagte: »Das hier war an allem schuld.«

»Ich verstehe nicht.«

»Wissen Sie nicht mehr?«

»Gewiß weiß ich noch,« sagte sie. »Ich sehe das noch alles ganz genau vor mir. Ich hatte mir an der Schublade von Tante Alwinens alter Kommode einen Splitter unter den Daumen gejagt. Ich weiß, ich war wie wahnsinnig vor Schmerz. Und wie ich ging und stand, kam ich zu Ihnen in die Klinik gelaufen .... Und da passierte Ihnen das Unglück.«

»Freilich war das das Unglück!«

»Daß Sie zwar einen Teil herausbekamen, aber ein ganz feiner Splitter blieb tief im Leben des Nagels stecken.«

»Ich wollte es noch einmal so versuchen, aber Sie sträubten sich, glaubten mir nicht.«

»Es war ein zu rasender Schmerz. Und ich verlangte, daß Sie mich chloroformierten.«

»Ja, das war es. Und ich war schwach genug, darauf einzugehen.«

»Schwach genug?«

»Ja! Hätte ich es doch nicht getan! Mein ganzes Leben wäre vielleicht anders geworden.«

»Diese kleine Narbe ist an allem schuld?« Sie sah ihn an und fragte: »Deshalb waren Sie hernach so seltsam? Deshalb Ihre so plötzliche Abreise, von der Sie nicht wiederkamen? Deshalb nahmen Sie den Ruf nach München an?«

Er nickte.

Sie bewegte den Kopf hin und her und sagte: »Das verstehe ich noch immer nicht.«

»Sie bestanden auf der Narkose — und so erfuhr ich alles.«

»Sie erfuhren alles? ... Was denn?«

»Ja, Sie selbst verrieten alles. Hemmungslos verrieten Sie in der Narkose ...«

»Nun?«

»Daß Sie schon einem andern gehörten.«

»Ich, einem andern?«

»Ja. Ich weiß es heute noch nicht, wer es gewesen sein mag. Ich will es auch nicht wissen, auch jetzt nicht. Aber all meine Träume und Hoffnungen waren damit zunichte gemacht.«

»Aber wie kommen Sie darauf?«

»Es gab ja gar keinen Zweifel mehr, gar keine Möglichkeit — nach allem, was Sie da verrieten.«

»Ich habe in der Narkose gesprochen ...?«

»Ja, wie die meisten Menschen im Ätherrausch zu plaudern anfangen. Wie sie sich da verraten mit ihren Geheimnissen und den verstecktesten Neigungen, wie da alles frei wird, was sonst eingeengt von Sitte und Konvention in einer Seele schlummert, so wurden auch Sie frei, nur allzu frei! — Nie hatte ich mich mit einem Wunsch an Sie herangetraut, und Sie selbst hatten mir nie Gelegenheit gegeben, Ihrer anders als in freundschaftlichster Weise zu gedenken, die wir ja von Jugend auf miteinander aufgewachsen waren. Ich liebte Sie; aber Sie waren zu mir wie eine Schwester — so ruhig, so freundlich, daß es ja eine sinnlose Torheit von mir war, zu glauben, Sie könnten mich je so lieben, wie ich Sie begehrte. Ich meinte, daß in Ihnen kein sinnlicher Wunsch sich regte, daß Sie vor allem für mich nur die kühle Zurückhaltung, die vornehme Scheu empfanden, die Sie vor allem auszeichnete. Und so ...«

»Weiter, weiter!«

»Und da mußte ich nun hinter Ihr Geheimnis kommen, daß diese kühle Gleichgültigkeit nur Maske war, um Ihre Empfindung für einen andern zu verbergen, daß Sie längst einem andern angehörten, mit allem, was eine Frau zu verschenken hat.«

»Bernhard!«

»Ja! Sie stammelten es heraus. Im Rausch der Betäubung erlebten Sie die Wiederholung Ihrer Hingabe ...«

»Hören Sie auf!«

»Verzeihen Sie mir, Eveline, daß ich so Mitwisser Ihres Geheimnisses wurde, daß ich Ihnen das jetzt so sage — aber einmal mußte ich den Schleier Ihres Geheimnisses lüften. Vergeben Sie mir! — Oh, Sie wissen ja nicht, wie das Messer in meiner Hand gezittert hat, als ich das erfuhr. Ich sehe noch die Schwester neben mir, die da in hilfloser Verlegenheit mit anhören mußte, wie Sie in sinnloser Raserei ...«

Er bedeckte aufschluchzend sein Gesicht.

Als er wieder aufsah, blickte er in ein paar entsetzte Augen, und Eveline fragte tonlos: »Sie haben geglaubt, ich ... Sie haben geglaubt, ein andrer ...?«

Er senkte wie zustimmend den Kopf.

»Sehen Sie mich an,« sagte sie, »mir fest in die Augen! ... Nie hat in meinem Herzen oder in meinen Sinnen ein andrer Gedanke gelebt als allein an Sie, Bernhard. Nie hat ein andrer Mann mehr von mir berührt als nur meine Hand. Ich habe nur für Sie gelebt, nur an Sie gedacht, und ich habe mich verzehrt in Sehnsucht nach Ihnen, der Sie wie ein Bruder wunschlos neben mir hergegangen sind. Die Narkose reißt den Schleier von der Seele, sagen Sie? ... Nun, so lassen Sie mich denn, da mein Leben dahin ist, den Schleier von meiner Liebe reißen. Wenn ich in jenen Augenblicken einen Wunsch, eine Vorstellung, eine Begierde hatte, so galt das alles allein Ihnen, so war es nichts andres als die Wiederkehr der wilden Wünsche, die mich manchmal in der Stille der Nacht überfielen, die Sehnsucht, Ihnen zu gehören ... Ihnen, Bernhard, Ihnen allein! Morgen schon kann ich von dieser Erde abberufen werden, und so schwöre ich Ihnen, Bernhard, angesichts des Todes: ich habe nie einen andern Mann begehrt als nur Sie allein. Sie aber mit all meinen Sinnen. Kein andrer Mensch hat in meinem Inneren daneben existiert, weder damals noch auch später. Nach Ihnen habe ich mich verzehrt, nach Ihnen verlangt! Bernhard, nur nach Ihnen!« ...

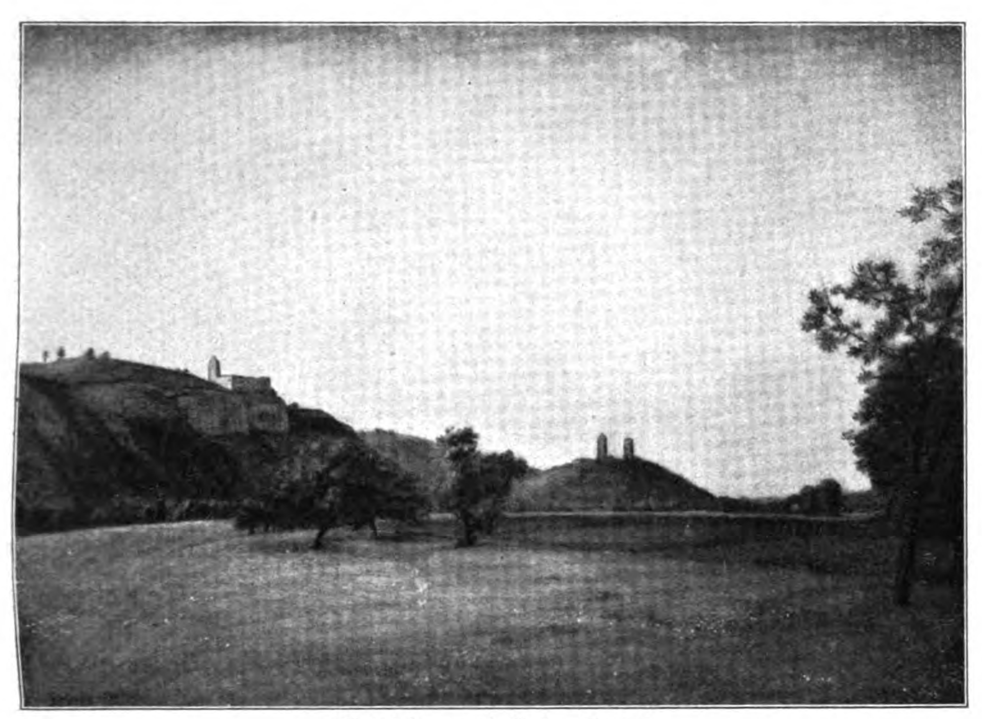
Der Springbrunnen plätscherte lauter, weil der Wind den Strahl ablenkte.

Der alte Mann in dem Rollstuhl senkte wie gebrochen den Kopf, und stumm liefen ihm die Tränen über das Gesicht, während seine Hände wie erstarrt auf dem Buche ruhten.

Und starr und steif saß die alte Dame in ihrem schwarzen Seidenkleide auf der kalten weißen Marmorbank. Ein tiefes Grabesschweigen war zwischen ihnen, daß ihr Leben zerbrochen war, nur weil sie nicht den Mut gefunden hatte, den Schmerz von ein paar Sekunden tapfer zu ertragen.



Hugo Gugg: Spätsommertag



Rudelsburg und Ruine Saaleck

# Hugo Gugg

## Von Franz Meyer

**Mit vierzehn Abbildungen im Text und zwei Kunstblättern in Mattondruck**

Die warmtonigen, altmeisterlich abgeklärten Bilder des Künstlers, mit dem sich die folgenden Blätter beschäftigen, haben die Innigkeit Altdorfers und die ehrfürchtig liebende Naturanschauung Caspar David Friedrichs, und wo immer sie von der schönen Sichtbarkeit der Welt erzählen, tun sie es in der unbeirrbar ruhigen und adligen Schlichtheit Adalbert Stifters.

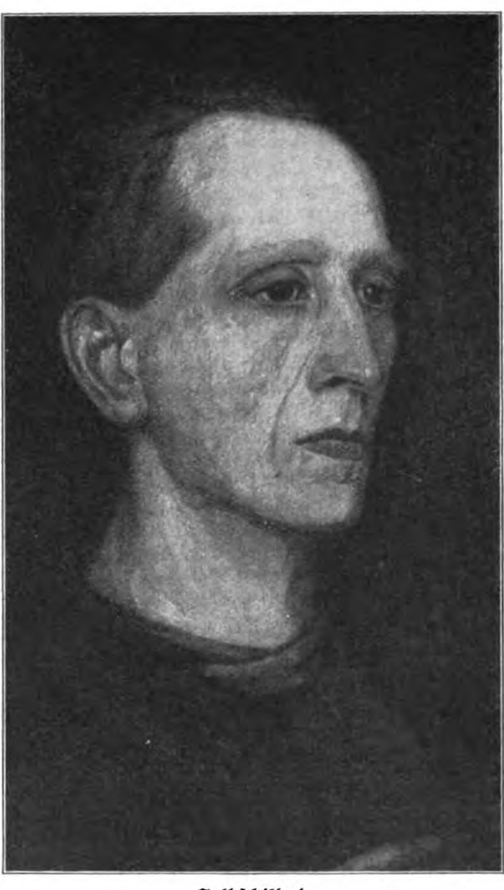
Die Wahlheimat Hugo Guggs ist neunzehn Jahre lang einer der lieblichsten Winkel Ostthüringens gewesen, jene Gegend, die die Saale zwischen Naumburg und Saaleck durchfließt. Eine Wiesen-, Berg- und Burgenlandschaft, die bei ihrem erwärmend schlichten, manchmal geradezu zierlich ornamentalen Gepräge doch auch eine gewisse Großzügigkeit in den Geländeformen und Horizonten hat, und die wohl zum erstenmal in der Malerei zur Darstellung kommt. Ihr Format entsprach vermutlich allzu wenig dem Geist unsrer jüngsten Vergangenheit, aber noch für Goethe, der sie von Dornburg aus so oft ergriffen grüßte, war sie groß genug, ihn »ewig sich ins Rechte denken« zu lassen.

Was dort sich im Wechsel der Jahres- und Tageszeiten auf den lieblich, oft parkartig gedehnten Wiesengründen, an den Flußufern zwischen Weiden und Erlen und Pappeln abspielte — das goldgrüne Leuchten in den alten Bäumen, der nachmittäglich warme Goldton an dem felsigen Gebirge mit seinen bescheidenen Waldkränzen und Buschzieraten, die Fernsichten von den Höhen einsamer Burgen und Weinberghäuschen, oder die zahlreichen Dörfer, angeschmiegt an dieses so weltferne, wie im Traum ruhende Gelände: dem allen ist Gugg in innigster Malerliebe nachgegangen. Das war eine Welt, die ihm allabendlich in der braunen Dämmerung verschwand und allmorgendlich aus den silbernen Nebeln der Saale verjüngt und verklärt wieder auftauchte.

Es hat wohl einige Jahre gedauert, bis er sie in ihrem wahren Charakter begriffen hat. Seinen frühesten naturalistischen und impressionistischen Studien erschloß sie sich kaum, und es muß deshalb eine bedeutsame Wendung gewesen sein, die ihn zu der dünnflüssig-tonigen Malweise führte, die seinen heutigen Bildern vielbewundert eignet. Sie stellt ein ansehnliches Können dar, das alles tastende Versuchen, alles mehr oder weniger virtuose Spielen mit Zufälligkeiten hinter sich hat. Sie ermöglicht es ihm, ebensowohl im Detail bis zur spitzigsten Zartheit und Klarheit zu gehen, wie ganze Flächenstücke in fast strukturloser Tonigkeit anzustreichen, ohne daß sie deshalb leer wirken. Namentlich in den Vor-

dergründen und den Lüften ist es, als ob nur so die zu klingen anhebende Stille nachzubilden möglich sei. Es liegt ein großer Reiz in diesen emailartig schimmernden Bildtafeln, in denen die Farbe bald leuchtet, bald verschleiert irisiert wie das Licht in alten Kirchenfenstern. Der Atem beruhigter Lebendigkeit geht von ihnen aus.

Diese Malweise, die die Form nirgends auflöst, sondern vollendet, hat Gugg jedenfalls hier erlernt. Er hat jahrelang diese Landschaft ohne künstliche Ausschnitte, rein bildnismäßig konterfeit, wobei ihm schließlich auch ihre geheimsten Züge aufgegangen sind. Und es ist wie das Bildnis einer schönen Frau geworden in der Tracht von vor hundert Jahren. Ist das nicht schönfärbende Spielerei? Keineswegs! Es gehört zur Wahrheit dieser Landschaft, daß sie erstmalig bewußt gesehen, geliebt und verklärt worden ist von Goethe und einem Teil der Romantiker; mit dem bewahrt sie das ihr anvertraute Leben und ist von ihm noch heute wie von einem alten Liebeslied umklungen. So ist es nur ein Zeichen künstlerischer Objektivität, wenn Gugg die Züge dieses Landschaftsbildnisses gern im braunen Romanzenton wiedergibt oder sie wohl auch einmal gänzlich unterm Schleier romantischer Märchenheimlichkeiten versteckt.



Selbstbildnis

Er ist indessen bei diesem Konterfei nicht stehengeblieben, es stellte ihm nur einen gewissen sicheren Grundwert einer auf Harmonie gerichteten Stilgebung dar, deren reiche Entwicklungsmöglichkeiten sich ihm um so mehr zeigten, je ernster er sich zunächst auf sie beschränkte.

Wie wenn in einem alten Schloßgemach die Vorhänge aufgezogen werden und nun durch die offenen Fenster Licht und Luft hereinströmen, die Dinge aus ihrer Dämmerung aufweckend und sie in Beziehung bringend zum freien Raum, so gibt es auch im Landschaftsbilde Guggs einen mehr und mehr hervortretenden Zug dauernder Verjüngung, der sein Eigenstes darstellt: eine innere Auflichtung, die nur wenig mit der kaum spürbaren Veränderung der Malmittel und überhaupt mit der Malweise zu tun hat, sondern die wie eine langsam fortschreitende und sich vertiefende Einsicht und Erkenntnis wirkt und wohl auch darauf beruht. Es sind noch dieselben Motive, wenn auch hier und da vereinfacht, aber sie stehen in einem andern Licht, oder richtiger, da Gugg nie ein eigentlicher Stimmungsmaler gewesen ist, wie unter einem andern Himmel, wie in einem andern Raum.

Es gibt eine Landschaft mäßigen Formats, die als Vordergrund nur ein schmales ockerfarbiges Randstück einer Berghöhe mit den Resten einer Burgruine hat; dahinter ferne Berglinien, darüber ein mächtiger weißlicher Morgenhimmel, vom Blau unendlich zart durchädert und durchtönt, über den nun hoch oben ein Krähenschwarm kreist. Zwischen den verfallenen Mauerstücken und den blauen »sehnlich ziehenden« Höhenlinien ist das Tal fast verschwunden — die Welt ist Horizont geworden, zu dem uns kein Fuß mehr hinträgt, den nur das Auge erfliegt. Ist das gemalte Fernensehnsucht? Das Motiv wäre wohl dazu angetan, obwohl es so schlicht, so naturhaft ausgeschnitten wirkt. Aber die Behandlung ist doch eine andre. Ein ernster, aber heimlich beglückender Ton bleibt über dem Bilde stehen, ein Ton mehr der Erfüllung als der Sehnsucht. Das liegt daran, daß der Blick, so weit er fliegen mag, nicht im Weiten verlorengeht, sondern in wundersamer Flugbahn, die größtmögliche Raumspannung durchmessend, zurückgelenkt wird, wobei die herrliche Linie des Krähenschwarms wegweisend das Dort und Hier verbindet. Dieses kleine Bild ist charakteristisch für Guggs Raumgestaltung, die immer ge-

schlossene Form bleibt, beruhigte kreisende Gegenwart.

Der Geist der Landschaft ist ein Geist der Ferne. Dort, wo Himmel und Erde einander berühren am Horizont, dort entquillt sie dem Raum, dort ist sie sein Überfluß, dort hat sie noch ganz seine Gestalt, dort liegt ihre ewige Jugend. Viele Skizzen und durchgeführte Zeichnungen Guggs verraten, wie oft er die trauliche Talumschlossenheit hinter sich gelassen hat, um auf den den Blick nirgends beengenden Höhen diese Ferne zu gewinnen. Sie lassen erkennen, mit wie andächtiger Spannung sein Auge an den Bewegungen der Horizonte gehangen, wie er dort gleichsam die Urform der Raumgestalt der Dinge erlauscht hat. Unter seinen Händen werden diese Blätter zu sorgfältigen, vergleichenden Niederschriften über die Fernenwerte aller möglichen Bergsilhouetten, über die Lösungszeichen einer Geländemasse und die Verdichtungszeichen eines Raummediums, ablesbar an den unendlich reichen Übergangserscheinungen von einem zum andern. Dort ist ja alles vereinfacht, alles im Zusammenhang und in



Mutter



Bildnis der Frau Hedwig Räuber

einen klaren, übersichtlichen Umriß gefaßt, der unter Guggs scharf konturierendem Stift zu einer ungemein »geistigen« Grenze wird, zur reinen Grenze, die der Raum den Dingen gibt und die doch zugleich der Saum ist, durch den er immerdar mit ihnen verbunden bleibt.

Und nun ist auch in allem Nahen und Nächsten dasselbe offenbare Geheimnis, dieselbe endlich gewordene Unendlichkeit. Was sagen unsre Namen über die namenlose Anmut der kleinen, unbeachteten Dinge? Was wüßten wir von ihnen, lehrte sie uns nicht ein Künstler sehen, dem immer ein Vollkommenes in den Bereich seines Jetzt und Hier tritt? Da ist ein Stück einer verfallenden Weinbergmauer, so bis in die verschwiegensten Winkel hinein nachgezeichnet, daß man in diesem Gestein wie in einem Gesicht lesen zu können vermeint, daß es einem so nahe kommt, daß man die aufgespeicherte Sonnenwärme spürt. Hier ein Rasenstück mit großen verwitterten Feldsteinen, wo das Auge in eine Fülle kostbarer Formen eingeht, Formen einer winzigen und doch so kraftvollen Vegetation, die die steinerne Härte umspielt, überwuchert und sprengt. All diesen Gras- und Kräuterzieraten in ihren zufälligen Verkürzungen und Überschneidungen — Hell auf Dunkel gesetzt — ist hier nachgegangen, und doch wirkt die Fülle verwirrend. Über



Marianne

dieser erdenwarmen, wie im Märchenton erzählten Lieblichkeit ruht ein stiller Ernst, der den Eindruck des Kleinlichen nirgends aufkommen läßt.

Da steht eine Gruppe junger Pappeln in einem Wiesental. Hoch oben in den Kronen, spielt da nicht so etwas wie ein Blinken und Grüßetauschen? Vielleicht mit einem der benachbarten leuchtenden Berggipfel, mit einer jener zierlich umkränzten Berghöhen, die soviel länger und soviel früher die Sonne sehen? Gugg hat längst einen Feldstecher am Auge und belauscht nun gespannt diese Erregung dort oben, die leichten Lichtschauer, die an den zarten Ästen herabrieseln, so lange bis er die Sprache dieser Bewegung völlig kann, bis er in peinlich genauen Notizen das Gesetzmäßige des Widerstandes und der Hingabe, der Durchlüftung und Durchlichtung einer solchen zitternden Blättermasse aufgezeichnet hat. Was für ein Reichtum umgibt den, der so zu sehen weiß! Er braucht nicht einmal vors Haus zu gehen. Die Ranke des wilden Weins vorm Fenster, sonst kaum beachtet, heute an diesem Sommermorgen lenkt sie den Blick des Künstlers beharrlich auf sich, bis auch die Hand ihrem Zuge nachgleitet und er nun merkt, daß sie ihm etwas zeigen will. Wie eine Kinderhand erhebt sie sich in das weißblaue Himmelsviereck hinein, das nun Tiefe und Ferne bekommt.

Oder der Kaktus, der über Nacht erblüht ist, wird in stundenlanger selbstvergessener Arbeit verewigt, als gäbe es nichts mehr auf der Welt als ihn. Hier ist Malen fast soviel wie einem dämonischen Blick begegnen, Bändigung eines tropischen, geradezu animalischen Lebens, dessen gierige Heftigkeit erst einmal verdampfen muß. Schließlich geht der juwelenhafte stoffliche Reiz einer solchen Blüte, dieser jähe Aufbruch eines verborgenen Lichtes in eine reine geistige Form ein und wird ein Bildnis wie das eines Menschen.

In den Stromkreis einer so das Ferne wie das Nahe gleichmäßig liebend umspannenden Schau eingeschlossen, bleibt das Landschaftsbild Guggs, obwohl die Motive einander ähneln, ja sich wiederholen, vor jeder Erstarrung bewahrt. Das Gegenständliche der heimatlichen Natur blickt uns noch immer mit vertrauter Wärme an, aber so hineingenommen in den geistigen Atem einer Raumeinheit, erscheint es zugleich in einer

Mutter und Kind (1913)

fast unnahbaren Verklärung.

Die Ruhe, in die all das gestalten- und farbenreiche Leben eingegangen ist, ist die Ruhe des Raums, des Raums, in dem die Dinge sich nicht stoßen und den der Künstler als das offenbare Geheimnis seines Geistes sucht und überall findet.

Der Raum?

Ja. Das sichtbar-unsichtbare Medium zwischen Gott und den Dingen, die Brücke des Unendlichen zum Endlichen. Nicht die entgötterte Himmelshöhle, nicht das leere Gefäß, Gemäß der Dinge, sondern das Element, der Ursprung ihrer Gestalt, zu dem sie zurückzukehren trachten, in dem sie sich verjüngen.

Ist Landschaftsmalerei nicht Raumerkenntnis? Erkenntnis dessen, was der Baum meint und in ihm alles Erdleben: das Emporschwellen des Hügels, das Erstrecken der Ebene, das Auge des Sees, die verborgenste Blüte, der kleinste Grashalm? Erkenntnis — nicht auch Erfüllung? Erfüllung dieses Raumbrangs und dieser Raumoffenheit, in dessen Linie die Seele so klar ihre eigne weltanschauende und weltbegreifende Bewegung ausgesprochen findet, dieselbe dunkelklare Wegspur eines Wesens, das eins bleibt, indem es sich unendlich teilt, dessen Altern immer auch Verjüngen ist, das, am weitesten sich von sich selbst entfernend, am tiefsten zu sich selber kommt?

Die Landschaften Guggs sind solche Erfüllungen. Der Raum, von dem sie künden, ist freilich nicht die abstrakt sinnliche, impressionistische Licht- und Farbenflut, in dem die Dinge aufgelöst werden, sondern die gestalthegende und gestaltgebende Macht, die sie formt und eint. So wie er sie aus seinen Händen entläßt, stehen sie da in reinster Prägung. Wie gezählt und geordnet, jedes an seinem Platz. Nicht in atemloser Stille, aber in so heiterer Beruhigung wie einstmals im Garten des Paradieses. Eine kleine Welt — aber eine Welt von Gnaden des Raums. Ein Bild der Gnade, die die Natur nicht aufhebt, sondern vollendet.



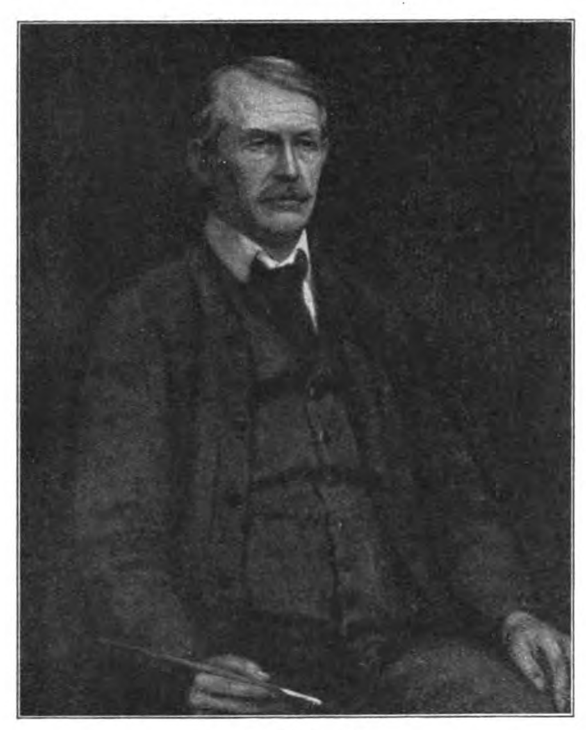
Frau Elisabeth Gruson

Gugg ist übrigens nicht nur und nicht einmal ursprünglich Landschafter, seine figürlichen Arbeiten, besonders vorerst seine Bildnisse, machen vielmehr den Hauptteil seines Werkes aus. Was sie vom Menschen sichtbar werden lassen, stimmt aufs reinste mit dem Landschaftsbilde zusammen, ja läßt erst dessen eigenartig festgefügte Form und die kosmisch-persönliche Geste recht verständlich werden. Der Raumhaftigkeit, Rauminnerlichkeit dort entspricht hier Innigkeit, ein Begriff, der vielleicht am einfachsten die Seele der ganzen Guggschen Kunst bezeichnet. Diese Kunst ist eine tiefe, ehrfürchtig bescheidene Künderin des Urphänomens des Geistes, vor dem jeder gestanden, dem der Seelenschein der Natur und die Naturerscheinung der Seele einmal in ein und dasselbe Blickfeld gerückt wurden.

Lassen die Naturdinge den Raum nicht ebenso mitgewahren und erleben, wie uns etwa eine spontane Erinnerung die ergreifende Schau der Seele vermitteln kann?

Ergreifend daran ist das nicht weiter auflösbare Geheimnis: Seele als raumhafte Bergung gelebten Lebens, also Innerlichkeit und zugleich als klärende und verklärende, bildhaft schöpferische Potenz, die sich in einem raumlosen unvergänglichen Sein ungeteilt aktualisiert. Innigkeit ist Ausdruck solcher inneren Bewegtheit und Erfülltheit. Ausdruck nun zwar nicht dessen, was man Größe nennt, aber eines jenseits von Großheit und Kleinheit Gelegenen, worüber Stifter in seiner berühmten Vorrede zu den »Bunten Steinen« Endgültiges gesagt hat.

Rein gegenständlich schon bevorzugt Gugg deswegen, von seinen Bildnissen natürlich abgesehen, Kinder- und Frauengestalten. An größeren Aufgaben ist ihm bisher nur die Ausmalung eines Musikzimmers in Leipzig zuteil geworden. Es sind Wandbilder, die Gruppen von Mädchen und Kindern darstellen, weich hineingewoben in einen traumhaft angedeuteten



Oswald Franke

Landschaftshintergrund, schlanke ruhende oder in einem einzigen Rhythmus dahinschreitende Figuren voll zartester, ungreiflicher Schönheit, in der Komposition der Bewegung an Ludwig von Hofmann, in den weich statuarischen Zügen an Marées erinnernd. Die ungemein harmonische Tönung ist auch hier auf das geliebte Braun gestimmt, das sich nach Rosa zu kühlt und lichtet und nach Grün zu verschattet.

Sowenig der Künstler hier schon seinen Stil gefunden hat, so liegt doch in diesen Bildern eine noch stimmungshafte, aber fast programmmäßige Umfassung aller Motive, die für ihn von Bedeutung sind und die er später im einzelnen immer wieder in Angriff genommen hat. Kindlich ernstes Beglücktsein über die Wunderwelt ringsum, Hingabe an das Nahe, innere Ergriffenheit, sinnendes Schauen, oder dieses Hinabneigen eines mütterlichen Hauptes zum Kinde, demütige Bescheidenheit, alle Züge warmen, lebendigen Offenseins, der Empfangsbereitschaft, des Herzens- und Lebengebens: das sind die charakteristischen Gesten seiner Figuren. Es ist im Grunde nur die e i n e Geste idealer Menschlichkeit, deren Wert in dem Beisichselbstsein, Insichselbstruhen in der ungebrochenen oder, richtiger, wiedergeschenkten Ganzheit besteht.

Hier in den Wandbildern ruht diese Idealgestalt noch zum Teil in einem weichen, luftartigen Medium, ähnlich wie manche Bildwerke mit dem Marmorblock noch verbunden sind, dem Auge den Prozeß der Befreiung versinnlichend und vollenden lassend. An diesem stimmungsmäßigen Faktor liegt Gugg aber wenig. Seine eigentliche künstlerische Entwicklung reift, so scheint es, gerade an der Arbeit, diese Gestalt ganz aus dem Mantel der elementaren Stofflichkeit zu lösen und sie auf sich selber zu stellen. Wenn er ihn dann doch wieder in innigste Beziehung zur Umwelt bringen kann, so beruht dies, wie wir noch sehen werden, erst auf dieser vorausgegangenen reinen schiedlichen Lösung.

Für die Zeichenwerte, die ihm die menschliche Figur rein als solche bietet, sind einstweilen noch seine Aktzeichnungen am aufschlußreichsten. In seiner Saalecker Idylle war er glücklich von jedem Aktsaalschematismus entfernt. Die eignen Kinder waren ihm die besten Modelle, und im tagtäglichen Verkehr mit ihnen, daheim und draußen, bot sich ihm ganz von selbst eine unerschöpfliche Fülle von Ansichten des menschlichen Körpers, den er so in allen seinen Ausdrucksmöglichkeiten kennenlernte. Dieselben Wesen, nicht nur in den vielen zufälligen Stellungen und Haltungen, sondern auch in den verschiedenen Wachstumsstufen, alles das, was sich



Dr. Mau



Landschaft mit Rehen und Burgruine

an ihnen wandelt und im Wandel bleibt, der ganze Formenreichtum von der weichrundlichen Kindlichkeit bis zur herben knabenhaften Schlankheit oder jungfräulichen Süße, das alles immer von neuem gesehen und gezeichnet, oft nur in wenigen, die Struktur aber restlos erfassenden Strichen notiert, hat ihm auch hier allmählich das unbewußt gesuchte Urbild erschlossen. Die Gestalt ist ihm in ihrem Aufbau so durchsichtig geworden, daß er mit dessen Elementen spielen kann.

Wundervoll versinnlichen solche Zeichnungen, worauf es Gugg vor allem ankommt: dieses innere Kreisen aller Teile der leiblichen Masse um ein verborgenes Zentrum, wobei die Linien einander suchen und sich wie zu einem Ornament zu ordnen trachten — der tönende Augenblick der Befreiung, Rundung, Vollendung aller Dinge, der Wiedergeburt im Geiste. Jede Spur eines banalen Naturalismus ist getilgt. Die Schlankheit dieser Glieder spricht von einer Seele, die zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht ist und, von ihrer eignen Lichtfülle überrascht und beschämt, sich zu fassen sucht. Was für eine feine Zeichensprache in dieser Ganzheit des Leibes, wie unendlich vereinfacht zusammengefaßt in der innigen Neigung des Kopfes und den gesenkten oder halbgesenkten Lidern! So erdennah diese Figürlichkeit wirkt, ein Unnahbares liegt über ihr.

Haben wir diesen vegetativ-geistigen Zug, in dem sich für Gugg offenbar alles Natürlich-Adlige des Menschseins zusammenfaßt, in seiner Bedeutung verstanden, so verwundert es uns nicht, ihm auch in den Bildnissen zu begegnen. So ähnlich diese im landläufigen Sinne erscheinen, so objektiv er seinem Modell gegenübersteht, ihn interessiert nicht so sehr das Sonderwesen dieses Menschen als vielmehr ein typisches Geistbeseeltsein seiner Gestalt, jetzt nun besonders seines Kopfes und Gesichtes oder noch der Hand. Irgendein bestimmtes Formthema, das ihm von dorther anklingt, greift er heraus, um es durchzuführen, ohne von der zufälligen Naturwirklichkeit mehr als eine Anregung zur Variierung zu entnehmen. Das Persönliche verblaßt dabei nicht nur nicht, sondern kommt so erst in einer reinen, ungebrochenen Linie zum Vorschein. Die ungemein glanzvolle Malerei Guggs, die in den Bildnissen gerade ein Höchstmaß altmeisterlicher Technik erreicht, blendet den Betrachter meist so, daß er das freie Schalten einer solchen Künstlerphantasie gar nicht ge-



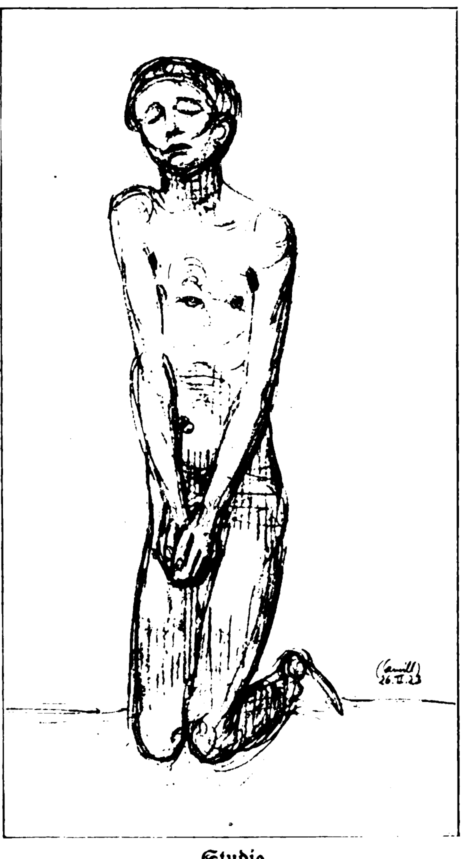

Weinberghaus bei Saaleck

wahrt. Könnte er aber die verschiedenen Entwicklungsstadien eines Porträts beobachten, so würde ihm deutlich, daß der großzügige Gesamteindruck vor allem einem immer von neuem erwogenen und geänderten, streng ausgeglichenen Formaufbau zu danken ist, dem gegenüber die Farbe nur dienende Bedeutung hat. Erst im Laufe des meist sehr langsam fortschreitenden Reifeprozesses künstlerischer Arbeit gelingt es ihm, die vielen Dissonanzmöglichkeiten, die sich aus der Lage einer Hand, eines Hals- und Schulteransatzes, einer Kleiderfalte ergeben, durch Ausdruck absoluter Ruhe zu überwinden. Auf der gefestigten Grundlage einer solchen fast konstruktiven Zentrierung der Massen, der klarsten Bestimmung ihres Schwerpunktes, ruht alle weitere Arbeit. Seinen Modellen gegenüber ist es nun eigentümlich, wie Gugg es vermag, das Maskenhafte so vieler Gesichter abzulösen und darunter eine lebendig gewachsene, unverschminkte Schicht von Menschlichkeit freizulegen, die er so gut kennt und die dann meist wie von selbst mit dem unverstellbaren *einen* Blick aus beiden Augen zusammenstimmt. Daher denn das Innige des Ausdrucks auch in den Bildnissen. Im Spielraum individueller Mannigfaltigkeit, in der Verdichtung eines Kopfes, Antlitzes, Blickes wird so noch


Landschaft bei Saaleck

einmal der »Sinn« der Menschengestalt von ihm herausgebildet: der lebendige Schrein einer Seele, d. h. ein Innenleben in der Unendlichkeit seiner Beziehungen, sich ordnend zu einer Wesenswelt, sich fassend zu einer persönlichen Einheit.

Wie wir schon andeuteten, versteht Gugg auch die seltene Kunst, die menschliche Figur in den Raum so hineinzustellen, daß sie nicht wie verloren, heimatlos und vogelfrei darin wirkt, sondern als in tiefstem Einklang mit ihm stehend. Sie löst sich bei ihm weder im Raum auf, noch verdrängt sie ihn, sie steht gleichsam im Schwerpunkt der Raumlebendigkeit, sie wird selber zu diesem Schwerpunkt. Das wirkt nun so, als ob alle landschaftliche Natur sich in des Raumes Lichtfalten hineinflüchte, um mit ihm zu dieser Menschengestalt hinzustreben, in ihr unterzugehen. Wie eine kaum sichtbare, aber spürbare Aura sammelt sich die raumhafte Umwelt rings um sie her, wie in scheuer, liebender Erwartung auf sie hinblickend und um sie kreisend. Nur schwer vermögen Worte das dem Auge so unmittelbar Einleuchtende auszudrücken, vielleicht hilft hier ein Blick auf eine der kleinen Federzeichnungen (Abbild. S. 209), das Gesagte zu verdeutlichen. Man lese diesen ruhenden Mädchenkörper von der Erde her ab. Fast unlösbar scheint er mit ihr verbunden, von ihr gehalten, kaum mehr als ein kleiner Hügel, als ein eben aufschwellender Atemzug ihrer Brust. Und doch, bei näherem Zusehen — wie ein fremdes wie



Studie



Liegendes Mädchen

vom Himmel gefallenes Gebilde, kindlich umstaunt von Gras und Kraut und von tausend unsichtbaren Augen des in warmer Sonnenlichtfülle herandrängenden Raumes. Eine leise antwortende Bewegung von Arm und Hand, und nun strömt er herein in den Winkel zwischen Brust und Oberarm, schmiegt sich an und verwandelt sich in das liebkosende unendliche Ineinanderfließen der Gewandlinien und des Haares, die ganze Gestalt mit sich selbst umkleidend, mit ihr eins werdend. Wie unlöslich der Zusammenhang dieser mehr und mehr sich schließenden Linien mit dem so fein abgewogenen Luftstück darüber ist, ergibt sich, wenn man dieses zudeckt oder irgendwie sonst verändert. Es wird alles unverständlich, totes Bruchstück einer lebendigen Beziehung, die uns vorher das Gewordensein dieser Gestalt, Herkunft und Richtung ihrer idealen Vollendung deutete.

Es ist, als ob Gugg nur immer dieses eine zu erforschen trachte: die Verdichtung der Landschaft in einer menschlichen Gestalt und umgekehrt deren Entfaltung in der Landschaft. Tausendfältig sind die Zeichen, mit denen er uns versinnlicht, daß ein Sinnzusammenhang besteht zwischen der Schwellung eines Hügels und den Linien eines Handrückens, zwischen der Verwinkelung der leiblichen Gelenke und der Zweigstellung und Verästelung der Bäume, zwischen der Fixiertheit eines Augenpaares und der Form eines Horizonts, daß eins für das andre stehen kann.

Wir hatten schon das Antlitzmäßige, die personale Gebärde des Guggschen Landschaftsbildes angedeutet; umgekehrt spricht aus vielen figürlichen Zeichnungen der immer reiner gelingende Versuch, in einer einzigen, die Leiblichkeit lösenden Geste die raumhafte Umwelt anklingen zu lassen, derart, daß diese etwa am Ende eines ausgestreckten Armes sich entfaltet wie die Blüte am Baum. Solche Zeichnungen in Bleistift- oder Federtechnik, zuweilen ganz zart, aber ungemein belebend getönt, in Briefen und auf Karten an Freunde verstreut, gehören zum Schönsten, was Gugg vermag, und lassen den ganzen Reichtum seiner Künstler- und Poetenseele ahnen.

Das ganze so tief einheitliche Werk Hugo Guggs ist wie ein schönes Märchen, volkstümlich, natürlich wunderbar, den Sinn der Welt denen deutend, die sie noch nicht und die sie zu gut kennen. Es ist das Werk eines Künstlers, dem sich das Ewige in Landschaft und Menschengestalt auch heute noch viel zu reich erschließt, als daß ihn Tagesgeschmack und Kunstprogramme irgendwie beirren und etwa veranlassen könnten, die Natur zu fliehen, die sich vor seinem gläubigen, ruhig verweilenden Auge so reinlich scheidet, ordnet und verklärt. Von diesem Auge geleitet, das um die Quellen aller Sichtbarkeit weiß, gibt er uns keine interessanten Ansichten, keine vexierenden Andeutungen der Welt, sondern eine gemalte Weltganzheit, das Bild jener Ordnung, die, wie Dante sagt, die Form ist, die das Weltall Gott ähnlich macht. Gewiß eine Kunst, die heute wie ein Anachronismus wirken mag und die doch vielleicht eine wegdeutende Funktion eines sehr lebendigen, in die Zukunft weisenden Geistes hat. Ihre Gediegenheit sichert ihr jedenfalls einen Platz in der Geschichte der Malerei. Es ist möglich, daß man sie dann als einen der wertvollsten und gelungensten Versuche erkennen wird, edelstes deutsches Kunstgut über ein Jahrhundert der Traditionslosigkeit und chaotischer Auflösung in eine neue Zeit hinüberzuretten und wieder fruchtbar zu machen. Für uns spricht sie jedenfalls vom Menschen, vom neuen Menschen, dem seine Umwelt wieder sinnvoll und damit Welt wird.

Im Herbst 1921 ist Gugg als Nachfolger Theodor Hagens an die Hochschule für bildende Kunst in Weimar berufen worden, und man hätte keine glücklichere Wahl treffen können. In seiner praktischen und freundlich aufmunternden Art belebt Gugg jeden seiner Schüler und räumt mit ein paar Worten, mit einigen grundlegenden Hinweisen falsche Neigungen, Schüchternheiten oder Überheblichkeiten beiseite. Was einer sonst erst nach langen Irrwegen erfahren hätte, findet er hier nicht selten in wenigen Stunden.

Er selbst ist in Leipzig 1878 geboren. Als einfacher Maler hat er gelernt und preist noch heute sein Schicksal, das ihm eine lange, gründliche Erlernung und harte Übung des Handwerks nicht ersparte. Einige Bilder, die der Zwanzigjährige in die Ausstellung brachte, machten Schultze-Naumburg auf ihn aufmerksam, der ihn mit nach Saaleck nahm. Dort entfaltete sich sein Talent sehr rasch, und es fanden sich auch Gönner, die sich seiner annahmen. Rührende Bedürfnislosigkeit in äußeren Dingen half im übrigen ihm und seiner Familie in der Saaleckschen Idylle zu einem bescheidenen, frohsinnigen und ungemein fleißigen Leben.

Dankbar gedenkt er neben Schultze-Naumburg des Malers Ludwig Bartning, der ihm den Geist der strengen Form vermittelte und ihn auf seine eigentlichen Lehrer, die alten Meister, gewiesen hat. Längst ist er inzwischen selbst ein Meister geworden, verehrt von seinen Schülern, die sich nicht bloß vom Künstler in ihm, sondern nicht weniger von seiner Menschlichkeit gefördert sehen. Gehört er doch zu jenen seltenen, unter besonderen Glückssternen geborenen Menschen, in deren Nähe sich alles Verworrene wie von selbst entwirrt, klar und einfach wird und denen Güte die natürliche Form ihres Daseins ist.



Curt Naujoks: Bei gutem Wind

# Von Kunst und Künstlern

Albrecht Altdorfer: Landschaft mit der Tanne (vor S. 137) — Cornelis Dusart: Bauern in der Wirtsstube (vor S. 113) — Caspar David Friedrich: Landschaft aus den Vorbergen (vor S. 121) — Josef Danhauser: Das Medaillon (vor S. 145) — Raffael Schuster-Woldan: Die Wäscherin (vor S. 169) — Franz Türcke: Havelland (vor S. 153) — Otto Wiedemann: Abend im Dorf (vor S. 185) — Hugo Gugg: Spätsommertag (vor S. 201) und Milda und Walther Gugg (vor S. 217) — Neue Scherenschnitte von Curt Naujoks (S. 211 bis S. 213) — E. A. Seemanns Kunstmappen »Die Galerien Europas« und »Meister der Farbe« — Mitteilung

Unsre Kunstblätter geleiten uns diesmal durch einen Zeitraum von vier Jahrhunderten. Sie beginnen mit Albrecht Altdorfers zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstandener Tannenlandschaft, die als eine der ersten deutschen Stimmungslandschaften überhaupt anzusprechen ist, schweifen mit Dusarts bunter Wirtshausszene für einen Augenblick in die saftige niederländische Sittenschilderung des 17. Jahrhunderts ab — beide im farbigen Offset-Verfahren wiedergegebene Bilder finden ihre nähere Erläuterung in dem Aufsatz über »Handzeichnungen alter Meister« — und tauchen dann mit Caspar David Friedrichs Vorgebirgslandschaft in die romantische Malerei des frühen 19. Jahrhunderts. Lichtwark hat vermutet, daß Friedrich sein Lieblingsmotiv des einsam stehenden Baumes aus der Gegend von Neubrandenburg habe, wo der scharf beobachtende Kunstforscher es auf seinen Reisen wiederfand. Wahrscheinlicher ist, daß es überhaupt nicht der Wirklichkeit entlehnt, sondern eine freie Schöpfung der künstlerischen Phantasie war, für die sich Friedrich auch das Recht freier landschaftlicher Bewegung und Verpflanzung wahrte, um es bald im Norden an der pommerschen Küste, bald im Süden an der Schwelle der Alpen auftreten zu lassen. Jedenfalls erscheint es uns heute dort wie hier, zumal in den bizarren Formen, die Friedrich bevorzugt, als ein durchaus romantisches Motiv, schon deshalb, weil es das Gewaltige, Düstere und Erhabene der Meeres- oder Gebirgslandschaft ins Freundliche, Gesellige und Anheimelnde dämpft, nun gar, wenn sich unter dem Schatten des Baumes, wie es häufiger geschieht, Hirt und Herde ansiedeln. Die Größe des Gesamteindrucks braucht darunter nicht zu leiden. Es gehört mit zum Geheimnis dieser Kunst, daß das Idyllische ihre Bilder nicht ins Kleinliche hinabzieht oder gar dem Sentimentalen ausliefert.

Der Wiener Josef Danhauser, ein Zeitgenosse Friedrichs, ist durch und durch Sittenschilderer. Neben Waldmüller vertritt er die österreichische Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als der Vornehmere und Gefälligere neben dem Wuchtigeren und Genialeren. »Das Medaillon«, auch »Der Liebesantrag eines Landjunkers« genannt, gehört der mittleren Periode des Künstlers an, dem nur knapp zwan-



Curt Naujoks: Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin

zig Jahre des künstlerischen Schaffens vergönnt waren. Anfangs fast ganz dem Atelierbild mit seinen derben Späßen verschrieben, wendete sich Danhauser in den dreißiger Jahren mit Energie und Eifer der Salonschilderung zu mit ihren freien, weit ausstrahlenden Beziehungen zur vornehmen Gesellschaft und zur Kunst, während seine letzten Jahre bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1845 dem Heim, der Kinderstube, dem Walten der Mutterliebe und der häuslichen Geselligkeit gehörten. Das Original des »Medaillons«, mit Öl auf Holz gemalt, eine Schöpfung des Jahres 1836, ist im Besitz der Stadt Wien und wird im Museum der städtischen Sammlungen aufbewahrt.

Ein wienerischer Zug, die Neigung zum Gefälligen, Eleganten und Schmeichlerischen, geht unverkennbar auch durch die Malerei Raffael Schuster-Woldans, insbesondere durch seine Damenbildnisse, die wir in reicher und glänzender Auswahl schon im Rahmen der dem Künstler hier zuteil gewordenen Gesamtwürdigung (Septemberheft 1914) gezeigt haben. Und gleichviel, ob sein Modell eine Dame der vornehmen Gesellschaft oder eine Frau aus dem Volke mit einer sonst als prosaisch gescholtenen Beschäftigung ist, unter seinen Händen bekommt jede weibliche Erscheinung einen Duft des Besonderen und Geheimnisvollen. Auch von der »Wäscherin« gilt das. Dieses verschleierte Antlitz, dieses tränenumflorte Auge, dieser schmerzensbittere Mund, selbst diese sanften Hals- und Nackenlinien und damit die ganze müde Haltung der Frauengestalt — aller Nachdruck ist hier auf das Aristokratische, kaum im Nebenakzent auf das Volkstümlich-Resolute gelegt. Künstlerisch betrachtet, darf diese »Wäscherin« als durchaus ebenbürtige Schwester der »Geigerin«, der »Malerin«, ja sogar der »Diana« angesprochen werden, Frauenbilder, auf die sich der Ruhm des jetzt 54jährigen Malers neben seinen großen allegorischen Wandgemälden hauptsächlich stützt.

Von Franz Türcke, dem aus der Schule Brachts, Kallmorgens und Hertels hervorgegangenen Berliner Landschafter, bringen wir nach einem Pastell die sonnenüberstrahlte Havellandschaft, ein neues Werk aus jenem Zyklus märkischer Landschaften, in dem Türcke in möglichst knappen Ausschnitten möglichst charakteristische Stimmungslinien, und zwar aus allen Jahres- und Tageszeiten, festgehalten hat. Es waltet in diesen Blättern eine absichtliche, wohlüberlegte Sparsamkeit in Nebendingen, Zufälligkeiten und Einzelheiten, damit sich der Blick des Beschauers desto leichter auf das Unterscheidende und Wesentliche einstellen kann.



Curt Naujoks: Die Siegessäule in Berlin

Otto Wiedemann in seinem Ölgemälde »Abend im Dorf« stellt einen ausgesprochenen Gegensatz zu dieser kargen und herben Art Türckes dar: er betont das Malerische, den dämmernden Duft des Abends, die müde Ruhe des zur Rüste gehenden Tageslichtes, die weiche Auflösung aller Umrisse und Farben. Und doch mag seine liebevolle Zuneigung zu behaglich genrehaften Einzelheiten noch nicht schweigen. Besonders der Vordergrund erscheint mit solchen zerstreuenden Nebensächlichkeiten überlastet, so daß der Betrachter ein wenig Mühe hat, sich auf den heimkehrenden Feldarbeiter zu sammeln, dessen Werkmüdigkeit und abendliche Ruhesehnsucht doch wohl den eigentlichen Bildinhalt ausmachen.

Hugo Guggs »Spätsommertag« und Familienbildnis (»Mutter und Kind«: Milda und Walther Gugg) knüpfen wieder an die deutschen Romantiker an und sind doch vollgültige Zeugnisse einer Künstlerpersönlichkeit, deren Eigenart und Selbständigkeit es rechtfertigen, daß sie in einem besonderen Aufsatz dieses Heftes dargestellt werden.



Curt Naujoks: Der Star

In den Text dieser Abteilung streuen wir ein paar neue Scherenschnitte von Curt Naujoks, dessen Art und Kunst wir schon vor einiger Zeit ausführlicher gewürdigt haben (Februarheft 1924). Was er in dem Seestück (S. 211), aus dem uns gleichsam die frische Brise und der feuchte Wasserhauch entgegenwehen, und in dem glänzend beobachteten Star (S. 213) gibt, knüpft, so deutlich auch die Fortschritte zu erkennen sind, an die schon damals gezeigten Stücke an; ein neues Gebiet aber hat sich Naujoks inzwischen mit der Nachbildung Berliner Denkmäler erobert. Daß das keine ganz leichte Aufgabe ist, sieht man noch an der Siegessäule (S. 212), die etwas nippesfigurenhaft wirkt, also keine rechte Perspektive hat. Dagegen ist das Denkmal des Großen Kurfürsten (S. 212) in seinen massigen und wuchtigen Formen dank der Vereinfachung wahrheitsgetreu erfaßt und verliert auch in seiner Kleinheit nichts von dem Eindruck der Kraft und Größe des Originals.

*

E. A. Seemanns Kunstmappen »Die Galerien Europas« und »Meister der Farbe« (Leipzig, E. A. Seemann), Sammlungen großer farbiger Wiedergaben, sind bald nach dem Kriege zu neuer Blüte gelangt. So bringt der 11. Galerieband in seinem Heft 5 Leonardos Madonna mit der Vase, Raffaels Madonna della Tenda, Bruegels Schlaraffenland, Terborchs Trompeter als Briefbote und Pietro Rotaris Schlafendes Mädchen, lauter Meisterwerke der Münchner Alten Pinakothek, der denn auch Aug. L. Mayer in demselben Heft einen ihre Entwicklungsgeschichte und Kunstbedeutung würdigenden Aufsatz widmet. Das sechste Heft gilt der bei uns wenig bekannten Turiner Pinakothek, die ihren besonderen Wert in dem Besitz einiger oberitalienischer Künstler, wie Macrino d'Alba, Gaudenzio Ferrari, Sodoma u. a., hat, aber daneben auch kostbare Juwele altniederländischer Kunst verwahrt. — Die »Meister der Farbe«, Heft für Heft mit ihren farbigen Wiedergaben in gleichem Format und in gleicher Blattzahl gehalten, beschränken sich auf die moderne Malerei. In den Heften 5 und 6 ihrer Neuen Folge begegnen uns aus dem Provinzialmuseum der Stadt Hannover, deren Schätze in der breiten Öffentlichkeit noch ziemlich unbekannt sind, Werke von Karl Blechen, Joh. Wilh. Schirmer, Karl Schuch, Fritz Schider (Weihnachtsfeier in der Familie Leibl) und Hugo von Habermann (Dame mit Perlenkette), aus der französischen Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts Tafeln von Corot, Daubigny, Manet, Renoir und van Gogh, die auch in den zarten grausilbernen Tönen glänzend bezwungen sind.

*

Mitteilung. Das in dem Aufsatz über Ferdinand Max Bredt auf S. 600 des Augustheftes gebrachte Bild »Blumenschicksal« haben wir mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, Kunst- und Verlagsanstalt in München, wiedergegeben. F. D.

# Literarische Rundschau

Ernst von Wolzogen: Lauensteiner Hexameron — Walther Niemann: Wanderungen mit Kaiser Wilhelm 2. — Seltene und merkwürdige Schriften — Klopstocks Drama »Der Tod Adams« — Heinrich Schneider: Lessing und Wolfenbüttel — Max Martersteig: Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert — Ernst Baasch: Geschichte Hamburgs — Admiral Hopmann: Das Logbuch eines deutschen Seeoffiziers — »Rund um Leipzig« — Kunstliteratur über das deutsche Mittelalter — »Wie sage ich es meinem Kinde?« — Wanda Maria Bührig: Hausfrauen-Brevier — Puschkins Romane und Novellen — Verschiedenes

Ernst von Wolzogen erzählt Gespenstergeschichten. Denn wenn er auch fünf von den im »Lauensteiner Hexameron« (Wolfenbüttel, Verlag der Freunde) vereinigten Erzählungen den »knasterbärtigen« Genossen der engeren Lauensteiner Tafelrunde in den Mund legt, Ton und Erzählerkunst sprechen durchweg für seine Verfasser-, nicht nur für seine »Herausgeberschaft«. Die Burg Lauenstein, auf einem steilen Kegel inmitten weitgeschwungener Waldberge gelegen, da, wo Thüringer- und Frankenland sich ineinanderschieben, ist durch ihren kunst- und geselligkeitsverständigen Besitzer Dr. Erhard Meßmer längst zu einer Art Dichterherberge geworden; hier empfängt der gastliche Ort nun auch seine literarische Weihe vor der Öffentlichkeit, und man darf sagen, dies Gastgeschenk paßt sich der Stätte und ihrer eigentümlichen Stimmung aufs feinste an. Denn etwas Geisterhaftes schwebt um dies altersgraue Gemäuer, in dem die Wiege der Weißen Frau gestanden hat, so gut es auch seinem neuen Herrn gelungen ist, hinter den dicken Mauern und in den gedrungenen Türmen für neuzeitliches Behagen zu sorgen. August Trinius, der thüringische Wandersmann, hat hier einmal die Geschichte der Burg und ihre merkwürdige Wiederherstellung erzählt, und ganz so begegnet sie uns auch bei Wolzogen.

Da sitzen nun also im Tafelsaal des Orlamünder Flügels, etwas abgesondert vom profanum vulgus, sechs alte Knasterbärte um den schweren Eichentisch vor dem behaglich angewärmten Kachelofen, diskutieren über Okkultismus und was dazu gehört und verschwören sich, an sechs Abenden abwechselnd je eine Gespenstergeschichte aus ihrem eignen Erleben oder Erfinden zum besten zu geben. So kommt dies Lauensteiner Hexameron zustande. Den Anfang macht Wolzogen mit dem Vortrag des aus Scherz und Ernst so glücklich gemischten »Mittnachtskränzchen von St. Kilian«, das zuerst in unsern Monatsheften (Juliheft 1923) erschienen ist. Dann folgt der Rittergutsbesitzer, in dessen Familie das Spökenkieken übrigens erblich ist, mit dem Bericht eines eignen Erlebnisses aus der Jugendzeit: wie er durch die Erscheinung eines alten todgetreuen Dieners, seines »kaffeebraunen Freundes«, im kritischen Augenblick vor einem unüberlegten Schritt gewarnt wird, während sich der emeritierte Professor mit einem etwas verschrobenen Rauschgesicht begnügt, dem mit der Endweisheit, daß alle Geschichte »für die Katz« sei, doch wohl eine zu schwere kritische Moral aufgeladen wird. Am besten versteht die Kunst, mit Geistern umzugehen, vielleicht der Oberstabsarzt Dr. Stampflmeyer aus München: was der mit seinen »Fünf Schuß in der Trommel« zur Strecke bringt, ist eine Beute, wie sie auch einem E. T. A. Hoffmann Ehre gemacht haben würde. Einen Fall, einen »unerhörten Fall« aus seiner Praxis erzählt der rheinische Justizrat, und es gehört wohl mit zum Begriff des Juristischen, daß der Leser sich in diesem Labyrinth des Doppelbewußtseins, des Kampfes zweier Seelen um einen Körper, trotz aller »Erklärungen« nicht zurechtfindet, auch wenn uns schließlich so etwas wie der Faden einer religiösen Vorstellung in die Hand gegeben wird. Schließlich der Burgherr selbst. Da gibt es im Rittersaal einen gewissen Pfeiler, der auf mediumistisch veranlagte Personen eine eigentümliche Suggestion ausübt, und einer mit der Gabe des Hellsehens ausgerüsteten Dame gelingt es im Trancezustand sogar, die blutige Eifersuchtsszene, die sich dort zwischen zwei Brüdern im Dreißigjährigen Kriege abgespielt hat, »in gut gesetzten Versen« vorzutragen. Der Burgherr war dabei. Die Verse sind seinem Gedächtnis — wir dürfen wohl sagen: Gott sei Dank! — entschwunden, das Gerippe der Handlung hat er behalten, und so hören wir nun die gruselig-rührsame Geschichte von Bartl und Seyfried Rübinger und von Krawat, dem Hund, dessen Treue und Eifer wohl seine Pflegerin retten konnte, seinen eignen Herrn aber in den Tod trieb. Beide, Herr und Hund, lagen bis vor kurzem unter einem Denkstein auf dem nahen Friedhof von Ludwigstadt begraben. Bis ein frommer Pfarrherr daran Anstoß nahm, daß ein Hund in geweihter Erde ruhe, und den Gedenkstein entfernen ließ ... Das sind die Geschichten der sechs Knasterbärte von Lauenstein, und es erscheint fast erstaunlich für einen Sechzigjährigen, der Wolzogen nun doch ist, daß sich seine Erfindungskraft und sein Humor auch auf dem ihm bisher fremden Grenzrain zwischen hüben und drüben so behende und stilgerecht, bald lustig, bald tragisch, bald ironisch-grotesk, bald schlicht-volkstümlich zu bewegen wissen.

Alte, berühmt gewordene Büchertitel für neue Erscheinungen wiederaufzunehmen, birgt meistens mehr Gefahren als Vorteile in sich. So ist es auch Walther Niemann, dem

Verfasser des vielgelesenen Buches »Der Kaiser und die Revolution« ergangen, als er sich für sein neues, abermals den Kaiser in den Mittelpunkt stellendes Buch den Titel von E. M. Arndts »Wanderungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein« lieh. Was er »Wanderungen mit Kaiser Wilhelm 2.« nennt (Leipzig, K. F. Koehler), entbehrt doch zu sehr und zu deutlich des Gleichgewichts beider Persönlichkeiten, der führenden und der begleitenden, als daß man sich gern an jenen historisch-klassischen Titel erinnern ließe. Niemann, den ein militärisches Kommando in den letzten Monaten des Krieges in das Kaiserliche Hauptquartier und dann, anderthalb Jahre später, eine Einladung nach Amerongen ins gastliche Haus des Grafen Bentingk geführt hat, ist hier doch nicht mehr als der Stichwortbringer, der die Frage oder das Thema hinwirft, über die der Kaiser sich aussprechen möchte, ein Verfahren, durch das alle unerwünschten Einwendungen von vornherein abgewehrt werden. Nun sind wir gewiß hörwillig und dankbar, wenn der Kaiser im Zusammenhang und ausführlicher, als es in den »Ereignissen und Gestalten« geschehen konnte, über sein Verhältnis zu Bismarck, über Monarchie und Verantwortlichkeit, staatliche Führung und politische Folgerichtigkeit, über die Wege der deutschen Außenpolitik vor dem Kriege und die der inneren Politik Preußens und des Reiches, über Politik und Kriegführung, die operativen Entschlüsse der Obersten Heeresleitung und die Tragik des 9. Novembers spricht, aber letzten Endes läuft das alles doch nur auf eine geebnete und gesicherte Selbstverteidigung hinaus, für die der Verfasser des Buches den Weichensteller macht. Wo aber die Überlegenheit des einen Teiles so hervorstechend ist wie hier, tut der Monolog doch wohl reblichere Dienste als das Maskenspiel des Zwiegesprächs.

Der Verlag von Richard Weißbach in Heidelberg hat sich zur Aufgabe gemacht, seltene und merkwürdige Schriften in zuverlässigen Neuausgaben wieder auf den Büchermarkt zu bringen. Schon jetzt findet man dort eine kleine Bibliothek höchst interessanter Bände, die meistens von G. A. E. Bogeng betreut sind, u. a. das »Merkwürdige und lehrreiche Leben des Magisters Johann Georg Tinius«, eines leidenschaftlichen Büchernarren, den seine Sammelwut zum Verbrecher gemacht hat, ferner Kants auf Hufelands Anregung geschriebene Abhandlung »Von der Macht des Gemütes durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden«, E. C. J. von Siebolds Briefe über die Psychologie des Weibes, zuerst 1862 in dessen »Geburtshilflichen Briefen« erschienen, und des Schotten W. G. Hamilton »Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik«, ein aus vieljähriger parlamentarischer Erfahrung und Beobachtung gewonnener Schatz praktischer Weisheit, die freilich stark advokatorisch, um nicht zu sagen machiavellistisch angehaucht ist. Keine Lektüre für jungfräuliche und gutgläubige politische Gemüter, desto ergiebiger aber für welterfahrene skeptische Männer. Auch einer Novelle begegnen wir in diesen übrigens durchweg gut und geschmackvoll gedruckten Heften, nämlich der von dem Kunstgelehrten Rumohr ans Tageslicht gezogenen »Erklärung der Gräfin Diana Zambeccari von Bologna, belangend die Ermordung des Johanniterritters Zampieri« (1672), einem kriminalistischen Musterstück der italienischen Barocknovellistik. Das meiste Interesse wird aber dem Neudruck einer kleinen Schrift von Karl Philipp Moritz entgegengebracht werden, nämlich seiner Abhandlung »Über die bildende Nachahmung des Schönen« (1788). Denn ihre Gedankengänge beruhen auf Unterhaltungen, die der damals dreißigjährige Verfasser des selbstbiographischen Romans »Anton Reiser« in Rom mit Goethe pflegte, und sie sind in vieler Beziehung ein unmittelbarer Widerhall dieses lang nachhallenden geistigen Verkehrs.

Der Dramatiker Klopstock ist auch bei der Feier seines 200. Geburtstages nur oberflächlich gestreift, jedenfalls nicht nach Gebühr gewürdigt worden. Diese Versäumnis sucht der Literarhistoriker Fritz Strich einigermaßen gutzumachen, indem er Klopstocks erstes Drama, den »Tod Adams« vom Jahre 1757, in originalgetreuem Neudruck herausgibt und in einem Nachwort nach seiner zeitgeschichtlichen Bedeutung ins rechte Licht rückt (Freiburg i. B., Pontos-Verlag). Die Befreiung des deutschen Dramas von der französischen Bevormundung begann mit diesem Trauerspiel: ein Gegenstand, nicht mehr der antiken Geschichte oder Mythologie entnommen, sondern aus dem Boden der ursprünglichen und einfachen Natur, den ewig menschlichen Urverhältnissen zwischen Vater und Sohn, Mutter und Weib gegraben; ein Konflikt, der in eine höhere, gleichsam metaphysische Sphäre weist und die Weihe eines religiösen Vorgangs hat; auch in der Form von einem neuen Gefühl für Einfachheit und Ursprünglichkeit erfüllt, in seinem melodischen Wechsel und Rhythmus menschlicher Empfindungen, in seiner feierlichen Sprache zur Musik zurückstrebend und keineswegs so »undramatisch«, wie lange behauptet worden ist. Freilich ein Theater für diesen Versuch gibt es auch wohl heute noch nicht. Aber im Buche, zumal einem so anmutigen Bändchen, wie es hier mit dem Schmuck von fünf Radierungen Ludwig Meidners erscheint, sollte die Dichtung als Lesedrama nicht verschmäht werden.

Dr. Heinrich Schneider, Bibliothekar in Wolfenbüttel, hat in einer kleinen Schrift »Lessing und Wolfenbüttel« (Wolfenbüttel, Jul. Zwißlers Verlag) Lessings dort verbrachte letzte Lebensjahre dargestellt, jene Zeit, die den Namen des Ortes mit dem seinen für immer verknüpft und der Gegenwart noch manche sichtbare Erinnerungen an sie aufbewahrt hat. Es liegt ihm nicht daran, eine für den Literaturforscher bestimmte neue Auffassung der Wolfenbüttler Lessingjahre zu geben, er möchte nur der Lessingverehrung eine anspruchslose geschichtliche Hilfe leisten und den vielen, die alljährlich die alte Stadt der Bibliotheca Augusta um des Dichters und Denkers willen besuchen, eine Anleitung geben, sich im Garten der Erinnerung zurechtzufinden. Freundlichere Strahlen als in dem hier kürzlich (Augustheft 1924) veröffentlichten stark pessimistischen Aufsatz »Der Einsame und die Kleinstadt« huschen in diesem Büchlein über Lessings Verhältnis zu Wolfenbüttel, aber die trüben Wolken, die sich da tiefer und tiefer herabsenken, kann auch Schneider nicht verscheuchen. Doch verfährt er historisch sachlicher und weniger subjektiv als Lerche, und so kommen auch die Stadt, das Amt, die Behörde und der Fürst, für die Lessing arbeitete, besser zu ihrem Rechte. Sieben Bildbeigaben, gut ausgewählt und kundig erläutert, geben dem Büchelche einen zeit- und ortgerechten Schmuck.

Max Martersteigs ebenso menschlich schönes wie wissenschaftlich gehaltvolles Buch »Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert« (Leipzig, Breitkopf & Härtel), eine der bei uns nicht gerade zahlreichen großangelegten kulturgeschichtlichen Darstellungen, hat es jetzt endlich, zwanzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen, zu einer zweiten Auflage gebracht. Freilich, es handelt sich um einen dicken Band von 7—800 Seiten, und der Verfasser, zugleich Schriftsteller und praktischer Theatermann, schmeichelt seinen Lesern nicht mit artigen und unartigen Anekdoten, wie sie sonst in der Theatergeschichte wuchern, sondern pflügt tiefer, bis ins Soziologische und Kulturbedeutsame. Denn der Darstellung des 19. Jahrhunderts geht eine Entwicklungsgeschichte des modernen Theaters nach seinen Hauptmomenten und eine Problematik der theatralischen Kultur überhaupt voraus, und auch der Kern des Buches gründet sich im Gegensatz zu Devrients Geschichte der Schauspielkunst durchaus auf das Literarische, also das Drama. Nur dann und wann löst sich auch bei Martersteig das Theatralische vom schöpferisch Dramatischen, z. B. in Teiluntersuchungen über die Geschichte der Dekorationen und des Kostüms und über das erste Auftreten der Frau auf der Bühne. Sein »Jahrhundertbuch« bis in die jüngste Zeit fortzusetzen, hat der Verfasser in der neuen Auflage, die sonst mancherlei zu bessern und zu ergänzen wußte (Strindberg und Wedekind), verschmäht: das würde seinen wichtigsten und wertvollsten Grundsatz, den völlig unparteiischer Sachlichkeit, gefährdet haben. Zudem: bald nach der Jahrhundertwende setzt unser aller eignes Erleben ein; die Aufgabe des Buches ist erfüllt, wenn es den Leser bis dahin führt und ihn mit den Erkenntnismitteln ausrüstet, nun sein eignes Urteil sprechen zu lassen.

Eine zweibändige auf archivalischen Studien beruhende Geschichte Hamburgs, geschrieben von Ernst Baasch, der in seiner Vaterstadt lange Jahre hindurch das Amt eines Direktors der Kommerzbibliothek verwaltet hat, beginnt innerhalb der Onckenschen Allgemeinen Staaten-, genauer gesagt in der Tillschen Sammlung »Deutsche Landesgeschichten« zu erscheinen (Gotha-Stuttgart, Andr. Perthes). Sie setzt mit dem Jahre 1814 ein, der (als Zeitabschnitt etwas äußerlich und willkürlich gewählten) Beendigung der Fremdherrschaft, reicht im vorliegenden Bande (mit Register 320 Seiten) bis zum Eintritt Hamburgs in den Norddeutschen Bund (1867) und soll im zweiten, der bald folgen wird, bis zur November-Revolution von 1918 führen, die einen scharfen Strich zwischen sich und der Vergangenheit zieht, weil sie, nur unter Beibehaltung gewisser äußerer Formen, bewußt auf die Anknüpfung an das geschichtlich Gewordene verzichtete. Diese 104 Jahre umfassende Periode der hamburgischen Geschichte, hier nicht in chronikartiger Vollständigkeit, sondern mit Erfassung des Entwicklungswichtigen dargestellt, enthüllt ein geschlossenes Bild mächtig aufstrebenden Lebens, eines überaus ersprießlichen, einheitlichen Zusammenwirkens staatlicher und privater Organe, Bestrebungen und Gedanken, bis der jähe und einstweilen noch weit offen klaffende Bruch erfolgt. Die Darstellung ist von einer klaren Sachlichkeit und anschaulichen Allgemeinverständlichkeit getragen und vernachlässigt auch die geistigen und künstlerischen Bewegungen (Dichtung, Theater, bildende Kunst, Wissenschaft) nicht.

Logbuch nennt der Seemann die Tabellen, in die er, gewissenhaft wie der ehrbare Kaufmann sein Soll und Haben in die Geschäftsbücher, die Stundenarbeit des Tages und der Nacht, die Richtung des Windes sowie Lauf, Fahrt und Kurs des Schiffes einträgt. Eine kühle, sachliche Amtspflicht, ein kühles, sachliches Verfahren. Aber gerade deshalb wohl hat Admiral Hopman dies Seemannswort zum Titel seiner Lebenserinnerungen genommen und sie »Das Logbuch eines deutschen Seeoffiziers« genannt (Berlin, Aug.



Hugo Gugg: Mutter und Kind

Scherl). Doch glaube man nicht, daß Aufzeichnungen, in diesem nüchtern wahrheitsgetreuen Sinne gemacht, der Farbe und des Humors zu entbehren brauchten. Hopmans Laufbahn führte ihn vom Seekadetten eines deutschen Schulschiffes zum Offizier, zum Kommandanten von Kreuzern und Schlachtschiffen und endlich zum Admiral. Reisen durch die ganze Welt gaben dem helläugigen Verfasser reichliche Gelegenheit, deutsche und ausländische Wesensart kritisch aneinander zu messen. Aber ihm fehlte auch der Überblick über das Ganze der Flotte nicht. Bald als Schiffskommandant, bald in der Marineverwaltung tätig, mit Tirpitz eng verbunden, verfolgt er in Technik, Taktik und Politik alles, was zur Entwicklung unsrer Flotte gehört, und damit werden diese anfangs rein persönlichen Erinnerungen mehr und mehr zu einem Stück deutscher Geschichte, das durch den schmerzlichen Ausgang weder in seiner historischen noch in seiner politisch-erzieherischen Bedeutung herabgesetzt werden kann.

»Rund um Leipzig« — was in aller Welt kann es da an landschaftlichen Reizen geben! Man fährt mit dem Schnellzug durch die Gegend und ist in Gedanken schon in andern, zu denen diese hier nur den bequemen Durch- und Zugang bildet. Aber da erscheint nun ein starker Band, bearbeitet von Leipziger Lehrern der Erdkunde, in den von Dr. Kurt Krause herausgegebenen Sächsischen Wanderbüchern (Dresden-Wachwitz, v. Kommerstädt & Schobloch; mit 12 Abbildungen und einer Bildbeilage) und nennt sich »Führer zur Kenntnis der Heimat für alle Natur- und Wanderfreunde«. Wirklich: Natur- und Wanderfreunde ... Man fängt an in dem Buch zu lesen — fortlaufend, was hier möglich ist, nicht nur zu blättern —, vielleicht die Wanderung von Naumburg nach Kösen über Schulpforta, weil man sie einst in glücklichen Jahren mit einem deutsch-österreichischen Dichter zusammen gemacht hat, der schon den Stoff zu einer Klopstocknovelle im Kopf und Herzen trug, und ist von allen Zweifeln an der Ergiebigkeit auch dieses Gebietes bekehrt. Wahrhaftig, dieses reichlich 300 Seiten starke Buch mit seinen 42 Wanderungen ist kein »Registrator auf Reisen«, kein Exkursionsführer, der sich in wissenschaftlichen Problemen verliert, sondern ein Kamerad, der den Wanderer mit Sträußchen am Hute und Stab in der Hand durch eine Gegend führt, die noch nie recht gewürdigt, selten erwandert wurde. Pädagogische Richtschnur: Was man versteht, wird man auch lieben! Jedoch trotz aller gründlichen Wissenschaftlichkeit kein Hauch von schulmeisterlicher Selbstgefälligkeit, sondern die Bescheidenheit, die Landschaft selbst blühen und sprechen zu lassen, so daß sie dem Wanderer zum Erlebnis wird.

Mit einer seltenen, bisher nur in Fachkreisen bekannten Holzschnittfolge aus dem 15. Jahrhundert macht uns ein Bändchen der Inselbücherei (Nr. 350) bekannt. »Geistliche Auslegung des Lebens Jesu Christi« nennen sie sich, diese in der Bildkomposition, dem Ausdruck der Bewegungen und der Gesichte erstaunlich fortgeschrittenen Schnitte, und wir wissen nicht, von welcher Hand oder welchen Händen — denn vielleicht haben mehrere Künstler daran gearbeitet — sie stammen. Der Charakter der Drucktypen weist nach Ulm, und so wird hier von neuem die Überlegenheit der Ulmer Buchillustration über die gleichzeitige Augsburger belegt. Der Kreis der Darstellungen ist sehr weit gezogen, und nicht nur Jesu Leben, auch seine Gleichnisse und freie Auslegungen werden hereingezogen.

Das wachsende, stetig sich ausbreitende Verständnis für die Graphik oder, wie man besser sagen würde, die zeichnenden Künste fordert literarische Hilfsmittel der Unterscheidung und Bewertung, die nicht, wie das bisher fast immer geschah, vom Fachmann zum Fachmann, sondern vom Kenner zum Laien, zum genießenden Kunstfreunde sprechen. K. Zoege von Manteuffel ist bemüht, solche Brücken zu bauen. Wie er das Werden des deutschen Holzschnitts bis zu seiner Blüte im 15. und 16. Jahrhundert dargestellt hat, so jetzt auch die Entwicklung des Deutschen Kupferstiches von seinen Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (Kunstbreviere, 4. Reihe, Bd. 2; München, Hugo Schmidt). Namentlich die Anfänge, die Zeit von Martin Schongauer, dem Lehrer Dürers, und dann wieder der Kreis um Albrecht Altdorfer wie überhaupt alles heute noch Lebendige zeigen sich mit besonderer Liebe und — worauf es in solchem Buche entscheidend ankommt — mit Geschick dargestellt. 80 Abbildungen begleiten den Text.

Mit der Deutung des Kristalls auf Dürers Melancholie (Stich von 1514) beschäftigt sich eine mit Kunstblättern ausgestattete und von interessanten Einzelabbildungen erläuterte, kostbar gedruckte Studie von Dr. Friedr. Aug. Nagel (Nürnberg, Carl Koch). Wirklich sind bis heute an dem kristallartigen großen Block des Stiches noch alle Deutungsversuche gescheitert. Auch die moderne Mathematik mit all ihren Erkenntnisfortschritten hat da nicht weitergeholfen. Vielleicht tut's die mittelalterliche, mit der sich Dürer eifrig beschäftigt hat. Nagel versucht es auf diesem Wege, weist auf Vitruv hin, der den Würfel als einen Körper erklärt, geeignet, ein Symbol abzugeben für jene Meßbezeichnungen und Größenverhältnisse, die in der Architektur als okkulte Gesetze eine Rolle spielen, faßt den Würfel als das Symbol, den Vertreter des dem Saturn

unterworfenen Mineralreiches, der erdigen oder irdischen Substanz, vor deren Überhandnehmen in seinem Temperament sich Dürer fürchtete, und weiterhin als Träger der höchsten Naturgesetze, bereitgelegt zum Bau der civitas Dei. Mag man dem zustimmen oder nicht, die Schrift weiß zu fesseln und fördert unsre Kenntnis Dürerscher Phantasie- und Gedankengänge.

Die mittelalterliche Holzplastik in Deutschland führen uns Professor Franz Wolter, selbst ein ausübender Künstler, und Willi Burger, der Münchner Kunstschriftsteller, in gemeinsamer vergleichender Darstellung nach ihrer Herkunft und Entwicklung vor (München, Holbein-Verlag). Ein besonderer Vorzug des mit 100 Abbildungen geschmückten Bandes ist der mit Glück und Geschick durchgeführte Entschluß, möglichst viele noch unbekannte Werke aus Privatbesitz ans Licht zu ziehen: viel ungeahnte rührend zarte, aber auch wuchtige und mächtige Schönheit kommt da zutage; unsre jetzt unter wirtschaftlichem Notzwang wieder emporblühende Holzbildnerei wird sich hier ebenso gut mannigfaltige praktische Anregung holen können, wie der Laie idealen künstlerischen Genuß.

Eltern und Erzieher erinnern sich wohl noch daran: 1908 erließ der Dürerbund ein Preisausschreiben über die Frage, in welche Form sich am besten die doch mittlerweile allgemein als nötig erkannte geschlechtliche Aufklärung für unsre heranwachsenden Kinder kleiden lasse. Viele und wertvolle Einsendungen liefen darauf ein, Abhandlungen, praktische Anleitungen und schon in didaktisch-erzählender oder gar dichterischer Form gegebene Beispiele solcher Aufklärung, von Geistlichen, Ärzten, Juristen, von bekannten und berufenen Erziehern und Jugendführern, aber auch von Eltern oder Jugendfreunden, die vielleicht bei diesem Aufruf zum erstenmal etwas für die Öffentlichkeit niedergeschrieben hatten. Die Eingänge wurden von einem Ausschuß geprüft, gesichtet, geordnet, und das Beste daraus wurde zu einem Buche vereinigt, das den Titel »Am Lebensquell« bekam. Es hat, wie ihm durch Zuschriften tausendfach bestätigt worden ist, gute Dienste getan, war aber in seiner Wirkung durch den Umfang und den zu hohen Preis gehemmt. Deshalb hat man sich nun zu einer wohlfeilen Volksausgabe des Buches entschlossen und ihm den Titel »Wie sage ich es meinem Kinde?« gegeben, der — ich weiß nicht, auf welchem Wege — inzwischen zu einem geflügelten Wort geworden war (Dresden, Alex. Köhler). Der neue Titel, meinem Empfinden nach etwas zu spielerisch für die ernste Sache, will mir nicht recht gefallen, und das neue Vorwort von Karl Wand ist vollends reichlich pathetisch und phraseologisch gehalten. Aber Zweck und Ziel und auch der eingeschlagene Weg bleiben vortrefflich. Deshalb sei das Buch — trotz einigen noch durchgeschlüpften allzu gefühligen Beiträgen — aufs neue empfohlen. Prüde Verschleierung solcher lebenswichtigen Dinge können wir uns heute weniger erlauben denn je; Wahrheit in zarter, schicklicher und ehrfürchtiger Form ist auch hier das beste Vorbeugungsmittel für alle drohenden Gefahren.

Hübsch und verdienstlich, daß sich auch mal eine Feder gefunden hat, die dem Aschenbrödel der weiblichen Hausarbeit sein verlorenes Krönlein wiedergibt! Wanda Maria Bührig hat ein Hausfrauen-Brevier zusammengestellt, ein Büchlein zur Verinnerlichung der häuslichen, nur zu gern und zu leicht mißachteten häuslichen Dinge des Werktags in Küche und Keller, Stube und Kammer (Berlin, Furche-Verlag). Die Gedanken, die da in aphoristischer Form vorgetragen werden, sind nicht sonderlich originell und oft nur aus ehrwürdigen Büchern der praktischen Lebensweisheit entlehnt, aber der Geist des nachdenklichen, vertiefenden und verklärenden Ernstes, der sie zusammenhält, gibt ihnen einen seelischen Gesinnungskern, der, wo er Wurzeln schlägt, Frucht tragen und Segen stiften muß. Manche Stunde innerer Leere mag durch diese Gedanken überwunden, mancher Unmut verscheucht und in fröhliche bewußte Schaffensfreude verwandelt werden. Statt weiterer Charakteristik ein paar kleine Proben, und die geschäftige Hausfrau, für die das Buch geschrieben, wird wissen, was es will und ob sie's lesen und besitzen möchte: »Es gibt Tage, in denen die Arbeit vor einem liegt wie ein Berg. Die Hände fallen in den Schoß, es fehlt an Energie, um anzufangen. Was tun? Nur an das Nächstliegende denken, nicht an das Ganze. So verschwindet bald der Berg und wird zur freundlichen Ebene.« — »Jede vollendete Leistung birgt ihren Lohn in sich, und wäre es auch bloß eine gut gefegte Stube oder ein blankgeputztes Messer! Ihr Lohn ist die Freude an der Vollkommenheit und an der Leistung.« — »Es ist gut, daß viele durch die jetzigen Verhältnisse zu Arbeiten gezwungen werden, die sie sonst nie zu verrichten brauchten. Auch ein kleiner Schritt zur sozialen Verständigung!«

Puschkin, wenigstens den heute noch lebendigen Meister der Prosaerzählungen, kann man jetzt bequem, von gutem Papier und in wohltuender Schrift aus zwei gefälligen Leinenbänden lesen, für die Johannes v. Guenther die Auswahl getroffen und neue Übersetzungen geliefert hat (München, C. H. Beck): in einem Band die Romane, in einem die

Novellen. Als führender Roman ist »Die Hauptmannstochter« gewählt worden, eine auf dem geschichtlichen Hintergrund des Pugatschowaufstandes unter Katharina 2. spielende, nach Walter Scotts Vorbild äußerst lebhaft und natürlich vorgetragene Erzählung voll echt russischer Charaktere; neben ihm steht das Fragment »Der Mohr Peters des Großen«, die Geschichte Ibrahim Hannibals, eines ungewöhnlich begabten Abessiniers, den der große Zar hatte ausbilden und zum Gardeoffizier machen lassen, und der von Mutterseite des Dichters Urgroßvater war. Unter den Novellen des zweiten Bandes behaupten die berühmten Erzählungen Bjelkins den Vorrang: die romantisch-phantastischen »Der Schuß«, »Der Sargmacher« und »Der Schneesturm« sowie die mehr realistisch gehaltenen »Das Fräulein als Bäuerin« und »Der Posthalter«, Sittenschilderungen, die uns mit schlichtester Wahrhaftigkeit, aber in äußerst farbiger Handlung ins russische Landleben einführen. Den Abschluß machen die im Stoff an Schillers »Räuber« erinnernde Erzählung »Dubrowsky« und die weltberühmte »Pique-Dame«, eine ins Bizarre gesteigerte Erzählung in E. T. A. Hoffmanns Art. F. D.

## Verschiedenes

Über die Entlassung Bismarcks haben Veröffentlichungen der letzten Jahre so viel Einzelheiten gebracht, daß dies schicksalsschwere Ereignis jetzt im vollen Licht der Geschichte vor uns liegt. Was noch darzustellen blieb, war die Mitwirkung der politischen Parteien am Sturz sowie die Auswirkung des Ereignisses auf sie und die ganze innerpolitische Lage. Diese Lücke wird nun ausgefüllt durch die Schrift »Bismarcks Sturz und die Parteien« von Wilhelm Mommsen, Privatdozenten an der Universität Göttingen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). In gewissenhafter Weise schildert Mommsen die kritische Zeit, in der die Reichstagswahlbewegung von 1890, die Februarerlasse Wilhelms 2. und die Stellung Bismarcks zu diesen Erlassen ausschlaggebende Wichtigkeit erlangten. Die Zusammensetzung des neuen Reichstags, die dadurch hervorgerufene Erörterung über eine Änderung des Wahlrechts und eine neue Fassung des Sozialistengesetzes, die Möglichkeit einer konservativ-klerikalen Mehrheit mit ihren Folgen — das waren Momente, die Bismarcks Stellung erschweren und erschüttern mußten. Im Abschlußkapitel (»Der Rücktritt und die Parteien«) welch unerfreuliches Bild der Kurzsichtigkeit und parteiegoistischen Verblendung unsrer inneren Politik! Leider waren das Fehler, die noch heute ihre verderblichen Früchte tragen: Mangel an Verantwortungsgefühl und an Mut, an Zivilcourage, wie Bismarck es nannte, Lauheit, Undank, Blindheit vor der Größe des politischen Genius.

*

Es gab, da Mißtrauen, Haß und Verfolgung aufs höchste gestiegen waren, eine Frau in Finnland, die hieß Mathilda Wrede und ging mutig und unerschrocken in die Gefängniszellen, zu Frauen und Männern, tröstete, erquickte und stählte sie. Und wenn die Herzen noch so verstockt und die Lippen noch so verbissen waren, ihr öffneten sie sich, denn sie ging auch zu ausgemachten Verbrechern und ließ keinen Unterschied walten zwischen Schuldigen und Unschuldigen. Manchen hat sie wieder auf den Weg des Friedens geleitet, vielen die letzten Stunden erleichtert und erhellt ... Ja, man möchte im biblischen oder Märchenton von dieser übrigens noch heute lebenden und wirkenden Frau sprechen, und man findet es nicht übertrieben, daß die dänische Dichterin Ingeborg Maria Sick diese Mathilda Wrede in der Lebensgeschichte, die sie von ihr geschrieben (Stuttgart, J. F. Steinkopf), einen »Engel der Gefangenen« nennt, wie's zuvor schon die Gefangenen selbst taten. Man fühlt sich selbst von dieser Botin der allerbarmenden Gottesliebe an die Hand genommen, lernt Mitgefühl von ihr, aber auch Gerechtigkeit und menschliches Verständnis für Schuld und Fehle und schämt sich am Ende, daß die Kraft und Selbstüberwindung, die zu solch tapferem Tun gehört, immer nur bei so wenigen ist.

*

Jakob Burckhardts »Cicerone«, dieser berühmte und bewährte Führer durch die Kunststätten und Kunstschätze Italiens, hat dank der wiedererwachten deutschen Reiselust sein 50 Tausend erreicht. Der Verlag von Alfred Kröner in Leipzig läßt jetzt einen Neudruck der Urausgabe erscheinen, in einem Bande von 1000 Seiten, der aber mit seinem Dünndruckpapier noch nicht die Stärke des Baedeker erreicht. Während man sich früher, um diese klassische Anleitung zum Genuß der italienischen Kunstwerke als Reisebegleiter bei sich zu haben, mit drei Bänden und noch einem Registerband belasten mußte, hat man jetzt alles unverkürzt in einem beisammen.

*

Ein halbes Jahrhundert lang galt Hegels Ästhetik für tot; jetzt scheint es, als solle sie — vielleicht im Gefolge Spenglers — wieder lebendig werden. Ihr dieses Auftauchen aus dem Strom des Vergessens zu erleichtern, nimmt Dr. Alfred Bäumler ihr den Ballast, der sie niederzog, indem er nach einheitlichem Gesichtspunkte eine Auswahl daraus trifft, sie kri-

tisch einleitet und mit erläuterndem Text verbindet (München, Beck). Zum mindesten der historische Wert der Hegelschen Ästhetik ist nicht zu verkennen: wir haben in ihr den ganzen Gehalt unsrer klassischen Epoche rein und vollendet entwickelt, und alles, was dieser Philosoph sieht, wird aus der Enge des individuellen Bewußtseins auf den Boden der Weltgeschichte versetzt. Es findet sich bei ihm aber auch manches, was erst heute ins rechte Licht tritt: über ägyptische, indische, griechische, gotische Kunst, über die Musik insbesondere, hat er Gedanken entwickelt, die unveraltet sind, ja erst heute recht verstanden werden können.

*

In Kröners Taschenausgaben (Leipzig, Alfr. Kröners Verlag) sind drei grundlegende und epochemachende Werke erschienen: Darwins »Abstammung des Menschen« in deutscher Übersetzung und mit erläuternder Einleitung von Heinrich Schmidt (Jena), Eduard von Hartmanns Gedanken über Staat, Politik und Sozialismus, zusammengestellt von seiner Witwe Alma von Hartmann, und Nietzsche-Worte, ausgewählt und eingeleitet von Walther von Hauff. Das Nietzsche-Bändchen trägt ausdrücklich den Zusatz »für werdende Menschen«, ist also vornehmlich für die heranwachsende geistige Jugend als Einführung in Nietzsches Gedankenwelt bestimmt. Ähnliches gilt von den beiden andern Bändchen; auch sie heben aus dem Lebenswerk Darwins und Hartmanns das Wesentlichste und Lebendigste heraus, um den Zugang zu dem Gesamtschaffen und der Gesamtpersönlichkeit zu bahnen.

*

Bruno Betke, Der kaufmännische Stil (Leipzig, Hesse & Becker). — Hier hat ein Großkaufmann die Sprache der Geschäfts- und Bewerbungsbriefe, der Waren- und Firmenbenennungen und der geschäftlichen Anpreisungen (Reklame) einer scharfen Musterung unterzogen. B. bekämpft die Verlotterung der Briefsitten und der Geschäftssprache bald mit Spott und Humor, bald mit Zorn- und Strafpredigt. »Der Krieg mit seinem Warenhunger und Warenmangel hat die Formen, in denen sich der geschäftliche Verkehr bewegt, in betrübender Weise verschlechtert.« ... Umfassende und eingehende Sachkenntnis, Sicherheit in sprachlichen Fragen und Geschick, sie zu erörtern, machen auch dem die Empfehlung dieses Buches leicht, der wohl gewünscht hätte, daß der Verfasser noch mehr in die Tiefe gedrungen wäre, als er es, offenbar um sich die Wirkung nicht zu verscherzen, für gut befunden hat.

*

Wir kennen Ludwig Bechstein heute fast nur noch als Märchenerzähler und Sagenforscher; daß er auch Hexengeschichten erzählt und wie erzählt hat, ist vergessen, wie das Buch, das sie enthielt, seit zwei Menschenaltern verschollen ist. Jetzt hat es Gustav Meyrink wieder ans Licht gebracht (Wien, Rikola-Verlag). Aus der Gegenwart, die sich diesem finsteren mittelalterlichen Aberglauben so unendlich überlegen dünkt und doch von geheimen Fäden, wenn auch nur in der Phantasie, zu ihm hingezogen wird, entrückt uns Bechstein wie auf Doktor Faustens Zaubermantel ins 16. und 17. Jahrhundert, in eine Welt, die bevölkert war von Teufeln, Hexen, Dämonen und Fabelwesen. Das Buch ist ein Meisterwerk der Erzählungskunst, aber auch ein kulturgeschichtliches Zeitdenkmal ersten Ranges. Daß gerade Meyrink, der Verfasser des »Golems« und des »Grünen Gesichts«, es herausgibt, hat seinen guten Grund; nur hätten wir gerade von ihm eine sachlichere Einleitung erwarten dürfen, als er sie in seinem polternden Vorwort für nötig hält

*

Naturwissenschaftliche Plaudereien, die meist zu kleinen hübsch erzählten Geschichten werden, vereinigt Maria Normann in einem von Hermann Wittig illustrierten Büchlein »Was die Eiche erzählt« (Berlin W 30, Faro-Verlag). Diese Geschichtchen von Ameisen, Füchsen, Schmetterlingen, Maikäfern und anderm kleinen Getier haben ihre Probe bestanden, d. h. sie sind wirklich einem Kinde erzählt und dann erst aufgeschrieben worden, was eine gute Gewähr für ihre lebendige Wirkung ist.

*

Worte, die den Tag geleiten, ausgewählt aus gehaltvollen Schriften unsrer Dichter und Denker, hat ein ungenannter Verfasser zu einem Jahresbrevier nachdenklicher und verantwortungsbewußter Lebensführung zusammengestellt (Berlin, Martin Warneck). Es sind erlebte und deshalb erprobte Erkenntnisse und Weisheitssprüche, die sich hier zusammenfinden: deshalb werden sie auch an andern ihre erzieherische Kraft bewähren.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Österreichische Vertriebsstelle: Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11; verantwortlich für Österreich: Dr. Emmerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

# Westermanns Monatshefte

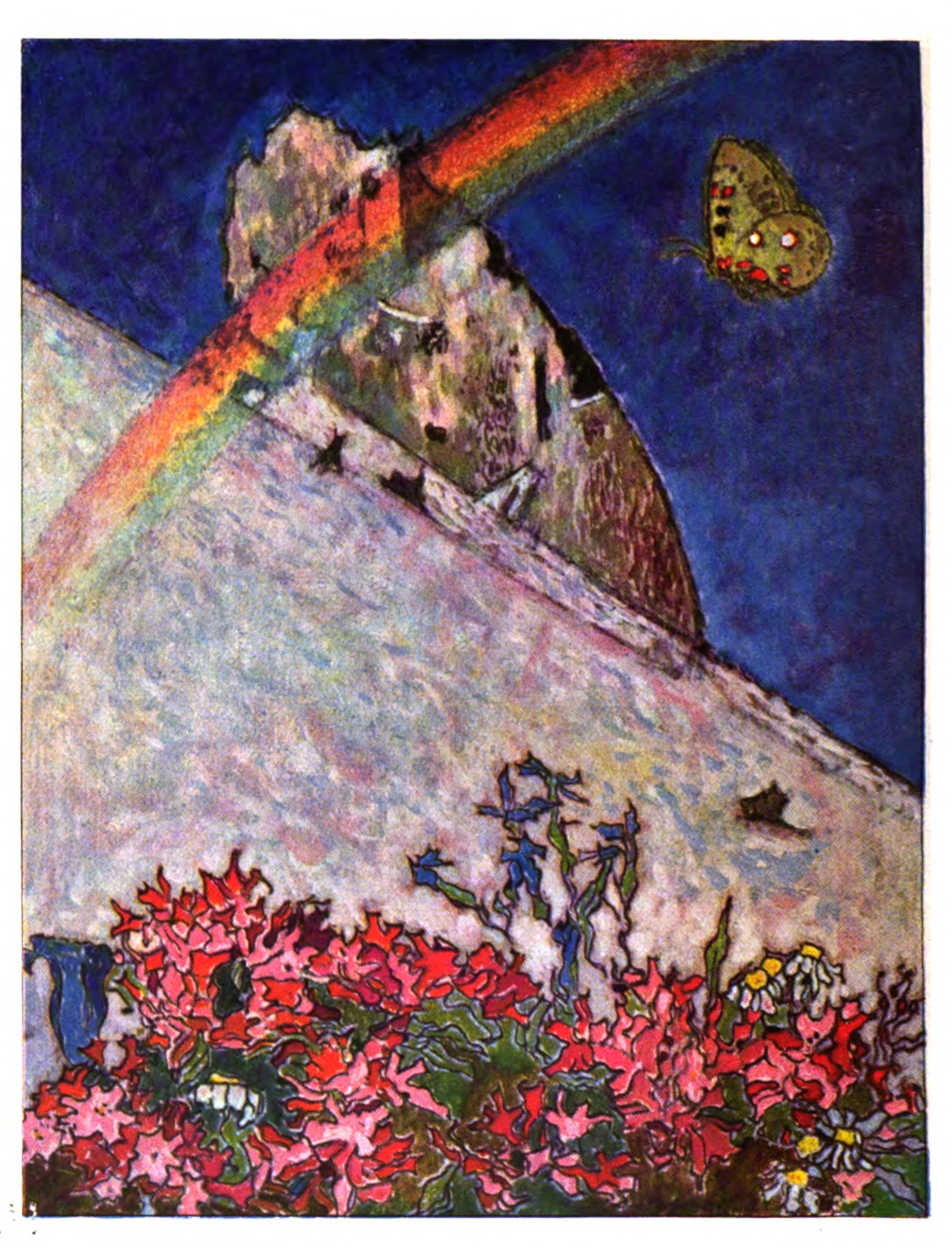



November 1924

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig



Hans Richard Heinmann: Alpentraum




# Der Friede einer andern Welt

## Roman von Heinrich Federer

### III

Einige Wochen später, da malte Johannes hoch über Hausdächern auf schwankendem Gerüst den Lustigern ihre Tageszeiten vom Morgen bis zum Abend und durchs Dunkel der Nacht an den Kirchturm.

Der Pfarrer nannte ihn spaßig den Augenarzt des Kirchturms und saß manches Weilchen hinter dem Künstler im sicheren Gelaß. Es war für den Riesen nicht leicht, das schmale Leiterchen zwischen den Glocken zu ersteigen und sich durch eine enge Bodenluke zum Uhrgehäuse emporzuschwingen. Die Hitze in diesem Sparrenwerk drückte wie in einem Dörrofen, das Blut stieg dem Seelsorger dunkel bis unters Haar, und der Schwindel kitzelte ihn an den Beinen herauf, wenn sein Blick durch das Fenster in die Tiefe fiel. Man sah die Leute stillstehen und heraufzeigen. Ilgenwirts Sigi — er hieß eigentlich Sigismund —, der gerade in den Ferien daheim war, saß mit dem Operngucker auf dem Gesimse seines Dachstübleins, rauchte Zigarette auf Zigarette, las in einem wilden Buche, funkelte dann wieder mit seinen erbarmungslosen grünen Augen gelangweilt in die Höhe, ob es denn noch nicht krache und irgendwas, der Maler oder die Farbentöpfe, amüsant in die Tiefe purzelten. Sobald der Pfarrer weg war, wollte er ein Weilchen zum Maler hinauf.

Ab und zu schlüpfte zwischen den Vorhängen beim Pfarrhof der klargescheitelte blonde Kopf des Mili hervor und schoß einen leuchtenden Blick zum ... Bruder? ... Das war Johannes nicht. Zum Kameraden? ... Schützling? ... Freund? ... Ach was, zu ihrem Johannes empor. Ihr Herz hatte zum erstenmal in ihrem Leben auf eine ganz neue Art geklopft, als Johannes auf das Brett hinaustrat und dabei alles einen Moment schwankte und der Jüngling rasch mit der Hand nach dem Seil langte, so daß im ersten Augenblick diese sehr gewöhnliche Sache den Untenstehenden wie eine ungewöhnliche Gefahr erschien. So oft sie nun den Vorhang lüpfte, so oft lächelte auch der hübsche Sigi herüber. In seinem unheimlichen Kopfe gingen schon merkwürdige Ferienpläne durcheinander.

Carl hörte es trotz des Windes, der lau, aber heftig um die Ecken pfiff, jedesmal genau, wenn Johannes wieder eine Zahl aus dem Korbe nahm, aufstand und mit starken Schrauben die gewaltige Ziffer ins Blatt hineinzwang. Von unten wie ein Kinderspielzeug, sahen diese Zahlen in der Nähe wie geharnischte Knappen aus, blitzend von Kühnheit und Durst nach Sonne. So schien es wenigstens dem Pfarrer. Aber Sigi hatte geholfen die Ziffern auspacken, und hatte geistreich böse gesagt: »Wenn die wüßten, daß sie da oben nur zum Stillesein und Dulden verdammt wären, bis sie von der Sonne und allen frechen Augen ausgesogen sind — oh, sie glänzten nicht mehr so leichtsinnig.« Und er lachte ein dunkles, unschönes Lachen und dachte an Menschliches, Unmenschliches, das er schon erlebt hatte.

»Wie redest wieder einmal!« schalt die Mutter, heimlich stolz über dieses gescheite Zeug, das sie nicht verstand. »Das sind Zahlen und wollen nichts als einfach gezählt werden.«

»Oder Menschen, Mütterchen! Mädchen, ja, hübsche, arme, feilgebotene Mädchen!«

»Wüster du!« Sie schlug ihm so scharf über den glatten, hübschgescheitelten braunen Kopf, daß er verblüfft aufschaute und eine helle Wut seine Augen schlangenhaft grün färbte. Aber die Disziplin in der Ilge war zu stramm. Der Jüngling wurde plötzlich wie matt, faßte die schlagende Hand und lispelte: »Mutter, wenn du alles sähest, was ich in der Stadt sehen muß.« Dann zog er ein Taschenspiegelchen hervor und strich den Scheitel mit gewandtem Finger wieder zurecht.

»Was hast jetzt für eine Stunde?« fragte indessen oben Carl.

»Die Eins! Die braucht am wenigsten Schrauben.«

Und am wenigsten Sorgen, dachte Carl. Nachts schläft der Christ, wenn sie tönt, und mittags schlägt er das Kreuz über den gestillten Hunger, liest das Amtsblatt oder nickt eine halbe Stunde ein.

»Und jetzt?«

»Die Acht!« schrie Johannes, aber vor dem Wind verstand Carl nichts. »Was für eine?« wiederholte er.

»Die Acht!« versetzte Johannes ungeduldig. Was kümmern doch den drolligen Mann diese Ziffern! Ist doch eine Stunde wie die andre!

»Die Acht,« murmelte der Pfarrer. »Das ist nun etwas ganz andres. Da fängt die Morgenarbeit an, das Schreiben, Studieren und Sorgen fürs Dorf. Und das Läuten am Haus und das Türklopfen und das Herr Pfarrer hier und Herr Pfarrer dort, oft wegen einem Mückenstich, während ich im selben Moment von sieben Seelen nichts weiß, die zugrunde gehen ... Aber dann abends um die acht ist ... Ruhe? Ja, schön! Im Haus wird es still, nicht im Kopf. Endlich kann ich ans Schwierigste gehen, ans Rechnen und Planen, wie's vorwärts soll trotz Radschuh und hinkenden Räten und eigner Feigheit ... und dann das Gebet, das kopf- und herzwaschende Gebet.«

»Die Zwölf,« schrie Johannes von außen nun aus freien Stücken. Er war erfreut, daß er schon an der letzten und größten Stunde angelangt war.

Carolus schoß auf. Das ist die Reife, die Vollendung. Sollt' es wenigstens sein. Das ewige Gericht entscheidet. Vorbei Schlimmes und Holdes, fertig! Sieh zu, wie du aussiehst! ... Unwillkürlich fiel Carls Auge schräg durchs untere Fenster übers Chordach zum Friedhof nieder. Wie müd lag er da, wie stumm! Das schlief aus aller kleinen Zeit in die große Ewigkeit hinüber, tausendlippig, tausendpulsig, und doch nun fertig, jeder auf seine Art, in der Güte oder im Zorne des Himmels. Jedes Kreuz, jeder Stein, ja jede Blume auf dem Grabe kam ihm vor wie ein Finger, ein Pst! an einem dunklen, stummen Munde. Dieser Mund würde sich noch so gern zu einem Worte, zu einem einzigen Worte öffnen, das alles gutmachen könnte. Aber der Finger warnt: Still! dein Geschwätz, dein Prahlen, dein Fragen, dein Predigen ... ja, auch dein Predigen, ist fertig. Jetzt redet ein andrer mit dir. Stille! Punktum! ...

»Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!« Johannes stieg gebückt herein, um zu sehen, warum ihm Carl nicht mehr Bescheid gebe. Er hatte durchs Loch gejubelt: »Fertig! Kommen Sie ans Gesimse! Da unten stehen die Leute bienenschwarz. Der Student hat mir geklatscht und eine Zigarette durch die Luft geboten ... der Typ!«

Aber der Pfarrer lehnte den schwarzen Strubelkopf an das Uhrgehäuse und war eingenickt. Der eintönige laue Wind, die drückende Luft, die durch alle Ritzen flimmernde Sonne und sein eignes Grübeln hatten es zuwege gebracht.

»Herr Pfarrer, so kommen Sie doch,« rief Johannes kühl lächelnd. »Die Zahlen stehen fir wie die Sterne am Himmel.«

Carl ward sofort wach, genierte sich aber heillos vor dem unverfrorenen Burschen, wie er da ein Bein zum Loch hinaus in die Luft streckte und ihn beinahe schäbig anblickte.

»So, das wär' überlegt,« rief er, als hätte er nur so für sich etwas bedacht, »du mußt mir halt doch etwas Blumiges ins Viereck malen.«

»Kommen Sie erst und schauen Sie, wie das rundherum blitzt. Eine Sünde wär's fast, noch mit einem Finger dran zu rühren.«

»Ich will's von unten anschauen, 's ist ohnehin fast Mittag ... oder wart, doch ... oh ... oh ...«

Der Pfarrer fuhr jäh zusammen und griff nach einem Balken. Hart an seinem Kopf hatte es gerasselt und gekrächzt und wie mit einem ungeheuren Hammer geschlagen. Und sofort fiel ein Klöppel auf die große Glocke. Er merkte es durch den Bretterboden hindurch, so zitterte alles Gebäu. Es summte und toste heillos zwölfmal! Dann krachte der ganze Glockenstuhl, die eine Glocke geriet langsam ins Schwingen, der ganze Turm wurde lebendig, man läutete Mittag.

Carl mußte sich wieder setzen und, den Finger im Ohr, warten, bis der Turm seine ungeheure Zunge wieder schweigen hieß. Ihm war, Leib und Seele schwängen mit. Dabei ward ihm fast schwindlig. Zweimal probierte er, den Englischen Gruß zu beten, wie er zu diesem Zeichen paßt, aber er kam nicht über das erste Ave hinaus. Noch lange toste das Metall in seinem Inneren fort.

»Wollen wir jetzt?« fragte Johannes. »Die Schule ist aus. Alle Kinder gucken herauf.«

Probieren geht über Studieren, dachte Carl und tastete sich zum Mauerloch. Er kannte seine Schwäche, die es ihm nie erlaubt hatte, mit den andern Knaben in die Kirschbäume zu steigen.

Aber hier war es gleichsam seine Pflicht. Er mußte zeigen, daß er mit diesem Turm auf eine besondere Art verbunden sei. Er mußte sich dem Volke von da oben zeigen.

»Stehen Sie jetzt mit dem linken Fuß aufs Gerüst hinaus, den rechten behalten Sie noch auf der Mauer ... so, hier! ... Stehen Sie ab ... halten Sie sich da an der Tanne, das gibt Halt ... Herunter den Schuh,« rief Johannes ungeduldig, »'s ist ganz sicher! Alle Räte dürften hier stehen und der Corneli dreimal dazu.«

Der Name Corneli stupfte den Pfarrer vorwärts. Mit einer unglaublichen Selbstüberwindung bückte sich Carl, rutschte langsam hinaus, sah die leere, lautere Landschaft heraufgähnen, blickte weg, mußte schaudernd wieder hinsehen, faßte mit beiden Händen den geschälten, weißen Tannenstamm, der in Armhöhe am Gerüst hinauslief, dann war es genug. Es luftete und kitzelte ihm die Hosen hinauf, drehte sich alles ringsum, Bäume, Häuser, Sträßchen, Menschen unten zogen sich wie ein Netz auseinander, gingen wieder zusammen und sanken dann tiefer und tiefer in namenlose Abgründe. Grünes, Blaues, Rotes flimmerte ins Auge ...

»Was machen Sie? Da hinauf müssen Sie schauen ... die Zahlen ... goldig ...«, hörte er noch wie verschwimmend unter Wasser von fern den Johannes sagen. Dann sank er am Gemäuer nieder, totenblaß, mit den Zähnen klirrend und die Augen voll Nacht. »Weg, weg!« stammelte er wie ein Kind.

Nun erst erlosch der Spaß des Johannes. Das wurde ja ernst. Was hat er? Will der gewaltige Mann da oben sterben? Genau so fing es beim Vater an.

Er packte den Pfarrer am Oberkörper, daß er nicht hintenüber in die Bresche falle, und wischte ihm das Gesicht, das plötzlich mit einem dicken, kalten Schweiß belegt war, mit seinem sauberen Taschentuch ab. So hatte es Mili dem Vater damals auch gemacht.

Aber schon kehrte die Lebensröte ins Gesicht des Priesters zurück. Er hob den Arm, nestelte am Kragen und sagte noch wie im Schlaf: »Nein, so eine Schwäche; alles Blut fiel mir aufs Herz.« Dann öffnete er die Augen und erschrak, da er noch immer mit einem Beine außerhalb des Turmes halb saß, halb lag.

Doch Johannes lächelte schon wieder und meinte: »Herr Pfarrer, das war ja wie eine Ohnmacht. Jetzt blicken Sie nicht mehr hinunter, schnell das Bein über, so, hinein! — da sind wir!«

Sie standen wieder auf festem Boden. Dem Pfarrer zitterten noch die Beine. Und das ist, spottete er sich leise aus, der — viel zu niedrige Turm.

Unten hatte man halb und halb vermutet, daß oben auf dem Gerüst etwas passiert sei. Doch nur der Sigi mit seinem Opernglas hatte genau bemerkt, daß der Pfarrer an der Mauer zusammengesunken war. »'s ist nichts,« sagte er dem Mesner, »bleibt nur. Ich hüpfe hinauf. Der Johannes hat mir gewinkt.« Die Zigarette zwischen den Lippen glitt er wie eine Katze stiegenauf, begegnete aber den beiden schon auf halbem Wege.

»Ich wollte mich gern nützlich machen,« sagte er, den Pfarrer ehrerbietig grüßend. »Aber da komm' ich zu spät!«

»Oh, es ist nichts!« dankte Carolus. »Die Hitze! Sonst bekomm' ich Nasenbluten, und das hilft. Aber diesmal schlug es mir aufs Herz oder was weiß ich ... 's ist nicht der Rede wert. Aber ich danke für die gute Meinung.«

Der flotte Gasthofsohn, im eleganten städtischen Anzug, mit den grünen, wimperlosen Augen, sah den Sprecher mit feinem Spott an, und als Johannes nochmals hinaufkletterte, um die Farbentöpfe in den Schatten zu stellen, erlaubte sich der Witzbold, zu sagen: »Es hat verlautet, Hochwürden wollen den Turm fünf oder sechs Stockwerke höher bauen.«

Der Pfarrer schwieg. Er mochte jetzt nicht fechten. Sigi sog leise an der Zigarette und spie zu einem Turmfensterchen hinaus. Strafend sah ihn Carolus an. Da unten steht doch viel Volk, sagte dieser Blick.

»Volk!« sagte nun aber laut und schmähend der Jüngling und warf eine geradezu königliche Hand von sich, »Volk, was ist das?« Bei dieser Geste fuhr die Hand durch einen dünnen Sonnenstrahl, und mächtig blitzte ein gelber, beschildeter Ring ins Turmdunkel hinein. »Sie, Herr Pfarrer,« begann der Jüngling wieder, »sind doch eigentlich auch eine Art Herrschernatur. Aber anders als der Corneli.«

Erstaunt sah Carl auf. Diese Dreistigkeit hatte etwas Imponierendes.

»Aber was ist nun wahr,« bat der Elegante mit melodischer Eindringlichkeit und sprühte Feuer aus den grünen Augen; »ist das Volk für die Herren da, damit sie an diesem Probierlumpen ihren Blödsinn oder ihr Genie versuchen? ... Oder aber ist der Herr für das Volk da, damit es einen Popanz hat, dem es heute Butter und Konfitüren anstreichen und morgen faule Eier anschmeißen kann? Oder gehören beide zusammen, wissen Sie, wie das ein alter Gymnasiumswitz den römischen Konsul so artig mit den Gliedern des Leibes beweisen läßt? Mir scheint, das ist alles Schwindel. Jeder soll sich ein bißchen zum Herrn erziehen, wo er sich stärker als andre fühlt, und jeder ein bißchen zum Knecht, wo er sich schwächer weiß, und alles geht von selbst.«

»Für diese Philosophie, guter Junge, habe ich momentan einen zu leeren Magen,« foppte

der Pfarrer. »Laß mich zuerst einen Teller voll Mehlsuppe essen, bevor ich an dieses Ragout gehe.«

Sigi biß sich mit den zwei braunen Schaufelzähnlein in die Unterlippe. Das »guter Junge« ärgerte ihn ungeheuer. »Dann gesegneten Appetit zum dicksten Brei und dem aufrecht stehenden Löffel darinnen, Herr Pfarrer,« sagte er. »Entschuldigen Sie mich, bitte! Wir wurden jüngst in der Matura gerade über die französische Revolution examiniert, und über die Ludwige vor- und die Napoleone nachher. Und da, geben Sie es nur zu, weicht einem aller Boden unter den Füßen.«

»Solche Dinge mußt du mit dem Kaplan verhandeln. Der weiß dir auf alles Bescheid. Ich begnüge mich mit der kleinen Geschichte von einem Dorftag zum andern, so zwischen Kirche und Pfarrhaus.«

»So schmal!« spottete Sigi ungläubig.

»Oder so breit! Wie du willst! 's ist doch noch genug Historie daran.«

»Aber diese Historie hätte vorhin, Hochwürden verzeihen, da oben ein schlimmes Ende nehmen können. Mit dem Gucker da hab' ich alles gesehen. Der Turm, dieser Baumstumpf — haben Sie ihn nicht so getauft? — ist dennoch zu hoch für Sie, Herr Pfarrer.«

»Wieso?«

»Wenn Sie doch schon auf Zifferblatthöhe Schwindel und Ohnmachten kriegen!«

»Ich habe einen Fehler begangen, doch einen Fehler nur gegen mich! Aber du begehst jetzt tausende, weil für Tausende. Wir beide haben vergessen, wozu die Türme eigentlich da sind.«

»So, jetzt hab' ich Sie endlich am rechten Zipfel. 's ist das Haargleiche wie mit den Herren. Sind die Türme zum Herabschauen oder zum Hinaufschauen da?«

»Zum Hinaufschauen, und das habe ich vergessen! Ich muß dir danken. Du hast mich auf die rechte Spur gebracht. Denn gescheit bist du, aber ob immer fürs Gute?«

Sie traten inzwischen zum Turmpförtchen hinaus. Hier begann der Friedhof mit einigen Gräbern der Pfarrer.

»Argumente,« forderte Sigi und gähnte in die Sonne.

»Von hundert Lustigern sind noch nicht drei in den Turm gestiegen. Aber das volle Hundert schaut tagtäglich ungezählte Male am Turm empor.«

»Das läßt sich hören,« sagte großartig der Jüngling, spie graziös über einen Grabhügel und warf den Zigarettenrest nach.

»Bursche!« donnerte ihn der Pfarrer an, »Respekt vor den Toten!« Schwer legte er seine Pratze auf die Achsel des Jungen.

Sigi entwand sich mit einer eleganten Wendung, staunte den Pfarrer mit gekünstelter Harmlosigkeit an und sagte: »Da regnet es, da hagelt und schneit es darauf nieder, sogar Katzen und Hunde kommen dran, was ist nun da Besonderes? Haben Sie zu Ihren Zeiten noch keine Chemie studiert? Das da« — er fuhr mit dem Arm über das weite Gräberfeld —, »das ist alles Chemie, ganz einfache Chemie. Ich kann Ihnen die Formel auf den Daumennagel schreiben.«

Carolus schaute ernst und fast schmerzlich den Prahlhans an. »Und die Auferstehung, Knabe, und die Ewigkeit? Und Gott? Ist das auch Chemie? Wahrscheinlich hast du auch da eine Formel, die auf den kleinen Fingernagel geht.«

»Das habe ich nicht gesagt,« wehrte Sigi ab. Der Student fing an, vor Carls Schlagfertigkeit Respekt zu bekommen.

»Wenn du aber praktische Chemie studieren willst, so geh einmal in euren Weinkeller. Ich und alle Kirchenräte tranken am Sonntag bei euch eine Chemie, die uns Kopfweh machte. Die Flaschen schworen freilich, das Gesöff komme aus dem Markgrafenland. Wir aber rochen die Trauben des Laboratoriums.«

»Ausgezeichnet!« lachte leise und aufrichtig Sigi. »Das haben Sie famos zurückgegeben. Aber nun garantier' ich Ihnen, Sie sollen bei uns nur noch Meßwein, bischöflichen Meßwein trinken.«

»Das ist ein Typ, Herr Pfarrer, he?« sagte Johannes, der eben aus dem Turm kam. »Mir ist, ich trinke scharfen Most, wenn ich dem Studenten lange zuhöre.« Er tat, als sähe er nicht, wie hinter dem Fenster das Näschen und Bäschen Mili vergnügt winkte.

Sehr gut aber beobachtete das Sigi. »Herr Pfarrer, nichts für ungut,« schloß er. »Sie haben jetzt eine Idee von mir wie von einem, der immer auf Stelzen geht. Nicht wahr, so? Bitte, laden Sie mich heut zum schwarzen Kaffee ein. Ich komme barfuß und mit Asche auf dem Haupt, wenn Sie wollen. Aber bitte, ich möchte heute so gern ein halbes Stündchen mit Ihnen plaudern. Ihnen kann man alles sagen, alles ... Darf ich kommen um die eins? ... Barfuß? ...«

Der Pfarrer mußte wider Willen lachen: »Komm nur! Und du auch, Hannes!«

Der Ilgensohn Sigi Quäler langweilte sich zum erstenmal in seinem Dorfe, einmal, weil er das bunte, geräuschvolle Vielerlei nicht mehr um sich wogen fühlte, besonders jene künstliche laute Farbigkeit, womit die kleine Großstadt seine Sinne fast besessen gemacht hatte. Aber noch viel mehr langweilte er sich, weil es plötzlich nichts mehr von dem zu tun gab, woran er sich in Zürich die letzten neun Monate zuerst nur wie an eine neue farbige Schönheit, dann aber auch als an sehr faßliche Genüsse gewöhnt

hatte. Er gab sich als vollendeter Egoist dabei nie unmäßig aus, achtete peinlich auf Gesundheit und äußere Sauberkeit, aber hatte gar kein Gewissen, ob der andre Teil dabei viel oder wenig, ob er sich ganz verliere.

Erst vier Tage war er daheim und lauerte bereits ununterbrochen, ob denn Lustigern, das er unter solchen Gesichtspunkten noch nie betrachtet hatte, gar nichts von den bewußten Annehmlichkeiten biete.

Welch ein armes Dorf! dachte er nun oft, wo er selber unbewußt immer ärmer wurde. Daß ich das bis heute nicht merkte. Diese groben Kartoffelgesichter, diese Bauernschönheit so rauh wie ihre Schuhe und Strümpfe! Dazu nun noch dieser strenge Pfarrer, der wie ein neues Messer ins Dorfleben fährt und am letzten Sonntag so glühend gegen das Tanzen gepredigt hat!

Es gab, soweit er in diesen vier Tagen erspähen mochte, ein paar schwache Ausnahmen. Aber das waren Jungfern, zu denen keine Gelegenheit führte, die schon verlobt waren oder zum vornherein sich vor jedem Spiel wie vor dem Teufel bekreuzen würden.

Das Mili hatte er als armes Geschöpflein früher, wenn es seiner Mutter beim Waschen und Putzen aushalf, nie beachtet. Jetzt sah er es mehrfach von weitem und staunte, was für eine gutgewachsene Person dieses Ding geworden sei, mit etwas zu steilen Achseln, aber einem vergnüglichen Hals, auf dem sich der blonde Kopf so melodisch hin und her neigte wie ein Windröschen. Auch ihr Schritt so leicht und bestimmt, wie er ihn von seinem Adlernest nun öfters bis zur Pfarrhoftür verfolgt hatte, gefiel ihm ausnehmend. Vom Gesicht hatte er weder eine schlimme noch eine angenehme Erinnerung. Er fieberte geradezu, es in der Nähe zu mustern, und irgendein Instinkt sagte ihm voraus, daß es sich lohnen werde. Darum hatte er sich aufdringlich zum schwarzen Kaffee ins Pfarrstüblein geladen.

Aber so manches Täßlein er schöpfte, immer war es die alte, haarzerzauste, seufzende Peregrina, die ihm die Kanne reichte. Das Mili blieb unsichtbar.

Carolus erklärte, daß die Beichtstüble aus dem Chor ins Kirchenschiff gehörten. Sie seien die rettenden Ankerplätze und Häfen für die herumgeschwemmte und ertrinkende Menschheit. Sie gehören ins Volk, nicht in die Ruhe des Chores, an dessen Stufen alle Brandung verebben müsse. Prachtvoll erklärte er das, auch sei es geradezu ein Gesetz der Kirche. Der Kaplan, der mitten im Vortrag hereingekommen und auch sein Täßchen erhalten hatte, nickte ein fleißiges, aber schalkhaftes Ja dazu.

»Nun habe ich in der Sitzung der Kirchenräte bei euch in der Ilge« — der Pfarrer wandte sich an Sigi und behandelte den Jüngling wohltuend wichtig — »nicht bloß die Renovation des Zifferblattes, sondern auch diese kleine Umstellung im Gotteshause beantragt. Der Corneli sagte ungern ja zum ersten und ein steinhartes Nein zum zweiten. Und die Hasen von Räten stimmten mit. Ich blitzte, donnerte, hagelte, es nützte nichts. Warten wir! Nach und nach werden die Herren schon klüger. Einstweilen mach' ich's ohne sie. Ja, freilich, Bruder Fri—do—lin ... ohne sie. Die zwei alten Beichthäuschen und zwei neue kommen ins Schiff. Gutes Holz und einen geschickten Zimmermann hab' ich schon ...« Herausfordernd sah er die drei Gäste an.

»Peregrina, tut dem Pfarrer noch einen Zucker ins Schwarze,« spaßte Eusebi.

»O du heimlicher, süßer Widersacher!« zürnte Carl. »Salze du ein wenig dein Fleisch und Blut, das tät' mehr not.«

»Ach, Bruder,« widersprach der kleine, flinke Greis, »gesalzen sind wir alle übergenug. Die andre Würze, die andre ... die Liebe ...«

Von seiner dürren, heiseren Lippe flog dieses schönste irdische Wort ohne Klang und Fülle auf. Aber es war von sich aus so stark, daß jeder der drei Zuhörer eine gewisse Unruhe empfand.

Sigi horchte auf jeden Tritt im Gang, auf jedes Türgeräusch, aber der blonde Zopf zeigte sich nicht. Da wurde er im stillen wütend über diese Hockerei. Was sind das für strenge Häuser, diese Pfarrhöfe, wie kann ein frisches Blut nur Priester werden! Nein, nein, hinaus, das ist nicht meine Luft ... Eine sonderbare Art von Mitleid für das arme Mili hier rührte ihn. Als er aus dem kühlen Gemäuer wieder in die Nachmittagssonne hinauskam, schüttelte er sich wie erfroren.

Da traf es sich, daß er Johannes eines Abends vom Turme nach Hause begleitete und auf dem Bänklein vor der Tür das Mili traf. Einfach, aber blank in seinem blaugetüpfelten Sommerkleide saß es da und besserte einen Strumpf aus. Die letzte Sonne fiel über die Dächer und Dolden schräg ans Haus und berührte den glatten Scheitel der Jungfer, daß er wie rotes Gold flammte. Wie ein eng anliegender, oval zu den Ohren geschweifter blitzender Kopfhelm leuchtete dieses glatte Haar. Eine Jeanne d'Arc, halb Bäuerin, halb Heldin, schoß es durch Sigis phantastischen Kopf. Ruhig stand das Mädchen auf und grüßte gemütlich. Der Helm zerfloß in nichts. Sigi bemerkte sogleich, daß dafür etwas andres, eine süße, liebe Ordnung auf diesem Gesicht glänze. Diese kleinen braunen tiefen Augen, die wie zwei Lampen gleich hoch hingen, gleich viel Öl hatten und gleich stark leuchteten, diese glatte Stirn, durch die aber bei jeder Sorglichkeit kleine Schlänglein von Linien zuckten, das etwas spitze Näschen, der spatzenflinke Mund, wobei die Oberlippe wirklich in der Mitte wie ein Vogelschnabel sich in die untere

Lippe hakte, besonders wenn das Mili scharf wurde, dann der silbrige Seidenflaum ringsum, die gesunde, saftige, fast südländische Bräune des ganzen Gesichts, und dabei doch eine Klarheit, ja Durchsichtigkeit des ganzen Wesens, als ob es immer Morgen wäre und immer ein erfrischender Wind über das Dirnlein bliese, nein, das war auch für einen, der sich auf städtischen Fluren verköstigt hatte, eine verlockende Weide.

Sigi hatte das Mädchen gewiß drei Jahre nicht mehr in der Nähe gesehen, und auch jetzt sah er es noch nicht recht, da er mit Johannes heftig über die Farben stritt, weil jener dozierte, jede sei gleich schön, während Sigi das ins Violette spielende Weinrot über alles pries und überhaupt Johannes nur einen halben Maler schalt, wenn er in den Farben nur Farben und nicht Seelen sehe, ja, ganz verschiedene Wesen voll Leidenschaften, Gesichtern und Zaubern.

Sie setzten sich rechts und links zum Mili, und erst jetzt, da das Jüngferchen mitredete, fiel der ganze Zauber dieses Mädchens über Sigi.

»Sag' du, ob ich nicht recht habe, Milmili,« sprach er sie mit dem Schulmädchennamen traulich an und ließ seine Augen rund und voll über ihren Scheitel aufgehen.

Aber ungeblendet und mit einer Stimme, deren Trockenheit ihn sofort etwas mißvergnügt machte, belehrte Mili, sie hätten beide unrecht. Nicht alle Farben seien gleich prächtig, aber die vom Sigi gehöre jedenfalls nicht zu den schöneren. Dieses Weinrot-Violett sei ein Etwas und ein Nichts, ein Zwitter. Ihr aber gefalle am besten das richtige Rot und noch mehr das richtige Blau. Dieses sei etwas Offenes, Ehrliches, Einfaches. Da könne man sich nicht verstecken und nicht mißfarbig heucheln. Drum sei ja auch der Himmel so, der liebe, redliche Himmel über uns.

Diese Rede gefiel ihm gar nicht, er hörte heimliche Angriffe heraus. Daneben erquickte ihn doch, wie gescheit sie redete. »Und Grün?« fragte er, allen Phosphor seiner Augen in einem Schuß ausströmend.

Mili hielt diesen Blitz aus, ohne mit einem Lid zu zucken. Grün, o ja, das gefalle ihr. Grüne Wiesen, grüne Tannen, feiner grüner Salat oder Spinat! ... Aber dann gebe es ein Grün, das sogleich falsch werde, das mit Blau oder Gelb konspiriere, ein Schmutzfinkgrün, das liebe sie gar nicht. Entweder grün oder gar nicht grün!

»Donnerwetter, du redest ja so sicher wie eine Muttergottes.«

»Aber Sigi!« wehrte das Mädchen.

»Was versteht ihr zwei wohl von den Farben?« fiel nun Johannes wie ein nachsichtiger Meister ein. »Ich hab' Hunger, Mili, und da, schau', ist noch einer!«

Barfuß und hemdärmlig stand der Heli mit seinem breiten, geduldigen Gesicht und seiner Quetschnase in der Haustür und lachte alle gütig an. Seine kleinen, braven Augen waren etwas entzündet, auf seiner Stirn stand nichts als Fleiß geschrieben. Er schwitzte immer ein wenig. »Kann man essen?« fragte er. »Sonst lad' ich noch zehn, zwölf Gänge ab.«

»Jetzt verluft' ein wenig!« gebot das Mili. »Sei doch nicht wie eine bare Maschine!«

»Laß ihn doch, wenn's ihn freut,« meinte Johannes gefühllos. Dann merkte er erst das heimliche Winken Helis und folgte ihm ins Haus.

»Ah, er will ihm das neue Muster zeigen,« erklärte Mili, leise, aber wichtig mit der Oberlippe aufblasend. »Willst du's auch sehen?«

»Das neue Muster?« wiederholte Sigi mechanisch und ganz verloren in dieses neue, so durchaus neue Persönchen.

»Johannes hat es für Vorhänge erfunden. Das heißt,« flüsterte sie, »eigentlich hat der Heli ihm die Idee gegeben.«

»Was ist denn das für eine Idee?« fragte Sigi und versuchte das Mädchen mit einem Blick auf die Bank zurückzuzwingen.

»Hopp, ich muß zur Pfanne. Die Milch!« widersetzte sich das Mili und entschlüpfte wie ein Aal durch die dunkle Tür ins Haus. Nicht minder gelenk eilte ihr Sigi nach. Indes sie das Feuer aufstocherte und im Widerschein dunkel aufglühte wie eine Zigeunerin, dann den Kaffee absott, drei Ohrlappentassen auf den Tisch stellte und das schneeweiße Toggenburgerbrot auflegte, ließ er sie wie ein wachsamer Kater mit keinem Auge los.

In allem Hantieren beschrieb sie das Muster: ein Vogelnest, Spätzlein den Schnabel weit aufstreckend, fern die davonfliegende, futtersuchende Mutter, und ein Mückentanz ringsum, ganz toll und froh, weil die mörderische Spätzin weg ist. Und die Insekten machen sich lustig über die aufgesperrten Schnäbelchen; blöd und hilflos schauen die Vögelchen in diesen Plaggeisterhumor hinein ... Zugleich lärmte Mili leise mit Löffeln und Tellern, stieß ihn jeden Augenblick, da er überall nahetrat und hinderlich war, mit rücksichtslosen Stüpfen aus dem Weg, und bei jedem Puff kitzelte und brannte es den armen Sigi vom Scheitel bis zur Zehe, je länger, je mehr. Er verlor zum erstenmal seine Sicherheit und schwatzte dummes Zeug. »Drei Tassen nur! Sei barmherzig und gib mir auch eine!«

»Wenn die Milch reicht,« versprach das Mili. Sie schenkte ein, zuerst dem Heli, dann dem Johannes ... »Der Rest dir und mir!«

Dir und mir! Er wollte nur das hören, nicht das vom Rest. Dir und mir! Herrgott, wie das tönt!

Er staunte, als sie nun Käse und Brot und heiße Kartoffeln sowie hartgesottene Eier, aber nur zwei, je eins für Heli und Johannes, und

kalte süße Zwetschen auftischte. Das Geschirr war sauber, aber abgenützt und verkratzt. »Wir sind gar nicht so arm,« kam sie ihm rasch zuvor. »Der Zellwig zahlt dem Johannes für jede gute Zeichnung, die ins Sticktuch paßt, sechzig Franken. Der Hugo holt sie, und wenn er sagt, das sei gut, so sagt's auch sein Vater und zahlt es bar.«

»Hieher kommt der Hugo?« fragte Sigi mit stiller Empörung.

»Und sitzt, wo du sitzest, und nimmt mit uns das Nachtessen ... aber auch ohne Ei.«

»Und ich wußte nichts davon,« brauste Sigi auf und schob das Pagodenbächlein empor, »und langweile mich abends entsetzlich und werde nie eingeladen ... und sitz' heute zum erstenmal da, weil ich mich frech selber eingeladen habe. Meitli, das ist wüst von dir!«

Verwundert betrachtete das Mili den Zornigen. Sie glaubte, er spaße. Wunderschön war er, wie ein schimpfender Engel, wenn nicht so grünes Feuer aus den Augen schwefelte.

»Nein doch, was hast du für ein grünes Licht im Auge! Zum Fürchten!«

»Und der Hugo hat wohl goldgelbes zum ... zum Sichverlie ...«

»Ich weiß nicht einmal, ob er graue oder braune Augen hat,« sagte sie hellauf lachend und strich ihm mit einem Wisch übers wachsgelbe Haar. Diesmal vergaß er, mit dem kleinen Finger den zerstörten Scheitel wieder zu schlichten.

»Das weißt du wirklich nicht?« rief er aufatmend.

»Was hast du?« begann sie und merkte auf. »Was gehen mich eure Augen an! Habt ihr Streit miteinander?«

»Nichts, gar nichts,« antwortete er mit ganz gewöhnlicher Stimme, aber innerlich wütend. Er fühlte sich schwer in seinen Rechten verkürzt. Ihm fiel ein, daß niemand zur Zeit der Not so viel Trost, in aller Abendheimlichkeit niemand so manchen Korb mit Brot, Mehl, Butter, Käse ins Tälerhaus getragen habe wie seine Mutter. Doch solches zu erwähnen, dazu war er selbst noch im Zorn viel zu nobel. Aber das andre!

»Hast du vergessen, daß wir eigentlich Verwandte sind?« fragte er gelassen und wollte, um seine Aufregung zu verbergen, bereits zum Käse greifen. »Schäl' mir die Kartoffel da,« befahl er und sah seine rötlichen, schlanken Fingerspitzen an. »Sie sind mir zu heiß.«

»Keine Minute vor den andern kriegst du was,« entschied das Mili und zog ihm kurzerhand den Teller weg.

»Du bist ja der reinste Kommandierteufel geworden. Gehorchen sie dir denn?« fragte Sigi und wies in den Gang hinaus, wo Schulärm die Kellertreppe herauftönte.

»Hier befiehlt niemand, und darum muß auch niemand gehorchen.« Sie fühlte nicht, was Großartiges sie da in aller Einfachheit sagte, aber der geistvolle Ilgensohn spürte es sogleich.

»Das scheint mir unmöglich,« entgegnete er und maß die schöne Hexe mit mißtrauischen Blikken. »Du warst doch schon so ein verflixter Regent in der Schule. Aber den Zopf hab' ich dir doch ein paarmal um die Ohren geschlagen. Verzeih,« verbesserte er sofort, »jetzt tät' ich's nicht mehr.«

»Hoffentlich,« gab das Mili belustigt zurück. »Aber wie sind wir denn eigentlich verwandt? Ich nehm' an, allerwenigstens im fünften Grad, sonst schiebst du mir sofort da hinaus.« Scherzend wies sie zur Schwelle. Dabei lachte sie in all ihrer südlichen Bräune, wozu das blonde Haar so merkwürdig kontrastierte, so daß Sigi immer dachte: Deutsches Korn und welsche Oliven oder Orangen. Die hat ihre Ahnen sicher um Rom herum gehabt.

»Aber auch nicht zu nah verwandt, verstanden!« Er sah sie mit verzehrenden Blicken an, fühlte dabei alle Dummheit seines Schwatzens und machte einen dürftigen Versuch, zu spaßen.

»Keine Gefahr!«

»So verwandt, daß man sich noch heiraten könnte, ohne nach Rom telegraphieren zu müssen.«

Jetzt zog Mili die blaugewürfelte Schürze übers Gesicht und lachte die herzlichsten Schollen hinein. Sie wischte sich den leichten Schweiß oder Küchendunst vom Gesicht und sagte dann: »Der Papst würde mir nie erlauben, so einen zu heiraten, wie du einer bist ... so einen ... so gescheit ...«

»Ist das ein Ehehindernis?«

»Langsam, langsam ... So gescheit fürs Schlimme.« Das Jüngferchen wollte scherzen, aber kam, ohne es zu wollen, in Ernst. »So gefährlich, sagt man, so gottlos! Sonntags zur Messe immer außerhalb der Kirchentür stehen und vor dem Segen davonlaufen ... so einen, ja, ja, man weiß allerlei. Zürich liegt nicht am Ende der Welt.«

»Aber, Mili!« wehrte sich Sigi. Zum erstenmal hörte er frech einen Verdacht über sein Studentenleben laut werden.

»Ich sah nichts ... ich untersuch' nichts!« rief sie hell und heiter und zog die Schürze wieder straff übers Knie. »Aber der Heilige Vater zu Rom ließe mich niemals mit so einem ... so einem grünäugigen, eidechsenäugigen ...«

»Lieber Himmel,« jammerte er mit komischer Untröstlichkeit, »was kann ich für meine Augen! Gott hat sie mir gegeben. Dank sei ihm! ... Nun hör': dein Großvater, der Lunzi Nack, und der Schwiegervater meiner Mutter, der Simon Nack, der die Tobelbrücke ausgebessert hat, sind Brüder gewesen. Jetzt möge Rom entscheiden, wie man diese Verwandtschaft heißt. Ich fang' unterweil mit Käse und Kartoffel an ... Da, schäl' mir doch die!«

Mili nahm die schönste aufgesprungene Kartoffel und verschnitt sie dem fernen Vetter in den geblumten Teller, säbelte seine Käseschnefelchen dazwischen und sagte ohne jegliche Untertänigkeit: »Nun Kaffee dazu, das schmeckt!«

»Und ein Ei bekomm' ich nicht?«

»Nein, feiner Vetter, das gibt's nur für die Brüder. Die haben nicht gefaulenzt.«

»Und den schlechtesten Teller gibst mir überdrein, schau da! Gespalten und zernagt, als ob du einst zu wenig zu essen gehabt hättest.«

Diesmal wollte sie böse werden. Aber da rumpelte der Heli herein. Und sie erwiderte nur: »Du hast exakt den Teller, den du verdienst.«

Sigi verbeugte sich: »Im Käfig muß man's nehmen, wie's kommt.«

»Aber wenn der Käfig gewünscht wurde ...«

Sigi biß sich auf die zu lange und diesmal zu ungeschickte Zunge.

»Was habt ihr vom Käfig?« fragte Heli und fing gleich an, geräuschvoll zu essen und Käse und Kartoffeln mit den Fingern zu packen.

»Ach, Dummheiten schwatzt der Sigi wie immer,« beschwerte sich das Mili.

»Nein,« fuhr Heli fort und sah mit seinen kleinen tiefen Augen irgendwo ins Küchendunkel, »nein, das mit dem Käfig ist keine Dummheit. Schau', Meitli, wenn ich so sitz' und schaff' in der Kellerstube und nachsinn', was man alles von draußen hereinnehmen könnt', Bäum' und Hütt' und Hühnergeier und Eichhorn und Geißen und noch viel, viel mehr ... nur wie, wie? das ist die Frage! ... und wenn ich's so hereinspinn' und die Sonne dazu und die Sterne und sogar den Viertels- und Halbmond ... und noch viel mehr, ich kann's nicht sagen ... da ist mir, der Keller sei der schönste Käfig, viel schöner als die Freiheit draußen, wo man ertrinkt und dann gar nichts hat ... und einfach, ich möcht' gar nicht mehr hinaus ... Aber woher hast du diesen Käse? Das ist verdammt guter!«

»Werd' mir nur nicht so ein Sonderling wie der junge Wildberger!« warnte Mili.

»Und ich hingegen möcht' hinein und wieder hinaus und nochmals hinein, weiß der Teufel!« phantasierte Sigi.

Johannes trat jetzt herein. Er hatte sich umgezogen. Trüge er so gutgeschnittene englische Kleider wie Sigi, er machte mit seinem blassen, kühlen, sorglosen Gesicht und den langen Beinen eine noch aristokratischere Figur als selbst dieser Galan von einem Sigi.

Jetzt bemerkte Heli, da er sein Ei aufklopfen wollte, daß der Gast keins hatte. Gutmütig reichte er ihm das seinige: »Nimm nur, ich esse mich an den Kartoffeln satt.«

»Halt!« wehrte das Mili mit schneidigem Blick. »Das geht nicht, das issest du!«

»Dulden, dulden!« deklamierte Sigi. Johannes lachte mutwillig. Er hatte sein Ei schon gegessen. Da schob Heli seins verstohlen dem Bruder zu. Mili sah es mit schief gehängten Lampen und leichtem Aufplustern des Lippenflaums, aber sagte doch nichts, und Johannes aß mit glücklicher Selbstverständlichkeit auch das zweite Ei.

Sigi drohte dem Mili mit dem Finger: »Zehn Minuten sitz' ich hier, und schon sind zehnmal zehn Ungerechtigkeiten über mich hingegangen.«

»Und wollt ihr denn gar nichts Neues wissen?« fragte nun Johannes. »Etwas ganz Munteres ist geschehen, das kann noch krachen.«

»Was? Wie? Heraus!«

Gestern nachmittag, erzählte der Maler gemütlich, seien die Kirchtüren, die tagüber doch immer offen stehen, von innen verriegelt worden, und Zimmerleute und Maurer hätten darin mächtig gelärmt. Bis Mitternacht! Für heute sei nur eine Frühmesse in allem Herrgottsdunkel verkündet gewesen, und gleich wieder seien die Portale gesperrt worden. Gegen Mittag sei dann der Corneli langsam, langsam und blässer als eine Leiche mit dem Dorfweibel zur Kirche hinaufgeschritten und habe mächtig ans Tor geklopft. Kein Einlaß, auch im Pfarrhof nicht! Da habe er ein Pergament aus der Tasche gezogen, der Weibel ein Kerzlein angezündet, und so sei das Blatt an die Tür gesiegelt worden mit dem Kirchenratsstempel. Johannes habe die paar Worte gelesen: »Im Namen der Kirchengenossenschaft, wegen ungesetzlichen, eigenmächtigen Handlungen am Kirchengut, ohne Zustimmung des Rates, klagen wir beim Bischof. Cornelius Bölsch, Präsident.«

Dann sei der Ammann majestätisch, ohne ein Wort zu reden, das Dorf hinunter heimgekehrt. Der Weibel habe ihn ehrfurchtsvoll bis zur Haustür begleitet, wo Cecili mit harten, nassen Augen ihn am Arm ergriffen und über die drei Stufen hinaufgeführt habe. Aus den Dorffenstern hätten die Leute geguckt wie bei einem nahenden Gewitter ...

Das Mili faltete die Hände zusammen wie beim Beten.

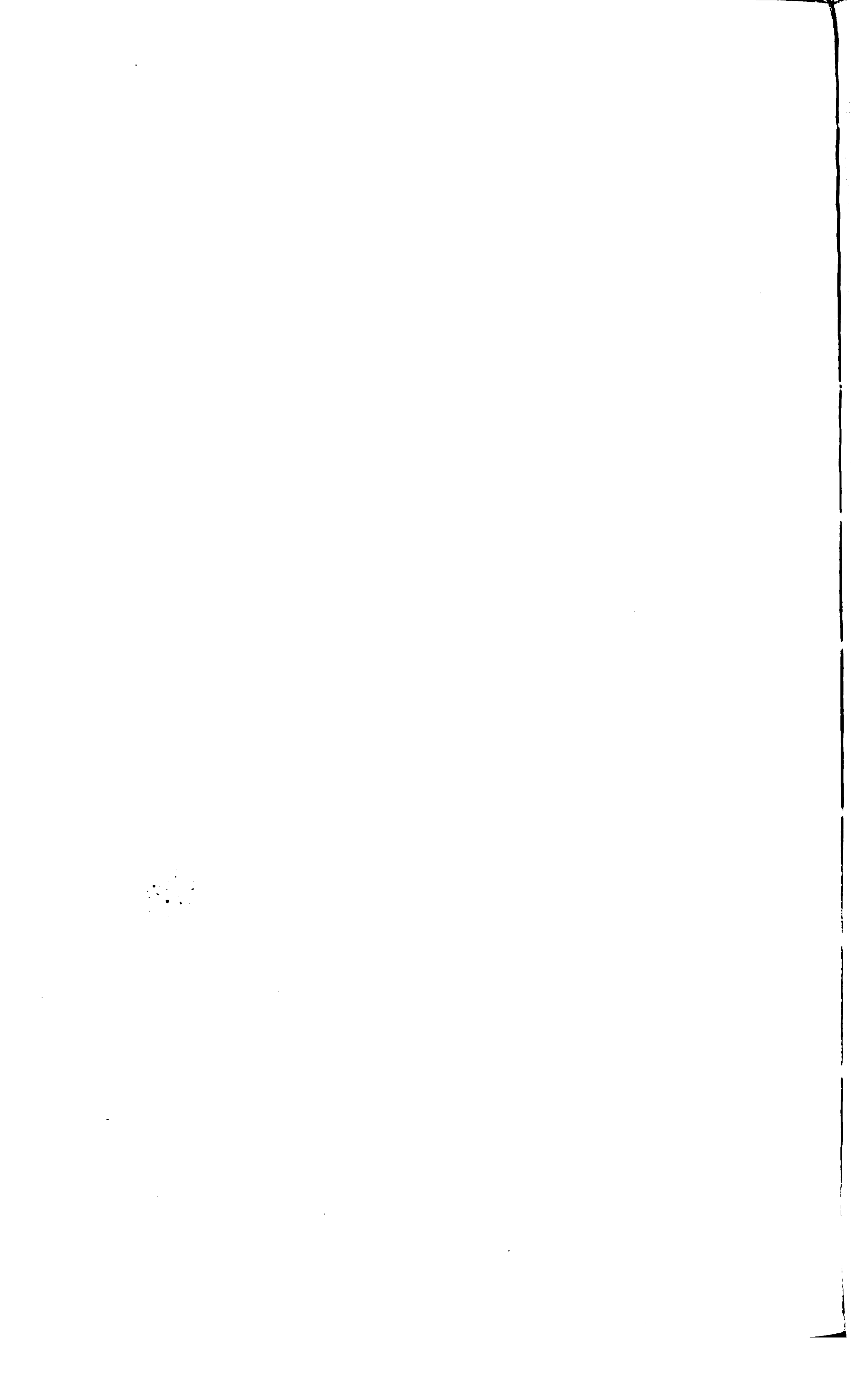
Und nun sei vor zwei Stunden eine Depesche aus der bischöflichen Pfalz im Pfarrhof angelangt: »Unternehmung womöglich sistieren. Hochwürden werden morgen um zehn Uhr vormittags präzis in der bischöflichen Kanzlei erwartet.«

Johannes gab das vom Munde wie frisches, lustiges Wasser. Das Mili ward immer trauriger. Der Kaplan hatte am vorletzten Sonntag auf seine einfache Art gepredigt, daß wir uns oft und oft am Tage fragen sollten: Wo ist Christus? Das sei eine prachtvolle Wegweisung. Denn das Gewissen antworte sofort, ob Christus im Moment bei mir oder ferne sei. Und nun, so oft sie von den Zwisten der beiden verehrten Männer hörte, stach sie immer diese Frage: Wo ist Christus? Er mußte doch beim Pfarrer sein,



Otto Keck: In der Dorfkirche

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1924



das unbedingt! Der Pfarrer ist ja der besondere Diener des Herrn. Aber wie? Unglaublich, wenn Christus nicht auch beim Ammann wäre, der zwar oft hart und harzig sein kann, aber doch so kindlich betet, so eifrig zur Messe geht, so oft einen schelmischen Blick Güte und Liebe aus dem felsigen Kopf hervorschimmern läßt, der sein steifes, altes, übermüdes Bein noch innig zum Rosenkranzgebet beugt, die Evangelien eines jeden Sonntags auswendig weiß! Wo ist Christus? Kann er an beiden Orten sein? Ach Gott, wie ist das?

Heli hörte so halb und halb zu, aß und gähnte dazwischen. Eigi aber sann schadenfroh: Ja, lieber Pfaff, es tanzt auch mir nicht alles nach der Pfeife, nicht einmal dieser grüne, schwache Schnitz da; und du willst das ganze Lustigern und seinen ehrsamen Rat und gar noch den gewaltigen Ammann am Bändel drehen! Und wieder dachte er, sowie er nur einen Blick auf das frische Mädchen, diesen grünen Apfelschnitz, warf: Ach, diese kühlen, blutlosen kirchenpolitischen Sachen, es rauscht wie alte Buchblätter, aber gibt nicht Schatten noch Frische. Leben, Leben! Der Kuß von einer solchen Lippe ist mehr wert als alle kanonischen Dispute. So ein weiches, rundes Kinn in die hohle Hand zu nehmen und den kleinen, feinen Puls durch alle Finger zu spüren, das geht über alle Belehnung mit Inful und Stab ...

In dieser Nacht, die einen runden, ausgereiften, zitronengelben Mond über den Ilggarten niederlachen ließ und den kleinen Springbrunnen und die Dachspeier am Pfarrhof, aber namentlich die einsamen Stundenziffern am Turm zu flüssigem Gold umzauberte, in dieser schönen, schweigsamen Dorfnacht, wo nur etwa in einem nahen Stall das unruhige Mutterkalb sich an der Krippe reibt oder ein Pferdehuf im Roßpferch auf den Strohboden schlägt, in dieser Nacht schlief Eigi miserabel. Er zog die Vorhänge zu, daß der Mond nicht hereinspotte. Er las in Carlyles Französischer Revolution, dann wieder in Kleists Penthesilea, warf die Bücher auf den Boden und sagte sich dutzendmal, da geschehe etwas Neues in ihm, ward zornig darüber und freute sich doch, schmiedete Pläne, wie man das Mili ins Ilgenhaus bekommen könnte, streckte dann die gesunden, faulen Glieder und zog sie wieder wollüstig zusammen, schwitzte, warf die Decken weg, kehrte sich zur Wand und zählte eintönig eins ... zwei ... drei ... vier, um nur endlich einzuschlafen, da es vom Turme schon die zweite Stunde nach Mitternacht aufs Ilgenbach niederdonnerte ... fünf ... sechs ... fünf ... sieben ... sieb ... lieben ... lieben ... sechs ... Sie ... sil ... mili ...

Ach was, es ging einfach nicht. Er sprang wieder aus dem Bett und wäre am liebsten ins Freie und den Hügel hinauf geabenteuert. Aber das philisterhafte Dorf! Ein Spaziergänger nachts um die Zwei! Wenn das eine Nachtmütze sähe! So schlüpfte er nur in einen alten Wintermantel, setzte sich ans Fenster und bemerkte nun erst recht verblüfft, daß drüben im Pfarrzimmer auch noch die Lampe durch die Vorhänge leuchtete. Dann und wann fuhr ein großer, unbestimmter Schatten vorbei.

Carolus Bischof verbrachte eine weit schlimmere Nacht.

Die Beichtstühle saßen nun fest verankert und wohlgefügt in den Wänden des Kirchenschiffes, und die hohe Opposition der Räte stand vor der fertigen Tatsache und konnte Aug' und Maul aufreißen, so weit sie wollte. Aber jetzt?

Solange die Stemmeisen und Hämmer lärmten, hatte der Pfarrer nichts als Genugtuung empfunden. Nun alles vollendet und Stille war, fing ein leichtes Unbehagen an, seine grauen Fäden um ihn zu spinnen. Ich zahl' die Kosten aus freiwilligen Beiträgen, der Kirchensäckel soll keinen Rappen schwitzen ... Dennoch, eine schlichte innere Stimme blies ihm ein, es handle sich da nicht bloß ums Geld und woher es komme.

Da zückte die Depesche des Bischofs ins Pfarrhaus. Sie schlug wie ein Blitz ein. Das klang ja wie Tadel und richterliche Vorladung gegen ihn, den makellosen Mann, der den Kirchenschild vor jedem Stäubchen so eifersüchtig hütete. Jetzt nach zwanzig stürmischen Priesterjahren in einem radikalen Dorfe mußte ihn dieses beschämende Schicksal ereilen, und dazu in einer sprichwörtlich katholischen, treuen, tintenschwarzen Gemeinde. Offenherzig wie er war, hatte er das knappe Telegramm vor dem Sigrist, vor Johannes und dem Postbuben laut und grimmig vorgelesen.

Jetzt wanderte er ruhelos um den bücherbestellten Tisch in der Kammermitte herum. Der Mond warf eine breite gelbe Woge über den Boden. Jedesmal, wenn Carl in der Runde an diese goldene Flut kam, stutzte er ein wenig und rannte dann rasch hindurch, als scheue er sich, sein dunkles Gewissen durch eine so fröhliche Helligkeit hindurchzuführen.

Er erinnerte sich an den bösen Augenblick am Vormittag, da der Corneli mit seinem alten, müden Knöchel ans Tor klopfte und als er die bebende Stimme des Achtzigers hörte: »Öffnet!«

Da hatte auch er eine Minute lang gebebt. Er wagte kaum zu atmen. So nahe und zugleich so ferne standen sie sich in diesem Moment!

Immer wieder mußte er sich nun den Greis vorstellen, engatmig, matt, die leichenhafte Stirn im Schweiß, gerade vor der Tür, die den Müden, den Stolzen, den Uneinigen und Ratsuchenden immer offen stehen müßte. Er sah seine Hände zittern und ans Herz langen. Denn so ein Streich war seiner alten Ehre und Würde und Gerechtsame noch nie widerfahren.

Carl sah voraus die vielen Gesichter voll roher Neugier, wenn er am Sonntag mit dem Weihwasserwedel durch das Kirchenvolk schritte, vorbei am aufrechten, bleichen, totenstarren Ammann, diese lauen, herzlosen, schadenfrohen Augen, deren im besten Dorfe so viele leuchten und sich am Streit der Großen freuen und daraus Profit fischen. In wie vielen Familien wird man sein Draufgängertum unpriesterlich finden, mißtrauisch werden und das Zutrauen verlieren!

Aber jetzt kann er nicht mehr zurück, und etwas Schönes ist es unbedingt mit diesen vier sauberen Häuschen im Schiff, und gemeint war es gut, und keiner, dem es mißfällt, braucht auch nur einen Batzen aus der Tasche zu klauben. Und schließlich hat die Kirche denn doch nicht so mir nichts, dir nichts diese Satzung aufgestellt, sie möchte es so haben. Was ein Dorfbäcker oder Schenkwirt oder alter, vertrockneter Amtsmann dazu meint, bedeutet denn doch gegenüber dem uralten festen Satz der Weltkirche so viel wie Null ...

Müde saß Pfarrer Bischof auf dem Bett wie einst als Student, wenn er nachts noch in den Königsbüchern des Alten Testaments studiert hatte und vor wallender Begeisterung einfach nicht schlafen konnte noch wollte. Jetzt, ach wie anders, wie alt schon! Jetzt wollte er, aber konnte er nicht.

Schon längere Zeit schlafe ich übel, bekannte er sich leise, fast geringer als in Gons. Und doch sagte der Reverendissimus, daß ich in Lustigern unter die Schlafmütze gerate. Das werd' ich ihm morgen entgegenhalten, beschloß er mit kindischer Freude. 's ist überhaupt bei weitem nicht so, wie er mir dieses Dorf schilderte. Lustigern! Schon das Wort ist eine Lüge. Recht lustig bin ich hier noch nie gewesen, und recht lustig hab' ich erst zwei, drei unvernünftige Kinder lachen hören ...

Auch träume ich seit Wochen die ganze Nacht durch. In Gons passierte mir das selten. Jüngst bei der Messe hätte ich beinahe den Segen vergessen. So zerstreut war ich noch nie. Das muß anders werden. Ich sitze und denke zu viel. Ich habe zu wenig Arbeit. Ich will mehr Arbeit, viel mehr Arbeit!

Und sofort sah er einen Turmbau mit Gerüsten und Seilen und auf und nieder gleitenden Kübern Stein und Kalkkübeln und Wasserbottichen. Und ein Ameisengewimmel von Armen und Beinen hoch ins Gewölke, bis zu einer prachtvollen, fast den Himmel durchbrechenden Helmspitze empor. Gleichzeitig schlug es drei Uhr, träge, schwer, niedrig, fast am Boden schleichend, vom wirklichen Turm. Nie war der Schall dem Pfarrer so knickrig und gemein vorgekommen. Er mußte sich erschöpft in den Lehnstuhl setzen.

Carolus wollte sich nicht mehr ausziehen. In zwei Stunden läutete es ja schon zur Frühmesse, und dann mußte er sofort das Stündlein bis zur Station Ützli ablaufen. Er ging mit einer Kerze in die dunkle Stube, in die Küche hinaus. Ein heilloser Durst stieg ihm plötzlich die Kehle empor, als er das Brünnlein hörte, das Peregrina nachts immer leise aus dem Hahn in den Schüttstein träufeln ließ. Die Mäuse, meinte sie, kämen bei solchem steten Geräusch nicht aus ihren Löchern hervor.

In diesem Moment schlurfte etwas durch den langen Gang, ohne Licht, leise, sicher. Es war das tröstliche Gesicht der Tante Peregrina im ungeheuren weißen Haarschubel. Sie hatte einen katzenleisen Schlaf und ging auch wie eine Katze im Nachtdunkel sicherer als im grellen Mittag.

»Was macht Ihr jetzt da wieder, Herr?« fragte sie weinerlich.

»Hab' ich dich geweckt? Das wollt' ich nicht. Mir ist so heiß, und ich vergeh' vor Durst, aber es ist schon längst Mitternacht.« *

»Drei Uhr, Herr!«

»So geh' du wieder ins Bett, Tantchen!«

»'s ist nichts mehr mit dem Schlafen.«

»Dann mach' dir sogleich einen guten Kaffee! Wenn du trinkst, mein' ich, es lösche auch mir den Durst.«

Sie lächelte schwach, knüpfte die Schürze um, strich den Haarwisch ein wenig zurück und braute dann gehorsam den Kaffee. Indessen die Scheiter knisterten und der wunderbare Duft Arabiens durch diese nordische Steinplattenküche schwelte, maß Carolus den Raum mit großen Schritten kreuz und quer. Gern hätte Peregrina gesagt, daß der Bischof ihm nichts zuleide tun werde, daß man einem so herrlichen Manne wie Carolus nicht ein Haar krümmen werde, doch daß eben immer die Besten und Reinsten am meisten geprüft werden. Aber sie schwieg wohlweislich, da solches Trösten ihn nur reizte.

Während sie nun am Tische saß und eine Tasse nach der andern langsam und mit dem Kaffeegenie aller Pfarrköchinnen leerte, setzte sich Carl nebenan und dachte bei jedem ihrer Schlücke: Was wissen doch die Weiber so gar nichts von großen Dingen! ... Eine neue Bluse, eine Haarnadel, das Pfund Schmierseife um fünf Rappen abgeschlagen, und freilich Kaffee ... Kaffee ... das ist ihre ganze Weisheit und Sorge. Und so verstehen sie uns Männer mit dem Weltgewicht auf jeder Achsel absoluti nicht. Und 's ist besser so. Sonst schlügen sie mit ihren neugierigen Zöpfen auch noch in alles Staats- und Kirchentum hinein ... Oh, ich habe an den Mannszöpfen, an diesem einen Cornelizopf genug.

---

* Nach Mitternacht muß der Geistliche nüchtern bleiben bis zum vollbrachten Meßopfer.

Geduldig wartete er ein hübsches Weilchen, dann sagte er schonend: »So, das ist die dritte oder vierte Tasse! Könnten ...«

»Die dritte! ... Nein, wenn Hochwürden meinen, ist es wohl die vierte ...«

»Trink nur sechs, sieben meinethalb. Aber unterdem könnten wir vielleicht trotzdem den Psalter beten. Das macht so ruhig.«

Und ohne auf Bescheid zu warten, zog er einen langen Rosenkranz aus der Tasche, den ihm ein befreundeter Palästinapilger heimgebracht hatte und dessen Kügelchen aus Zedern vom Libanon geschnitzt seien. Carl selbst war dann das folgende Jahr auch nach Palästina gewallfahrt und hatte noch vor Jaffa einen grausigen Sturm erlebt. Jedesmal, wenn so eine pfarrhaushohe, grüngraue Woge dahertanzte, packte der Gonser Pfarrer die Kügelchen fester, betete lauter, schwitzte stärker und schloß regelmäßig: »Schwimmen kann ich wie ein Stein, ertrinken muß ich, wenn du nicht über die Wellen wandelst, Jesus Christus, wie weiland und uns an deiner Hand herausziehst ...« Der König der Elemente kam nicht gewandelt, aber legte wohl seine weiße, flache Gotteshand über den unübersehbaren Wassergrimm. Nach Mitternacht konnte man näher fahren und mit Schaluppen ans Land setzen. So oft nun Carl in Bedrängnis steckte, tröstete er sich: So wie vor Jaffa bläst der Sturm doch nicht ... und auch dort ging's vorbei! Und wie er nun den orientalischen Rosenkranz ergriff, erfüllte ihn dieser Trost wieder.

Er schlug ein gewaltiges Kreuz über Stirn, Mund und Brust und begann jenen wunderbaren, frommen Dialog.

So beteten sie zusammen, er laut wie an der Spitze der Gemeinde, sie flüsternd wie aus einer furchtsamen Falte der Menschheit hervor. Sie gingen im Geiste nach Juda, übers Gebirge, von Bethlehem nach Nazareth, in den Tempel, von einem Unrecht ins andre, von einem Marterhügel zum andern, bis zum Sterben am Kreuz, und flogen dann im dritten Rosenkranz wie erlöste Seelen im Reich der Liebe und Gnade taubenweiß empor.

Das Herdfeuer verflackerte, über den Gottesacker schritt eine trübe Morgenhelle zum Fenster.

Aber die männlich tapferen Vaterunser und die zartweiblichen Ave tönten fort, die Küche mit einer wundersamen Musik und das Beterpaar mit einer morgendlichen Stille und Zuversicht erfüllend, als gäbe es keine schlaflosen Nächte im Rücken und keinen kämpfenden Tag vor der Nase.

»Ah, Ecclesia militans!« grüßte ein schmaler, kränklicher, papierweißer Priester und lüpfte das Samtkäpplein auf dem Kahlkopf, als Carolus mit gezogenem steifem Hut in die Kanzlei trat. Der Kanzler sprang von der Morgenpost, die hochgeschichtet auf seinem Sitzpult lag, dem alten Schulkameraden lebhaft entgegen. Aber das fadendünne Lächeln, das sein eingefallenes Gesicht noch erschreckender zeigte, schien dem ehrlichen Landpfarrer sogleich von diplomatischer Höflichkeit. »Hast du schon gefrühstückt, Carli? Du siehst mir nicht danach aus.«

Carolus verneinte. Nur bei einem Brunnen an der Ätzliger Station habe er Wasser getrunken.

»Ach, natürlich, diese Heroen! An Essen, Schlafen, Schuh' und Strümpfe ... an so was Alltägliches denken sie nicht.« Er drückte den Klingelknopf. »Einen Tee und Zwiebadk!« befahl er der Magd auf der Schwelle.

Carl blickte über die Hosenbeine hinunter. Wahrhaft, seine niedrigen Schnallenschuhe waren nicht gewichst, und aus einem Strumpfloch gähnte der nackte Knöchel.

Beschämt strich er die Hosen hinunter. »Meine Peregrina ist alt und noch immer ohne rechte Aushilfe. Entschuldige, Klaus. Wenn ich den Hosenträger lockere, sieht man es nicht.«

»Oh, was macht so ein Loch? Das stopft unser Bischof bald violett zu. Wie könnte er anders! Patriarchenstühle hat er keine zu vergeben, aber doch violette Strümpfe und Kragen, tröste dich. Es sind zwei leere Sitze im Kanonikat.«

Leise brummend ertrug Carl Bischof diese süßen Bosheiten, trank den Tee und aß die gebähten Brötchen. Butter und Honig ließ er unberührt.

»Klaus, weißt du noch, wie wir im Seminar die Gibellinen zusammenschlugen?«

»Was hatten wir andres in unsrer Begeisterung zu tun? Wir mußten uns einen Gegner erfinden. Aber jetzt haben wir ihrer so viele, die schon vor uns da waren, daß wir nicht auch noch Gerümpel aus dem Mittelalter hervorzuholen und abzustauben brauchen, gewiß nicht!«

»Gerümpel!« fuhr Carl halb im Zorn, halb wehmütig auf und setzte die Tasse ab. Fast reute ihn, von so einem Zehrung empfangen zu haben. »Gerümpel!« wiederholte er leiser. »Wohin, Freund, ist es mit dir gekommen?«

»Dahin,« versetzte ohne Pause und sehr ernst der Kanzler, »dahin, daß ich zuerst den Gibellinen in mir selber unterwerfe. Jeder hat ein Stück davon, auch wenn er meint, der gehorsamste Welfe zu sein. Diese Sucht, zu kommandieren, diese Freude an der Strenge, dieses Kleben an eigensinnigen Kleinigkeiten, diese Verehrung der Formen und dieses Sich-immer-in-die-Mitte-stellen und Sich-mit-Gott-und-der-Wahrheit-und-Gerechtigkeit-verwechseln ... ohne nur einmal zu merken, daß die Selbstliebe in uns größer ist als alle Gottesliebe und Nächstenliebe in uns zusammen ... oh, das ist das Gi-

bellinische in uns allerstrammsten und offiziellsten Welsen. Und da soll ich aus der Rumpelkammer des elften oder zwölften Jahrhunderts alte rote Lappen holen, wo ich nicht genug Tage und Jahre habe, um mich und mein heutiges Leben und Amtieren in Ordnung zu halten!«

»Du bist ein Diplomat und drehst die Sache nach deiner Seite. Ich meine nichts als die Ehre Gottes.«

»Das meinen wir alle, und im besten Meinen spinnen wir schon wieder an einem Lumpen eigner Ehre.«

Die Stadt, die nahe Regierung, die gegenseitigen Konzessionen und Komplimente, dachte Carl, und dann die juristischen Spitzfindigkeiten! »Kann ich sogleich zum gnädigen Herrn?« fragte er laut. Es schien ihm unmöglich, bei solcher Sophisterei länger Worte zu verlieren.

»Komm nur, wir spazieren im großen Klostergang. Dann sehen wir gerade die Herren weggehen.«

»Welche Herren?« fragte Carl ärgerlich. »Tu doch nicht so großartig bei einem Kartoffelpfarrer! Was weiß ich von Herren?«

Ganz erstaunt sah Klaus Mull den Pfarrer an und schüttelte den Kahlkopf. »Du, paß auf! Mit solcher Wildheit lass' ich dich nicht zum Bischof. Was hast du eigentlich? Bist du krank?«

»Nein, verzeih!« bat Carl sogleich reumütig. »Schau', ich habe nicht geschlafen. Das Bett blieb unberührt. Jetzt merk' ich's ...«

»Armer du!« bemitleidete ihn der Kanzler und schob herzlich den Arm in den Ellbogen seines Freundes. »Komm!« Und indem sie durch den geplättelten Hauptgang der ehemaligen Abtei mit den vielen hohen Fenstern wandelten, erzählte Klaus Mull, daß hochstehende Regierungsmänner beim Bischof seien, um ihn mit Komplimenten oder Drohungen für ihre antikirchlichen Pläne zu gewinnen, wenigstens sein Schweigen zu erkaufen. »Hier ... aber ... schau', da kommen sie ja ...«

Aus einem engen Korridor, drei Stufen empor, schritten fünf Herren in langen Fräcken und den Zylinder noch in der Hand auf den weiten Flur hinaus, wo die beiden Kameraden spazierten. Sie hatten alle rote Ohren und die Hälse ordentlich in den Kragen gebogen. Einer fuhr mit weißem Nastuch über die Stelle, wo Stirn und Schädel haarlos ineinanderfließen. Sie sprachen keinen zusammenhängenden Satz, stießen fast aneinander und äugten wie kurzsichtige Hühner über den breiten Gang, wo es wohl treppab gehe. Sie vergaßen noch immer ihre Hüte aufzusetzen. Einer zeigte mit dem Finger: Hier!, ein andrer: Nein, da geht es ins Münster hinab. Endlich kam der Schweißtrocknende, der Präsident wohl, der in der Audienz am meisten gegeben und empfangen haben mochte, zu den zweien und fragte mit künstlich gehärteter Lippe: »Meine Herren, geht es da rechts oder links hinaus?«

Bei diesem sonderbar betonten Hinaus mußten beide Priester unwillkürlich lächeln. Sie fühlten es deutlich diesem Worte an, mit was für einer dringenden, wilden Sehnsucht diese Männer aus einer so dunklen klerikalen Gewalt und Gebäulichkeit in die frische Luft hinaus zu entrinnen suchten.

»Links in der Mitte, Herr Nationalrat, führt die große Stiege in den Hof. Dort finden Sie sich dann schon wieder zurecht ...«

Er überhörte den Witz. Im Nu waren die Fräcke verschwunden.

Dann pochte der Kanzler sehr laut an ein grünwattiertes Pförtlein im schmalen Seitengang, öffnete sofort und schob den gewaltigen Pfarrer über die Schwelle. In einer Mischung von Ernst und Heiterkeit stellte er vor: »Carolus Bischof, Parochus Allegrensis, vulgo von Lustigern!«

Aber da stand in der Mitte der freundlichen Stube, zwischen Blumenstöcken, Tischen voll Schriften und alten Prälatenbildern mit Stab und Adelskrönlein, ein noch Gewaltigerer. Carolus geborener Bischof stand vor Gregorius, von Gottes Gnaden Bischof. Der Kanzler verneigte sich tief, aber mit höfischer Eleganz, und schloß von außen die Tür.

Carl ließ sich ehrerbietig aufs Knie nieder, küßte den Ring am bischöflichen Finger und fühlte sich sogleich von diesem einzigen Finger unwiderstehlich in die Höhe gehoben, so daß er nun Gesicht gegen Gesicht vor seinem Meister stand.

Bischof Gregorius blickte ihn mit seinem schönen Charakterkopf voll Majestät an. Aber das weißlichgelbe Elfenbein seines Antlitzes war so gelassen und mild, als hätte er eben in einem totenstillen Erbauungsbuch gelesen, nicht mit fünf heillosen Staatsomnipotenzen gekämpft. Die Stirn wie einen Fels durchzogen seine Risse von allen Frösten und Blitzen des Amtes. Aber da war dennoch keine Spalte noch Zerbröckelung. Diese Kerbe und Schnitte schienen das Gesicht eher zu festigen als zu lockern. Ein unbesiegliches Rechtsgefühl sprach sich in jeder Linie und Geste dieser hoheitsvollen Figur aus. Carl hatte sich absichtlich auf keine Rede vorbereitet. Er wußte, daß alles Vorgefaßte sich hier in der ersten Sekunde verflüchtigte.

»Hochwürden kommen eine halbe Stunde zu spät!« begann die klare Stimme des Oberhirten.

Rechtfertigend blickte Carl zur Standuhr, die exakt die angezeigte zehnte Ziffer wies und das Pendel beinahe stöhnend hin und her schob.

Gregorius lächelte über diese Buchstäblichkeit. »Ich meine zu spät für die Ratsherren soeben, diese Kantonskönige!«

»Zaunkönige eher ...« entschlüpfte es Carl. Verweisend pausierte der Bischof ein Weilchen. »Diesen Kantonskönigen, meine ich, hätten Sie prächtig Gelegenheit gefunden, Kirchenrecht zu dozieren.«

Ein dumpfer Glaube stieg im Pfarrer auf, seine Sache beginne auf diese Art höchst unvorteilhaft. »Die Herren wollten ...« stotterte er.

»Papst und Kaiser in einer Haut sein!«

»Das möchte auch der Gemeindeammann von Lustigern.«

»Untersuchen wir den Kasus einmal,« entschied Gregorius kühl und lud den Pfarrer mit einer edelmännischen Geste ein, zu ihm an den Tisch zu sitzen. Gleichzeitig schob er sich ein Schock Papiere näher heran, entfaltete einen vergilbten Bogen und sagte mit seinem weichen, melodischen Bündnerdeutsch: »Erzählen Sie!«

Carl hatte einen Wald voll Klagen gewußt, wo ein Wipfel über den andern hinausschlug. Jetzt, wo er fällen und Stamm für Stamm hertragen wollte, fand er plötzlich keine rechten Bäume mehr. Beim Zifferblatt hatte Corneli ungern, aber eben doch nachgegeben. Die Versetzung der Beichtstühle hatte der Kirchenrat versagt und zur Abstimmung auf die Novembergemeinde verwiesen. Mehr war nicht geschehen. Daß Corneli dem Einzug des Pfarrers nur bis zum Egidihause entgegenkam, erst dem toten Täler und dann dem neuen Pfarrer die Glocke zog, den Kaplan so manchen Donnerstag zum Jassen verlockte, ihm, dem Carl Bischof, auf dem Kirchwege den Arm entzog, das waren keine Klagepunkte. Der Kläger würde unsterblich lächerlich. Es war der Geist des Zuwiderseins, des staatlichen Hochmuts im Corneli, den er anschuldigen müßte. Aber dieser unleugbar pfarrfeindliche Geist hatte noch nichts Angreifbares gegen Carl unternommen.

»Ich habe das Gefühl, daß der Gemeindeammann Corne ...«

»Gefühle zählen hier nicht, Carissime; bringen Sie ein paar Tatsachen!« bat Gregorius und überlas ein zweites altes Schreiben.

Carl setzte mit merkwürdigen Hemmungen der sonst so beredten Zunge auseinander, wie er nur für ein neues, notwendiges Zifferblatt am Turme kämpfen mußte. Dann habe er die Beichtstühle, die stil- und rituswidrig im Chor standen, ins Kirchenschiff hinunterschaffen wollen. Apodiktisch ward das abgelehnt. Er habe das Gefühl ...

»Herr Pfarrer, ich bitte ...«

Nein, er w i s s e es geradezu, daß dieser störrische Greis überall, wo der Pfarrer etwas gutes, nützliches Neues vornehmen wolle, ihm das Bein dawiderstellen werde. Da habe Carl gedacht, er müsse gleich dem Anfang wehren und zeigen, daß er diese andauernde stille oder laute Opposition und Befehdung nicht leide, wenn nötig, ihr mit Gewalt die Hörner breche.

»Die Hörner breche!« wiederholte der Bischof beinahe belustigt.

Der Ammann Corneli spalte im übrigen den Rappen drei-, viermal, schnüffle in die hinterste Kirchenlade, bekreuze sich vor jeder noch so geringen Reparatur und möchte am liebsten das ganze Kirchdorf in einen Kamin aufhängen und durch und durch räuchern, damit es so bleibe, wie es einmal ist, alt, dürr, rußig, bis in die Enkel und Enkelsenkel hinunter ...

»Aber das sind noch immer keine Tatsachen!« spottete geduldig der Bischof und musterte raschäugig einen dritten Briefbogen. »Wissen Sie nichts andres als diese Beichtstühle und geräucherten Dörfer im Kamin?«

Carl begann zu schwitzen und zugleich unwirsch zu werden.

»Gnädiger Herr, es gibt Sachliches und Persönliches, das man nicht wie einen Stein in die Finger nehmen und als sichtbares Korpus delikti auf den Tisch werfen und rufen kann: Ecce homo! ... Die Mentalität ...«

»Oh, lassen Sie dieses Wort! Ist das auch schon in Lustigern feil?« fiel Gregorius heiter ein. »Wenn Sie wüßten, was für einen Unsinn man hier in der Stadt mit dieser Mentalität treibt ...«

»So sage ich: das oppositionelle Gehaben, diese feindselige Amtsstubengesinnung des Corneli, sein dörflicher Cäsaropapismus, dieses Bevormunden der Kirche durch den Staat« — jetzt kam Carl in Zug —, »das alles sind Tatsachen, aber ich kann sie Euer Gnaden nicht aufs Pult legen. Ich, Sie müssen den Ausdruck erlauben, ich fühle sie nur, aber viel deutlicher und viel lastender als auf einem Pulte drücken sie mir aufs Herz.« Ein Seufzer entfloh dem Ankläger, der wahrhaft nicht erkünstelt war.

Bischof Gregorius prüfte lange mit halb geschlossenen Augen das robuste, saftige, aber nun sichtlich müde Gesicht seines Gegenübers und erfaßte dann mit seiner kühlen, starken Hand die Rechte des Pfarrers.

»Was für heiße Hände Sie haben! Sie sind überhitzt. Sie schaffen sich künstliche Fieber und Stürme, wo nichts dergleichen sein müßte. Mein Sohn, das ist für Sie, für mich, für die ganze Herde ein ungutes Ding. Schauen Sie doch einmal die Sache so einfach an, wie sie ist! Sie haben doch so blaue helle Augen!«

Carl fühlte etwas Feuchtes, aber auch Widersprechendes in die Blicke steigen.

»In wie vielen Dörfern geht der Ammann zu Ostern nicht einmal zu den Sakramenten! Wie oft fehlt er Sonntags in der Messe! Wie mancher schreibt, wie Ihr Herr Hobis in Gons, sogar gegen unser Heiliges in die Zeitungen und hetzt das Volk auf. Aber nun zeigen Sie mir den Pfarrer, der deswegen einen Krach im Dorf oder eine Gewalttätigkeit beginnt! Zeigen Sie

mir nur einen, der das Gebot des guten Hirten so übel auffassen würde!«

Carl hielt die Pause nur mühsam aus. Die Bischöfe auf den Bildern sahen ihn gleichgültig an. Das Pendel ächzte schwer. Eine weiße Katze schlich vor den Fenstern zwischen den Geranien vorbei.

»Der Corneli — wie gut kenn' ich ihn! — geht sogar täglich zur Messe, kommuniziert monatlich, betet den Abendrosenkranz, hört jede Predigt, und all das nicht wie eine Maschine, sondern mit dem Glauben eines Kindes und mit der Überzeugung eines Weisen. Ja, Carole mi, eines echten Weisen! Nur will er die Beichtstühle stehen lassen, wo sie von Anbeginn standen, der Altmodische! Bildet das nun ein größeres Verbrechen, als wenn er wie ein Heide das ganze Jahr dem religiösen Gemeindeleben fernbliebe oder ein lauer Christ wäre? Ziehen Sie das vor?«

Wieder eine mühsame, wortlose Pause.

»Und wegen dieser so geringen Sache verüben Sie, der Diener der Sanftmut, eine Gewalttätigkeit, worüber jeder besonnene Christ den Kopf schütteln muß, verriegeln die Kirche, als ständen die Hunnen davor, mauern und schreinern drinnen, lassen den zitternden und empörten Greis vor der Schwelle stehen und meinen noch, weiß Gott, wieviel Liebe für Gott und seine Kirche Sie mit dieser Heldentat in die Gemeinde gebracht hätten. Das Gegenteil ist wahr: Haß, Zank, Mißtrauen, Unwillen und — geben Sie wohl acht! — ein zersetzendes, giftiges, trübes Parteiwesen, das im innersten Herzen nichts mit dem Evangelium als ein paar fromme Wörter gemein hat, bringt so in Ihre Herde. Ach, lieber Pfarrer, was haben Sie getan!« Der Bischof wurde jetzt richterlich ernst. Eine leichte Röte der Erregung überhauchte das Elfenbein seines wahrhaft fürstlichen Antlitzes. »Sie handelten, wie man gegen einen Nero oder Diokletian, nicht gegen einen musterhaften, wenn auch etwas eigensinnigen katholischen Dorfpräsidenten handeln dürfte.«

Kalt und warm überlief es den Pfarrer. Er sah hartnäckig auf seine zappligen Finger, mit denen er an den kleinen grünseidenen Trobbeln der Stuhllehne zupfte. Eine hing nur noch lose an zwei, drei Fädchen. Daß man die nicht ganz abreißt! dachte er mitten in seinem großen Kummer.

»Aber so ist es,« fuhr der Bischof über den schwarzen Pfarrerkopf hinweg wie zu vielen andern, die weiser als die Weisheit Christi sein wollen, vorwurfsvoll zu reden, »unsre Kirche ist eine gelassene Mutter. In vielem kann sie nicht warten. Wo es heißt: Entweder oder, Recht oder Unrecht, Leben oder Tod, da gibt es kein Verweilen. Aber in vielem kann sie wundervoll warten, besser als alle Völker und Regenten und gar als so ein lieber, aber hitziger Pfarrer da warten kann ...« Lächelnd streichelte der Bischof das rauhe, schwarze Kraushaar Carls. »Ihr gefiele wohl auch, wenn sie nicht so oft warten müßte, wenn gleich alles hübsch korrekt da wäre. Aber so etwas gibt es in unserm unkorrekten Diesseits nicht. Da nimmt die Mutter denn vorab das Wichtigere in die Hände. Das weniger Wichtige später. Und schadet so ein geringes Mängelchen nicht einmal viel, wie es da weitervegetiert, aber schadete heillos, wenn man's nun gleich anpacken und ausreißen wollte, dann sag' ich: Wozu antasten? Warum Unruhe schaffen? Solange noch tausend wichtigere Sachen nicht im Blei sind, ja, mein Sohn, auch bei dir, solange man noch haßt, verleumdet, stiehlt, lügt, Geiz und Unzucht hegt ... oh, dann lasset es, lasset es, dieses Unbedeutende! Ja, dann hör' ich immer das Wort des Meisters auf die Frage der kleingläubigen Jünger, ob sie gleich hingehen und alles Unkraut ausreißen sollen: Nein ... o welch ein Nein! ... Nein, damit ihr nicht mit dem Unkraut auch den Weizen ausreißet. Lasset beides wachsen ... Hörst du, Carole mi, dieses wundervolle seelenruhige Lasset, Lasset! Gott allein kennt die Zeit des Unkrauts und des Weizens. Lasset! ... Und da sollten wir wegen einem einzigen Pflänzchen, mehr weil es uns als weil es Gott unbequem ist, den Weizen des Friedens und der Liebe gefährden!«

Carl hörte die letzten Worte kaum mehr. Er hatte sich völlig in seine Niederlage ergeben. Wohl wühlte es noch mächtig und widerstrebend in ihm. Aber was konnte er gegen diese Weisheit vorbringen? Gut, gut, dachte er, ich will alles tun, was der Hochwürdigste befiehlt. Selbst die Beichtstühle will ich vor den Augen des Corneli auf dem eignen Buckel in den Chor zurücktragen. Mein Gewissen hat anders gefühlt, aber ich bin ein Einzelner, und hier spricht die oberste Weisheit, das merk' ich, das Gewissen eines Größeren ... die Kirche selber.

»Seht einmal diese Briefe an,« fuhr Bischof Gregorius nachlässiger fort. »Auf das gestrige Telegramm habe ich mit dem Kanzler die Lustigernlade gemustert, und wir fanden selbander manches hübsche Papier ...«

Carl ahnte eine neue Schlappe. In Gottes Namen! sag' ich, wie unsre Bauern im Regen. Bin ich einmal naß, so mag es halt weiterschütten, mehr als naß kann ich nicht werden ...

»Zum Beispiel dies da! Bitte, lesen Sie das! ... Aber lesen Sie es laut! Ich höre Ihre markige Stimme so gern.«

Es war die steckige, enge, kleine Cornelischrift, mit geizigem Briefrand und genialem Ausnützen jedes freien weißen Plätzchens auf dem Bogen.

Carl überflog hastig die ersten Zeilen und wand sich mit Rücken und Schultern vor Unlust.

»Laut, Hochwürden! Ich hör' das gern nochmals, und am liebsten aus Ihrem Munde.«

»An die Vergrößerung unsers Gottesackers«, las nun Carolus Bischof bitter, »gelobe ich, Cornelius Bölsch, zurzeit Ammann von Lustigern, zweitausendfünfhundert schwere Schweizerfranken ...«

»Schwere Schweizerfranken,« scherzte der Bischof, »ohne dieses Epitheton zählt er kein Geld auf, das ist wahr! Der Franken drückt ihn schwerer als unsereinen ... um so schwerer wiegt auch die Gabe. Fahren Sie fort!«

»Schwere Schweizerfranken, sofern die Diözesankasse uns auch mit einem Mindestbetrag von tausend Franken unter die Arme greift ... unser Dorf ist arm, der Friedhof viel zu eng, die anstoßende Nachbarschaft ...«

»Genug!« fiel Gregorius ein. »Ein Profitler ist er noch, wenn er schenkt ... Nun dieses Blatt ... hier ... Ich vermute, es stammt von ganz neuerlich. Bitte, welches Datum?«

»16. September 1898 ...« Wie, anni currentis? Da war ich ja längst Pfarrer in Lustigern! dachte Carl. Was kann es noch geben? Mir ist, ich ertrinke im Purpur der Scham ...

»Laut, Herr Pfarrer, bitte, recht laut!«

Trinken wir diesen Essig flink, beschloß Carl und begann rasch und fast mit Galgenhumor: »Da ich und mein ehrsam Weib Cecil'e umsonst auf die Gottesgnade eines Kindes gehofft und sonach unser Dorf ein bißchen in Kindeshut genommen haben, schien es uns letztlich doch geziemend, etwas Besonderes, Kinderfreundliches über unser baldiges Grab hinaus für alle Zukunft zu beschließen. Wir vergaben also jährlich zweihundertvierzig schwere Schweizerfranken, um den Erstkommunikanten von Lustigern, die auswärts wohnen oder die arm oder sonst ohne fröhliche Gelegenheit sind, davon im Schulhaussaal ein gutes Frühstück mit zwei viertellitrigen Ohrlapptassen Milch, einem rechtschaffenen Stück Butter und Käse, zwei Suppenlöffeln Bienenhonig von meinen Waben und einem halbpfündigen Birnenwecken aus der Ilge zu verabfolgen ...«

»Ein Herr Genau und Exakt, das ist er schon,« gab der Violette zu.

»Sodann stifte ich eine kleine sechszentrige versilberte Kinderglocke in unsern Turm. Sie soll eine Terz höher als unsre Schutzengelglocke klingen und werde geläutet bei Kindstaufen, Kindsbegräbnissen, am Fest der Unschuldigen Kinder und bei allen frommen Gelegenheiten, wo das Kind die Hauptperson ist ... Sie soll Sankt ... Car ... li ... Glocke heißen, zu Ehren des großen Kardinals, der unzweifelhaft unser Dorf berührt und ein Bölscherkind, wie die Dorftradition behauptet, getauft hat ... Carliglocke auch zur Freude ... unsers neuen Pfarrers und ...«

»Satis!« erlaubte jetzt der Bischof dem schwierigen Leser, der gar nicht mehr aufzublicken wagte und selbst nur noch mit schwacher Kinderstimme gelesen hatte. »Sie sehen, Hochwürden, so ganz von Stein oder Holz oder so ein schnaubender Kirchenverfolger ist ihr bitterer Geber doch nicht gewesen.«

»Euer Gnaden,« stammelte Carl, »ich bin ganz außer Fassung. Mir ist wahrhaft, ich träume. In dieser Art ... weichen Art ... hat sich Corneli mir nie geoffenbart.«

»Sie suchten es wohl auch nicht, lieber Parochus!«

»Doch, doch,« wehrte sich Carl wie verzweifelt um diesen letzten Strohhalm von Recht, »doch, einmal wenigstens schon ...' Und der Pfarrer erzählte, abgebrochen und wenig geschickt, Cornelis sauren Gang zur Messe und den abgewiesenen Arm des Helfers. »Stolz und hart hat er mich weggestoßen ... ‚Führen ist besser als geführt werden,' versetzte er. Und es war sein Namenstag, wie ich erst in der Sakristei merkte. Aber gratuliert hab' ich dann nicht mehr ...«

»Aber der Corneli hat dafür gratuliert. Sehen Sie das Datum auf dem Briefe: 16. September. Das ist gerade der Corneliustag.«

Carl betrachtete das Datum. In der Tat, an diesem Tage des weggestoßenen Armes hatte er die Sankt-Carl-Glocke gestiftet. Alles Blut fuhr dem Pfarrer unters Haar.

Der Bischof legte einen Augenblick seine Hände um das prachtvolle Brustkreuz, wie er gern tat, wenn ihm etwas unklar wurde, und sann mit gesenkten Augen ein Weilchen vor sich hin. Ist es vielleicht doch nicht der rechte Posten für diesen Riesen? zweifelte er einen Moment. Doch da läßt sich vorläufig nichts ändern, entschied er streng wie ein unerbittlicher Schachspieler. Und wirklich sah er jetzt, wie schon so oft, sein Bistum als ein großes Schachbrett vor sich, mit heiklen und ruhigen Feldern und einem bunten Gefecht darüberhin. Jeden Zug hatte er erwogen, jeden Geistlichen mit Bedacht auf sein Quadrat gesetzt, und er konnte nun nicht wegen ein bißchen mehr oder weniger Not der einen Figur den ganzen heiligen Operationsplan zerstören. Es soll jeder Priester wissen, daß er in Gottes Heilsplan nichts bedeutet als so eine Figur, einen Läufer oder Turm oder Springer oder gar nur ein Bäuerlein, und daß er für sich kein andres Recht und Wohlsein heischen darf, als seinen Platz in dieser Gesamtheit zu behaupten und ganz nur im Belieben des göttlichen Schachspielers vom Posten vor- oder rückwärts zu schreiten. Carolus Bischof bleibe einstweilen in Lustigern!

Gebieterisch reckte sich der Violette in die Höhe und bekam etwas von jener Ritterlichkeit der Fürstbischöfe an der Wand, die zeitweise über das blaue Mäntelchen einen Panzer oder ein

Lederkoller schnüren mußten. »Was geschehen ist, ist geschehen, lieber Herr Pfarrer,« erklärte er langsam und fest. »Wir können nun nicht in den Chor zurückkrebsen. Aber ich werde dem Ammann, diesem alten, verdienten, beleidigten Manne, persönlich ein paar Zeilen der Hochachtung schreiben, und im nächsten Frühling firme ich ja bei euch. Dann besuch' ich den Greis. Wir müssen solche erprobte Katholiken in den religiösen Schwindeleien und Heucheleien von heute fest an unsrer Seite behalten ... Das, Herr Pfarrer, nehm' ich also auf mich!«

Carolus verbeugte sich.

»Eine kleine Buße und Genugtuung darf ich Ihnen freilich nicht ersparen. So befehle ich denn: Silentium! Reden Sie kein Wort mehr über diese Angelegenheit, weder im guten noch minder guten Sinne, nicht laut noch leise! Tadelt man Sie oder lobt man oder fragt Sie aus, so antworten Sie nichts als: Der Bischof weiß alles. Das genügt. Man wird Sie und den Corneli sofort in Ruhe lassen ... Aber nun wollen wir beide nie mehr so zusammenkommen wie heute, nie!«

Indem er das sagte, faßte der Siebziger mit beiden strammen Händen den Pfarrer an den Ellbogen und sah dem so viel jüngeren Priester sorgenvoll in die blauen Augen. »Nie mehr so!« wiederholte er. »Je älter ich werde, um so mehr seh' ich, daß Liebe alles kann. Packen Sie den Corneli mit Liebe, an jedem Tag, besonders wo es niemand sieht, mit einer neuen, starken Bruderliebe an, und wenn er brummt und widersetzlich tut, dann mit doppelter und dreifacher Liebe. Erkämpfen Sie das! Sie sind ja so stark! Auch ich muß täglich damit wie neu beginnen. Oh, es lohnt sich! Versprechen Sie das Ihrem Bischof?«

Pfarrer Carl Bischof bog tief das Haupt. Es würgte und schluchzte ein »Ja!« die Kehle herauf, das man eher erriet als verstand. Er hustete, um Atem und Stimme zu gewinnen.

»Einst war ich so kindisch,« erzählte der Bischof nun mehr wie ein Bruder als wie ein Oberer, »mich über meinen Namen zu ärgern, nämlich über das eine überzählige r. Das r kam mir wie ein Hemmschuh, wie ein stetes Hindern und Einschüchtern auf dem Wege durchs Leben vor. Ich hätte Georg heißen mögen, nicht Gregor. Georg, der lanzenschwingende, drachentötende, dem Teufel auf die Gurgel tretende Ritter Georg oder der eherne Michael. Jetzt bin ich klüger und lasse den Speer und das Schildgetöse und Gurgeltreten gern dem Ritter oder Engel. Mir scheint, ich erreiche mehr mit Gabriel, dem Botschafter der Liebe, dem Lilienträger ...«

Er blickte über die Reihe der alten Fürstbischöfe an der Wand, von denen einige weltliche Gesichter und Waffen trugen, und es kam dem zerknirschten Carl vor, als ob in dem Augenblick, wo Gregorius das Wort Lilie aussprach, diese alten Herren ihre Schwerter und Adelskrönlein und sogar die Krummstäbe fallen ließen und die Arme aus den Rahmen herausstreckten nach so einer weißen, friedenbringenden Blume.

»Leben Sie wohl!« schloß der Violette, gegen die Tür weisend, wo man schüchtern pochte. »Empfangen Sie meinen Segen! Machen wir es kurz, Kinder warten!« So zeichnete er denn nur ein Kreuz mit dem Daumen auf Carls Stirn und rief: »Pax tecum!«

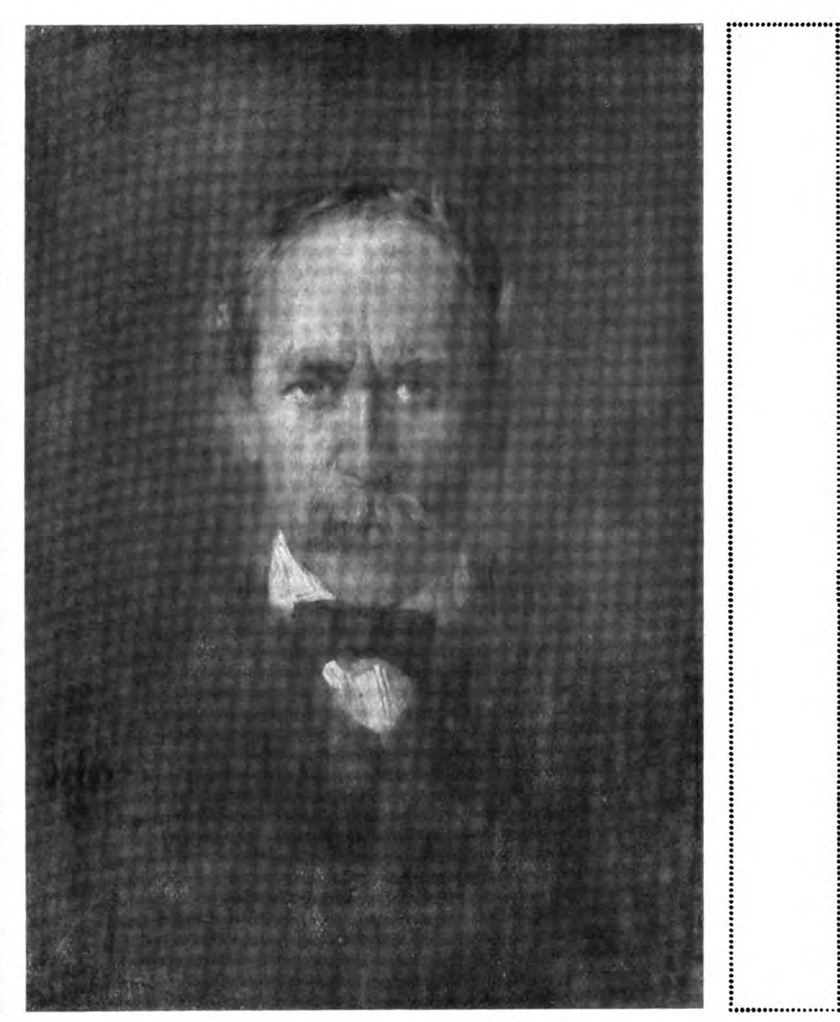
Die Tür ging auf. Der errötende Pfarrer geriet im Verneigen und Rückwärtsschreiten in einen Wolkenschwall von weißgekleideten Mädchen, in deren Mitte lächelnd eine kohlschwarze barmherzige Schwester stand.

Es waren die Waisenkinder vom Barmsthaus, einer Stiftung des Bischofs, und wie im Mai um einen alten Holunder es wieder blütenweiß schäumt und von Goldkäfern und Bienen schimmert und flattert und summt, so musizierte es jetzt von einer frühlingsweißen und honigsüßen Kindlichkeit um den bischöflichen Greis, und Carl hörte lachen und deklamieren und singen: »Wir gratulieren! Viel, viel Glück! Es lebe unser hochwürdigster Vater!«

Was feiert er heut? dachte Carl und sah noch zuletzt, wie der weißgelockte herrliche Prälat das kleinste der Kinder, sicher nur ein dreijähriges Höckerchen, auf den Arm nahm und hoch zum Bilde des Gekreuzigten hob. Und der Gott am Kreuz und der alte Bischof und das in die Händchen klatschende Kind schienen in der gleichen kindlichen Verklärung von Unschuld und Liebe sozusagen ineinanderzufließen.

Es muß sein Geburtstag sein, dachte Carl, als er mit müdem Kopf und versagenden Knien die drei Stufen vom Bischofsgängchen in den großen Fensterkorridor hinausstieg. Sein fünfundsiebzigster! Aber wie jung ist er noch! Und mir scheint heute, ich trage schon hundert Jahre auf dem Buckel ... Genau so wirr und verzagt wie jene fünf Staatsomnipotenzen vor einer halben Stunde äugte er selber jetzt nach einem Ausgang und vergaß — oder war es Absicht? — den Regenschirm, den er in der Kanzlei hatte stehen lassen, abzuholen, und merkte erst am Bahnhof, daß er den Hut wie ein Buch unter dem Arm trug. Als er in der Eisenbahn endlich die verkrampfte linke Hand öffnete, fiel ein grünseidenes Tröddelchen heraus. Er betrachtete es nachdenklich und seufzte: »Nun hab' ich es doch abgerissen!«

(Fortsetzung folgt.)



Selbstbildnis des Künstlers aus dem Jahre 1919

# Fritz Haß

## Von Dr. Wilhelm Matthießen

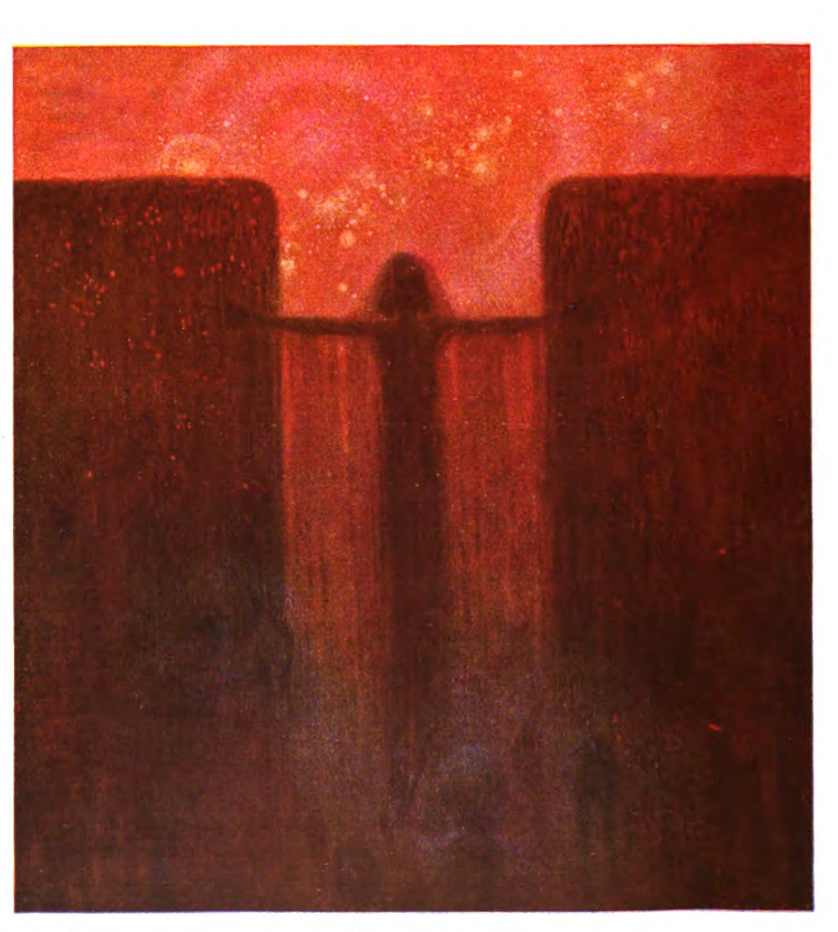
Rudolf Otto, der Breslauer Theologe, schrieb vor etlichen Jahren ein die ganze Religionsphilosophie und -psychologie auf neuen Grund stellendes Büchlein: »Das Heilige«. Darin bildet er ein eignes Wort, das zum erstenmal das Tiefste und Innerste allen religiösen Fühlens vollkommen trifft: er spricht von »numinosem« Gefühl. Numen heißt: die Gottheit. Und diese Gottheit nennt er — nach liturgischem Vorbild — das Mysterium tremendum, das schauervolle Geheimnis.

Auf diesen, vielleicht seltsam anmutenden Umwegen kommen wir der Kunst eines Fritz Haß näher. Denn Kunst und Religion liegen nachbarlicher zusammen als etwa Kunst und Kunstgeschichte oder Kunst und Kunstkritik. Richard Wagner und lange vor ihm schon E. T. A. Hoffmann erträumten das »Gesamt-Kunstwerk«, ohne es je ganz zu erreichen: denn ein Zusammengehen der Künste ist noch kein Gesamtkunstwerk, das alles Leben in sich begreifen müßte. Die Kunst blieb nicht nur, nein, sie wurde von Jahr zu Jahr immer mehr eine Annehmlichkeit des Daseins, ein Schmuck des Lebens; sie ward selten nur für den Künstler, nie aber für den »Genießer« des Kunstwerks das Leben selbst. Jetzt sind die Schleier zerrissen. Und wenn wir heute mehr als je beginnen, etwa Dosto-

jewski zu schätzen, fast den einzigen der Neueren, dessen Werk numinos wirkt, fast den einzigen, dessen Schaffen und Wirken ein unausgesetztes Sicheinfühlen, Sicheinbohren in das Mysterium tremendum war, so ist das wie ein Morgendämmern neuer Kultur, deren zahllose Farben nur die Brechungen eines einzigen Lichtes sind; in der alles, Werktag und Feiertag, Arbeit und Leben, Dichten und Malen, Tag und Traum, getragen, durchleuchtet sind vom Ewigen.

Das mußte vorausgeschickt werden, um die rechte Einstellung zu Fritz Haß zu gewinnen. Denn seine Kunst vermittelt — auf ihre Art, in rein malerischen Formen — das, was dem verklingenden Mittelalter Dante gab: das Mysterium tremendum. Vor diesen Bildern erleben wir nicht ein hübsches Gesicht, keinen malerischen Waldwinkel, keinen impressionistischen Meeresstrand oder eine Liebermannsche Spinnstube, sondern die Einheit der Welt, den innersten Sinn des Lebens. Und wie ein Meteor leuchtet uns auf der verborgene Zweck alles Daseins.

Auf diese Feststellung hin ist die erste Frage des Trägers und Verfechters westlicher Zivilisation: Ist solche Kunst noch Kunst? Ist das noch Malerei? Linie und Form? Sinnvolle Farbigkeit? Perspektive? Was ist für die jetzt im Untergang begriffene Zeit Dichtung? Darstellung der Schönheit der Dinge, des klingenden Ablaufs von Menschenschicksalen und Ereignissen, Harmonisierung von Gefühlen. In diesem Sinne



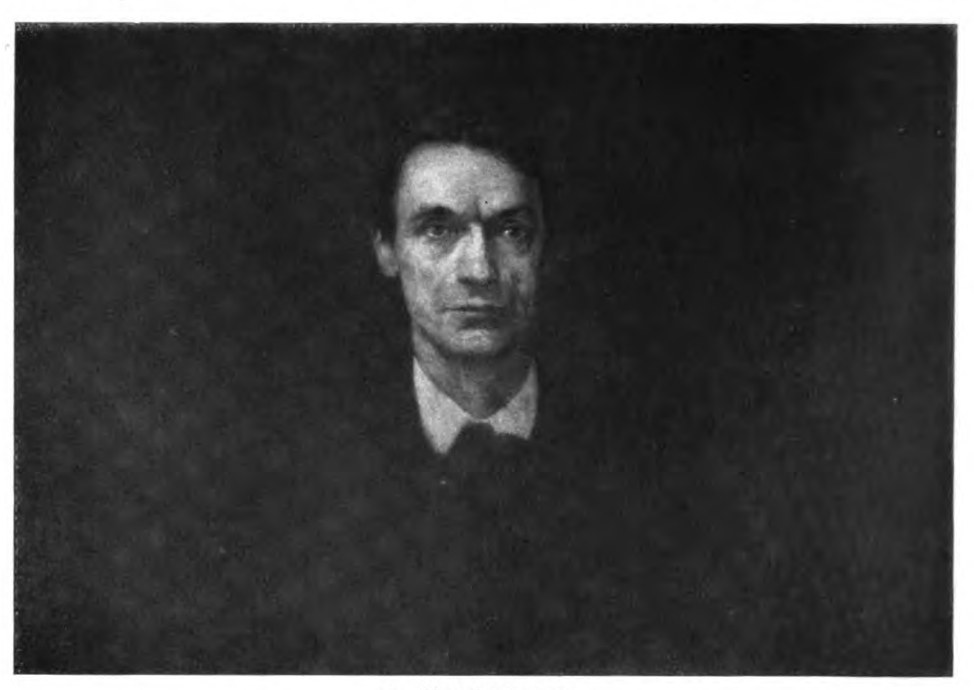
Der Hüter



Die Weltseele

ist Dante kein Dichter, sondern ein Theolog. Und Malerei? Die Erde und die Dinge der Erde, gesehen durch ein bestimmtes malerisches Temperament. In diesem Sinne ist auch Fritz Haß kein Maler. Wir müssen also unsern Standpunkt ändern. Und nicht bloß, wenn wir zu Dante kommen wollen. Es gilt, zu uns selbst zu kommen, in allem das Numen zu erleben; gegenüber der Welt wieder das Weltall zu sehen, uns nicht auf den Boden der dinglichen, sondern der geistigen Tatsachen zu stellen; im Menschen nicht das Einmalige, die Erscheinung zu sehen, sondern das Ewige in ihm; unsre Wertungen nicht abhängig zu machen von der augenblicklichen Nützlichkeit, sondern von dem Verbundenheitsgrad der Dinge mit dem, was in unwandelbarer Ewigkeit hinter den Dingen liegt. Von diesem Gesichtspunkte erst kann man — um nur ein Beispiel zu nennen — Rembrandts magische Farben und jenseitige Lichter anders als kunstgeschichtlich werten.

Und von hier aus erst gewinnen wir einen wirklichen Einblick in die Malerei von Fritz Haß. Die Form ist hier nicht Abbild der zufälligen Erscheinung, sondern des Wesens;



Dr. Rudolf Steiner

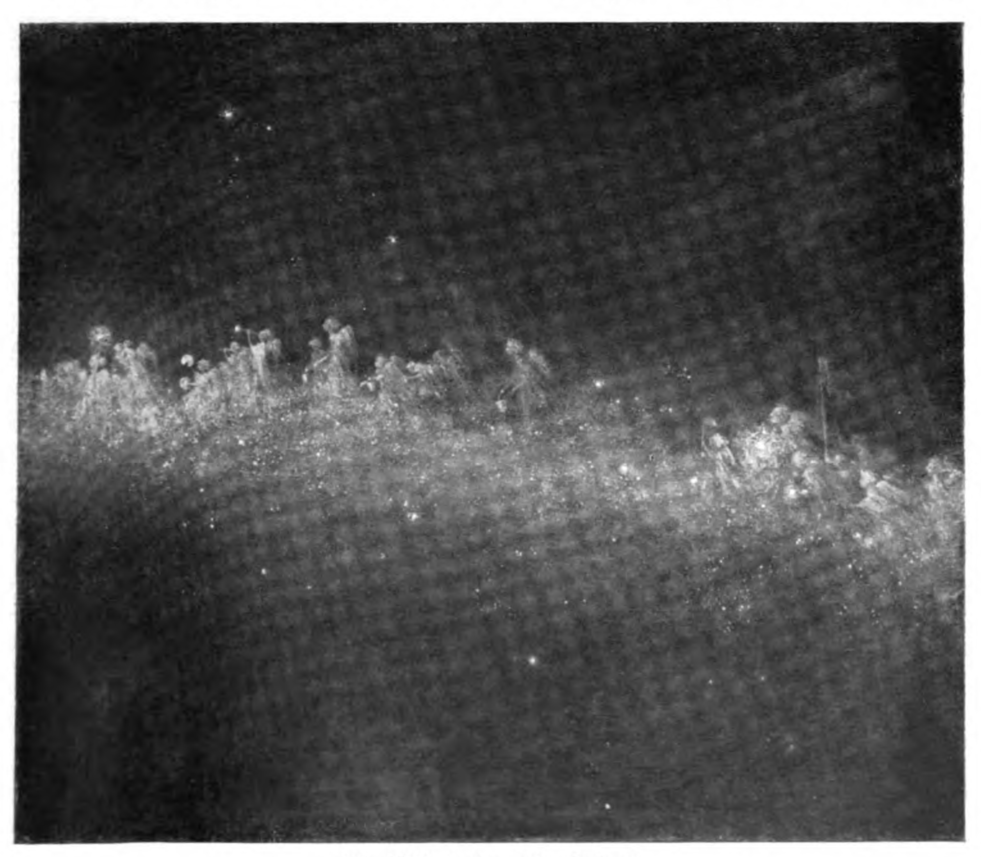
die Farbe nicht das Erscheinungskleid des Sichtbaren, sondern Offenbarung und Ausdruck des Unsichtbaren, der Seele; die Perspektive nicht errechenbare Endlichkeit, sondern einfach die Unendlichkeit. Gegenstand und Ausdrucksmittel sind hier also einander vollkommen entsprechend. Und damit hat diese Kunst — rein als Malerei betrachtet — schon ihre unangreifbare Berechtigung in sich. Mag also einer der Gedankenwelt dieses Künstlers auch noch so fern stehen, er muß doch die malerischen Mittel, mit denen Haß seine Welt ausdrückt, gelten lassen. Diese Welt widerstand bisher jedem aus ihr selbst emporblühenden Ausdruck, wenn es auch wenigen Auserwählten gelang, ihren Widerschein in Farben und Formen einzufangen. Und diese Bilder haben dann, mögen sie darstellen was sie wollen, etwas Symbolisches, Traumhaftes, etwas, das an den Toren der Seele rüttelt — selten mehr.

Bei Fritz Haß braucht man nicht mehr zu übersetzen. Er suchte und fand des geheimnisreichen Mysterium tremendum eigne Ausdrucksmittel: sein »Feuer« bedeutet nicht mehr Feuer, es ist Feuer. Nicht das äußere, zufällige In-Erscheinung-treten des Feuers ist geschildert, keine Feuersbrunst, sondern er gibt — ohne alle gegenständliche Unterlagen, ohne die Beglaubigung des Einmaligen — das Feuer selbst; das Feuer in seiner ganzen magischen Gewalt, sein weltenbauendes, weltenzerreißendes Lodern und das Erhabene, sozusagen Religiöse seines Wesens: alles, was da ist, zu seinem Ursprung zurück- und zugleich zu seinem Endziel hinaufzuführen: die schauervolle Vereinigung der Pole. Man greift unwillkürlich wieder zu liturgischer Formel; da heißt es von dem Weltenrichter: »Der da kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten, und die Welt durch das Feuer.« Man sieht: diese Kunst, so schillernd und unwirklich ihre Farben, so jenseitig-unirdisch ihre Formen sind, so irrational die Linienflucht ihrer Perspektive, sie ist doch im höchsten Grade eindeutig. Hier kann nicht, wie sonst so oft, nur der Empfindsame das verborgene Lied heraushören, die geheimnisreiche Beziehung von Erscheinung und Ding-an-sich herausahnen, nein, sie zwingt jeden, der sie sieht.

Oder nehmen wir ein andres Bild: die »Geburt Christi«. Was war dieses Thema, dieser Kernpunkt aller Mysterien von dem Isis- und Osiriskult an (es verschlägt nichts, daß hier der Mittler einen andern Namen trägt) bis zum christlichen Mysterium einer jahrhundertelangen un-

unterbrochenen Geschlechterfolge von Künstlern anders als die willkommene Gelegenheit, eine weihnachtlich-liebliche Idylle zu malen, ein menschliches Bild mit mädchenhafter Mutter, treuem Vater, Öchslein und Eselein und charaktervollen Bauernköpfen als Hirten. Dazu mehr oder minder gut gelungene Lösungen des Lichtproblems: Glorienschein des Kindes oder der Engel einerseits, die finstere Nacht anderseits. Was blieb vom eigentlichen Geheimnis dieses Ereignisses, das den metaphysischen Kernpunkt alles religiösen Erlebens bildet, was blieb von dem Mysterium tremendum des fleischgewordenen Wortes übrig? Nichts als die in Licht getauchte Idylle. Fritz Haß aber erfaßt nicht nur das im höchsten Sinne Numinose dieses Vorgangs, er weiß es auch so zu malen, daß »alle, die es sahen, glaubten«; diese Vereinigung von Himmel und Erde, Gott und Mensch, Wort und Fleisch, Geist und Stoff.

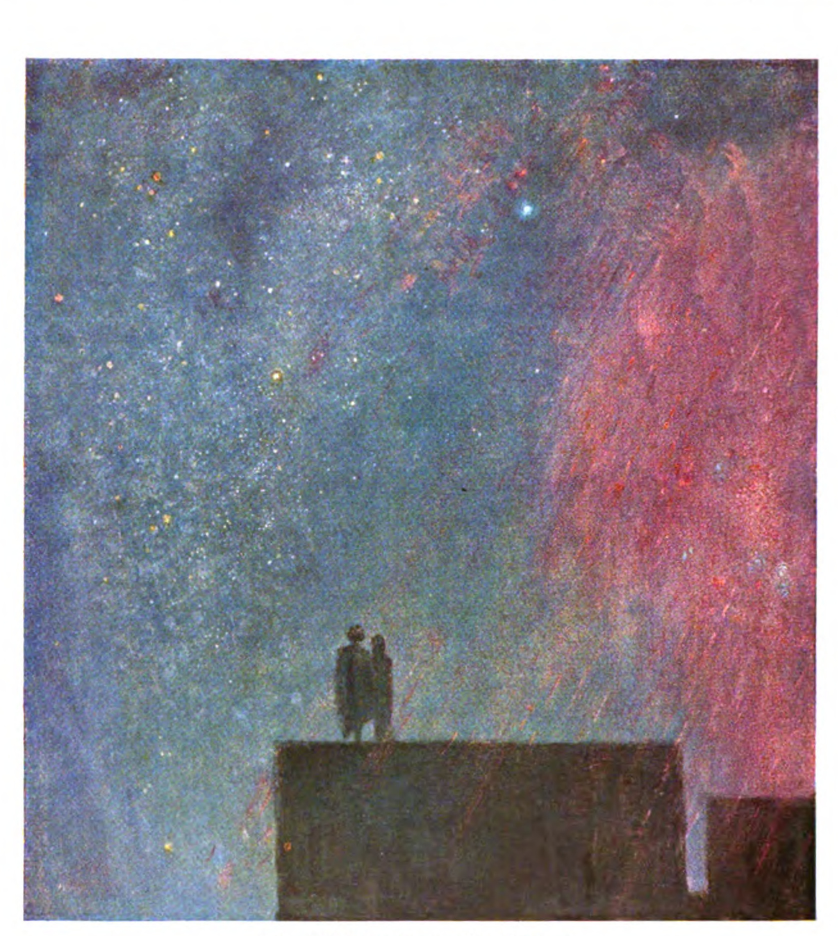
Es ist unzweifelhaft etwas Großes um diese Kunst, die doch von dem Künstler selbst eine gewaltige Selbstbescheidung verlangt. Eingeweihte Kreise wissen, daß dem Maler diese neuen Bilder für die Öffentlichkeit sozusagen entrissen werden mußten. Im Frühjahr 1922 sah man sie zuerst in einer Münchner Sonderausstellung, nachdem man Fritz Haß vielfach schon tot geglaubt hatte. 1895 und 1896 waren weite Kreise durch zwei große Bilder, »Die Nacht« und »Die große Babylon« auf ihn aufmerksam geworden. Man verglich sein Werk mit einer Palestrina-Messe. Und es hieß allgemein: Haß wird noch Großes bringen. Aber Haß schwieg. Schwieg mehr als fünfundzwanzig Jahre lang. Und heute sehen wir in dem Werk des Sechzigjährigen, was sich in diesem Vierteljahrhundert aus Not und Kampf gestaltete und an das Licht rang. Sein Lebenswerk, dessen Symbol recht eigentlich der herrliche »L i c h t b r i n g e r« ist, diese überwältigende Vision, in der die Seele des Künstlers sich sozusagen der Weltseele bewußt wurde und in magi-



Die Milchstraße, erste Fassung

schen Flammenwirbeln österlich aus der Karfreitagsnacht emporstieg. Man hat hier unwillkürlich das Gefühl: dieses Bild muß des Künstlers größtes Erlebnis gewesen sein, sozusagen seine Einweihung in das Mysterium, durch welche ihm die ganze Weite seiner neuen Welt erschlossen wurde. Sie war ihm die Brücke zur »Ara coeli«. Ob dies Lebenswerk verstanden, ob es heute schon fruchtbar wird, an dieser Wende der Zeiten, ist die Frage, die uns alle, die jeden Arbeiter im Bergwerk der neuen Kultur angeht. Denn noch ist unsre Zeit vielfach unfähig zum Erfassen überpersönlicher Zusammenhänge. Man ist noch zu sehr in den Hörselberg des Gefühlsmäßigen, des Lyrischen, des Stofflichen verzaubert. Man hat noch immer keinen rechten Sinn für das allgemein gültige Beziehungslose, und so ist es uns vielfach noch unmöglich, dieses Jenseitige, dieses über Raum und Zeit, über Ding und Stoff und stofflich gebundener Anschauung Stehende sowohl künstlerisch zu gestalten als auch da, wo einem der Zeit vorauseilenden Künstler diese Gestaltung nach schwerstem Ringen gelang, das Kunstwerk angemessen zu werten.

Darum müssen wir uns klar darüber werden, was es heißt, jetzt vor dem malerischen Ereignis Fritz Haß zu stehen. Bisher, also ehe dieser Künstler die im Begriff selbst liegenden, aus ihm hervorstrahlenden Ausdrucksmöglichkeiten entdeckte, konnte man sagen, daß alle Werte des Begriffes — Haß malt Begriffe wie »Seele«, »Erlösung«, »Sanctus« — diesseits der Sprachschwelle liegen; daß es also nur eine Begriffs**dichtung** geben

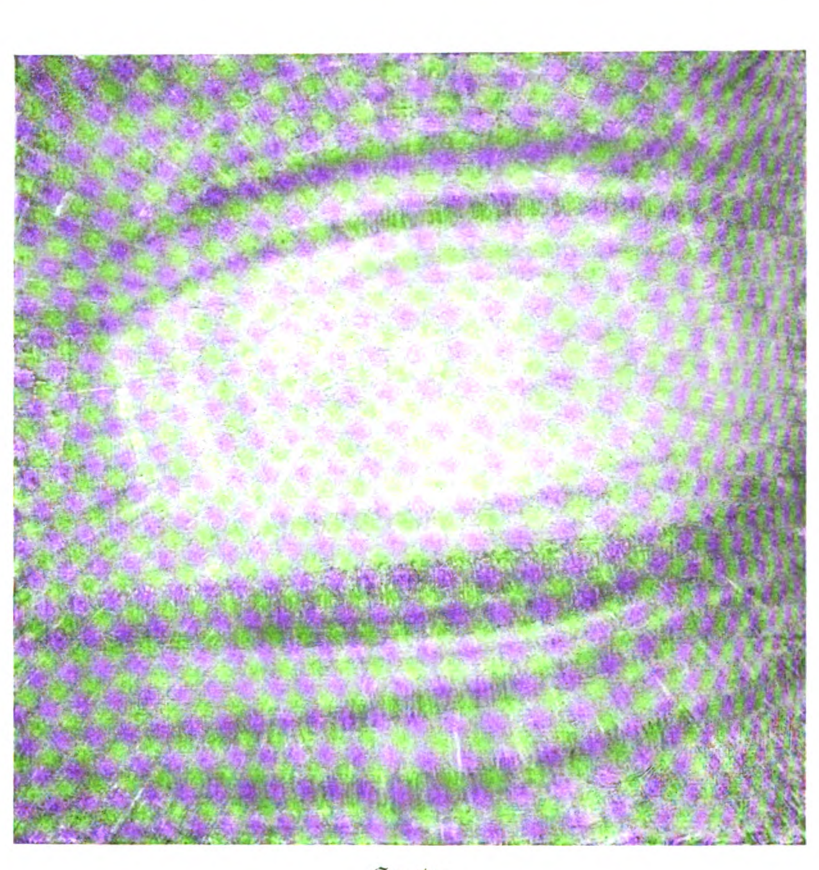


Die Milchstraße, zweite Fassung



Die Geburt Christi

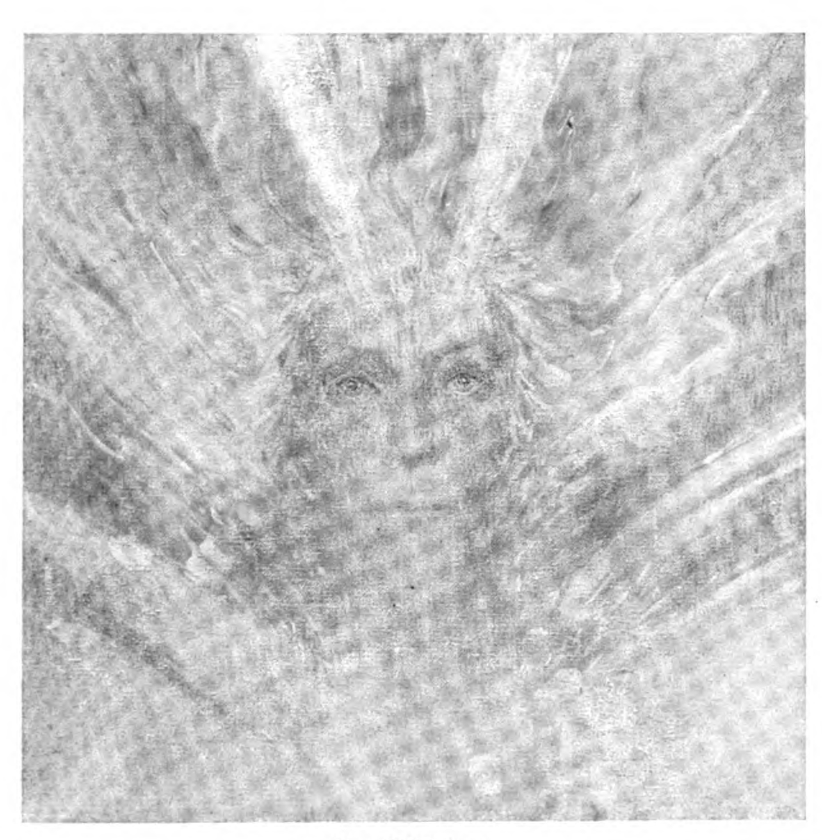
könne. Denn bisher verstand es niemand, den Begriff, das seelische Erlebnis etwa der »Erlösung« zeichnerisch oder malerisch anders wiederzugeben als durch dem Stofflichen entnommene Gleichnisse. Und da verlor der Gedanke sofort seine lebendige Kraft, seinen fruchtschweren Keim: die Allgemeingültigkeit. Er sank zum vieldeutigen Symbol oder gar zur halt- und gestaltlosen Allegorie herab. Nun hat Fritz Haß die Reichweite der malerischen Ausdrucksmittel in einer Weise vergrößert, die wir kaum ahnen konnten. Vor allem fand er für die Farbe eine neue Dimension. Für die Farbe, die bisher nur die Erscheinungsweise des Stoffes, für mindere Maler aber bloß der Anstrich der Dinge war. Haß, ganz im Gegenteil, die bisher erforschten Dimensionen überhöhend, löst die Farbe vom Stoff, vergeistigt so die Materie mit seinem »Stein der Weisen«, durch den er das Unedle veredelt, Blei in Gold verwandelt; kurz, er verzaubert den Stoff. Die Farbe läßt er also durch sich selbst, durch ihr metaphysisches Eigenlicht wirken: in seinen Farben stoßen nicht die Dinge im Raum aneinander, hier bindet und harmonisiert sich nicht der Stoff, sondern es verdichten sich gewissermaßen die Klänge der Sphären. In diesem Blau der »Milchstraße« mit ihrem vielfarbigen Sterngefunkel, in den rauschenden Farbenchören des »Sanctus« haben wir die ganz unmittelbar tönende Musik der Seele, den Klang der Welten, das beglückende und sakrale Ineinander-



Sanctus

klingen, Ineinanderaufgehen von Zeit und Ewigkeit, von Gott und Mensch; und das Rot in »Golgatha« — Blut, das fühlen wir gleich; und doch alles andre als naturalistisches Blutrot. Kein Mordblut, sondern das jenseitige Geheimnis des erlösenden Blutes: »Trinket alle daraus — das ist mein Blut.« Und diese Erkenntnisse ergeben sich nicht aus deutender oder deutelnder Überlegung, nicht aus rationalen Gedankenfolgen, sondern ganz blitzartig aus der Anschauung dieser wesenhaften, überstofflichen Farbigkeit, in der Haß die Körperlichkeit der Farbe vollkommen vergeistigte, ihr schlafendes Lied weckte.

Das Zukunftskräftige der neueren und neuesten Kunstentwicklung ist es eben, daß auch sie nach dieser Erlösung aus dem Stofflichen suchte, daß sie sich in die Klänge der Seele hinab- oder hinaufzutasten mühte, daß sie — im Expressionismus — in rücksichtsloser Begeisterung, in einem Seelenfanatismus sondergleichen danach trachtete, das Allerheiligste, das Geheimste von Herz und Welt für die Farbe zu gewinnen. Ein Teil dieser Sucher blieb im grell Dinglichen der Farbe stecken, zerriß dazu noch die Form, statt sie in höheren Formen, in den Urbildern der Form — ich denke an Platons »Ideen« — zu vollenden. Ein andrer Teil fiel ermattet in das Alte und Vollendete zurück. Dem dritten Teil, den ohne Rast Weitersuchenden, hat nun Fritz Haß den Schleier vom Saïsbilde weggerissen: So sieht die Vollendung, die Wiedergeburt der Kunst im Seelischen aus, sagen seine Bilder. Ob dieser Führer in das geheimnisvolle »Land, das Tristan meint«, Nachfolge findet, hängt nicht von irgendeiner Pinselgewandtheit und Farbenkundigkeit der Jünger ab, sondern einzig



Der Lichtbringer

vom Leben selbst. Kunst ist nicht nur Fertigkeit, Kunst ist Ausdruck selbsteignen, selbsterrungenen Lebens- und Seinsgefühls.

Ein Blick auf die »Porträte« von Haß zeigt besser als alles Reden über solche Kunstethik, was hier gemeint ist. Denn Haß kennt nicht das, was man heute Porträt zu nennen pflegt: diese Abbilder sinnenhafter Körperlichkeit. Er malt nicht den Menschen, den Bürger N. N., sondern — um einen Ausdruck des Meisters Eckhart zu gebrauchen — die »scintilla«, das Seelen- und Gottesfünklein in ihm. Und voll erhabener Schauer steht hinter diesen Augen, diesen Lippen, diesen Stirnen und Schläfen wieder — das Mysterium tremendum. So tragen alle diese Porträte unausgesprochen, ungeschrieben und doch in zwingender Deutlichkeit das emporreißende Motto aus jenem Brief des Paulus: »Wisset ihr nicht, daß ihr Götter seid?«

Rudolf Steiners Bild, das Selbstporträt und alle die andern sind also nicht nur als Bilder, sondern als Wegweiser gedacht: die Fackeln des Ewigen zu entzünden. Gewiß ist diese neue Art des Porträts mitunter in dem letzten Jahrzehnt versucht worden. Aber allzu leicht wird sie zur Karikatur. Statt des Gottes malt man gern den Affen. Es kommt eben alles auf die eigne Entwicklung an. Erst sich der Seele und der Einheit aller Dinge im Höchsten bewußt werden — dann die Erlösung, die Selbsterlösung im Kunstwerk. Was Henrik Ibsen also vom Dichten sagt: Dichten ist Gerichtstag halten über sein eignes Ich — das gilt ohne weiteres von jeder Kunst. Und die Entwicklung des Künstlerischen, der künstlerischen Mittel und ihrer allmächtigen Beherrschung geht Hand in Hand mit der eignen Entwicklung. Es ist also noch keine Kunst, sondern nur ein mehr

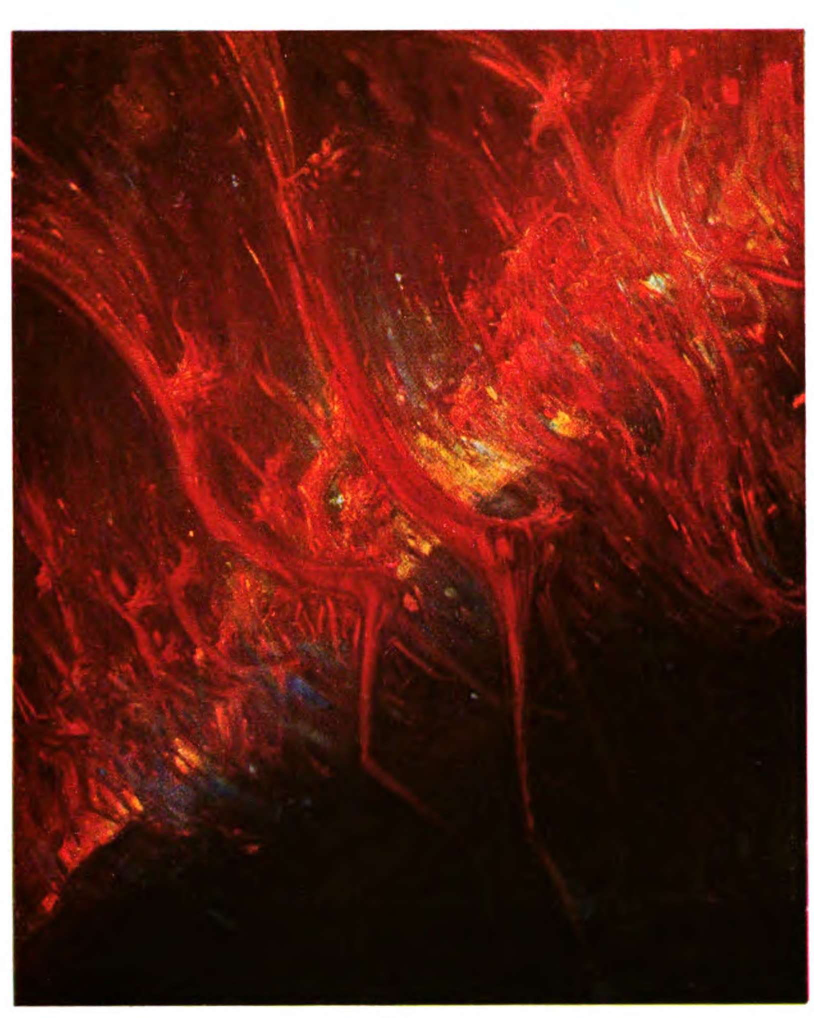
oder minder packendes und verständliches Herzenskonterfei, wenn das Chaotische einer Seele auf der Leinwand verewigt wird. Es heißt: zuerst leben, dann die Früchte dieses Lebens einernten im Werk. Nur so gewinnt das Kunstwerk seine Allgemeingültigkeit und Ewigkeit.

Denn vor den Bildern eines Fritz Haß empfindet man wieder mit seltener Eindringlichkeit: Kunst ist nicht nur Bekenntnis, ist auch mehr als Erkenntnis; und für die Welt ist sie mehr als nur das Schöne, als das Genußreiche. Sie ist Wegweiserin und Herzensweckerin. Das l'art-pour-l'art-Geschwätz ist längst abgetan. Und wenn irgendein Künstler das beweist, so ist es Fritz Haß mit seiner »Weltseele«, dem »Golgatha«, mit allen diesen seinen Lebensbildern. Diese ethisch-religiöse Wegrichtung der Kunst, bei allen absoluten Kunstwerten, ist ein hervorragendes Merkmal deutscher Art, die noch nie den kleinen Ehrgeiz besessen hat, das große Kunstwerk hinter die Gitterstäbe des Nur-Ästhetischen zu sperren. Hölderlin, Novalis, Goethe, Schiller — alle haben sie bewußt für die Welt und nicht für die Ästheten geschaffen. Ebensowenig unsre großen Musiker, die nie im Sinne hatten, nur artistische Probleme zu lösen; sondern in ihren Werken, von der Matthäus-Passion an bis zur Zauberflöte und der Neunten Symphonie, vom Fidelio bis zum Parsifal riefen sie die Welt zum Gottesdienst.

So auch die Kunst von Fritz Haß. Ich sagte es schon: sie ist deutsch. Deutsch trotz der Weltgeltung und Weltverständlichkeit ihres Gegenstandes. Das Faustische der deutschen Seele, ihr Sichnichtberuhigenkönnen bei der Erde, bei der Erscheinung; ihr Hinausstreben über die enggesteckten Grenzen des rein Nationalen in die Weite der Welt, und aus der Welt wieder in das Weltall hinaus ist ja eigentlich, so paradox es klingt, das Siegel unsrer völkischen Art, die sich

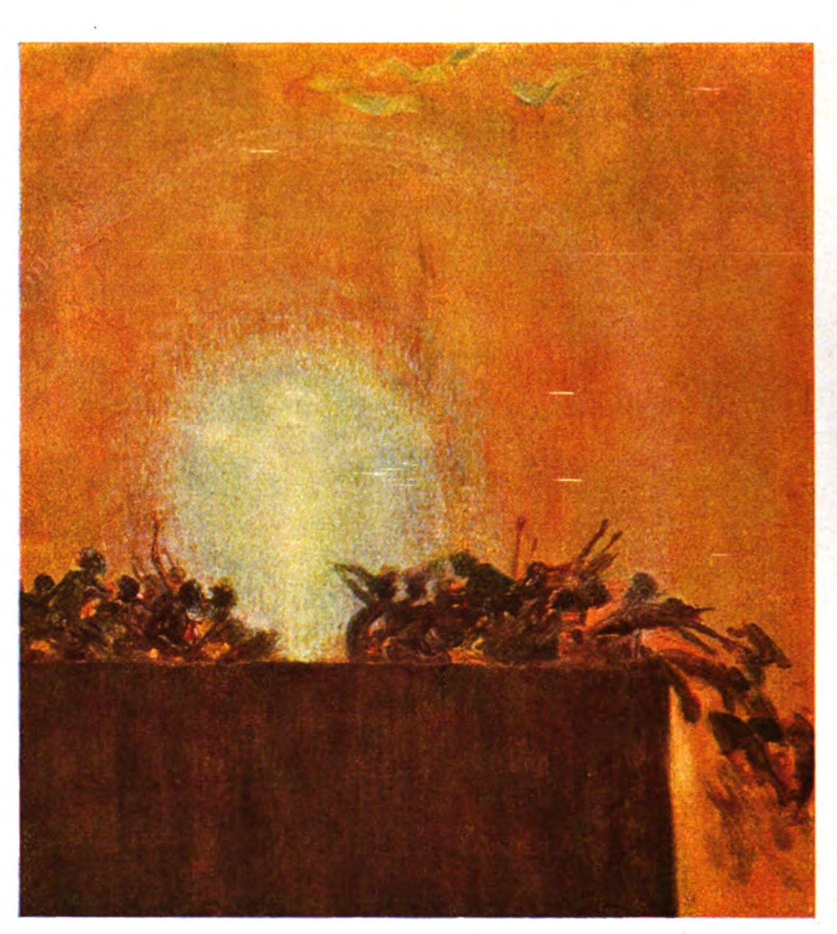


Golgatha



Feuer

keineswegs im Politischen erschöpft. Und nun findet sich in der Kunst eines Fritz Haß auch die Malerei zum Faustischen zurück, das heißt zum Germanischen. Das rein dinglich Klare der einmaligen Erscheinung übt keinen Reiz aus auf diese faustische Seele, deren innerstes Sinnen darauf geht, den Geist des Alls aus seinen heiligen Tiefen heraufzubeschwören. So malt Haß nicht die Formen der Dinge ab, sondern er reißt den Mythos in das flimmernde Licht jenseitig leuchtender, unwirklicher und doch im höchsten Sinne wirklicher Aura empor. Das ist urdeutsch. Und wenn auch diese Bilder vielleicht, in einem tibetischen Lamakloster hängend, durch die Allgewalt ihrer malerischen Formensprache ebensogut verstanden werden müßten wie in einer katholischen Kirche, so ist es doch fast undenkbar, daß ein andrer als ein Deutscher solche Werke geschaffen haben könnte. Hier ist ganz germanisches Lebens- und Seinsgefühl, das sich schon im Malerischen äußert: schwere, sozusagen liturgische Strenge des Gesamtaufbaues; die Farben jenseitig, nordlichthaft, oft wie magische Mitternachtssonnen. Die menschlichen Formen übermenschlich, götterhaft, die Bewegungen und Gesten zauberisch, oft ritual



Untergang der Finsternis

klingend. Alles wie in Musik und liturgisches Gebet getaucht.

Das sind alles letzten Endes Formwerte. Aber daß sie sich bei Haß recht eigentlich zum Inhalt auswachsen, ist mit das Größte dieser Kunst, bei der es kein Zweierlei, Form und Inhalt, mehr gibt. Was ich vor Jahren über das Märchen, diese Metaphysik der Dichtung, schrieb, gilt, mit den sinngemäßen Änderungen, auch von dieser Kunst: »Hier liegt die Grenzmark zwischen Kunst und Artistentum. Diesseits der Grenze ist der Inhalt, der Gegenstand, der Mensch das erste, das, was sich erst die Form schafft. Jenseits bildet die in den Tiefen strömende Rhythmik, die Losgelöstheit von allem Gegenständlichen, die Form, die göttliche Idee — Idee im platonischen Sinne — das Urerlebnis. Selbstverständlich, groß tritt sie als solche in die Welt der Dinge hinein, lebendige Doppelgängerin der Seele. So schaffen sich Metaphysik und Religion selbst ihre Verkörperung, die Form ihren Inhalt.«

Dieser neue Aufschwung deutscher Kunst, diese Selbstbesinnung auf deutsche Art im Kunstwerk steht an den Toren einer neuen Kultur. Und die Kunst von Fritz Haß wird, auf allerverschiedensten Wegen, Nachfolge finden. Sie ist ein Weckruf. Und dann: Incipit vita nova — es beginnt das neue Leben!



Pfälzer Weinlese: Logelträger und Winzerinnen

# Pfälzer Wein

## Von Heinrich Strieffler

**Mit sieben Abbildungen nach Originallithographien des Verfassers und einem Schlußstück**

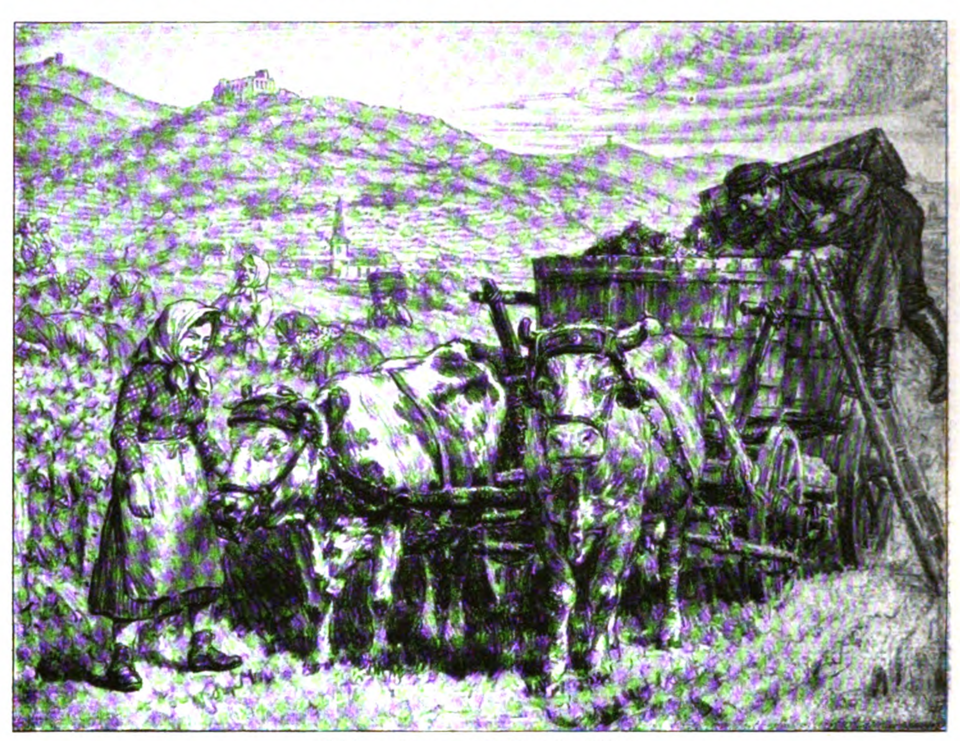
Die Pfalz ist ein schönes, gottgesegnetes Stückchen Erde. Eine volkstümliche Sage erzählt, daß der Teufel bei der Versuchung Christus auf den Söller des Hambacher Schlosses führte und ihm die umliegenden Herrlichkeiten versprach, wenn er ihn anbete. Christus sprach auf gut pfälzisch: »B'halt's!« (Behalte es), und seit der Zeit heißt dieser Landstrich im Volksmund »P'alz«.

Landschaftlich der reizvollste Teil sind die rebenbewachsenen und von sagenumwobenen Burgen gekrönten Berghänge des Wasgenwaldes und des sich daran anschließenden Hardtgebirges, die sich, gegen die Rheinebene zu abfallend, von Süden nach Norden durch die ganze Pfalz ziehen und bei Deidesheim, Forst und Wachenheim die weltberühmten edlen Weinmarken hervorbringen. Hier verkündet der Mandelbaum mit seinen weißen und der Pfirsichbaum mit seinen rosa Blüten den Frühling, und beide bringen reiche Ernte. Die Edelkastanienwälder über den Rebhügeln lassen im Herbst ihre reifen, wohlschmeckenden Früchte zur Erde fallen und tauchen dann die Landschaft in ein feuriges Rot und Gelb.



Selbstbildnis Heinrich Strieffler

Steht der Wanderer aber im Sommer, wenn das Getreide reift, auf diesen Bergeshöhen und blickt nach Osten in die fruchtbare Rheinebene, so hat er den Eindruck, als sei das ganze Land mit Gold besät, und in all diese Pracht hineingebettet liegen die vielen Dörfer mit ihren charakteristischen Kirchtürmen, malerischen Dorfstraßen und Bauernhöfen. Gleich einer Fata Morgana grüßen an klaren Nachmittagen die Türme der Stadt Speier herüber, der helle Sandstein des Doms (auf dessen Stelle die Römer schon ihren Göttern einen Tempel errichtet hatten)



Ochsengespann mit Traubenbütten

und die der Retscherkirche leuchten durch den Sonnenglast, und dahinter glänzt der Rhein.

Wendet man den Blick mehr nach Nordosten, so tauchen Ludwigshafen und Mannheim, in

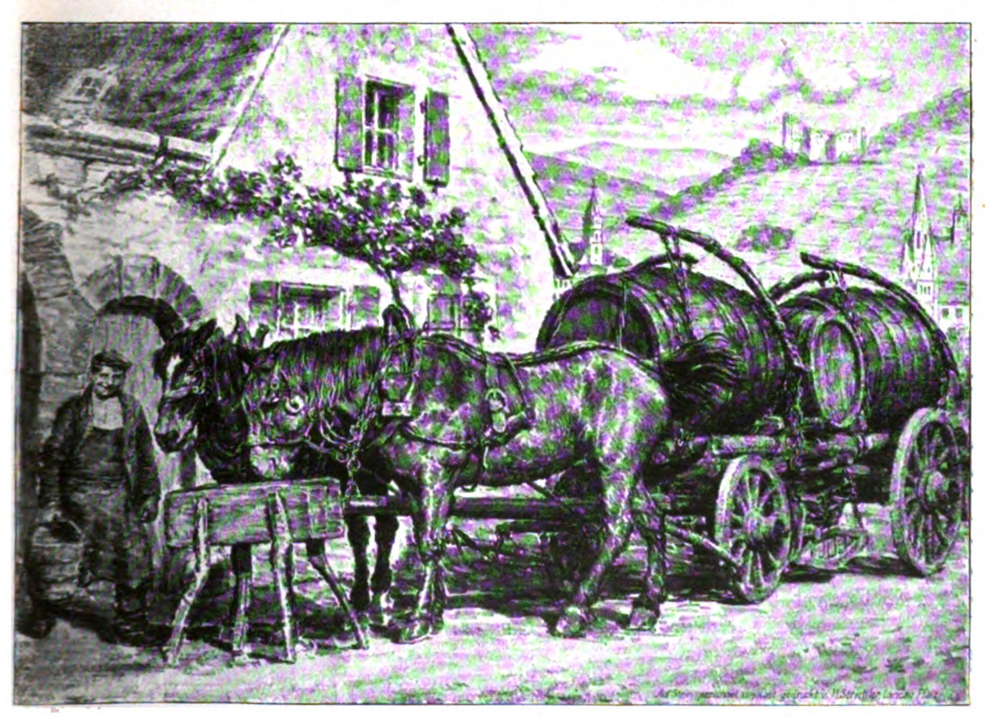


Verladen der Traubenmaische



Unterwegs mit der Traubenmaische

eine trübe Rauchschwarte gehüllt und durch die Schornsteine der Anilinfabrik kenntlich, vor uns auf. Noch weiter in der Ferne winkt Heidelberg mit seinen weithin sichtbaren Steinbrüchen, und



Pfälzer Weinfuhre




Pfälzer Bauerntanz in alter Pfälzer Volkstracht (Billigheim)

im Südosten steht düster und langgestreckt der Schwarzwald am Horizont.

Dem Blick nach Westen eröffnet sich von dem die Rheinebene begrenzenden Gebirgsrand bis tief in die Hinterpfalz, den sogenannten Westrich, hinein waldreiches Bergland, der Pfälzerwald. Dieser ist zu jeder Jahreszeit von Ausflüglern viel besucht und dank der Wirksamkeit des Pfälzerwaldvereins mit gut markierten Wegen ausgestattet. Besonders interessant ist die Gegend zwischen Dahn und Pirmasens. Hier starren auf den Bergesgipfeln riesige Felstürme in wunderlichen Formen in die Luft, oft als stolze Burgen oder kühne, einstmals uneinnehmbare Raubritternester ausgehöhlt und ausgebaut, wie die zahlreichen noch vorhandenen romantischen Ruinen bezeugen.

Viele der Burgen sind auf die Fundamente alter Römerkastelle erbaut, wie die dort ausgegrabenen römischen Münzen, Waffen und Altertümer beweisen. Die Pfalz war reich an römischen Niederlassungen, und das historische Museum in Speier hat eine große, wertvolle Sammlung von Römerfunden, die hierzulande gemacht wurden, darunter die auf einem Scherbenberg bei der Ziegelei in Jogrim am Rhein gefundene größte Terra-Sigilata-Sammlung der Welt, und als einzigartige Seltenheit eine in Speier ausgegrabene, in herrlicher Patina schillernde antike Flasche mit echtem altem Römer-Pfalzwein, der, in der heute noch in Italien gebräuchlichen Art, durch eine (jetzt ganz verhärtete) Ölschicht gegen die Außenluft abgeschlossen ist.

Die Römer haben den Wein in die Pfalz gebracht, und hier gedieh er zum Edelerzeugnis, wie es Italien selbst auch nicht annähernd aufweisen kann.

Dem Winzer macht der Weinberg das ganze Jahr über viel Sorg' und Mühe, denn der Rebstock will täglich seinen Herrn sehen. Noch mitten im Winter beginnt schon das Düngen der »Wingerte«; dann kommt im Frühjahr das Schneiden und Anbinden der Reben, die Furcht vor Nachtfrösten, das Graben, die Pilzbekämpfung durch Spritzen mit Kupfervitriol-Kalkbrühe und Schwefeln während des Sommers, das Ablesen und Einfangen von Heu- und Sauerwurm und deren Motten, die Angst vor Hagelschlag, dann Hacken und Laubbrechen, und so noch vieles mehr.

Wenn nun die Traubenblüte mit ihrem unvergleichlich würzigen Duft und sodann die Entwicklung der jungen Träubchen von gutem Wetter begünstigt waren, der August die Trauben gut gekocht und der September sie braungebraten hat, dann beginnt gegen Anfang Oktober ein fröhliches Treiben, der Ernten schönste, die Weinlese.

Da zieht die Schar der Logelträger und

Traubenleserinnen fröhlich nach dem Wingert und singt eins der schönen alten Pfälzer Volkslieder, begleitet vom Gerumpel der auf Wagen und Schubkarren nachgefahrenen Herbstbütten, Logeln und Kübeln.

Eine leichte Arbeit ist die Lese nicht. Morgens ist es im Wingert recht frisch; und die Rebstöcke sind betaut, da gibt es manchmal so steife Finger, daß die Leserin kaum noch das Sesel oder die Schere, womit sie die Trauben abschneidet, halten kann. Wenn aber gegen Mittag die Sonne durchbricht und das in den herrlichsten Herbstfarben schimmernde Laub der Weinberge und der benachbarten Edelkastanienwälder vergoldet, bemächtigt sich aller wieder gute Laune, und fröhlicher Gesang tönt von den Hängen.

Die abgeschnittenen Trauben legt die Winzerin in den Kübel; wenn er gefüllt ist, reicht sie ihn über die Zeile hinweg dem Hottenträger. Der trägt in seiner Botte oder Logel das köstliche Gut auf dem Rücken zu dem am Ende des Weinberges stehenden Wagen.

Am Rebstock edel ausgereifte Trauben haben einen zarten, duftigen Belag, der wie hingehaucht an den Beeren haftet und Zeugnis gibt, daß sie noch nie berührt worden sind. In den bevorzugten Lagen bleiben die Trauben so lange hängen, bis sie in Edelfäule übergegangen und durch Eintrocknen ziemlich zusammengeschrumpft sind.

Der Winzer fährt seinen Most (eingesammelte Trauben) mit zwei Kühen heim, während schwere Pferdefuhren mit zwei oder drei Mostlotten das edle Rebenblut in das Haus des Weingutsbesitzers oder auf weitere Strecken, oft bis über den Rhein, zu führen haben.

»E Schoppe Bitzler« vertreibt den Schlaf, wenn das Keltern (Auspressen der Trauben) bis tief in die Nacht hinein dauert. Wenn die Lese beendet ist, geben die großen Gutsbesitzer ihren Leuten meistens noch ein Schlußfest mit Winzerzug, Braten und Tanz.

Der »Süße«, der soeben die Kelter verlassen hat, wird mit einer Schlauchleitung oder mit der Logel in die großen Lagerfässer im Keller eingelegt. Bald fängt der junge Feuerteufel gewaltig an zu rumoren: der Neue gärt. In diesem Zustand ist er warm, schmeckt süß-säuerlich-prickelnd und heißt »Bitzler«. Später kühlt er sich wieder ab, wird milchigweiß und hat einen bitteren Beigeschmack; man nennt ihn dann »Federweißen«. Beide Arten werden vom Kenner sehr geschätzt, ja leidenschaftlich gern getrunken. Maßhalten ist aber dabei sehr geboten, denn Bitzler und Federweißer werfen jeden unter den Tisch, der zu tief ins Schoppenglas geguckt hat, und wäre es der stärkste Mann.

Im Keller, wo der Neue während seiner Sturm-und-Drang-Periode im ungespundeten Fasse lagert, wird er durch die großen Mengen Kohlensäure, die er entwickelt, oft lebensgefährlich. Schon mancher Unvorsichtige ist zur Gärzeit im Keller erstickt.

Nach zwei bis drei Wochen wird der Brausekopf ruhiger, und gegen Neujahr erfolgt der erste Abstich von der Hefe, die sich zu Boden gesetzt hat. Das Abstechen muß noch mehrere Male vorgenommen werden, bis der Wein als pures Gold im Glase glänzt. Nach zwei Jahren ist der Wein in der Regel ausgereift, klar, hell und versandfähig.

Dann kommt er, wenn er nicht vorher freihändig verkauft worden ist, auf die Weinversteigerungen. Diese werden oft von mehreren hundert Personen besucht, denn es kommen auch viele Schlachtenbummler, um die guten Weine zu kosten. Jedermann an den Tischen im Saale hat ein farbloses Weinprobierglas von Römerform und eine Versteigerungsliste vor sich. Beim Ausbieten jeder Nummer tritt ein halbes Dutzend Küfer mit gefüllten Flaschen in der Hand an die Tische, um eine kleine Probe in jedes Glas zu gießen. Darauf allgemeines Probieren; denn das geht auch hier über Studieren. Der Geschmack, ob Bukett oder Böckser, ob reingärig, rassig, elegant, flüchtig, stahlig, trocken, angenehm, süffig, leicht oder kräftig, brandig, krank, gut oder schlecht gebaut, wird in der Liste angemerkt. Dann folgen die Gebote und der Zuschlag, und die Reste der Proben werden in bereitstehende Gefäße ausgegossen, denn bei den ersten vierzig Nummern, den einfacheren Weinen, trinken nur die Unerfahrenen die Gläser aus.

Je mehr es aber dem Ende der Versteigerung zugeht, desto edler werden die Marken. Dann gießt der Küfer selten zuviel ins Probeglas. Gegen Schluß der Versteigerung ist die Stimmung meist sehr gehoben.

Zum Abfüllen des verkauften Weines fährt ein Weinwagen, auf dem einige Fässer mit Ketten und Reitel festgebunden sind (in neuerer Zeit auch große Lastautos) vor dem Keller vor, und der Wein wird mittels Schlauches aus dem Keller in die Fässer auf dem Fuhrwerk gepumpt. Auf dem Wagen steht ein Küfer, um aufzupassen, wenn das Faß voll wird, und verständigt die im Keller an der Pumpe arbeitenden Leute durch die Küfersprache, ein paar in bestimmtem Tempo aufeinanderfolgende, kräftig klingende Schläge mit dem Schlegel auf das Faß.

Edle teure Marken läßt der Weinhändler mitunter im Keller des Versteigerers von dessen Küfern gleich auf die Flaschen füllen. Das ist die »Originalabfüllung«, die auf der Etikette und dem Kork oder der Kapsel vermerkt wird.

Der Wagen ist geladen, der Fuhrmann nimmt noch einen kräftigen Schluck aus dem Schoppenglas, ein Peitschenknall, »Hü, hü!«, und unser flügge gewordenes Pfälzer Sonnenkind zieht hinaus in die Welt, des Menschen Herz zu er-

freuen, Leid und Sorgen zu brechen, Kranke zu erquicken und, wenn man ihm draußen keinen andern Namen beilegt, was seit Einführung des neuen Weingesetzes nicht mehr gut geht, seiner Pfälzer Heimat Ehre zu machen.

Der Charakter des Menschen wird stark durch seine Umgebung bestimmt; so geht es auch dem Pfälzer. Gastfreundschaft ist hier zu Hause, und wenn ein lieber Freund oder ein fremder Gast die Schwelle betritt, so ist der erste Gang des Hausherrn in den Keller, »eins trinken« zu holen.

Jenseits des Rheins nennt man die Pfälzer die »Krischer« (von kreischen, schreien), und vielleicht nicht mit Unrecht, denn beim Wein werden die Gemüter erhitzt. Ein Fremder, der vor einer Weinkneipe in Neustadt a. d. Hardt, der »Perle der Pfalz«, vorbeiging, fragte beängstigt einen Einheimischen, was denn da drinnen für ein fürchterlicher Spektakel und Streit sei, worauf ihm dieser beruhigend mitteilte, daß das weiter nichts Schlimmes wäre, es säßen da nur ein paar Stammgäste gemütlich beim Frühschoppen beisammen und unterhielten sich übers Wetter.

Der Pfälzer Winzer sagt: »So gut, wie ich ihn trinken kann, so kann er gar nicht wachsen.« Er uzt und stichelt gern und steht an Mutterwitz dem Kölner und Berliner nicht nach. —

Und nun noch ein paar Worte über die hier wiedergegebenen Lithographien.

Beim Betrachten der Originalabdrucke sieht der fachkundige Sammler, daß meine Arbeiten vor 1922 Lithographien von einer technischen Mache sind, wie sie alle andern Künstler und Graphiker gegenwärtig auch herstellen, während die Blätter nach 1922 auffallen durch das unendlich feine Korn, das die allerzartesten und hellsten Töne mit spielender Leichtigkeit wiederzugeben ermöglicht, und durch eine Kraft und samtige Tiefe der Kernschatten, wie sie in der Lithographie der letzten sechzig Jahre nicht mehr erreicht wurde.

Auf diesen Fortschritt kam ich folgendermaßen: Mitte 1922 besuchte mich noch einmal vor seinem Tode mein hoch in den achtziger Jahren stehender Lehrmeister — ich war nämlich vor meiner Studienzeit bis zu meinem 19. Lebensjahre Lithograph und Steindrucker. Er hatte Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Kreidelithograph in der damaligen Hochburg dieser Kunst, in Paris, gearbeitet und kannte noch alle die vielen Kniffe und Geheimnisse, die solche Spezialhandwerke zu allen Zeiten besessen haben, die aber in der Steindruckerei heute so gut wie ganz verlorengegangen sind. Mein lieber Meister hat mir sie noch alle anvertraut, damit sie nicht mit ihm aussterben.

Dazu kam noch, daß Max Slevogt, der sechs Kilometer von meinem Wohnsitz Landau auf seinem idyllisch zwischen Weinbergen und Kastanienwaldungen etwas unter der gleichnamigen Ruine und dem einstigen Römerkastell gelegenen, von ihm ausgebauten Schloßgut Neukastel alljährlich den Spätsommer und Herbst verbringt, immer wieder in mich gedrungen ist, daß ich mich doch mehr in der mir so gut liegenden Lithographie betätigen solle.

Ich schaffte mir, ebenso wie es Slevogt auch tat, eine Steindruckpresse an, auf der ich eigenhändig und unbehindert durch äußere Umstände meine Steinzeichnungen nach der alten überlieferten Art drucke. Durch Ansammeln von immer neuen Erfahrungen, die sich bei der Arbeit ergeben, und durch systematisches Erforschen aller Möglichkeiten, die die Kreidelithographie bietet, ist es mir gelungen, in meinen letzten beiden Arbeiten Blätter von einer Feinheit, Zartheit, Kraft und Tonfülle vom Stein herabzuziehen, wie dies meines Wissens seit der Erfindung der Lithographie bis jetzt nicht geglückt ist. Sie können sich in dieser Beziehung neben der technisch raffiniertest ausgeführten Radierung behaupten und haben vor dieser noch den Vorzug des leichteren, breiteren Auftrags sowie der stärkeren Unmittelbarkeit des Ausdrucks.



# Der Kamerad

## Von Heinz Steguweit

Der treue Johannes — da hockt er am Gartenfenster und faltet die Hände. Irgendwo in Flandern, als die Pfui-Teufel-Musik der Minen und Granaten um seine Ohren schrie, wurden seine Augen totgeschossen. Er sieht nichts mehr. Seine leeren Augenhöhlen tränen vom Wundfluß; jeden Morgen weicht ihm Frau Marthe mit einem Schwamm die harten Schorfkrusten von den vernarbten Lidern. Seine Stirn hat blaue Brandflecken, die Gas und Pulver in die Haut sengten. Jeden Morgen sitzt Johannes am Fenster; jeden Morgen hält er seine Hände gefalten.

Und es ist Sommer. Johannes lernt wieder lächeln. Scharfe, harte Linien verklären sein Gesicht, wie mit einer Nadel in Kupfer gegraben. Es ist das Lächeln dieser Zeit. Er riecht den herben Duft der Topfgeranien am Fenster und hört den gläsernen Schlag der Singdrossel. Sein Weib wringt Wäsche, und sein Bube kommt in die Tür gesprungen und schüttet ihm bunte Kieselsteine in die gelben Hände: »Sieh, Vater, die Steine, rote, grüne und weiße!«

Johannes streichelt ihm über die kornblonden Locken und lächelt wieder: »Schön, mein Junge — wunderschön!« Dann richtet er sich auf, tastet an den Wänden vorbei und sagt: »Es muß draußen Sonne sein. Meine Schläfen sind erwärmt, die Vögel schreien lustig, und Bienen durchsummen die Holunderdolden. Ich möchte hinaus, Marthe, mein Bube — ich möchte hinaus!«

»Ich hab' die Wäsche,« sagt Frau Marthe, »morgen führe ich dich in die Roggenfelder.«

Johannes schweigt und wischt an den Augen; dann sagt er: »Wer weiß, ob morgen wieder Sonne ist; Junge, komm, geh du mit deinem Vater!«

Der Junge hängt ängstlich an der Mutter: »Vater — ich trau' mich nicht!«

»Es ist zu gefährlich,« hilft ihm die Mutter, schlägt ein nasses Linnentuch aus und murrt.

Da tastet Johannes wieder zurück, so still, wie er gekommen ist. Wieder sinkt er auf den Stuhl am Fenster und stützt den narbigen Kopf.

Die Scheiben stehen offen, und ein dünner Windstrich trägt dem Blinden tausend Wonnen zu: den kräftigen Honigduft vom Holunder, ein Grillengeigen und das Wassertröpflein vom Laufbrunnen.

Frau Marthe geht, die Bleiche zu gießen, während der Bube, schreiend vor Lust, über den Rasen turnt.

Johannes hat nicht teil an der Freiheit der Alltäglichen; er muß auf ihr Gefallen warten, auf ihre Zeit, wenn er nur unter der Sonne atmen oder durch Äcker und Bäume wandern will. Er ist unter den Menschen zum Ding geworden, das im Wege steht und nur erhalten, nicht mehr geliebt wird. Ganz still ist es um ihn, fast kann er das dünne Ticken seiner Taschenuhr hören.

Da werden seine Knie plötzlich erwärmt; sanft schmiegt sich ein Fell an seine Beine. Er streckt die Hände aus und fühlt: — »Wolf?«

Der Hund leckt ihm die kalten, mageren Finger, springt ihn an, wedelt, bettelt und bläst heißen Atem ihm entgegen. Johannes steht auf, und während er das mächtige Tier klopft, wird er von ihm hinausgedrängt; immer weiter, durch den Flur, aus der Haustür, über den lauten Markt, zwischen hastige Menschen und rollende Wagen. Das Tier winselt vor Freude. Aufrecht schreitet der Blinde; er fühlt die warme Sonne auf den Wangen und strauchelt nicht. Tritt für Tritt ist er sicher, und wenn ein Wagen vorüberfährt, stößt ihm Wolf warnend den Kopf vor die Knie. Dann hält der Blinde an und wartet, bis er wieder fortgezupft wird, immer weiter, bis sie unter kühlende Fichten kommen, wo unter ihrem Harzgeruch ein Rieselbach silbern über Steine springt und kupferhelles Flöten der Finken von den Ästen tropft.

Johannes geht, geht einsam und doch begleitet, er wandert mit jemand — nicht neben jemand; das spürt er, wenn sich der treue Gefährte bellend an seine Knie drückt.

Nun treten sie aus dem Waldschatten, und die Glut des Mittags sengt ihm wieder den Scheitel. Johannes fühlt sich müde werden und steht mitten auf der Straße. Zu beiden Seiten wogt das hohe Korn. Er hört die rauhen Grannen singen, wenn eine leiser Windstrich darübergeht.

»Wolf — ein wenig warten, Wolf. Ich bin müde!«

Da stößt der Hund ihn seitwärts, bis Johannes ein sperrendes Hindernis vor den Knien spürt; er tastet nach: eine Feldbank. Dann wendet er sich und hockt nieder.

Der Hund liegt vor seinen Füßen und läßt den Atem hastig stoßen, seine Zunge hängt über den Zähnen, und die roten Lefzen triefen. Hier wärmt den Blinden die Einsamkeit mit ihrem schwarzen, tröstenden Mantel. Er fühlt sich wieder wertvoll, und sein Vorhandensein dünkt ihm keine Last mehr, keine hinderliche Nebensache. Er atmet tief und frei, weil er den Genuß des hohen Himmels und der Sonnenwärme von keinem Opfer der Menschen zu erkaufen brauchte. Das macht ihn reich; er lächelt glücklich, wie lange nicht mehr, ob dieser Stärke. Und der Erdgesang der Lerchen und Grillen läßt ihn träumen von den Wundern nie gekannter Süße. Der ferne Stundenschlag von der Stadtkirche

hängt in seinem Ohr, das alle Melodien in sein dankbares Herz weitergibt. Seine Sinne malen ihm das Ackerbild zurecht; er weiß, daß die Ähren reif sind und schwer; er sieht nicht ihre Bräune, atmet aber gierig den Brotgeruch der satten Kolben ein.

»Das Abendmahl im Felde,« murmelt Johannes und beugt sich nieder, seinem Hund das heiße Fell zu kraulen. Und er denkt an die Zeit, als er noch Augen hatte. Da will er die wunden Lider aufreißen, will schreien und lachen vor Lebenslust; aber irgendwo steckt die Freude im Halse fest und schluckt sein Lächeln wieder ein. Sein Gefährte springt neben ihn auf die Bank und drückt sich schmeichelnd fest an seine Schultern.

»Ja, du,« sagt Johannes, »ja, du — mein Kamerad!«

Dann steht er auf und trottet mit dem Tiere wieder heim.

Noch einmal hält er am Waldsaum. Er spürt den kühlen Schatten der Bäume und wendet sich nach der weiten, fernen Ebene. Er denkt an Frau Marthe, die keine Zeit hat, denkt an den lachenden Buben, der sich nicht traut, und denkt an sein teures Vaterland. Er wischt den Wundfluß aus den Augen und geht: »Wolf — komm du mit mir, Wolf!«

# Seit jener Stunde

Nie hab' ich solche Qual gefühlt.
Seit jener Stunde,
Da ich ihm den Degen ins Herz gewühlt,
Ist nichts, was meine Reue kühlt,
Die brennt in meines Herzens Grunde.

Den Hügel nieder wetterten wir
Stürmend zu Tal;
Vor mir ein feindlicher Offizier,
Ins Antlitz hing ihm der Locken Zier,
War jung und totenfahl.

Steil zuckte die Pistole empor
Auf mich im Nu.
Doch kam ich mit dem Degen zuvor,
Schlug aus der Faust ihm das tückische Rohr,
Dann stieß ich zu.

Ein Blick voll Grau'n, und irr verdreht
Sein Auge brach.
Er sank hintüber ... noch ein Gebet,
Vielleicht ein Fluch ... vom Wind verweht,
Ich sah ihm nach ...

Und wie von Gottes Hand getroffen
Stand ich erstarrt;
Mit stierem Blick, die Lippen offen,
Und schwere, schwere Tränen troffen
In meinen Bart.

Nie hab' ich solche Qual gefühlt.
Seit jener Stunde,
Da ich ihm den Degen ins Herz gewühlt,
Ist nichts, was meine Reue kühlt,
Die brennt in meines Herzens Grunde.

Franz Höller



**Karl Ritter: Eros**



Aufn. Deutscher Aero-Lloyd, A.-G., Staaken bei Berlin

Abbild. 1. Flieger bei der Arbeit mit der Luftbildkammer

# Neues vom Luftverkehr

## Von Dr. Johannes Poeschel (Meißen)

Noch immer ist der Luftverkehr für uns auf den Flugverkehr beschränkt (vgl. hierzu meinen Aufsatz Deutschlands Luftverkehr im Juliheft des Jahrgangs 1923, den ich mit dem diesjährigen zusammen als ein Ganzes zu betrachten bitte), und doch hat der deutsche Luftschiffbau auch jetzt noch Erfolge aufzuweisen, freilich — im Ausland und unter seltsamen, für uns schmerzlichen Verhältnissen. Die beiden von uns ausgelieferten schmucken kleinen Schiffe »Bodensee« und »Nordstern« verrichten nun schon über vier Jahre in Feindeshand Dienste zu voller Zufriedenheit, »Nordstern« unter dem Namen »Mediterranée« im Verkehr zwischen Frankreich und Algier, »Bodensee«, die nicht, wie berichtet, zugrunde gegangen, sondern nur schwer beschädigt war, ist längst völlig wiederhergestellt und fährt für die italienische Marine als »Esperia« gleichfalls über dem Mittelmeer.

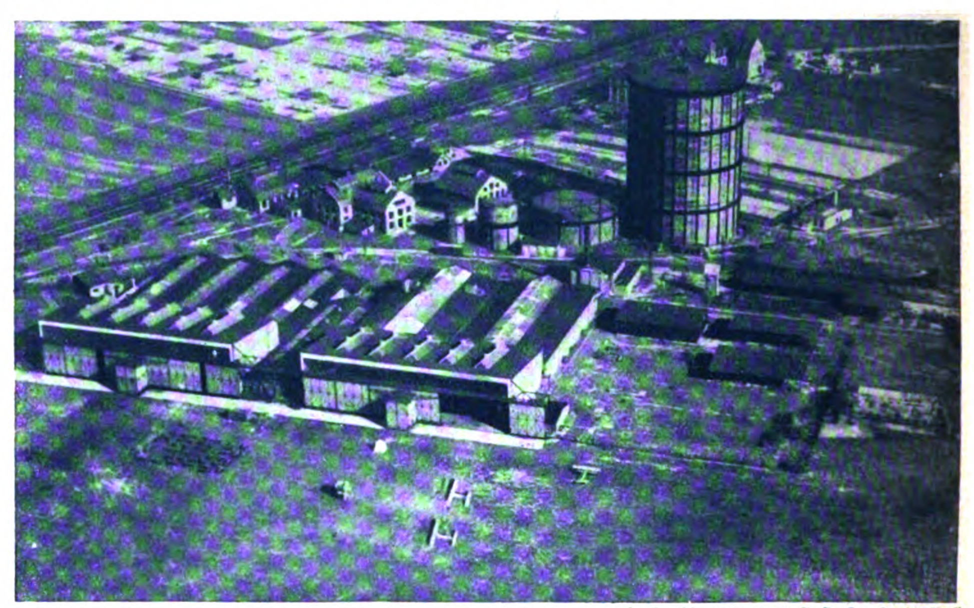
Mit dem ehemaligen deutschen Marine-Luftschiff L 72, der »Dixmuiden«, erzielte Frankreich am 4. Oktober 1923 die Welthöchstleistung einer 118¾-Stundenfahrt, zweimal hin und zurück über das Mittelmeer, über den französischen Kolonien Nordafrikas und über einem großen Teile Frankreichs, im ganzen von mehr als 8000 Kilometer. Ein glänzendes Zeugnis für ein Z-Schiff, das ursprünglich nur für ein- bis zweitägige Hochfahrten so leicht wie irgend möglich gebaut war, um rasch über dem Bereich feindlicher Brandgeschosse seine Kriegsaufgaben erfüllen zu können. Seine 50 Tonnen Nutzlast waren nicht für Unmassen von Benzin, sondern für reichlichen Wasserballast bestimmt und seine sechs Maybach-Motoren zu je 260 Pferdestärken nicht auf Dauerfahrten zu vier bis fünf Tagen berechnet. Dieser Mißbrauch des vortrefflichen Schiffes rächte sich. Nach einer weiteren dreitägigen Fahrt von Toulon bei schwerem Wetter und wechselnden Richtungen, bald über den Syrten zwischen Tunis und Algier, bald über dem nördlichen Afrika bei Biskra, stürzte es in der Frühe des 21. Dezember 1923 an der Küste von Sizilien brennend ins Meer, nach französischer Angabe vom Blitz getroffen, nach Dr. Eckener, dem Leiter des Luftschiffbaues Zeppelin, weil die Motoren infolge Überanstrengung versagten und das Luftschiff nach und nach zum Freiballon geworden war, bis schließlich ein unglückliches Ereignis dem Schiff und seiner gesamten Besatzung das Ende bereitete: solange nicht bestimmte Aufklärung vorliegt, solle man sich hüten, die Ursache des Unglücks in dem Schiff zu suchen.

England hat die Überlegenheit der Deut-

schen im Luftschiffbau stets anerkannt und darum die im Kriege erbeuteten oder ihm nachher ausgelieferten deutschen Luftschiffe peinlich nachzubilden versucht; doch entsprach das Ergebnis nicht den Erwartungen. Daher erklärte der vielgenannte Commander Burney in einem seiner Berichte offen, daß man für die zum Dienst nach Indien nötigen Luftschiffe sich deutsche Erfahrung zunutze machen müsse.

Amerika sah bei der Ausdehnung seines Landes und bei seinen vielfältigen überseeischen Beziehungen die Bedeutung der Luftschiffe für sich schon früh ein. Aber nicht mit dem Mutterlande der Luftschiffe trat es deswegen in Verbindung, sondern bestellte zunächst in England finden. Da, schon 20 Meter über der Erde Bruch eines Höhenruders, das Heck berührte eine Hochspannungsleitung: Kurzschluß, Zündung, auch »Roma« war mit 43 Mann ihrer Besatzung dahin.

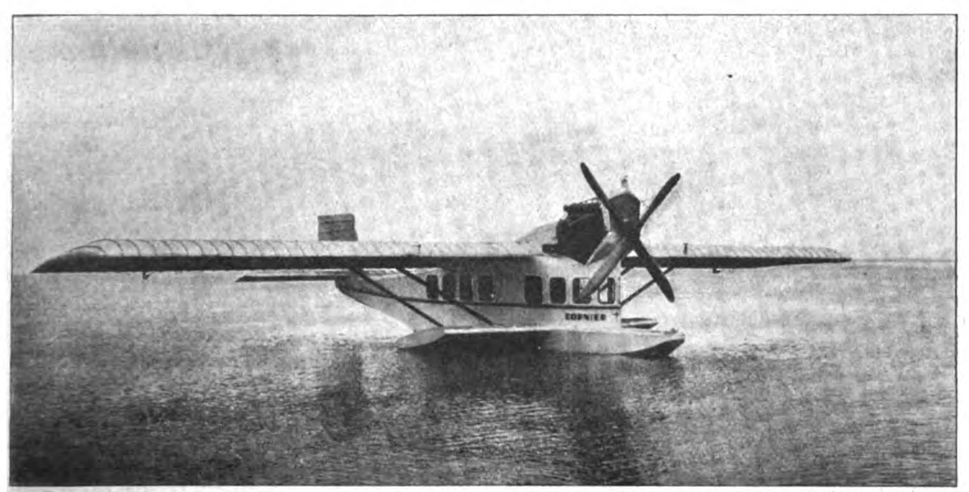
Wenn das Navy Departement der Vereinigten Staaten nun erst dazu kam, in Deutschland zu bauen, so hatte dies politische Gründe. Erst nach langen Verhandlungen genehmigte die Botschafterkonferenz 1922 die Herstellung eines großen Schiffes Z R 3 für Amerika durch den Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen. Die Vermutung liegt nahe, daß Frankreich immer aufs neue Einspruch dagegen erhob, aus Furcht, Deutschland könne dadurch auf einem gefähr-



Aufn. Deutscher Aero-Lloyd. A.-G., Staaken bei Berlin

Abbild. 2. Heimathafen und Werft des Deutschen Aero-Lloyd, A.-G., Staaken bei Berlin

die Nachahmung eines deutschen Z-Schiffes, von den Engländern R 38 genannt (R = rigid, also Starrschiff), das, unter ehrlicher Anerkennung seiner geistigen Herkunft, von den Vereinigten Staaten als Z R 2 übernommen werden sollte. Bei der unter eigensinnig erschwerten Bedingungen erfolgten Probefahrt über dem Humber verunglückte es samt 44 Mann seiner Besatzung. Nun versuchte es Amerika mit Italien, das in Bau und Führung von Luftschiffen noch immer an zweiter Stelle steht. Dieses verkaufte ihm sein bestes Luftschiff mit dem Namen seiner Landeshauptstadt Roma. Wohlverpackt kam es zur See in Amerika an. Wie hätte Zeppelin darüber gespottet: »Luftschiffe sind für den Luftverkehr bestimmt, aber nicht dazu, zerlegt und verladen mit Bahn oder Schiff an ihr Ziel befördert zu werden!« Nach Anbringen einiger Verbesserungen sollte ein Probeaufstieg statt-lichen Gebiete wieder erstarken. Hatte Frankreich doch dem deutschen Volke jede eigne Betätigung in der Luftschiffahrt schon durch die bekannten feindseligen Begriffsbestimmungen unmöglich gemacht. Bereits im Herbst 1923 war das Schiff fertig mit einem Rauminhalt von 70 000 Kubikmeter und einer Gesamtlänge von 200 Meter. Die beim Bau von 125 Z-Schiffen gemachten Erfahrungen an Zweckmäßigkeit und Sicherheit, an Schönheit der Ausstattung und Annehmlichkeit für die Fahrgäste sind ihm zugute gekommen. Doch die fünf zwölfzylindrigen Maybach-Motoren zu je 400 Pferdestärken entsprachen für deutsches Verantwortungsgefühl noch nicht den Anforderungen, die an ein Luftschiff bei Fahrten über Weltmeere zu stellen sind. Immer neue Verbesserungen wurden daran vorgenommen, bis die Leitung der Werft vollkommen zufrieden sein konnte. Als Reparations-



Aufn. Dornier-Metallbauten-G. m. b. H., Friedrichshafen a. B.

Abbild. 3. Metallflugboot »Delphin« der Dornier-Metallbauten-G. m. b. H. in Friedrichshafen a. B. (Seitenansicht)

schiff, also auf Kosten des Deutschen Reiches, ist ZR 3 für die Vereinigten Staaten von Nordamerika gebaut worden, aber nicht, wie früher verlautete, zum Dienst in der Kriegsmarine, sondern zum friedlichen Verkehr von Erdteil zu Erdteil ist es mit seinem Aufenthaltsraum für 30 Fahrgäste bestimmt.

Noch einen zweiten Weg hatte Amerika betreten, um in den Besitz zuverlässiger Starrschiffe deutscher Bauart zu kommen: im eignen Lande, im Lufthafen Lakehurst, Neujersey, ließ man aus eignem Material, mit eignen Kräften, aber unter Leitung deutscher Fachleute ein Schiff ZR 1 bauen, bekannt unter dem Namen »Shenandoah«. Geführt wird es von einem Deutschen, einem der ehemaligen Führer der »Bodensee«, Heinen. Die ersten Fahrten waren tadellos verlaufen, und schon trug man sich mit dem Gedanken, das Schiff von Alaska, von Nome an der Beringstraße aus, Forschungsfahrten nach dem Nordpol unternehmen zu lassen. Dort in Alaska sollte es nach englischem Vorgang an

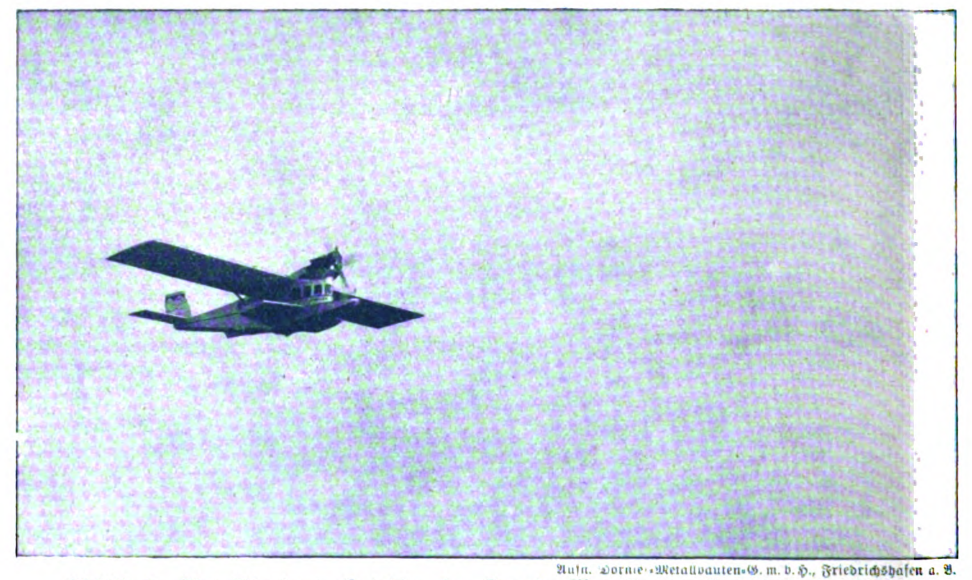


Aufn. Dornier-Metallbauten-G. m. b. H., Friedrichshafen a. B.

Abbild. 4. Metallflugboot »Delphin« der Dornier-Metallbauten-G. m. b. H. in Friedrichshafen a. B. (Vorderansicht)

hohem eisernem Mast verankert werden. Eben war man in Lakehurst bei einer siebentägigen Vorübung darauf. Ziemlich vier Tage hatte Z R 1, mit Helium gefüllt, am Mast sich trefflich gehalten, da riß am 16. Januar 1924, abends 7½ Uhr, plötzlich eine heftige Bö, der Vorbote eines Sturmes, das Luftschiff von seiner Verankerung los. Dabei wurde ihm die »Nase eingedrückt«, die vorderen beiden Gaszellen liefen teilweise aus, und sein Trägergerippe erlitt mehrfache Brüche und Verbiegungen. Die Gefahr, auf den Boden gestaucht zu werden, ward durch schnellste reichliche Ballastabgabe verhütet. Das Schiff trieb zunächst im Regensturm. Nach fünf schweren Stunden hatte die wackere Mannschaft es völlig in Steuergewalt. Vier Uhr morgens lag die »Shenandoah« wohlgeborgen in ihrer Halle in Lakehurst. Die Radioverbindungen wurden auf der ganzen Sturmfahrt nach allen Richtungen hin unterhalten, zahllose teilnehmende Anfragen flott beantwortet. Die schwere Gefahr, die das Luftschiff bestanden hatte, war das Reißen der Verankerung. Einen Sturm hat kein Z-Schiff zu fürchten, solange es selbst und seine Motoren noch unverletzt sind und eine erfahrene Hand es führt. Inzwischen hat die »Shenandoah« eine Fahrt auf die hohe See unternommen und 40 Stunden dort gekreuzt, ohne an ihrer Heliumfüllung irgendwelche Einbuße zu erleiden.

Wie sehr Frankreich darauf ausgeht, Deutschland am Luftschiffbau auch für andre Mächte zu hindern, beleuchtet grell ein aufsehenerregender Leitartikel von Eduardo Ortega Nuñez in der Madrider Tageszeitung »El Debate« vom 21. Juni 1924. Bekanntlich hatte der Luftschiffbau Zeppelin schon seit dem Sommer 1921 im Auftrag einer spanischen Studiengesellschaft, jetzt »Luftverkehrsgesellschaft Colon«, gemeinsam mit dem spanischen Major Herera erfolgreiche Untersuchungen angestellt über die Einrichtung einer Luftschiffverbindung Sevilla—Buenos Aires (Fahrzeit 3 Tage, Seereise 20 Tage). Aber erst vor kurzem hat ein königliches Dekret der Gesellschaft Colon die Durchführung des Unternehmens übertragen unter Genehmigung der erbetenen Beihilfen auf fünfzig Jahre. Jetzt enthüllt nun Ortega Nuñez in seinem Aufsatz, wie Frankreich »durch einen richtigen Feldzug die leicht zu beeinflussenden Spanier in ihrem eignen Lande gegen den Plan aufreizt«. Nachdem der Luftschiffbau Zeppelin es abgelehnt habe, seine Patente an Frankreich zu verkaufen, habe dieses den Bau von Luftschiffen völlig aufgegeben, beabsichtige aber eine französische Flugzeuglinie Bordeaux—Dakar (Senegal) und Pernambuco—Rio de Janeiro—Buenos Aires einzurichten mit Dampferdienst zwischen Dakar und Pernambuco. Die Revue de la Ligue Aéronautique de France bestätigt dies offen in ihrer ersten Januarnummer dieses Jahres: »die französische Luftfahrt bemühe sich, den deutsch-spanischen Plan, der sie mit Recht beunruhige, zu Fall zu bringen.« Wirtschaftliche Beherrschung des sogenannten Latein-Amerika gehört ja sowieso zu den Zielen Frankreichs.



Aufn. Dornier-Metallbauten-G. m. b. H., Friedrichshafen a. B.

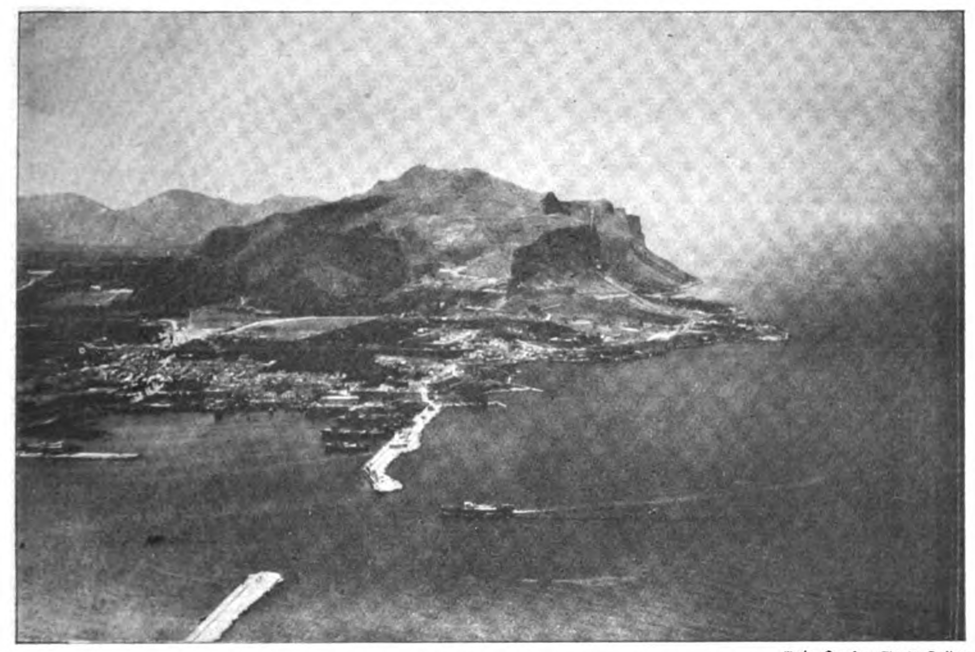
Abbild. 5. Metallflugboot »Delphin« der Dornier-Metallbauten-G. m. b. H. im Fluge über dem Bodensee




Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 6. Lustige Beschlagnahme eines Junkers-Flugzeugs durch Badegäste auf dem Vierwaldstätter See

So sieht sich Deutschland, das geschichtlich und technisch berufen war, im Weltverkehr mit Luftschiffen die Führung zu übernehmen, auf diesem Gebiete ausgeschaltet. Nur sozusagen die geistige Führung ist ihm geblieben: andre Völker in Herstellung und Führung seiner Luftschiffe anzuleiten. Das ist sehr bitter für uns. Dafür aber ist es auf der andern Seite, im Flugverkehr, viel besser gekommen, als wir nach der Knebelung durch den Versailler Vertrag und die nachfolgenden immer neuen Vergewaltigungen es erwarten konnten. Gerade das



Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 7. Palermo mit Monte Pellegrino (Flugaufnahme)



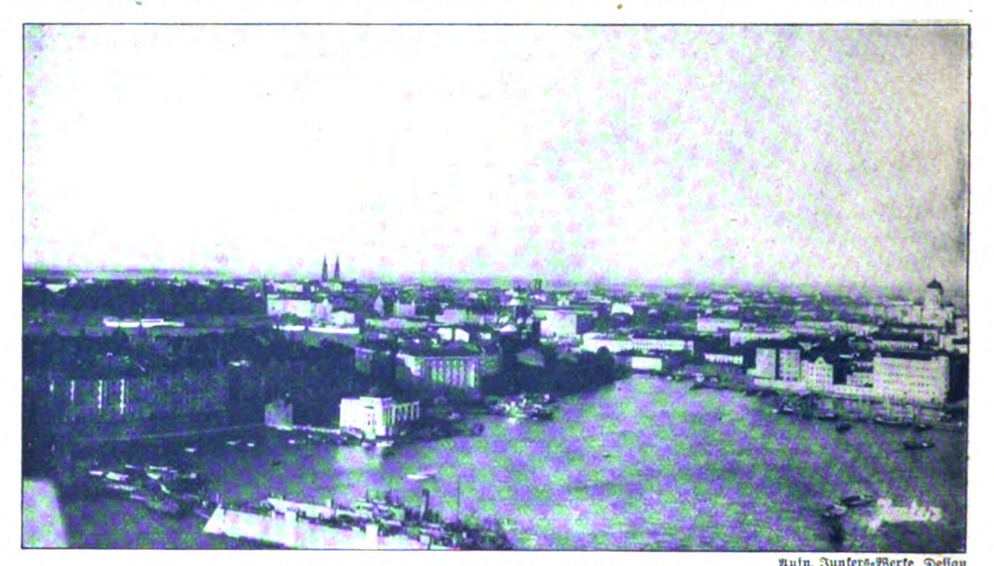
Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 8. Junkers-Verkehrsflugzeug über dem Hafen von Reval

Gegenteil von dem, was Frankreich, durch seine von Angst und Neid eingegebenen scharfen »Begriffsbestimmungen«, bezweckte, hat es damit erreicht. Die deutsche Flugzeugindustrie sollte vom Wettbewerb auf dem Weltmarkte ausgeschlossen werden. Statt dessen erwuchs ihr der Vorteil, daß sie leichtere, bessere und billigere Flugzeuge herstellte als irgendein andres Land. Bezeichnend dafür, wie hoch deutsche Flugzeuge im Ausland geschätzt werden, ist der Ausspruch eines der ersten englischen Flugzeugerbauer, Handley Page, während der Luftfahrtausstellung in Gotenburg Juli/August 1923:

»Wenn Sie die Besichtigung bei Frankreich beginnen und bei Junkers beenden, dann haben Sie die geschichtliche Entwicklung des Flugzeugbaues.«

In der Tat läßt sich ein schrofferer Gegensatz kaum denken als zwischen den vielverspannten französischen Doppeldeckern aus stoffüberzogenen




Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 9. Helsingfors, aus einem Junkers-Verkehrsflugzeug aufgenommen

Holzgestellen und den silbergrauen Junkers-Ganzmetalleindeckern mit ihren einfachen, schönen Linien. Auch unsre Abbild. 10, Besichtigung eines Junkers-Flugzeuges durch das japanische Parlament in Tokio, bringt diesen Gegensatz vortrefflich zum Ausdruck.

Den gleichen Erfolg erzielte Deutschland auf der diesjährigen internationalen Flugzeugausstellung in Prag, vertreten durch die Firmen Albatros, Dietrich-Gobiet und Junkers, und zwar nicht bloß in den Ausstellungsräumen, sondern auch auf dem Flugplatz. Dort führten Deutsche auf Kleinflugzeugen mit 55-Pferdestärken-Motoren so hervorragende Geschicklichkeitsflüge vor, daß die Franzosen, unzufrieden mit ihrem tschechoslowakischen Schützling, der sich mit seinen Einladungen zur Ausstellung so unpolitisch gezeigt hatte, schon am zweiten Tage der Wettbewerbe sich grollend zurückzogen. Solche rückhaltlos anerkannte Überlegenheit deutscher Erzeugnisse öffnet ihnen immer neue Absatzgebiete im Ausland.

In Herstellung von Ganzmetallflugzeugen waren von Anfang an Junkers und Dornier in freundschaftlichem Zusammenarbeiten die Führer in allen Ländern. Weltfirmen des Auslandes suchen Verbindung mit ihnen, z. B. Short Brothers in England mit Dornier, Henry Ford in Detroit, Michigan, mit Junkers. In der Tat ist durch die Reise des Professors Junkers nach den Vereinigten Staaten im Sommer 1924 und seine Unterredungen mit Ford eine Junkers Corporation of America zustande gekommen. Damit ist deutschen Kräften die Möglichkeit geboten, ungehindert durch die »Begriffsbestimmungen« im Lande des Überflusses an Rohstoffen den einzig möglichen Weg zu wesentlicher Steigerung des Flugverkehrs und seiner Wirtschaftlichkeit zu beschreiten, nämlich den des Baues von Großflugzeugen. Und Junkers war es, der schon 1919 den vollständigen Plan ausgearbeitet hatte zu einem freitragenden Rieseneindecker von 110 Meter Spannweite und 42 Meter Länge mit 4000 Pferdestärken zur Beförderung von 100 Fluggästen!

Dornier hat zehn Jahre zäher, zielsicherer Arbeit darauf verwendet, noch eine besondere Art von Luftfahrzeug auszubilden, in der schon England und Frankreich sich versucht hatten, ein Fahrzeug, das es mit zwei Elementen aufnimmt, das seetüchtig, sogar hochseefähig, und doch in erster Linie zur Bezwingung der Luft bestimmt ist, das Flugboot, nicht zu verwechseln mit dem Zweischwimmerflugzeug. Während dieses durch zwei in gehöriger Entfernung voneinander angeordnete schlanke Schwimmkörper vor dem Eintauchen ins Wasser bewahrt wird, ist hier der Rumpf des Flugzeuges selbst ein Boot, das Fluggäste, Nutzlast u. a. in sich aufnimmt, Tragdeck und Triebwerk dagegen über sich führt. Um das Boot nicht breiter werden zu lassen, als daß es auch die Luft leicht durchschneiden kann, und ihm doch die Möglichkeit zu geben, auf dem Wasser unter Wahrung der Kippsicherheit nach der einen oder andern Seite sich zu neigen, sind links und rechts »Flossen-



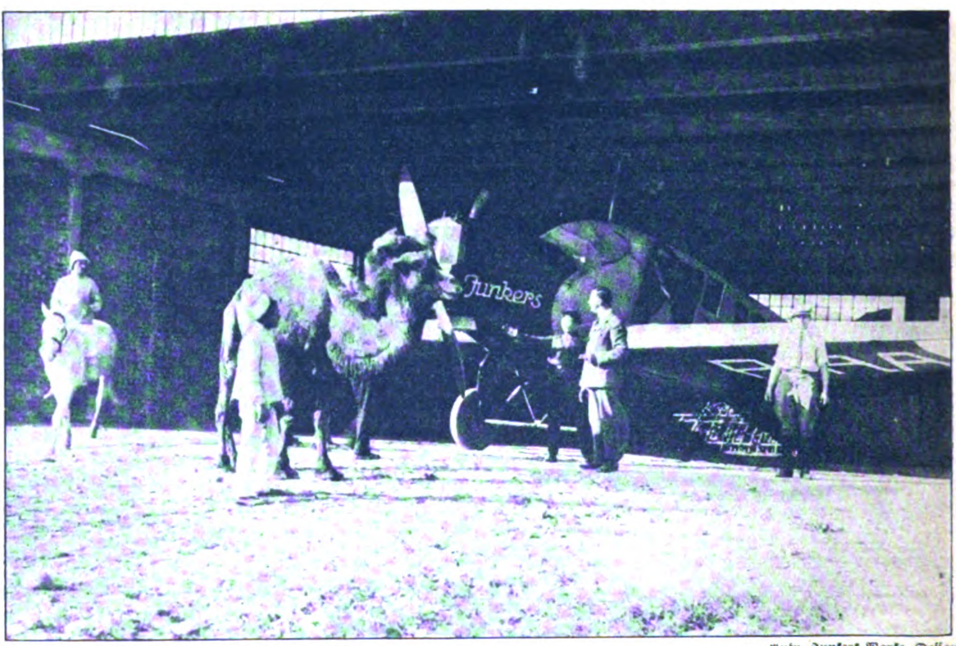
Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 10. Besichtigung eines Junkers-Ganzmetallflugzeugs durch das japanische Parlament in Tokio

stummel« angebracht und wasserdicht abgeschottet, die dann beim Start Auftrieb erzeugen und, da sie den entsprechenden Querschnitt haben, als kleine Tragflügel wirken. Von den Flugbootformen Dorniers, Delphin, dem Sportflugboot Libelle und dem Großflugboot Wal, hat besonders der Wal neuerdings viel von sich reden gemacht. Der Norweger Amundsen wollte mit drei Booten dieser Art im Sommer 1924 von Alaska aus nach Spitzbergen den Nordpol überfliegen. Aus bedauerlichen Gründen ist das gut vorbereitete kühne Unternehmen unterblieben. Der Probeflug eines dieser Walboote von Spanien nach den Kanarischen Inseln wurde trotz schwerem Sturm glatt durchgeführt, und der Italiener Locatelli flog mit Dornier-Wal von Pisa über England und Reykjavik nach Grönland. Wir bringen hier drei Abbildungen (3—5) des Delphin in seiner neuesten Ausführung, weil diese die von uns geschilderte Eigenart Dornierscher Flugboote besonders klar veranschaulichen. Natürlich gehen Flugzeuge wie Delphin und Wal mit zwei Motoren bis zu je 450 Pferdestärken weit über die nach den »Begriffsbestimmungen« für uns zugelassenen Maße hinaus. Daher hat die Dornier-Metallbauten-G. m. b. H. in Friedrichshafen mit einer italienischen Flugzeugwerft, der Società Anonima Italiana di Costruzioni Meccaniche Pisa in Marina di Pisa, ein Abkommen getroffen, wonach diese berechtigt ist, Dornierflugzeuge zu bauen.

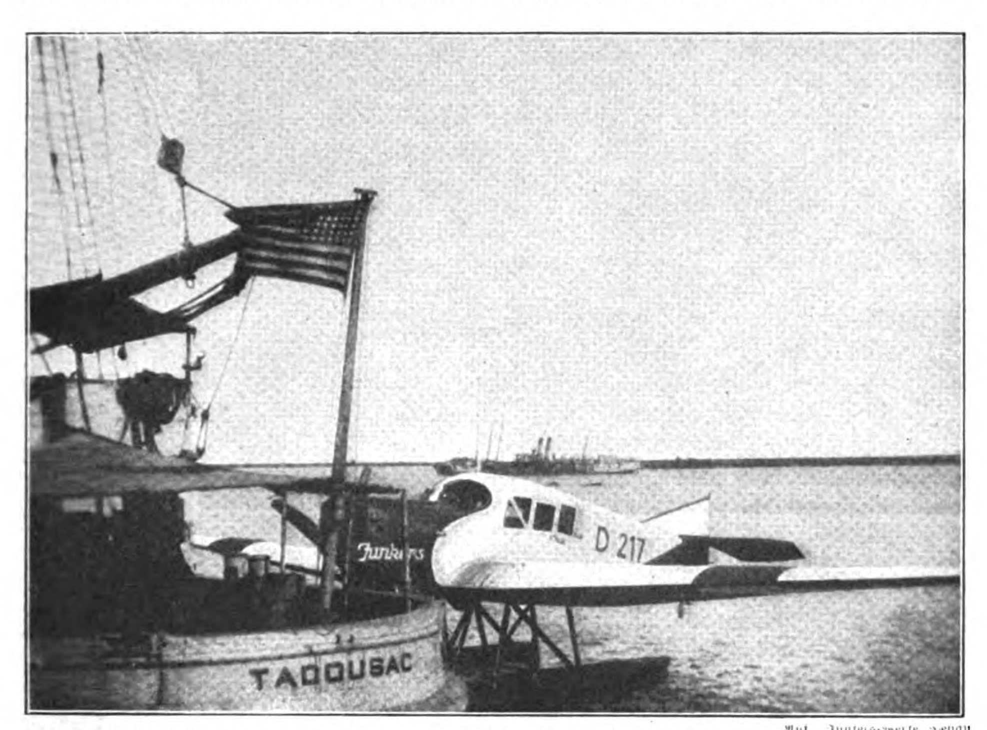
Waren die Jahre 1919—1922 als die Zeit der Versuche im Luftverkehr anzusehen, so darf man das Jahr 1923 als das erste eines wirklichen Luftverkehrsbetriebes bezeichnen, das somit zugleich die Grundlagen zukünftigen weiteren Ausbaues geschaffen hat. Daß dieser Ausbau planvoll und unter Verwertung aller bisher gemachten Erfahrungen vor sich geht, dafür bürgt schon die erfreuliche Tatsache, daß sämtliche deutschen und die durch Arbeitsgemeinschaft mit ihnen verbundenen ausländischen Luftverkehrsanstalten sich jetzt zu zwei großen Vereinigungen — 1923 waren es noch drei — zusammengeschlossen haben: dem Junkers-Konzern, in dem die Trans-Europa- und die Nord- (früher Ost-) Europa-Union aufgegangen sind, und dem Deutschen Aero-Lloyd (Staaken), die ihre schwierigen Aufgaben in bestem Einvernehmen miteinander lösen.

Noch ist eine internationale Einigung über die Luftverkehrsstatistik nicht erfolgt. Darum können Zahlen nur mit Vorbehalt gegeben werden. Fest aber steht, daß der gesamte mitteleuropäische planmäßige Luftverkehr 1923 ohne jeden Unglücksfall durchgeführt wurde. Einigermaßen zuverlässig läßt sich das Zahlenergebnis der vier in der Luftfahrt führenden europäischen Staaten, Deutschland, England, Frankreich und Holland, angeben. Danach wurden 1923 mit Flugzeugen 52 073 Personen befördert und 1338 Tonnen an Post und Frachtgut. Auf Deutschland, eingerechnet die von ihm im Ausland eingerichteten Luftverkehrslinien, kommen davon 28 801 Personen, also mehr als die Hälfte, und das nur




Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 11. Vom Junkers-Unternehmen nach Persien 1923: Unterkunft in Tiflis am Kaukasus




Aus: Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 12. Vom Junkers-Südamerika-Unternehmen 1923: Port au Prince (Haiti)

mit kleinen Flugzeugen für vier, höchstens acht Fluggäste. Daraus ergibt sich, daß die Neigung, sich dem Flugzeug anzuvertrauen, in Deutschland und auf den von Deutschen betriebenen Luftstrecken weit größer ist als in den andern genannten Ländern. Unter den Fluggästen sind alle Lebensalter vertreten, vom Greis bis zum Säugling von acht Wochen, der mit Eltern, Amme und Hund von Zürich nach Wien auf dem Luftwege übersiedelte. Dagegen wird auf nichtdeutschen Strecken das Flugzeug zur Beförderung von Waren mehr benutzt. Der deutsche Kaufmann beschränkt sich dabei noch zu sehr auf besonders kostbare Güter, z. B. Juwelen, Bilder, wertvolle Pelzwaren und Modellkleider. Im Ausland werden schon längst Fahrräder, Nähmaschinen, Luftreifen für Kraftwagen, lebendes Geflügel, frische Blumen u. a. mit Flugzeug versandt. Zwischen Paris und Rotterdam ist schon mehrmals ein Pferd, von Moskau nach Berlin eine lebende Bärin mit gutem Erfolg durch die Luft befördert worden. Eine wesentliche Steigerung wird der deutsche Post- und Frachtgut-Luftverkehr ohne Frage erfahren, sobald wir in der Lage sind, Flugzeuge mit ebenso großer Nutzlast zu bauen wie Frankreich und England. Wie sehr unsre Feinde durch die uns gezogenen Baugrenzen sich ins eigne Fleisch schneiden, hat England in dem mit englischen und deutschen Flugzeugen durchgeführten Verkehr London—Berlin zur Genüge erfahren müssen. Mit Recht hat Deutschland sich dagegen verwahrt, daß fremde Flugzeuge von größeren Ausmaßen, als sie ihm selbst gestattet sind, sein Hoheitsgebiet überfliegen.

Die europäischen Linien sind noch jetzt im wesentlichen dieselben wie im vorigen Jahre, aber der Verkehr auf vielen hat sich ausgedehnt oder durch tägliches Befliegen nach beiden Richtungen verdichtet. Nördliche und östliche Linien sind:

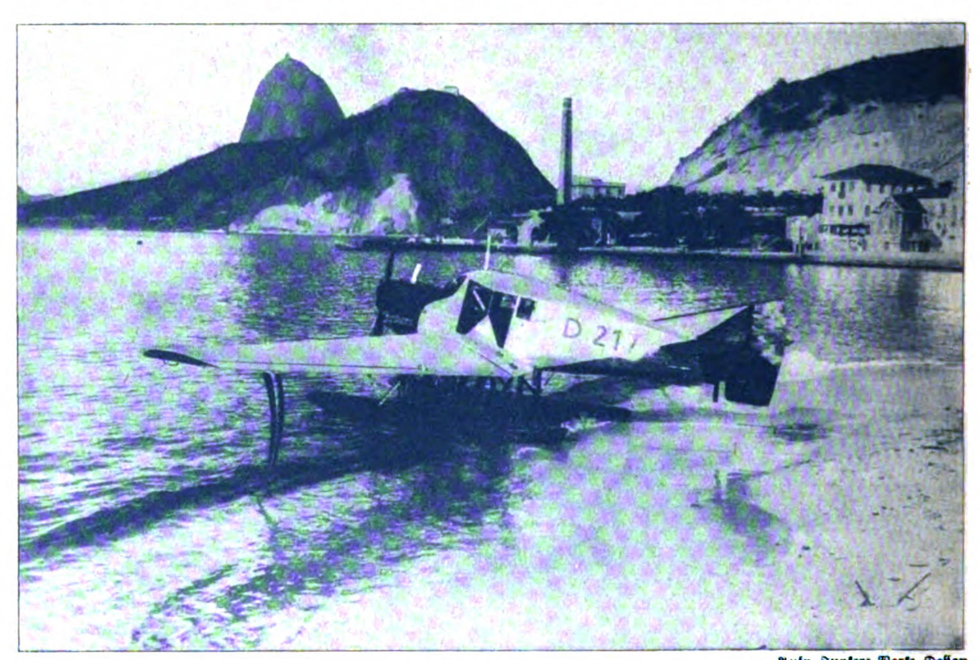
1. London—Amsterdam—Hannover—Berlin—(mit Nachtschnellzug nach) Königsberg—Moskau.
2. London—Brüssel—Köln.
3. London—Rotterdam—Bremen—Hamburg—Kopenhagen—Malmö; seit Juli durch eine schwedische Gesellschaft, aber mit deutschen Junkers-Flugzeugen, auch Hamburg—Malmö—Stockholm, von da Anschluß nach Helsingfors—Petersburg—Moskau—Nishni—Kasan—Saratow—Astrachan, von Moskau auch über Charkow nach Persien: Batum—Tiflis—Baku—Enseli—Teheran.
4. Berlin—Danzig—Königsberg—Memel—Riga—Reval—Helsingfors (Abbild. 8 u. 9).

Von den südeuropäischen Linien wird sogar zweimal täglich beflogen Genf—Zürich—München—Wien—Budapest. Seit Ende Juli d. J. besteht Verbindung von Zürich über Budapest und Wien nach Berlin. Von da mit Junkers-Kurierflugzeug Type A über Warne-

münde—Karlskrona nach Stockholm, und zwar hin und zurück versuchsweise mit Nachtbetrieb der Küste entlang, wo die vorhandene Küstenbefeuerung die Ortung erleichtert. Die Flugzeit Zürich—Stockholm beträgt 17 Stunden, ein Zeitgewinn von 21 Stunden gegenüber Bahn und Schiff.

Eine hochwichtige Linie wurde am 5. Juni d. J. angebahnt: Berlin—Konstantinopel—Angora. Ein Junkers-Wasserflugzeug Type A stieg mit einem neuartigen Motor (Schwerölmotor?) in Dessau auf und landete, einschließlich eines Aufenthalts in Budapest, nach 15 Stunden in Konstantinopel, nach weiteren 12 Stunden in

Noch gilt der vorjährige Grundsatz, daß deutsche Städte nur dann berücksichtigt werden können, wenn sie von internationalen Linien berührt werden, als Hansastädte des Luftverkehrs, wie sie der Schriftsteller Fischer von Poturzyn vom Stabe der Junkerswerke sinnreich genannt hat. Aber daß diese Weltlinien immer zahlreicher werden, kommt auch deutschen Städten zugute. So konnten z. B. die Strecken Berlin—Leipzig—Nürnberg und Frankfurt a. M.—München dem großen internationalen Luftverkehrsnetz mit eingegliedert werden. Andre Städte verschaffen sich durch Gründung von Luftverkehrs-Aktiengesellschaften und An-




Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 13. Von dem Junkers-Südamerika-Unternehmen 1923: Wasserflugzeug in der Bucht von Botofago bei Rio de Janeiro

Angora. Damit erfüllt sich ein Seherwort unsers unvergeßlichen ersten Reichspostmeisters Stephan aus dem Jahre 1874: der Luftverkehr werde weder geographische noch politische Schwierigkeiten kennen, wenn es gilt, Länder zu verbinden, die aus wirtschaftlichen oder andern Gründen Beziehungen zueinander suchen; »die zwischenliegenden Staatsgebiete mit ihren verkehrsstörenden Durchgangsansprüchen, die so widerwärtigen Grenzen mit ihren Zollschranken und Paßunbequemlichkeiten würden dann nicht mehr hinderlich sein«. Dasselbe Ziel, zunächst wenigstens Konstantinopel, suchte mit großen Anstrengungen im letzten Winter Frankreich mit der Franco-Roumaine, jetzt Compagnie Internationale de Navigation Aérienne, von Paris aus zu erreichen, kam aber damit nur bis Bukarest.

lagen neuzeitlicher Flughäfen zunächst die Möglichkeit zu Rund- und Sonderflügen sowie zum Anschluß an große Linien. Das haben von sächsischen Städten neuerdings Dresden und Chemnitz getan. Seit Mitte August führt über Dresden die Linie Berlin—Fürth. Dresden ist damit in die schon erwähnte internationale Linie mit Tag- und Nachtbetrieb Stockholm—Genf eingefügt. Durch seine Lage an der Elbe, die auch Wasserflugzeugen das Landen dort ermöglicht, ist es zur Hansastadt der Luft hervorragend geeignet. Wird doch der künftige Luftverkehr mit Großflugzeugen aus technischen Gründen gern dem Laufe der großen Ströme folgen, so hier von der Nordsee zum Schwarzen Meer der Elbe und Donau entlang. Außerdem ist Dresden als wichtiger Zwischenlandeplatz in Aussicht



Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 14. Von dem Junkers-Spitzbergen-Unternehmen 1923: Fair haven und Mt. Vesteralen

genommen für die Welt-Fluglinie von den skandinavischen Reichen über Berlin—Wien—Belgrad—Sofia—Saloniki—Athen nach Ägypten und Mittelafrika. Ein glücklicher Gedanke ist auch der Beschluß der Stadt Stettin, einen Hafen für Land- und Wasserflugzeuge nahe Alt-



Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Abbild. 15. Von dem Junkers-Spitzbergen-Unternehmen 1923: Königinnen- und Prinz-Karl-Vorland aus dem Nebelmeer auftauchend



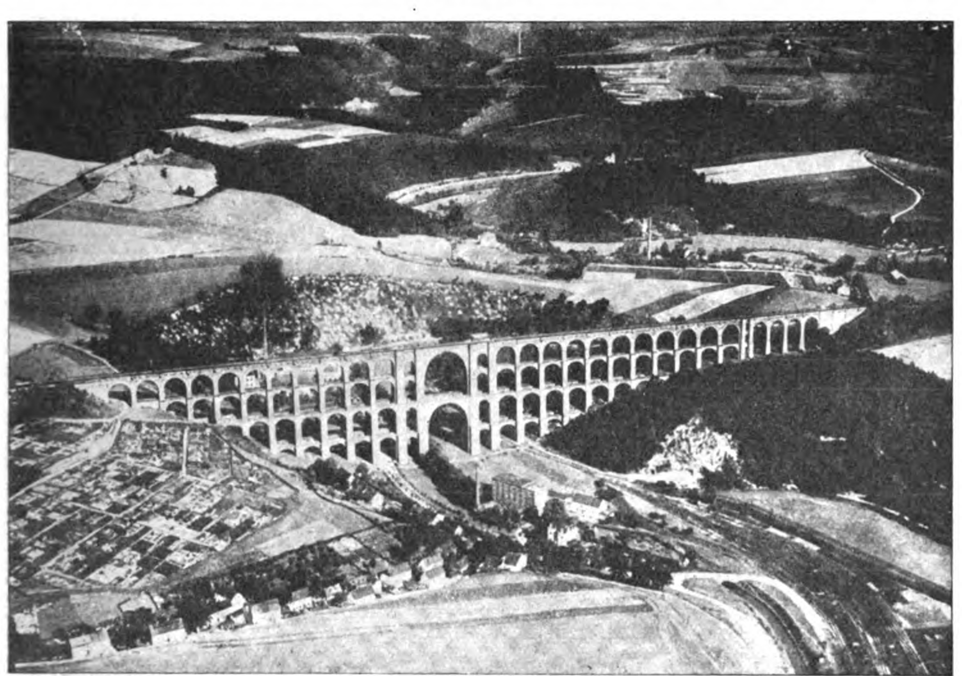
Aufn. Deutscher Aero-Lloyd, A.-G., Staaken bei Berlin

Abbild. 16. Eisenbahnüberführungen bei Stettin (Luftaufnahme)

damm am Dammer See zu schaffen. Reisende aus den nordischen Ländern vertauschen dann hier, soweit es nötig ist, ihre Wasserflugzeuge mit Landflugzeugen. Einer der besteingerichteten deutschen Flughäfen, der aber schon vorher in Betrieb war, Devau für Königsberg, wurde im Juni feierlich eingeweiht, Fuhlsbüttel-Hamburg wird ausgebaut, und der neue Berliner Flughafen auf dem Tempelhofer Felde, so nahe dem Herzen einer Großstadt wie kein zweiter in der Welt, sieht seiner Eröffnung im Frühjahr 1925 entgegen. Einstweilen wird für Berlin noch der Flughafen Staaken (Abbild. 2) benutzt. Auch Dessau tritt jetzt durch neunzigjährige Pachtung von 500 Morgen für einen Flugplatz in die Reihe der Weltflughafenstädte ein.

Das Jahr 1924 wird das vorige an Luftverkehr weit übertreffen. Hier nur eine verheißungsvolle Stichprobe: der Deutsche Aero-Lloyd erzielte allein auf drei seiner Strecken an Beförderung von Personen, Post und Frachtgut in zwei Monaten zwei Fünftel des gesamten Jahresbetriebes 1923. An dieser allgemeinen Verkehrssteigerung hat auch die Herabsetzung der Flugpreise Anteil. Beispiele: Genf—München—Wien—Budapest, 1010 Kilometer in 10 Stunden 45 Minuten zurückgelegt, kostet 198 Mark; Berlin—London in 6½ Stunden, mit Bahn und Schiff 24 Stunden, Preis 150 Mark, Fahrkarte 1. Klasse 160 Mark. Dabei ist auch noch Freigepäck bis 10 Kilogramm eingeschlossen. Auch vergesse man nicht, was die wesentlich kürzere Reisezeit für Aufwandsersparnis bedeutet, und daß für viele Zeit Geld ist. Die Billigkeit der Luftpostsendungen scheint noch viel zu wenig bekannt zu sein: außer den gewöhnlichen Gebühren kosten im Inland Postkarte und Brief bis 20 Gramm nur 10 Pfennig, nach dem Ausland Postkarte 20 Pfennig, Brief je 20 Gramm 20 Pfennig, nach Rußland, China, Persien und Mesopotamien Brief je 20 Gramm 30 Pfennig.

Wer vom Luftverkehr spricht, denkt dabei, weil ihm der Vergleich mit der Eisenbahn naheliegt, meist nur an den planmäßigen Verkehr. Doch nimmt das Flugzeug den Vergleich auch mit dem Kraftwagen auf. Im Autoverkehr ist der planmäßige Betrieb zurzeit beinahe ebenso selten wie bei der Bahn der Sonderbetrieb. Dagegen ist gerade dieser für den Kraftwagen das Hauptbetätigungsgebiet. Beim Flugzeug halten Sonderbetrieb und planmäßiger einander ungefähr die Wage. Daher hier auch noch etwas über den Sonderbetrieb im Flugverkehr! Nur beiläufig erwähnt seien die jetzt in ungezählter Menge unternommenen beliebten Rundflüge, die jedem die Möglichkeit bieten, sich des Anblicks der Erde von oben einmal zu erfreuen. Für Sonderflüge im eigentlichen Sinne sind zu den Dringlichkeitsanlässen einzelner Personen zahlreiche andre hinzugekommen, und unsre beiden großen Luftverkehrsvereinigungen sinnen unermüdlich auf neue und bedeutsame Verwendungen. Dahin gehören die Unter-



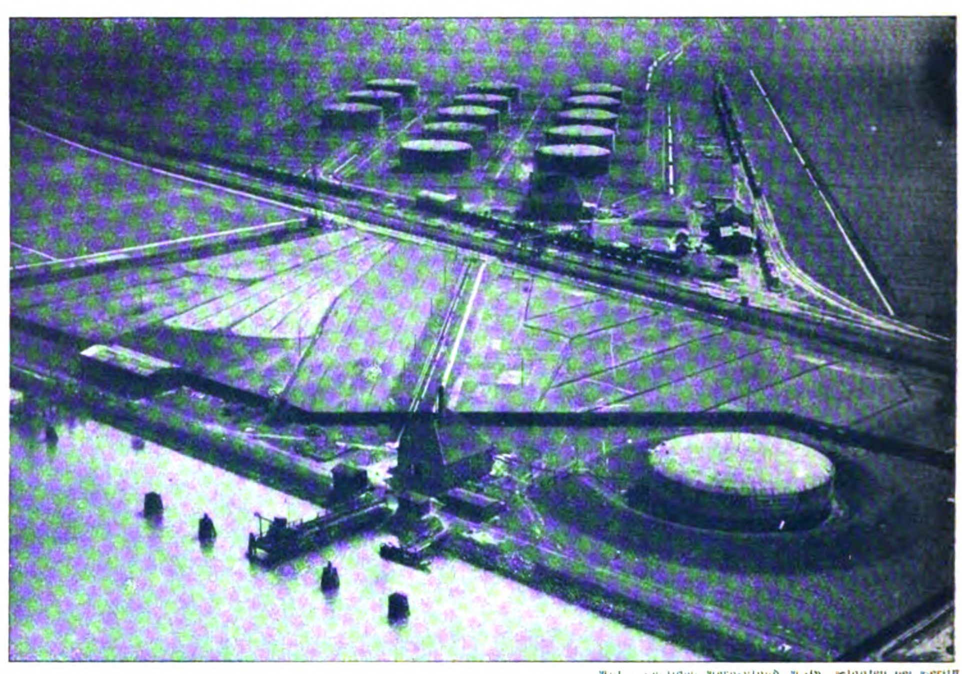
Aufn. Deutscher Aero-Lloyd, A.-G., Staaken bei Berlin

Abbild. 17. Götzschtalbrücke bei Mylau-Netzschkau i. Sa. (Luftaufnahme)

nehmungen von Junkers-Flugzeugen weit über Deutschlands und Europas Grenzen hinaus, sie galten und gelten teils der Erkundung und Vorbereitung neuer Linien für den Welt-Luftverkehr, teils wissenschaftlicher Forschung. So 1923 drei Flüge von Moskau aus. Das russische Luftverkehrsnetz ist fast ganz von Professor Junkers angelegt und wird immer mehr von ihm ausgebaut. Der erste Flug führte über Charkow, über die höchsten Gipfel des Kaukasus, den Kasbek und rückwärts über den Ararat, über die Naphthakönigin Baku am Kaspischen Meer hinweg nach Teheran und Täbris in Persien, es war das erstemal, daß ein Flugzeug das Land aufsuchte (Abbild. 11). Der Erfolg war 1924 die Eröffnung der schon erwähnten Linien nach Persien. Dort haben sich Junkers-Eindecker inzwischen vorzüglich bewährt, dagegen sind von sechs französischen Bréguet-Flugzeugen drei zu Bruch gegangen. Ein zweites, von einem russischen Führer gesteuertes Junkers-Flugzeug drang 1923 über Nishnij Nowgorod nach Taschkent in Turkestan vor, und schließlich flog ein Deutscher mit Junkers-Eindecker über Kasan, die sibirischen Städte Omsk und Tomsk nach Nowo-Nikolajewsk am Ob in 20½ Stunden, während er auf der Rückreise nach Moskau im Schnellzug vier Tage und vier Nächte unterwegs war. Damit war der westliche Abschnitt der geplanten großen Flugstraße Moskau—Wladiwostok (und weiter nach Japan) erkundet.

Ein sehr aussichtsreiches Feld künftigen Luftverkehrs eröffnete das Unternehmen der Flugzeuge Flamingo und Birkhuhn — die Junkers-Maschinen führen ausnahmslos Vogelnamen — nach den Großen Antillen, besonders Kuba (Habana, Santiago, Manzanillo), nach Port au Prince und Santo Domingo auf Haiti (Abbildung 12), von da trotz dringender Warnungen amerikanischer Flieger rund 1000 Kilometer über das stürmische Karibische Meer in 8 Stunden nach dem an Verbindungen so armen südamerikanischen Festlande. Es war dies die erste Überfliegung des Karibischen Meeres. Erst drei Stunden nach der Landung traf die Drahtmeldung ihres Abfluges von Santo Domingo in Caracas, der Hauptstadt Venezuelas, ein. Von da unternahmen sie einen Abstecher nach Maracaibo am Golf und See gleichen Namens und weiter nach der schönen Hauptstadt Brasiliens Rio de Janeiro (Abbild. 13). In der Straße von Florida hatte sich den Flugzeugen auch Gelegenheit geboten, ihre Verwendbarkeit im Seerettungsdienst zu erweisen. Schlechtes Wetter und viele Gefahren wurden gut überstanden.

Daß auch das Südamerika-Unternehmen gleichzeitig der Erkundung neuer Luftverkehrslinien galt, zeigte sich im Sommer 1924: ein Geschwader von acht Ganzmetallflugzeugen wurde nach **Argentinien** entsandt. Schon ihre Aufnahme in Buenos Aires war ein Erfolg für Deutschland und seine Technik. Bezeichnend dafür ist das Wort eines schlichten alten Pflanzers aus der Pampa, als er erfuhr,



Aufn. Deutscher Aero-Lloyd A.-G., Staaken bei Berlin

Abbild. 18. Öltankanlage Ostermoor der Stinnes-A.-G. (Luftaufnahme)

die von ihm bewunderten Flugzeuge seien deutsche Arbeit: »Dann ist Deutschland nicht tot!« Ein großer, gut ausgestatteter Flugplatz und zwei Linien wurden eingerichtet, die eine nach der Stadt Bahia Blanca im südlichen Argentinien, 600 Kilometer, die andre nach Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, im Norden, mitten im Festlande, 1180 Kilometer. Kleinflugzeuge vermitteln den Verkehr im Inneren, wo bisher überhaupt noch keinerlei Verkehrsmöglichkeit bestand. Das sind alles Anknüpfungen, die sich für Deutschland als segenreich erweisen werden.

In Kolumbien betreibt eine Gesellschaft mit Junkers-Schwimmer-Seeflugzeugen schon seit 1921 einen flugplanmäßigen Verkehr über dem Magdalenenstrom von seiner Mündung ins Meer bei Baranquilla aufwärts bis Girardat und Neiva. Die Postverbindung der auf einer Hochfläche der Ostkordilleren gelegenen Hauptstadt Bogota mit dem Hafen Baranquilla wird dadurch um 8 bis 10 Tage auf 17 Stunden verkürzt.

Rein wissenschaftlichen Zwecken diente im Juli 1923 der Arktisflug über dem reichgegliederten Spitzbergen. Ursprünglich war er als Hilfsunternehmen für den von Amundsen geplanten Flug von Alaska über den Nordpol nach Spitzbergen gedacht. Am ergebnisreichsten war am 8. Juli der in einem spitzwinkligen Dreieck von 1100 Kilometer ausgeführte Filmflug von Green Harbour am Eisfjord nordnordostwärts nach der bis dahin noch unerforschten großen Insel Nordostland, an der Nordküste Spitzbergens längs der Packeisgrenze westwärts bis zur Däneninsel, über der schönen, durch Andrees und Wellmanns verfehlte Unternehmungen so bekannt gewordenen, von Spitzbergenfahrern am meisten aufgesuchten Westseite der Insel südwärts wieder zurück nach Green Harbour. Im ganzen dauerte der Flug nur 6 Stunden 40 Minuten, aber was drängte sich in der kurzen Zeit alles zusammen! Gewaltige Berge, Gletscher und Meeresarme, die zum großen Teile noch nie ein Menschenauge geschaut hatte, wurden da in Filmen und in Einzelbildern aufgenommen (Abbildungen 14 und 15). Die reiche wissenschaftliche Ausbeute dieses kurzen Fluges bietet ein vor kurzem im Verlage von Orell Füßli in Zürich erschienenes Werk: Walter Mittelholzer, Im Flugzeug dem Nordpol entgegen.

Die Berichte der Führer und ihrer Begleiter auf diesen Erkundungs- und Forschungsflügen fesseln durch die Mannigfaltigkeit und Eigenart der Erlebnisse, Eindrücke und Beobachtungen. In allen aber kehrt das eine immer wieder: Wohin wir auch kamen, überall Jubel und stürmische Begeisterung bei den dort lebenden Deutschen. Auch die einheimische Bevölkerung stand jedesmal unter dem Banne des Ereignisses. Drängt sich uns angesichts solcher Tatsachen eine Erwägung nicht ganz von selbst auf? Die Zeiten sind vorbei, wo ein Netz deutscher Kolonien und Handelsniederlassungen die Erde umspannte,

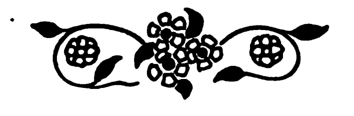
wo stolze Kriegs- und Handelsschiffe, alle Meere durchfahrend und fremde Häfen anlaufend, dem Deutschtum im Auslande den Rücken steiften und das Ansehen unsers Reiches mehrten. Lange wird es dauern, bis Deutschland zu solcher Betätigung die Mittel wieder aufbringt. Da hat sich nun in aller Stille ein Ersatz entwickelt, um Deutschen förderlich zu sein, die unter Verlusten und bitteren Kränkungen ausgehalten haben auf fernem Posten, oder solchen, die frischen Mutes wieder begonnen haben, durch neue Unternehmungen den deutschen Namen im Auslande zu Ehren zu bringen — ein Ersatz, der den jetzigen wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung trägt und doch schon hocherfreuliche Erfolge aufweist. Das sind die deutschen Verkehrsflugzeuge. Man vergleiche doch nur einmal die Kosten für Bau und Unterhaltung eines stark bemannten Kriegsschiffes mit denen eines Flugzeuges und seinen zwei oder drei Mann Besatzung. Wer unter diesem Gesichtspunkt den deutschen Welt-Luftverkehr betrachtet, dem muß das Herz höher schlagen wenn sich ihm Gelegenheit bietet, diesen, sei's auch noch so bescheiden, zu unterstützen. Das ist ein Weg, dem Ausland zu zeigen, daß Deutschland, wenn auch verarmt, doch seine Leistungsfähigkeit nicht eingebüßt hat.

Von andern Aufgaben, die durch Sonderflüge gelöst werden, können wir nur einige herausgreifen. Da vermitteln Junkers-Flugzeuge im Winter einen regen Verkehr über den zugefrorenen Finnischen Meerbusen, oder sie stellen Treibeisfelder und offene Wasserflächen fest, meist mit dem Ergebnis, daß die Verhältnisse günstiger liegen als angenommen. Auf einem Junkers-Wasserflugzeug beobachtete ein russischer Geograph diesen Sommer von Nowaja Semlja aus für Schiffahrtszwecke den Stand des Eises im Karischen Meer und in der Karastraße. Da werden Waldbrände mit dem Flugzeug bemerkt und bekämpft, Wiesen, deren Graswuchs gelitten hat, mit Samen überstreut, und das Flugzeug leistet dabei in einer Stunde, wozu auf dem Erdboden zwei Männer 30 Tage brauchten. Auf Pflanzungen wird der Kampf gegen Schädlinge jeder Art, namentlich Insekten, durch Überspritzen mit flüssigen oder feinzerstäubten Vernichtungsmitteln geführt. Fischzüge, die sogar den Augen der auf Booten sich Nähernden entgehen, erkennt in Binnengewässern wie an Meeresküsten der Beobachter im Flugzeug. In Mesopotamien entdeckt ein Gelehrter im »Wüstenflugzeug« die Trümmer einer Stadt, von der man bis dahin keine Ahnung hatte. Was Luftpolizei einem Staate für Dienste zu erweisen vermag, z. B bei Aufklärung von Verbrechen, auch zur Unterstützung der Staatsgeltung, ist hinlänglich bekannt, und unsre Gegner wußten recht wohl, warum sie uns das Halten jeder fliegenden Polizei untersagten.

Als eins der wertvollsten, wenn nicht als das wertvollste Mittel erdkundlicher Anschauung, Erkenntnis und daher auch Forschung hat man das Luftfahrzeug von Anbeginn, schon den alten Freiballon, gewürdigt. Die damit gewonnenen Eindrücke festzuhalten, dazu dient die »Luftbildkammer« (Abbild. 1). »Luftbild« ist jetzt die Bezeichnung jeder von einem Luftfahrzeug aus gemachten photographischen Aufnahme. Überaus zahlreich sind die Dienste, die das Luftbild auch in wirtschaftlichem Sinne zu leisten vermag: für Ergänzung und Berichtigung älterer Landkarten und Stadtpläne, für Bahnbauten, für Stromregelung und Kanalanlagen, für Forstwirtschaft, für Güter- und Fluraufteilungen, für das Siedlungswesen, für die Tagebauten der Braunkohlenwerke, für die Industrie zu Werbezwecken. Bei größerer Ausdehnung des aufzunehmenden Geländes machen sich Reihenbilder nötig, die nach maßstabgerechter Entzerrung zu einer Luftbildkarte zusammengefügt werden. Oder je zwei Raumbildaufnahmen läßt man durch den ans Wunderbare grenzenden Hugershoff-Heydeschen Autokartographen in verhältnismäßig kurzer Zeit, sogar in ihren Schichtlinien, vermessungstechnisch auswerten. Die Luftbildkarte unterscheidet sich von der bisher üblichen Karte dadurch, daß sie die Gegenstände des Geländes nicht mit den vereinbarten sinnbildlichen Zeichen, sondern sie selbst, mit Hilfe eines Vergrößerungsglases sogar in Einzelheiten erkennbar, wiedergibt. Für alle solche Zwecke stellen sich unsre Luftverkehrsanstalten mit ihren Sonderflügen zur Verfügung; unsre letzten drei Bilder, Aufnahmen der Bildabteilung des Deutschen Aero-Lloyd, sind Beispiele dafür.

Der Überblick über die neueste Entwicklung des Luftverkehrs darf uns mit Stolz erfüllen: er zeigt uns, wie trotz den jetzt noch auf uns lastenden Fesseln es aufwärts geht, wie deutsche Schöpfer- und Gestaltungskraft auch das Ausland, das feindliche wider Willen, in seinen Bann zieht. Und wodurch ist das möglich geworden? Weil hier endlich einmal alle beteiligten Kräfte vereint zusammenwirken am Wiederaufbau des Vaterlandes.

In der Handschrift abgeschlossen am 20. 9. 1924.



# Die Frau als Schöpferin der Wohnung

## Ein Frauengespräch von Bruno Taut

Frau Schubert: Sie sehen gar nicht mehr gut aus, Frau Tausendschön. Ich denke immer, Sie machen sich zu viel Arbeit.

Frau T.: Ja, du lieber Himmel, Frau Schubert, was soll man machen! Heute morgen suchte mein Mann sein heruntergefallenes Rasiermesser, faßte dabei unter den Waschtisch und zeigte mir dann mit Entsetzen seine mit dickem Staub beschmutzte Hand. Dabei gebe ich mir doch alle Mühe, meine Wohnung sauber zu halten! — Ja, wenn man sich's so leicht machen könnte wie Sie, Frau Schubert, dann würde es mir bald besser gehen, und ich hätte mehr Zeit für meine Kinder und für meinen Mann.

Fr. Sch.: Das ist aber doch die einfachste Sache von der Welt. Man muß nur erst den Entschluß aufbringen. Wir waren doch ursprünglich auch ganz anders eingerichtet.

Fr. T.: Ja, wissen Sie, Frau Schubert, es ist auch nur in der Verzweiflung, wenn ich allzu nervös bin, daß ich Sie zu beneiden scheine. Im Grunde genommen finde ich Ihre Wohnung mit den kahlen Wänden und fast leeren Zimmern, fast ohne Vorhänge, ohne Kissen, doch eigentlich schrecklich ungemütlich. Gewiß, manchmal, bei besonderer Beleuchtung oder bestimmter Stimmung, könnte ich sogar mich bei Ihnen dazu aufschwingen, den Sinn dieser neuen Einrichtungsmethode zu entdecken und eine gewisse Schönheit von Ihrem Standpunkt aus darin zu sehen. Aber wenn ich mir unser eignes Leben vorstelle: alle unsre schönen Erinnerungen, die in den Gelegenheitsgeschenken drinliegen, die Vorstellung von schönen Badeorten, wo wir oder unsre Freunde mal waren — lächeln Sie nicht, Frau Schubert, über diese zurückgebliebene Liebe für die vielverspotteten Nippes. Es liegt in all diesen Sachen, ob sie künstlerisch gut oder nicht gut sind, doch die ganze Liebe der Angehörigen und Freunde, und wenn ich sie auf der Kommode, auf dem Vertiko oder auf dem Konsölchen sehe, so sehen mich auch die lieben Menschen an, ganz ebenso wie sie aus den Bildern auf mich blicken, die ich aufgestellt oder angehängt habe. Sie begleiten mein tägliches Leben mit ihrer lieben Gegenwart.

Fr. Sch.: Glauben Sie denn, daß diese lieben Menschen sich darüber freuen würden, wenn sie wüßten, daß sie Sie durch ihre Geschenke und Bilder auch mit Staubwischarbeit überhäufen?

Fr. T.: Aber, liebe Frau Schubert, das ist doch nur eine Kleinigkeit, das bißchen Staubwischen macht einen doch nicht krank. Und die Wohnung muß doch auch unsre Gedanken erheben können, wenn die Alltagssorgen einen drücken. Unsre Bilder und Radierungen zum Beispiel, die meinem Manne und mir seit unsrer Verlobungszeit so unendlich nahegekommen sind, geben meinen Gedanken immer wieder eine gewisse Weihe, wenn ich sie ansehe.

Fr. Sch.: Ja, verehrte Frau Tausendschön, das ist ein weites Kapitel. Denken Sie auch daran, daß die Bilder nicht bloß von Ihnen angesehen werden, sondern auch Sie von den Bildern? Das klingt sehr merkwürdig, es ist aber Tatsache, und ebensosehr, wie wir den Blick eines Menschen fühlen, der hinter uns geht, ebensosehr sollten wir auch den Blick der Bilder fühlen. Es ist einfach nicht wahr, daß wir die Bilder an den Wänden nur dann ansehen, wenn wir es mögen. Wir streifen mit dem Blick immer darüber, und sie selber ziehen unsern Blick an, auch wenn wir es nicht wollen, einfach weil sie eine ähnliche suggestive Kraft haben wie der Blick des Menschen. Die Feinheit unsrer Nerven, ihre natürliche Gesundheit ist durch die nachlässige Verwendungsweise von Bildern in den Wohnungen gründlich ruiniert worden. Stellen Sie sich vor, Sie müßten ihr ganzes Leben Tag und Nacht in Schlaf- und Wohnzimmern zubringen, in denen sich stillschweigende Zuschauer befinden. Diese Vorstellung könnte einen ins Irrenhaus bringen. Ich bin glücklich, daß ich in meinen Räumen nicht andauernd von stillschweigenden Gästen umgeben bin. Sie wissen, daß auch wir die Kunst lieben; aber wir holen uns eine Graphik oder ein Bild nur dann hervor, wenn wir gerade darauf zu sprechen kommen und uns bewußt damit befassen, oder wenn von uns einer allein gerade ein solches Bedürfnis hat. Sie sehen also, daß das mit Bilderstürmerei nichts zu schaffen hat.

Fr. T.: Das sagen Sie alles so, daß man dagegen nichts erwidern kann. Aber ich kann doch nicht gegen mein Gefühl an ...

Fr. Sch.: Sind Sie sich auch klar geworden, was es mit diesem »Gefühl« auf sich hat? Sehen Sie sich doch bitte einmal Wohnungen aus alter Zeit an.

Fr. T.: Aber hören Sie mal! Unsre Vorfahren hatten doch die herrlichsten Kunstwerke in ihren Räumen, gerade weil sie künstlerisch auf einer ganz andern Kulturstufe standen, und wir sollten uns doch bemühen, wenigstens mit unsern bescheidenen Mitteln uns eine ähnliche Schönheit zu schaffen. Ich denke zum Beispiel an die schönen Räume, die ich aus alter Zeit in manchen Museen gesehen habe.

Fr. Sch.: O liebe Frau Tausendschön, ich glaube, Sie sind da nicht ganz richtig im Bilde. Ich fand früher solche Biedermeierzimmer, wie sie in Museen zu finden sind, auch sehr hübsch. Nachdem ich mir aber einige Biedermeierdarstellungen genauer angesehen hatte, fand ich, daß diese Zimmer in den Museen nicht den früheren Zeiten entsprechen. Dort hat man alle möglichen

Karl Ritter: Faust und Helena

Mit Genehmigung des Kunstverlages von Grauert & Zink in Berlin-Charlottenburg

hübschen alten Sachen zusammengestellt und zusammengehängt und nennt das Ganze einen Biedermeierraum; deshalb ist es aber noch kein Zimmer, wie es die Biedermeierleute bewohnt haben. Sehen Sie sich bitte einmal alte Zeichnungen und Bilder an; Sie finden dann, daß die alten Zimmer genau das sind, was Sie an meiner eignen Wohnung kahl und ungemütlich nennen. Selten Bilder, über dem Spinett vielleicht ein paar Silhouetten, und sonst nichts von dem heutigen Krimskrams. Das ist ja eben die Geschichte: die Herren der Schöpfung haben mit dem Aufschwung der Industrie seit den sechziger, siebziger Jahren eine allzu große Bewunderung für die Maschine gehabt. Es stieg ihnen allzusehr in den Kopf, daß die Maschine »alles machen kann«, und so haben sie alle Köstlichkeiten, welche früher nur sehr vereinzelt verwendet wurden, plötzlich in Massen mit der Maschine nachgemacht. Sie erfanden die herrliche Kunstindustrie — das Kunstgewerbe ist nur eine verfeinerte Abart davon — und überschütteten unsre Wohnungen mit billigem Kram und uns selbst mit ganz unnötiger Arbeit. Erst damals wurde das Steuerrad in der Wohnungseinrichtung herumgeworfen. Wie sehr, das sieht man an den Museen. Selbst die Herren Kunsthistoriker wurden von diesem Taumel mitgerissen; heute aber entdeckt man, daß es vor 1850 das noch nicht gab, was Sie und fast alle andern Frauen Gemütlichkeit nennen. Vom Orient und von Japan, deren einfache Zimmer auch manchmal in Museen zu finden sind — ich denke an die japanischen Zimmer im Ostasiatischen Museum in Köln —, ganz zu schweigen: aber lassen Sie sich einmal alte gotische Räume, soweit sie noch echt zu finden sind, zeigen und sehen Sie sich vor allem altitalienische Renaissancedarstellungen an; gerade dabei werden Sie sich über die unerhörte Schlichtheit der Wohnräume sehr wundern; Schlaf- und Wohnzimmer in völliger Nacktheit, oft ohne den geringsten Schmuck, höchstens mit einem Heiligenbild. Dieses Bild hatte seinen bestimmten Zweck; man betete davor und verschloß die Flügel seines Schreines, wenn man *nicht* betete. Da haben Sie eine weitere Erläuterung zu meiner Ansicht über die Bilder.

Fr. T.: Ich will mal alles zugeben, was Sie sagen. Aber schließlich: wir sprechen da immer nur von Bildern und Kleinkram. Ist das wirklich so wichtig, und ist uns Frauen mit dessen Beseitigung wirklich so sehr geholfen?

Fr. Sch.: Da haben Sie recht. An sich ist das nicht so wichtig, aber in andrer Hinsicht wieder sehr, weil sich in diesen Dingen die ganze Fehlerhaftigkeit unsers Wohnens kennzeichnet. Wenn eine Frau *diesen* Dingen kritisch gegenübersteht, dann wird sie es auch gegenüber allem andern sein, was in der Wohnung Ballast ist. Sie wird dann die Massen an Möbelstücken nicht ohne weiteres dulden, sondern nur das zulassen, was wirklich gebraucht wird; denn in einer solchen vereinfachten Umgebung sind die überflüssigen Anhäufungen von Stühlen, Schränken, Sofas und was sonst herumsteht oder an Kissen, Decken, Fellen herumliegt, einfach nicht mehr zu ertragen! Man wählt dann sehr genau das aus, was man brauchen kann, räumt mit dem Plunder gründlich auf, der in Schränken und Vertikos verstaut liegt, und ist glücklich, seine Zimmer dann übersehen und ebenso leicht reinigen zu können. So haben wir uns damals kurzerhand entschlossen, bei uns gründlich aufzuräumen und verschiedene Möbelstücke, vor allem aber den ganzen Plunder wegzugeben, von dem man sich immer einredet, daß man ihn noch einmal brauchen könnte, während man in Wirklichkeit doch niemals mehr etwas damit anfängt. Man wird so in der Wohnung sein eigner Herr, ist nicht mehr abergläubischer Sklave von den Sachen und kommt selbst zur Besinnung, weil man mehr Zeit hat für das, was einem wichtiger erscheint. Allerdings hat das in unsern alten Wohnungen seine Grenzen; man merkt dann erst richtig, wie falsch sie gebaut sind. Wie schön wäre es, wenn die Häuser so viel Wandschränke hätten, daß wir überhaupt keine Schränke mehr brauchen.

Fr. T.: Aber, Frau Schubert, wenn Sie dann nicht einmal Schränke haben, so sind ja die Zimmer ganz kahl. Bei Ihnen kann ich mich immer noch daran halten, daß hier und da ein gemütlicher Schrank steht, und Sie haben es mit Ihrem Künstler ganz gut verstanden, ohne jede Tapete mit leuchtenden Farben auf den Wänden und an der Decke die wenigen Möbel, die Sie haben, so zusammenzufassen, daß ich Ihre Räume selbst mitunter fast gemütlich gefunden habe. Ja, daß die Wände verschiedene Farben haben und manchmal merkwürdig mit der Decke zusammengezogen sind, kommt einem gar nicht besonders zum Bewußtsein, wenn man sich dort aufhält. — Ich möchte mir die Sache selbst noch etwas überlegen. Es ist nicht leicht, so einfach einen Schnitt zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu machen. Man ist eben allzusehr mit Erinnerungen beladen.

Fr. Sch.: Um Gottes willen, lassen Sie sich nicht durch mich zu einem allzu raschen Entschluß fortreißen. Wenn ich wieder einmal mit Ihnen über dieses Thema gesprochen habe, so doch nur deshalb, weil Sie selbst über Ihre Arbeitslast geklagt haben. Man soll erst einen solchen Entschluß fassen, wenn er wirklich ausgereift ist. Dann erst haben wir Frauen auch die Überzeugungskraft für den Mann und die Kinder, und dann können wir, was man sonst der Frau abstreitet, schöpferisch werden. Denn in der Wohnung ist unser Reich, und dort sollten wir nicht bloß schuften, sondern leiten und, wie es

die Männer auf andern Gebieten für sich in Anspruch nehmen, Neues schaffen. Damit komme ich auch auf Ihren Einwand wegen der Schränke. Sehen Sie, es gibt gar keine Grenze für die Klarheit und Übersichtlichkeit, das, was man so Kahlheit nennt, in der Wohnung. Wenn alles aufs beste schon vom Baumeister angeordnet ist, dann ist man erst wirklich »zu Hause«, wirklich im Hause. Wohnung und Haus ist dann dasselbe. Mir tun immer die Architekten leid, die nach Fertigstellung ihrer Häuser, wenn sie sie anständig und sauber gebaut haben, sehen müssen, was dann die Leute alles aus dem Möbelwagen an Plunder über Plunder in diese schönen Häuser hineinschleppen. Glauben Sie mir, es hat gar keinen Zweck, daß solche Häuser gebaut werden, wenn wir Frauen nicht mit der guten Einsicht vorangehen und solche Wohnungen richtig bewohnen. Wie es schon in Ihrem Einwand gegen die Wandschränke enthalten lag, so geht es mit allem. Wenn der Architekt sich die beste Mühe gibt, alles vorzusehen, nicht bloß für ausreichende Wandschränke zu sorgen, so daß überhaupt keine Kistenmöbel nötig sind, sondern auch für eine gute Anordnung in der Küche selbst, damit wir alles handlich und bequem haben, damit unnötige Gänge zum Eßtisch gespart werden, wenn die Schlafzimmer richtig angelegt sind, der Waschtisch im Bad und all dergleichen — was nützt das alles, solange die Frauen immer wieder ihre Plundergemütlichkeit hineintragen! Hier liegt wirklich eine große Aufgabe für die Frau im ganzen vor. Gehen wir im einzelnen mit dem besten Beispiel voran und beseitigen wir endlich die ganze unechte Prahlerei mit dem Drum und Dran, dann bauen wir tatsächlich selbst mit. Ich habe mir von einem Baumeister zeigen lassen, daß jede beliebige Wohnung tatsächlich weniger Baukosten hervorruft, wenn sie mit Wandschränken und dergleichen von vornherein eingerichtet ist. Das kommt aus der natürlichen Eigenschaft der Ordnung gegenüber der Unordnung. Wenn man die Bedürfnisse einer Familie bei der Anordnung der Wohnräume klar ordnen kann, so kann man sie besser und sogar mit größerer Geräumigkeit erfüllen und gleichzeitig so, daß die Größe des Hauses im ganzen geringer wird, als wenn das alles wie bisher in Unordnung geschieht. Die Sache ist sehr einfach zu verstehen. Wenn Sie sich eine Wand zwischen zwei Schlafzimmern vorstellen und gegen diese Wand auf beiden Seiten Schränke herangestellt, so bleiben auf jeder Seite der Wand neben den Schränken dunkle, staubige und unbenutzte Ecken übrig. Wenn Sie sich dagegen zwischen diesen beiden Schlafzimmern die ganze Wand als Wandschrank denken, so fällt eine Schranktiefe mit den unbenutzten Ecken fort, und es entsteht vielleicht sogar mehr Aufbewahrungsraum, besonders über der üblichen Schrankhöhe, für Koffer und dergleichen, da die Wandschränke bis zur Decke reichen. Dies ist aber nur eine Einzelheit aus einem ganz großen Gebiet. Jedenfalls werden Sie einsehen, von welcher Tragweite unser Verhalten ist. Nicht bloß, daß wir selbst uns übermäßige Arbeit aufladen, Ausgaben für Arzt, Sanatorien, Medikamente usw. hervorrufen, nicht bloß, daß wir einem Scheinbegriff von Schönheit, einer verkrümmten Vorstellung von Gemütlichkeit uns selbst opfern — nein, wir erkaufen uns alles dies mit einer sehr bedeutenden Summe, die das gesamte Volk tragen muß. Die Geldziffern, die für diese Vergeudung an Volksvermögen berechnet werden, sind ganz gewaltig. So legen wir unsrer lieben Gemütlichkeit eine riesenhafte Steuer auf und ruinieren uns noch dazu mit ihr. — Verzeihen Sie, Frau Tausendschön, wenn ich aus unsrer harmlosen Unterhaltung über die Bildchen mich zu einem lehrhaften Vortrag über Nationalökonomie habe fortreißen lassen.

Fr. T.: Ich muß mir das alles sehr überlegen und mit meinem Manne besprechen. Nur eins: Sehen Sie denn in den Arbeiten der neuen Künstler schon irgend etwas Fertiges? Man will doch schließlich auch wissen, worauf das alles hinausläuft und wie nun solche Wohnungen aussehen werden.

Fr. Sch.: Nach meiner Ansicht ist es gar nicht notwendig, daß diese Sachen gleich etwas Fertiges sind. Immer haben sich die Formen verändert, und in dem Wandel der Erscheinungen liegt schließlich die Frische und damit der Wert der Kunst. Es kommt nur darauf an, welche Richtung diese neuen Wohnungseinrichtungen einschlagen. Wenn sie nicht mehr bloß zum Ansehen gemacht sind, nicht mehr bloß als Ausstellungsstück, wie wir sie fast noch durchweg in Möbelhandlungen und Ausstellungen finden, dann sind sie entschieden zu bejahen. Denn in einem klaren, übersichtlichen Raum muß sich schließlich jeder Mensch wohlfühlen. Die Männer haben in Fabriken und Bureaus oft genug Anfänge dazu gemacht, einfach weil die Ökonomie der Arbeitsweise sie dazu führte. Jetzt liegt es an den Frauen, ebenso klar und entschlossen die gleichen Grundsätze auf die eigne Arbeit zu übertragen. Dann wird auch das Aussehen der Wohnung dem entsprechen, und ich glaube, die Künstler werden dann erst durch uns zur eigentlichen Lösung geführt und schließlich jeden letzten Rest von Kunstgewerbe und bloß äußerlichen Formen zugunsten der natürlichen Erfüllung der praktischen und seelischen Bedürfnisse aufgeben.

# Die irdische Unsterblichkeit

## Roman von Werner Jansen

III (Schluß)

Es ist ein weiter Weg von Bachara nach Claraforte, zu Wasser und Lande voll von Ereignissen. Mein Gedächtnis ist mir ansonst ziemlich treu geblieben, aber von diesem Wege, seit dem Morgen, an dem ich Jussuf begrub, habe ich nur eine dumpfe, bleischwere Erinnerung, als sei ich ihn ohnmächtig und von Sinnen gefahren. Das Kind hat mir oft berichtet, wie ich bei Stürmen unvernünftig auf Deck hin und her gelaufen sei, daß Harald mich halten und in die Kajüte geleiten mußte; wie ich gedankenlos und ohne aufzuschauen durch Italien und über die Alpen geritten, und daß die Ärzte in Deutschland mich für zerrütteten Geistes erklärt hätten.

Ich *war* krank. Eine Nachtmahr lag auf meiner Brust und verließ mich erst zu der Stunde, da ich die Grenze meines Landes überschritt. Dort stand am Wege nach Osten zu eine uralte Linde mit zwei tief in den Stamm geschnittenen verschlungenen Herzen.

Harald, der mein Roß führte, hielt an und sagte zu Sobeide: »Dies ist unsre Heimat, Liebe; sieh die Herzen, die mein Vater ehemals in den Baum geschnitten. Ich hätte Lust, auch unsern Bund hineinzuschreiben. Verzieh ein Weilchen.«

Drauf sprang er ab und begann seine Arbeit. Sobeide mochte es zu lange dauern, daß ihr Eheliebster ein paar Schritt fern war, sie glitt aus dem Sattel und stellte sich neben ihn, und plötzlich wich der Schleier von meiner Seele, ich starrte auf das Bild und sah zwei, die vor zwanzig Jahren die alten Herzen hineingegraben hatten, jung, schön, glücklich gleich jenen. Wie Geierflug raste mein Leben an mir vorüber, klar und hart wie ein Wintertag, und abermals hielt ich an der Grenze meines Herzogtums, ein zerfetzter, schuldbeladener, armseliger Greis. Hinter mir lag die Reisezeit gleich einer dunklen Lücke, ich ahnte, daß ich krank gewesen, ich fühlte, daß ich genesen sei.

Zu rechter Zeit, gewiß um keinen Tag zu früh, denn der Abend schon würde mir ein Wiedersehen bringen, schlimmer und tödlicher vielleicht als alle Kämpfe meines Daseins. Das flog durch meinen Sinn, ohne mich mehr als flüchtig nur zu rühren, denn mein Herz lag, kaum erstanden, in andern Banden, die ich nie und nimmer so mächtig geglaubt. Ich sah den Himmel mit den wunderbaren Wolkenschlössern, die ruhvoll im Blauen schwammen und immer neu erwuchsen, ich atmete den Duft der Heimaterde, stark und lenzgeschwellt, mir war, als senke meine Seele selige Würzlein in die Scholle und begrüße Krume, Wurm und Wasser und sauge sich voll von dem lebendigen Blut, durstig und dankbar wie ein Kindlein an mütterlicher Brust.

Heimat, Heimat, ehe der Abend über mein Schreibwerk hereinbricht, will ich deiner gedenken, du Heilerin der Qualen, Trost im Elend, Treueste der Treuen! Deine Kinder treten dich mit Füßen, aber du vergißt ihrer nimmer. Du warst bei mir in der dürren Steppe, und ob ich deiner kaum gedacht, du warst es doch, die meine Träume füllte. Heimat, Heimat, dich hab' ich behalten von allen Gütern, dich allein hab' ich geliebt, ob ich dich auch hundertmal verriet, gehemmt von Leidenschaften und Wünschen. Du lebtest in allen, die mein Herz besaßen, und nichts war außer dir als toter Sand.

Ja, ich war genesen und sah mit einem inwendigen Lächeln dem Ende dieses Tages entgegen. Die Kinder merkten verwundert, wie ich verständig in ihre Reden eingriff, und in halb zweifelnder Freude ließ sich Harald den Zaum meines Rosses aus der Hand nehmen. Jetzt erst drang mir auch die äußere Veränderung unsrer Leiber in das Bewußtsein; die Kinder trugen abendländische Edelmannstracht und ich selbst eine neue warme Kutte. Unwillkürlich tastete ich an meinen Kopf — gottlob, sie hatten mein schütteres Haar wenigstens mit der Tonsur verschont

Die zarte Dämmerung der Nordländer geisterte im Walde, die Stille ging wie ein träumendes Märchen neben uns. Sobeide verstummte in bänglicher Erwartung des Herzogpaares, denn Claraforte rückte näher. Plötzlich lag die Burg vor uns, steil aus einer Lichtung ragend, und der Mond darüber lief wie ein silbernes Wiesel durch die gezackten Wolkenwälder. Wortlos hielten wir an, gebannt von der großen Art dieses Bildes, von Erinnerungen und Hoffnungen überwältigt.

»Dies ist unsre Burg, Vater,« sagte Harald leise zu mir. Ich neigte den Kopf; Gottes Wege, Gottes seltsame Schicksale schlossen langsam ihren Kreis. Ahnungslos führte mein eigen Kind den Flüchtling in das Haus seiner Väter zurück, Frieden und Liebe schienen am Ende des blutigen Pfades zu stehen.

Wir waren, ein jedes aus anderm Grunde, tief bewegt und schämten uns der nassen Augen nicht. Sobeide war von ihres Mannes Seite gewichen und hielt sich neben mir, da wir den Burgberg hinanritten; sie scheute sich, hier sogleich als künftige Herrin aufzutreten, als müsse ihre Ehe von den Eltern erst bestätigt werden.

Herzog und Herzogin schliefen schon. Aber der Lärm der Diener, als sie den Jungherrn sahen, hätte Tote auferweckt; notdürftig bekleidet liefen die Alten herbei, seltsamerweise aus verschiedenen Richtungen den Saal betretend. Ich hatte Muße, sie beide zu betrachten, denn es dauerte lange, ehe die Reihe an mich kam. Der

Augenblick, in wieviel Stunden herbeigesehnt, ging nüchterner an mir vorüber, als ich gewähnt hatte, schon glaubte ich entsetzt, Hoffen und Harren hätten meine Liebeskraft verbraucht. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich nur Augen für Aleit gehabt hätte, Wesen und Haltung des Bastards fesselten mich fast ebenso stark. Trotz allem mischte sich keine Bitterkeit in den Gedanken, daß ich, der ich recht eigentlich der Mittelpunkt dieser seltsamen Heimkehr war, verlassen im Hintergrunde stand, ein müßiger Zuschauer, der gewiß war, aus den Kelchen überschwenglicher Liebe zum Ende den schalen Rest der Höflichkeit zu bekommen.

Keinen hatte das Alter verschont; Aleit war bleicher und zarter, silberne Fäden trug sie im Haar, ihr Mund war weicher, ihr Blick versonnener. Mir schien, ihr fröhliches Wesen wäre schwerer geworden, und da ich, mit unbewegtem Gesicht, die Narbe auf ihrer Stirn betrachtete, glaubte ich den Grund zu erkennen. Es war ein feiner Unterschied in der Art, wie sie Sohn und Tochter umarmte; blindlings, mit allen Kräften, zog sie ihn an ihr Mutterherz, nichts fragend, weder mit Worten noch mit Augen, nur dem Triebe folgend und beseligt von seiner Nähe. Auf Sobeide ruhte ihr Blick für einen Atemzug, dann erst schloß sie auch die Tochter in die Arme. Niemand bemerkte die Prüfung außer mir; aber als der Bastard, nachdem er den Erben von Claraforte rasch und wild an sich gepreßt hatte, sich zu Sobeide wandte, lag sein Auge auf ihr, als erforschte er ihr Blut bis in die fernsten Geschlechter, und das Kind senkte die Lider. Robert lächelte; dies Lächeln war wie eine zweite Larve unter dem andern, harten, strengen Antlitz, das Furchen tiefer Leidenschaft durchzogen. Er war gewandelt, wandelte sich noch; die Jahre hatten ihn furchtbar mitgenommen, und — weh! — mein arges Herz triumphierte darob.

Sie saßen mit uns zum Mahle nieder, Harald zwischen den Eltern, Sobeide neben Aleit, ich neben dem Bastard, und nun erst faßten sie mich genauer, soweit die spärliche Beleuchtung es zuließ. Harald erzählte kurz von der Flucht aus Bachara, der Bastard neigte sich verbindlich zu mir und sagte: »Wir sind Euch sehr zu Dank verpflichtet, ehrwürdiger Vater. Verzeiht, wenn wir Euch über den Kindern vergaßen, es war die Freude des Wiedersehens. Morgen steigt ein neuer Tag herauf, der Euch gehört.«

Aleit sah mich an, ihre Augen waren weit und klar; ich vermeinte, eine jungfräuliche Röte überzöge sanft ihre Wangen. Es war unmöglich, daß sie mich erkannte, und doch fühlte ich in ihrem Blick eine liebkosende Berührung.

»Vater Ronald,« begann Harald; der Bastard horchte auf und starrte mich an, zum erstenmal klang der Name deutlich an sein Ohr.

»Ihr nennt Euch Ronald?« fragte er heiser und sichtlich mit großer Anstrengung. Aleit zeigte keinerlei Bewegung, es ward mir klar, sie wußte nichts von dem bösen Handel. Dies richtete mich auf und gab mir Trost, ohne daß ich zu sagen vermöchte, warum. Rasch antwortete ich, bevor das Benehmen des Bastards ihr auffällig werden konnte: »Herr, das ist eine lange Geschichte, und die Stunde ist vorgerückt. Für heut, daß ich ehmals Benediktus hieß und nun eines Toten Namen trage.«

Der Bastard atmete auf, Blut kehrte in seine Wangen. Er legte das Messer, daran seine unruhigen Hände spielten, mit einem Ruck auf den Tisch und fragte mit bewundernswerter Gleichgültigkeit: »Eines Toten? Ich kannte einen Mönch Ronald, vielleicht ist es derselbe; sagt mir, Vater, wann ihn das Schicksal traf.«

»Er fiel, mit hoher Tapferkeit fechtend, bei Akkon, da Rainald von Chatillon den Sultan zum letztenmal besiegte. Seht, Herr, er führte treffliche Zeugnisse mit sich, die ihm größere Freiheit verschafften, als sonst Klosterbrüdern zuteil wird, und ich nahm sie zu eigen; Gott möge es mir verzeihen.«

Der Bastard verzog die Lippen und verbarg ein Gelächter, da ihm die Vorzüglichkeit dieser Zeugnisse bekannt war. Und wiederum, zur selben Zeit, umdüsterte eine Trauer sein immer noch edles Haupt, Trauer um das Wählingerblut, das er nun unter dem Wüstensande modern glaubte. »Benediktus oder Ronald,« sprach er höflich, »hier gilt das gleich. Wir hängen nicht an Formeln und bitten Euch, Vater, bleibet hier, so lang es Euch gefällt; übt Euren geistlichen Beruf oder ergötzt Euch an weltlichen Dingen, wie es Euch beliebt. Wir wollen Euch danken, solange wir leben, denn Ihr habt unser bestes Gut gerettet.«

Er sah Harald an und schien mit Mühe eine tiefe Bewegung zu beherrschen, offenbar hing sein Herz an diesem Erben des Wählingerlandes, als sei es sein eigner Sohn.

»Und mehr dazu!« fügte Aleit leise seinen Worten an, indem sie Sobeide umschlang und mit herzlichem Takt in das Gehege der Sippe einbeschloß.

Ich mußte mich abwenden, meine Augen wurden verräterisch. Kein Wort, keine Bewegung, und doch irgend etwas, das ich, weiß nicht, mit welchem Sinn, wahrnahm, trennte den Bastard von der Herzogin und legte eine ewige Kluft zwischen sie.

Mitternacht ward, wir gingen zur Ruhe. Der Bastard selbst geleitete mich in mein Gemach; ein Handleuchter erhellte notdürftig den Weg. Ich merkte, er führte mich zu einem sehr schönen Turmzimmer für hohe Gäste, und folgte ihm mit sicheren Schritten; die mannigfachen Stufen fand ich blindlings und hatte noch eine kindliche Freude an dieser genauen Erinnerung.

Plötzlich sagte der Bastard rauh: »Ihr wandelt durch die Gänge, als sei Euch das Haus von Kindesbeinen an vertraut.«

»Die Wüste erzieht Raubtiersinne,« gab ich sogleich zurück, »ich mache mich anheischig, Euch im Dunkeln zu folgen.«

Die rasche Antwort schien seinen Argwohn zu besänftigen, er hob die Riegel aus der Tür des mir bestimmten Zimmers und wünschte mir mit freierer Stimme eine geruhsame Nacht.

Geruhsame Nacht in der Burg meiner Väter, unter einem Dach mit meiner verlorenen Liebe, mit dem Mörder meines Glücks! Die Leidenschaften zerbrachen mit wilden Fäusten ihre Ketten und heulten wie Sturmwinde um mein Lager; stöhnend wälzte ich mich, von Flammen gepeinigt, sprang auf und trat nackt auf den Altan und starrte auf den mailichen Garten, darin aus Blütendüften eine Nachtigall dicht unter mir sang. Die Mauern, die Bäume, die Brunnen im Hofe schimmerten blau umsilbert in dem vollen Mond, die lauen Atemzüge der Frühlingserde bewegten kaum ein Blatt; trunken sog ich die Heimat in mich hinein und vergaß im Rausch.

Ich wachte nicht allein. Vom jenseitigen Turmerker blickte der Bastard zu mir her, ich sah seine Augen im Mondlicht funkeln und wich verstört ins Gemach, in unwillkürlicher Bewegung die Hand über das Mal auf meiner Brust deckend.

Was trieb der Bastard dort? Schlief er nicht in Aleits Kammer? Lebten sie auseinander?

Das Morgenmahl wurde mir an das Bett gebracht; der Mensch, der es trug, war schon in meinen Diensten gewesen, und um ein Haar hätte ich ihn bei Namen genannt. Ich besann mich und schwieg erbittert. Fort aus diesem Hause! Jeder Stein zermalmte mich mit Erinnerungen, ich konnte nicht atmen unter diesem Dach, das die Gespenster toter Lenze beherbergte. Kaum war ich in der Kutte, als der Bastard eintrat.

In seinem verschlossenen Gesicht stand kein Erkennen zu lesen, aber das Tageslicht zeigte deutlich an, wie wenig auch ihn ein frühes Alter verschont hatte. Er vertat seine Zeit nicht mit Worten, grüßte mit gleichgebliebener Freundlichkeit und bat mich, ihm und Harald auf einem Ritt durch das Herzogtum zu folgen. Den Frauen würde es lieb sein, einen Tag ganz für sich allein zu haben; zumal die Herzogin freue sich auf die junge, schöne Helferin und wäre, da sie schwacher Gesundheit, gern mancher Bürde ihrer Pflichten ledig.

Ich ordnete schweigend mein Gewand; er konnte nichts argwöhnen, denn was sollte er mich sonst zu solchem Ritt bitten? Wie es auch sei, ich wollte an Verschlossenheit und Zucht nicht hinter ihm stehen und stimmte zwanglos zu, im geheimen froh, Aleit nicht sogleich unter die Augen kommen zu müssen. Die Beobachtungen der Nacht hatten das Bild der heimatlichen Verhältnisse, das ich klar glaubte, völlig verwirrt, aufs neue rang die Seele um ihr himmlisch Teil. Und, ach, um ihr irdisches.

Harald erwartete uns schon mit den Pferden; wir saßen auf und trabten ohne Geleit in den lichten Morgen. Der Bastard erläuterte uns jedes Ding; seine Kenntnisse gingen bis ins kleinste, jede Hufe Landes hatte in seinem Munde ihre Geschichte. Ich fand mich bald nicht mehr zurecht, mit wachsendem Erstaunen lernte ich, was dieser Mensch aus meinem Reich gemacht hatte. Da war kein Ödland mehr, da standen keine verfallenen Katen, da traf das Auge keine hungernde Not. Strahlend sauber saßen die Häuser breit und behäbig auf ihren grünen Hügeln, das glatte, schiere Weidenvieh war einheitlich gezogen und warf satte, bunte Flecke auf schwellende Wiesen. Viele Felder waren eingezäunt, damit Hirsche und Sauen nicht den Schweiß des Bauern verderben konnten; wohin ich blickte, sah ich die ordnende, segenstiftende Hand, und was der Bastard auch an mir getan, er war ein Fürst und Herr von echten Gottesgnaden und hatte sein Pfund nicht vergraben oder gar vergeudet.

Auf der Burg eines seiner Vögte saßen wir zu Tisch; es war dies der Sohn meines alten Zechgenossen Roger des Wilden, den inzwischen der Teufel geholt hatte. Ich hatte den Jungen als ein böses Früchtchen im Gedächtnis, fand aber einen wackeren, tüchtigen Mann, der Land und Volk in Ordnung hielt und dessen Brut sauber gewaschen und gekämmt in guter Haltung uns den Willkomm bot. Da ich das Kreuzeszeichen über ihre Flachsköpfe machte, traf mein Auge zufällig den Blick des Bastards, der mir voll feinen Spottes über mein priesterlich Gebaren schien.

Nachher sahen wir die Marställe und Waffenkammern; der Herzog merkte mein Befremden über die Fülle und Güte der Tiere und Rüstungen und sagte fast heiter: »So sind alle meine Burgen ausgestattet, Vater Ronald; da hängt das Geld, das wir nicht in den Abgrund der Kreuzzüge warfen. Das Wählingerland hat kaum einen Toten im Morgenlande zu beklagen außer denen, die uns dieser Wildling entführte.«

Lächelnd zwar, aber dennoch ernst nickte er Harald zu, der in fröhlichem Leichtsinn Antwort gab, daß ihm seine Kreuzfahrt Sobeide zugebracht und er keinen Grund zu Klagen hätte. Auch sei er nicht dummer geworden, seit er die Welt jenseits der Grenzpfähle kenne, zumal da ihm sein Vater hier jede Arbeit zuvortue und ihm nichts ließe als die Jagd.

»Dies kann bald genug anders werden,« sagte

der Bastard leise; sein scharfer Blick verschleierte sich, ein Seufzer hob seine Brust. Er ärgerte sich über sein eignes Wort, sah zum Himmel auf, daran die Wolken dunkler flogen, und bemerkte: »Für heute mag es genug sein, Vater Ronald; mich deucht, der Tag wird mit Regen enden.«

So ritten wir zurück, nicht auf demselben Wege, denn der Bastard hatte es offenbar darauf abgesehen, uns zu zeigen, wie das Land in jedem Winkel blühte und reich und glücklich war, jedoch enthielt er sich alles eitlen Selbstlobes und ließ dem tüchtigen Blut des Wählingervolkes den Kranz. Zwischen seine Erklärungen flocht er prachtvoll klare Überblicke aus der Geschichte der letzten Jahre, legte den Finger auf die Wunden der Staatskunst seiner Nachbarn und des Rotbarts, der seinen besten Fürsten unbedacht der Meute seiner Herren und Bischöfe preisgegeben habe.

»Heinrich der Braunschweiger war ein Mann nach meinem Herzen,« sagte er schier zornig, »und wenn nicht England und Frankreich nach Claraforte schielten, so hätte ich ihm beigestanden. Beim Himmel, wir hätten gesiegt!«

Dies letzte kam wie Gewittergrollen aus einem Herzen, das zwanzig Jahre Frieden gehalten hatte und am liebsten Tag um Tag in der Schlacht gestanden wäre. In seinen Augen glomm ein gefährlicher Funke, sein Gesicht straffte sich männlich und gewann trotz aller Wildheit einen hohen, adligen Zug, daß ich ihn, alles vergessend, zum erstenmal mit ungemischter Freude betrachtete. Wahrlich, es fehlte nicht viel, so hätte ich ihm den Arm brüderlich um die Schulter gelegt.

Die Dämmerung war grau und trübe hereingebrochen, ein Regen, fein wie Nebel nur, schleierte die Landschaft, die Hufe pochten dumpfer auf den Boden.

»Reite voraus, Harald,« befahl der Bastard, »damit uns Alten das Mahl gerichtet ist, und laß in meiner Schlafkammer das Feuer zünden.«

Dem Jungen war nichts lieber, er hatte ohnehin genug von der Weisheit der Älteren und konnte die Zeit nicht erwarten, Sobeide in die Arme zu schließen. Jauchzend sprengte er von hinnen und verschwand im Laub. Der Bastard dagegen verhielt die Zügel, wandte sich zu mir und sprach mit klangloser Stimme: »Bist du mit deinem Lande zufrieden, Bruder Robert?«

Ich starrte ihn an, mitten durchgerissen von seinem jähen Wort, und sah ein uraltes, verfallenes Antlitz, voll einer fassungslosen Traurigkeit. Dies war sein unverstelltes Wesen, mein Herz blutete vor Mitleid. Er hatte seine Rechte gegen mich ausgestreckt, sie schwankte und zitterte in den lenzlichen Lüften, der ganze mächtige Leib war von einem Beben ergriffen.

»Kannst mir die Hand ruhig geben, Bruder,« fuhr er müde fort, »ich habe dir nichts von dem Deinigen genommen, auch nicht Aleit, denn ich habe sie nicht berührt, und Harald ist dein Sohn.«

»Sie weiß?« stammelte ich aufgepeitscht, und er, zermalmt von unsichtbaren Fäusten: »Nein. Aber es liegt eine Welt zwischen uns.«

Mit einemmal flutete das verloschene Sonnenlicht der langen dunklen Tage warm in meine Brust, ich stand in einer inwendigen Lohe wie in Gottes Mantel eingehüllt, und wie in Gottes Mantel ward ich kindlich rein, geläutert von den Schlacken meiner sündigen Begierden, befreit von dem lärmenden Streit zwischen Kopf und Herzen. Ich schob seine Hand beiseite und zog ihn an mich, wir küßten uns und tranken unsre Tränen.

Da er endlich seine Haltung zurückgewann, sagte er leise: »Nun muß unser böses Spiel durchgeführt werden, bis wir Besseres wissen. Nicht um uns, aber um die andern. Den Abend haben wir für uns, und du sollst Rechenschaft haben. Vorwärts, Bruder!«

Wie ein Vorhang fiel die starre, strenge Larve vor sein Gesicht, er reckte seine Gestalt, und wir ritten schweigend in unsrer Väter Burg.

Das Mahl war stiller als am Vortage, doch um so inniger klangen die Seelen zusammen. Wir betrachteten einander heimlich; auch Aleit, obzwar in dem Anblick der Kinder wurzelnd, warf hin und wieder einen seltsamen Blick auf mich. Ich sah erst jetzt genauer, wie überzart sie geworden war. Ihre Gestalt hatte schier etwas Jungfräuliches, rührend Reines, ihre Hände lagen blaß und durchscheinend auf der Decke, die sie der Abendkälte wegen über Schultern und Knie gelegt hatte. Da saß sie, Jahrzehnte von mir getrennt, immer noch als mein eigen, und in tausend stillen Worten bat ich ihr alles ab, was Verzweiflung, Not und Elend in meinen Gedanken über sie gehäuft hatte. Die stete Flamme der Öllampe warf einen Schein um ihr Haupt, der mich Heiligung und Weihe dünkte, und zu meiner herzlichen Freude schmolz in der lauteren Lohe der letzte Groll in mir dahin.

Es ward mir schwer, mich aus der holden Stimmung loszureißen, doch der Bastard wurde ungeduldiger; ich merkte, wie er sich sehnte, sein Herz zu erleichtern, nahm Urlaub und folgte ihm in sein Gemach. Es war das schlechteste in der Burg und hätte einem Mönch besser angestanden als dem Fürsten. Ein Bärenfell, Schrein, Tisch und Stühle aus grobem Eichenholz, kahle, verräucherte Wände; doch ein Feuerlein sprang lustig im Kamin und spiegelte sich in einer mächtigen Silberkanne.

»Hier, Bruder, magst du sehen, was ich für mich selber gewonnen habe,« begann er ohne Umschweife. »Nur in einem nahm ich kühner:

dieser edle Trunk aus deinem Keller geht zur Neige; doch ich bedurfte seiner in den bitteren Nächten.«

Er schenkte die Becher voll und bot mir von dem Blut, das schwer und süß in meine Sinne zog und mein Gebein wohltätig erwärmte; ich war der südlichen Sonne zu sehr gewohnt, um dieser feuchtkalten Heimatluft trotzen zu können.

»Ich ahnte dich gestern, da Harald deinen Namen nannte; aber erst in der Nacht, da ich dich Nackten auf dem Altan erspähte, ward mir Gewißheit.« Er legte seinen Finger leicht auf meine Kutte, darunter die Mitgift der Trebilons verborgen war, und fuhr drängender fort: »Schenke mir diesen Abend, du kannst nicht ermessen, wie heiß ich ihn erflehte. Bediene dich aus dem Vorrat, wenn ich es über meinem Bericht vergessen sollte, und verhalte dein Urteil über mich, bis ich ausgesprochen habe.«

Er setzte sich näher an die Scheite und warf wie damals spielerisch die Glut zusammen. Ihm selbst war es gleicherweise eine Erinnerung, er seufzte auf und sprach: »So zieht das Leben seine Kreise, Bruder; aber Gott behält die Fäden in der Hand. — Als ich zuerst in Claraforte eintritt, war es Nacht geworden, der Regen rann wie heute. Die Burg lag still, wie es dem Hause des Todes ziemte, niemand begegnete mir auf den Gartenwegen. So sehr war ich von meinem Ziel beherrscht, daß ich auch nicht einen Wimperschlag daran dachte, irgendwer könnte mich erkennen und entlarven. Aber gleich die erste Begegnung schien verhängnisvoll zu werden, denn von diesem Manne hattest du mir nichts erzählt. Es war der Arzt des Priors von Bargan, der mich auf der Treppe grüßte und vertraut ansprach. Er meinte, der Himmel müsse alles zum Besten wenden, und mir schien, als wolle er mich über Aleits Tod trösten. Wortlos wollte ich an ihm vorbei und in die Kemnaten, doch er zog mich an der Hand zurück und flüsterte, ich solle sie nicht stören. Dies dünkte mich für einen Pfaffen, für den ich ihn hielt, allzu frech, ich gedachte deines wüsten Lebens und lachte ihn aus: ob denn auch Tote gestört werden könnten. Worauf jener seine Demut verlor und mich mit verächtlichen Blicken maß: ‚Tote nicht, Herr, aber Lebendige. Und ob es Euch lieb ist oder nicht, ich will mit Gott Eure edle Frau erretten. Und Euer Kind, Herr.'

»Du weißt, Bruder, ich hatte mich trefflich in der Gewalt, aber bei diesem Wort brachen mir die Knie weg, und ich sank an die Wand, im selben Augenblick die geänderte Lage erfassend. Als ich mich aufraffte, war der Arzt verschwunden, ich hätte auch keine Frage für ihn gefunden. Wie ein Dieb öffnete ich die Tür, hinter der Aleit lag, ein weniges und starrte in die Kammer, die ein matter Ampelschein erhellte. Endlich gewöhnten sich meine Augen, ich sah Aleit auf dem Ruhbett liegen, die Stirn in Linnen, die Hand wächsern bleich auf der Brust, die leise atmete. Zu ihren Füßen saß eine ihrer Frauen und strickte. Ich zog die Tür vorsichtig zu und ging in dies Gemach; einem Diener, der mir begegnete, befahl ich, den Haushofmeister zu rufen. Das war Wipold, jetzt deckt ihn auch schon der Rasen. Er war, wie du dich erinnerst, deinen Taten nicht sonderlich zugetan, ich bemerkte sogleich an seinen Blicken, wie sehr er mich verachtete.«

»Mich!« verbesserte ich den Bastard, der eigen lächelte.

»Da könntest du immerwährend nörgeln, Bruder, doch höre lieber. ‚Wipold,' sagte ich zu dem Alten, ‚glaubst du mir, wenn ich ein neues Leben anzufangen verspreche?' — ‚Nein, Herr,' sagte Wipold messerscharf, ‚es gibt nichts, bei dem Ihr nicht schon geschworen habt.' — ‚Doch,' erwiderte ich grimmig, ‚ich schwöre bei dem Leben meines ungeborenen Kindes.' Der alte Mann starrte mich zornig an, an seiner Schläfe schwollen die Adern. Aber doch mußte ihm an meinem Ton etwas aufgefallen sein, er wurde unsicher und stammelte: ‚Wenn ich dies glauben könnte, Herr, ich wäre der glücklichste Mann im Wählingerlande.' — ‚Du kannst es glauben, Alter,' versetzte ich, sah ihn ernsthaft an und griff nach seiner zögernden Hand, ‚diese Tage haben mir die Augen weit aufgetan. Du wirst hier keine Gelage mehr erleben; und jetzt schaff' mir zu essen und eine Kanne Wein, ich verbringe die Nacht hier.' Wipold war überzeugt, er kniete unter Tränen nieder und küßte meine Hände, und wenig fehlte, so hätte ich mit ihm geweint. Hier schlug ein Herz, dem das Wählingerland teurer als das Leben war, in einer jungen Hoffnung; er rannte die Treppen hinunter, und indes die Diener das Mahl trugen, kam er mit diesem Wein wieder. ‚Herr, dieser Tag ist ein hohes Fest, darum kostet von dem besten Vermächtnis Eures Vaters.' So, Bruder, bin ich an dies Faß geraten, das dein Wipold dir entzogen hatte, und sieh, ich habe sparsamen Gebrauch gehalten und nur in Herzensnot davon getrunken; dennoch, Bruder, sind nicht viele Tropfen mehr darin.«

Er schwieg mit bebender Lippe und griff zum Becher, den ich füllte.

»Wer ist nun Gast, und wer Hausherr?« scherzte er schwermütig über meinen Eifer, und ich: »Wir sind beide Gäste desselben Schicksals und haben voreinander nichts voraus.«

»So ist es recht, Bruder; ich merke, du bist in einer strengen Schule gewesen, doch war auch vielleicht dein äußeres Leben bunter als meines, inwendig werde ich dir nichts nachgeben. Aleit lag fast zwei volle Monde auf dem Lager, stündlich vom Tode mit winkender Sichel bedroht, und ich hatte noch nicht den Mut ge-

funden, in ihre Kammer zu gehen. Dies fiel weniger auf, weil ich mich mit Macht der Geschäfte meines Landes annahm, und hiervon, Bruder, will ich dir lieber schweigen. Genug, beim Niedergang finden sich überall willige Helfer; beim Aufbau selten, denn keiner will opfern. Als ich mein Feld überblickte, begegnete ich störrigen Gesichtern, allen war meine Wandlung unbequem, außer dem geringen Volk und den wenigen von guter Art, denen eben dieses Volk am Herzen lag als der eigentliche Born ihrer Kraft und die Quelle und Zukunft ihrer Geschlechter. Aber nicht von dem zu hören bist du hier; es nahte die Stunde, wo ich Aleit besuchen mußte, der Keim des Argwohns war schon gepflanzt. Ich betrat allein ihr Zimmer, sie lächelte mir matt entgegen und hob beide Arme. Ob ihre Hände nun aus Schwäche oder einem tieferen Gefühl niedersanken, eh sie mich erreichten — kurz, sie sanken nieder, und in ihren Augen glomm eine schier hilflose Angst auf. Sie zog das Tuch über ihre Brust und errötete, als sei ich ein Fremder, indes trotz all dem kein Zweifel war, daß auch sie vom Betruge getäuscht war und gläubig vertraute, du stündest an ihrem Lager. Ich setzte mich still neben sie und schilderte in großen Zügen meine Arbeit während ihrer Krankheit, gewiß ohne Eigenlob und nur zu dem Zweck, sie durch Taten von meiner Wandlung zu überzeugen. Dann erst bat ich sie, mir zu verzeihen, und richtete mein gesenktes Auge auf sie. Sie lag und weinte lautlos, stumm wie Perlen rannen die Tränen über das regungslose Antlitz, das von einem ungeheuren Jammer ganz durchtränkt schien. Du weißt, Bruder, ich liebte sie schon lange vordem, hoffnungslos und ohne Wünsche, jetzt, da ich vor der Wirklichkeit eines vielleicht doch einmal geträumten Traumes stand, konnte ich das lebendig gewordene Bild nicht fassen. Einmal hinderte mich mein Gewissen, zum andern stieß sie selbst mich zurück — zu meinem Glück, denn sonst säßen wir nicht vor diesen Flammen. Endlich streifte sie meine Hand mit ihrer zarten und flüsterte: ‚Was soll ich dir verzeihen, Robert? Ich bin ja glücklich, daß ich Gottes Werkzeug sein durfte, dir den guten Weg zu weisen. Hab' Geduld mit mir, Robert, mein Kopf ist trüb und wirr, ich weiß kaum, was ich rede.' Und wieder die entsetzte Angst in ihren Blicken, daß ich verstört vom Lager sprang. Vielleicht hatte der Unglückssturz wirklich ihr Gehirn erschüttert, und sie brauchte lange Zeit, wieder völlig zu genesen. Jedenfalls verstand ich, sie wollte allein sein, allein bleiben, und dies kam mir, der ich nicht daran dachte, dir, dem ich das Land genommen, auch die Ehre zu rauben — dies kam mir gelegen. Ich sprach ihr gut zu, erwähnte zwischen den Reden, daß ich oben im Turm mein Lager aufgeschlagen hätte und daß es vorerst das beste wäre, es bliebe so und sie pflegte sich in Ruhe, zumal wegen des Kindes. Bei diesen Worten schoß es heiß in mir auf, daß du von ihrer Schwangerschaft offenbar nichts wußtest, und daß ich ihr danken müsse. Ich fand stotternde Worte, die sie, fliegenden Purpur auf den Wangen, entgegennahm; mein Herz zitterte, wie es nimmer vor dem Tode gezittert hätte, ich beugte mich herab und wollte sie küssen, bei Gott, mitten in meiner Rolle und nicht aus Begier; doch sie wich mir erschrocken aus, von neuem in Glut getaucht. Sehr erleichtert drückte ich ihr die Hand und nahm Urlaub — Bruder, sie entließ mich mit einem Blick, den ich nie vergesse, als hätte ein Maler Schrecken und Frohlocken in einem blauen Glanz vereinigt.

»Aber in meinem Gemüt stießen sich die Gegensätze nicht minder. Zwar war ich nach dieser Begegnung erst wahrhaft Herr auf Claraforte und also unser Plan gelungen, jedoch barg die Zukunft Kämpfe einer Art, die ich nicht gewollt hatte und nicht auf mich genommen hätte, wäre die Entscheidung noch vor mir gewesen. Ich zog aus, ein Reich zu erobern, nicht aber ein Weib zu stehlen.

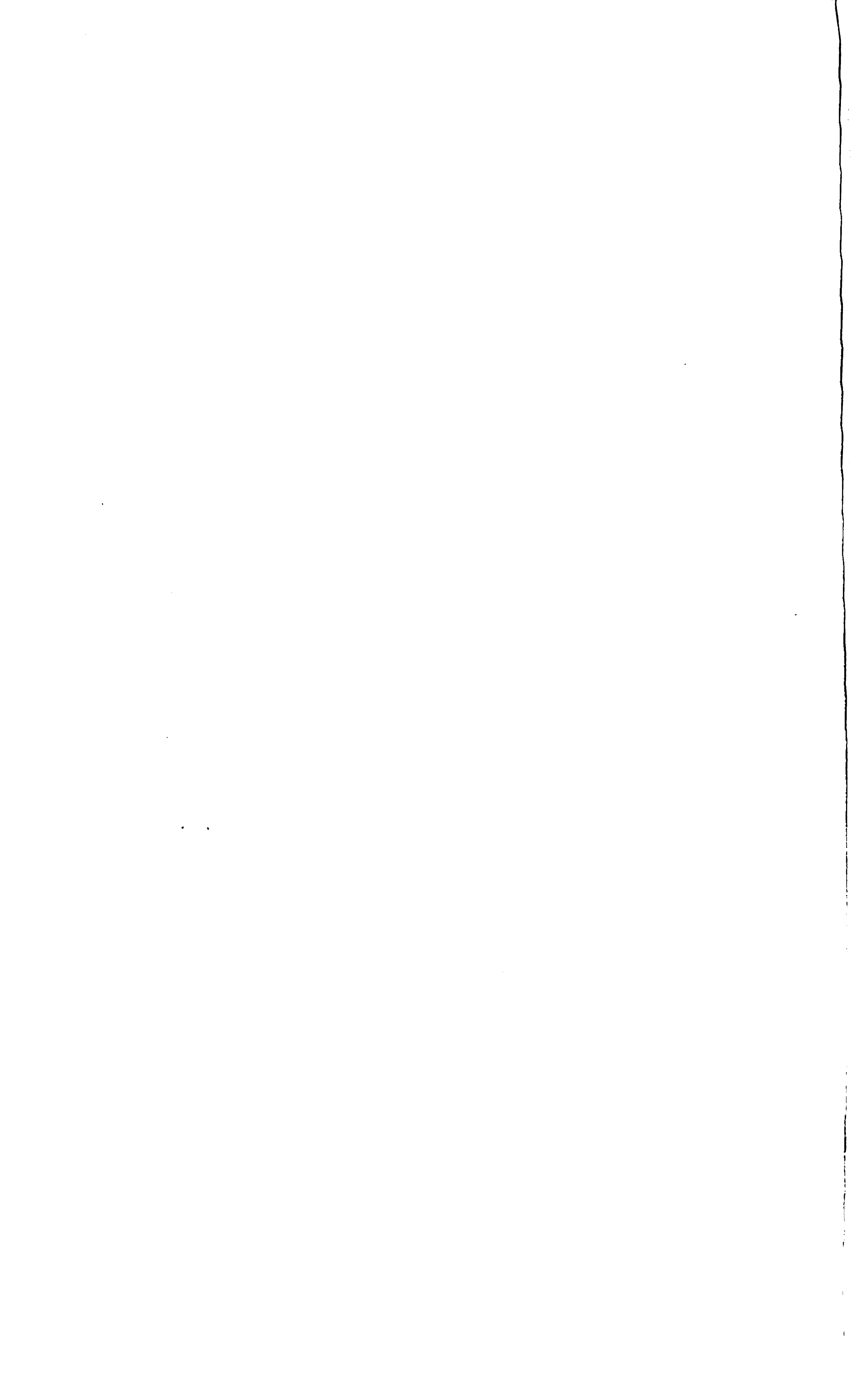
»Der Sommer war gekommen und Aleit außer Bett, genesen zwar, doch zarten Wesens und in ihrer zunehmenden Schwangerschaft doppelt der Schonung bedürftig. Niemand konnte Arges darin sehen, daß ich mein Lager im Turm beibehielt, zumal mich wachsende Geschäfte bis in die Nacht fesselten und wachzwangen. Am Martinstage ward Harald geboren, die Stunden fielen schwer und traurig über sie, und ich konnte ihr am wenigsten helfen. Unbekümmert um das Gerede der Leute, das ich sonst peinlich vermied, verritt ich tagelang und kehrte erst zurück, als der Sohn ihr im Arme lag. Ich freute mich seiner mehr, als sei es mein eigen Kind, denn so hatte das Land einen Erben, ohne daß ich eine ungeliebte Frau zu heiraten brauchte — dir zur Gesundheit, Bruder! —, einen Erben vom echten Stamm!«

Hastig leerte ich den Becher und noch einen, da meine Zunge wie verdorrt im Gaumen lag. Aus seinen Worten stieg meine versunkene Jugendwelt auf, verscherzt, vertan, verloren. Und draußen wogte im treibenden Regen der Frühling und goß Flammen in meinen rüstigen Leib.

Der andre fuhr fort: »Das Kind war ein neuer Grund, ihr fernzubleiben, und so lebte die Gewohnheit uns, die wir nie verbunden waren, langsam auseinander. In ihrer Güte erfand Aleit für das, was sie mir an Liebesbeweisen schuldigblieb, eine Fülle kleiner Aufmerksamkeiten, und wenn du meine kostbar gestickten Röcke musterst, weißt du, wie sie ihre Zeit verbrachte. Sie mußte in ihren Gedanken öfters bei mir weilen, vielleicht sehnte sie sich nach mir und überwand den ersten Schritt nicht, den ich



Mathilde von Freytag-Loringhoven: Bunter Rosenstrauß



zu tun mich nicht entschließen konnte, solange ich dich im Leben glaubte.

»Wer Schäden ausmerzt, findet wenig Freunde. Wipold starb; ich vereinsamte, mein ödes Herz verwilderte nach innen, denn nach außen hin hielt ich es hoch und spielte ein gewagtes Spiel. Einmal, im heißen Sommer, überwältigte mich die Leidenschaft. Sie spielte mit dem Kinde auf dem Rasen am Weiher, unter den drei Birken, und das liebliche Bild entzückte und riß mich hin. Dann ward das Kind von der Amme geholt; sie lag neben mir im Grase und sah mit den wundervoll tiefen Blicken über das spiegelklare Wasser in die Landschaft, die schwer von Segen unter der Sonne zu atmen vergaß. Ich fühlte die Wärme ihres Leibes schwüler als sonst —«

Er sprang auf und ging erregt im Zimmer hin und her, derweil mein Herz so laut schlug, daß es kaum vor ihm verborgen blieb. Aus der dunkelsten Ecke sprach er weiter, heiser und stockend: »Bruder, ich würde es nicht berichten, wenn ich das seltsame Leben nicht vor dir und mir klären möchte. Ich riß sie in die Arme, ich fühlte den Druck der ihrigen, und ihre Lippen blühten mir entgegen, aber das war wie ein Vergessen nur, dann wandte sie totenblaß den Kopf und lief mit einer nichtigen Ausrede ins Haus. Nicht zu ihrem Kinde; die Amme kam bald darauf ahnungslos zurück und wollte das gestillte Kind der Mutter wiederbringen. Sie verweilte einen Augenblick, da der Junge nach meinen blanken Borten griff und munter krähte; doch ich, der ich in dem Kinde die Mutter sah, muß wohl eine wehrende Bewegung gemacht haben, und die beiden stoben eilends davon. Harald glich in seinen ersten Jahren mehr Aleit als dir, erst mit dem Jünglingsalter schlug das Wählingergesicht durch. — Ich blieb auf dem Platze, wie ein Besiegter auf dem Schlachtfelde, und meine Wunden brannten genau so todesbitter. Zu Anfang überwog die Eitelkeit und tobte fruchtlos. Danach kam die Erkenntnis meines Raubversuches und peitschte mein Gewissen. Es war ja nichts geschehen, aber doch kann ich selbst heute noch nicht ohne grimmige Scham an diese Stunde denken. Ich war ein unreines Tier, das sich von Begierden hetzen läßt und die edelste Frau zu zerbrechen willens war, betrügerisch und verächtlich mehr als im rohen Sturm der Leidenschaft.

»Spät schlich ich in die Burg. Die Möglichkeit, mich zu entschuldigen, war mir genommen. Was tut ein Mann seinem Weibe zuleide, wenn er nach einem Kuß Begehr trägt? Ich lag in meinen eignen Stricken, und wahrlich, sie schnitten scharf genug ins Fleisch. Wir mieden uns eine Zeitlang mit gesenkten Lidern, dann schien sie den Vorfall vergessen zu haben und gewann ihre bescheidene Heiterkeit zurück.

»Als Harald älter wurde und der Mutter aus den Händen wuchs, fehlte ihr die tägliche Beschäftigung; sie fragte mich mehr denn früher nach dem Stand der Dinge im Lande und wurde mir in vielem eine kluge Beraterin, die oft mit klarem Herzen schärfer sah als mein Verstand. So, in ihrer fraulichen Reife, schien sie mir noch werter, sternenhafter; aber nie wieder versuchte ich sie auf die Erde zu reißen. Diese Gefühle sind niemals über unsre Lippen gedrungen, so daß in all den Jahren der leichte Hauch eines schamvollen Geheimnisses zwischen uns wallte und einen lockenden, doch ehern trennenden Schleier bildete. Es ist kein Tag vergangen, Bruder, den ich ganz gewonnen hätte, ein Herzschlag war in jedem, der mich erinnerte, wie kläglich und arm mein menschlich Teil geblieben war. Und noch heute habe ich es nicht überwunden, obzwar ich sehe, daß wir alle Gottes Wege gegangen sind.«

Die letzten Worte murmelte er vor sich hin, kaum daß ich sie verstand. Eine Frage schwebte mir lange auf der Zunge, und wenn ich ihn auch quälte, es mußte heraus: »Kam dir nicht, da du Aleit am Leben fandest, der Gedanke, mich zurückzurufen? Ein Wanderer mit gewissem Ziel wäre rasch gefunden.«

Seine Züge vertieften sich und wurden hart, knisternd stob die Glut unter dem Schüreisen, die Flammen warfen flackernde Blitze über seine abgemagerten, blutleeren Hände. Er hob die Augen kühn zu mir und antwortete: »Nein! Und wenn mich mein Herz nicht betrügt, so wirst du heute dankbar sein. Wir sind gegen das Schicksal angerannt und haben uns die Stirnen blutig geschlagen, aber wir möchten die Narben nicht missen. Das wenige, das ich von deinem Leben weiß, lehrt mich deutlich, daß alles sein mußte. Gottes Werkzeuge waren wir, um unser Land und unser Geschlecht zu retten. Die furchtbare Schrift auf deinem Antlitz, die, dein irdisch Andenken für alle, die dich kannten, auslöschend, dir Tochter und Sohn brachte, diese Löwenschrift soll uns beiden eine währende Mahnung sein. Und nun, Bruder, sage mir offen, was du von deiner Heimkehr ersehntest.«

»Von meiner Heimkehr? Für mich?« stammelte ich, betäubt von dem unerwarteten Angriff. »Was soll ich hoffen? Ich brachte die Kinder, ich will nichts für mich. Nichts in deinem Hause, nichts in deinem Lande als dereinst ein paar Fuß Erde, die du mir nicht verweigern kannst.«

In steigender Erbitterung keuchte ich die häßlichen Worte, zornig über seine Frage, zornig über mich selbst, voller Groll über die Einsamkeit, in die er mich stieß. Er selbst blieb gelassen, ja, ein Lächeln spielte um seinen Mund.

»Es gibt zwei Wege,« sagte er ohne sichtliche Erregung, »einmal können wir Aleit und den

Kindern alles erklären, und du gewinnst im Hause die alten Rechte. Dem Lande gegenüber scheint mir das nicht gut, es wäre richtig, wenn ich nach außen Herzog bliebe. Doch sei dir auch dies zugestanden, wenn du das Gerede nicht scheust. Zum andern können wir unsre Geschichte in unsrer Brust begraben, und du bleibst, ein Bruder und Freund, an meiner Seite, solange uns Gott den Atem schenkt. Wie du auch wählst, Bruder, du kannst mich nicht verletzen. Sage mir heute nichts, beschlaf es und künde mir morgen den Bescheid.«

Er erhob sich frei, mit heiterem, erlöstem Antlitz, seine strengen Augen lachten mich freundlich an.

Leicht wie ein Vogel ward mir das beschwerte Herz, fröhlich schwenkte ich die geleerte Kanne und rief: »Bruder, sollen wir uns auf unsre alten Tage vor den Kindern zum Narren machen? Und Aleit dazu? — Wir wandern den zweiten Pfad, aber — wie steht's mit der Wegzehrung?«

»Gut!« lachte der Bastard strahlend vor Glück und holte unter dem Tisch einen verborgenen Krug hervor. »Hättest du anders gewählt, ich hätt' ihn allein getrunken!«

Wir waren Brüder und wurden Freunde. Die Gemeinsamkeit der menschlichen Schulden drückte uns nicht mehr seit jenem Abend, da wir klar sahen, daß eine Entwirrung der verschlungenen Schicksale kein Entsühnen bedeuten könnte. Wir vermeinten, es genügte, wenn zwei alte Narren ihre Liebe begrüben; wir schmückten die Gruft mit Rosen und waren stolz darob. Aber es kommt nicht darauf an, was die Menschen in ihrem Gedächtnis behalten, sondern was Gott behält. Beidemal sind es zuletzt die großherzigen Taten; dort mit der Unvollkommenheit menschlicher Werkzeuge, hier mit dem unbestechlichen Auge der Ewigkeit erfaßt. Die Kinder gingen ihren Weg, wir Alten trabten glückselig nebenher und schafften Steine fort, an die ihr Fuß auch ohne uns nicht gestoßen wäre. Wir vergaßen Aleits.

Sie schien unter dem Einfluß der Jungen neue Kraft zu gewinnen, ihre Augen blickten fröhlich, ihre Bewegungen wurden lebhafter; wir freuten uns dessen und schrieben es der werdenden Mutterschaft Sobeidens zu. Es fiel mir nicht einmal auf, daß sie mich häufig suchte; sie fand schließlich Gefallen an meinen Geschichten aus dem Morgenlande und teilte sich anderseits gern dem Priester mit, den sie in mir vermutete. Jedoch mit der Zeit wuchsen wir so selbstverständlich zueinander, daß mir der Tag nichts galt, an dem wir nicht beisammen waren, und aus der heißen Jugendgier ward ein milder, schöner Abendschatten, warm noch von den verglühten Tagessonnen. Mitunter, wenn ihre Augen mich liebkosten und ich fühlte, wie etwas von meinem Wesen einen stillen Platz in ihrer Seele besaß, kam mir ein Bedauern für den Bruder und eine scheue Angst, zu nehmen, was mir nicht zukäme, und Verspieltes zurückzufordern. Ich stand eng genug mit ihm, um mich offen auszusprechen.

»Bruder,« entgegnete er gelassen, »ist es ein Wunder, wenn Aleit dich sucht? Wir beide haben das Selbstverständliche verkehrt, und nun will es sich Bahn brechen. Mich trifft es nicht, nur fürchte ich von Aleit, daß sie die Wahrheit nicht erträgt.«

»Hiervon ist keine Rede,« fiel ich ihm errötend ins Wort. »So lang Verstorbenes läßt sich nicht wieder aufwecken wie Jairi Töchterlein, und wäre es doch, es trüge den Verwesungsduft mit in sein kärglich Leben. Ich vermeine nur, wenn ihre Seele sich zu der meinen ahnend neigt, so sollst du nicht glauben, ich zöge sie mit Absicht.«

Der Bastard lächelte schmerzlich. »Es kann mir nichts genommen werden, was ich nicht einmal besessen habe. Plage dich mit andern Sorgen, Bruder, und genieße in Frieden, was dir ihr Herz bietet.«

Heiter verließ er mich; ich verfolgte ihn mit den Augen, wie er durch die herbstlichen Büsche ging, und mir schien, seine Schultern beugten sich mehr und mehr, und endlich, da er sich unbeobachtet wähnte, stand er vor einer Buche still und lehnte den Kopf an den Stamm, als überwältigte ihn ein plötzlicher Schwindel. Er riß sich zusammen und verschwand steten Schritts in den Gehegen. Ratlos blieb ich in meinem Stuhl sitzen, die Glieder versagten mir schier. Ich hatte ihn lieb, wie ich Jussuf geliebt hatte, und ich brachte ihm Schmerzen wie jenem. Wie oft mir Gott gezeigt hatte, wozu ich auf der Welt war, ich vergaß es immer wieder und verkam in Grübelei über mein unnützes, äußerliches Dasein.

Oft quälte ich mich mit dem Plan, Claraforte zu verlassen und abermals pilgernd die Erde zu durchwandern, dann wieder schien mir Friede in einer Einsiedelklause zu blühen; aber es kam zu keinem Entschluß, der Winter brach früh und hart herein, Schneewolken überschütteten das Land und trieben uns um das Herdfeuer, in dessen schattenhellem Licht die zarten Schwingungen der Seele noch ungebundener und lieblicher tönten.

Eines Abends, da ich allein in meinem Gemach weilte und vor dem flackernden Feuer alten Dingen nachsann, derweil ich das Haus schlafen wähnte, trat Aleit durch die Tür und setzte sich purpurn neben mich.

»Denk' was du willst, Mönch,« sagte sie, die sonst gewohnt war, mich bei Namen zu nennen, mit fremder, trauriger Stimme, »ich muß mein

Herz befreien, ich kann es nicht länger tragen. Seit du hier bist, bin ich gänzlich verändert.«

In diesen Worten gewann sie ihren Mut zurück und hob die klaren, ehrlichen Augen zu mir auf, der ich wie gelähmt auf meiner Bank saß und um Atem rang. Und sie: »Es ist das zweitemal in meinem Leben, daß meine Seele vor Geheimnissen sonderer Art steht, und« — wie ein Hauch kamen die Worte von todblassen Lippen — »schlimmer fast als meine Seele meine immer noch wachen Sinne. Hör' mich, Priester oder Mensch, und sei mir ein klarer Bronnen, darin ich mein Herz kühlen kann.« Mitten in ihr Gemüt greifend, fuhr sie mit einer fast sachlichen Trockenheit fort: »Der Herzog war nicht immer der, als den du ihn kennst. Er war ein wilder, oder richtiger, ein wüster Jüngling mit unbekümmerten Lastern von Vatersseite her, mit ererbten Freunden gleicher Gesinnung. Denke das Schlimmste, und du siehst recht.«

Aber ich dachte gar nichts, ich beneidete die Männer im feurigen Ofen um ihren kühlen Platz, denn was mir jetzt geschah, war grausamer als alle Martern, die menschlichen Gehirnen entsprungen waren. Feig zuckte das Herz in meiner Brust wie in einem Kessel geschmolzenen Bleies, die Augen glühten mir tränenlos in erstarrtem Angesicht. Sie sah es nicht, Nacht und Schatten verbargen mich.

»Mit Dirnen besudelte er meine Ehre und zuletzt mein Haus, und dies zu einer Zeit, da ich gesegneten Leibes war. Jedoch, Mönch, ich hatte ihn lieb und war sein eigen.«

Sie, die mich richtete, sprach diese Worte mit solcher schlichten Süße, daß ich den Blick auf sie zu heben wagte. Ich sah ein Antlitz, das verklärt in seiner Liebe leuchtete und schwärmerisch verzieh und entsühnte. Es wandelte sich jählings in Traurigkeit, sie berichtete schwerer als vordem, indes sie mit dem Finger die Narbe auf ihrer Stirn streifte: »Diese Wunde war die letzte unbedachte Tat des Herzogs; ich reizte ihn so sehr, daß er sich vergaß, und habe die Schuld recht eigentlich selbst. Es wäre vielleicht nicht einmal geschehen, wenn er um meinen Zustand gewußt hätte; doch ich hatte noch keine Stunde gefunden, mich ihm mitzuteilen. Wie es kam, tut nichts zur Sache, du mußt nur wissen, daß ich viele Wochen zwischen Tod und Leben lag, zumeist von Sinnen. Der Herzog kam nicht an mein Krankenbett, wohl aber brachte mir die Kammerfrau Gerüchte über ihn, die mich mit Stolz und Freude füllten: er habe seinem wilden Volk den Abschied gegeben und schaffe von früh bis spät für das Wohl des Landes, sähe keine Dirne an, sei ein mäßiger Trinker worden, kurzum, ein gewandelter, tüchtiger Mensch. Ich vermag nicht zu sagen, in welch hohen Himmel mich die Seligkeit trug, denn all mein Sein und Wesen gehörte ihm; ich allein, vermeinte ich, kannte seit je seinen edlen, tapferen Kern, den er unter den Lastern barg, und ich war dankbar, daß ich ein Werkzeug für seine Umkehr hatte sein dürfen. Wie sehnte ich mich ihm entgegen, wie lüstete mich, ihn in die Arme zu schließen, mein Auge in sein kühnes, lachendes zu tauchen!«

Schweigend sann sie vor sich hin, es arbeitete in ihren Zügen, sie stritt mit ihrer Bitterkeit. Klanglos, fremd der zagsten Hoffnung, fuhr sie fort: »Der Augenblick kam und zerriß mein Gemüt, daß es zwanzig Jahre Stunde um Stunde schmerzte. Der Herzog trat an mein Lager, seine Wangen glühten nicht vom Wein, sein Atem war nicht von Weibern verpestet, sichtbar hatte ihn die Arbeit geadelt und geläutert. Aber da er sich zu mir wandte, artig und in Züchten wie nimmer zuvor, ging eine Fremdheit von ihm aus, die wie eine Wand aus Eis zwischen uns emporwuchs. Mein Herz hörte auf zu schlagen, erstickt, erdrosselt von dem jähen, entsetzlichen Bewußtsein, daß es diesen Mann nicht mehr liebte — glaube mir, Mönch, denn du kannst es nicht wissen: es gibt nichts Schrecklicheres, als zu lieben aufzuhören. Du verarmst schneller, als der Blitz die Erde trifft, du verödest und stehst nackt und ohne Heimat, ohne Gott. Du bist tot, bevor du gestorben. Der Herzog bemerkte es und ging, verlassen von seiner wilden Weise, traurig fort.«

Die Erinnerungen schienen sie zu umstricken, sie lehnte erschöpft in ihrem Stuhl, den Kopf im Nacken, mit geschlossenen Lidern. Ich sah die blauen Adern auf der Schläfe pochen, der leichte Hauch ihres Atems dampfte in der Luft, die nicht mehr von den Kaminflammen erreicht wurde. Mit einem blickte sie auf mich, verzweifelt und entschlossen zugleich, und sagte: »Das war nicht das Furchtbarste, Ronald. Der Herzog hatte kaum die Tür hinter sich geschlossen, da kam die alte Liebe wie ein Lenzsturm über mich, ich weinte und biß in die Kissen, um nicht all mein Sehnen hinauszuschreien, mein Sehnen und mein seliges Glück, zu lieben. Ich war zugleich gesättigt von Freude über Roberts Wandlung und dankte Gott, daß er mich unnütz Wesen zu solcher Glorie erkoren. Stunde um Stunde horchte ich auf seinen Schritt; mir schien, mein Gehör wurde feiner und schärfer, ich erkannte seine Stimme im Burghof und lauschte, wie männlich und fest sie geworden war. Golden lag die Zukunft vor mir, denn ich liebte, und er liebte mich, das stand in seinem Blick geschrieben. — Schläfst du, Ronald? Langweile ich dich?«

Ich hatte das Gesicht in den Händen vergraben, die Arme auf die Knie gestützt. Meine Brust ging schwer und keuchend, jeder Lichtstrahl, der mein Auge traf, war ein Dolchstoß in alte Wunden. Die Narben brannten, von

der nahen Glut, der heißen Scham zermürbt, Vergangenheit und Gegenwart tanzten einen rasenden Wirbel in meinem Hirn.

»Sprecht weiter!« brachte ich hervor; jedes Wort mehr hätte mich verraten.

»Nach einer Zeit, die mich ewig dünkte, besuchte mich der Herzog zum zweitenmal, und, Ronald, meine Qual wuchs ins Unermessene. Ich liebte ihn nicht, er war und blieb mir fremd, ich konnte kaum aufsehen vor Scham, diesen gleichgültigen Menschen an meinem Lager zu wissen. Ich vermochte den Augenblick, da er mich verließ, kaum zu erwarten, und sieh, Mönch, da er gegangen war, hätte ich mein Leben, ja das Leben meines Kindes darum gegeben, ihn in die Arme schließen und herzen zu dürfen, recht mit der Glut und Innigkeit der Jugendsinne. War es seine Wandlung? Dann her, o Gott, mit dem alten, wüsten, lasterhaften Jüngling, den ich küssen durfte und dessen Seele rein in meiner Seele ruhte. Schon gab ich dem Gedanken Raum, die Wunde an meiner Stirn hätte meine Vernunft getrübt, aber nichts schien sonst auf eine derartige Folge hinzuweisen; der Arzt von Vargan, den ich befragte, sah mich erstaunt an und lachte. ‚Herzogin,' sagte er, ‚Ihr behaltet eine Narbe und einen der trefflichsten Männer. Seid dem Himmel dankbar, wie es das ganze Wählingerland ist; der Herzog ist genesen, wie Ihr es auch in Bälde seid. Haltet Euch munter und denkt an Euer Kind!'

»Daran brauchte er mich nicht zu erinnern, ich dachte seiner schon genug. Mit unendlicher Liebe, wenn Robert fern war, mit Angst und Scham, wenn er neben mir saß. Der Herzog übrigens, der ehmals keine meiner kleinen Launen achtete, erfaßte mein verändertes Wesen mit vollkommenem Takt, und nur einmal strömte er über und riß mich an sich, stürmisch, einen Augenblick lang; sah mein verängstigt Gesicht und ließ mich wieder, für immer. Wir gewöhnten uns, nebeneinander zu gehen, er mit gleicher Güte, ich mit schuldbeladener Brust. Er tat seine Arbeit im Lande, ich zog den Jungen groß; unsre frischen Leiber verwelkten glücklos wie unter Priesterkutte und Nonnenschleier, nur daß der Bräutigam meiner Seele nicht Jesus hieß, und er, das fühlte ich in jeder Stunde, nicht die Gottesmutter erkoren hatte. Ohne das Kind hätte ich dies verzerrte Leben nicht ertragen; es kam mich hart an, Harald eines Tags den Männern überlassen zu müssen. Aber das Herz ist ein tapfer Wesen und stirbt nicht vom ersten Schlag.«

Aleit verhielt ihre Rede und unterdrückte einen Seufzer; ich betrachtete sie verstohlen von der Seite. Wahrlich, ihr Herz war die Tapferkeit selber und leuchtete siegreich wie ein Stern durch das arme, gequälte, blasse Antlitz. Sie, die in kurzen Wochen ein Enkelkind erwartete, war schön und herbsüß wie in der Jugend; hingerissen und seltsam erlöst von der fiebernden Betrübnis sah ich sie an. Sie begegnete meinem Blick, las und senkte die Lider.

»Sieh mich nicht an, Mönch, ich habe noch Schlimmeres zu berichten, das dein Auge am wenigsten verträgt. In der Zeit, da uns Harald fortlief und gegen Heidenland zog, schloß ich mich mehr als sonst an den Herzog an und fand, was ich nicht suchte, einen wackeren Freund. Möglich, daß Alter und Entwöhnung unsre Sinne eingeschläfert hatten, jedenfalls saßen wir nun öfters des Abends ruhig beisammen und rätselten über den Jungen, der uns beiden teuer war und in dem sich unsre Liebe wunschlos fand. Das gemeinsame Leid ließ die Scheidewand schwinden, es fand sich hier und da Hand zu Hand, indes unsre oder zum mindesten — denn ich konnte nicht mehr wie sonst in seinem Herzen lesen — meine Blicke in die Ferne, nach Jerusalem gerichtet waren. Auch dies ging vorüber, du kamst hierher und brachtest die Kinder, und von Stund an senkte mich ein neues Geheimnis in neue Verwirrung. Ich habe mich lange und scharf beobachtet, es ist kein Zweifel, daß es so ist, wie ich erzähle. Gleich in den ersten Tagen nach eurer Ankunft bemerkte ich eine eigentümliche Freude in mir, es war selbstverständlich, daß ich sie auf die Heimkehr der Kinder schob. Jedoch kam hinzu, daß ich Robert mit veränderten Augen betrachtete und meine Sinne aufblühten, als zöge die alte Liebe erobernd in das alte Herz. Mir war, ich sei von Blindheit genesen, ich brannte, da wir alle beisammensaßen, ihn zu küssen, und nur eure Gegenwart hielt mich ab. Wir waren nie allein miteinander, und eines Abends überfiel es mich. Ich lief zu ihm hinüber in den Turm, beglückt von der jungen Glut, die mich durchlohte. Er saß noch auf und ordnete Pergamente, verwundert blickte er auf mich, die ich errötend vor ihm stand und schließlich vor Scham fast ohnmächtig wurde. Denn, Mönch, es war wie immer: ein Fremder, höchstens ein Freund, stand vor mir, meine Liebe war verflogen. Mir fiel keine Ausrede ein, ich mochte auch nicht lügen; einen Gruß stammelnd, entfloh ich, und sein bitterschmerzliches Lächeln folgte mir in den Traum. Mönch, es war eine arge Zeit für mich, das Leben neben euch kostete mich viel. Es dauerte lange, bis ich die Ursache meines merkwürdigen Wesens fand; es waren nicht die Kinder: es war deine Gegenwart, die Totes auferweckte.«

Regungslos verharrte ich auf meiner Bank und erwartete das Beil in meinen Nacken zischen; ich fühlte mich entlarvt, nackend vor dem letzten Richter, vergaß, was ich selber gelitten, wußte nur meine jämmerliche Schuld.

Aleit brach das Schweigen, ihre Stimme war nun müde und hoffnungslos, daß ich sie kaum

erkannte. »Dies ist die Ursache, Mönch; nun sage, wenn du es vermagst, welch ein Rätsel Gott unter so seltsamer Hülle birgt. Du hast manche Schicksale und vielerlei Menschen kennengelernt, ist dir jemals Ähnliches begegnet?«

»Mir?« stotterte ich, wie ein Ertrinkender aus dem atemlosen Wasser auftauchend. Ich vergaß jede Höflichkeit, sprang ans Fenster, riß den Laden auf und stürzte die flammende Stirn den Schneewogen entgegen, die wie ungeheure graue Tiere durch den Nebel jagten und mit kühlen Zungen über mein Antlitz fuhren. Mitten in der Nordlandskälte sah ich aus brennenden Augen ein Bild: die dorrende Wüste, von heißen Sandwolken überfegt, ein steinerner Hügel, und darunter, im Frieden des Todes lächelnd, Jussuf.

Wohl ist dir! Wohl ist dir! schrie ich inwendig, von feigem Neid zerfressen und ermattet.

Aleit war hinter mich getreten und legte die Hand auf meine Schulter. »Ronald,« klagte sie leise, »wendest du dich von so verirrter Seele ab? Ist deine priesterliche Gewalt nicht groß genug, meine Schulden mit dem Absolvo zu bedecken? Kann ein menschlich Herz, das wie das deine gelitten hat, so große Sünde nicht mehr fassen? — Einen weiß ich, der mich dennoch aufnimmt, denn ich fühle seinen kalten Atem hinter mir.«

Erschrocken blickte ich mich um und sah das totenblasse Angesicht von einem Schein verklärt, der nicht mehr von dieser Welt war. Von der eignen Angst plötzlich befreit, beugte ich den Kopf tief erschüttert auf die Brust. Aleit legte sorglich den Riegel vor den Laden, schürte das Feuer noch einmal und stand wartend zwischen Stuhl und Tür. Da riß ich mein lahmes Herz empor und haschte ihre Hand.

»Arme Frau,« sprach ich heiser vor Aufregung und unterdrückten Tränen, »wer wollte Euch richten? Hat Gott Euch in so schwere Schicksale verstrickt und habt Ihr euch so tapfer gehalten, dann ziemt Euch himmlischer Lohn weit eher als irdische Sühne. Euer Leben ist seltsam zerbrochen worden, doch glaubet, Frau, wir leben nicht zum letztenmal auf dieser Erde! Ihr beide, Robert und Ihr, seid eins in zweierlei Gestalt, und wechselt ihr das verwesliche Kleid, so wird ein neues Dasein die Frucht des alten weiterreifen bis in Ewigkeit. Des seid getrost und freut Euch: nimmer könnt ihr zwei euch verlieren, ewig werdet ihr verbunden sein, und eure Hölle und euer Paradies liegen nicht über den Sternen, sondern hier auf der Heimatscholle.«

Ich sprach für mich selbst, für meine eignen Wünsche, meinen eignen Glauben. Und dies war es, was meinen Worten eine heiße Überzeugungskraft gab. Sie verstand nicht, was ich meinte, aber sie fühlte, wie ich in ihren aufleuchtenden Mienen las, eine Wahrhaftigkeit, die sie ergriff und erhob. Leise, mit schwingender Glückseligkeit, fragte sie: »So ist es wahr, daß Liebende sich wiedersehen?«

Ich antwortete, überwunden und siegreich in einem: »Sie sehen sich nicht wieder, sie bleiben immerdar vereint!«

Unsre Augen tauchten ineinander, ruhig und warm wie Lichter in unbewegten Wassern, langsam lösten sich die Hände von ihrem festen Druck, und sie verließ mich wie ein Falter die Blüte, die er kosend öffnete.

Denen, die ihn brauchen, kommt der Frühling immer zu spät. Der Winter war so hart, daß wir fast täglich die Schneewehen im Hofe fortschaufeln mußten, um zu den Ställen und Nebengebäuden zu gelangen. Es wäre dies eine lustige Arbeit gewesen, wenn nicht Krankheit das Haus umdunkelt hätte. Aleit hatte recht gedeutet: der Unerbittliche stand hinter ihr, sie schmolz wie ein Licht, ohne Schmerzen, ohne daß der Arzt zu sagen gewußt hätte, warum. Wie Tag und Nacht liegen Leid und Lust beieinander; indes Aleit verblaßte, gebar Sobeide ein kräftiges Mädchen. Wir gaben es Aleit in die abgezehrten Arme, und ich taufte es selber; halb wider Willen und nur dem Drängen des Bastards nachgebend, ging ich der Kinder wegen noch einmal an die heiligen Dinge. Es ward Gertraude genannt, und das Bild der feinen, stolzen Frau mit den sternenhaften Augen schwebte vor mir, als ich die Tropfen der heimatlichen Quelle auf das rote, runzlige Gesichtchen sprengte. Der Rosengarten, der ihre Asche barg, duftete durch den Weihrauch, blendend klar schien sie aus den Höhen zu steigen und sich niederzuneigen. Vielleicht hatte ihre Seele dies kleine verwandte Wesen belebt, vielleicht weilte sie nun in Kindsgestalt unter uns, noch voll von himmlischen Erinnerungen des hohen Fluges auf Fittichen des Todes.

Nach der Taufe verweilten wir noch ein kleines bei Aleit, und allen fiel die übernatürliche Blässe ihrer Stirn gegen die saftige, kreischende Gesundheit auf, die ihr Lager mit Geschrei erfüllte; schuldbewußt blickte ich auf den Bastard und begegnete seinem Auge. Es war unsre Sünde, unser frevelhafter Streit gegen das Schicksal, was diese bleiche Liebe in allzu frühen Tod trieb. Auf ihren zarten Schultern trug sie unsre argen Taten und zerbrach darunter, klaglos, schier freudig. Denn mit geheimem Schmerz fühlten wir es beide: das Sterben ward ihr nicht sauer.

Über dem kam die kleine Gertraude zu kurz, wenigstens, was mich betraf; mein Herz dachte nur an Aleit. Über jene Nacht, da sie bei mir am Feuer gesessen, war nie wieder ein Wort zwischen uns gefallen; doch schien mir, sie sähe mich seit der Stunde noch lieber, heimlicher an. Seit Wintersonnenwende war sie bettlägerig,

bedürfnislos und bescheiden, niemand zur Last als unsern Herzen. Selten besuchte ich sie unaufgefordert, doch sie bat mich öfters zu sich und plauderte mit mir über leichte Dinge, indes ich den Eindruck nicht verwischen konnte, sie verschweige tiefere Fragen und beschwere ihre Seele mit dem Unausgesprochenen. Im Hornung endlich, ich vermeine, auf St. Agathens Tag, löste sich der Bann. Wir waren im Zwielicht des Nachmittags beisammen, ihr Bett war dicht an den Kamin gerückt, die flackernden Flammen täuschten ihr ein Leben, das sie so glühend und emsig nicht mehr besaß. Draußen knarrte der Sturm und brach gefrorene Zweige, dumpf klatschten die Schneehauben der Pfosten und Erker in den Hof. Zwischen die Ölhäute der Fenster war ein Stückchen blauen Glases eingefügt, daraus sah eine märchenhafte, unwirkliche Welt.

»Ronald,« sagte sie ohne Brücke, »ich habe deine Worte lange in mir bewegt, ich tauche in sie hinein wie in ein Meer, darin ich eine herrliche Perle weiß; aber der Schatz entgleitet immer wieder meiner Hand, immer wieder muß ich erschöpft an das gewohnte Ufer. Ich wollte dir nicht mit Fragen lästig fallen, nun aber finde ich keinen Weg mehr und bitte dich, hilf mir Törichten. Du sagtest, nach der Erdenzeit wandere die Seele in einen andern Leib; ich will es glauben. Zu gleicher Zeit sprachest du, daß Liebende sich nimmer verlören. Dies ist zu schön, um es nicht zu glauben. Jedoch: wenn zwischen dem Scheiden zweier, die sich liebhatten, Jahre und Jahrzehnte liegen, so kommen sie doch nie mehr in der gleichen Jugend zueinander.«

Sie sagte diese Worte mit meisterlicher Ruhe, aber mich betrog sie nicht mehr. Ich merkte an dem leisen Beben ihrer Hand die Angst ihres Herzens und fühlte mit ihr, da all dies auch in meiner Brust gekämpft und geblutet hatte.

»Ihr könnt es nicht zusammenbringen,« hob ich an, »wenn Ihr das Leben mit der Sanduhr meßt. Vor dem, dem tausend Jahre wie ein Tag, ist unser Dasein nur ein Augenwinken. Kam nicht alles, was Euer Leben vorwärts-, Eure Seele emportrieb, plötzlich wie ein Blitz? Vergeßt den Alltag, der zwischen den göttlichen Funken liegt, und Ihr habt nicht länger gelebt als eines Pulses Länge, auch wenn Ihr hundert Jahre zähltet.«

Sie hörte mir gespannt zu, ihre kraftlosen Finger glitten dankbar über meine Hand, ihre Augen glänzten fröhlich. »So ist es,« rief sie frohlockend, »hab' Dank, Ronald, vielen, vielen Dank! Doch sprich, was verschweigen uns unsre Mönche dies Köstliche und malen Paradies und Hölle, wo nichts als grüne, blühende Erde ist? Steht es nicht also in den heiligen Büchern? Lehrte dies nicht der Heiland?«

Und wieder las ich die beherrschte Furcht in ihrem reinen, gläubigen Gemüt — um alle Seligkeit hätte ich sie nicht enttäuschen mögen.

»Frau, es fassen nicht viele so hohe Dinge, darum setzt die Kirche ein Bild an Stelle der Wirklichkeit, und nicht einmal alle Priester werden in die tieferen Geheimnisse eingeführt.«

»Du aber, Ronald,« bebten ihre Lippen, »sage, du gehörst zu den Eingeweihten?«

»Ja, Herrin,« log ich verzweifelt und wandte mich in den Schatten. »Doch was macht Ihr für ein Wesen aus diesen Dingen, da doch die Welt so voller Wunder ist!«

Sie antwortete nicht; ich fühlte, wie Trost und Ruhe in sie einzogen.

Der Abend war angebrochen, Dienstvolk ging mit Fackeln über den Hof, Lärm und Gelächter klangen herauf.

»Nimm mir die Wißbegier nicht übel, Ronald, denn ich habe es eilig. Mein Leib ist aufgebraucht und hält die Seele nur noch locker in dem lockeren Bau. Laß dir sagen, mein Freund ohne dich wäre ich einen schweren Tod gestorben.«

Ich widersprach ihr nicht, die heißen Zähren liefen mir in den Bart. Sagen konnte ich nichts, mochte ich nichts, da ihr die Wahrheit auf dem weißen Antlitz stand. Wie Irrlichter zuckten die Gedanken über mein dumpfes, gebundenes Hirn, ich gönnte dem gepeinigten Weibe die endliche Ruhe, und zugleich mochte ich sie nicht in dem kalten Grabe wissen.

Die Schritte der andern klangen in der Halle; ich schieb hastig und verwirrt und drückte mich in meine Kammer, die Glocke überhörend, die zum Nachtmahl rief. Saß in der grimmen Kälte und weinte aufgelöst und ohne Weg in der Verworrenheit meiner Gefühle, bis der Bastard mich aufschreckte. »Der Brei wird kalt, Ronald! — Du weinst?«

Er verstummte, er hatte nicht nötig, zu fragen. Schließlich machte er sich Luft und zeigte sein gepreßtes Herz: »Sind wir nicht wie zwei Mörder? — Bruder, Bruder, was haben wir getan! Um uns verblutet sie und fährt dahin, nicht auf einen raschen Streich, nein, grausam in zwanzigjähriger Qual, Stich um Stich! Ich kann sie kaum mehr ansehen, ohne zu erröten; wir alle gewannen, nur sie verlor. Was prüft Gott ihr Herz in solcher grausen Folter? Ist dies die gelobte Güte? Dies die Allmacht, die nicht wagt, einmal von dem betretenen Wege zu lassen, und lieber das Edelste in den Staub tritt?«

Er starrte mich mit haßerfüllten Augen an, die Lästerungen strömten aus übervoller Brust, aber mir graute — graute vor mir selbst, der ich im eignen Busen ein Echo seines Zornes fand. Ich hielt mir die Ohren zu und schrie verzweifelt: »Halt ein! Nichts wider Gott! Unsre Frucht, unsrer bösen Taten Frucht ernten wir jetzt und dürfen nicht murren.«

Jedoch mein Geschrei betäubte nicht die Gottesleere in meiner Seele und überzeugte ihn nicht. Er ging hinaus und rief einem Diener, daß er Mahl, Wein und Feuer schaffe und den Kindern melde, wir tafelten allein. Wir ertrugen, wie Kain, keines Menschen Blick.

Da saßen wir die halbe Nacht, verbissen, wortlos, vom Trunk nur noch trauriger gestimmt; denn das Blut der Traube macht nur den Fröhlichen froh.

Sie sah den Lenz nicht mehr. Eines Nachts rief mich die Kammerfrau mit einem Gesicht, das alles kündete. Eilig nahm ich die Stufen und stieß vor ihrer Tür auf den Bastard. Wir vermieden uns anzusehen, bebend schlichen wir in das Gemach. Aleit hatte den Nachmittag heiter mit uns allen verbracht; die kleinen Händchen Gertraudens hatten in ihrem nun völlig weißen Haar gespielt und ihr ein leises Lachen entlockt, das uns alle schmerzlich beglückte. Jetzt, da wir eintraten, sahen wir, es war der Abschied gewesen, sie wollte bei dem Letzten niemanden als uns beide um sich haben.

Nichts war in der Kammer als ihre Augen, aus denen ein Meer von Liebe floß und unsre zitternden Herzen in warmer Woge fing und still machte. Wir knieten an dem Lager nieder und hielten ihre Hände; mit einem entwand sie sich uns, überirdischen Glanz in den Mienen, hob sich und zog den Herzog an ihre Brust und küßte ihn lange auf den Mund.

»Lieber, Lieber du!« stammelte sie, ihre Wangen röteten sich noch einmal vor erstauntem Glück; sie ließ den Erschütterten, Fassungslosen, die Lider fielen ihr zu, sie sank in die Kissen zurück und schien mit einem Lächeln einzuschlafen.

Robert und ich standen auf und sahen uns scheu und blaß an; wir wußten beide, wem der Kuß gegolten, wir waren beide glücklich in dem Gefühl ihres Glücks, aber wir schämten uns voreinander und glaubten, jeder aus anderm Grunde, er habe den andern beraubt. Wir ahnten nicht, daß sie schon gestorben sei, und waren noch bei ihren letzten Worten, doch endlich empfanden auch unsre groben Sinne den Tod.

Abermals brachen wir in die Knie, als habe ein flammendes Schwert uns mit einem Streich gefällt.

Mitten im Walde, rang ich ihm ab, wurde Aleit gebettet. Über ihre Gruft sollte mit Beginn der trockenen Jahreszeit eine Kapelle gebaut werden, und die sollte mein sein. Er gab meinem Wunsch nicht gern Raum, denn er wollte mich nicht im Hause missen. Ich aber setzte mich durch und zog im Sommer schier triumphierend in die Klause, die mich heute noch beherbergt. Die Quelle nahebei war die Tränke der Rehe und Hirsche, die mein altes Auge erfreuten; die Kinder und der Herzog selber kamen oft und ließen mir weder Hunger noch Durst. Es war kein Leben der Geißelung und sollte es auch nicht sein, ich wollte nichts als Ruhe und Frieden. Ein Gärtlein hatte ich angelegt, drin wachsen Blumen, Kräuter und Äpfel bunt durcheinander, und gottlob bedauert mich niemand mehr ob meiner, selbstgewählten Einsamkeit, da ich sie so schön und farbenprächtig hergerichtet habe. Winters zieht der Schnee einen sicheren Schutz um mich.

Dann beginnt erst die rechte Freude. Ich habe mir einen hellen Stern am Himmel gesucht und traue, Aleit, in welchem Kleide sie auch wandelt, blickt auch auf ihn, und unsre Augen begegnen sich in seinem Licht. Diesen Stern und diesen Glauben habe ich allein für mich; denn der Herzog, weiß ich, hält an dem himmlischen Paradiese fest und wähnt, dorten sei aller Sehnsucht Ende, und alle Liebesströme verschmölzen in Gottes Herzen zu einem Kuß.



# Menschenwege

Und Menschen finden einander
Und werden einander gut,
Und Menschen gehn auseinander
Und werden sich wieder so fremd,
Als hätten nie ihre Augen
Je sich berührt
Und nie ihre Seelen
Scheu sich gestreift.
Und Sommer wird es und Winter,
Die Sonne hebt sich und sinkt,
Niemand aber noch löste das Rätsel,
Das zusammen uns treibt und trennt.
Nur daß mit dem Fallen der Jahre
Wir stiller es lernen zu dulden,
Jubeln und klagen nimmer so laut,
Bis wir zur endlichen Ruhe
Sinken zurück in den dunkelen Schoß.

Edgar Schmidt-Cassella

# Angelus Silesius

## Von Prof. Dr. Georg Ellinger (Berlin)

»Habe ich Ihnen nie gesagt, daß Angelus Silesius jahrelang mein Trost und mein süßes Ruhekissen war?« Diese Worte schrieb die edle Dulderin und Kämpferin Henriette Feuerbach (1857) und zeigte damit, wieviel Erbauung ihr durch den Dichter zuteil geworden war. Daß sie mit diesen Empfindungen nicht allein stand, lehren zahlreiche ähnliche Äußerungen, und so kann man aus den vorliegenden Zeugnissen schließen, daß Angelus Silesius auch für das 19. Jahrhundert noch ein Lebendiger gewesen ist.

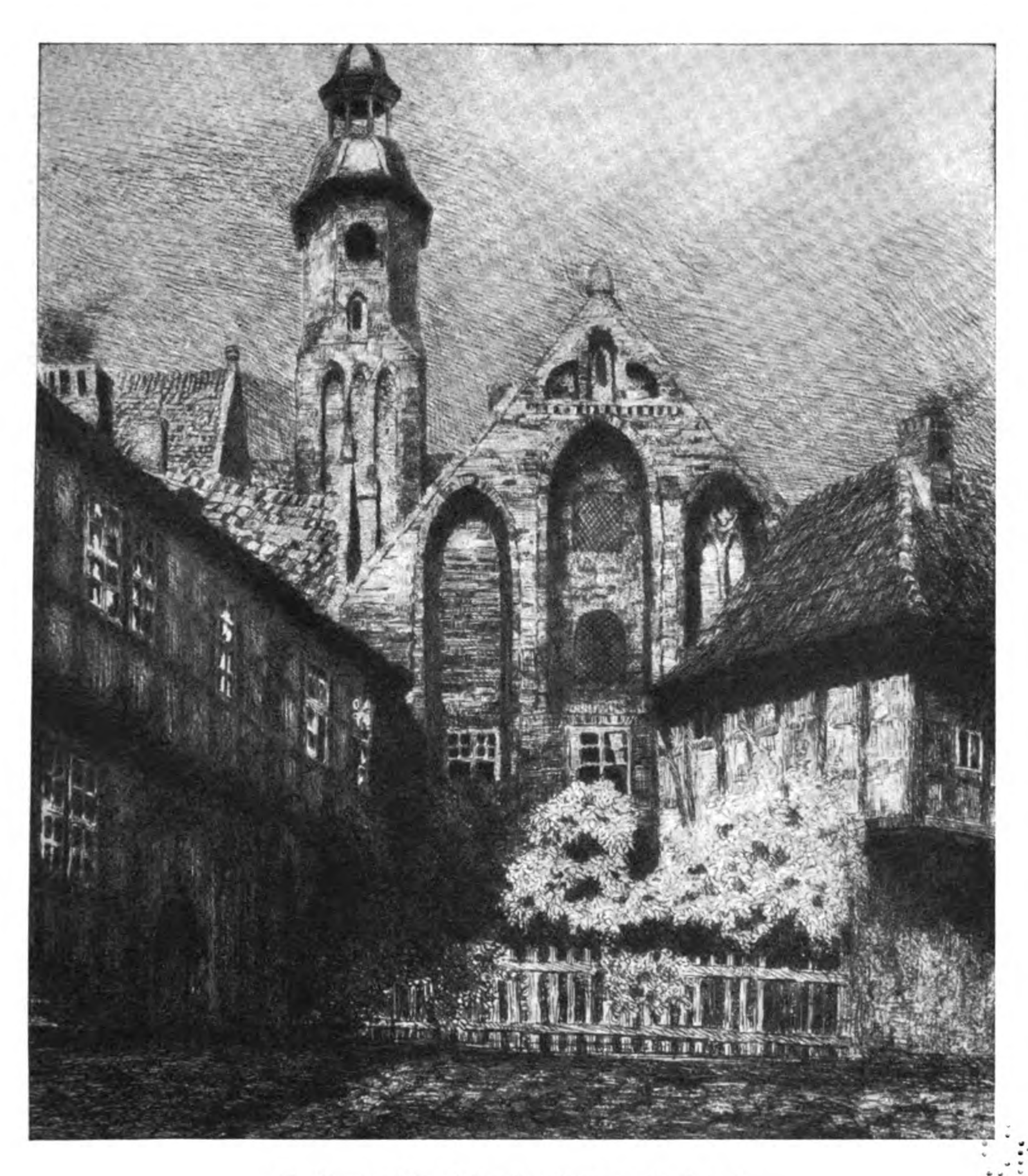
Nicht allzu häufig hat die ältere deutsche Dichtung über die Zeitabgründe hinweg so mächtig gewirkt. Das gilt insbesondere von der Lyrik des Barockzeitalters. Was ist es nun, das diesem Dichter eine derartige Ausnahmestellung verleiht?

Vielleicht läßt sich diese Frage durch eine Betrachtung seines Lebens beantworten. Die treibenden Kräfte aufzudecken erweist sich jetzt als möglich, da soeben das Dunkel, das bisher auf dem Erdenwallen dieses merkwürdigen Menschen lag, wenigstens zum Teil aufgehellt werden konnte.*

Johannes Scheffler ist Ende Dezember 1624 zu Breslau geboren und am ersten Weihnachtsfeiertage getauft worden. Der Vater, ein heißblütiger, heftiger Mann, hatte erst in hohem Alter die um vierzig Jahre jüngere Mutter geheiratet. Frühzeitig verlor der Knabe beide Eltern. Schon auf der Schule fiel den Lehrern die ungewöhnliche Beweglichkeit seines Geistes auf; mit großen Erwartungen entließen sie ihn daher zum Studium der Medizin auf die Universität. Das entscheidende Ereignis dieser in Straßburg, Leiden und Padua zugebrachten Lehrjahre fand während des Aufenthaltes in Leiden statt. Hier kam er in Berührung mit den mystisch-sektiererischen Kreisen, die sich zu Konventikeln vereinigt hatten. Die Teilnehmer dieser Zusammenkünfte fühlten sich von dem, was ihnen die offiziellen Kirchen boten, nicht befriedigt und suchten auf eigne Hand den Weg zu Gott zu finden; da sie aber doch eine Führung nicht ganz entbehren konnten, folgten sie der Richtung, die sich von Schulzwang und Lehrformel am freiesten gehalten hatte, der Mystik. Der frühzeitig geweckte schwärmerische Sinn des hochbegabten Jünglings fand hier das, was ihm das lutherische Bekenntnis, in dem er aufgewachsen war, nicht zu gewähren vermochte: Befriedigung des tiefen Drangs, im Ewigen, Unendlichen aufzugehen. Er begann sich schon in Leiden mit den älteren deutschen Mystikern und den sogenannten Spiritualisten des 16. und 17. Jahrhunderts zu beschäftigen; insbesondere Jakob Böhme wurde ihm hier zum Führer einer selbständigen Religiosität. Nachdem er in Padua den medizinischen und philosophischen Doktortitel erworben hatte, kehrte Scheffler Anfang 1649 in die Heimat zurück. Zunächst scheint er sich einige Zeit in Breslau aufgehalten zu haben. Auch in dieser Stadt sammelten sich die Anhänger der Mystik und des Spiritualismus in einem Bunde, dessen Mittelpunkt der damals in Brieg lebende Dichter Daniel Czepko von Reigersfeld war. Scheffler hat sich wahrscheinlich in jener Zeit diesem Kreise angeschlossen, während gleichzeitig andre Gesinnungsverwandte in ihm die Abneigung gegen das orthodoxe Luthertum erweckten oder befestigten. Auf Empfehlung seines Schwagers wurde der Fünfundzwanzigjährige Ende 1649 Leibarzt des Herzogs Sylvius Nimrod zu Oels. In Ludwigsdorf bei Oels lebte zu jener Zeit eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts, Abraham von Franckenberg, ein Freund Jakob Böhmes. Ihm genügten die offiziellen Kirchen nicht, er vermißte in den Religionen die Religion; er strebte nach einem vertieften Glaubensleben im Sinne der Mystik. Zu wirklichem Frommsein vermochte aber nach seiner Meinung lediglich die Askese anzuleiten; nur wenn der Glaube sich durch ein »nüchternes, keusches und eingezogenes Leben« offenbarte, wollte er seine Echtheit anerkennen. Zwischen den beiden an Alter so verschiedenen Männern entspann sich nun ein inniges Freundschaftsbündnis, und unter dem Einfluß Franckenbergs wurde der asketische Zug in Scheffler übermächtig, wenn auch die Anlage dazu höchstwahrscheinlich bereits in ihm vorhanden war. Zugleich bestärkten sich die beiden Freunde in der Liebe zur Mystik und in der Abneigung gegen das verknöcherte Luthertum; um dem Bedürfnis ihrer schwärmerischen Religiosität zu genügen, wandten sie sich nicht allein der mittelalterlichen, sondern auch der neukatholischen Mystik zu, die seit dem 16. Jahrhundert, namentlich in dem spanischen Quietismus, ihre Auferstehung feierte und in Gestalten wie der heiligen Theresia und

---

* Angelus Silesius. Sämtliche poetische Werke und eine Auswahl aus seinen Flugschriften. Mit einem Lebensbilde herausgegeben von Georg Ellinger. Zwei Bände. Berlin, im Propyläen-Verlag, o. J. (1924). — In der den Werken vorausgeschickten Biographie erwies es sich auf Grund von Aktenfunden und unbekannten oder nicht genügend ausgenutzten Quellen als möglich, wichtige Abschnitte von Schefflers Leben zum erstenmal darzustellen, andre wesentlich zu ergänzen. Von den neu aufgedeckten Tatsachen konnte nach der Anlage des vorliegenden Aufsatzes nur eine verhältnismäßig kleine Auswahl mitgeteilt werden. — Eine vermehrte Sonderausgabe der Biographie soll bald erscheinen.



C. Krafft: Aus Brandenburg a. d. Havel

dem heiligen Johannes vom Kreuz eindrucksvolle Vertreter gefunden hatte. Nach Franckenbergs 1652 erfolgtem Tode vereinsamte Scheffler in Oels; er suchte Anhänger für seine religiöse Richtung zu werben, stieß aber auf Widerstand. Immer mehr entfremdete er sich innerlich dem Luthertum; eine kleine Auslese aus mittelalterlichen und neukatholischen Mystikern, die er als Gelegenheitsschrift für Freunde drucken lassen wollte, mußte er dem orthodoxen Hofprediger zur Begutachtung einreichen; und die Tatsache, daß der Zensor die Druckerlaubnis schroff verweigerte, führte zum endgültigen Bruch mit dem väterlichen Bekenntnis. Scheffler sah ein, daß er unter diesen Umständen nicht bei dem lutherischen Herzog und in dem ganz lutherischen Oels bleiben könnte; er legte seine Stelle als Leibarzt nieder, begab sich nach Breslau und knüpfte hier Beziehungen zu den Vorkämpfern des Katholizismus an. Es wurde diesen nicht schwer, den seelisch aufgewühlten reizbaren Mann für sich zu gewinnen; am 12. Juni 1653 trat er zum Katholizismus über und nahm den Taufnamen Angelus an. Zunächst suchte er auch in dem neuen Bekenntnis das gleiche wie in der Mystik, nämlich Ruhe, Stille und Frieden; deshalb hielt er sich in den ersten drei Jahren nach seinem Religionswechsel zurück. Dann aber begann er, teils unter dem Einfluß hervorragender Führer des Katholizismus, so des späteren Fürstbischofs Sebastian von Rostock, teils von seiner eignen Natur getrieben, sich immer mehr hervorzutun; er wurde Priester, er beteiligte sich in auffallender Weise an den Prozessionen, bis er schließlich 1663 in seiner »Türkenschrift« die früheren Glaubensgenossen auf das heftigste angriff. Ein erbitterter Federkrieg entspann sich; die Wortführer des Protestantismus nahmen den hingeworfenen Fehdehandschuh auf, und Scheffler sandte eine Streitschrift nach der andern in die Welt hinaus: unbändige, leidenschaftliche Manifeste, aber in Ausbau und sprachlicher Form von schriftstellerischer Meisterschaft. Je stärker der Widerstand war, auf den er stieß, desto mehr steigerte sich sein Fanatismus: zuletzt trug er kein Bedenken, die Regierenden in wildester Art zur gewaltsamen Bekehrung der Ketzer aufzurufen. Den Erregungen, in die ihn diese Kämpfe verstrickten, war sein durch die Askese geschwächter Körper nicht gewachsen; schwer leidend zog sich Scheffler in das Matthiasstift zu Breslau zurück; hier ist er am 9. Juli 1677 gestorben.



Johannes Scheffler (Angelus Silesius)

Scheinbar sind die beiden Hälften dieses merkwürdigen Lebens durch eine tiefe Kluft geschieden; man sollte meinen, daß von der mystischen Innigkeit keine Brücke zu dem wilden Eifer des Konvertiten führen könne. In der Tat erschienen manchem Betrachter diese zeitlich voneinander getrennten Seiten der Tätigkeit so unvereinbar, daß der Versuch gemacht wurde, dem Polemiker Johannes Scheffler das Recht auf die Werke des Angelus Silesius zu bestreiten. Allein wenn man das ganze Leben als eine Einheit erfaßt, ergibt es sich, daß Johannes Scheffler im letzten Grunde immer derselbe geblieben ist, und daß nur die Formen gewechselt haben. Den Schlüssel zum Verständnis liefert das Wesen des Vaters; als verhängnisvolles Erbteil war Johannes Scheffler ein leidenschaftlich erregbares Gemüt zugefallen. Nun ist es aber sehr wahrscheinlich, daß auch die Mutter unter den wilden Ausbrüchen des Vaters zu leiden hatte, und der Knabe daher immer ein warnendes Beispiel vor Augen sah, wohin die väterliche Art führen könne. Daraus ergab sich für ihn der Wunsch, von den ihm angeborenen wilden Trieben loszukommen. Deshalb wird sein Leben, sobald er über sich selbst klar geworden, ein einziger Schrei nach Stille und Unbeweglichkeit. Und da das Endziel der Mystik in der Überwindung aller

irdischen Unruhe bestand, erscheint es verständlich, daß sich Scheffler gerade dieser Richtung in die Arme warf. In der deutschen Mystik sind zwei Strömungen deutlich zu unterscheiden. Beide streben nach Verinnerlichung der Religion, aber auf sehr verschiedenen Wegen. Die eine arbeitete mit Ideen, die aus der neuplatonischen Philosophie stammen; die andre begnügte sich damit, die anerkannten kirchlichen Lehren mit schwärmerischer Innigkeit zu ergreifen. Die eine führte schließlich zur Auflösung der positiven Religion und ersetzte sie durch einen pantheistisch gefärbten Geisteszusammenhang; die andre stand nicht im Widerspruch zu strenger Kirchlichkeit, sondern ließ sich dieser auf das beste einreihen. Bei Scheffler sind beide Arten der Mystik ausgeprägt; zuerst überwiegt die vergeistigende Art, dann aber siegt die schwärmerisch gesteigerte Kirchlichkeit, und da diese ihre Ausdrucksmittel im wesentlichen aus der katholischen Kirche entnahm, so war es kein Zufall, daß der äußerlich und innerlich vom orthodoxen Luthertum zurückgestoßene Mann schließlich beim Katholizismus anlangte. Hier glaubte er nun endlich den Hafen gefunden zu haben; und in der Tat: in den ersten Jahren nach seiner Bekehrung scheint eine gewisse Ruhe bei ihm eingekehrt zu sein. Aber das leidenschaftliche Ungestüm seines Geistes ließ sich nicht bannen; der damalige Zustand seines Gemüts war nur die Stille vor dem Sturm: bald fühlte er sich wieder unbefriedigt; das nagende Gefühl peinigte ihn, daß die Gemeinschaft, der er sich angeschlossen, noch nicht das erreicht hatte, worauf sie mit Recht Anspruch erheben konnte, und er hielt sich für berufen, dadurch mit an der Alleinherrschaft der Kirche zu arbeiten, daß er die Ketzer in ihren Schoß zurückführte. So beginnt die Kampfesperiode, die die letzten vierzehn Jahre seines Lebens ausfüllte.

Wer die im vorstehenden entwickelten Gesichtspunkte im Auge behält, wird in dem Werdegang Johannes Schefflers keine Widersprüche feststellen können. Ein leidenschaftlicher Geist erschließt sich, der, durch das warnende Beispiel des Vaters geschreckt, gern die väterliche Art überwinden möchte und doch beständig wieder in die gleiche Bahn getrieben wird. Der feste Halt, nach dem er sucht, bringt ihm nicht die ersehnte Ruhe, sondern verstrickt ihn in immer neue Kämpfe, bis er müde und abgearbeitet in das Grab sinkt.

Daß die Grundzüge dieses Charakterbildes zutreffen, lehren auch Schefflers poetische Werke. Sie erschienen unter dem Namen Angelus Silesius; ihr eigentlicher Verfasser blieb daher lange verborgen, obgleich Scheffler in der Sammlung seiner Streitschriften sich selbst zu den beiden Hauptdichtungen bekannt hatte. Einem ebenso warmherzigen wie tiefsinnigen Präludium, dem dichterischen Nachruf auf den Tod des treuen Freundes Abraham von Franckenberg, folgte im Jahre 1657 das bekannteste der Werke, die »Geistreichen Sinn- und Schlußreime« oder, wie man das Buch nach dem Titel der zweiten Auflage gewöhnlich zu nennen pflegt, »Der cherubinische Wandersmann«. Entstanden ist diese Dichtung, d. h. die fünf Bücher, die 1657 veröffentlicht wurden, aller Wahrscheinlichkeit nach schon in den Jahren 1651 und 1652. Ihr Gedankengehalt stammt aus den älteren Mystikern und Spiritualisten, insbesondere aus Meister Eckhart († 1327) und Valentin Weigel († 1588); für die Form war eine Spruchsammlung des schon genannten Daniel Czepko von Reigersfeld vorbildlich. Die kurzen Alexandrinersprüche, aus denen der »Cherubinische Wandersmann« besteht, legen, ohne in der Gedankenfolge eine bestimmte Ordnung einzuhalten, die theosophischen Überzeugungen Schefflers dar. Diese lassen sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Die Welt gilt in der Hauptsache als eine Emanation Gottes. Gott schafft die Welt, ohne jedoch aus seiner Gottheit herauszutreten; er schafft aber nichts Neues, sondern er gibt nur dem eine Form, das der Idee nach immer in ihm vorhanden war. Das Geschaffene ist also ebenso ewig wie Gott, es wechselt nur seine Gestalt. Demnach werden Gott und die Welt als eine völlige Einheit aufgefaßt. Gott ist ebenso in der Fliege wie im Menschen, im Frosch wie im Engel Seraphim. Trotz dieser Gleichstellung aller Wesen erscheint dann aber doch der Mensch als das Geschöpf, in welchem der Geist Gottes erst wirklich zur Erscheinung kommt; ja, das Dasein Gottes ist im wesentlichen auf dem des Menschen begründet und sein Tun ohne Mithilfe des Menschen unmöglich; geht der Mensch unter, so findet zugleich auch das Dasein Gottes sein Ende.

Wie in diesen Gedankenreihen, so setzt sich Scheffler auch sonst in schroffen Gegensatz zu den landläufigen Anschauungen. Ewigkeit, Gott und Welt sind ihm ein und dasselbe. Die tatsächliche Existenz von Zeit und Raum wird bestritten; beide Begriffe gelten ihm nur als Anschauungsformen unsers Verstandes. Zeit und Raum sind nicht außer uns, sondern nur in uns und werden nur irrtümlich in die Außenwelt projiziert. Sie haben daher der Ewigkeit oder Gott gegenüber keinen Bestand; vor Gott fallen Vergangenheit und Zukunft ebenso dahin wie die Vielheit der Dinge, vor Gott ist ewige Gegenwart und in ihm ewige Einheit. Es ist daher unmöglich, Gott irgendwelche dem menschlichen Denken entsprungene Eigenschaften beizulegen; man bringt in sein Wesen nur ein, wenn man ihm alle Eigenschaften abspricht. Gott ist ein Nichts, in völliger Ruhe und Stille, ohne Wollen und Begehren. Und der Mensch, dem es durch gänzliche Abwendung von der Außenwelt und durch Einkehr in das eigne Innere ge-

lingt, zu dieser völligen Verneinung des Willens durchzubringen, erreicht die Vereinigung mit Gott. Abgestorbenheit, Ruhe, Gelassenheit, Verzicht auf jedes Wollen und Begehren sind demnach die unumgänglichen Voraussetzungen dieser »Vergöttung«, und wie Gott selbst, so bleibt auch ein solch vergötteter Mensch unberührt von Vergangenheit und Zukunft, von dem Wandel und der Vielheit der Dinge.

Alle diese Vorstellungen sind pantheistisch und lassen sich mit keiner positiven Religion vereinigen. Nun zeigt aber der »Cherubinische Wandersmann« noch eine andre, bereits berührte Seite von Schefflers Empfindungsleben. In zahlreichen Sprüchen macht sich eine schwärmerische Neigung für die greifbaren kirchlichen Symbole geltend; die inbrünstige Hingabe an Christus, an Maria und die Heiligen tritt in Gegensatz zu den pantheistischen Grundlagen; ja, zuweilen scheint es, als ob zwischen beiden Anschauungen ein förmlicher Kampf ausgefochten würde. In den ersten fünf Büchern des »Cherubinischen Wandersmannes« neigte sich bei diesem Widerstreit der Ideen die Schale zugunsten der pantheistisch gerichteten Mystik. Allein dieser Sieg erwies sich nicht als dauernd; die mit überhitzter Glut erfaßten christlichen Heilstatsachen traten wieder in den Vordergrund. Für eine derartige schwärmerische Kirchlichkeit war aber im Luthertum kein Platz, und so ist, wie bereits angedeutet, der Bekenntniswechsel Schefflers auch innerlich gerechtfertigt.

Bevor der weiteren Entwicklung der Poesie des Angelus Silesius nachgegangen wird, erscheint es zweckmäßig, für die hier soeben dargelegten Grundgedanken eine Reihe von Belegen aus dem »Cherubinischen Wandersmann« mitzuteilen. Die Notwendigkeit einer solchen Auslese ergibt sich aus der Natur der Sache. Denn die von Scheffler vorgetragenen Gedanken sind uraltes Gut; die eindringliche Kraft gewinnen sie jedoch erst durch die unübertreffliche Form, in die der Dichter sie gegossen hat. Die Auswahl schließt sich in ihrer Reihenfolge unsrer Inhaltsangabe an:

Gott gleicht sich einem Brunn; er fließt ganz milbiglich
Heraus in sein Geschöpf und bleibet doch in sich.

*

Weil Gott, der Ewige, die Welt schuf außer Zeit,
So ist's ja sonnenklar, daß sie von Ewigkeit.

*

In Gott ist alles Gott: ein einzig Würmelein,
Das ist in Gott so viel als tausend Gotte sein.

*

Wie mag dich doch, o Mensch, nach etwas tun verlangen,
Weil du in dir hältst Gott und alle Ding' umfangen?

Wie magst du was begehr'n? Du selber kannst allein
Der Himmel und die Erd' und tausend Götter sein.

*

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd' ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben.

*

Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit,
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.

*

Gott ist nur eigentlich; er liebt und lebet nicht,
Wie man von mir und dir und andern Dingen spricht.

*

Die zarte Gottheit ist ein Nichts und Übernichts,
Wer nichts in allem sicht (sieht), Mensch, glaube, dieser sichts (sieht's).

*

Mensch, wenn dich weder Lieb' berührt noch Leid verletzt,
So bist du recht in Gott und Gott in dich versetzt.

Eine nicht minder starke Wirkung als durch die rein theosophischen Sprüche erzielt Scheffler überall da, wo trotz der mystischen Grundfärbung auch das allgemein religiöse Bedürfnis befriedigt wird. Ja, manchem heutigen Leser werden gerade solche Sprüche als das eigentlich Bleibende in Schefflers Dichtung erscheinen.

Halt an, wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir;
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.

*

Mensch, dienst du Gott um Gut, um Seligkeit und Lohn,
So dienst du ihm noch nicht aus Liebe wie ein Sohn.

*

Der Mensch, der seinen Geist nicht über sich erhebt,
Der ist nicht wert, daß er im Menschenstande lebt.

*

Das Licht der Herrlichkeit scheint mitten in der Nacht;
Wer kann es sehn? Ein Herz, das Augen hat und wacht.

*

Mensch, denkst du Gott zu schaun dort oder hier auf Erden,
So muß dein Herz zuvor ein reiner Spiegel werden.

*

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

In Inhalt und Ton sticht ein Spruch wie der folgende durchaus von den bisher mitgeteilten ab:

Süß ist der Honigseim, süß ist der Rebenmost,
Süß ist das Himmelsbrot, der Isreliten Kost,
Süß ist, was Seraphin von Anbeginn empfunden,
Noch süßer ist, Herr Christ, das Süße deiner Wunden.

Die Worte mögen ein Beispiel für die leidenschaftliche Inbrunst bilden, mit der Scheffler in dem kleineren Teil der Epigramme sich auch den sichtbaren religiösen Symbolen zuwandte; sie vergegenwärtigen die Stimmung, die den Dichter schließlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche trieb und treiben mußte.

Durch seinen Übertritt glaubte Scheffler zur Ruhe und Stille durchgedrungen zu sein. Auch diese Stimmung hat einen poetischen Niederschlag gefunden, nämlich in den vier ersten Büchern der »Heiligen Seelenlust oder verliebten Psyche«, die ebenfalls im Jahre 1657 (und unmittelbar danach) erschienen sind. Hier stürzt er sich nicht mehr in das Meer des Ungeschaffenen, sondern er singt das Hohelied der Christusliebe. Und über zahlreichen Stücken ruht in der Tat der Abglanz des Friedens, den er gefunden zu haben meinte. Aber ebenso wie im »Cherubinischen Wandersmann« lehren die in diesem Liederzyklus verwendeten Darstellungsmittel, daß das stürmische Drängen und Wogen seines Geistes noch immer fortdauert. Einen noch deutlicheren Beweis für die Tatsache, daß Scheffler sein eigentliches Wesen nicht unterdrücken konnte, liefert seine nächste Dichtung, das fünfte Buch der »Heiligen Seelenlust oder verliebten Psyche«, das elf Jahre später, 1668, erschien. Unterdessen war der Poet in die Arena der Religionskämpfe hinabgestiegen; in die Himmelssehnsucht mischen sich daher jetzt schon kriegerische Klänge, so in dem bekannten Liede: »Mir nach, spricht Christus, unser Held.« Je rückhaltloser er sich aber dem Religionsstreit hingab, desto mehr machten sich die unbändigen Triebe des Inneren von jeder Fessel frei. Diesen Zustand des Gemüts spiegeln seine spätesten Werke wider. Die »Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge« (1674) hält in polternden Worten den Sterblichen die Schrecken des Jüngsten Gerichts und die Freuden des Paradieses mahnend und lockend vor; das sechste Buch des »Cherubinischen Wandersmannes«, wahrscheinlich um die gleiche Zeit entstanden, atmet einen ähnlichen Geist; was ehedem Schefflers Poesie eine so unwiderstehliche Anziehungskraft verliehen hatte, erscheint bis auf einen dürftigen Rest verschwunden.

Trotzdem ist der Dichter immer derselbe geblieben. Solange wir ihn beobachten können, treibt ihn die Unruhe des Gemüts, und gerade der Wunsch, diese leidenschaftliche Unrast zu bannen und einen festen Halt zu gewinnen, stürzt ihn in neue Kämpfe hinein, in deren Verlauf seine Kunst immer handgreiflicher und massiver wird, so daß sie gerade das einbüßt, was ihren eigentlichen Reiz ausgemacht hatte. Wer daher zum Verständnis des g a n z e n Angelus Silesius gelangen will, wird der geschichtlichen Betrachtungsweise niemals entraten können.

# Neue deutsche Tischgebete

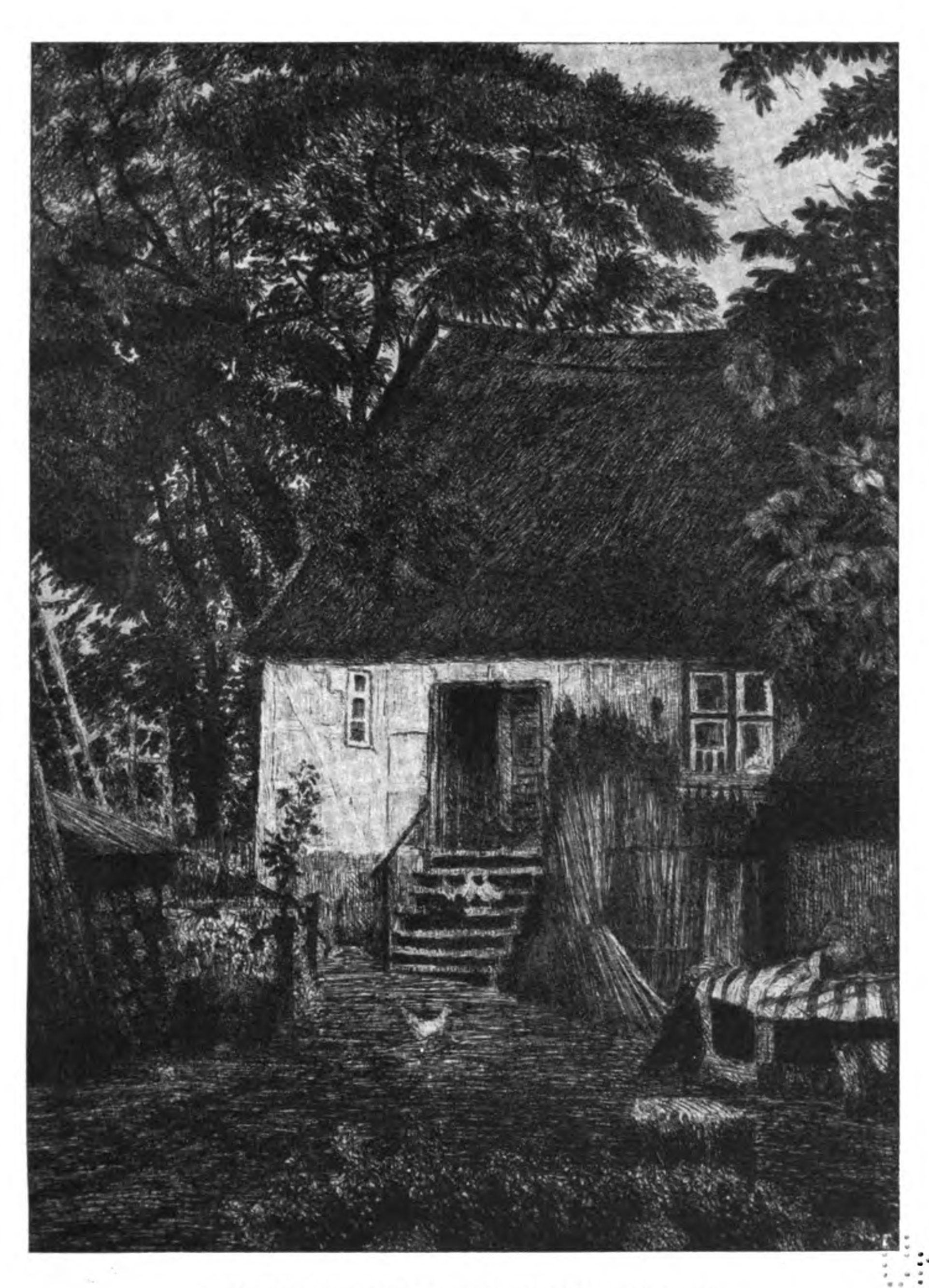
Gib unseren Brüdern
Arbeit und Brot!
Wenn dann am Werke
Hände sich finden,
Herzen sich binden,
Wandelst in Stärke,
Wendest zum Ende
Du unsere Not!

Wolken wehen über der Sonne Schein.
Leuchtend lacht sie sich siegend von ihnen rein.
So laß flüchtiger Tage Sorge und Pein
Abends von dankbaren Herzen vergessen sein!

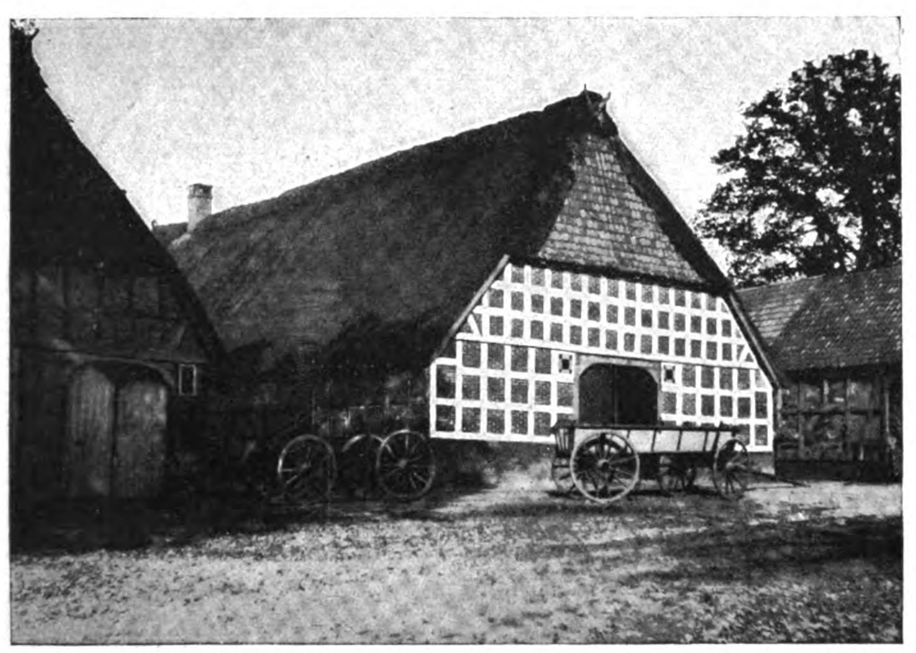
Gott liebt uns! Dankt ihm für die Gaben,
Die Herz und Sinne heut' von ihm empfangen haben,
Für seiner Sonne Schein, für seiner Wolke Regen,
Für heller Tage Glück, für dunkler Tage Segen!
Gott liebt dich! Darum sei dein einzig Streben,
Daß du vertrauensvoll ihn wiederliebst,
Daß du stets alles, was dich quält im Leben,
In seine Hand, die alles gutmacht, gibst!

Nun neigt der Tag zum Ende,
Nun falten wir die Hände:
Behüte Volk und Haus!
In Werk- und Feierstunde
Sei du in unsrer Runde,
Geh segnend mit uns ein und aus!

Paul Kaestner



C. Krafft: Altes Haus in Pichelsdorf bei Berlin



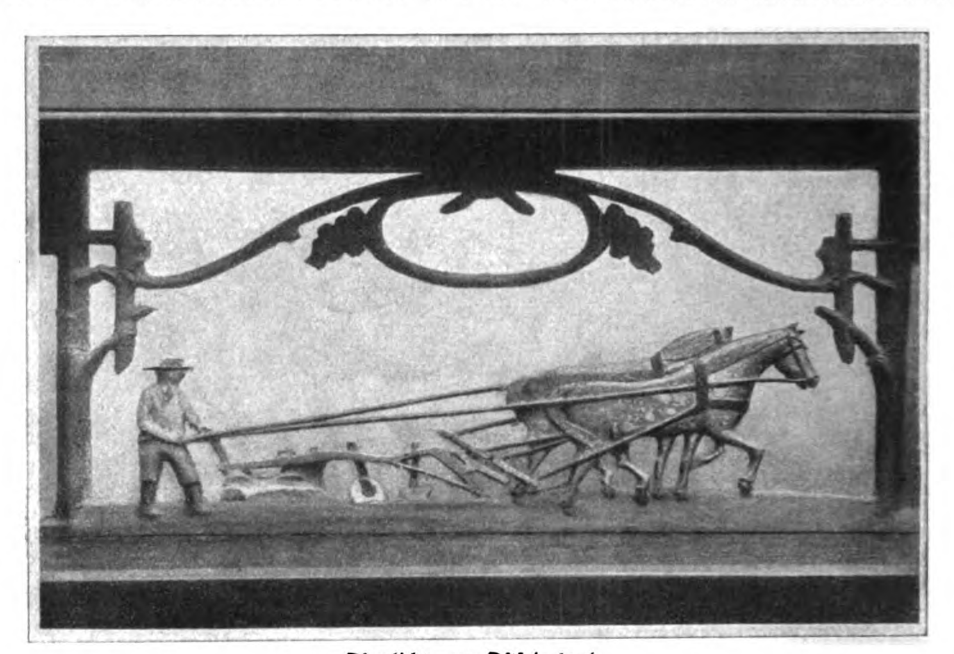
Gehöft in Westerholz (Hannover) — Aus: Beckerath, »Niederdeutsches Dorf«

# Von alter Volkskunst und neuzeitlicher Handwerkskunst

Von R. Julien

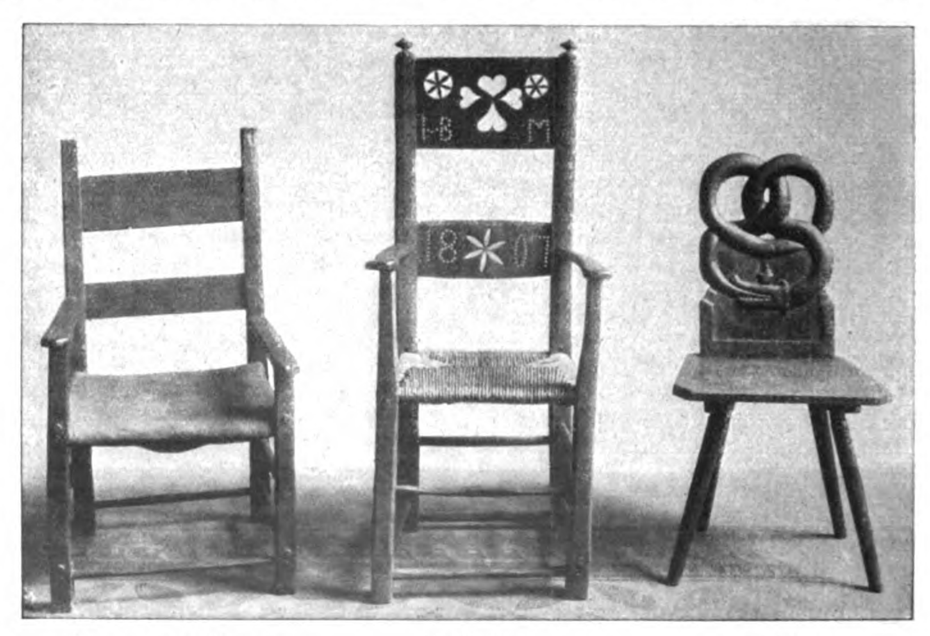
In andern Ländern hatte längst schon die Bewegung eingesetzt, völkisch-heimatliche Kunst an den ihr gebührenden Platz zu stellen, als bei uns endlich das Verständnis dafür aufzugehen begann. Halb spöttelnd hatte man sonst von Bauernkunst gesprochen, »Bäurisches Bunt« verlacht. Nun sah man, daß sich hier, klar und vielgestaltig, die wunderbare Vielart des deutschen Volksgeistes ein schönes Denkmal gesetzt hat. Und so gründlich ist bereits die Umstellung der Einsichtsvollen, daß man die Volkskunst als Fundgrube der Anregung für die Kunst der Städte gelten läßt. Wer hätte das früher denken können, da man das Vorkommen von Barockornamentik, von Motiven klassischer Kunst, weil es naiv unbefangen umgestaltet, durch individuelle Beigabe verändert schien, bemängelte und die Volkskunst eine pfuschende Nachahmerin der Städte schalt. Weil sie zeitlos ist, die Volkskunst, kann sie um so schrankenloser wirken. Zeitlos in dem Sinne, daß sich ihre Schöpfungen nicht wie die der städtischen Kunst nach Epochen ihrer Entstehung bestimmen lassen — gotische Motive an einem alten Schnitzwerk können ebensogut dessen Ursprung auf die Zeit vor hundert Jahren wie in die gotische Zeit verlegen. Zeitlos, weil sie ebenso den Geist des zierlichen Rokoko begriff und in reizvollen Eigenschöpfungen erhielt, als noch heute Brücken schlägt zur Kunst der germanischen Urzeit, die eine Zweck- und Bedarfskunst war, wie es unsre Volkskunst blieb, die deshalb bestimmte Gerätformen fand und mit Stern-, Wellen- oder Punktverzierungen schmückte, die sich wiederholten, solange die Volkskunst in Blüte stand, d. h. solange ihr die billigen Industrieerzeugnisse im 18. und 19. Jahrhundert die Lebensluft ließen. Auch das Mittelalter ließ bis in unsre Zeit hinein wiederholte Kunstformen in diesem großen, umfassenden lebensvollen Archiv. Das Unbegreifliche, in der Volkskunst wird's getan: eine gotische Truhe bekommt ein Rokoko-Ornament und erscheint doch reizvoll künstlerisch, denn mit der Unbefangenheit naiven Gemüts wirkt sich eine Treffsicherheit aus, die ihren Zweck erreicht.

Statt des Zeitstils entwickelte die Volkskunst einen landschaftlichen oder völkischen, in dem sich unschwer Stammeseigenart und Stammesbegabung nachweisen lassen, auf den vor allem aber auch der Boden, aus dem er sproß, einen bedeutsamen Einfluß übte. Wie unmittelbar sich die Bodenständigkeit im Baustil äußert, das muß selbst dem einleuchten, der im übrigen der Volkskunst noch verständnislos gegenübersteht. Der lebensfrohe, kunstbegabte Oberbayer ziert sein breitgelagertes Haus mit Schnitzwerk und Malerei; das vielfach abgewandelte, in Mitteldeutschland anzutreffende System des sogenannten fränkischen Hofes entspricht durchaus der Besonderheit seiner Bewohner. Kleine Höfe dieser Kategorie im Lande der sich abschließenden,



Oberlicht aus Ostfriesland
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)

zurückhaltenden Wenden haben außer dem Hoftor oft nicht eine einzige Öffnung, kein Fensterlein, das den Verkehr mit der Außenwelt vermittelt. Bei den stolzen, reichen Altenburgern ragen Mauern und Bauten gleich einer festumfriedeten Burg, bei Thüringern, Franken, Hessen spricht sich beweglicherer, zugänglicherer Sinn im fensterdurchbrochenen, oft buntgezierten Giebel des Wohnhauses aus, der sich an die Straße drängt und sie hinauf, hinab überschaut.



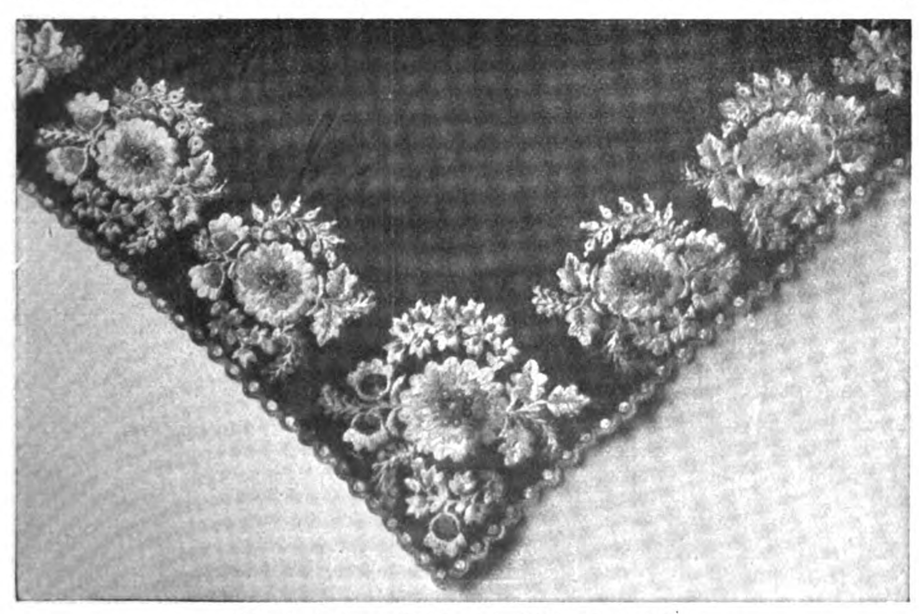

Isernhagener Gegend, Kreis Burgdorf — Kirchbaitzen, Kreis Fallingbostel — Steimke, Kreis Isenhagen
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)



Ecke einer Blaudruckschürze aus dem Schaumburgischen
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)

Herb und stolz, in sich gekehrt, baut der schwerer zugängliche Niedersachse sein Haus abgekehrt von denen der Nachbarn. Es umfaßt den gesamten Wirtschaftsbetrieb und gelangt dadurch zu einer inneren Raumeinteilung, die das niedersächsische Haus zur höchstentwickelten ländlichen Architektur Europas macht.

An der Nordküste wie in dem alemannischen



Schulterteil aus Gelldorf in Schaumburg-Lippe
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)



Halskettenschließen und Tuchnadel aus Ostfriesland
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)

tücher, die längst zum Massenerzeugnis geworden sind. Die Urbilder sind die auf eigengewebten Stoffen handgestickten Prunktücher, wie sie vereinzelt in Museen noch anzutreffen sind. Der Laie sieht nur ein »buntes« Tuch. Der Fabrikant aber weiß genau, daß er die Farben nach bestimmter Skala mischen muß. Das oberbayrische Dirndl mag nur die lichtfarbigen — hellblau, hellrosa, hellgrün — mit zartem Blumenmuster; weiter nach Süden, in Tirol, werden weißgrundige verlangt mit Streumustern. Weiße Tücher, aber mit Rosenkanten, will auch die Wendin in Mitteldeutschland. Für die Unterfränkin dagegen gilt es satte rote und grüne Töne zu mischen, hessische Frauen um Butzbach bevorzugen Graublau mit Veilchenfarbe. So lassen sich letzten Endes für alles Skalen finden, zur Bestätigung urtümlicher Besonderheiten.

Bergland des Südens duckt sich die menschliche Behausung vor den Winterstürmen tief unter das zur Erde sich neigende Dach. Die Übereinstimmung ist aber doch nur äußerlich. Im Norden, bei den Friesen, die den größten Teil des Jahres auf das Leben im Hause angewiesen sind, entwickelte sich eine feine, der der Niedersachsen gleichende Innenbaukunst, die in dem oberdeutschen Hause nicht in der gleichen Vollendung anzutreffen ist. In Grenzgebieten entstanden Übergangs- oder Mischformen, die den Kundigen wie eine lesbare Schrift das Vorwiegen dieser oder jener Einflüsse erkennen lassen.

Dieselben Besonderheiten wie beim Hausbau treten auch auf den andern Gebieten der Volkskunst zutage; das zeigt nicht nur ein Blick in die Bauernstuben der verschiedenen Gegenden, wenn wir sie als Gesamtbild erfassen, sondern auch die Betrachtung der Einzelgegenstände. Manchmal freilich glaubt der flüchtige Beobachter Übereinstimmung zu erkennen, bei näherem Zuschauen aber treten doch bald bezeichnende Unterscheidungsmerkmale hervor. Formen- und Farbenfreude, die bei den Oberbayern das lachende »bayrische Barock« geschaffen hat, mag bei den Friesen an skandinavisch-nordische oder, wie einige meinen, holländische Zusammenhänge anklingen. An der pommerschen Küste, im kleinen Jamund hat sie eine Blüte hervorgebracht, die an den Süden mahnt und doch vielleicht, wie die friesische, aus dem Norden stammt.

Bezeichnend für die fein abgestuften Unterschiede an demselben Gegenstande ist die Art, wie selbst die Industrie sich darauf einstellt beim Anfertigen der ursprünglich der Volkskunst angehörenden Bauern-

Ein häufiger Einwand gegen den umstrittenen Begriff »Volkskunst« ist der, daß das Land bei der Herstellung vieler seiner Erzeugnisse, z. B. Schmuck, Mobiliar, auf die benachbarten Städte



Grabkreuz aus Eisen (Ostfriesland)
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)

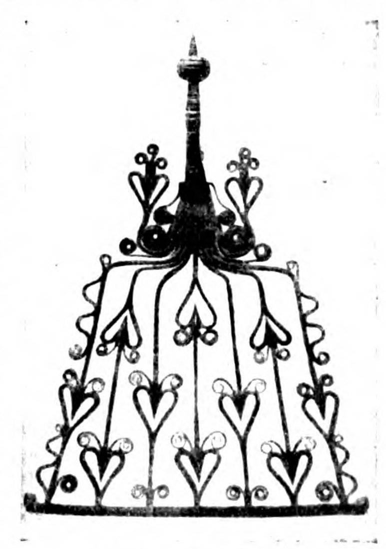


Wagenhed mit bemalter Schnitzerei ostfriesischer Herkunft
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)

angewiesen sei. Es ist klar, daß die Kleinstadt einen wichtigen Faktor der Volkskunstkreise bildet, solange sie für den eignen Bedarf und den des Dorfes schafft, eignem Empfinden, bodenständiger Kunstüberlieferung folgend. Trotzdem treten hier die Unterschiede nicht so scharf hervor wie beim Bauern, und die rein dörfliche bleibt doch immer die wahre Volkskunst. Manche meinen wiederum, Landstriche um Städte her, die alte Kunstüberlieferung haben, müßten reich an Volkskunst sein. In Mainfranken z. B. trifft das auch zu. Aber als Regel kann es nicht aufgestellt werden, denn es gibt Gegenden, wo die Volkskunst zu hoher Blüte gelangte, ohne daß eine Stadt ihren Einfluß geübt hätte. Danzig und Lübeck aber sind Beweise dafür, daß kunsterfüllte Städte in keiner Weise befruchtend auf das Land gewirkt haben. Die Hauptsache bleibt letzten Endes doch immer die Kunstfreude und damit auch die Kunstbegabung des Volkes.

Es wäre schwer zu sagen, welcher Stamm in Deutschland am kunstbegabtesten und kunstfreudigsten sei. Soll man ihn in Süddeutschland suchen, dessen Volkskunst, vor allem auch durch den Zustrom der Fremden, bekannter geworden als die andrer Gegenden, die mehr abseits liegen? Dem, der das Ganze überschaut, muß die Wahl schwer werden bei der Fülle und Mannigfaltigkeit des allerorten Vorhandenen. Innerhalb der großen Stammesgebiete ist es um so schwerer, allgemeingültige Bezeichnungen zu finden, als sich Sondergruppen und Sonderströmungen geltend machen, die oft in vollem Gegensatz zueinander stehen.

Wenn wir eine Überschau der Volkskunst Niedersachsens mit der nahe verwandten friesischen beginnen und, bis Ostpreußen hinüberblickend, sie ernst, gewichtig, vornehm zurückhaltend, still und ausgesprochen altertümlich nennen, so trifft das im großen und ganzen zu. Ausnahmen bestätigen die Regel. Aber sind sie eine Ausnahme, die Vierländer mit ihrer zierlichen, feinen, farbenfrohen Kunst? Gehören sie überhaupt zur Kunst Niedersachsens, sie, die als Kolonisten heranzogen und denen holländischer Ursprung nachgesagt wird? Auch die Wilstermarscher sind Kolonisten aus Holland, auch sie haben eine erstklassige Volkskunst entwickelt, die, gewichtig, prunkvoll, ernst, doch ganz in die Charakterisierung der niedersächsischen paßt. Bleibt das dritte Volkskunstländchen an der Unterelbe: das Alte Land mit seinen reichverzierten hohen Giebeldächern, seinem altertümlichen, feierlichen Gerät. Wenn Hamburgs Kunst auf alle drei Einfluß übte, so ist hier ein interessantes Beispiel erbracht für die Art, wie derselbe städtische Einfluß sich gemäß der Volksart verschieden auswirkt.



Röste aus Ostfriesland
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)

Wuchtig, ein geschlossenes ernstes Bild, steht das Niedersachsen-Haus mit seinem tief zur Erde sich neigenden Dach im Gelände, »mehr seiend als scheinend«. Als Einbau umfaßt es den gesamten Wirtschaftsbetrieb, ein einfaches und doch vielgliedriges, technisch vollendetes Gebilde. Verschiedenheit des Bodens, der Bewohner und Verschiedenheit politischer und sozialer Zustände beeinflußten je nach ihrer Weise die Entwicklung der Grundform, ohne doch ihr Wesen zu verwischen. Ruhe und Verschlossenheit ist der erste Eindruck, den wir davon haben;



Grabstein aus Berne bei Elsfleth (1700)
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen
(Delphin-Verlag in München)

ruhig und verschlossen tritt uns auch der Bewohner entgegen. Die Verschlossenheit des Hauses drückt sich besonders darin aus, daß der Wohnteil des Hauses mit seinen hellen Fensteraugen von der Straße abgekehrt am hinteren Giebelende liegt. Der Eindruck weicht erst, wenn wir drin in der weiten Halle des eigenartigen Einbaues das vielgestaltige Leben wahrnehmen, das ihn erfüllt, auf der Diele den Bauern mit den Knechten, am Herde, das ganze Haus überschauend, die Bäuerin mit den Mägden, zwischen den Holzsäulen, die die Diele flankieren, die Köpfe der Kühe und Pferde. Die Eigentümlichkeit dieser Hausanlage hat es mit sich gebracht, daß es früher als andre ländliche Wohnbauten die Aufmerksamkeit erweckte, und schon im 18. Jahrhundert hat der alte Justus Möser davon geschrieben, es sei diese »Wohnung eines gemeinen Bauern in ihrem Plan so vollkommen, daß solche gar keiner Verbesserung fähig ist und zum Muster dienen kann«.

Alte Bauernstuben geben in ihrem Gesamteindruck ein ebenso treues Bild ihrer Bewohner wie das Haus. Auch sie sind ein Gewachsenes und Gewordenes. Stammeseigenart, Bodenständigkeit, Beruf, Geschichte haben auch an ihnen gebaut. In den niedersächsischen webt eine Stimmung des Ernstes und doch des Behagens, der Behäbigkeit, des Stolzes auf Gerät aus Urväterzeit. Die braunen geschnitzten Täfelungen, die Zierformen des kernigen Mobiliars, die mächtigen Schränke, Dreieck- und Viereckstühle, wie wir sie schon lange von mittelalterlichen Bildern kennen, Truhen, mit Schnitzwerk oder Malerei geziert, Prunkanrichten mit bunten Tellern oder Zinngeschirr, alles Gerät, alle Zier, mit denen die Volkskunst »von der Wiege bis zum Grabe« das Geleit gibt, vereinigen sich zu einem Eindruck vollkommener Harmonie. Es gibt kaum Vornehmeres an »Innenkunst« als solche Bauernstube etwa aus den Elbmarschen oder der Diepholzer Gegend, oder gar einen friesischen »Pesel« mit seinen leuchtenden Farben an Estrich, Wand und Decke, seinem Kachelwerk und prächtigem Hausrat, und doch bleibt das Ganze bäuerlich, ländlich.

Die Volkskunst Niedersachsens ist schon seit langem ein Gegenstand eifriger Forschung geworden. Gar manche Veröffentlichung hat aus diesem alten, ewig jungen Born geschöpft, ohne ihn zu erschöpfen. Nun steht eine neue im Mittelpunkt des Interesses, die eine Sonderstellung einnimmt. Ist sie doch die erste einer Reihe von Bänden, die sich zu einem Gesamtwerk »Deutsche Volkskunst« vereinigen sollen. Noch vor kurzem hat Professor Oskar Schwindrazheim, der feine Kenner, in einer seiner Veröffentlichungen den Ausspruch getan: »Eine Volkskunstdarstellung, die Ländchen für Ländchen, Stamm für Stamm vornimmt, ist heute wohl nicht mehr möglich.« Und nun wird's Ereignis. »Inmitten des über Deutschland hereingebrochenen Unheils« geht der Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob an die Herausgabe dieser Bücherreihe, die ganz Deutschland, einschließlich Deutsch-Österreich und Elsaß-Lothringen, in ihren Kreis zieht, in der Form, daß jede Stammesart in einem eignen Bande dargestellt wird, »ein Bild des Reichtums, das sich in seiner Fülle erst wieder zur abgerundeten Einheit zusammenschließt«.

Daß der erste dieser Bände, im Delphin-Verlag (München) erschienen, gerade Niedersachsen gewidmet ist, erklärt sich einerseits aus der besonders geschlossenen Eigenart der gesamten volkstümlichen Kunsttätigkeit dieser Gebiete, anderseits daraus, daß hier seit Jahren wissenschaftliche Vorarbeit in weitem Umfang schon vorlag. Der Name des Verfassers, Dr. Wilhelm Peßler, des Direktors am Vaterländischen Museum der Stadt Hannover, ist auf den verschiedensten Gebieten wissenschaftlicher Volksforschung rühmlich bekannt geworden. Während seine ersten Arbeiten dem Niedersachsenhaus und der niedersächsischen Ethno-Geographie galten, erstreckten sie sich nach und nach über fast alle Gebiete der Volkstumsforschung bis zur Trachtenkunde und Volkskunst. Durch seine unermüdliche Arbeit ist das von ihm

geleitete Museum uner den zahlreichen Heimatmuseen der Niedersachsen an hervorragende Stelle gerückt und die Kunde seines Volkes und Landes ein erhebliches Stück weitergekommen.

Was bei seiner »Niedersächsischen Volkskunst« am ersten ins Auge fällt, das ist die Art, wie die vom Herausgeber gezogenen Richtlinien bei der Auswahl der Bilder innegehalten wurden. Nicht Kuriositäten sind wiedergegeben, nicht nur Höchstleistungen, sondern auch Schöpfungen guten Durchschnitts vereinigen sich zu einem Gesamtbilde, das auch dem Fernstehenden sofort einen Eindruck der eigenartigen Volkskunst vermittelt, ein Hauch »edler Einfalt und stiller Größe« geht davon aus, der die Wahrheit und Echtheit dieser Kunst erfassen lehrt. Daß die Arbeit auf der Grundlage der Volkskunde steht und von einer Karte eingeleitet wird, das ist bei dem unermüdlichen Kartographen der Volkskunde selbstverständlich. Ein Blick auf sie lehrt, daß eine Beschränkung auf Hauptgebiete und Hauptorte es war, die die Geschlossenheit des Bildes ermöglichte. Im Nordosten bildet die Elbe so genau die Grenze, daß sogar die Vierlande ausgeschaltet bleiben mit ihrer dem Einfluß holländischer Abstammung zugeschriebenen Kunst. Dafür umfaßt die Arbeit neben dem gesamten Wesergebiet, dem altniedersächsischen Lande, auch Ostfriesland, art- und stammverwandt.

Es ist alles Zweckkunst, was aus dieser reichen Bildersammlung zu uns spricht. Zu Schmuck und Zier des Lebens im Hause, im Garten ist all dies Schöne geschaffen, ist es aus dem Bedarf des Lebens hervorgegangen. Selbst das Bild des pflügenden Bauern aus künstlerischer Schnitzerei im Oberlicht einer Haustür dient dem Zweck, den Beruf des Hausherrn anzudeuten.

Auch der Schmuck ist Gegenstand der Zweckkunst. Er dient der Verschönerung, dem Ausdruck der Freude am Besitz, des persönlichen und Familienstolzes. Interessant ist es, was das Werk über die Herstellung berichtet. Das ganze Niedersachsen ist überreich an mannigfaltigen Schmuckformen, die friesischen aber übertreffen sie seit je an Reichtum und Schönheit (Abbild. S. 294). Sind sie wirklich Volkskunst, diese vornehm wirkenden, edelgeformten Stücke aus reinem Golde? Die kleinen Städte waren es, die die Landbevölkerung damit versorgten, aber die Goldschmiede bestimmten nicht die Geschmacksrichtung, sondern sie paßten sich der herrschenden an und hielten für bestimmte Gegenden den von ihnen geforderten Schmuck bereit. Die Filigrankunst hat in den Marschen und in Friesland eine Höhe erreicht, die von keiner andern Landschaft Mitteleuropas übertroffen wird.

Der Text des neuen Volkskunstwerkes ist klar und übersichtlich zusammengefaßt. In kultur-



Grabstein aus Trupe, Kreis Osterholz (1790)
Aus: »Deutsche Volkskunst«, Band I, Niedersachsen (Delphin-Verlag in München)

geschichtlicher Reihenfolge, nach Art und Zweck der Gegenstände führt er uns durch Hof und Haus, behandelt er Siedlungsweise, Hauptformen der Bauten, Stoffe und Einzelheiten, Anlage und Ausstattung der Innenräume. Und welch köstliche Bilder der Flette und Bauernküchen, niedersächsischen und friesischen Häuser begleiten die beschreibenden Worte! Mit reichgeschnitzten Truhen und Anrichten, mit steiflehnigen und doch ruhsam wirkenden Stühlen, mit vorhangverhüllten Betten, mit prächtigen Schränken und gemütlichen Tischen in hellen Fensterecken wirken sie wie Propaganda für »Innendekoration«. Daß es all so etwas seit Jahrhunderten in deutschen Bauernhäusern gibt, darüber staunen die allzuvielen, die deutscher Volkskunst noch fremd gegenüberstehen. Alles Gerät, alle Stoffe und alle Trachten gelangen zur Besprechung und Darstellung. Bei dem Gerät ist es wertvoll und wichtig, daß auch seine Herstellungsweise zur Erörterung kommt, so bei der Töpferei, Korbflechterei, Glasmalerei. Unter den Stoffen ist als typisch niedersächsisch der im engen Zusammenhang mit dem Flachsbau des Landes eigenhergestellte Blaudruck anzusprechen, der eine besondere, heute vergessene Technik bewahrt. Das schöngestickte Schultertuch aus Schaumburg-Lippe erinnert an die Stickkunst niedersächsischer Frauen, die an Schür-

zen, Tüchern, Prunkhandtüchern, Kissenbezügen u. a. zu besonderer Höhe entwickelt war. Das abgebildete Stück (Abbild. S. 295) zeigt das für Niedersachsen volkskundlich bezeichnende Rundmotiv. Es wiederholt sich überall, in Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, wie auch dort, wo wir nur niedersächsisch beeinflußte Gegenden haben, so in Pommern. So stark ist die Neigung dazu, daß selbst dort, wo es nicht als große einheitliche Blüte (Rose, Sternblume) vorkommt, sondern das Blumenmuster feiner gegliedert und natürlicher erscheint, die Rundungen aus kleinen Blüten zusammengesetzt sind. Die Neigung zum Stilisieren tritt hier viel mehr hervor als bei den hessischen Arbeiten.

Den Schluß des Werkes bilden die Kirchen und Grabsteine. In den Grabsteinen spricht noch einmal mit besonderer Kraft die niedersächsische Besonderheit: ein eigenwilliges und eigenkräftiges Verarbeiten von Motiven großer Zeitstile.

Daß die Tracht ein völkisches Eigenkleid bedeutet, ist selbstverständlich. Ihr hat der unermüdliche Volksforscher neben dem Kapitel in »Volkskunst« vor kurzem eine Sonderarbeit, ein »Niedersächsisches Trachtenbuch« gewidmet (Hannover, Theodor Schulzes Buchhandlung), das sie in ausgezeichneter Weise nach Gruppen einteilt und in Wort und Bild darstellt.

Die Bücherreihe »Deutsche Volkskunst«, die der Reichskunstwart herausgibt, wird nicht nur von allen staatlichen und provinziellen Stellen, Heimatmuseen, Heimatschutzvereinen u. a. gefördert, sie steht auch in engster Beziehung zu der 1922 in Hannover gegründeten Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur, die das Ergebnis der Forschung in positive Arbeit umsetzen will. Der prächtige Bestand aus Väterzeiten soll das Fundament werden, auf dem weitergebaut wird. Die Hauptgrundlage dieser Bestrebungen, die wir schon vor Jahrzehnten hätten brauchen können, wird tatsächlich durch die landschaftliche Mannigfaltigkeit der deutschen Volkskunst gebildet. Man will die Landeseigentümlichkeit bewahren, um die Vielgestaltigkeit deutscher Kultur zur Geltung kommen zu lassen. »Nicht um im Vergangenen zu verharren, sondern um uns tiefer und reifer darin zu erkennen und froher und gewisser in die Zukunft hinein zu bauen«, sagt Redslob in seiner Vorrede zur Bücherreihe »Deutsche Volkskunst«.

Ein andres Mittel, dessen sich die Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, sind Ausstellungen, deren eine vor kurzem in Berlin stattgefunden hat. Da gab es entzückende, in allen Farben leuchtende Keramik, in der alte Kunstfertigkeiten aller deutschen Gaue zu neuem Leben erwachten. Und die Zeugdrucke Niedersachsens, die in Peßlers Werk in vortrefflich gewählten Abbildungen und ausgezeichneter Wiedergabe vertreten sind, erschienen in neuzeitlicher Auflage. Neben das bisher verwendete Indigoblau waren die neuen licht- und waschechten Indanthrenfarben getreten, die die Herstellung der Musterung in allen Farben ermöglichen. So bahnt sich die Bewegung, die auf ererbter Kunstfertigkeit Neues bauen will, langsam aber zielbewußt ihren Weg. Daß sie sich weiter und weiter ausbreiten und ihren vollen Zweck erfüllen kann, das wird von dem Maße abhängen, in dem die Allgemeinheit wieder Sinn und Verständnis für Material und für den Wert des Einmaligen, des Handwerksstückes gegenüber der von der Industrie geschaffenen Dutzendware gewinnt. Das erneute Verständnis für Wert und Besonderheit handwerklicher Arbeit wird zugleich wirtschaftliche und kulturelle Probleme lösen helfen, denn alle hinter der Arbeitsgemeinschaft stehenden Faktoren sehen im Handwerk eine Grundlage unsrer Kultur. Daß die Monographienfolge in besonderem Maße dazu beitragen wird, die Ziele der Bewegung zu fördern, kann nicht bezweifelt werden. Je weiter die Kenntnis der heimatlichen Grundlagen des deutschen Könnens sich verbreitet, desto lebhafter wird das Interesse der Allgemeinheit an dem Bau erwachen, der sich auf dem Fundament der Überlieferung erheben soll.

# Geschenk der Nacht

Will sich hehrste Sternennacht
Über mich ergießen?
Reichste Welle deiner Pracht,
Soll sie mir nur fließen?

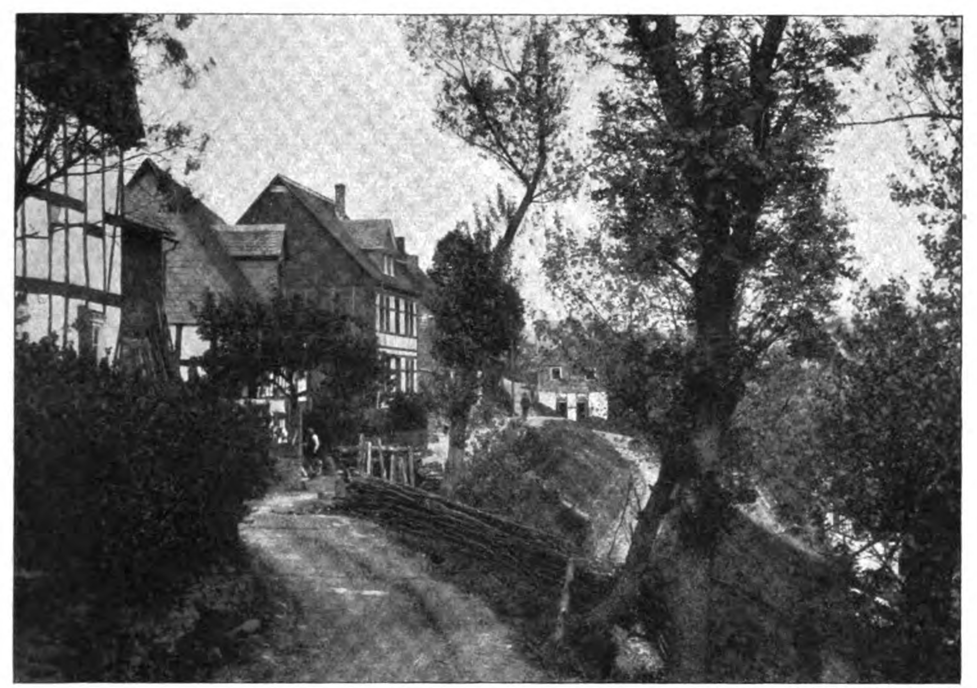
Dürstend stand ich, dürrer Baum,
Trauernd am Gestade:
Doch aus goldnem Schöpfertraum
Regnet deine Gnade.

Tage eisigen Gerichts
Nahmst du, nun aus vollen
Strömen deines tiefen Lichts
Trinken meine Schollen.

Sterne treiben mir im Blut.
Segne deinen Samen!
Sprich der jungen Lebensflut,
Ewiger, dein Amen!

Daß aus jedem Sternenbild
Eine Blume werde,
Wie dein Antlitz schön und mild
Auf der müden Erde.

Max Bittrich



Aufn. Ph. Glade, Schmallenberg i. W.

Sauerländische Dorfstraße

# Im Sauerland

## Von A. Gotzes (Neuß a. Rhein)

Mit zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen von Jos. Grobbel in Fredeburg und Ph. Glade in Schmallenberg

Im Juni des Jahres 1788 besuchte Friedrich Wilhelm 2. das Sauerland. Seinem Minister und Berater, von Heinitz, war es gelungen, den König zu veranlassen, »sich in die rauhen, unwegsamen Gebürge bis Altena zu wagen«. Bis dahin hatte noch kein Landesvater, auch der Große Kurfürst nicht, diesen Landesteil besucht. Kein Wunder; denn die seltsamsten Gerüchte von der Unwirtlichkeit des Sauerlandes und von der kulturellen Rückständigkeit seiner Bewohner gingen im Lande um. Ist es doch noch gar nicht so lange her, seit es in der sauerländischen Hauptstadt Arnsberg Leute gab, die sich schämten, Sauerländer genannt zu werden und dieses Ansinnen mit der Bemerkung zurückwiesen: »Nein, zum Sauerland gehören wir Arnsberger nicht. Das Sauerland liegt anderswo, weiter nach Osten oder Süden. Da ist die Welt mit Brettern abgesperrt.« Die abschreckende Bezeichnung Sauerland hat manchen irregeleitet. Vollends im grauen Altertum war dieses Land als eine unwegsame Wildnis gefürchtet. Nun wissen wir zwar, daß in den sumpfigen Wäldern Westfalens die Legionen des Varus ein schreckliches Ende fanden, wozu nicht wenig der zerklüftete Gebirgs- und damalige Urwaldcharakter dieser Gegend beigetragen haben mag. Aber alles das hat mit dem Namen Sauerland nichts zu schaffen.

Trotz emsiger Forschung ist die Herkunft dieser Bezeichnung schleierhaft. Manche suchen sie aus dem altkeltischen Suir-Land, das heißt Quell- oder Wasserland, herzuleiten. Andre, wie Professor Christoph Becker in der Geschichte seiner Vaterstadt Brilon, erklären den Namen als Surland, Land der Sugern oder Sigambern, die sich kurz vor Beginn unsrer Zeitrechnung hier festsetzten. Auch ein Süderland will man das Sauerland nennen, weil das Volk der Westfalen dem Sachsenstamme angehört und dieser Volksstamm den südlichsten Gau des Landes bildete. Die Sauerländer selbst nehmen die Sache nicht so ernsthaft und sagen mit einer gewissen Überlegenheit: Ihr lieben Gelehrten, zerbrecht euch nicht die Köpfe. Sauer und hart müssen wir in unserm Lande ringen um unser tägliches Brot. Was ist natürlicher, als daß wir unsre teure Heimat ein saures Land, ein Sauerland nennen!

Auch darüber gehen die Meinungen auseinander, welches Gebiet man als das Sauerland anzusprechen hat. Der Volksmund, der gern am Althergebrachten hängt, bezeichnet das ehemalige den Kölner Kurfürsten gehörige Herzogtum


Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg

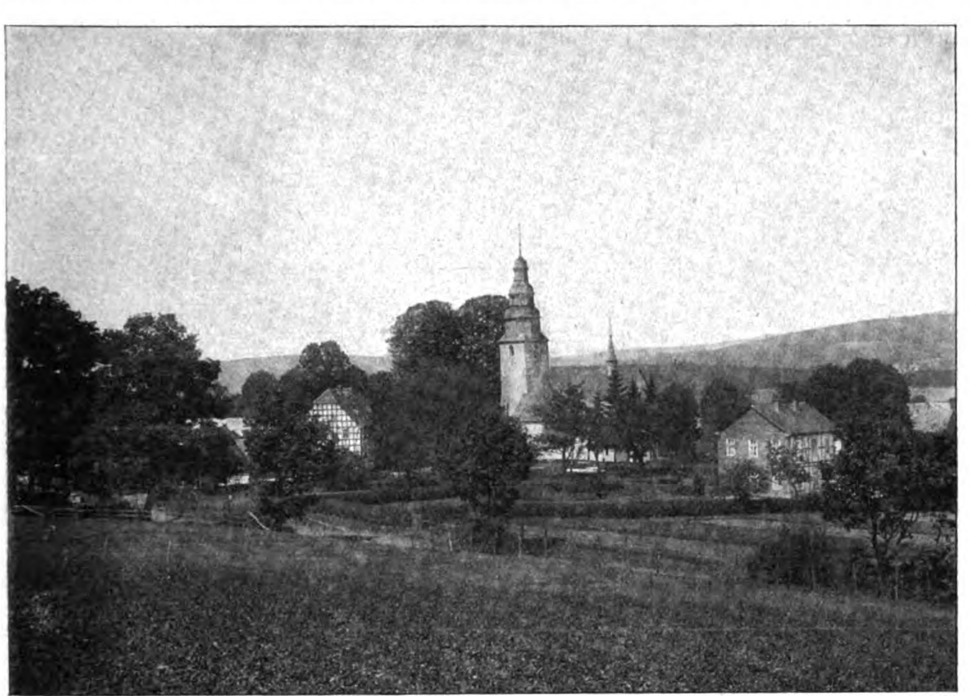
Sauerländisches Bauernhaus

Westfalen, das die heutigen Kreise Arnsberg, Olpe, Brilon und Meschede umfaßte, als das Sauerland. Man geht indes nicht fehl, wenn man kurzerhand den zwischen Ruhr und Sieg gelegenen Teil des Rheinisch-westfälischen Schiefergebirges mit diesem Namen belegt.

Doch nun fröhlich hinein in jenes Land, dessen Name gar manchem Kopfzerbrechen machte! Wie rasch schwindet der Streit der Meinungen angesichts der Bergespracht und Waldesschönheit, die sich da dem freudetrunkenen Auge auftun. Und wie Märchen aus längst überwundenen Zeiten muten uns all die Stücklein an, die man sich einst von der Unwegsamkeit und Unkultur dieses Landes erzählte. Heute jedoch ist man sich längst darüber im klaren, daß das Sauerland eins der reizvollsten und an Abwechslung reichsten Gebiete unsers Vaterlandes ist. Wie die wildromantischen Gebirgszüge der Eifel erst durch die rührige Tätigkeit des Eifelvereins den Freunden der Natur erschlossen wurden, so ist es hier der Sauerländische Gebirgsverein, der durch Schaffung herrlicher Wald- und Höhenwege und durch Schrift und Bild aufklärend gewirkt hat.

Hochragende Häusermassen, riesenhafte Fabrikanlagen mit qualmenden Schloten, flutendes Leben und Treiben in den Straßen, das ist Hagen, der jedem Reisenden bekannte Eisenbahnknotenpunkt im Westen unsers Reiches, eine Stadt emsigen Schaffens. Doch das nicht allein! Auch an Kunst- und wissenschaftlichen Bestrebungen fehlt es dieser modernen Fabrik- und Handelsstadt nicht. Musikalische Veranstaltungen, ein städtisches Theater, Kunstsammlungen usw. sorgen für geistige Bildung und Erholung. Aber das ist es nicht, was wir jetzt ins Auge fassen. Uns interessiert Hagen in erster Linie als die Eingangspforte des Sauerlandes. Kaum liegt die Stadt hinter uns, und schon umfängt uns der Frieden und die Stille köstlicher Wald- und Gebirgseinsamkeit. Die Täler der Ennepe, Volme, Ruhr und Lenne erschließen ihre Naturschönheiten. Sagen- und geschichtereiche Ruinen, Blankenstein, Volmarstein, Hohensyburg mit seinem stolzen Denkmal grüßen von den Höhen. Malerisch an der Lenne liegt Altena mit seiner neu erstandenen Burg gleichen Namens. Wohl, eine solche Stadt lobe ich mir, deren Umgebung so reich an Schätzen köstlichster Art ist!

Es ist eine herrliche, abwechslungsreiche Fahrt, die uns nun in wenigen Stunden mitten hineinführt in das schönste Gebiet des Sauerlandes. Treten wir diese Fahrt in Hagen an und setzen uns als Ziel zunächst das anmutige Lennestädtchen Schmallenberg, so ist es überaus lohnend, in Letmathe den Zug zu verlassen und die erst erschlossene Tropfsteinhöhle des Sauerlandes, die Dechenhöhle, zu besuchen. Gelegentlich eines Eisenbahnbaues wurde dieses Wunderwerk der Natur im Jahre 1868 entdeckt und nach ihrem Erforscher, dem Berghauptmann


Aufn. Ph. Glade, Schmallenberg i. W.

Wormbach

von Dechen, benannt. Hier umgibt uns der Zauber der Urnatur in seltenster Fülle und Pracht. Ein Werk unermüdlicher und stetiger Arbeit breitet sich vor uns aus. Das ist ein unterirdisches Leben, ein ständiges Werden und Wachsen, so wunderbar und vielseitig, so reich in seinen Formen und Bildungen, wie es nur die größte Künstlerin, die Natur, hervorzubringen vermag. Staunend und ergriffen steht der Mensch vor diesen seltsamen Gebilden, die dadurch entstanden sind, daß das Wasser der harten Kalksteinfelsen unter Mitnahme kleiner Mengen kohlensauren Kalkes in die Höhle drang. Hier begann das formengebende Leben und Wachsen. Wann es begonnen hat, wir wissen es nicht. Zehntausende von Jahren mögen darüber vergangen sein, bis jene Säulenreihen, die Stalagmiten, vollendet wurden, bis aus unzähligen kleinen Teilen sich zarte Gebilde formten, die feingewebten Vorhängen und Gardinen gleich von der Decke niederrieseln, bis ein Zauberwald wurde, wie ihn sich die Phantasie reichgestalteter und märchenhafter nicht auszudenken vermag.

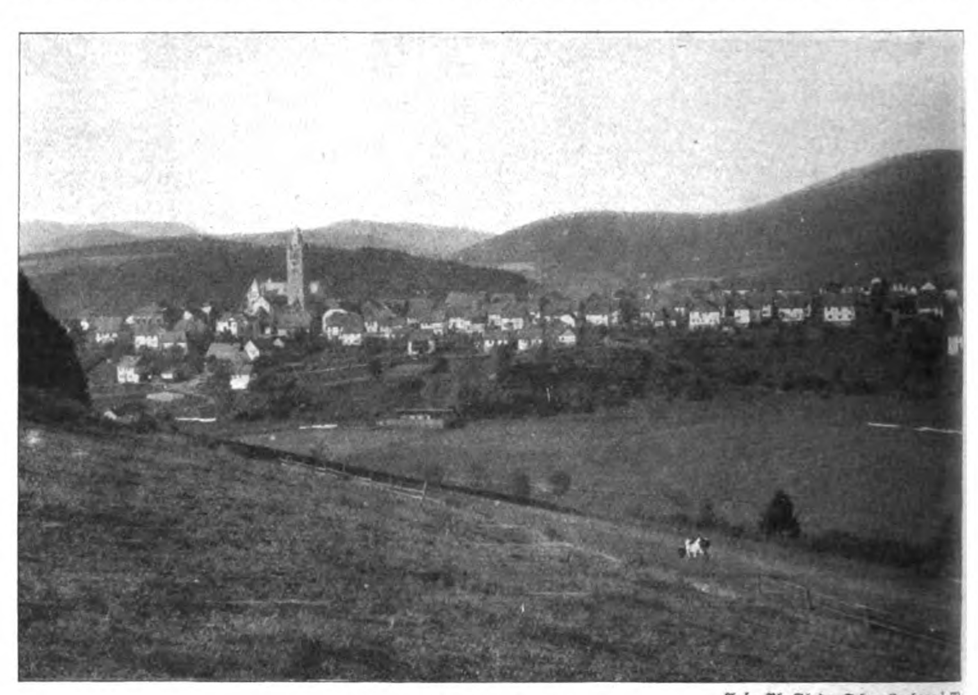
Emil Rittershaus gibt diesem an überraschenden Einzelheiten reichen Erleben Ausdruck in den Versen:

Ha, welche Pracht! Schau' nach der Decke droben!
Ein Domgewölb' von funkelndem Kristall,
Ein Schleier dort, von der Natur gewoben,
Ein Palmenwald, dort eine Orgel gar.
Und hier ein Wasserbecken, silberklar
Darin die Flut, und silberklar die Säulen,
Die sie umstehn! Und hier von blankem Kalk —
O schaut nur — eines Bischofs Katafalk!
Und dort — o seht —, sind es nicht Riesenkeulen? ...

Nun treten wir hinaus aus dieser märchenhaften Wirklichkeit in den hellichten Tag. Sonnenüberstrahlte Bergwelt grüßt uns von allen Seiten. Die Sauerlandbahn nimmt uns wieder auf. Ratternd und polternd, durch Tunnels und Klüfte, sucht sie ihren Weg, und ihr Echo hallt von den Höhen wider. Überall umgibt uns die Größe und Schönheit der Natur. Doch das Rückerinnern an die eben geschaute Urweltpracht, wo

Der Blick bringt in geheimnisvolle Tiefen,
Die weiten sich bis zur Unendlichkeit,

läßt uns noch nicht los. Ist doch die Dechenhöhle nicht das einzige Wunder dieser Art im westlichen Sauerland. Da ist bei Binolen im Hönnetal die an wunderbaren Gebilden reiche Recken- und bei Sundwig die Heinrichshöhle, in der Urzeit vom Höhlenbär bewohnt, dessen Skelette hier gefunden wurden. Und bei Attendorn erschließt sich dem Naturfreunde die größte und abwechslungsreichste Tropfsteinhöhle des Sauerlandes. Im östlichen Landesteile finden wir unweit Bilstein die berühmte Bilsteinhöhle, bekannt durch die in ihrer Nähe gefundenen zahlreichen Geräte und Schmuckstücke aus der Steinzeit.


Aufn. Ph. Glade, Schmallenberg i. W.

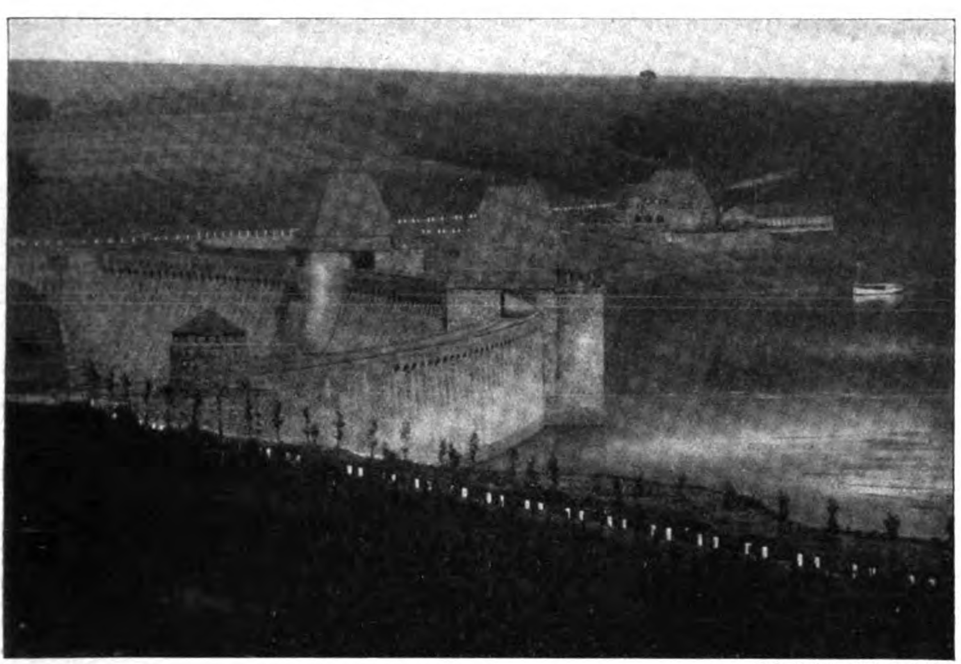
Schmallenberg

So stimmungsmächtig auch das Erleben im Schoße dieser Berge ist, es läßt sich nicht leugnen, daß das Verweilen in den Tiefen dieser Höhlen, in denen die Totenstille der Nacht herrscht und in die weder ein froher Vogellaut noch ein Strahl des allbelebenden Lichtes bringt, etwas Schauriges und Niederdrückendes in sich trägt. Doch nun ergreift uns ein Frohgefühl, da Schmallenberg, das auf einem schmalen Bergrücken gelegene freundliche Städtchen, auftaucht. Frohe Wanderlust beseelt uns angesichts der himmelragenden, waldüberfluteten Berge, die hier von allen Seiten


Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg

Hochaltar und Kanzel in der Kirche zu Körbecke

herüberwinken. Ein köstlich Gedenken an manche frohe Stunde, die ich hier mit lieben Freunden in der engeren und weiteren Umgebung verleben durfte, kommt jedesmal über mich, wenn ich nur den Namen höre. Heute mahnt zwar nicht mehr, wie noch vor fünfzehn Jahren, der Nachtwächter mit dem großen Horn den Wanderer, der gar zu lange in froher Gesellschaft plaudert, sich zur Ruhe zu begeben, damit er in der Morgenfrühe aufbrechen und seinem Ziele munter zustreben kann. Aber die Berge, die sind noch da und der wunderbare Wald und der klarblaue Fluß mit seinen Blumenwiesen, auf



Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg

Die Möhntalsperre

denen buntgefleckte Kühe grasen, deren Glocken melodisch in den sonnenhellen Morgen läuten.

Die Umgebung von Schmallenberg ist überreich an herrlichen Punkten. Von allen Seiten laden waldesgrüne Berge und liebliche Täler zu lohnenden Wanderungen ein. In wenigen Stunden führt der Weg über Oberkirchen und Nordenau zum höchsten Gipfel des Sauerlandes, dem Kahlen Astenberg (842 Meter). Kein Wanderer, der im Sauerlande weilt, sollte versäumen, diese an wundervollen Fern- und Ausblicken reiche Wanderung zu machen. Der Astenberg ist unstreitig der merkwürdigste Punkt des Sauerlandes. Zwar ist er ein gar unwirtlicher und rauher Geselle. Wenn das Tal im Frühlingsblütenschnee daliegt, hüllt auch er sich in sein grünes Gewand; aber auf seinem Haupte trägt er oft noch lange eine Krone von Winterschnee und kein grünes Blatt. Dafür entschädigt er bei günstiger Witterung durch eine Fernsicht von überwältigender Schönheit. Die ganze Wunderwelt der Berge entrollt er unsern Blicken. In der weiten Runde sehen wir den Langen Berg bei Niedersfeld (840 Meter), den Schloßberg bei Küstelberg (801 Meter), den Hohen Plön im südlichen Sauerland



Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg

Die Reckenhöhle im Hönnetal: Die Kapelle

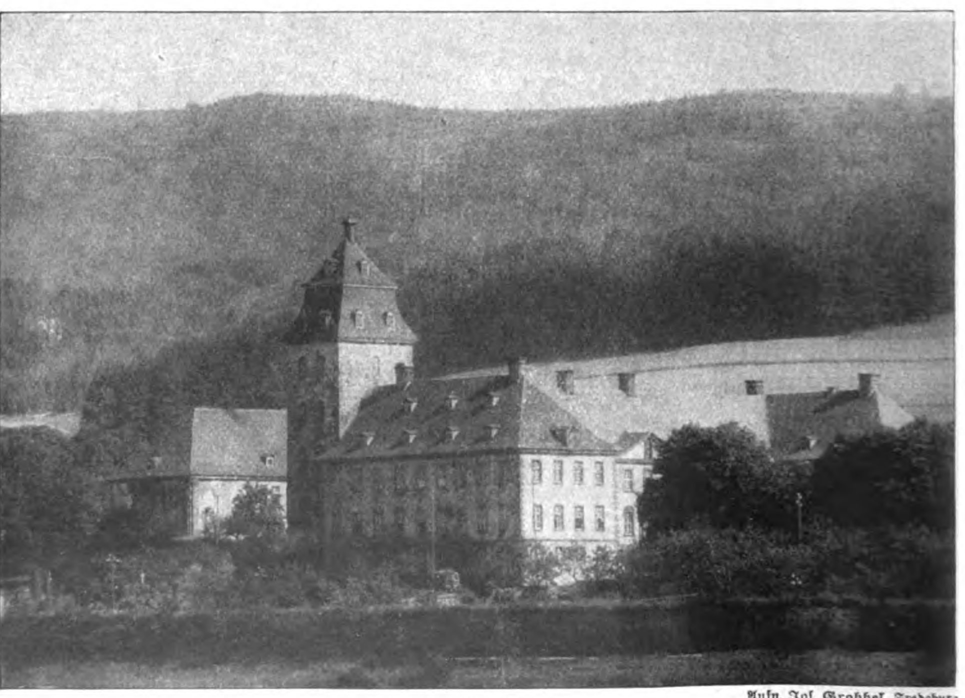
(774 Meter), den Olsberg bei dem gleichnamigen freundlichen Badestädtchen (701 Meter), den Wilzenberg bei Schmallenberg (617 Meter) und viele andre. Aber der Astenberg ist der König im Land, er beherrscht sie alle. Darum sendet ihm an hellichten Tagen selbst der alte Vater Rhein seinen Gruß, indem er sein Silberband zu ihm herüberleuchten läßt. Und immer neue Schönheiten tut er uns kund. So köstlich dehnen sich zu seinen Füßen die grünen Täler und Matten, darin, wie Spielzeuge Gottes, die Dörflein und Weiler zerstreut liegen. Der Bruchhauser Steine riesenhafte Porphyrfelsen tauchen am Istenberge auf, jene mächtigen Zeugen der Urwelt. Wie hier ein Bild das andre ablöst, ein Naturerleben das andre an Schönheit überstrahlt, das ist so eindrucksstief, daß es in der Seele lange nachklingt.

Am Abhange des Astenberges liegt das Städtchen Winterberg, das durch den sich in seiner Nähe abspielenden regen Wintersport weitbekannt und zu einem der besuchtesten Orte des Sauerlandes geworden ist. Daß der Astenberg auch das Quellgebiet der Lenne und Ruhr ist, dürfte gleichfalls nicht ohne Interesse sein.

Doch kehren wir nach Schmallenberg zurück! Da liegt in der Nähe, am Fuße des Wilzenberges die ehemalige Benediktinerabtei Kloster Grafschaft, deren Gründung durch den heiligen Anno von Köln in das 11. Jahrhundert zurückreicht. Der jetzt noch vorhandene stattliche Bau gehört der neueren Zeit an und diente bis 1804, in welchem Jahre das Kloster aufgehoben wurde, seinem Zweck. Später gelangte er in den Besitz des Fürsten von Fürstenberg-Borbeck. Die an Kunstschätzen reiche Klosterkirche wurde abgetragen und alles Wertvolle weithin zerstreut. Öde und still, von wenigen Menschen bewohnt, liegt das stolze, glücklicherweise noch gut erhaltene Gebäude da. Der Mönche Chorgesang und Gebet — längst sind sie verstummt. Und an der Klosterpforte oder in den Tiefen der Riesenkeller kredenzt jetzt ein Wirt einen sauerländischen Beerenwein ...

Ein Stündchen Weges durch liebliche Auen und Waldungen führt von Schmallenberg nach dem idyllisch gelegenen Örtchen Wormbach. Hier, wo der Zauber alter Zeiten aus dem vielleicht ersten Dorfkirchlein des Sauerlandes mit seinem prächtigen Barockaltar und seinen wunderlichen Heiligenbildern so lebendig spricht, ist es von eignem Reiz, wie sich in der Gestaltung der Säulen und Gewölbe das Ringen des Frühmittelalters nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten kundtut.

Noch manche Dorfkirche des Sauerlandes ist für den Freund alter Kunst voll reicher Offenbarungen. Wer einmal die sich dem Dorfbilde so prächtig einfügende Kirche von Oberkirchen, die zu den ältesten Hallenkirchen Deutschlands zählende Kirche von Schliepprüthen aus dem 11. Jahrhundert oder das



Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg

Kloster Grafschaft





Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg

Schloß Berleburg

frühromanische Kirchlein von Berghausen mit seiner ausgesprochenen Querschiffanlage aus dem 13. Jahrhundert gesehen hat, und wer bedenkt, daß diese Beispiele sich um viele vermehren ließen, der wird gestehen, daß auch das Sauerland nicht so arm an Kunstwerten ist. Und erst die leuchtende frohsinnige Barockpracht so mancher Gotteshäuser! Körbecke an der Möhne ist dafür ein klassisches Beispiel.

Auch im nördlichen Sauerlande, im Gebiet von Marsberg bis Arnsberg, überall die Schönheit der Gebirgswelt! Freundliche Dörfchen und Städtchen, Ober- und Niedermarsberg, an geschichtlichen Erinnerungen reich, Olsberg, der kleine reizende Badeort, Belecke und Warstein mit ihren alten Stadtmauern, die von ehemaliger bewehrter Macht erzählen, auf grünbewachsenem Hügel Arnsberg, die altertümliche, an malerischen Winkeln reiche Regierungsstadt, alle liegen sie von einem Kranze herrlicher Berge, von der Anmut lieblicher Täler und Matten umgeben.

Gerade Arnsberg und seine Umgebung bieten Gelegenheit zu eindrucks- und erlebnisreichen Wanderungen. Da mahnen auf der Höhe des Schloßberges mit seiner prächtigen Fernsicht die Ruinen eines Schlosses an die Macht der Grafen von Arnsberg und der Kölner Kurfürsten, die einst hier residierten.

Überhaupt: die Burgen und Schlösser des Sauerlandes ... Das Sauerland hat deren nicht so viele wie das benachbarte Münsterland oder gar der Niederrhein. Die vorhandenen sind aber nicht minder schön und malerisch. Märchenhaft, ganz in Grün gebettet, liegt im Tal der Veischede die Burg Bilstein aus dem 13. Jahrhundert. Sie sah den Erzbischof Truchseß von Waldenburg in ihren Mauern, der, als er vom katholischen Glauben abfiel, vor der Macht der Attendorner hierher flüchtete. Bei Attendorn finden wir die stattlichen Überreste der Schnellenburg, die im 13. Jahrhundert Marschall Johann von Plettenbracht errichtete. Diese Ruinen sind überragt von dem prunkvollen Schloßbau des Grafen Kaspar von Fürstenberg. Landschaftlich hervorragend liegt im Gebiet der Eger Schloß Berleburg, die Residenz der Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Berleburg. In früheren Zeiten klösterliche Niederlassung, wurde der Besitz von den Wittgensteinern angekauft, im Jahre 1733 durch den im Renaissancestil gehaltenen Mittelbau erweitert und als Jagdschloß eingerichtet. Der Neuzeit gehört das stilvolle Werk des Kölner Dombaumeisters Zwirner, das Schloß Herdringen bei Hüsten im Tale der Röhr an. Im Volksmunde lebt außerdem die Erinnerung an manche Burg und manches stolze Schloß, das da und dort auf Bergeshöhe gestanden haben soll, fort. Um alte Mauern und Türme rankt, wie tausendjähriger Efeu, die Sage, lebt und pflanzt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Der Geist der Romantik spricht aus den Trümmern alter Herrlichkeit und aus den stolzen Burgen und Schlössern, die von den Bergen niederschauen; den Geist der Neuzeit atmen Bauwerke, die die gewaltige Kraft der Natur bändigen und sie gehorsam in die Dienste des Men-

schen stellen. Diesen Geist künden die riesenhaften Talsperren des Sauerlandes, von denen eine der größten die Möhnetalsperre in der Nähe von Arnsberg ist. 130 Millionen Kubikmeter Stauinhalt faßt ihr Becken. Dreimal soviel als die immerhin ansehnliche Urfttalsperre der Eifel. Das weite Tal ein großer See, der einst Siedlungen und Wege verschlungen hat. Und über diesen See führen alten Römerbauten zu vergleichende, stolz und mächtig aufgebaute Viadukte. Das sind jetzt jene Straßen, die ehemals das Tal durchquerten und wichtige Punkte verbinden. Forschender Geist, zähe Ausdauer und Tatkraft, hier haben sie Werke von Ewigkeitswert geschaffen. Wie diese Talsperre in erster Linie der Versorgung der Bevölkerung mit Elektrizität dient, so auch die übrigen Anlagen dieser Art, deren bedeutendste wir im Henne-, Füelbecke-, Heilbecke-, Haspe- und Jubachtale finden.



Aufn. Jos. Grobbel, Fredeburg

Burg Bilstein

Wer ein Land recht verstehen will, der soll auch den inneren Zusammenhängen, die das Schrifttum, die Sprache, Sitten und Gebräuche mit dem Lande verbinden, nachgehen. Kein Heimatdichter hat das besser gekonnt als Friedrich Wilhelm Grimme, dem sein dankbares Sauerland in seiner Heimat Assinghausen ein Denkmal gesetzt hat. In zahlreichen Schriften und Erzählungen hat er sein Heimatvolk geschildert und sich liebevoll in dessen Eigenart und Sittenleben vertieft.

Ein kerniger Volksstamm bewohnt das Sauerland, ein Menschenschlag, der mit seiner Heimat eng verwachsen ist, der am Altüberlieferten hängt und seine Muttersprache liebt und achtet. Der Sauerländer ist stolz auf sein eignes Heim, auf sein schmuckes Fachwerkhaus, das sich so freundlich dem Landschaftscharakter anpaßt. Der Bauer hält das Erbe seiner Väter in Ehren. Behäbig und gediegen, so recht ein Abbild des Stammes, der es bewohnt, liegt das westfälische Bauernhaus da, inmitten grüner Wiesenflächen und Baumgruppen.

Die moderne Zeit hat nicht vermocht, mit den alten Sitten und Gebräuchen aufzuräumen, die um Jugend und Volk das Band der Zusammengehörigkeit schlingen. Nach wie vor erscheint am Vorabend des St.-Nikolaus-Tages der fromme Bischof und spendet den braven Kindern seine Gabe oder bedenkt die bösen mit der Rute. An den Fastnachtstagen geht es lustig zu, und allerlei alte Sitten leben auf. Mit dem Wechsel der Jahreszeiten sind manche alte Bräuche verknüpft, so das vielfach noch übliche Sonnenvogelsingen. Am Feste Petri Stuhlfeier (22. Februar) ziehen die Kinder mit einem buntbemalten Sonnenvogel oder Schmetterling, der an einem langen Stab befestigt ist, von Haus zu Haus, und indem sie mit einem Holzhämmerchen an Tor und Fensterläden klopfen, singen sie die Verschen:

»Riut, riut, Sunnenviuel!<br>
Sente Peiter is do,<br>
Sente Tigges kümmet derno.<br>
Klaine Mius, graute Mius,<br>
All et Unglück tem Hiuse riut!<br>
Glücke drin, Glücke drin!«

Am Ostertage flammen auf den Bergen vielerorts riesenhafte Osterfeuer auf, zu denen die Jugend das Holz gesammelt hat, und der Landmann senkt die geweihten Palmzweige in das aufkeimende Erdreich. Zu Pfingsten schmücken die Schulkinder ein kleines Mädchen, das noch der Mutter Arm tragen muß, als Maibräutchen und singen dabei:

»Schaune, schaune Triämetze (Tragmädchen),<br>
Wat se kitt, det niemet se.<br>
Himelrik is uapen don,<br>
Bo in sollt herinner gehn!



Karl Neuß. Auf Usedom



# Wenn es köstlich gewesen ist

## Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

Von Helene Voigt-Diederichs

### Feste des Herzens

Reichlich waren die Feste über den Kreis des Jahres verteilt. Für die Kinder mit Vorschein und heller herrlicher Gegenwart, die den Alltag nicht verdrängte, sondern strahlend einbezog. Für die Mutter bedeuteten sie zunächst neues Anschwellen der Arbeitslast, die aber freudig getragen ward; niemals war sie glücklicher, als wenn sie über das tägliche »Satt, Heil und Rein« hinaus warme Augen und schimmernde Gesichter um sich schaffen konnte.

Der Mutter Geburtstag fiel auf den 27. Dezember, verlängerte also für die Kinder den weihnachtlichen Glanz um einen vollen Tag. Wenn eins fragte: »Wieviel Jahre bist du eigentlich?«, so wußte sie es kaum. »Rechnet selber nach — zwei Jahre nach dem großen Hamburger Brand geboren!« Natürlich folgte gleich die Frage: »Und wann war man noch der Hamburger Brand?« — »Bestes Kind, das könntest du nachgerade selber wissen!« Wenn die Mutter »bestes Kind« sagte, war es immer etwas unbehaglich.

An ihrem Geburtstag pflegte sie jede der kleinen anspringenden Gestalten zum Gutenmorgen besonders herzlich in die Arme zu schließen, noch bevor diese ihre guten Wünsche losgeworden war — was immer etwas schwerhielt, denn derlei zählte nun einmal zu den Dingen, die lieber durch die Augen als durch den Mund vermittelt wurden.

Der Gabentisch für die Mutter war meist etwas mägerlich bestellt, da die Hauptkraft sich in den Überraschungen für den heiligen Abend verpufft hatte. Immerhin wurde in der Wohnstube eine feierliche Bescherung aufgebaut, manches Weihnachtsgeschenk heut ein zweites Mal geschenkt. Man hatte ihm schon voraus das Sprüchlein angeheftet: Es gilt für Geburtstag mit! Und die Mutter staunte von Herzen genau so froh wie das erstemal — wo sie wirklich nicht das geringste gemerkt hatte von der geheimnisvollen Arbeitsmühe, die meist früh schon im Herbst begann. Die Mutter verstand es eben, blicklosen Auges durch ein Zimmer zu gehen. »Ich sehe nicht hin, ihr braucht wirklich nichts zu verstecken!« Mit dieser Versicherung hemmte sie die kleinen Entrüstungsschreie und das buntwollene Unter-den-Tisch-vergleiten.

Dies und jenes ehrlich Neue fand sich übrigens doch auf ihrem Geburtstagstisch. Eine Landschaft etwa; der Schnee auf Dächern und Bäumen wurde mit einem Federmesser in das farbige Kreidepapier gekratzt. Weiter gab es Pulswärmer oder gestrickte Strumpfbänder, deren weiße Baumwolle die frischgewaschensten Hände rätselhaft schwärzten, ferner Lesezeichen oder gar einen Bilderrahmen, der mit Schuppen von Tannenzapfen beklebt und mit allerhand Kapseln und Früchtchen fremdartig gemustert war. Auch ein Verslein, vom jüngsten Abcschützen auf einen zierlich rosa Bogen gemalt, fehlte nicht.

Aber den Vogel abgeschossen hatte doch der Mutter Ältester, als er den Geschwistern mit vieler Mühe ihren Lieblingschoral eingepaukt hatte. Sie wurde in die Wohnstube gerufen, da standen die Kinder, aufgereiht wie die Orgelpfeifen, und krähten ihr »Befiehl du deine Wege« munter in den Geburtstagsmorgen. Der junge Kapellmeister, fest und sicher voraussingend, beschwor mit Hand, Fuß und Miene den Takt, so daß die Weise halbwegs unzerbrochen bis zu Ende schwankte.

Die Mutter küßte die Kinder der Reihe nach; der gute Wille galt ihr so viel, daß sie über das Stückwerk der Kunst, das etwa entstand, mild hinwegsah. Diese Nachsicht bekundete sich ihren Kindern gegenüber auch bei andrer Gelegenheit; Fernerstehenden sah sie schärfer auf die Leistung, wußte sich sogar einer solchen zuliebe mit manchem menschlichen Mangel abzufinden. Der umgekehrte Fall, daß nämlich sie einen Menschen hielt, wenn er im Werk versagte, war schon viel seltener.

Besonders eingeladen wurde selten der Mutter zu Ehren, aber in der frühen Dämmerung kam doch dieser oder jener Nachbar glückwünschend angefahren, und wer mochte, blieb zu Tee und Abendbrot. Für des Vaters Geburtstag wurde schon eher eine kleine Feier vorbereitet. Er traf in den Herbst, in die Zeit der reifen Cäsaräpfel und der fallenden Walnüsse. Zwar liebte auch der Vater es nicht, wenn Aufsehen von seiner Person gemacht ward. Immerhin, hatte er gerade einen Hasen geschossen, so war er nicht weiter dagegen, wenn der abends mit den Nachbarn verspeist ward. War die Ernte schlecht gewesen, so entzog er sich gern der öffentlichen Aufmerksamkeit, indem er zu seinem Bruder nach Jütland reiste, der eine gute Fuchsjagd und manch feurigen Tropfen im Keller hatte und in seinem leichten, gefälligen Sinn mehr als bereit war, dem Gast die Sorgen wegzufeiern.

Die Mutter war zufrieden, wenn der Vater reiste, aber lieber noch hatte sie es, wenn er daheimblieb, und gern nahm sie die Mühen der

Bewirtung auf sich, um diesen 31. Oktober vor andern Tagen hervorzuheben. Denn sie wußte: wenn der Vater sich auch wehrte und oftmals schweigsam blieb an solchen Abenden, eigentlich mochte er sie wohl ...

Kindergeburtstage gab es fast so reichlich wie Monate im Jahr. Niemals reizte die Mutter zur Vorfreude oder tuschelte mit Geheimnissen; unter ihrer klugen, sicheren Hand nahm die Wirklichkeit ganz von selber die Gestalt liebevollen Zaubers an. Ebensowenig stellte sie die peinliche Frage: »Was wünschst du dir?« Sie wußte wohl, Wünsche müssen erlauscht werden. Wurde sie einmal von einem Kinde vor dem Schrank in »Agathens Stube« betroffen, der im voraus gekaufte oder überzählige Geschenke barg, schloß sie behutsam, ohne die Neugier zu stacheln, die Tür — aber es genügte: diese eine kleine feste Bewegung troff von Wundern. Am Vorabend des Geburtstages waren der Gutenachtkuß und das »Gott segne dich!« besonders innig, und am Morgen wurde das Kind mit Heiterkeit und Dank begrüßt, ohne erbauliche kleine Glückwunschreden.

Ja, und dann sammelte die Mutter das kleine Volk in der Wohnstube, den Lichtertisch aufzuzieren. Die Hauptperson blieb abseits, vernahm das erregende Läuten der Schlüssel, wobei es deutlich zu erkennen war, ob es sich um das große oder um das Sekretärbund handelte, und bemerkte auch wohl, wie ein Geschwisterlein festlich einherschlich und zwischen seinen Sachen wühlte, gierig bedacht, ein Geschenk zu finden. Hier sei die Seifengurke erwähnt, von der Mutter Wandergurke getauft, die als ständige Gabe zwischen den Wiegenfesten planetenhaft kreiste. Warum auch nicht — zum Verwaschen war sie durchaus zu schade! Man freute sich im ersten Augenblick sehr, immer wieder stammte sie deutlich aus einer zwecklos erhabenen Welt. Indessen, ihre Herkunft verblaßte, ihr grüner Wohlgeruch war bald leise langweilig; sie wurde verkramt und vergessen und erstand erst zu neuem Schimmer, wenn man sie sich einem weiteren Geburtstag zuliebe mit einem kleinen wohltuenden Opferruck vom Herzen riß.

Waren die Vorbereitungen in der Wohnstube beendet, so kam die Mutter allein herüber, schloß das Kind in die Arme, herzte es und führte es an den lichterhellen Tisch, den der Ring der Geschwister mit hellen Augen umglänzte. Nach dem ersten verzückten und schamvollen Staunen, das nichts einzelnes anzusehen, geschweige denn zu berühren wagte, war es die Mutter, die anfing, Mut zum neuen Besitz einzuflößen. Leise griff sie zu, nahm ein Geschenk hoch, wobei sie stets das bescheidenste und rührendste zuerst wählte, fragte: »Von wem hast du dieses wohl?«, und zugleich brannte wegweisend die Antwort in ihrem Blick, der sich auf eins der Kinder heftete, das nun plötzlich seinerseits beschämt und selig zu werden anfing.

Allmählich wurde der Geburtstägling mutiger, langte selber zu und geriet bald in den Taumel des Vollgenusses, aus dem er nur flüchtig herausfand, wenn das kleinste Kind, von der Mutter hochgehalten, die Lichter ausblasen durfte. Hierauf senkte sie das Messer in den gewaltigen Wasserkringel und säbelte die köstlichen Streifen heraus. Alle Geschwister bekamen ihr Teil, wobei es schön und erregend war, ein Stück mit einem Lichtloch und dem dazugehörigen Klümpchen Wachs zu erwischen. Das Geburtstagskind selber mußte, sich zur Feier, auf dem Messer oder der flachen Hand Kuchen zu den Dienstmädchen hinaustragen, suchte jedes bei seiner Arbeit und sammelte manches gutmütige »Gratulier' auch!« ein.

Wenn das Glück hoch kam, durfte es sich zu Mittag sein Lieblingsessen wünschen, zum Beispiel den rosinenreichen Großen Kloß, mit seinem Gesicht, runzlig von den Falten des Tuches, in dem er gekocht war. Oder auch schwarze Johannisbeersuppe mit Rahmschaum — Löchersuppe, erfand eins der Kleinen, wegen der klargekochten Sagokörner. Nachmittags kamen vielleicht des Pastors Kinder, schenkten, je wie es traf, die Seifenwandergurke zurück, denn auch sie wurden gelegentlich zu Opfern dieser für jeden Stand und jedes Alter passenden Gabe auserwählt.

Zu Ostern war es oft noch sehr winterlich, nicht selten gab es Schnee, recht schwer und märzenplump, so daß die ersten Drossellieder sich in Schelten und Wehklagen wandelten. Dann wurde es natürlich nichts mit dem Eiersuchen im Garten. Fiel aber das Fest in eine milde, trockene Zeit, so schlich die Mutter wohl als Osterhase mit dem Bummelkorb um die Hausecke. Sie gab den Eiern die harmlosesten Plätze, ließ stets zwischen Laub und Rasen ein reichliches Weiß hervorblinken. Natürlich kam auch eins in das Schneeglöckchenbeet, wurde ganz frech und offen mitten in die Schutzfarbe der Blüten hineingelegt. Die gefundenen Eier wurden jubelnd der Mutter in die Schürze gesteckt. Zum Schluß gab es für jedermann ein rohes, dick mit Zucker geschlagen — durchs ganze Haus schmatzte und klapperte es.

Um die Wende der Jahreszeiten häufte sich für die Mutter die Arbeit ungewöhnlich. Da wartete all das Frühlingswerk im Hause; es galt, aus jedem Raum den langen dunklen Winter herauszustauben. Ferner mußte genäht und geschneidert werden; Wachstum und Verschleiß hausten fürchterlich unter dem Kleiderbestand. Außerdem warf der maitägliche Gesindewechsel seinen Schatten voraus.

Endlich zu Pfingsten wurden die Tage freier, von Helligkeit und Wärme geschmückt; himm-

lich war es, daß selbst beim zeitigsten Morgenwerk keine Lampe mehr not tat. Schön war die Mutter früh am Sonntag im frischen Blaudruckkleid, das ein goldenes Blatt am Halse zusammenhielt, mit dem weißen Tollenkranz der Haube um das helle geräumige Gesicht. Sie eilte, ohne jede Hast, die Arbeit im Hause einzuteilen, und fuhr dann mit dem Vater und den größeren Kindern in die Kirche, wo von feurigen Zungen, denen gleich, die auf der geschnitzten Kanzel den Aposteln vom Munde und draußen vor den Fenstern den Frühlingsbäumen aus den Knospen hauchten, der himmlische Pfingstgesang erbrauste: »O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein.« Sozusagen nur ganz nebenbei donnerte der Pastor sein Wörtlein dazu.

Nachmittags geschah es wohl, daß die Mutter, ohne das geringste Strickzeug, feiernd durch den Garten schritt. Sie freute sich an dem verschwenderisch blühenden doppelten Kirschbaum, dem persischen Flieder, der roten Nuß, den geharkten Stiegen, die von den Apfelbäumen her rosaweiß beflockt wurden. Das Schönste aber war der Rasen voller verwilderter Hyazinthen, blau und locker, gleichsam schwebend in der Sonne, liladunkel im Halbschatten der maienlichten Linden. Am allerpfingstlichsten jedoch war der Mutter der Garten, wenn Besuch kam, den sie draußen umherführen konnte. Und wenn sie nun beifällig sagte: »Wie reizend blühen die Gebüsche!«, so sprach sie damit vor allem das Glück aus, das darin lag, lebendigen Austausch mit Menschen zu haben. Denn dieser war ihr lieber noch und notwendiger als der ganze blühende Frühlingsgarten.

Der Höhepunkt des Jahres blieb, wie es sich von selbst versteht, das Weihnachtsfest mitsamt seinen hunderterlei Vorbereitungen, die schon zeitig im November begannen. Doris, die unermüdliche Näherin — Schneiderin war schon ein zu anspruchsvoller Namen —, ward im grauen Einspänner geholt und schlug in der Kinderstube ihre Werkstatt auf. Da wurden aus vertragenem oder verwachsenem Zeug Kleider, Schürzen und Höschen herausgewirtschaftet; der kleinste Rest langte immer noch für einen Rumpf oder ein Schrägtuch für ein Allerkleinstes. Gelegentlich ließ die Mutter, wenn gerade unter ihren eignen Sprößlingen keins in der richtigen Größe vorhanden war, eins zur Anprobe kommen, wobei ihm stets ein Tuch über die Augen gebunden, vielleicht auch noch zur Sicherheit die Hand vors Gesicht gespreizt wurde. »Wie viele Finger halt' ich hier?« An der Antwort ließ sich klar erkennen, ob man es mit einem rechtschaffen Blinden zu tun hatte.

Um die Mitte des Weihnachtsmonats ging es ans Kuchenbacken. Abends wurde der Teig angerührt, nach geheimnisvollen Vorschriften, wobei alles nach Lot und Unzen ging und ein wenig auch nach Gutdünken. Über Nacht stand er, mit weißen Tüchern bedeckt, am Stubenofen und verbreitete einen aufregenden Duft von Pottasche, Kardamom und Rosenwasser. Wenn dann am andern Tage die vielen Schwarzbröte aus dem Ofen heraus waren, wurden die Platten voll von »Leutebraunen« hineingeschoben, länglichen Vierecken, mit dem Rädchen aus dünnem Teig geschnitten. Später folgten die braunen Kuchen für drinnen, die aus dem gleichen, nur ein wenig stärker gewürzten Teig bestanden und mit etwas mehr Mühe und Zierlichkeit rundgestochen wurden. Schließlich gab es noch die weißen Kuchen aus Mehl, Rahm und Rosenwasser, die leicht verbramten, da sie bei schneller Hitze gebacken wurden.

Die Kinder durften beim Überpinseln helfen oder den Teig mit Sukkade und halben Mandeln bedrücken. Wobei von der Mutter vorausgesetzt ward, daß dem Ochsen, der da drischet, das Maul verbunden sei. Tatsächlich wirkte die Nähe von Weihnachten lindernd auf alle meist üppig vorhandenen Gelüste.

Der Gipfel der Vorherrlichkeit blieb der Besuch beim Krämer des Dorfes, von dem die Mutter sämtliche Lebensmittel, die ihr nicht aus der Wirtschaft zuwuchsen, holen ließ. Beim Großeinkauf in der Kreisstadt wäre manches Pfund um einen halben oder ganzen Pfennig billiger gekommen. Wenn eine Nachbarin sich ihres Vorteils rühmte, wehrte die Mutter ab: »Ach was, die kleinen Läden wollen auch leben!« Und es dauerte lange, bis sie sich angesichts des wachsenden Verbrauchs entschloß, wenigstens das Petroleum faßweise statt in einzelnen Litern zu beziehen.

Dieser Krämer baute alljährlich in seinem leergeräumten Tanzsaal eine Ausstellung auf. Dann schickte er Bescheid: ob man kommen wolle und sich alles besehen? An den Wänden entlang reihten sich Tische voller Weihnachtswunder, schwitzende Hängelampen leuchteten, verheißungsvoll dufteten Feigen und Pfeffernüsse. Die Mutter nahm jedes halbwegs flügge Kind mit, stand freudig hinter all dem Starren und Staunen her und merkte sich leise, an welchem Gegenstand Sehnsucht oder Entzücken besonders hell aufbrannten. Die meisten Spielgeräte bestanden aus rohem oder buntbemaltem Holz. Da gab es Archen Noahs, die wie die Sintflutbilder der alten Meister nur erfunden waren, um möglichst viel Paradiesesgetier auf einen Haufen zu versammeln. Da waren Hühnerhöfe und Schäfereien, Mühlen und Frachtwagen, Ställe, Kegelspiele und Kaufläden, ja sogar geschnitzte Puppenköpfe mit herrlich gerillten Haaren, mit gemalten Lippen und Augen und den schönsten roten Holzbacken. Ach, und dann diese geheimnisvollen Stäbe, an denen ein Bindfaden losgeschnurrt wurde, der einen Kreis von Holz-

frauen in Drehung versetzte, so daß ihnen wie im Strafgericht einer mittelalterlichen Trülle angst und übel werden mochte. Märchenhaft waren auch die Glaskugeln, in die Tiere, Sterne oder vielstrahlige Regenbogen eingeschmolzen waren. Aus dem gefüllten Kasten durfte jedes Kind sich eine aussuchen, zum Mitnehmen, erlaubte die Krämersfrau. Während die Kinder unter den Kugeln wühlten, in herzbeklemmender Wahl oder mit schnellem Griff, gab es wohl zwischen der Mutter und den Besitzern all dieser Herrlichkeiten ein schnelles Tuscheln und Augenzwinkern, und es konnte sein, daß beim Rückgang durch den Saal der eine oder andre verlockende Gegenstand aus der Sammlung verschwunden war — sicher war inzwischen der Weihnachtsmann dagewesen und hatte, wahrscheinlich leider für fremde Kinder, das Schönste in seinen Sack gesteckt.

Mehr jedoch als das Kaufen fertiger Spielsachen liebte die Mutter es, solche vom Tischler, Maler oder Sattler des Dorfes schaffen zu lassen. Nicht nur der Gedanke an das Glück der Kinder bewog sie dazu, sondern auch die freundliche Sorge, den Gewerbetreibenden in der arbeitsflauen Zeit etwas zu tun zu geben. So entstanden im Laufe der Jahre Puppenstube, Kaufladen und Küche, ferner Hausgestühl, Karren, Schlitten und Schaukelpferd, nicht sehr erfindungsreich, aber dauerhaft für ganze Geschlechterfolgen handgewerkelt. Das am meisten Verblüffende und zugleich Anheimelnde an diesen Dingen waren die Maße, die zwischen denen für Puppen und denen für Menschen eine gänzlich unbekannte Mitte hielten.

Der Weihnachtsmann in Person zeigte sich nicht, aber es sickerte durch, daß er ebenso wie die Geburtstagsfrau seinen Wohnsitz in der stundenweit entfernten Stadt habe und von hier aus den Krämer beschicke. Hier kehrten die Eltern regelmäßig ein zu einem vorfestlichen, bis tief in die Nacht währenden Besuch. Ladenschluß mitsamt Sonntagsruhe waren noch nicht erfunden; solange Käufer da waren — an Sonnabenden, wenn die Landwagen kamen, gar bis Mitternacht —, wurde verkauft, wobei die Mutter manchmal bemerkte, daß der junge Mann sehr angegriffen ausgesehen habe. Fräuleins bedienten damals nirgends, abgesehen von Putzgeschäften, in denen die Mutter keine eifrige Kundin war.

Wenn die Eltern von solcher Stadttour heimkamen, und die dampfenden Pferde im Scheine von Fenstern und Laternen vor dem Herrenhause prusteten, sprang ein Kind wohl aus dem dunklen Bette, preßte seine Stirn gegen die Scheiben und empfand ein Wonnegrausen vor Zahl und Form der Pakete, die aus Kästen von Wagen oder Schlitten ins Haus getragen wurden. Immer gab es davon übergenug, trotz des im voraus bedenklichen Gesichts des Vaters — die Neujahrsrechnungen und vor allem der Kieler Umschlag, an dem die Zinsen der Grundschuld bezahlt werden mußten, standen bevor!

Von diesem Tage an blieb der weiße Saal, die Brutstatt alles Ungewöhnlichen, für jedes Späherauge verriegelt. Manchmal kramte die Mutter in Agathens Stube, die Schranktür knarrte; wenn sie zurückkam, war ihre Schürze mit verborgenen Dingen gefüllt. Die Tannenbaumschublade, aus der sich manchmal ein Goldfaden verlor, wurde nächtlicherweile vom Boden geholt. Hin und wieder sang die Mutter mit ihrer klaren Stimme: »O du fröhliche ...« und freute sich, wenn die Kinder einfielen, begeistert, weil sie die Mutter singen hörten.

Das wahrhaft und ganz verdichtet Geheimnisvolle trug sich zu am Morgen des 24. Dezember, wenn die Eltern sich in der Weihnachtsstube einschlossen. Geisterhaft drang es heraus von leisem Summen und Schurren und Klappern und Schieben; nur auf kurze Weile kam die Mutter zur Erledigung häuslicher Geschäfte ans Licht. Übrigens wurde auch für Weihnachten selten von obenher nach etwa vorhandenen Wünschen gekundschaftet. Einen Zettel zu schreiben, wie es bei andern Kindern oder in Geschichten üblich war, galt für unerträglich krämerhaft. Davon abgesehen, auf die Frage: »Was soll dir der Weihnachtsmann bringen?« hätte es nur die einzige, stets gleichlautende Antwort gegeben: »Ein Taschenmesser!« Alljährlich ging jedem der Kinder mindestens eins verloren, was die Mutter wohl erriet, aber sie sagte: »Ich geniere mich, bei Kaufmann Thomsen so oft nach Messern zu fragen.« Schließlich wurde sie ihm dennoch untreu und holte den begehrten Gegenstand in einem andern Laden; ein ungestillter Wunsch in einem der kleinen Herzen hätte ihr selber die Weihnachtsfreude verdorben.

Am Nachmittag, wenn schon der Himmel rot wurde vom frühen Untergang der Dezembersonne, kamen die ärmsten Kinder des Dorfes, schlichen scheu an den wütenden Hunden vorbei, stellten sich auf der Diele auf und sangen zum Rummelputt. Auf und ab quaggelte in der Hand des Vorsängers der in den schweinsblasenen Deckel gebundene Rohrstock. Das Geknarr gab einen festen Takt, der schnell einmal aussetzte, wenn der Obmann in seine Hand spucken mußte. Von frierenden Lippen klangen unverzagt die alten Lieder auf: vom Engel, der durch alle Lande geht, von O Tannebaum und von den schönsten Schäfchen, die hat der goldene Mond. »Morgen, Kinder, wird's was geben, morgen werden wir uns freu'n ...!« Immer munterer brummte der Rummelputt. Auf der Treppe lauschten, wonnig ergriffen, Kinder und Hausgesinde, die Mutter aber wußte, was am meisten not tat. Sie nahm den Sängern Beutel



H. E. Linde-Walther: Zwillinge

Aus der Frühjahrsausstellung der Akademie der Künste zu Berlin

und Bummelkorb ab und verschwand in der Speisekammer. Mit köstlich milden Händen gab sie Fleisch, Mehl, Brot, Äpfel, Kuchen und alte Kleider heraus, nahm nie etwas zurück, eher noch ein bißchen dazu — oh, sie hatte es wohl gesehen, daß durch die Knopflöcher in des kleinen Mädchens Kleid die nackte Haut schimmerte!

Später kamen dann noch die Tagelöhnerfrauen, brachten bescheiden nicht allzu große Körbe mit, die niemals ausreichten für das, was die Mutter weihnachtlich bereitgelegt hatte; auch der Korb, den sie herleihen mußte, war schon im voraus bedacht.

Mit der ersten Dämmerung rotteten die Kinder sich in der Wohnstube zusammen, und die großen schmückten den Tisch für die Eltern. Dem Vater konnte man ehrfürchtig etwas zeichnen, aber die Mutter durfte bepricktelt, benäht, bestrickt, behäkelt und beflochten werden; alles, was Hände zu schaffen und Herzen zu fühlen vermochten, fand sichere Wege zu ihr.

Schließlich, nachdem sich endgültig herausgestellt hatte, daß der Tag des Wartens niemals ein Ende nahm, tat sich doch die Tür zum Saal auf. Vater und Mutter erschienen, feierlich glänzten ihr Gesicht und ihre Stimme: »Kinder, nun dürft ihr hereinkommen!«

Eine kurze Weile stand alles um den Baum, voll wunschloser Sammlung, dunkel umbrandet vom Wunder der Weihnachtsstube. Die Flämmchen auf den Zweigen sangen mit hörbarem Engelslaut. Dann brach die Mutter den Bann, führte jedes Kind an seinen Platz, zuerst die kleinsten, denen aus Stühlen und Tischbrettern ein dreikäsehoher Stand geschaffen war. Auch der Vater beugte sich herzu, ließ das Pferdchen rollen, prüfte das Taschenmesser oder blätterte im Buche, denn Bücher fehlten auf keinem Tisch, von solchen mit unzerreißbaren Bildern, von den Balladen über Mondkarlchen oder das Fünkchen, das spazierenging, bis zu Lederstrumpf und Herzblättchens Zeitvertreib und schließlich gar Schillers Werken.

Die Mutter hatte eine wundertätige Art, mit einem Geschenk unbewußter Sehnsucht vorzugreifen, so daß jedes Kind sich für das am meisten beglückte hielt. Hatte es sich nach dem ersten Überschwang mit seinen neuen Schätzen vertraut gemacht, führte es die Geschwister herbei oder ließ sich selber staunend von Tisch zu Tisch laden. Für die Gaben der Älteren hatten die Jüngeren meist etwas wie bedauernde Nachsicht. Armer Bruder, die lederne Brieftasche, was war sie für ein dunkles schusternes Ding hier mitten im Weihnachtslicht! Und konnten die Schwestern sich wirklich freuen über die Handtücher, mochten sie noch so selbstgewebt sein, die die Mutter sich gerupft, das heißt aus dem eignen Leinenschrank entwendet hatte für den Hamsterkasten der heranwachsenden Töchter?

Abgesehen von diesen allerdings mehr für eine schwingende Zukunft als für die Notdurft der Gegenwart berechneten Dingen schenkte die Mutter kaum je ausdrücklich nützliche Sachen zu Festtagen. Diese waren dazu da, Schmuck und Wärme ins Leben zu tragen. Was an Alltagskram gebraucht wurde, bekam man zu andern Stunden. Freilich, die Mutter grübelte nicht lange an solchen Fragen, sondern handelte hier wie überall aus sicherem Triebe und hellen, schnellen Gedanken. Wenn der Vater einmal, angesichts der geringen Fuderzahl auf der Ernteliste, meinte, in diesem Jahre dürften bestimmt keine Süßigkeiten zu Weihnachten gekauft werden, so wußte die Mutter es doch einzurichten, daß wenigstens keiner auf seinem mit Kuchen und Nüssen gefüllten Freßteller den kleinen runden Marzipan vermißte; mit seinem aufgepreßten Füllhorn voller Blumen gehörte er nun einmal in den lebendigen Ring leise waltender Überlieferung.

Sowenig wie der bescheidene Marzipan durften die Weihnachtsgedichte fehlen. Nachdem der erste Freudensturm ruhigere Wellen schlug und Vater und Mutter ein wenig unter den Lichtern rasteten, kam ein Kind nach dem andern geschlichen, stellte sich auf und sagte sein Verslein her. Leicht geschah es, wenn es auch noch so gut auswendig gelernt hatte, daß der festliche Augenblick seinen Sinn verwirrte, so daß es ins Stottern geriet. Leise half die Mutter nach; im Laufe der vielen Christabende vererbten sich die Verse und saßen ihr selber von Jahr zu Jahr sicherer im Gehör.

War das letzte Kind mit einem Kuß entlassen und doppelt selig zu seinem Tisch zurückgekehrt, sagte die Mutter wohl: »Theodor, was meinst du, jetzt können wohl die Leute hereinkommen?«

Bald klopfte es an die Tür, eine festliche Schar quoll herein. Alle waren sie da, die Pferdeknechte, der Kuhhirt und der Schweinejunge, mit wasserglatten Scheiteln, die Gesichter rot gespannt vom Waschen und Bartabnehmen; einige Messerschrammen steigerten den sauberen Anblick. In frischen Hemdsärmeln kamen sie, die Sonntagsmütze unter den Arm geklemmt, lautlos auf dicken blauen Socken; Holzschuhe und Pantoffeln blieben draußen im Küchengang stehen. Ihnen folgten, verlegen staunend, die sechs, sieben weißbeschürzten Mädchen. Freundlich machte die Mutter Mut zum Nähertreten, indem sie vom runden Mitteltisch aus jedem aus dem Kreis der Gaben die seine herausnahm. Weste und Tabakpäckchen für die Männer, buntstreifigen Beiderwand zum Rock und dunklen Jackensamt für die Mädchen. Ferner wurde jedem auf die gefüllten Hände ein Kuchenteller gesetzt, auch ein reichlicher Apfelkorb nicht vergessen. Zum Schluß stellte die Mutter sich neben den Vater, legte auch wohl ihren Arm in den

seinen; Dank und Handschlag wurden lächelnd entgegengenommen. Dies war einer von den Augenblicken der Würde, wo die Eltern, gleichsam eine freundliche Macht verkörpernd, für Sekunden zu einem einzigen Wesen zusammengeschweißt waren. Unverlöschlich zeichnete sich das Bild der Mutter als das einer beglückten Schenkerin in die Herzen der Kinder; dies mochte eine der Stunden sein, wo sie voller Güte, Weisheit und Überschau am strahlendsten sie selber war.

Die Kinder durften aufbleiben so lange, bis sie dem Vorschlag, ins Bett zu gehen, nicht mehr leidenschaftlich abgeneigt waren. Am Weihnachtsmorgen erwachten sie früher als sonst, schlüpften rasch im Hemd mit bloßen, über Nußschalen zuckenden Sohlen in den Saal, der so ganz verändert war. Nicht mehr das Wunder der Christnacht dunkelte vor den Fenstern, sondern fern über Hecken und Feldern wurde der Osthimmel hell wie alle Tage, und die Dinge, die im schwachen Licht noch kaum erkennbar die Tische füllten, waren, bittersüß entzaubert, handfest für den sicheren Besitz bestimmt. Am meisten vom Glanz des Vorabends bewahrte der über Nacht stärker gewordene Duft der Tannennadeln, dem in der Morgenkühle allerdings auch wieder das geheimnisvolle Quellen und Schweben genommen war.

Bis zu Neujahr, also weit über der Mutter Geburtstag hinaus, stand der Baum nach allgemeiner Sitte unberührt im Saal. Bei den Nachbarn wurde er zu Silvester umgeworfen und geplündert, jedes Kind erhielt einen Teil der Beute. Nein, solche Völlerei hätte die Mutter nie gelitten. Nicht aus plumper Sparsamkeit — die lag durchaus nicht in ihrer Natur —, sondern aus festem, sachlichem Sinn und gerechter Einteilung: Jedem das Seine zu seiner Zeit! Denn auch dies letzte war wichtig.

Abend für Abend sammelte sie die Kinder und führte sie an den Baum, da durfte jedes sich vom süßen Behang ein Stück auswählen. Fürsorglich waltete die Mutter über den verschiedenen Wünschen, leitete das Auge der Kleinen auf die mit buntem Zucker ansehnlich bestreuten Schaumringe, die Hoffnung der Mittelsorte auf die Herzen und Kränze aus Fruchtsulz oder Schokolade. Für die drei Großen hingen ganz hoch, nahe dem Wachsengel, Erdbeeren und Kirschen, die köstlich mit Marzipan gefüllt waren, außenherum freilich stets ein wenig nach Lack schmeckten.

Der letzte Tag des alten Jahres genoß eine kleine Auszeichnung, indem man nach dem Abendbrot noch eine Weile beisammenblieb, Walnüsse und Äpfel schmauste und die Lust zum Erzählen jedem einzelnen ein wenig lockerer saß. Vorher waren meist noch einmal die Rummelputtskinder da. »Rummel, rummel, Röschen, giv mi wat in min Pöschen!« sangen sie. Draußen warfen die Knechte Puttscherben an die Küchentür, und in den Dörfern krachte es mörderisch aus Gewehren, Flinten und Pistolen, mit denen das alte Jahr totgeschossen ward.

Ende Januar wuchsen endlich die Tage; nun kam Mutters schönste Zeit für Handarbeiten! Und dann dauerte es gar nicht mehr lange, bis in den Buchenwäldern unter dem Laub der Waldmeister lebendig ward und die Rummelputtskinder ein drittes Mal erschienen, nicht mit Musik, sondern mit einer von diesen kleinen duftenden Möschenkronen, die sie, ohne sie zum Kauf anzubieten, beglückt für einige Groschen daließen.

Die Mutter nahm sie und schenkte sie dem Vater. Und bevor der sie an sein Fenster hängte, hielt er sie in der Hand, freute sich und lächelte, obgleich er wahrlich nicht dafür war, an der Tür Geld zu verplempern. Vielleicht gab er sogar der Mutter einen Kuß, und nun schauerte es von der kleinen grünen Waldmeisterkrone her doppelt vorfrühlingshaft durch die hellen Herzen der Kinder.

## Kindheit

Über meiner Heimat Hügel
Geh' ich wieder hin im Traum,
Und der Wind auf weichem Flügel
Trägt ein Leuchten durch den Raum.

Trägt es bis zu jenem Walde,
Wo der Heimat Grenzen sind,
Und davor auf bunter Halde
Sitzt ein feines, stilles Kind.

Und es spielt mit einem Kranze,
Sagt ein Lied sich schön und schlicht,
Und dann wieder in heimlichem Tanze
Hascht es frohlockend nach Wind und Licht.

Plötzlich läßt den Kranz es fallen,
Denkt nicht mehr an Spiel und Lied,
Tut die Händchen schluchzend ballen
Vor den Augen — und entflieht.

Stefan Denk

# Die Kolefoot-Jungs

## Erzählung von Diedrich Speckmann

Dierk, Jan und Peter Kolefoot waren unbeweibt, nach dem Sprachgebrauch des Landes also »Jungs« geblieben, und mit der Zeit »die drei alten Jungs« geworden, von denen man sich im Kirchspiel Knitterhagen manch wunderlich Stückchen erzählte.

Es gab im ganzen Kirchspiel keine Eheleute, die friedfertiger gehaust hätten als die drei Brüder Kolefoot. Dierk, der älteste, war der Bauer und traf seine Anordnungen kurz und bestimmt. Jan hatte im Laufe der Jahre das gedrückte Wesen einer abgesorgten, in Geduld geübten Bäuerin angenommen. Peter, an die zwanzig Jahre jünger und einer zweiten Ehe des weiland Jakob Kolefoot entsprossen, diente dem älteren Halbbruder ebenso wacker als Knecht, wie er dem jüngeren die Magd ersetzte. Einen eignen Willen wagte er nicht zu haben, weil der Hof von des Vaters erster Frau stammte, er mithin blutsfremd auf ihm war. Keiner von den dreien hatte in jungen Jahren den bunten Rock getragen, keiner je, anderswo dienend, andrer Leute Art kennengelernt. Den abseits und einsam in der Heide gelegenen Viertelhof bewirtschafteten sie ganz nach der Väter Weise und ließen auch in der hillsten Zeit die Arbeit sich nicht über den Kopf wachsen. In den stilleren Monaten aber studierte Dierk, in seinem Backenstuhl liegend, andächtig und gründlich die Neuyorker Staatszeitung, die Bruder James, der einstmals Jakob hieß und als einziger dem Nest in der Heide entflogen war, in dicken Packen über den Ozean sandte, während Jan die den paar Heidschnucken abgenommene Wolle zu Garn verspann, aus dem Peter der Familie die Strümpfe strickte. Und wenn sie zum Lesen, Spinnen und Stricken keine Lust mehr hatten, konnten sie stundenlang in das knisternde Herdfeuer oder zum Fenster hinaus dösen, ohne sich je eine halbe Minute zu langweilen. — Ein Erbteil vom ersten aller Kolefoots mochte es sein, daß alle drei an kalten Füßen litten. Von dem altmodischen Beilegeofen in der Dönze hatte jeder eine der mit biblischem Bildwerk geschmückten Eisenplatten zu erb und eigen. Dierk wärmte die Füße am Jakobsbrunnen in Samaria, Jan schickte die seinen nach Kana in Galiläa zur Hochzeit, und Peter streichelte mit seinen Zehen die Eselin, auf der unser Herr Jesus Christus seinen Einzug in Jerusalem hielt.

In dieses geruhsame Leben brachte der Weltkrieg kaum eine Veränderung. Auch der Ruf »Das Gold gehört dem Vaterlande!« drang nicht in ihre Einsamkeit. Es blieb in einem halben Dutzend Stücken, wo es immer gewesen war: im Strumpf auf dem Grunde der geschnitzten Eichenlade.

Aber schließlich — es war im vierten Kriegsjahr — zuckte aus dem über der Welt hangenden Unheilsgewölk ein Strahl auch auf die Kolefoots nieder in Gestalt eines roten Zettels, der den Jüngsten zu den Waffen rief. Nicht, daß man dem guten Peter Heldentum zugemutet hätte. Er bekam einen Wachstuchdeckel auf, einen blauen Kittel an, einen alten Püster um und mußte eine Strecke der Nordgrenze des Reiches alle paar Stunden einmal abschreiten, woran er sich schnell und gut gewöhnte. Aber Dierk vermißte seinen Knecht, und Jan entbehrte seine Magd sehr, und sie waren daher heilfroh, als Peter an einem Novemberabend des Jahres 1918 endlich wieder mit ihnen über den Bratkartoffeln saß.

»Ist doch man gut,« begann Dierk, als man die Pfanne geleert und mit Brotrinde nachgeputzt hatte, »daß nun wieder alles beim alten ist. Hast dich nicht schlecht gehalten beim Volk, Peter, bist ja wohl rein zehn Jahr jünger geworden ... Aber den alten Schnurrbart, dünkt mich, solltest du nun wieder abschneiden. Der macht dich gar zu preußisch und zu aapsch.«

»Aapsch?« fragte Peter verwundert. »Da oben in Schleswig sagten alle jungen Mädchen, er stände mir gut und machte sich schneidig.« Mit beiden Händen zugleich wirbelte er die hängenden Enden seiner kriegerischen Zier in die Höhe, und seine Augen machten einen Versuch, forsch dreinzusehen. »Aber halt, ich wollte ja das Kalb noch eben börnen.«

Als er die Dönze verlassen hatte, wechselten seine Brüder sorgenvolle Blicke. »Da haben wir erst was mit zu tun,« brummte Dierk, »bis wir den wieder in der Reihe haben.«

»Ach ja,« seufzte Jan, »da ist mir auch bange bei ... Wenn die alten Deerns uns den man nicht aufgehetzt haben ...«

Von der Viehdiele her erklang plötzlich ein rauher, kräftiger Gesang:

»Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht ...«

Dierk fuhr mit den Füßen vom Jakobsbrunnen weg in seine Holzschuhe und knirschte: »Nun hör' mal einer so was an! Lieber Bruder Jan, da ist kein Zweifel, der Preuß' hat uns den Jungen total verdorben.«

Bruder Jans Strümpfe hatten die Hochzeit zu Kana verlassen, er machte ein Gesicht wie eine Mutter, die um ihren ungeratenen Sohn trauert.

Peter erschien wieder und setzte sich mitten in die Stube an den Tisch.

»Hast du keine kalten Füße?« fragte Jan mit mütterlicher Besorgtheit.

»Neehee,« grinste Peter, »da weiß ich nichts mehr von. Ihr beiden habt auch bloß immer kalte Füße, weil ihr sie an den Ofen haltet.«

Die alten Kolefoots sagten darauf nichts. Sie wunderten sich bloß.

Nach einer Weile zog Dierk eine verdrückte Kautabakrolle aus der Westentasche und bot Petern an. Aber der sagte, er habe sich im Kriege das Schmöken angewöhnt, holte ein keckes Stummelpfeifchen hervor und entwickelte bald einen Qualm, als ob die Luft in der Dönze ihm allein gehörte. Die beiden am Ofen, die ihr Lebtag nur geprünjet hatten, tauschten mißbilligende Blicke ...

»Dennso erzähl mal 'n bißchen,« brach Dierk ein längeres Schweigen. »Hast du für deine Person auch Revolution gemacht?«

»Nä!« sagte Peter, schnell mal ausspuckend und sich in die Brust werfend: »Ich hab' treu durchgehalten, bis unser Hauptmann kommandierte: ‚Weggetreten!' Aber ... aber ...«

»Heraus mit dem Aber!«

»Ich hätte wohl Lust, bei euch ein bißchen Revolution zu machen.«

Dierk sah den Bruder geringschätzig an: »Du Revolution auf meinem Hof?«

»Nicht mit Schießgewehr und Handgranaten,« versicherte Peter, über das ganze Gesicht lachend, »nee, aber 'n lüttje glatte Frau möcht' ich euch ins Haus bringen.«

»N' Frau? Junge, bist du nicht recht klug?«

»Dumm bin ich lange genug gewesen,« sagte Peter gemütlich, »aber da oben in Schleswig-Holstein meerumschlungen bin ich klug geworden und zu der Einsicht gekommen, daß mit 'ner jungen Frau im Hause ein ganz ander Leben ist als mit zwei alten Jungs.«

»Jan-Bruder,« stieß Dierk endlich heraus, »sag' mal aufrichtig, hättest du in deinem Leben so was für möglich gehalten?«

Jan legte die Hand aufs Herz: »Eher hätte ich an meinen Tod gedacht.«

Dierk wandte sich jetzt voll dem jüngeren Bruder zu. »Peter,« begann er, »daß die Revolution wie allen Menschen so auch dir den Kopf ein bißchen verdreht hat, nimmt mich nicht wunder, denn ganz fest im Kopf bist du nie gewesen, und als kleiner Junge hattest du auch mal Gehirnentzündung. Aber nun bist du wieder bei vernünftigen Leuten und mußt bei kleinem wieder Vernunft annehmen ... Sieh mal, wenn hier eine Frau her gesollt hätte, dennso wäre es mir zugekommen, eine zu nehmen, denn ich bin der Älteste und der Bauer. Aber ich hab' darauf verzichtet, und so habt ihr beiden hier auf dem Hof begehn bleiben können ... Als deine Mutter noch lebte, was meine und Jan seine Stiefmutter war, hatten wir egalweg Streit und Spektakel im Hause. Aber von dem Tag an, wo sie totgeblieben ist, haben wir drei Brüder im schönsten Frieden miteinander gelebt. Akkrat so, wie das geschrieben steht im heiligen Gotteswort: ‚Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen.' Und nun soll ich auf einmal dir, dem Jüngsten, unserm Halbbruder, der gar nicht mal Recht an den Hof hat, Erlaubnis geben, uns alten Leuten hier ein Frauensmensch und den Unfrieden über den Hals zu bringen? Daß ich so gottverlassen dumm bin, glaubst du ja wohl selber nicht.«

»Wenn nicht, denn nicht,« sagte Peter, gelassen die Achseln zuckend. »Ich habe meiner Braut versprochen, ich wollte morgen zurückkommen und ihr Bescheid sagen, ob wir hier in der Heide oder in ihrer Heimat miteinander leben wollen. Uns ist das ja schließlich einerlei ... Ich geh' jetzt zu Bett, denn die lange Reise sitzt mir noch in den Knochen. Bis morgen früh könnt ihr euch die Sache ja in aller Ruhe überlegen.« Er klopfte am Stuhlbein seine Pfeife aus und verließ die Dönze.

Dierk und Jan waren so verblüfft, daß eine geraume Weile keiner ein Wort sagte. Dann machte Dierk sich mit Poltern und Schimpfen Luft, und Jan, nach seiner Gemütsart, erging sich in Jammern und Klagen. Das hielt auch noch eine gute Zeit an, als sie nebeneinander in ihrer Butze unter dem rotkarierten Feberberg lagen. —

Am andern Morgen trat Peter mit einer unbeschirmten Petroleumlampe vor den Bettschrank der Brüder und fragte: »Na, wie habt ihr's euch überlegt?«

Dierk stützte sich auf den rechten Unterarm, plierte mit zugekniffenen Augen in das grelle Licht und sagte: »Ja, Peter, ich bin mit mir einig geworden und will dir in aller Güte einen Vorschlag machen. Du weißt, daß du kein Recht an den Hof hast, und wenn ich einem von unserm Bruder in Amerika seinen Jungs den Hof zuschreiben lassen wollte, könnte kein Mensch was dagegen haben. Aber weil du all die Jahre hier deine Pflicht getan hast, will ich mal nicht so sein. Hör' zu: Übers Jahr übergebe ich dir den Hof und ziehe mit Jan aufs Altenteil ... wenn bei uns alles bleibt, wie es immer gewesen ist.«

»Ein Judas Ischariot bin ich nicht,« sagte Peter kalt, »dennso kann ich ja reisen.«

Das Licht verschwand, es war wieder Nacht in der Stube.

»Dierk, Dierk, du kannst und kannst ihn nicht missen,« stöhnte Jan, »beim Pflügen nicht und beim Torfstechen nicht und beim Mähen nicht ..«

»Das brauchst du mir gar nicht alles zu erzählen,« knurrte Dierk, »das weiß ich selber just so gut wie du.«

»Und mein alter Rücken kann das krumme Sitzen unter den Kühen auch nicht mehr aushalten, und das Waschen fällt mir auch sauer genug. Ich hab's mir diese Nacht immer wieder durch den Kopf gehen lassen und bin zuletzt doch zu dem Schluß gekommen: Besser, wir ver-

suchen es mal mit der Person, als daß wir beiden alten Leute hier von Gott und der Welt verlassen verkommen ... Hör', er zieht seine Stiefel schon an! Ist ja möglich, daß seine Braut keine von den Allerschlimmsten ist, und wenn sie dir nicht gefällt — herausschmeißen kannst du die beiden jeden Tag, denn du bist ja der Bauer. Soll ich hinlaufen und sagen, du wolltest es mal mit ihnen probieren?«

Dierk hatte den Kopf in die Kissen gewühlt und sagte nichts.

»Eben geht er aus der Tür,« wimmerte Jan. »Dierk, bester Bruder Dierk, darf ich hinspringen und ihm sagen, du wolltest es versuchen?«

»Tu, was du nicht lassen kannst, altes Weib! Aber gib mir nachher nicht die Schuld, wenn der Deubel loswird in unserm Hause!«

Jan war bereits halb über den Bruder weggekrochen und schoß in die nötigste Kleidung. Ein paar Augenblicke später hörte Dierk seine Holzschuhe über den frostharten Hof klappern und seine Weiberstimme kreischen: »Peter, Pe—ter!«

»Viel gute Stunden soll das Frauensmensch hier auf meinem Hof nicht haben,« brummte Dierk, »dafür will ich sorgen!« Und dieses Vorhaben gab seinem Gemüt einige Entlastung.

Mitte Dezember rückte der junge Ehemann ein, nicht mit einem Frauensmensch, sondern gleich mit zweien. Seine Karen war nämlich Kriegerwitwe und brachte ihm eine fünfjährige Ingeborg in die Ehe. Den alten Jungs hatte er diese Zugabe, um den Fall nicht noch schwieriger zu machen, weislich verschwiegen. Dies gestand er seiner Frau, als er sie mit dem altmodischen Kastenwagen vom Bahnhof abholte — er war nämlich um einen Tag vorausgereist —, und machte sie schonend darauf aufmerksam, daß es wohl erst ein bißchen Spektakel geben werde.

Eben hatte er das vom Herzen herunter, da wurde er von dem Postboten, der unter einer schweren Last den Birkenweg entlang keuchte, angerufen: »Peter, du bist wohl so gut und nimmst dies Paket deinem Bruder Dierk mit.«

Als Peter den Namen des Absenders gelesen hatte, wurde sein Herz fröhlich und guter Dinge. »Karen,« sagte er, »nun brauchst du gar nicht mehr bange zu sein. In diesem dicken Paket sind lauter Neuyorker Staatszeitungen, und wenn Dierk die hat, lebt er in Amerika und hat zu Hause für nichts Auge und Ohr. Und den guten Jan-Ohm werdet ihr beiden klugen Frauensleute schon um den Finger wickeln. Wir haben wirklich Glück gehabt!«

Als der Wagen vor dem Hause hielt, trat Jan heraus. Erschrocken starrten seine Augen auf das Kind, und Peter erklärte ihm, was es mit diesem für eine Bewandtnis habe. »Aber was wird Dierk dazu sagen?« bebte es über die Lippen des alten Knaben.

»Dem werd' ich den Mund stopfen,« rief Peter zuversichtlich und verschwand mit seinem Paket im Hause.

Als er in die Dönze trat, saß Dierk hinter dem Ofen, die Füße am Jakobsbrunnen, und machte sein finsterstes Gesicht. »Zum erstenmal nach dem Kriege Zeitungen von Bruder Jakob!« rief er ihm entgegen.

Dierks Züge belebten und erhellten sich, er stand auf und streckte beide Arme aus, die so lange entbehrte brüderliche Gabe in Empfang zu nehmen. Einige Minuten später hatte er eins der Riesenblätter entfaltet, und wie ein Segel entrückte ihn das seinem Heidehof und dem häuslichen Ungemach. —

Am Abend, als Jan seine Füße auf die Hochzeit zu Kana schickte, brachte er dem Bruder vorsichtig bei, daß Peter eine kleine Stieftochter habe. »Auch das noch?« brummte Dierk. »Na, meinetwegen macht, was ihr wollt!« Er vergrub das Gesicht wieder in seine Zeitung. Nach einer Weile schaute er hinter ihr hervor und sagte: »Jan, wir beide bleiben aber ganz für uns, auch mit dem Essen. Ich will mit dem fremden Volk nichts zu tun haben. Und dann sieh bloß zu, Jan, daß du die Hosen anbehältst. Peter seine Frau ist deine Magd, und dabei muß es bleiben.«

Jan versuchte also, wie befohlen, die Hosen anzubehalten. Aber wenn das nur so leicht gewesen wäre! Als er am nächsten Tage den Schleef, mit dem Karen im Suppenkessel rührte, ihr aus der Hand nehmen wollte, gab sie ihn einfach nicht her, und es fehlte nicht viel, so hätte sie ihn mit dem Ellbogen vom Herd weggestoßen. Am Tage darauf wollte er Brot backen, was doch in jedem ordentlichen Bauernhause Vorrecht der Bäuerin ist. Aber die Brote standen schon fertig da; er konnte nichts tun, als sie in den Ofen schieben. Kurz und gut, die Magd schwang sich im Handumdrehen zur Bäuerin auf, und das auf eine so natürliche Weise, daß Jan einfach machtlos dagegen war.

Nun konnte er aber mit Wasserpumpen, Torfholen, Kartoffelschälen und andern Handlangerdiensten, die ihm gestattet blieben, die Zeit nicht recht ausfüllen und würde einer bösen Langenweile anheimgefallen sein — wenn die kleine Inge nicht gewesen wäre. In Ermanglung besserer Spielkameraden machte sie sich an Jan-Ohm heran, der, nach anfänglichem Sträuben, auch willig auf ihre Einfälle und Wünsche einging. Wenn das kleine Mädchen ihm auf die Knie kletterte, mit den weichen Händchen die Rauhborstigkeit seiner Bartstoppeln zu prüfen oder seine paar Zahnruinen zu zählen, wurde ihm nicht nur ums Herz herum ganz warm, sondern auch die kalten Füße bekamen ihr Teil ab.

So wurde Weihnachten. Als die Dämmerung des Heiligen Abends herabsank, fand Jan sich auf seinem alten Platz am Ofen, dem er fast untreu geworden war, einmal wieder ein, druckste und druckste, und endlich war's heraus, was er auf dem Herzen hatte. Sie hätten drüben einen Christbaum geputzt und wollten ihn gleich anzünden; ob Dierk sich den nicht auch mal ansehen möchte? Dierk blickte von der Schilderung eines gräßlichen Mordes in Neuyork ernst mißbilligend auf und sagte: »Jan, wenn du eine Ahnung hättest, wie's in der Welt zugeht, würdest du zu solchem Kinderkram auch keine Lust mehr haben.« Und er vertiefte sich in die Einzelheiten seiner Mordgeschichte. Jan machte sich nach einer Weile still von dannen. Bald hörte Dierk sie drüben singen: »O du fröhliche, o du selige ...« Jans Altweiberstimme war deutlich herauszuhören. Er ließ die Zeitung auf seine Knie sinken. Wie war es an früheren Christabenden hier behaglich gewesen, wenn alle drei Brüder in Eintracht und Frieden um den Ofen saßen und die Füße gegen die angestammten Platten stemmten!

Dierk fühlte sich sehr vereinsamt. Wenn ich meinen Bruder Jakob in Amerika nicht hätte, der mir jede Woche die Zeitungen schickt, dachte er trübselig, dann wüßte ich wirklich nicht, was ich auf der Welt noch soll ...

Im Spätwinter zog die Grippe durch das Land und wußte auch den abgelegenen Hof in der Heide zu finden. Dierk wurde heftig von ihr gepackt, und da er sich zeit seines Lebens einer guten Gesundheit erfreut hatte, war er ein sehr schwieriger Kranker, mit dessen Pflege Jan seine liebe Not hatte. Aber eines Tags bekam auch dieser einen heißen Kopf und fing sogar an, dummes Zeug zu reden. Dierk schrie nach Peter, der denn auch angetrappt kam, aber meinte, davon verstände er nichts, auch müsse er heute Dünger fahren, und verließ brummend das Zimmer.

Gleich darauf steckte Karen den Kopf zur Tür herein und fragte bescheiden: »Darf ich Jan-Ohm eben mal besuchen?«

»Man herein!« knurrte Dierk.

Sie trat an die Schlafbutze, sah Jan besorgt in das Gesicht, legte ihm den Handrücken an die Backe und ging. Nach ein paar Minuten kam sie mit einer Obertasse zurück, hob Jans Kopf in den Kissen an und ließ ihn trinken.

»Was ist das für Zeug?« fragte Dierk, der zu Beginn seiner Krankheit an die Butzenwand übergesiedelt war, aus dem Hintergrunde.

»Ich hab' von meinen Eltern eine kleine Apotheke geerbt,« sagte die junge Frau freundlich.

»Hm ... auf die Homöopathie hat mein Vater selig auch immer große Stücke gehalten .. Karen, du bist wohl nicht so gut und gibst mir auch ein paar Tropfen?«

»Von Herzen gern!« sagte sie und führte, über Jan sich hinbeugend, ihm die Tasse an die Lippen.

»Besten Dank auch!«

»Da nicht für ... Was ich noch sagen wollte, Dierk-Ohm, meine Mutter hat lange Jahre zu Bett gelegen, und da hab' ich's ein bißchen gelernt, mit Kranken umzugehen. Hast du was dagegen, wenn ich euch beide verpflegen tu'?«

»Hm, ich hatte gedacht, Peter ...«

»Der versteht zuwenig davon, und wenn bei der Grippe einer nicht gut verpflegt wird ...«

»Ja ... wenn's denn nicht anders geht, und du's mit Gewalt willst ...«

»Besten Dank, Schwager ... Ich glaube, du könntest ganz gut ein weiches Ei vertragen. Soll ich dir eins kochen?«

»Ja, wenn du das für gut hältst ...« —

Es waren anderthalb Wochen vergangen, seit Dierk sich gelegt hatte, da sagte Karen eines Morgens, und ihre wasserblauen Augen glänzten: »Dierk und Jan, ich hätte es manchmal nicht geglaubt, aber nun krieg' ich euch alten Kerls mit Gottes Hilfe doch noch mal wieder auf die Beine. Wie mich das freut, das kann ich euch gar nicht sagen!«

»Wir leben ja auch ganz gern noch ein bißchen,« griente Dierk. »Karen, dort auf dem Bört liegt der letzte Großvaterapfel vom vorigen Jahr, den kannst du deiner kleinen Deern mitnehmen. Und dann krieg' mir mal aus dem Koffer den Strumpf, der ganz unten links in der Ecke liegt.«

Karen brachte das Gewünschte, und Dierk langte hinein. »Da!« Die junge Frau hielt ein blankes Zehnmarkstück in der Hand. Es fehlte nicht viel, und Dierk hätte eins der beiden Zwanzigmarkstücke genommen. —

Als die alten Jungs in der Genesung weitere Fortschritte gemacht hatten und eines Abends wieder die Füße gegen ihre Ofenbilder stemmten, sagte Dierk plötzlich: »Was meinst du, Jan? Soll ich Peter den Hof zuschreiben lassen?«

»Wenn Peter nicht im Kriege gewesen wäre,« meinte Jan, »und wenn er die fixe Frau nicht mitgebracht hätte, würde es wohl nicht gehen. Aber nun kannst du's dreist riskieren. Und du sollst sehen, wir beiden alten Burschen kriegen es auf dem Altenteil besser, als wir's in unserm ganzen Leben gehabt haben.«

»Das verlange ich nicht,« brummte Dierk. »Aber daß wir's gerade schlecht kriegen, glaube ich auch nicht ... Seine Frau ist 'n ganzen lüttjen Satan und weiß alten Kerls verdeubelt um den Bart zu gehn.«

# Allkunst

## Von Erika Rickton

Das Ringen nach einer Allkunst hat etwas Titanisches. Als einst in grauer Vorzeit der Mensch aus der Dumpfheit des tierischen Schlafes erwachte, hielt er, von einer einzigen Samenkernhülle umschlossen, die Allkunst in Händen. Langsam begann sie zu knospen, zu blühen; seine Gefühle der Lust oder Unlust wandelten sich in die reinen Vokale steigerungsfähiger Melodien, seine Gedankeneindrücke nahmen den Weg vom nachahmenden Abbild zu den Symbolen des Klanges, der Sprache, die durch Konsonanten charakterisierungsfähig gemacht ward. Seine Gebärden, die den Ausdruck seiner Gefühle und Vorstellungen unterstützten, veredelten sich in der Tanzkunst und erstarrten im plastischen Bilde. Und der menschliche Ausdruck spaltete sich in weit auseinanderstrebende Zweige — in Dichtkunst, Musik, Tanz, Malerei, Plastik und Architektur. Einmal noch fanden sie sich in dem Rahmen der Allkunst — im griechischen Drama — zusammen, ehe sich ihre Wege scheinbar für immer in unvereinbare Fernen verloren.

Aber die bildenden Künste haben die höchste Möglichkeit ihrer Entwicklung wahrscheinlich schon während der Renaissancezeit und ihres barocken Ausklangs erreicht; ihre Stilarten wandeln sich in Kopien oder streben hinüber in die Aufgabenkreise der andern Künste. Auch die Formen der Sprachkunst scheinen seit ihrer klassischen Blüte vor einem Jahrhundert erschöpft, und allein der ewige Fluß der Begriffe vermag sie mit neuem Inhalt zu durchglühen. Anders dagegen verhält sich das Material der Musik, das mit seiner Farbenskala von Drittel- und Vierteltonharmonien unsrer Phantasie einen noch nicht zu ermessenden Spielraum gestattet. Doch das Entwicklungsende der übrigen läßt uns das Ende sämtlicher Künste in kommenden Zeiten vorahnen, und die uralte Sehnsucht nach einem umfassenden Ausdruck für unser Empfinden, Denken und Schauen, der den übrigen Künsten in seiner Wirkung nicht nachsteht, sondern sie weit übertrifft, nach einem Zusammenschluß aller Errungenschaften auf dem Gebiete des schaffenden Ausdrucks, er flammt machtvoll von neuem empor.

Ist die Erfüllung noch möglich? Könnten auch wir eine Allkunst erlangen, wie sie die alten Griechen in ihrem Drama, der Vereinigung von sinnlicher Handlung und rhetorisch gesungenem Worte, besaßen? Eine Allkunst, wie sie einst ihrem Stand der Entwicklung genügte, ihrer noch halb gesprochenen Musik und ihren unvollkommenen Malereien, im Rahmen unsrer erhöhten Ansprüche an die einzelnen Künste?

Von den Großtaten eines Äschylus, Sophokles und Euripides sind uns nur Texte erhalten; die musikalischen Denkmäler bleiben auf spärliche Reste beschränkt. Wir können uns heute kein Bild mehr von dem Zusammenwirken aller griechischen Künste im Drama gestalten — wir können nur ahnen am Leitfaden der Entwicklung. Als 1600, während der Blüte der polyphonen Musik, ein kleiner Dilettantenkreis zu Florenz dramatische Rezitative mit spärlichen Harmonien verbrämte, hatte der größte Wendepunkt der Musikgeschichte begonnen — die Verselbständigung der harmonischen Farbe, die als Extrakt aus dem stimmenverschlungenen Tonmeer getaucht war, und mit ihr die Wiedererweckung des musikalischen Dramas — der Allkunst.

In der Sonne des Südens, wo nicht nur Zitronen, sondern auch Melodien blühen, überwucherte bald das erst ängstlich hervorgehobene Wort der Koloraturüberschwang klanglicher Phantasien; zu weit schon waren die Wege der Künste getrennt, um sich noch einmal mühelos einen zu können. Den nordischen Reichen blieb die Mission, das Werkzeug dem Inhalt unterzuordnen. Die richtige Stellung gegenüber der Handlung gab Gluck der Musik. Doch er vermochte seine Ideen nur zu beweisen, nicht zu verkörpern; er formte Typen aus Marmor, keine lebenswarmen Gestalten. Mozart dagegen war ein zu melodienerfüllter Genius, um mit Erkenntnissen ringen zu können; er bildete sich nicht weiter — er gab, bis er starb. In gesundem Instinkt hielt er die Mitte zwischen den Übertreibungen italienischen Ohrenrausches und den strengen Forderungen der sich in den Vordergrund drängenden Dichtkunst. Ihm folgte der Schöpfer des »Freischütz«, Karl Maria von Weber.

Doch wieder und wieder nahm italienischer Überschwang die Menschen gefangen; er flammte auf in der großen historischen Oper, in den prachtgesättigten Werken von Meyerbeer. Da trat das Erbe von Gluck ein Universalgenie an: mit dem »Rienzi« erkämpfte sich Richard Wagner in den von Trompeten und Posaunen erfüllten Sälen Gehör. Dann ging er sicher und unbeirrt den Dornenpfad der Idee, bändigte seine gewaltige Tonphantasie vom »Fliegenden Holländer« zum Dienst der dramatischen Handlung. Höher und höher hinauf trägt ihn sein Genius zum Ziel; wie Meilensteine läßt er am Wege »Tannhäuser«, »Lohengrin«, den »Ring des Nibelungen«, »Die Meistersinger von Nürnberg« und »Tristan und Isolde« zurück, um dann im »Parsifal« sein verklärtestes Kunstwerk zu schaffen. Hier hebt sich über die Wirkung der miteinander verbundenen Künste als etwas ganz Neues die Wirkung einer Verschmelzung empor. Eine Ahnung dämmert in uns herauf, daß, wie Musik und Idee hier ihr Bündnis ge-

schlossen, wir auch einer Vereinigung sämtlicher Künste nicht mehr fernzustehen brauchen.

Vorerst aber bleibt dieser gewaltige Geist, der mit übermenschlicher Willenskraft eine Welt zwang, sein Geschenk zu begreifen, seinen Nachfolgern unerreichbar. Ernste Naturen wie Strauß, Pfitzner, Schillings und Kienzl kämpfen vergebens gegen den Einfluß der Wagnerschen Klänge mit dem ganzen Bewußtsein ihrer Persönlichkeit an, andre fliehen auf das Gebiet der heiteren Oper, wie Wagners Sohn Siegfried und Humperdinck. Robustere Seelen wie Eugen d'Albert riefen die italienische Oper zu Hilfe, die denn auch mit Verdi wieder ihren Siegeszug hielt. Aber sie alle schauen den Schatten des großen Meisters zu ihren Häupten, der seine Erbschaft erst späteren Generationen vermacht hat.

Wie aber stehen die Aussichten für die Erfüllung der Erbschaft — die Allkunst? Betrachten wir den gewaltigen Baustein, den Wagner errichtet hat! Mächtig, uneingeschränkt walten in seinen Dramen die Klänge, jedoch die Dichtkunst hat sich schon alles gedanklichen Beiwerks enthalten müssen — wollte man aber den Stand unsrer Malerei an Theaterdekorationen bemessen, das Ergebnis würde ein klägliches sein.

Und dennoch: Verzagen hat keinen praktischen Nutzen, es hält den vielleicht sich ganz von selbst ergebenden Fortschritt nur auf. Dem 20. Jahrhundert erst war es vorbehalten, die Theorie der Ikarusflügel in die Gestalt einer Flugmaschine zu kleiden. Weshalb sollte es nicht späteren Zeiten gelingen, unsre Ohren und ihr klangliches Werkzeug so zu verfeinern, daß sie auch tiefste Gedanken zu charakterisieren vermögen? Weshalb sollten sich unsre immer größer und kostbarer ausgestatteten Theater dereinst nicht auch zur Wiedergabe höchster bildnerischer Darstellung eignen?

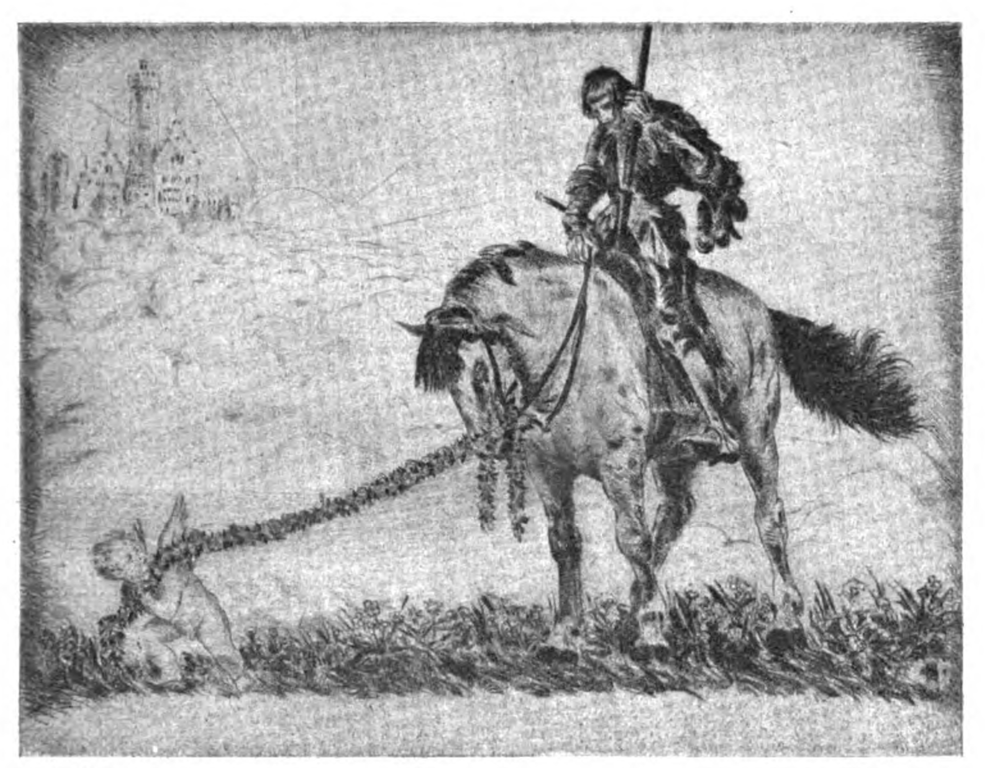
Die Künste können nach wie vor ihr Eigenleben entfalten, aber denkbar wäre es doch, daß sie außerdem sich zusammenschließen zu einem Geist, Gemüt und unsre höchsten Kulturansprüche voll befriedigenden Gesamtkunstwerk.

Weshalb also enge Grenzlinien ziehen, wo sich ein Ausblick eröffnet? Das starre Festhalten an Traditionen hat niemals den Fortschritt verhindert, wohl aber gehemmt. Und woraus leiten wir unsre theoretischen Regeln ab? Doch nur aus den Werken verstorbener Meister, die zu ihrer Zeit selbst als Umstürzler galten. Wir können mit Sicherheit eine Gewißheit nur geben: diese, daß künftige Zeiten sich ganz beliebig gestalten werden, doch niemals genau so wie unsre eigne. Und wenn wir auf unser letztes Jahrhundert blicken, wo die Malerei erst zu dichten und dann Harmonien zu geben versuchte, in dem die Musik nach programmatischer Dichtung und Malerei, die Dichtkunst aber nach Bildern und Wortmusik strebte — dann dämmert in uns eine Ahnung herauf, daß wir an der Schwelle einer neuen Epoche stehen, deren Blüte, die Allkunst, wir nicht mehr erleben werden, wie einstmals die Italiener der Renaissance nur die ungefügen Bausteine legten, auf denen sich unsre moderne harmonische Tonkunst erheben sollte.

# Die stille Kammer

Ich kam in eine stille Kammer,
Als übers Nachbarhaus
Der Vollmond schien,
Schneeweißes Linnen
Auf den dunklen Boden warf
Und auf das Bett,
Darauf ein Toter lag.
Die Hände steif gefaltet,
Die Augen halb geöffnet,
Starrt er mich gläsern an.
Ein Mondstrahl schlüpft
Leis in den Lidersspalt
Und stiehlt sich wieder fort,
Als zög' ein Schauder ihn zurück.
Halb offen auch der Mund
Im Busch des Barts,
Als wäre in der letzten Rede
Er jählings unterbrochen.
Ein heiliges Buch
Ist unters Kinn ihm so gelegt,
Daß das Gesicht
Natürlich noch erscheine.
Das Totenlaken leuchtet
In alle Ecken,
In die zurück ich taumle
Schaudervoll.
Der gute Mond
In seiner stillen Art
Läßt eine Wolke, protzig dick,
Bescheidentlich vorüberziehn,
Rollt's Linnen leise auf
Und wirft es wieder hin.
Ich steh und starre;
Der Tote scheint zu leben,
Doch täuscht des Mondes Spiel.
Wer tot ist, der ist tot.
Der kalte Grauensschweiß
Rinnt von der Stirne mir,
Denn meine Füße sind
Baumwurzelhaft gebannt ...
Ich will zur Tür
Und kann mich nicht bewegen;
Ich will um Hilfe schrei'n
Und kann den Mund nicht regen..
Barmherz'ger Gott!
Der Tote in dem Linnenschnee,
Der Tote, Gott, mein Gott, ich seh —
Der Tote bin ich selber!

Heinrich Sohnrey



Karl Ritter: Heimweh

# Von Kunst und Künstlern

Karl Ritter: Faust und Helena (vor S. 273); Eros (vor S. 257); Heimweh (S. 321) — Hans Richard Heinmann: Alpentraum (vor S. 221) — Mathilde von Freytag-Loringhoven: Bunter Rosenstrauß (vor S. 281) — H. E. Linde-Walther: Zwillinge (vor S. 313) — Otto Keck: In der Dorfkirche (vor S. 229) — C. Krafft: Aus Brandenburg an der Havel (vor S. 289) und Altes Haus in Pichelsdorf (vor S. 293) — Karl Reuß: Auf Usedom (vor S. 309)

Auch wenn Karl Ritter selbst sich für den tiefen Eindruck, den er als junger Mensch von Max Klingers Werken empfangen hat, weniger dankbeflissen zeigte, auch wenn er ihn, wie das wohl in ähnlichen Fällen geschieht, verhüllen und verleugnen wollte, Blätter wie »Faust und Helena«, wie »Eros« und »Heimweh« würden für diese Anregungen laut genug zeugen. Weniger durch die Radiertechnik, die dem Kenner ihre Herkunft aus der Münchner Schule verrät, als durch den starken philosophisch-literarischen Einschlag, den die Arbeiten mit Klingers Schöpfungen gemeinsam haben. Es sind Paraphrasen, freie, selbstschöpferische Umschreibungen und Auslegungen dichterischer Gestalten und Szenen, nicht etwa Illustrationen zu ihnen: sowenig wie zu einem Blatt von Klinger, würde man auch unter diese den Wortlaut der Dichtung setzen können, an die sie sich anlehnen oder von der sie sich haben inspirieren lassen.

»Faust und Helena« — niemand anders als Goethe mit dem zweiten Teil seines Gipfelwerkes kann die Anregung zu diesem Blatt gegeben haben, aber nach den Versen, die den Text zu Ritters Darstellung liefern, wird man dort vergebens suchen. Fände man die, so hätte sich der Künstler selbst gewiß die Mühe sparen können, den bei Grauert & Zink, dem wohlbekannten Kunstverlag in Berlin-Charlottenburg, erschienenen Originalabzügen auf besonderem Blatt folgende Erläuterung mitzugeben:

Mephisto hat Faust die Maske des schwermütigen greisen Philosophen abgenommen und ihn zum leidenschaftlichen mittelalterlichen Ritter gemacht. Fausts Traum, das Ziel seiner Sehnsucht, Helena, schwebt ihm aus einem griechischen Tempel entgegen, mit sanft hingebungsvoller Gebärde ihm die Erfüllung seiner heißen Wünsche anzeigend. Der eigenartige Gegensatz der Zeiten, in denen die beiden erhabenen Goethischen Figuren gelebt haben, ist durch die strengen Linien des antiken Tempels und den hellenistischen Strahlenkranz einerseits und das mystische Drachen- und Löwenmuster in Faustens gotischem Gewande anderseits anzudeuten gesucht. Mephisto ist als der zeitlose ewige Geist des Bösen, als der gefallene Engel aufgefaßt. In dem Augenblick, da die beiden Figuren, mit denen er spielt, der Mensch, um dessen Seele er

ringt, und der Geist, den er heraufbeschworen hat, ihn zu vergessen scheinen, weicht die Maske in seinem Gesicht dem Ausdruck des Ewig-Verfluchten, für den die Episode, der er beiwohnt, so unsäglich unbedeutend ist gegenüber der Ewigkeit seines trostlosen Daseins. Während Faustens Antlitz selig verzückt ist, starrt er grimmig und düster ins Leere.

Noch unendlich vieldeutiger als das Symbol von Faust und Helena erscheint das des Eros. Dem einen ist es der Ausdruck für die Liebe schlechthin, für das Wohlgefallen an einem andern, es zu besitzen, ihm sich zu widmen und hinzugeben, sich mit ihm zu vereinigen und gleichzusetzen; Platon versteht darunter den philosophischen Trieb, den Erkenntnisdrang, der aus der höheren gottverwandten Natur des Menschen entspringt und dahin strebt, Gott ähnlich zu werden, sich aus dem Endlichen ins Unendliche zu erweitern. Hören wir auch hier, was der Künstler selbst zu seiner Darstellung zu sagen hat:

Eros, der Gott der Liebe, kann himmelhochjauchzende Freude bringen und kann in den Abgrund erschütternder Tragik schleudern. In tausend Gestalten erscheint er, zart, hehr, stark, schwach, tragisch und dämonisch bis zur Maske des Todes. Er schleudert die Liebenden in die Einsamkeit des brandenden Meeres der Leidenschaften und heftet sie, ehe sie von den tosenden Wogen hinweggerissen werden, mit seinem schwarzgefiederten Pfeil an den Felsen, während der furchtbare Gott selbst in Gefolgschaft der schwermütigen Vögel der Sehnsucht schweren Flügelschlages davonrauscht.

Freundlicher und lieblicher, erfüllt von deutsch-romantischer Poesie ist die Vorstellung, die der dritten Radierung Karl Ritters, dem »Heimweh«, zugrunde liegt. Auch hier lastet auf dem Ritter und seinem Roß wohl noch bittere Schwermut, was sich in beider Haltung ausprägt, aber das geflügelte Engelchen, das beide an blumenumwundenem Seil auf den Heimatspfad lenkt, schaut desto freundlicher aus, und zum Überfluß werden oben hinter den von der aufgehenden Sonne angestrahlten Wolken die Umrisse der heimatlichen Burg sichtbar, nach der die Sehnsucht des Ritters geht. Meister Thoma hat in einem bekannten Blatt einen ähnlichen Gedanken zum Ausdruck gebracht, lyrischer, inniger und weicher, während hier das Epische, das Ritterlich-Romantische unsrer alten Heldenlieder vorherrscht.

Karl Ritter, 1888 in Würzburg als Sohn des Professors Hermann Ritter, des Erfinders der Viola alta, geboren und bis zur Revolution Offizier, ist erst als Dreißigjähriger zur Kunst, insbesondere zur Radierung gekommen, entscheidend angeregt durch Raffael Schuster-Woldan und technisch ausgebildet bei Oskar Graf, Peter Halm und Paul Geißler in München. Ende 1920 erschienen bei Grauert & Zink seine ersten Radierungen, und in dieser beweglichen graphischen Kunstart glaubt seine ausgesprochene Neigung zum Literarischen, zum Erzählen und Dichten auch fernerhin die besten Ausdrucksmöglichkeiten für seine Freude an »Ideen und Gesichten« zu erblicken. »Ich habe,« bekennt er in einer Zuschrift an uns, »ein Land gefunden, wo alle materiellen und politischen Interessen in Nichts versinken, eine schönere Welt, und ich bin restlos glücklich darin.«

Dies jubelnde Glücksgefühl freien künstlerischen Schaffens erklingt auch aus Hans Richard Heinmanns »Alpentraum«. Wir wissen aus dem im Märzheft 1923 erschienenen Aufsatz von F. u. W. Adler, welch »unsichtbares Königreich« dieser oben im sächsischen Erzgebirge heimische Maler sich in seiner Kunst geschaffen hat, und wie wenig er sich auch in den Alpen, im Angesicht der himmelanstrebenden Berge von dem eigensten Gesetz seiner Persönlichkeit, seiner reichen, phantasiebeseelten Innerlichkeit, entfernte. Ja, mit den Alpen ist etwas Erlöstes und Tief-Heiteres in Heinmanns Kunst gekommen, vor allem eine neue leuchtende Farbigkeit. »Sie sind ihm eine Welt, die jenseits alles Menschlichen emporragt und in deren Zauberbann uns die süßen und schweren Schauer des Göttlichen und Unendlichen umwehen.« Der unbedingt auf »Naturwahrheit« Eingeschworene mag an dem »Alpentraum«, seiner Perspektive, seinen Größenverhältnissen und seiner Farbengebung mancherlei auszusetzen finden, aber er vergäße bei solcher Kritik, daß hier nicht etwa ein bestimmter Naturausschnitt gegeben werden soll, sondern ein inneres Gesicht des Alpen-Erlebens, ein Alpentraum, in dem sich alle Lust und Freude, alles Glück und Entzücken an der von himmlischem Licht verklärten Bergwelt zu einer die Wirklichkeit überfliegenden Vision verdichtet.

Auch Mathilde von Freytag-Loringhoven, die uns schon oft mit ihren Blumenbildern erfreut und erquickt hat, wird die bunten Kinder der sommerlichen oder herbstlichen Flur nicht pedantisch einem mühsam zusammengestellten Blumenstrauße nachgemalt haben, auch sie hat sicherlich ihre innere Anschauung, ihre Vertrautheit und Liebe, ihre Naturfreude, ihr ewig junges Künstlerherz mit in diesen »Bunten Rosenstrauß« gegeben, sonst könnte er uns, weit über bloßes technisches Gelingen hinaus, nicht so zum Herzen und zur Seele bringen wie dieses Blumengedicht.

H. E. Linde-Walther, den wir längst als Meister der Kinderdarstellung kennen und schätzen, gibt uns aus der Berliner Akademie-Ausstellung des Jahres 1924 ein neues Meisterstück dieser Art. Sicher sind es Porträte, unmittelbar und frisch nach dem Leben gemalt, diese

»Zwillinge«, aber darüber hinaus sind es Kinder, kindlich in ihr kindliches Spiel versunkene Menschlein, die von »Repräsentation«, von Schöntun und Gefallenwollen noch nichts wissen, und diese naturhafte Unbewußtheit macht sie so lieblich und reizend.

Von Otto Keck, dem Allgäuer Bauernmaler, den wir den Lesern vor einiger Zeit (Maiheft 1924) in einem eignen Aufsatz vorgestellt haben, bringen wir aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung dieses Jahres ein neues Gemälde: »In der Dorfkirche«. Es zeigt, selbst mit den gelungensten der im Aufsatz wiedergegebenen Bilder verglichen, in der Behandlung des Raumes, in der Zusammenstimmung der Figuren, im Gemütsausdruck, in der ernsten, gesammelten Andachtstimmung dieser echt bäuerlichen und doch in ihrer Art vornehmen, weil charaktervollen Menschen einen erstaunlichen Kunstfortschritt, der für die weitere Entwicklung dieses bodenständigen und eigenwüchsigen Malers die besten Hoffnungen erweckt.

Die zwei Radierungen von Carl Krafft, die wir gleich denen von Ritter in Mattondruck bringen, holen sich ihre architektonischen und landschaftlichen Motive aus der Mark: das Blatt aus Brandenburg a. d. Havel faßt, mit der alten Paulikirche im Mittelpunkt, einen jener zugleich monumentalen und malerischen Winkel, an denen die alte Wendenstadt so reich ist; das aus Pichelsdorf bei Berlin hält, ehe auch dieses schon auf der Konskriptionsliste stehende Gehöft den weiter und weiter um sich greifenden Polypenarmen der raumhungrigen Millionenstadt zum Opfer fällt, eine märkische Idylle fest, wie nur das Malerauge sie dort noch findet.

Dem Braunschweiger Karl Reuß endlich ist es gelungen, der zwischen Ostsee, Pommerschem Haff und Peene gelagerten Insel Usedom, die trotz ihren Brüchern, Wiesen, Seen und großen Waldungen den Malern bisher nur spärliche Ausbeute geliefert hat, ein Dorfbild abzugewinnen, auf dem uns die breite, schwere, behäbige pommersche Natur mit den wuchtigen strohgedeckten Bauernhäusern, den massigen Baumstämmen, den lastenden Schatten und dem weichen, gleichsam wattierten Boden förmlich zum Greifen nahegebracht wird. Je spröder die Natur, desto schwerer des Malers Arbeit. F. D.

# Vergehen

Es sprach die Frau am Morgen zu der Rose:
Ich bin so alt, ich habe lang gelebt.
Ich weiß es kaum mehr, daß ich dir einst glich,
Und doch wie Schlaf nur einer Nacht sind meine Jahre.

Es sprach die Mücke abends zu der Rose:
Ich bin so alt, ich habe lang gelebt.
Fern, fern ist meiner Jugend erster Tanz,
Und doch flog alle Lust wie Schwalbenflug vorüber.

Und nachts, als leise sich der Wind erhob,
Da sprach die Rose klagend zu den Sternen:
Wie schwach bin ich! Seht, meine Blätter fallen,
Wenn nur das kühle Mondlicht mich berührt.
Ich bin so alt, ich habe lang gelebt,
Und doch: ein Wölkchen, das ich kaum erst sah
Und schon verlor, floh nicht so schnell wie meine Tage.

Es tönte keine Antwort dieser Klage.
Doch aus unendlich weiter Ferne klang
Ein schmerzerfülltes Seufzen zu der Erde:
Ich war ein Stern, war eine Welt voll Schönheit
Und mein Geschlecht voll Ewigkeitsgedanken.
Ach, Millionen Jahre sind verglüht
Wie Menschentraum, wie Mückentanz, wie Rosenblühn.

Doch Gott in seinem Sternenmantel hörte
Aus trunknem Brausen alles Werdejubels
Die Schmerzensworte der Vergehenden.
Er breitete die Arme aus und sprach:
Kommt, meine armen Kinder, an mein Herz!
Hier ruht euch aus, vergesset Schmerz und Freude,
Bis euch die Lust des Lebens wieder lockt
Aus meinem Schoß zu neuem Spiel verjüngt.

Ich weiß, und wenn ihr tausendmal auch stürbet,
Ihr wolltet tausendmal das Leben wieder.
In mir allein ist ewige Gegenwart,
Und außer mir nur schmerzliches Vergehen.
Ich aber bin in jeder Lust und jedem Tod,
Und eure letzte Sehnsucht ruft nach mir.

Und Frau und Mücke, Rose und Gestirn,
Sie schliefen selig ein im tiefen Schoße Gottes.

C. V. Susan

# Literarische Rundschau

Marie von Ebner-Eschenbach: Letzte Worte — Walter von Molo: Auf der rollenden Erde — Emil Ertl: Der Halbscheid — Ludwig Mathar: Der arme Philibert — Wilhelm Brandes: Vor fünfzig Jahren in einem braunschweigischen Forsthaus — Ewald Banse: Die Seele der Geographie — Bruno Taut: Die neue Wohnung — Verschiedenes

Im Archiv des Schlosses Zdislavitz in Mähren, wo sie bis zuletzt ihre Sommertage verbrachte, wird der literarische Nachlaß **Marie von Ebner-Eschenbachs** aufbewahrt, und für alle Freunde der Dichterin ist es ein tröstlicher Gedanke, daß zur Verwalterin dieses Nachlasses **die** eingesetzt worden ist, die ihren literarischen Arbeiten lange Jahre hindurch am nächsten gestanden hat: Fräulein Helene Buchner, sie, die sich so vollkommen in das Wesen und die Gewohnheiten ihrer Herrin eingelebt hatte, daß sie mit den sanften, liebenswürdigen Umgangsformen auch deren Schriftzüge bis aufs i-Titelchen angenommen hatte. Dürfen wir daraus doch die Bürgschaft entnehmen, daß nichts an die Öffentlichkeit kommen wird, was des hohen Namens nicht würdig wäre und der eignen Strenge der Dichterin nicht genügt hätte. Was nach diesem Grundsatz zunächst ausgewählt und unter Fräulein Buchners Verantwortung zu einem Bande zusammengestellt worden ist — »**Letzte Worte**« nennt er sich und ist mit einem bisher unbekannten Bildnis der Dichterin aus ihren letzten Lebensjahren geschmückt (Wien, Rikola-Verlag) —, bringt wenig Ungedrucktes, desto mehr Zerstreutes, das sonst vielleicht der Vergessenheit verfallen wäre.

Eingeleitet wird der Band durch Erinnerungen des Grafen Franz Dubsky an seine berühmte »Tante Marie«, anspruchslose Aufzeichnungen kleiner, unscheinbarer Begebenheiten, durch die wir uns aber doch gern aufs neue bestätigen lassen, wie geistig und fraulich zugleich das menschliche Wesen dieser Dichterin war, wie mütterlich sie ein Kind zu führen, wie tief sie in dessen Wesen hineinzublicken wußte. Der junge Graf hat da in frühen Jahren schon von einer unübertrefflichen, ihre Lehre lebenden Lehrmeisterin eine Lektion empfangen über das, was wahre Vornehmheit ist, und wie tief sich solche Vornehmheit zu den Geringen, Armen und Elenden niederbeugen darf, ohne ihre »Noblesse« zu verlieren. Das Märchen vom Hirzepinzchen, die Geschichte jenes kleinen allzu kecken und selbstbewußten Jungen, der die Liebe seiner Umgebung als etwas Selbstverständliches hinnahm, sie schlecht vergalt und in seinem Übermut sogar eine leibhaftige Fee als »gemeine Person« bezeichnete, war auf ihn und seine Unarten gemünzt, und in der Novelle »Fräulein Susannes Weihnachtsabend« wurde seiner Besserung ein lebendes Denkmalchen gesetzt. Ja, die Tante konnte strafen, wenn sie böse Keime in einem Menschen entdeckte, eigentümlich aber war ihr die Milde, die alles entschuldigte und alles verzieh, nur eins nicht: den Eigennutz und die Gleichgültigkeit — wovon eine hübsche Parabel dieses Buches aufs neue erzählt.

Den Erinnerungen des Grafen folgt eine Nachlese aus den eignen Erinnerungen der Dichterin, die zu dem schon Bekannten aus ihren Kinder- und Lehrjahren noch ein paar liebenswerte Züge hinzutun, z. B. den, daß sie meint, ihre Liebe zu den Bewohnern ihrer engsten mährischen Heimat habe ihren Ursprung in der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit und Treue, die das Landvolk ihrer früh verstorbenen, gleich einer Heiligen verehrten Mutter über das Grab hinaus bewahrte. Und wie ganz und unverfälscht haben wir die Stolz-Bescheidene in dem Ausspruch: »In meiner Jugend war ich überzeugt, ich müsse eine große Dichterin werden, und jetzt ist mein Herz von Glück und Dank erfüllt, wenn es mir gelingt, eine lesbare Geschichte zu schreiben ...«

Aus Rom, das zu Ende des Jahrhunderts erst der Neunundsechzigjährigen als ein wunderbares Erlebnisglück in den Schoß fiel, schreibt sie an ihre Lieben daheim Briefe voll feiner Natur- und Kunstschilderungen, niemals schöner, als wenn sich damit zartsinnige persönliche Beobachtungen und Erkenntnisse des Menschlichen verbinden lassen. Die Heiterkeit des römischen Volkes war es vor allem, was sie entzückte und beglückte, und vor den großen Kunstwerken des Altertums und der Renaissance genoß sie in vollen Zügen das Glück, einmal unbedingt bewundern zu können. »Für mich war Rom kein Ausgangspunkt,« schreibt sie beim Abschied, als sie sich entschlossen hat, auf Neapel und Florenz zu verzichten, »sondern ein Ziel. Über jeder neuen Offenbarung des Gewaltigen und des Schönen, die ich empfing, schwebte der Gedanke an das nahe Scheiden, und nie und niemals verließ mich die Überzeugung: Früchte werden diese goldenen Tage mir nicht tragen. Ich habe nicht mehr die Zeit und nicht mehr die Kraft, zu verwerten, was ich hier erwarb. Ein wehmütiges und doch auch köstliches Bewußtsein. Es macht diese jüngste Vergangenheit zu etwas Einzigem, in sich Abgeschlossenem, an das kein Wunsch, keine Hoffnung sich knüpft, das nichts sein will als eine bescheidene Erinnerung.« **Eine** Frucht hat dann freilich der römische Aufenthalt der Siebzigjährigen doch noch geschenkt, eine der saftigsten und süßesten, die an ihrem Baume gereift sind: die Künstlergeschichte »Agave«, die, frisch vom Zweige gebrochen, den Lesern der Monatshefte im Jahrgang 1902 auf 1903 dargereicht werden konnte.

Unter dem übrigen Inhalt des Nachlaßbandes begegnen uns novellistische Skizzen, eine historische Anekdote, eine paar erzählende (in der Form nicht bis zur letzten Vollendung gediehene) Gedichte, eine Plauderei über die Uhrensammlung der Dichterin und endlich eine Nachlese von Fabeln, Parabeln und Einfällen, aus denen viel Lebensweisheit, aber noch mehr Menschenliebe und -güte zu lernen wäre. Was sie an den beiden alten adligen Bittstellerinnen beobachtet hat, von denen sie in der historischen Anekdote aus Kaiser Franz' 1. Zeit erzählt, das gilt auch von ihr: »Die reinste Kinderunschuld kann hervorgucken aus den tiefen Falten eines Greisenangesichts, aus halb blind gewordenen Greisenaugen.«

Die Neigung zum Abgebrochenen, Sprunghaften und Flackernden muß doch wohl tief in Walter von Molo verwurzelt sein. Immer wieder tritt sie hervor: schon in den Schiller- und Friderikus-Romanen, mehr noch in dem Roman der Befreiungsvorbereitung »Das Volk wacht auf«, und auch der neueste Molo, diesmal kein historischer, sondern ein moderner Roman, genannt nach der ewig ruhelosen Kugel, die das ewig ruhelose Leben und damit unser Schicksal trägt: »Auf der rollenden Erde« (München, Alb. Langen), ist so ein Buch nervöser Unruhe, das mit seinem ewig ruhelosen Helden Pankraz Bodenmatz bald hierhin, bald dorthin springt, bald diesen, bald jenen Faden aufnimmt. Bis sich zeigt, daß sich doch alles zum Ganzen webt, daß dieser Meister Überall und Allezeit, dieser unermüdliche Menschenfreund und Menschenhelfer, dieser Rechts- und Wahrheitsfanatiker — was ihm Lohn genug ist — eine sonst rettungslos der Zerrüttung verfallene Ehe glücklich wieder eingerenkt, nein, von Grund aus geheilt und durchläutert hat. Freilich ist es nicht immer leicht, diesen leitenden Romanfaden festzuhalten, und lange Strecken hindurch will es scheinen, als hingen nicht an ihm, sondern vielmehr an den Nebenfäden und Zuleitungsfasern, die das Gewebe dutzendfach durchziehen, die eigentlichen Werte des Buches. Denn mit allen Ständen und Klassen, allen sozialen und gesellschaftlichen Erscheinungen, mit alt und jung, reich und arm, hoch und niedrig beschäftigt sich dieser Geburtshelfer menschlicher Seelenkraft, immer und überall sucht er das Natürliche und damit das Gute, Starke und Reine aus seinen Mitmenschen zu entbinden, immer und überall will er dem Unwahren und Halben, dem Verbogenen und Verlogenen wehren. Dabei ist er alles andre als ein Moralist, vielmehr verehrt er die Natur und das Leben als die oberste der Gottheiten und kennt keinen höheren Ehrgeiz, als ihnen zum Siege zu verhelfen. »Alles, alles ist erlaubt«, heißt sein Evangelium, »bloß die Gemeinheit nicht. Die verbietet Gottes Zeugungsgröße!« Und als er einmal von einem dogmen- und satzungsstrengen Pfarrer nach seinem Bekenntnis gefragt wird, antwortet er: »Mein Bekenntnis? Es lautet ungefähr so: Gott ist gerecht, er ist nicht parteiisch. Gott ist allmächtig, er braucht drum keinen Helfer wie Sie! Gott ist barmherzig, drum erlaubt und verzeiht er alles! Gott ist der Anfang und das Ende, drum ist er niemals beschränkt, er ist nicht in Gesetze zu fassen, wir können uns nur durch Liebe mit ihm verbinden ... Gott ist so umfassend, so verstehend und gütig, daß kein Mensch, der nicht alles zu verzeihen und zu verstehen vermag, ihn begreifen kann.« Und doch faßt Bodenmatz die Menschen hart an, wenn sie sich aus Halbheit oder Bequemlichkeit, aus Dumpfheit oder Verbohrtheit dem besseren Triebe widersetzen, und keinem ist er ein freudigerer, ein tapferer Helfer als denen, die im Kampfe stehen. Richtig leben heißt für ihn alles Geschehen ergriffen, ergeben und gehorsam hinnehmen, auch in der Sünde der Menschen die Notwendigkeit und das Gottgewollte erkennen. Der Strom des Lebens soll ruhig weiterfließen; nur das Uferstücklein, das seine Schützlinge bewohnen, wird er schützen, denn das ist sein Geschäft. Die Flammen mögen ungehemmt weiterbrennen: nur ihnen die Richtung geben ist seine Sache. »Helfen, helfen, helfen!« ist sein leidenschaftliches Verlangen. Es gibt nichts andres in dem Wirbel des Lebens ... Wer eine romanhaft verknüpfte Geschichte sucht, wird von diesem Buche enttäuscht sein; wer aus einem Roman ein Weltbild auffangen will, spiegele es sich auch nur in engen Teichen und schmalen Rinnsalen, wird sich von Molos »Rollender Erde« reicher belohnt fühlen als von manchem von Konflikten und Geschehnissen nur so strotzenden Romanbuche.

Otto Ernst Hesse, der Literaturgeschichte mit den Gaben eines Dichters betreibt, hat zum Kant-Gedenktage dieses Jahres ein paar Novellen veröffentlicht, die das Menschlich-Persönliche an dem erhabenen Weisen von Königsberg ins Licht rücken, ohne seine Größe auch nur im leisesten durch Läppisch-Anekdotisches zu beschatten. Hoffentlich erscheinen diese Kant-Novellen einmal gesammelt mit andern, die dem Philosophen und seinem Werk einen ähnlichen lebendigen Liebesdienst erweisen, und wenn bei der Sammlung die rechte Freiheit und Unbefangenheit herrscht, die sich nicht an das persönliche Auftreten des »Helden« klammert, könnte sich wohl auch Emil Ertls Erzählung »Der Halbscheid« (Leipzig, L. Staackmann) dazugesellen. Und das, obgleich sie hundert Jahre nach Kants Tode spielt und gewiß keiner

von denen, die darin vorkommen, den Philosophen auch nur dem Namen nach kannte. Denn auf den sittlichen Gehalt kommt es an, und der ist für diese Geschichte in einer Paraphrase zu Kant niedergelegt, die den Lebensnerv seines Denkens und seiner Lehre trifft: »Weder auf der Erde, so reich und schön sie ist, noch am gesamten Himmelszelt, das sich wie die Unendlichkeit selbst über uns wölbt, gibt es einen Anblick, der erhabener wäre als wahre sittliche Größe in einem einfältigen Gemüt« ...

Ein Kriegsinvalide, den man längst totgesagt, dessen Namen man auf die Gedenktafel der Gefallenen gesetzt hat, kommt aus langer Gefangenschaft in die Heimat zurück und findet die Geliebte seiner Jugend an einen andern verheiratet. Wie Enoch Arden kostet er, gerührt von der Erinnerung, die an der Stätte seines einstigen Glückes und seiner Triumphe über den Nebenbuhler haftet, eine Weile die Wehmut des Verzichtes durch, denn was wäre ihm, dem Krüppel, dem sie »die Halbscheid«, die ganze linke Seite, durch künstliche Glieder ersetzt haben, noch andres beschieden! Selbst der Anblick der Geliebten und ihres Töchterchens soll ihn nicht aus seiner Stummheit reißen; tot will er sein und namenlos wieder in der Fremde untertauchen, um Ruhe und Glück andrer nicht zu stören. Aber es wird mehr von ihm gefordert als diese schweigende Standhaftigkeit. Wie er so dahinwandert ins Ungewisse, kommt ihm auf zügellos gewordenem Fuhrwerk, nahe am Wildstrom, dessen Brücke gebrochen, der Mann seiner Christine entgegen. Einen Augenblick schießt's ihm durch den Kopf: »Das Schicksal hat's gewollt!« Aber schon im nächsten hat er sich wieder, um sich dem wütenden Tiere in die Trense zu werfen. Mann und Pferd und Fuhrwerk sind gerettet; der Halbscheid freilich kollert zu Tode getroffen in den Straßengraben und haucht seinen Geist aus, noch ehe der Arzt und der Pfarrer zur Stelle sind, aber aufs köstlichste getröstet von den letzten Dank- und Liebesworten seiner Christine. Der Name auf der Gedenktafel steht nun doch wohl zu Recht da, ehrenvoller aber noch ist das Marterl, das sie dem Engelbert Sommerauer am Platze seiner selbstlosen Rettungstat errichtet haben und worauf die ungelenken und doch so vielsagenden Verse stehen:

> Den Halbscheid haben sie ihn genannt,
> Es fehlte ihm die linke Hand,
> Es fehlte auch das linke Bein,
> Sein Herz jedoch war gut und rein.

Die Geschichte, aus dem Herzen des Volkes empfangen, ist mit einer wohltuenden Schlichtheit und Verhaltenheit erzählt, und eine Buchkünstlerin von Rang, Norbertine Breßlern-Roth, hat neben vielen Textbildchen reizende farbige Steinzeichnungen dazu geliefert.

Im »Bienenkorb«, der Herderschen Bücherei zeitgenössischer Erzähler (Freiburg i. Br., Herder u. Co.), begegnet mir zum ersten Male der Name Ludwig Mathar. Er steht auf dem Titelblatt einer kleinen volkstümlich gehaltenen Erzählung, die weder in ihrem novellistischen Gehalt noch in ihrer literarischen Form welterschütternd ist, die aber gerade in dieser engen Begrenzung deutlich die außergewöhnliche, wohltuende und vielversprechende Begabung dieses — ich glaube rheinischen — Erzählers erkennen läßt. Was Mathar da auf 80 schmalen Seiten vom »Armen Philibert« erzählt, ist das Leben eines Eifelbauern, das in schnellem Glückswechsel vor uns auf- und niedersteigt, sein inneres Wesen aber weder beugen noch verrenken kann, da seine gerade gewachsene Natur sich des rechten Weges bewußt bleibt und am Ende auch aus dem Leid und der Demütigung nur das sie Läuternde und Reifende zu gewinnen weiß. Äußerlich vollzieht sich alles in schöner epischer Ruhe und Gelassenheit, innerlich brausen die Stürme des Schicksals, die auch uns ergreifen. Dabei fehlt es nicht an den feinen, tröstlich spielenden Lichtern des Humors, und es ist ein Zeichen für die sichere Kunst dieses Erzählers, daß er sich auch in Augenblicken tiefen Ernstes oder schicksalsschwerer Entscheidung kleine schelmische Schnörkel nicht zu versagen braucht, so fest hat er sich und uns in der Hand. Der Verfasser hat schon Größeres und Bedeutungsvolleres geschrieben, auch Romane; es wird sich lohnen, auf ihn achtzugeben und seine Entwicklung zu verfolgen. Einstweilen genüge dieser Hinweis auf eine Probe seiner Kunst, die gewiß auch zu andern Büchern Ludwig Mathars locken wird.

Wilhelm Brandes, der braunschweigische Schulmann, Literaturforscher, Balladendichter und — worauf er selbst vielleicht am meisten Wert legt — Freund und Bahnbrecher Wilhelm Raabes, hat seine Kindheitserinnerungen niedergeschrieben und damit zugleich in einer anmutigen Idylle geschildert, wie es »Vor fünfzig Jahren in einem braunschweigischen Forsthause« aussah (Wolfenbüttel, Jul. Zwißler). Denn er war der Sohn eines Oberförsters, und die Naturhaftigkeit seiner Kindheitstage hat sich trotz dem erwählten papiernen Beruf so fest in sein Wesen eingeprägt, daß sie auch all seinem späteren Tun und Denken gegenwärtig blieb und er die frischen Farben dafür nur von der Palette zu nehmen brauchte. Große Dinge, Verwicklungen oder Katastrophen darf man da nicht erwarten, wohl aber in engem Rahmen ein deutsches Kulturbild aus den sechziger Jahren, das über Lebensgewohnheiten, Denkweise und Gefühlswert des damaligen nordwestlichen Nieder-

deutschlands allerlei hübsche und bedeutsame Züge zusammenträgt, aus jener »guten alten Zeit«, da noch ein Kind von Menschen ungefährdet durch das ganze Herzogtum gehen konnte. Vom Vater her spukt noch etwas vom Helmstedter Wundermann Beireis, den Goethe besucht hatte, um sich seine künstliche, richtig fressende und verdauende Ente anzusehen, und Sommer und Winter in diesem einsamen Forsthause sind voller alter Volksbräuche, Lieder und Kinderreime, denen der künftige Literaturfreund frühe Aufmerksamkeit schenkt. Auch was Brandes über die damalige Erziehung, Unterrichtsmethode und Jugendlektüre (Campes Robinson, Indianer- und Märchenbücher, Horn, Nieritz, Stöber) sagt, hat neben dem persönlichen Bekenntnis- auch kulturgeschichtlichen Charakterwert, und nicht ohne Wehmut lesen wir heute, wie natürlich und zwingend der Jugend von 1860 das Heimatgefühl und das vaterländische Empfinden aus der Umgebung des niedersächsischen Bauerntums und den politischen Ereignissen zuwuchs.

Nichts ist langweiliger für die Allgemeinheit als fachwissenschaftliche Polemik und — was jetzt oft eng damit verbunden ist — Selbstverherrlichung des Verfassers. Wenn die kleine Schrift Ewald Banses, die den seltsamen Titel »Die Seele der Geographie« führt, unter dies genre ennuyeux fiele, würde an dieser Stelle schwerlich ein Wort über sie verloren werden — trotz der Tatsache, daß sie im Verlage dieser Zeitschrift, also bei Georg Westermann in Braunschweig, erschienen ist. Aber das Polemische, das sich hier mitsamt einer leisen Verbitterung nicht ganz unterdrücken läßt, läuft nur so nebenher, und was der Verfasser zu seiner Rechtfertigung und Selbstverteidigung sagt, ist die Geschichte einer Entwicklung, die sich bald vom Persönlichen löst und die Gedanken der Zeit auf ihren Flügeln trägt. Denn dies Büchlein, nicht zufällig und gedankenlos auch äußerlich anmutig wie ein Novellenband ausgestattet, schildert die Anwendung der gesunden geistigen Strömungen der Jahre vor, in und nach dem Weltkriege auf die Geographie, ein Fach, das das 19. Jahrhundert zur Wissenschaft zu machen versucht hatte, das nun aber hier, von diesem Forscher, Entdecker, Schilderer und Gestalter, durch Beachtung künstlerischer Fragen aus einer toten Ablagerungsstätte in einen lebendigen blühenden Garten verwandelt werden soll, wodurch es zugleich ein völlig neues Denkgebiet werden würde. Mit dem Verstande allein ist diese Wandlung nicht zu erzielen; es müssen Herz und Gemüt daran beteiligt sein, und wer einem Gegenstand eine Seele einhauchen will, muß eine zu verschenken haben: nur so kann die Verbindung mit dem Ewigen gefunden werden.

Banse studierte, früh von einem heißen Drang nach fremden Ländern und fremden Völkern erfaßt, bei Richthofen in Berlin Allgemeine Erdkunde (die sich freilich nicht sehr von Mathematik unterschied), bei Kirchhoff und Ule in Halle geographische Einzelzweige, fühlte sich aber dadurch innerlich nicht gefördert. Erst auf seinen Reisen im Morgenlande ging ihm Begriff und Wesen der Geographie auf, und seine dort gewonnene Erkenntnis von der Einheit der Länder Nordafrikas und Vorderasiens in Gestalt des Orients wirkte wie ein Licht, das allmählich andre Sterne entzündet und aus dem Dunkel hervorleuchten läßt. Es erschien ihm unmöglich, hinfort noch die Landflächen der Erde nach äußerlichen Gesichtspunkten aufzuteilen, anstatt von der inneren Zusammengehörigkeit größerer Teile auszugehen; er schöpfte aus dieser neuartigen Gliederung der Erdhülle in wahre Erdteile den Gedanken des Milieus oder der Seele der Länder, »dieses feinen Duftes, der über ihnen schwebt und ihre Wesenheit erst ausmacht«; er faßte den Mut, den auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen Rohstoff durch Herz und Gemüt zu verarbeiten, was Gestaltung, nicht mehr bloße Beschreibung zur Folge hat. So wird ihm Geographie die einheitliche Philosophie der Erdhülle (Geosophie), und er scheut sich hinfort nicht mehr, auch als Mann der Wissenschaft von der Stimmung einer Gegend, von dem Pulsschlag eines Landes, von der Weltanschauung eines Tales zu sprechen, ein Aufschwung, den er selbst als eine Art Neugeburt empfand. Doch blieb immer noch — bis tief in den Krieg hinein, der ihn als Kriegsgeologen nach Galizien, dem Elsaß und der Champagne entführte — das Morgenland Ziel all seiner Forschungs- und Arbeitssehnsucht. Aus diesem Bann der Orientgeographie riß ihn äußerlich die im Jahre 1919 begonnene Vorarbeit für sein »Lexikon der Geographie«, während die innere Befreiung, die Hinlenkung auf abendländische und heimatlich deutsche Aufgaben erst durch die Freundschaft mit Künstlern und Dichtern, wie Fritz Flebbe und Werner Jansen, vollzogen wurde, eine geistige Befruchtung, die ihn zugleich in dem Willen, die Geographie zur Kunst zu erheben, noch mehr bestärkte. »Erst die vereinigte Betrachtung der sichtbaren Außenseite und des verborgenen Kerns der Dinge macht die echte Geographie aus, dieser Geographie, die ein seelisches Wiedergebären erlebter Eindrücke ist.« Mit andern Worten: er wagte hinfort, den geographischen Aufgaben gegenüber, was der Maler und Dichter seinen Stoffen, Menschen und Empfindungen gegenüber wagt: sich selber in ihnen zu erkennen und sie durch die eigne Persönlichkeit zu gestalten. »Der Gegenstand, sei es eine Landschaft, sei es ein Volk, ist an sich tot und ein Nichts, durch seinen Betrachter

erst wird er ein lebendiges Etwas«: das leuchtete ihm hinfort als seine eigentümliche Sendung vor, und in ihrem Zeichen steht von nun an seine weitere Arbeit, am »Lexikon«, an der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Neue Geographie«, an den Schriften »Expressionismus und Geographie«, »Harem, Sklaven, Karawanen«, »Die Wage der Herzen« usw., unter ihrem Zeichen wandelt er den Weg des menschlichen Geistes, die Erde als bildhafte Schöpfung zu erfassen.

Was Bruno Taut, der Magdeburger Stadtbaurat und einer unsrer originellsten Architekten, in dem vorliegenden Monatsheft über das Thema »Die neue Wohnung«, besonders aber über den gestaltenden Anteil, den die Frau daran nehmen kann, in lebendiger Gesprächsform mit Für und Wider vorträgt, das setzt er eingehender, gründlicher und systematischer, oft an praktischen Beispielen, in einem Büchlein auseinander, das ausdrücklich den Zusatz führt: »Die Frau als Schöpferin« (Leipzig, Klinkhardt & Biermann; 106 Seiten mit 65 Abbildungen). Man kann gegen Inhalt und Tendenz dieses Buches sehr viel einwenden, man mag es von A bis Z verneinen und gar hier und da mit einem unheiligen Donnerwetter fäustlings auf den Tisch schlagen — es gelesen zu haben, wird niemand bereuen. Denn es zwingt zum Nachdenken über vielerlei, was wir im täglichen Drum und Dran gedankenlos hinnehmen oder passieren lassen, ohne uns zu fragen: Muß das so sein? Könnte es nicht auch anders, einfacher, natürlicher, bequemer und somit behaglicher sein? Es ist schon etwas Wahres daran, daß wir aus überkommenen Gewohnheiten ungeheuer viel mit uns herumschleppen, wozu wir als Kinder einer veränderten Zeit kaum noch ein inneres Verhältnis haben, was aus einem guten Diener zu einem bösen Herrn geworden ist. Da sollten wir doch einmal hineinleuchten; das Licht wird uns hier aufgesteckt. Und der Zeitpunkt zu solcher »Illumination« ist günstig, zwingt uns doch schon der Ernst unsrer allgemeinen Wirtschaftslage, zusammengeballt in das eine Wort: Wohnungsnot, den Schönheitsmöglichkeiten der äußersten Einfachheit nachzuspüren. Von der Frau als Schöpferin des neuen Lebensstils erwartet sich Taut den Mut des Anfangs, die Tat der Befreiung. Darum sollten die Frauen vor allem dies Buch lesen, auch wenn sie es mit der — übrigens vielleicht doch nicht ganz unbelehrbaren — Frau Tausendschön unsers Aufsatzes halten. F. D.

## Verschiedenes

Die Leser des Aufsatzes über Angelus Silesius seien darauf hingewiesen, daß wir seit kurzem in den »Theatiner-Drucken« (München, Theatiner-Verlag) auch eine gute neue Ausgabe der »Sinnlichen Beschreibung der vier letzten Dinge« haben. Hier schildert der fromme Dichter in achtzeiligen Reimstrophen, deren schlichter inniger Klang noch heute unmittelbar zum Ohr und Herzen spricht, den »erbärmlichen Tod, welcher unausbleiblich«, das »strenge Gericht, welches unvermeidlich«, die »ewige Verdammnis, welche unerleiblich«, und die »ewigen Freuden, welche unvergleichlich seynd«. — »Wir schreiben nur«, heißt es im Vorwort des Dichters, »was wir wissen und was wir sinnen können, und den sinnlichen Menschen fürzutragen ist. Was die Seligkeit an sich selber ist, da bleibt es wohl darbey, daß es noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret und in keines Menschen Herze gekommen ist. Der grundgütige Gott wolle uns aber verhelfen, daß wir durch diese Betrachtungen angereitzt, dermaleins glückseeliglich darzu gelangen, und mit Leib und Seele ewiglich erfahren und schmecken mögen, was und wie sie sey.«

*

Was ist Organisation? Prof. Dr. Ernst Schultze, der Rektor der Leipziger Handels-Hochschule, hat in seiner bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Schrift »Organisatoren und Wirtschaftsführer« dies Problem zum erstenmal an der Wurzel gepackt. Er untersucht, welche Eigenschaften der Organisator und der Wirtschaftsführer haben muß, und zeigt, wie die bloß verstandesmäßige Regelung wirtschaftlich-sozialer Fragen regelmäßig mit Mißerfolg endet. So entsteht auch der Krebsschaden der Überorganisation, dem hier ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Nirgends sonst sind wohl mit solcher Klarheit die Möglichkeiten, Ziele und Grenzen der Naturbeherrschung und des wirtschaftlich-sozialen Lebens durch den Menschen erschaut und bewiesen worden. Den Wirtschaftsführern der deutschen Zukunft ist die Schrift gewidmet; in einem warmherzigen Aufruf an die Jugend klingt sie aus.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

# Westermanns Monatshefte



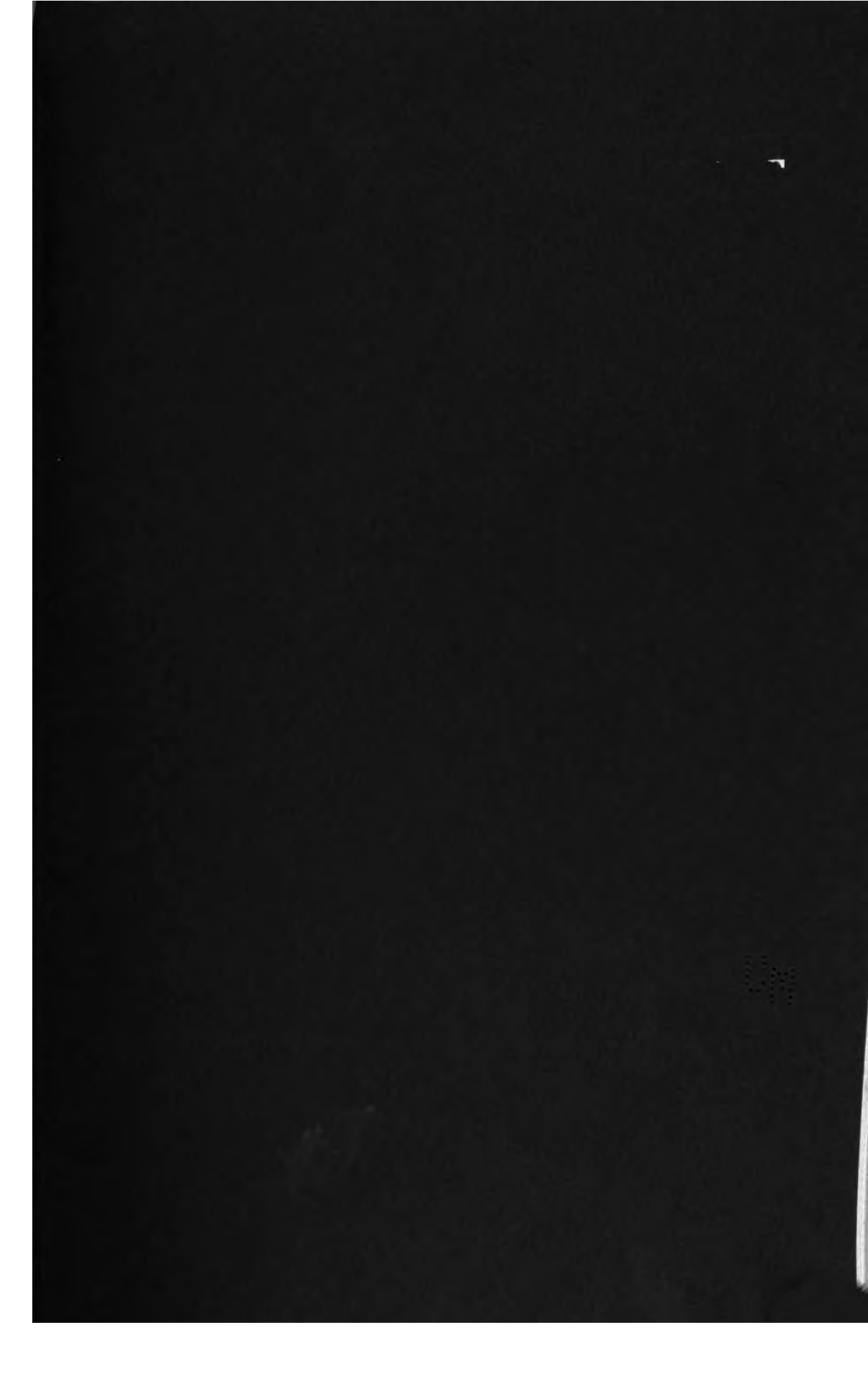



Dezember 1924

69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig





Wilhelm Claudius: Aus einem Lübecker Patrizierhaus



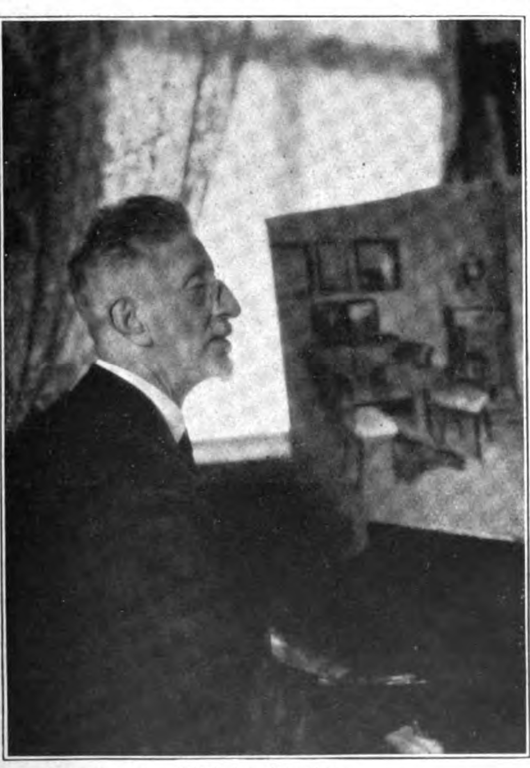
Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Heft: 820 Dez. 1924

# Wilhelm Claudius

Von Paul Schumann (Dresden)

Der Name Matthias Claudius ist jedem auch nur halbwegs gebildeten Deutschen wohlbekannt, und einige seiner biederen, teils empfindsamen, teils launigen Lieder haben sich durch alle Wechsel des Geschmacks erhalten bis heutigestags, wenn auch mancher nicht weiß, daß die ihm wohlbekannten Verse, wie »Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher« oder das schöne ernste »Der Mond ist aufgegangen«, eben von dem »Wandsbecker Boten«, wie man ihn nannte, stammen. Seine Lieder und Gedichte verdanken dieses erfreuliche Schicksal ihrer volkstümlichen Verständlichkeit, ihrem Witz, ihrer natürlichen Frische und Liebenswürdigkeit. Überblickt man die Gemälde und Zeichnungen seines Urgroßneffen Wilhelm Claudius, wozu eine umfängliche Ausstellung zu Ehren seines siebzigsten Geburtstages im Sächsischen Kunstverein zu Dresden die günstige Gelegenheit bot, so kann man leicht dieselben Eigenschaften in den Werken dieses Künstlers entdecken: die gemeinsamen Familienzüge waren und sind bei allen Unterschieden, die von den verschiedenen Zeiten und Lebenskreisen herrühren, unverkennbar.



Wilhelm Claudius

Die Familie Claudius ist Jahrhunderte hindurch in Holstein zu Hause gewesen. Bis 1549 vermag sie ihren Stammbaum zurückzuführen. Eine Reihe Pastoren kommen unter den Ahnen von Matthias und Wilhelm Claudius vor. Der Name lautete ursprünglich Claus oder Clausen; in der Zeit der Ver-

lateinung und Vergriechung deutscher Namen änderte einer der holsteinischen Clause seinen Namen in Claudius um, und der ist geblieben bis heute. Ob die früheren Claudius außer Matthias die künstlerische Ader besaßen, ist unbekannt. Aber der Vater unsers Wilhelm hatte sie in starkem Maße, und auch sein Oheim hat es als Dekorationsmaler in seiner Heimat zu Ansehen gebracht. Zu ihnen aber gesellt sich unser Zeitgenosse, der Hamburger Volksschullehrer Hermann Claudius, den man dreist unter die besten Lyriker des modernen Geschlechts rechnen darf.

Wilhelm Claudius wurde am 13. April 1854 zu Altona geboren. Sein Vater war Medailleur, Graveur und Holzschneider; er hatte sich seine Fähigkeiten ganz durch eignes Studium ohne Lehrer erworben und betrieb seinen Beruf mit großem Eifer und eisernem Fleiß. Altona war damals kleiner, auch vornehmer als heute und gehörte gerade in den Jugendjahren unsers Malers mit Schleswig-Holstein zu Dänemark; noch erinnert sich Claudius lebhaft an diese Zeit der dänischen Herrschaft, besonders des Jahres 1864, als die Dänen aus Altona abzogen und an demselben Tage Sachsen, Preußen, Österreicher und Hannoveraner in die Stadt einrückten. Mit viel Humor erzählt er von dem vergessenen dänischen Wachtposten, der jammernd in seinem Schilderhause stand, nicht wissend, was er machen sollte, dort von deutschen Soldaten entdeckt und im Laufschritt auf den Weg hinter seinen Kameraden her geschickt wurde, weil sie in ihrer Gutmütigkeit ihm das Schicksal der Gefangenschaft ersparen wollten.

Die Besetzung Schleswig-Holsteins griff in das Leben des Vaters Claudius ein. Die dänischen Hoheitszeichen wurden alsbald beseitigt, und er erhielt als geschickter Graveur und Stempelschneider den Auftrag, sofort für sämtliche Gemeinden des neudeutschen Landes Schleswig-Holstein deutsche Stempel herzustellen. Das ging in begreiflicher Eile vor sich, und der zehnjährige Wilhelm half seinem Vater wacker, indem er ihm die Metallbuchstaben hinreichte, die für jeden Stempel gebraucht wurden.


Auf niedersächsischer Tenne

Auch sonst zog ihn der Vater regelmäßig zur Hilfe bei seinen Arbeiten heran, ganz besonders beim Schneiden in Holz, was mitentscheidend für die künftige Laufbahn des Sohnes geworden ist. Die Holzschneidekunst war damals rein nachbildend: die Künstler zeichneten, die Holzschneider schnitten nach ihren Zeichnungen in Holz, und damit wurde gedruckt. Von Ludwig Richter wissen wir, wie unzufrieden er oft mit der Tätigkeit der Leipziger Holzschneider war, die ihm nicht nach Wunsch schnitten. Die Tätigkeit des Vaters Claudius ging im ganzen mehr ins Kunstgewerbliche und machte noch nicht den Anspruch auf die Bedeutung einer schöpferischen Kunst.

Wilhelm Claudius hat seinem Vater viel zu verdanken. Schon in früher Jugend nahm ihn der Vater allsonntäglich mit in die Hamburger Gemäldegalerie und erläuterte ihm mit großer Begeisterung die dort vorhandenen Werke. Und weiter

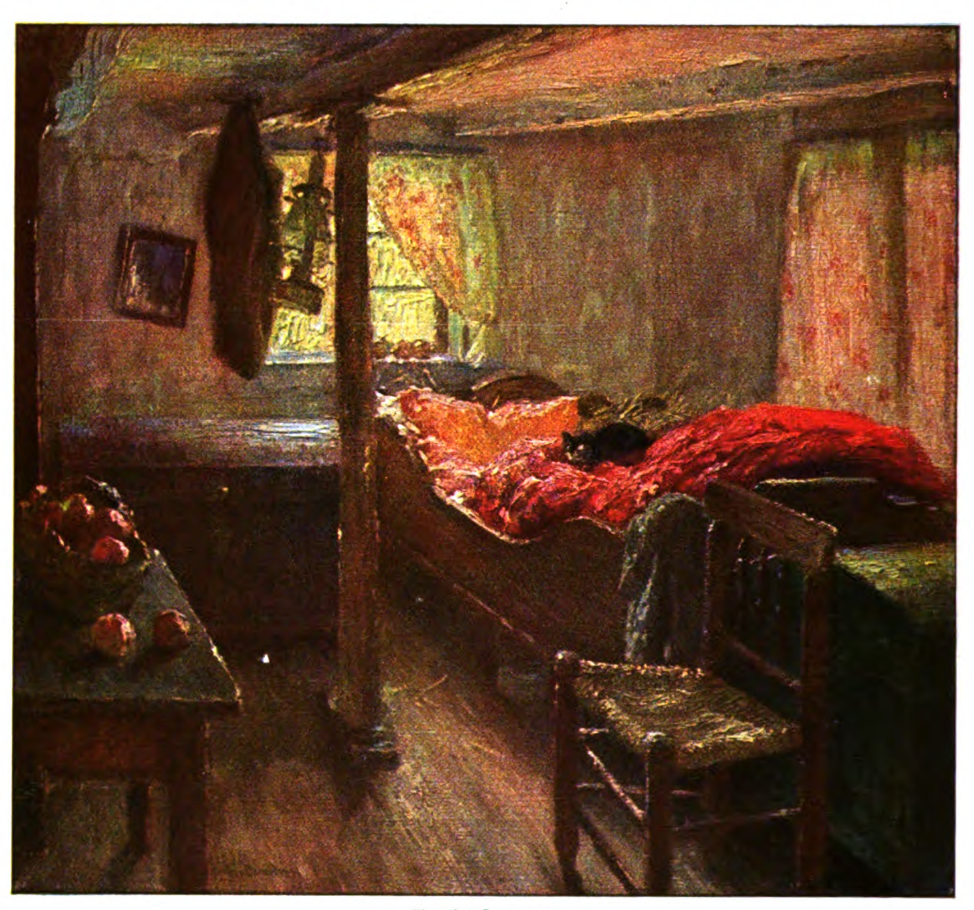


Böhmische Dorfmusikanten

erzählt der Maler über die Jugendeindrücke im elterlichen Hause folgendes: »Natürlich hatte ich auch für den väterlichen Beruf von früh an Interesse, so daß ich spielend hineinwuchs und dem Vater schon in der Schulzeit hilfreich zur Hand gehen konnte. Ich machte so gut wie ein reifer Gehilfe Türschilder und Schiffsglocken mit Schrift, namentlich aber Holzschnitte für Geschäftsetiketten und Unterschriften in getreuer Nachbildung, was heute einfach durch photographische Übertragung und Zinkätzung besorgt wird, damals aber mit der Hand und dem Grabstichel gemacht wurde. Nebenbei besuchte ich die städtische Zeichenschule und die hamburgische Gewerbeschule, wozu ich nach Feierabend je eine Stunde hin und her gehen mußte. Denn der Unterricht fand abends von 7 bis 9 Uhr statt, und Straßenlaternen waren noch nicht vorhanden. Die stärksten künstlerischen Eindrücke empfing ich außer von den Gemälden der Hamburger Galerie von Ludwig Richters Bildern zu den Bechsteinschen Märchen. Ein Freund meines Vaters, ein alter kleiner Maler namens Peter Schmidt, war im Besitz mehrerer schöner Richter-Albums, um deren willen ich ihn immer von neuem besuchte, um sie mit großer Andacht zu beschauen. Ich war geradezu bezaubert von Ludwig Richters Kunst. Der Wunsch, Richter persönlich kennenzulernen und von ihm die Kunst der Malerei zu erlernen, nicht minder die Erzählungen Peter Schmidts, der eine Zeitlang die Dresdner Akademie besucht hatte, erweckten und nährten in mir den Wunsch, ebenfalls nach Dresden und auf die dortige Akademie zu gehen.«

Claudius war inzwischen siebzehn Jahre alt geworden. Daß sein Wunsch, Künstler zu werden, voll berechtigt war, beweisen die Abdrücke seiner damaligen Holzschnitte, die er noch in seinem Besitz hat, z. B. von einer Altonaer Stadtobligation, deren Text vollständig in Holz geschnitten ist, und ein selbständig gezeichneter und in Holz geschnittener männlicher Kopf in Rembrandts Manier, beides für einen Sechzehnjährigen sehr achtbare Leistungen. Daß Claudius so nebenbei in früher Jugend die Technik des Holzschneidens erlernt hat, ist für einen wesentlichen Teil seines Lebens bestimmend und zum größten Vorteil geworden. Jeder Künstler sollte seine Kunst zuerst handwerklich erlernen, wie es auch die großen Meister der Renaissance getan haben.

Der Wunsch von Wilhelm Claudius, Maler zu werden, begegnete zunächst großem Widerstand, weil einerseits sein Vater nicht die Mittel hatte, um den Sohn studieren zu lassen, und

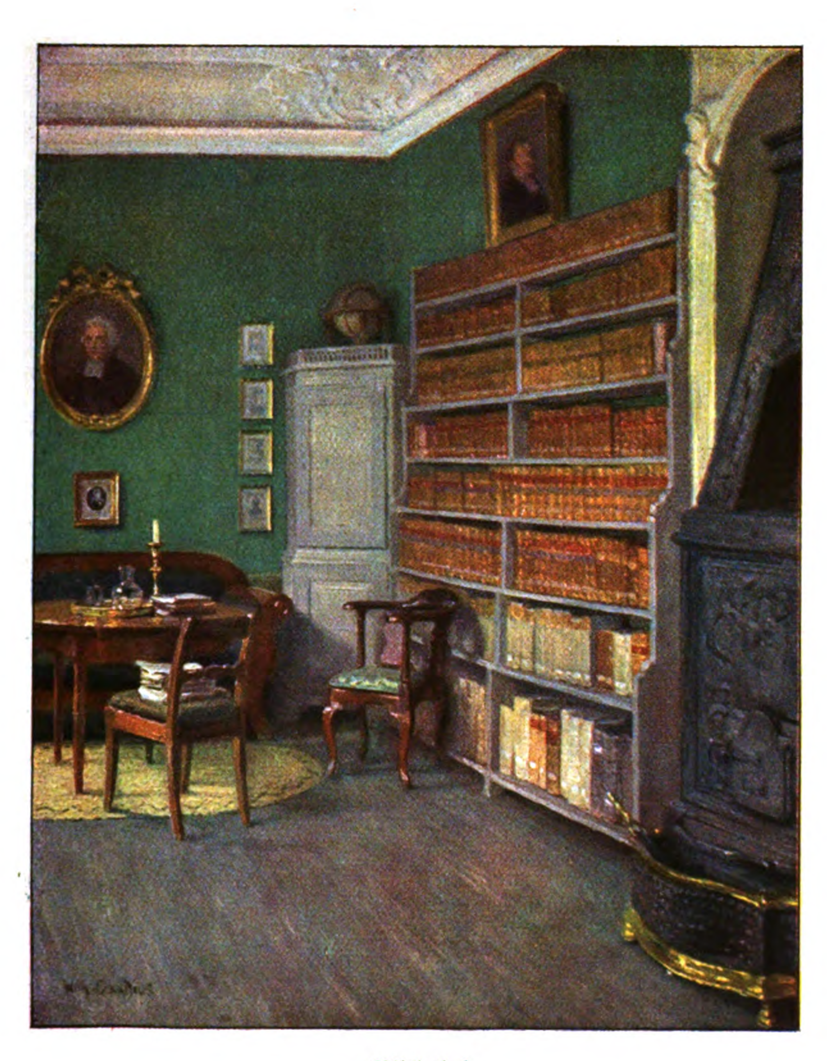


Knechtskammer

weil man anderseits in einer ausgesprochenen Handelsstadt, wie es Altona war, keinen hohen Begriff von Kunst und Künstlern hatte: daß man als Maler sein Leben erhalten könne, erschien den Leuten in Altona als ziemlich aussichtslos. Indes, Claudius setzte nach langem Drängen seinen Wunsch durch: die Stadt Altona gewährte ihm ein kleines Stipendium auf drei Jahre, und so kam er denn, siebzehnjährig, im Jahre 1871 nach Dresden und trat als Schüler in die Akademie ein. Sehr ermutigend und befriedigend waren die ersten akademischen Jahre allerdings nicht. Claudius wurde, obwohl gut vorbereitet, auf ein ganzes Jahr in die Unterklasse gesteckt und mußte ein weiteres Jahr nach Gips zeichnen. Eine doppelt unerfreuliche Sache, denn die meisten Lehrer waren langweilig in ihrer akademischen verknöcherten Manier, zum Teil auch unfreundlich gegen die Schüler; nur Hähnel und besonders Heinrich Hofmann, ein feiner, liebenswürdiger Herr, kümmerten sich eifriger um die Zöglinge. Den Malsaal, für den Claudius endlich reif erklärt wurde, besuchte er nur kurze Zeit: die Lehrweise unter Ehrhardt behagte ihm so wenig, daß er nur einen Kopf malte und sich dann, abgesehen von dem abendlichen Aktzeichnen und dem sonnabendlichen Landschaftsunterricht, den Paul Mohn in Vertretung Ludwig Richters ziemlich kühl leitete, nicht wieder dort sehen ließ. Der Landschaftsunterricht bestand darin, daß im Winter nach sehr schönen Originalen Richterscher Schüler, wie A. Venus, C. W. Müller, Adolf Thomas, kopiert, im Sommer nach der Natur gezeichnet wurde. Mit Ludwig Richter, dem Ideal seiner Jugend, kam Claudius nur vorübergehend einmal zusammen. Dafür aber lernte er in C. W. Müller einen talentvollen Schüler Richters kennen, der ihm sympathisch war. Ihm schloß er sich eine Zeitlang an; mit ihm machte er 1873 auch seine erste Studienreise nach Böhmen, der sich auch Hugo Mühlig anschloß.

Daß Claudius den Professoren der Akademie nach Möglichkeit aus dem Wege ging, wird niemand wundernehmen, der die damaligen Verhältnisse aus eignem Erleben kennt. Sie hielten sich für eine höhere Gattung von Künstlern und nahmen von den freien Künstlern Abstand, ohne

daß dieser Hochmut durch Taten gerechtfertigt war. Der Unterricht aber, besonders das Kopieren nach Vorbildern und das Zeichnen nach übel aussehenden Gipsen nebst dem schematischen Komponieren war wahrhaftig nicht dazu angetan, persönliches Können im Schüler zu fördern. Claudius wußte Besseres für sich. Täglich zog er selbständig hinaus in die freie Natur, in die schöne Umgebung Dresdens und malte und zeichnete mit allem Fleiß und innerer Befriedigung, was ihm gefiel. Noch bewahrt er einiges von den Studien jener Tage auf, z. B. eine hübsche dreiteilige Zeichnung aus dem Jahre 1871, »Häusliches Leben« betitelt, die sich eng an Ludwig Richters Auffassung anschließt, dann aber u. a. Baumskizzen, die, mit spitzem Bleistift sauber und in allen Einzelheiten einläßlich durchgeführt, von scharfer Beobachtung und liebevoller Vertiefung in Leben und Bau der Pflanzen zeugen. So waren diese Jahre keine verlorene Zeit für Claudius. Denn sorgfältiges Naturstudium und die Fähigkeit sicheren Zeichnens geben allein dem Künstler die Fähigkeit, durch die Schwankungen der Mode hindurchzusteuern und nicht eines Tags auf dem Trocknen zu sitzen, wenn etwa eine neue »Richtung« in der Kunst ein einseitiges Können zum alten Eisen wirft.



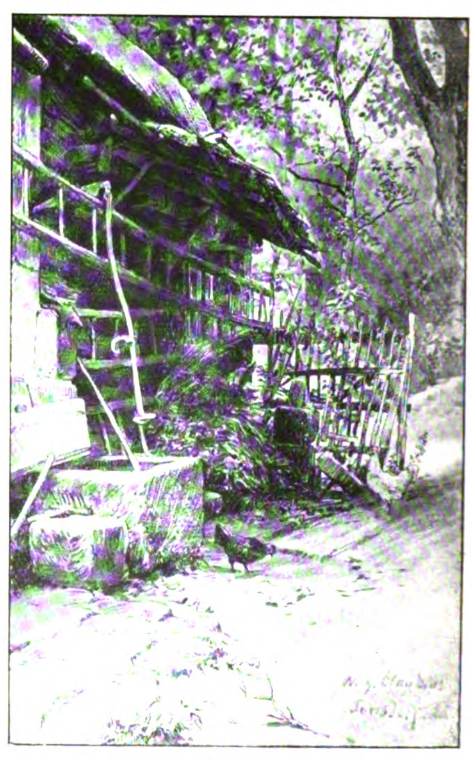
Bibliothek



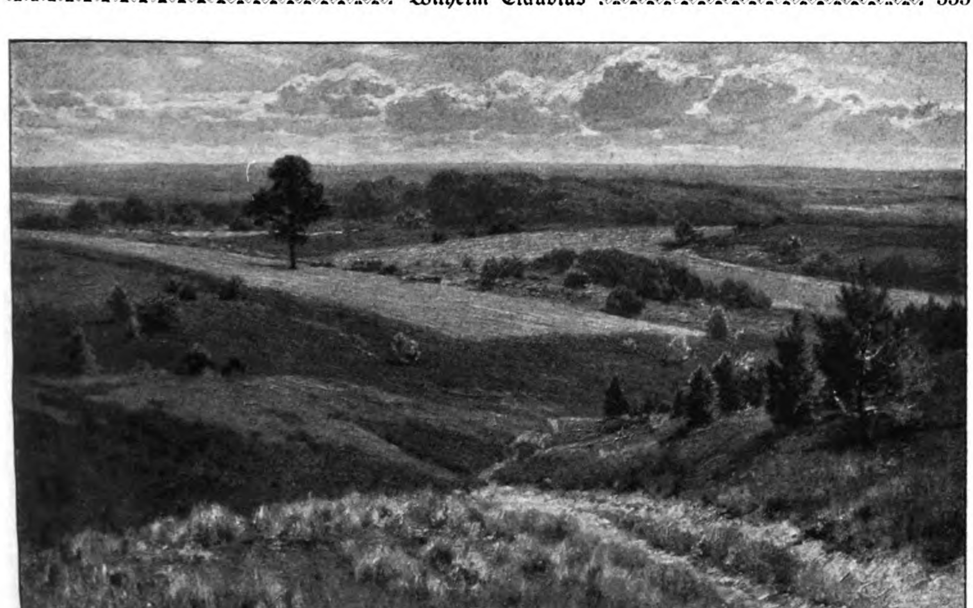
Frühsommer

Das Stipendium ging nach dreijährigem Genuß zu Ende und wurde von der Stadt Altona nicht erneuert. Nun hieß es, Geld zum Unterhalt verdienen. Mit dem Verkauf von kleinen Aquarellen und Zeichnungen sowie gelegentlichen andern Brotarbeiten gelang es Claudius, sich über Wasser zu halten. Da wurde manche bange Stunde durchlebt. Wenn aber der spindeldürre Kunstnovize sich manchmal den Leibriemen enger schnallen mußte, so hat er doch niemals Hunger gelitten, dank seinem Fleiße und seiner nie versagenden Rührigkeit. Aber das Studium litt unter dem ewigen Kampf ums tägliche Brot, und namentlich die Malerei trat in den Hintergrund. Da kam eine Wendung in Claudius' Leben, indem der Maler und Zeichner Paul Thumann in seinen Gesichtskreis trat, der sich im Winter 1874/75 in Dresden niederließ. Seine Illustrationen gefielen dem jungen Dresdner Künstler; er dachte daran, sich ganz diesem Fache zu widmen und darauf sein Leben zu bauen. So ging er eines Tags zu Thumann und bat ihn, in sein Atelier als Schüler eintreten zu dürfen. Thumann sagte ja, und Claudius malte bei ihm in einem kleinen Nebenraum seines Ateliers ein Bild. Dann erhielt Thumann durch Anton von Werner einen Ruf an die Akademie nach Berlin.

So wäre Claudius in die alten unerquicklichen Verhältnisse zurückgesunken, wenn nicht Thumann ihm zugeredet hätte, bei ihm in Berlin sein Studium noch einmal von vorn anzufangen. Er entschloß sich dazu. Freilich enttäuschte ihn der Unterricht bei Thumann stark, denn dieser ließ seinen Schüler wieder nur zeichnen, während Claudius darauf brannte, endlich malen zu lernen. So entschloß er sich denn nach einem halben Jahre, zu dem Direktor Anton von Werner zu gehen und ihm über Thumanns Kopf hinweg seine Nöte anzuvertrauen. Werner hatte ein Einsehen und versetzte Claudius in die Klasse Gussows, der den Ruf eines Farbenkünstlers hatte und es für die damalige Zeit auch wirklich war. Bei ihm lernte Claudius nun in der Tat Farbe kennen, und Gussow war ein Lehrer, der sich auch mit seinen Schülern abgab, um ihnen beizubringen, was er selbst konnte. Noch wichtiger war, daß in Gussows Atelier damals eine Schar von talentvollen Schülern versammelt war, die einander gegenseitig anregten und voneinander lernten. Sie waren überdies gebildete Menschen, die auch in dieser Beziehung einander etwas zu bieten hatten. Wir brauchen nur ihre Namen zu nennen,



Jonsdorf in Böhmen



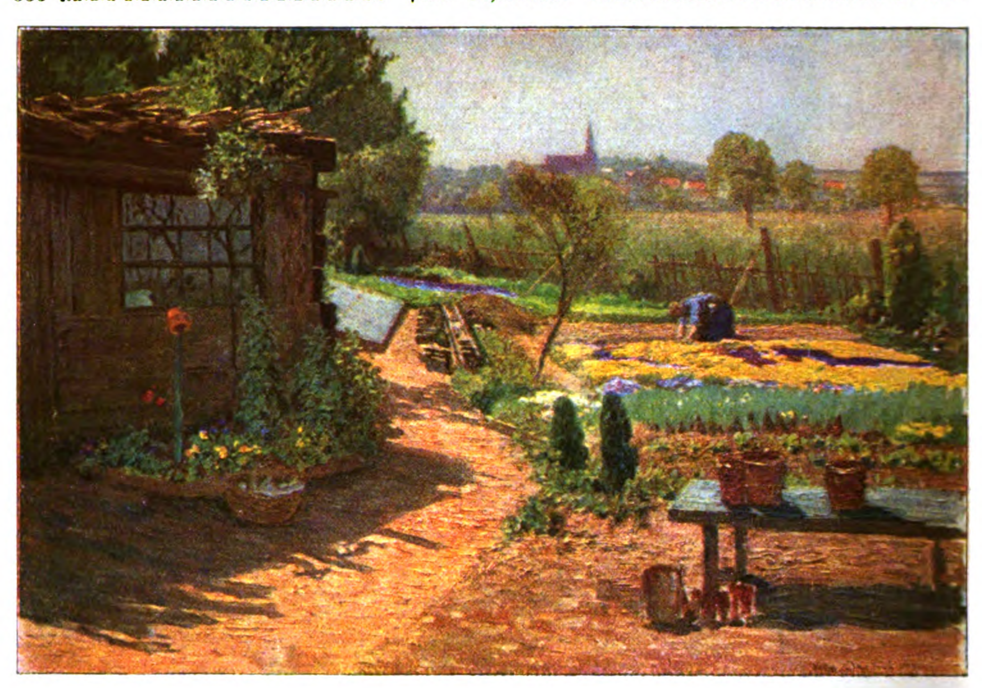
Lüneburger Heide

um verständlich zu machen, welches Glück das für Claudius bedeutete: Max Klinger, Christian Krogh, Hermann Prell, Hans Herrmann, Rudolf Dammeier, Georg Müller-Breslau u. a. Unter diesen jungen Künstlern herrschte ein so frischer Zug, ein so ernsthaftes Streben und Arbeiten, wie es Claudius in Dresden keineswegs kennengelernt hatte, und so kam er in seinem Können mächtig vorwärts, zumal da auch die Bekanntschaft mit Adolf Menzels Werken stark auf ihn einwirkte und ihm zeigte, wo es noch fehlte.

Hart arbeiten mußte er allerdings, um sich durchzubringen; das Illustrieren brachte ihm die Mittel dazu. Abend für Abend saß er, nachdem er am Tage in der Akademie gearbeitet hatte, in seiner einfachen Stube im vierten Obergeschoß und zeichnete ohne Unterlaß. Mit Dank denkt er noch heute daran, daß Thumann und Werner ihn den Verlegern von Kalendern und Zeitschriften empfahlen, so daß er nie ohne Arbeit war. Namentlich der Verleger der Gartenlaube in Leipzig, Ernst Keil, und Velhagen & Klasing wurden bald seine ständigen Brotgeber, und so war Claudius mit 25 Jahren ein bekannter und gesuchter Illustrator.

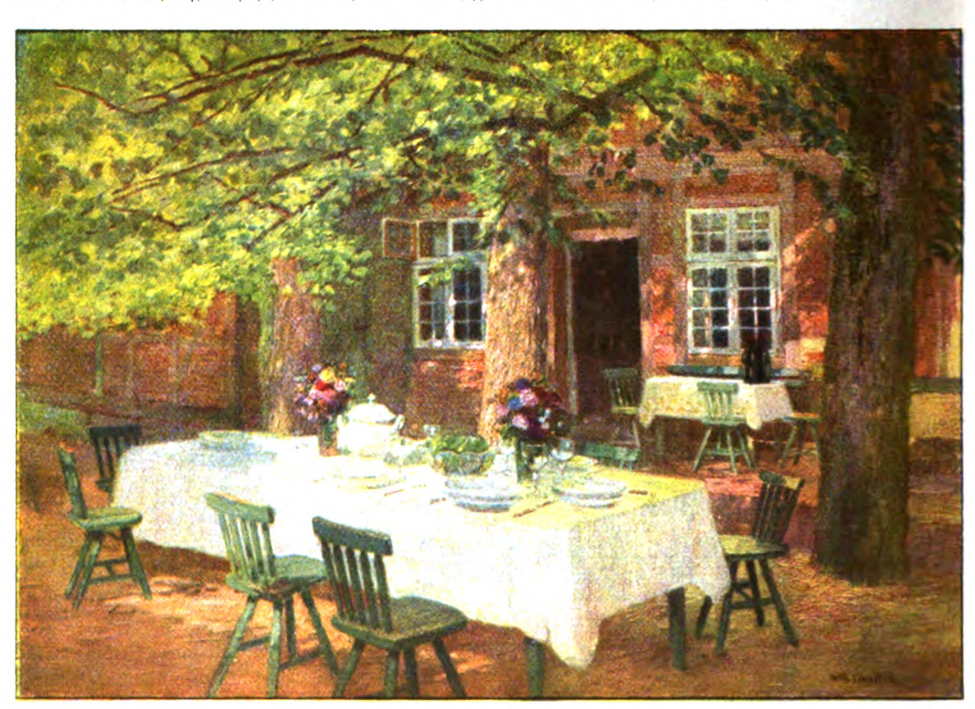
So recht heimisch wurde er in Berlin trotz dem anregenden freundschaftlichen Verkehr mit seinen Studiengenossen nicht. Er fand zwar, daß die Berliner weit besser sind als ihr Ruf, und schätzt noch heute ihren zähen Fleiß wie auch ihren gesunden Witz, aber die Unruhe des Großstadtlebens mißfiel ihm auf die Dauer, und so ging er denn nach wenigen Jahren — Ende 1879 — wieder nach Dresden zurück. Dresden war zwar auch damals schon Großstadt, aber das Leben ist hier doch von jeher gemächlicher oder, wie man in Sachsen sagt, gemütlicher. Es weht hier ein gelinderer Wind als in Berlin. Zwar sagt mancher, die Dresdner Atmosphäre sei geeignet, die Energie abzustumpfen, aber das ist doch nur für diejenigen wahr, die an und für sich nicht zu tatkräftiger Arbeit neigen. Jedenfalls ist unser Claudius ein lebendes Beispiel für das Gegenteil. Er blieb hier, was er von jeher war: ein zäher, fleißiger Arbeiter, und in seiner Kunst hat er sich bei geradliniger Entwicklung immer mehr vervollkommnet. Noch heute malt er in seinem gemütlichen Heim in der Vorstadt Strehlen trotz seiner siebzig Jahre mit rüstiger Schaffenskraft. Ein halbes Dutzend Gemälde stehen fast stets in seiner Werkstatt, und von einem Nachlassen seines Fleißes und Könnens ist nicht die Rede.

Als Maler hat er sich in den ersten zwei Jahrzehnten seines zweiten Aufenthalts in Dresden seltener versucht. Er malte zwar auch damals alljährlich ein paar Bilder, namentlich Aquarelle, aber seine Haupttätigkeit war das Illustrieren, wie er es schon in Berlin angefangen hatte. In den 1880er Jahren und auch noch weiterhin war es in Dresden recht schwierig, sich als Maler durchzubringen; der einzige sichere Abnehmer für Gemälde bei bescheidenen Preisen war der Sächsische Kunstverein; selten, daß ein Privatmann ein Bild kaufte, etwa von einem Bildnis abgesehen. Erst mit Gotthardt Kuehls Berufung nach Dresden im Jahre 1895 und mit den epochemachenden internationalen Dresdner Ausstellungen, die er — die erste 1897 — ins Leben rief, wurde das wesentlich anders. Schon



Vorstadtgarten

vorher hatten die jüngeren Künstler, die Ende der 1880er Jahre zur Sezession zusammentraten und mit der impressionistischen Kunst den Kampf gegen die vertrocknete akademische Kunst führten, das Kunstleben Dresdens stark aufgefrischt und dem neuen Aufschwung kräftig vorgearbeitet.



Festtafel unter Linden

Ihnen schloß sich Wilhelm Claudius freudig an. Aber sein Leben gründete er zunächst auf das Illustrieren, und es glückte ihm aufs beste. Seine Illustrationen gehen in die Tausende. In den Jahren 1878—90 zeichnete er namentlich für die »Deutsche Jugend«, mit Trojan und Lohmeyer gab er bebilderte Kinderbücher heraus, auch für Jugendschriften und Kalender zeichnete er, zu Novellen von Hans Arnold, zu den Erzählungen der Hermine Villinger, Heinrich Steinhausens und der Auguste Supper, zu den Romanen der Marlitt und der Heimburg, zu Märchen von Bechstein, Andersen und den Brüdern Grimm hat er unendlich viel Bilder geschaffen. Was sie kennzeichnet, ist ihre sachliche Klarheit, gepaart mit reizvoller Anmut, ihre sichere Zeichnung bei feiner malerischer Auffassung, ihre charakteristische Anpassung an den Stil der Erzählung. Die Bilder drängen sich nicht vor, sondern schließen sich eng an den Text an, und Meister Claudius weiß aus einer ihm vorliegenden Erzählung oder Novelle mit feinem Verständnis gerade die Vorgänge und Stimmungen auszuwählen, die auch dem aufmerksamen Leser als die wesentlichen erscheinen. Blättert man eins der von ihm bebilderten Bücher durch und beschaut dabei nur die Bilder, so fällt es nicht schwer, den Gang der Erzählung einigermaßen zu erraten, so sprechend sind sie durchgeführt. Und keins dieser feinen Bildchen ist so schludrig hingesetzt, wie man das bei modernen Illustratoren findet. Das ganze Bild — man sieht es — ist sorgfältig studiert, nicht so aufs Ungefähr hingeworfen, sondern bis in alle Einzelheiten sorgfältig durchgeführt, ohne daß jemals die Gesamtwirkung außer Augen gelassen ist. Gar nicht selten hat Claudius eigens eine Reise unternommen, um den Schauplatz kennenzulernen, an dem die Geschichte spielt: daher sind die Menschen und ihre Trachten, Gebäude, Landschaften und Stimmungen, wie sie Claudius dargestellt, dem Text so angemessen, so anheimelnd und so stimmungsvoll. Richtig ist, daß ihm die Verleger fast immer Aufgaben gestellt haben, die seiner Natur lagen, so daß der Erfolg von vornherein gesichert war. Liebenswürdig ist diese Kunst, niemals aber süßlich; davor hat ihn seine gesunde Lebensauffassung behütet. Ebensowenig ist sie nüchtern und trocken; davor hat ihn sein poetisches Empfinden bewahrt.



Innenbild mit Blumenfenster

Eben diese Eigenschaften finden wir an seinen Gemälden wie an seinen selbständigen Zeichnungen wieder. Jahrelang stand für ihn allerdings die Malerei im Hintergrunde. Aber ganz untreu ist er ihr niemals geworden. Die jüngeren Dresdner Maler Carl Bantzer, Wilhelm Ritter und Robert Sterl, mit denen er in jahrelangem freundschaftlichem Verkehr stand, regten

ihn vielfach an und förderten ihn bei seinen Studien. Mit Bantzer war er in Hessen, besonders in der Schwalm, wo noch ein gesunder, tüchtiger Bauernschlag zu Hause ist, mit Sterl längere Zeit in Nordböhmen, das ihn auch heute noch als malerisches Gelände immer wieder anzieht. Auch in dem liebenswürdig malerischen Ebergrunde bei Goppeln, wo die jungen Dresdner Künstler um 1890 herum mit großer Vorliebe ihr Künstlerheim aufschlugen, hat er dann und wann gearbeitet, wenn auch nie so dauernd wie seine Freunde. Einen ganz besonderen Einfluß aber hatte auf Claudius Gotthardt Kuehl, mit dem ihm engere Freundschaft verband. Kuehl war sozusagen der Vorsitzende an den anregenden geselligen Abenden, zu denen sich Emanuel Hegenbarth, Gußmann, Zwintscher, Dorsch und Claudius im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts und in den folgenden Jahren allwöchentlich einmal zusammenfanden. Durch Kuehls Drängen kam Claudius auch zu dem entscheidenden Entschluß, sich wieder fast ausschließlich der Malerei zu widmen und das Illustrieren nur nebenbei zu betreiben.

Wie vielseitig Claudius als Maler war und ist, davon zeugen schon die Bilder, die diesem Aufsatz beigegeben sind. Architektur, Innenräume, Landschaften, Bildnisse malt er mit gleicher Liebe und mit gleichem Erfolg. Nur vom Tierstück hat er sich immer ferngehalten. Die Bilder zeigen auch, daß Claudius durch und durch deutsch empfindet. In Italien ist er wohl einmal gewesen, aber nichts hat ihn dort zum Malen angeregt. Die Pinien mit ihren weitausladenden Kronen, die hochstrebenden dunklen Zypressen hat er wohl bewundert, aber ihre aufdringlichen Farben und Formen haben ihn nur abgestoßen. Ja, Claudius ist ein echter Heimatkünstler, nur die deutsche Heimat, im engeren Sinne die norddeutsche, besonders die Landschaft an der Unterelbe bei Hamburg, hat sein künstlerisches Schaffen immer wieder befruchtet. Die Eindrücke seiner Jugend haften, ohne daß ihm dies je scharf ins Bewußtsein getreten ist, tief in ihm. Das Biedermeiertum, dessen Menschen und Stimmungen noch in seiner Knabenzeit in der holsteinischen Kleinstadt lebendig waren, die kleinen Leute, die Originale, die in seinem elterlichen Hause ein und aus gingen, sie leben noch heute im Unterbewußtsein dieses Malers und finden ihren Ausdruck in den Bildern Lübeckischer Innenräume, die Claudius mit so großer Vorliebe malt. Die ländlichen Dielen aber, die Bauernstuben, die Knechtskammern — sie entstammen vor allem dem Alten Lande am linken Elbufer nördlich von Hamburg, wo Claudius genau so zu Hause ist wie in Lübeck, das ihm eine künstlerische Heimatstadt geworden ist. Die plattdeutsche Mundart, die er noch heute als seine heimatliche Muttersprache spricht, verschafft ihm ja leicht Zugang in den Bauernhäusern des Alten Landes und gewinnt ihm das Vertrauen der Landleute und der Fischer, die ihm stets gern ihre malerischen Stuben, Kammern und Küchen geöffnet haben.

Claudius ist kein Phantasiemaler, er führt uns nicht in ferne Lande seiner Einbildungskraft, er geht von der Natur und von den Tatsachen aus, aber ein Dichter ist er doch, ein Dichter der Idylle, des Kleinlebens im Heim. Wie behaglich sieht es in der Stube mit dem Blumenfenster aus, in dem die Frau im grünen Kleide ihre Wäsche zurechtnäht! Altmodisch ist das alles: das breite Sofa, die hohe Standuhr, die bis an die Decke des niedrigen Zimmers reicht, die einfachen, mit bläulichem Stoff bezogenen Stühle, die bürgerliche Rokokokommode mit den messingenen Beschlägen, das breite, vielfach geteilte Fenster mit den geradlinigen schlichten Vorhängen, wie freundlich, wie nett und sauber ist dieses Bild geruhigen Lebens mit dem umhegten Blick auf die roten Dächer



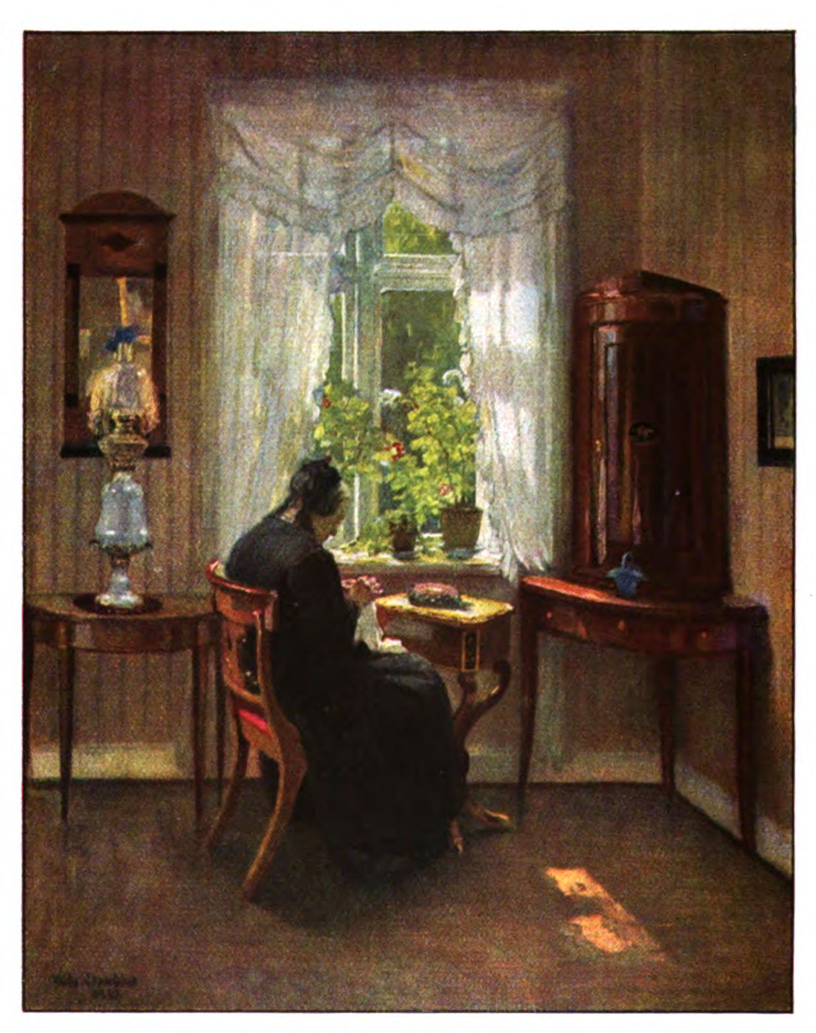
Des Künstlers Vater



Kind im Lehnstuhl

und das Grün des Hofgärtchens! Und dasselbe Behagen umfängt uns aus dem Bilde »Sonniger Fensterplatz« wie aus dem »Lübecker Kontor«. Es waren fürwahr glücklichere Zeiten, als die Mutter noch Zeit hatte — Zeit, um ihre Korkzieherlocken zu drehen, um die Moderatorlampe zu putzen und zu füllen, die so schmuck neben dem Sandfaß auf dem breiten Kontortische steht, an dem der grauhaarige Kaufmann mit ernster Vertiefung sein Hauptbuch versieht.

Aber nicht bloß die Tatsachen regen unsern Wilhelm Claudius an, er ist ja doch vor allem ein Maler. Wie köstlich ist jedes dieser Bilder als ein Farbenganzes! Wie sind alle Einzelheiten zum Ganzen gestimmt! Wie fein sind die Gegensätze berechnet, ohne aufdringlich zu werden! Es lohnt sich, an einem Bilde sich klarzumachen, mit welcher Kunst ein scheinbar so einfaches, schlichtes Bild durchstudiert ist. Die linke, dunklere Seite des Bildes mit dem Blumenfenster ist durch die Uhr getrennt von dem hellen Mittelraum, in den der für uns unsichtbare Himmel sein Licht hereinsendet. Die gelbe Kommode mit ihren im Lichte blitzenden Beschlägen hebt sich leicht ab von dem dunklen Blaugrün der Wand. Und wie köstlich belebt wird diese ruhige Ecke durch den feinen Blumenstrauß in Rot, Weiß und Blau! Man halte den Strauß mit dem Finger zu, und man wird sich überzeugen, wieviel er zu dem feinen Reiz dieser Ecke beiträgt: ohne ihn ist der Raum tot. Und dann der feine Reiz des Gegensatzes zwischen dem hellen Rot der Ziegeldächer und dem hellen Grün der Bäume, von dem sich die dunklen Punkte der Blumentöpfe abheben. Zu dem Rot und Grün gesellt sich als dritte Farbe zum Dreiklang das Gelbbraun der Fensterbalken, und umrahmt wird dieses Bild im Bilde von den bläulichweißen Vorhängen. Überschnitten wird es an seiner rechten Seite, wohlverstanden nicht in der Mitte, durch die Gestalt der sitzenden Frau, deren grünes Kleid sich wiederum abhebt von dem weißen Tischtuch, das eben als Abhebfläche (repoussoir) dient: das matte Blaugrün der Wand zur Rechten nebst dem dunklen Blau des Sofabezugs ergibt im Verein mit der Wand zur Linken den abschließenden Rahmen der hellfarbigen Mitte, während der dunkle Fußboden ihm den festen Halt von unten gibt. Grün in allen Schattierungen, hier mit Gelb gehöht, dort ins Blaue getönt und ins Bläuliche übergehend, in der breiten Masse des Kleides als Vollfarbe



Sonniger Fensterplatz

hingesetzt, ergibt mit den mannigfachen braunen Tönen ein harmonisches Ganzes, das zu dem lachenden Licht des Hofes einen durch die durchscheinende Helle des Vorhanges fein gemilderten Gegensatz bildet. Nichts Grelles ist in dem Bilde, und trotz aller Kunst, die der Künstler aufgewendet hat, um die gewünschte Wirkung zu erzielen, macht das Ganze den Eindruck voller Natürlichkeit, als hätte der Maler nur abgeschrieben, was er gesehen hat, ohne jede Berechnung.

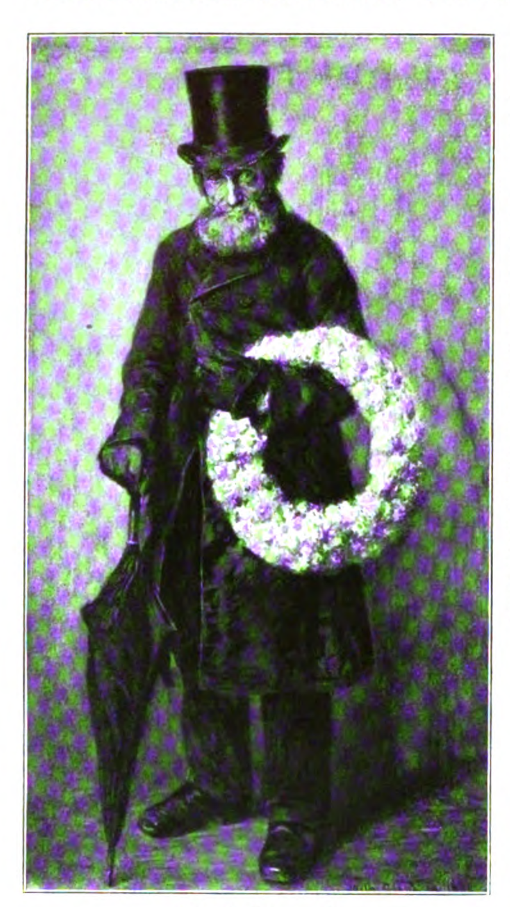
Man sehe weiter die Bibliothek im Dreiklang von Grün, Gelb und Blaugrau, belebt durch allerlei bescheiden sich einfügende Farbentöne, wie das Hellgrün des Stuhls und das Licht, das durch ein unsichtbares Fenster zur Linken hereinfällt. Etwas kräftiger sind die farblichen Gegensätze auf dem Bilde des Lübecker Kontors mit dem blauen Ofen und der goldig schimmernden Lampe, dem Weiß der aufgeschlagenen Bücher und dem Schwarz des Rockes, den der so eifrig in sein Rechnungswerk vertiefte alte Mann trägt. Aber sie werden fest zusammengehalten durch das Rotbraun des Schreibtisches und das Graugrün der Wand. Die kleinen roten, gelben und schwarzen Flecke sowie das bläuliche Weiß der Lampenglocke, der helle Mittelpunkt des Bildes, fügen sich fein ein in das Farbenganze.



Lübecker Kontor

Noch stärker ist der Gegensatz der Farben in der »Knechtskammer«. Hier hat der Künstler über die ganz schlichte Einfachheit der Ausstattung des Raumes durch das glühende Rot des Bettes, das volle Kreßgelb des Kopfkissens und das Grün der Lade einen Farbenglanz hingestreut, der so recht zeigt, was ein echter Künstler aus dem schlichtesten Motiv zu machen weiß. Die schwarze Katze mit den leuchtenden Augen, der Stuhl mit dem gelben Strohsitz, die mattroten Äpfel, der braune Rock, die Laterne, die Vorhänge — alle diese Einzelheiten geben ebenso viele Einzelreize, die sich ohne jede Aufdringlichkeit dem Ganzen wie selbstverständlich einfügen. Man mache sich einmal das Vergnügen, diese Innenbilder mit nur einem Auge zu betrachten, das andre zuzuhalten, und man wird sehen, wie der Raum an Tiefe gewinnt, wie Luft und Licht darin förmlich stehen.

Eine Frucht der wiederholten Besuche unsers Claudius in Böhmen ist das weithin bekannte Bild »Böhmische Musikanten« in lebensgroßen Gestalten. Wie die sechs Jünger der Biermusik ohne gerade viel Temperament, aber mit gewohnheitsmäßigem Eifer in die Noten vertieft bei ihrer Aufgabe sind, wie jeder — von dem lustigen Baßgeiger bis zum mageren Klarinettenbläser — seinem Instrument gemäß in Gesicht



Der Leidtragende

vor allem die Harmonie der reinen Farben. Eine ältere Malweise, die inzwischen dahingegangen ist, gewann diese Harmonie wohl durch einen künstlichen Gesamtton, der nicht in der Natur zu finden ist, sondern nur auf der Palette des Routinemalers entstand. Braune Soße nannten die jüngeren Künstler spöttisch dieses Malrezept und warfen es in die Rumpelkammer der Kunstgeschichte. Was sie uns dafür brachten? Die beiden farbigen Bilder »Vorstadtgarten« und »Frühlingslandschaft« zeigen es in vollem Maße. Eine köstliche Farbenfreude, eine unvergleichliche Klarheit, eine Harmonie, die nur aus reinen Farben gewonnen ist, die farbigen Schatten. Und das in Schwarzweiß wiedergegebene Bild der Lüneburger Heide zeigt noch, wie fein und gleichmäßig unser Künstler die Farbenwerte abzutönen weiß, daß der Blick, ohne auf Trennungslinien zu stoßen, vom Vordergrunde über den Mittelgrund hinweg in die weiteste Ferne schweifen kann. Sonstige Hilfsmittel der Landschaftsmalerei, wie der in die Tiefe schiebende Baum oder der Gegensatz zwi-



Leierkastenmann

und Haltung gekennzeichnet ist, das ist der Natur ganz vorzüglich abgelauscht, und nicht minder echt ist die Örtlichkeit, das enge Musikgerüst mit dem weihnachtlichen Schmuck und den ohne allen Staat hingesetzten Talglichtern.

Daß ein Künstler, der solche charaktervolle Typen hinzustellen vermag, ein guter Bildnismaler sein muß, ist selbstverständlich. Zahlreiche Bildnisse sind aus Claudius' Werkstatt hervorgegangen. Daß er sie nicht zum Ausprobieren von allerlei Farbenwirkungen oder zu sonstigen Experimenten benutzt hat, versteht sich bei seiner Naturanlage von selbst, wohl aber hat er sich immer mit Erfolg bemüht, seine Modelle in Haltung und den Zügen getreu darzustellen. Wie trefflich ihm dies gelungen ist, dafür sind die Bildnisse seines Vaters und des Kindes im Lehnstuhl sprechende Beispiele.

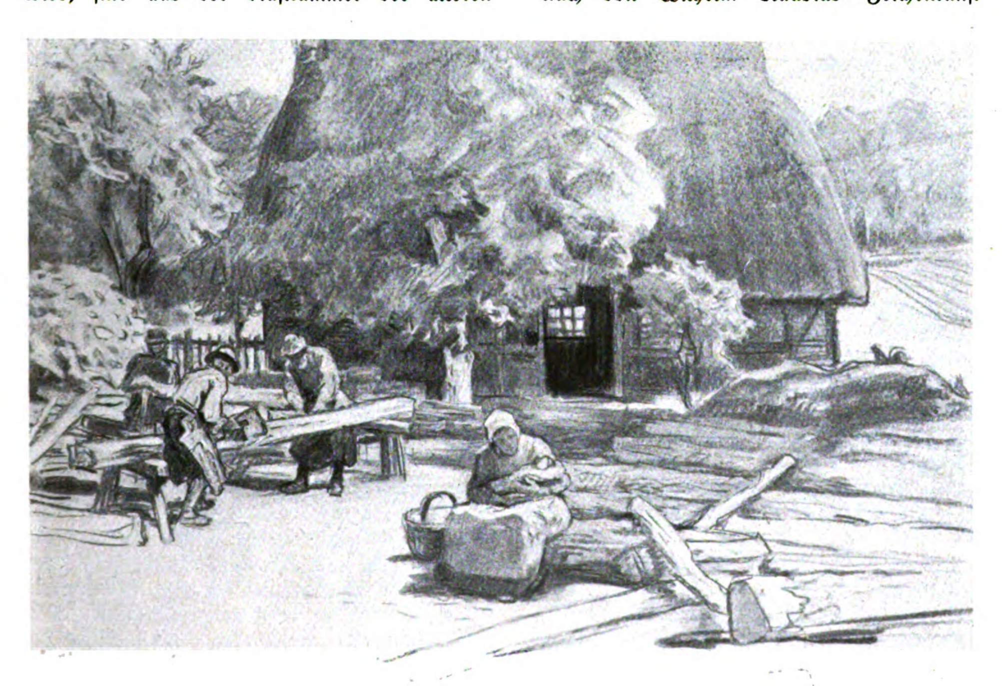
Mit ebenso viel Hingabe wie Erfolg hat Claudius auch die Landschaft gepflegt, zumeist die reine Landschaft, in der menschliche Gestalten nur als farbige Flecke auftreten. Seine Malweise geht vom Impressionismus aus, dem er alle wirksamen Ausdrucksmittel abgewonnen hat,




Hessisches Frühstück

schen Hell und Dunkel, zwischen Nähe und Weite, wobei der Vordergrund auf der einen Seite durch eine Baumgruppe oder ein Haus betont wird, sind aus der Rüstkammer der älteren Landschaftsmalerei entnommen. Claudius benutzt sie aber mit zwangloser Selbstverständlichkeit, so daß die volle Natürlichkeit erreicht wird.

Auch von Wilhelm Claudius' Zeichenkunst



Zimmerplatz

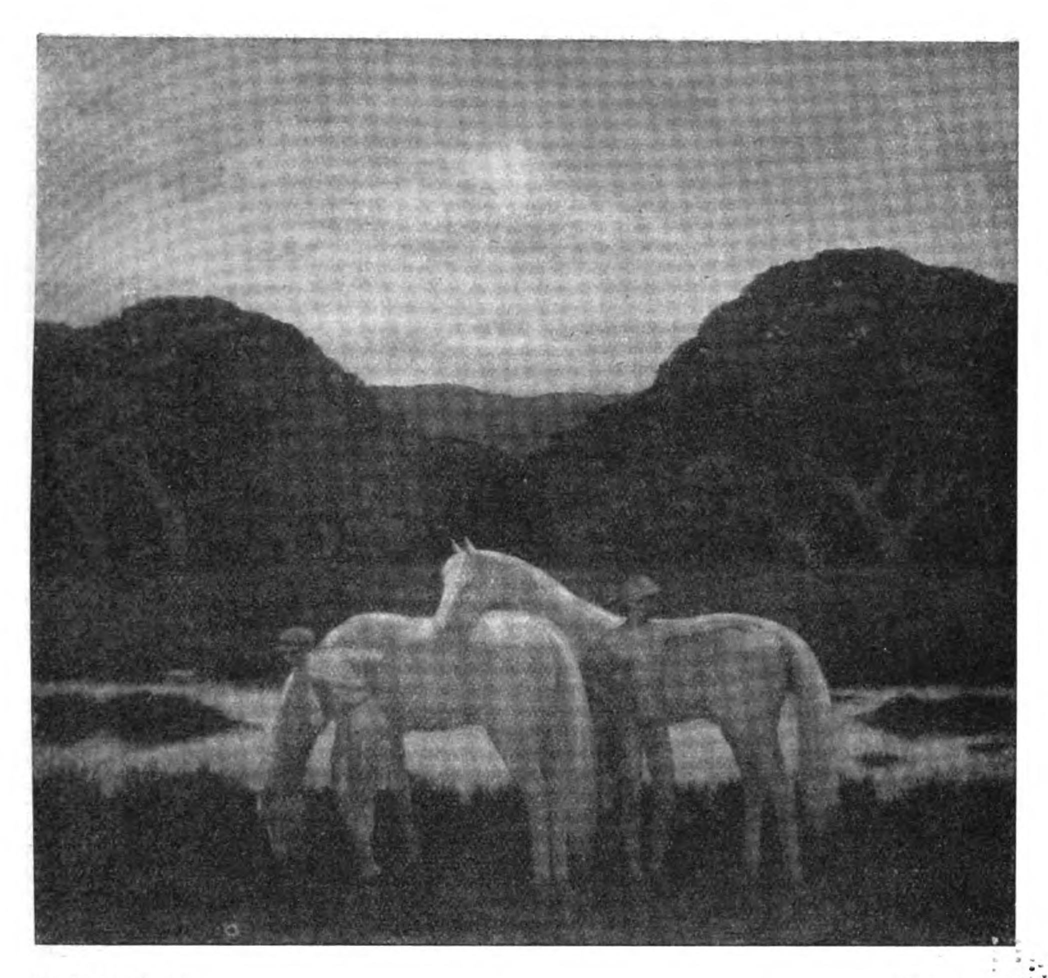


Frühlingslandschaft

geben unsere Bilder einige Proben. Teils mit leichtem Strich fest hingesetzt, teils in malerischer Kraft flott hingestrichen, zeigen sie, wie sorgfältig er seine Bilder vorbereitet, und wie er auch mit dem einfachen Werkzeug des Stiftes oder der Feder vollwertige Bilder zu schaffen vermag.

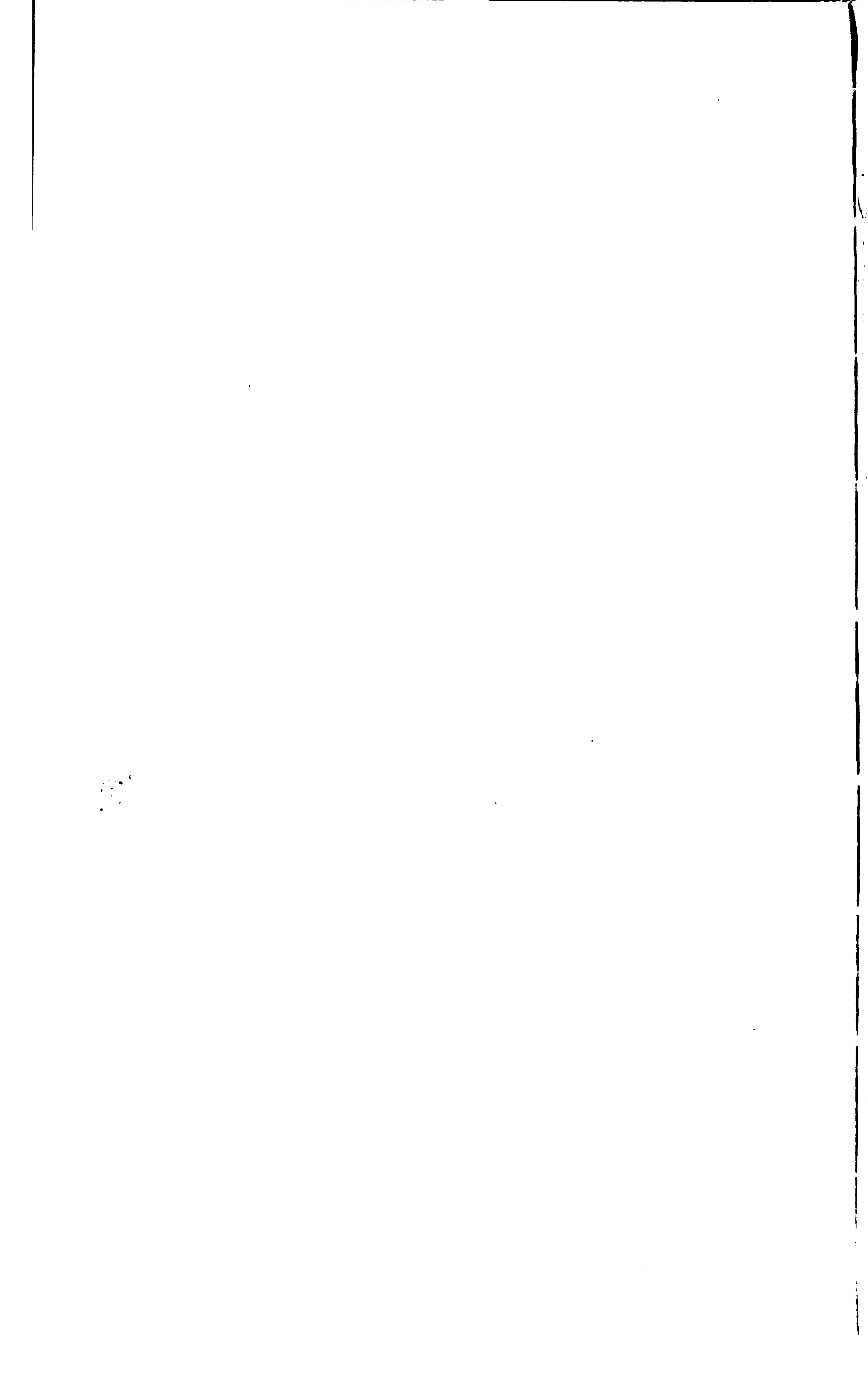
Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß Claudius sich auch in der Monumentalmalerei versucht hat. Im staatlichen Auftrage malte er 1912 für den Rathaussaal der erzgebirgischen Stadt Talheim ein sechs Meter breites Bild der Kolonisierung jener Gegend durch Zisterziensermönche und für die Villa eines Aussiger Fabrikanten vier Bilder aus der Rübezohl-Legende, aus der Sage des Rattenfängers von Hameln und andern Märchenstoffen, auf denen die Kinder des Bestellers bildnisgetreu angebracht sind.

Die Freude an der Kunst ist mannigfaltig. Nur kurzsichtige Starrköpfe können behaupten, daß nur ihre Richtung echte Kunst sei. Der Verlauf der Kunstgeschichte aber hat uns längst belehrt, daß die Richtung in der Kunst eine Nebensache ist, abhängig von der Mode und von der Erschöpfung im Schauen bestimmter Motive und einseitiger Malweisen. Über den Wert eines Kunstwerkes aber entscheidet nicht die Richtung, sondern die Güte innerhalb der Richtung. Darum werden die besten Schöpfungen von Claudius auch den Wechsel der Richtungen und Moden überdauern. Für jedes unverbildete Auge bedeuten sie in ihrer gesunden, schlichten und doch fein empfindenden Naturauffassung echte Kunstfreude, die wir uns nicht nehmen lassen wollen, und einem jeden, der seine Heimat liebt, werden die Bilder des frohgemuten Künstlers, der niemals das Außerordentliche, sondern stets nur das Schöne malen wollte, wert und willkommen sein.



Rudolf Hause: Abendruhe

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1924



# Der Friede einer andern Welt

## Roman von Heinrich Federer

### IV

Pfarrer Bischof begab sich noch bis zur Abfahrt des Zuges in ein Schuhgeschäft. Niemand bediente ihn, bis er ungeduldig mit dem Stock auf den Ladentisch schlug.

»Wir haben drei Gehilfinnen krank,« entschuldigte sich der greise Chef und eilte vom Pult herbei. »Die halbe Stadt hat diese Modekrankheit, die spanische Grippe oder wie sie heißt.«

»In der Pfalz habe ich nichts bemerkt,« entgegnete Carl.

»Oh, dort ist noch gesunde Klosterluft,« verwies der Greis lächelnd. »Aber das Modeding wird auch die schwarzen Herren dort finden und auch Ihre Dörfer, Herr Pfarrer. Das braucht nicht Tür und Schloß. — Also Schuhe wollen Sie, rauhe, knorrige Pastorationsschuhe, sagen Sie.« Er maß die Sohle. »Gott, achtundvierzig! Sie haben einen Riesenfuß. Hier sind nur zwei mit diesem Maß. Probieren Sie «

Es ging mit Ach und Krach und dem Troste, das Leder dehne sich beim Gebrauch noch erheblich aus. »Gut,« meinte Carl. »Dann schikken Sie mir das alte Paar nach Lustigern, ich übe mich gleich im neuen.«

Der Alte lächelte immer und schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie?« fragte Carl.

»Nichts, nichts, ich meine nur, Menschen mit einem solchen Schuh und Schritt müssen besser aufpassen als alle andern.«

»Wieso das?«

»Sie haben eine zu große Spanne von Fuß zu Fuß. Gesetzt, es kommt ein Abgrund. Wir andern brauchen drei Schritt und können noch beim ersten und zweiten zurückweichen. Sie haben nur einen und sind unrettbar geliefert. Sehen Sie, der große Schuh ist gefährlich.«

Eine dicke, schwere Hitze lag über Stadt und Land. In der Bahn und auf der Lustiger Talstraße fühlte Carl eine heillose Schläfrigkeit. Hat man mir die Grippe schon angehängt? fragte er sich. Es wird wohl die Aufregung und Unruhe der letzten achtundvierzig Stunden sein.

Aber im Pfarrhof klapperten ihm die Zähne, er mußte zu Bette, und in der Nacht gingen die Fieber auf vierzig Grad zu, und Carl redete schon ein arges Durcheinander.

Zum Glück hatte die ratlose Peregrina das Mili über Nacht behalten. Dieses beherzte Jüngferchen legte nun kalte Umschläge ins Genick und auf die Stirn, und jedesmal dampfte das Tuch beim Umwechseln. Gegen Mitternacht rief man noch den Kaplan mit Marianne zu Hilfe. »Es ist nichts als ein heftiges Grippefieber,« tröstete er die Weiber. »So ein Temperament packt es gleich massiv an. Ihr könnt euch nicht an sein Gerede halten. Es bricht da Fremdes und Eignes kunterbunt heraus. Aber vielleicht sollte man doch den Arzt ...«

»Nichts da von Arzt!« rief nun merkwürdigerweise der Patient und saß schroff auf

»In die Kissen, in die Kissen, Hochwürden,« bat Mili, sprang herzu und zwang den Gewaltigen mit ihren starken Armen nieder.

Aber Peregrina betete und bebte. »Er stirbt mir, er stirbt mir gewiß! Alles tut er wie ein Gewitter. So geht er mir weg ... ich weiß es. Das hatte er nie, so ein Fieber und Irrereden.«

»Gans, dummes du!« lärmte Carl wieder. »Geht doch alle ins Bett. Was habt ihr mit mir? Wer geht da zur Tür hinaus? Kein Bein verlaß das Haus! Das gäb' ein Geschrei: Der Pfarrer krank! Ich les' morgen die Messe wie sonst.«

»Niemand weiß etwas,« beruhigte der Kaplan. »Ist dir morgen noch schlecht, so bleibst du eben im Bett wie andre Menschen, punktum!«

Eine Weile schien der Fiebernde einzunicken. Dann langte er plötzlich mit den Händen empor wie an einem Stamm und stieg und stieg so hoch er konnte und reckte noch die Fingerspitzen: »So hoch, so hoch!«

Von da an redete er völlig irre. Immer kehrte der Turm durch alles Phantasieren wieder. »O wie schön, wie ganz schön!« staunte er der Zimmerdecke entgegen. Er sah seinen erträumten hohen Kirchturm.

»Saget nichts davon, ja nichts!« bat Eusebi die Weiber. »Es gäbe einen schönen Lärm im Dorf. Aber wir, die wir wissen, was dem Pfarrer dieser Turm ist, wir wollen ihm die Freude lassen. Ja, wir wollen ihm auch Hoffnung dazu machen.« Und er trat ans Bett und sagte: »Carl, das sind schöne mögliche Sachen, nur pressiert es nicht so.«

»Es pressiert. Ich muß bald fort. Der Corneli jagt mich oder der Bischof, ja, ja ... Morgen fangen wir an ... Es kostet nichts ...«

Ach, wie erbarmungswürdig der gewaltige Mann keuchte, plapperte, sich hin und her wälzte, schrie, bat, zürnte und von Gluten dampfte! Welche Schatten über ihn fielen, wenn er klagte! Aber beim einzigen Worte Turm, oh, wie hellte sich das Antlitz auf, wie flammten in seliger Kindlichkeit die blauen Augen, welcher Friede zog dann über den ganzen Mann! Gewiß, er hatte täglich vom Turme geredet, mit der Tante und mit Eusebius. Aber daß dieser Plan so tief ins Innerste sich verwurzelt habe, fast auf Leben und Tod, das hatten sie beide nicht geahnt. Waren denn Turmuhr und Beichtstühle nur Proben und Vorwände für dieses Hauptwerk gewesen? Da kommt er vom Bischof, dachte

Eusebi, gewiß mit einer scharfen Rüge, und denkt gleich an neue und größere Wagnisse.

Langsam rannen die schwarzen Stunden. Die Fieber stiegen bis auf volle vierzig Grad. Es könnte Typhus sein oder Gehirnhautentzündung, mein Gott! besorgte der Kaplan. Sobald es dämmert, muß das Mili nach Utzli zum Arzt.

»Hast du etwas Ungutes gegessen oder getrunken, schlechtes Wasser etwa?« fragte er in eine stille Pause hinein.

»Wasser, ja, am Brunnen, schmutziges ... pfui doch ... und Tee ... und, ach, nicht kalt, nicht heiß, nicht rot, nicht schwarz, nicht violett, o pfui, wie farblos ... nichts als Charakterlosigkeiten muß ich trinken, ja, so ... Charakterlosigkeiten ... aber der Turm, der haut euch zu Boden ... das ist ein Mann ... helft mir!«

»Carl, Carl!«

»Was Carl, Carl! Das ist nichts. Willst du oder willst du nicht? Das ist Carl, Carl!« Er schnaufte wild auf, riß die Umschläge von sich und hob sich auf die Ellbogen und schaute im Halbrund umher. »Dann kann ich ja gehen ... Was soll man da pfuschen? ... Gebt acht, o gebt acht, haltet, haltet ihn ... auf allen vier Seiten ... Wie die blasen! Was für Baden! So ein Wind ... Haltet ihn! ... Ach, Kartenhaus ...!« Carl fiel schwer zurück, schweißübertropft, und das Mili wickelte ihn wieder treulich in die nassen Tücher.

Eusebius stand am Bettfuß und krampfte den Holzknopf und rang mit sich. Nein, hier ist nicht zu schwindeln. Ja oder nein! Diesem Starken soll man ein starkes Unterfangen gestatten.

Er trat an den Pfarrer und sagte fest: »Höre, Carl, jetzt, hier in deiner Kammer, bilden wir den Anfang zu einem Turmfonds. Ich gebe zweihundert, meine Marianne zweihundert Franken. Verstehst du das? So fängt der Stein an zu wachsen.«

Carl bemühte sich, still aufzuhorchen. Euseb faßte ihn an der Hand. »Dann sammeln wir in aller Ruhe weitere Gelder, vielleicht machen wir eine Lotterie. Und ist die Summe hübsch im Sack, so fängst du den Bau an. Also der Turm kommt, ich bin dabei.«

Carl lauschte, lauschte, bewegte ohnmächtig die brandige Lippe und schien zu verstehen.

»Der Turm kommt. Aber jetzt ruhig! Geduld! Schweigen! Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden. Ein Baum wird um so größer, je stiller er wachsen kann. Verstehst du?«

Er bog sich tiefer zum Erkrankten. Ei, ei, der atmete regelmäßig und schien ordentlich eingeschlummert.

Man trat in den Gang hinaus, setzte sich auf die Bank, und nun sagte das Mili: »Ich gebe auch jede Woche fünfzig Rappen an den Turm.«

Peregrina — das wußte man — hatte keine Kupfermünze Eignes. Trotzdem galt sie als Mitglied der Turmfondsgesellschaft, so wie diese eben in unheimlicher Nacht und Fieberphantasie begründet worden war, und alle vier Verschworenen reichten sich wichtig die Hände. Der Turm, sagten sie, rettet dem Pfarrer das Leben, das sieht man. Turm und Pfarrer sind eins, Leben und Sterben zusammen.

Am Morgen erwachte Carl erst spät. Er hatte weder das Meßgeläute noch die Hausschelle noch den Arzt von Utzli gehört. Er erinnerte sich an nichts, wollte nach Gewohnheit aufspringen, aber fühlte sich nun wie ein Bleiklotz so schwer in die Matratze vergraben.

Nun erst dämmerte es in ihm auf, er sei todelend gestern nachmittag bei der größten Schwüle heimgekehrt, sozusagen ins Bett gefallen, in heillose Hitze geraten und erst jetzt wie aus einem Rausch ernüchtert. Er wußte gar nichts von den Reden in der Nacht, war fieberfrei, und der Doktor verlangte bloß, daß er sich noch zwei, drei Tage im Bette pflege.

Ein wenig blaß und im Knie bebend trat der Pfarrer nach drei Tagen wieder in der Kirche auf. Er schien magerer und gelassener geworden. Hoch und steif fand er den Corneli an seinem Platz. Auch die Beichtstühle standen an ihrer erzwungenen Stelle, aber trotzdem schien Corneli nicht besiegt, eher fester als je in die Höhe zu ragen und eine gewisse stille Genugtuung auf seinem kalten Gesicht zu tragen.

Es herrschte nun eine sonderbare Ruhe im Dorfe. Es war nicht die Ruhe der am Abend behaglich auf dem Knie gefalteten Hände und nicht die Ruhe eines schönen Amen, so war's recht, Gott sei Dank! Es war vielmehr die Ruhe des Zweifels, der nicht zu reden wagt, die Ruhe des Argwohns, der wie eine Katze auf die nächste Gelegenheit lauert, die Ruhe der Unentschiedenheit, der schwankenden Achseln, des bedächtigen Zuwartens. Der Corneli war unversöhnlich beleidigt, der Pfarrer hatte sich einen Verweis geholt, das wußte man. Von da würde es leis oder laut in Gegnerschaft weitergehen, und einmal müßte man sich für den Weißen oder den Roten entscheiden. Einstweilen war es besser, die Sache von Fall zu Fall zu begleiten. Aber ohne es sich zu gestehen, hatten eigentlich die meisten im Herzen schon entschieden. Die Alten standen heimlich dem Ammann näher. Sie verkörperten mit ihm zusammen das Dorf, seine konservative Tradition und scheuten jeden kleinen oder großen Wechsel. Selbst im Pfarrer sahen sie etwas Fremdes, sobald er nicht das sakramentale Amt übte.

Das jüngere Geschlecht hielt eher zu Carl. Er predigte zwar gegen den Tanz, das tat der Corneli auch. Aber nie hatte der Ammann ein Fäßlein Bier ins Lohwäldchen rollen und den Jünglingen zum Trunk Kurzweil mit Gedichten, Musik und Rätseln bieten lassen, wie Carl an

seinem Geburtstag. Er war noch jung, fühlte noch mit, beizte noch Aug' und Wort mit Begeisterung, das gefiel. Er denkt an Verschönerung und Verbesserung. Etwas Frisches, Neues! Ein lustiger Blitz, ein fröhlicher Knall, ein Verlusten und Ausfegen der Rumpelkammer. Mit den Prachtziffern oben am Turm fing der Pfarrer an. Seine Augen leuchten. Da ist noch viel zu erwarten.

Ohne irgendein neues Ereignis ging diese heimliche Scheidung durchs Dorf und grub sich in solcher fast unbewußten Zweiteiligkeit immer tiefer durch die Stuben und Kammern der Lustiger ein. Aber es geschah so formlos, daß man kaum laut Partei ergriff, den Hut vor beiden Riesen gleich tief zog, auf ihr Fragen gleich rasch mit einem Ja antwortete und, wiewohl man einen Strauß schon aus Langerweile und Leichtsinn herbeiwünschte, dennoch nicht weiter zu grübeln wagte, ob man dann auch tapfer die Folgen rechts oder links auf sich nehmen wolle. Eine gewisse Zweideutigkeit und Falschheit, um es nirgends zu verderben, griff im Völklein häßlich um sich.

Indessen schien jener Anfall des Pfarrers doch mehr als nur ein vulkanisches Fieber gewesen zu sein. Nicht bloß gewann Carl seine kräftige Beweglichkeit nur langsam und mit kleinen Schritten zurück, als hätte er schwerkrank gelegen, sondern in den nächsten Tagen packte es da und dort einen Lustiger mit Kopfweh, Schwindel, Rückenbrennen und hohen Fiebern. Die Grippe war augenscheinlich da, und lose Zungen tuschelten, niemand anders als der Pfarrer habe sie aus der Stadt gebracht. Selber habe er sie nur leicht bekommen und hurtig abgeschüttelt. Aber diese Seuche werde mit jedem Fraß wilder, und jedes weitere Opfer leide schwerer. In der Tat ging es bei keinem einzigen mit einer Fiebernacht ab; sondern es entwickelte sich eine Halsentzündung oder ein Brustkatarrh oder gar eine merkwürdig leise Lungenentzündung, wobei der arme Patient mit Mühe nach Luft schnappte. Erst waren es nur sechs, sieben Kranke. Aber nach vierzehn Tagen fieberte und hustete das gute Drittel des Dorfes. Und immer noch stieg die Seuche höher und höher wie eine trübe zornige Flut. Das ganze Toggenburg seufzte in Not.

Pfarrer und Kaplan warfen sich als beherzte Schwimmer in diesen Greuel, Eusebius etwas vorsichtig, etwas leise, aber durchaus furchtlos, Carolus dagegen, je mehr er sich zurückgewann, mit großen Schwüngen, laut und lustig. Sein Besuch wog den Kranken zehn Kapläne auf. Eusebi amtierte gewiß ganz korrekt. Aber er war trocken, seine Stimme farblos und dürr, er wußte keine Bauernspäße. Der Duft der gelehrten Bücher, dieser unpopuläre Duft, umschwebte und isolierte ihn ein bißchen. Carolus dagegen plauderte saftig, lachte die Leutchen schon halb gesund, erzählte prachtvoll begeisterte, riß hin und betete mit ungeheurer Wucht; die Kranken behaupteten, sie spürten kein Übel, solange er in der Kammer weilte.

Einige ältere Personen überstanden die Seuche nicht und starben. So der Paul Huber zu unterst im Dorfe. Als Carl mit Kreuz und Ministranten den Sarg beim Gehöft abholte und dabei an Cornelis zugeriegeltem Stubenfensterchen vorbeischritt, dachte er: Wie arg der alte Schelm sich absperrt! Hat er Angst? Ja, wenn die Grippe so recht schwer in seine Achtzig tappte, das streckte ihn ... Ein Grausen überlief Carl, und er eilte rascher, indem er den Riesen gereckt und gestreckt, wie's nur Gevatter Tod leistet, über den Schragen geworfen sah, nun auch das starke rechte Auge gebrochen. Es schauderte ihn, und doch mußte er mit einer gewissen Wollust immer wieder zu dieser Vorstellung zurückkehren. Geradezu etwas wie Enttäuschung erfaßte ihn, als er am Huberhaus über alle Leidleute hoch hinaus den gleichen Corneli wie eine stämmige Silberpappel ragen sah und behäbig trocken die Vaterunser mitbeten hörte. »Oh, der stirbt nie!« entfuhr es Carl. Aber sofort entsetzte er sich vor sich selbst und ward stille.

Vor dem Sarge und den Verwandten des Toten, den weißen Nastüchern, die man zum Schein in der Hand hielt, und der schlecht versteckten Ungeduld, zu erben, und davon unbetroffen, nahm Carl die schwarze Stola ab, legte sie dem Kaplan um, reichte ihm das Buch und bat: »Mach du's, der Tote war ja noch dein Firmpate!« Und er ließ den Kaplan die herrlichen Gebete sprechen, da er seine Zunge soeben beschmutzt hatte, und antwortete mit den Knaben dienerhaft bescheiden und unterwürfig die vielen Amen.

Bei jedem Psalm ward er im Herzen froher, und es drängte ihn geradezu, augenblicklich etwas recht Gutes zu tun. Ich will den Corneli nach dem Requiem zum Frühstück einladen und will ihm in aller Herzlichkeit sagen, daß ich aus freiwilligen Beiträgen eine Kasse äuffne für kirchliche Notwendigkeiten, Notwendigkeiten der Pfarrei im weitesten Sinne. Nicht einen Turmfonds! Den hat ja der Eusebi gestiftet, aber der Verschmitzte sagt nichts mehr davon. Es reut ihn. Die Peregrina verriet's. Nein, in diese namenlose Kasse soll alles Wohltätige und Wohlgemeinte für die Kirche fließen. Der Pfarrer weiß am besten, wie's von da weitertropft in Aufwendungen für Altäre, Gemälde, den Friedhof oder ... den Turm. Aber alles freiwillig! Kein Nickel aus der Kirchgemeindskasse! Der Brave da im Sarg hat zweihundertfünfzig Franken gespendet. An seinem Grabe sei's verkündet und werbe Jünger! — Ich werde dem Corneli zeigen, daß er die Kirchensteuer an der

Novembergemeinde hinuntersetzen und die Zinsen der Kirchenkapitalien zum Fonds schlagen kann, daß ich für alles sorge. Aber daß er nun ein Stümpchen Vertrauen zu mir habe! Er mag immer kommen und mir in die Truhe gucken. Ich will doch nichts verschlechtern, ich will nur verbessern ... Und vom Turm red' ich nicht zu ihm. Ich kann warten, bis der Corneli so lange schläft wie der Mann hier. Seinen Feierabend will ich ehren. Aber mehr leisten, wär' Sünde und Unehre dazu.

Und in all dem heilig-unheiligen Denken stieg von der Orgelempore der gewaltige Choral nieder, und süß klangen zwei hohe Mädchenstimmen immer wieder in alles Totengebrause und Unterweltdunkel ihre Lichthoffnungen, ihre Frühlingsgedanken hinein.

Hätten der Pfarrer oder der Ammann etwas von diesem erblosen reinen Kindersinn gehabt, es wäre zum Frieden nicht zu spät gewesen. So aber antwortete Corneli auf die freundliche Einladung Carls neben dem frischen Grabe mit einem kalten, höflichen »Danke, ich kann nicht annehmen!« —

Als sich Carl auch an diesem Tage mit Krankenbesuchen, Beten und Trösten und kleinen Almosen ordentlich abgehetzt und dabei das schroffe Nein Cornelis fast vergessen hatte, saß er endlich gegen neun Uhr abends in einer glücklichen Müdigkeit im Studierstüblein, zog den grünen Schleier über die Lampe, schlug ein Bein über das andre, horchte dem gleichmäßigen dunklen Gesprudel des Wiesenbächleins zu, das zwischen ihm und dem Kaplangarten floß und bis in die Stube hineinklingelte, und überschlug nach behaglicher Gewohnheit ein bißchen, was getan sei und was morgen bevorstehe, indem er die Augen halb schloß und mit dem Schlüsselbund spielte, das an der Armlehne des Stuhles hing. Die schwersten Fälle der Grippe hatten die Krisis überstanden, Sponsalien gab es morgen und eine Kindstaufe, die Predigt übermorgen hielt der Kaplan, ach, gelehrt, langweilig, ein bißchen krähend, er hört sie schon voraus, aber gut gemeint und ängstlich auswendig gelernt. Der gute Eusebi!

Klirr — ing — klirrling! schrillte es durch den Gang. Wer zerrt so? Er hört das Mili und die Peregrina zum Gangfenster laufen, den Draht ziehen, rasche Schritte zu seiner Tür kommen, und in diesem Moment, er weiß nicht wie, schießt es ihm durch den Kopf: Da meldet sich der Hausvater vom Altersasyl, ich wette .. Ist er denn noch nicht geheilt? Von Tag zu Tag geh's besser, sagte man. Wunderbar war's, und wie ein Wunder ist's ... »Herein!«

Zwei pochende Fingerknöchel, die Tür aufgesperrt, das fahle, aber frohe Gesicht des Dr. phil., Carl wundert sich gar nicht. Ja, gerade das mußte diesen Abend kommen!

»Er schickt nach mir? Er will? Er ...« drängte der Pfarrer und grübelte mit dem Blick fragend in der senkrechten Runzel des jungen Eugen Dott.

»Ist eben gestorben!« versetzte Herr Dott mit bleichem, aber strahlendem Gesicht.

»Gestorben?« Carl setzte sich schwer in den Stuhl zurück und rutschte auch Eugen einen Sessel nahe. Aber dieser stand aufgeregt und leuchtend da und trat hin und her vor Bewegung.

»Gestorben!« wiederholte der Pfarrer. »Und war am Gesundwerden!«

»Jetzt ist er's geworden, Herr Pfarrer, ganz gesund!«

»Erzählt!« bat Carl, indem er das fahle Gesicht musterte und es darinnen seltsam flackern sah. »Aber wißt, es martert mich, daß ich nie mehr herüber kam. Immer nahm ich mir's vor. Aber da gab es Nöte über Nöte und jetzt diese Epidemie und ... und ...«

»Er hat Sie sehr, sehr erwartet!«

»Aber ja ... eigentlich gehörte er doch nicht zu meinen ... Schäflein,« würgte Carl heraus.

»Er hat Sie innig gerufen. Oh, er hatte Sie gern. Wie sollte er nicht Ihr Schäflein gewesen sein! Gibt es denn da ein Zeichen mit Stempel und Schere?«

»Lassen wir das, mir war er wie ein Bruder damals.«

»Er sprach auch nie anders von Ihnen als vom schönen starken Bruder.«

Bewegt und beschämt senkte Carl ein wenig den Kopf. »Erzählet, ich bitte. Es ging ihm doch viel besser, nicht?«

»Ja, das war wie eine Suggestion. Sobald Sie weggingen, glaubte mein Vater an die Gesundheit und fühlte sich von Stunde zu Stunde besser. Aber das Wasser stieg trotzdem. Da war nichts zu machen ... Ach, hört, man läutet!«

»Schon wieder! 's ist etwas Unruhiges in der heutigen Welt. Die stillste Hausschelle bekommt den Rappel ... Aber dann stand der Herr Hausvater sogar auf?«

»Das nicht, aber er wurde merkwürdig ruhig und zufrieden im Bett. Er lächelte immer. Mich dünkte, es steckte eine kindliche Schlauheit in diesem Lächeln, wie etwa das Schelmenwort: Wenn ihr wüßtet, was ich alles könnte! Sofort aufstehen, sofort wie ein Gesunder marschieren und agieren könnt' ich. Ich hab's in der Hand. Aber ich will nicht. Ich warte noch. Mein schöner starker Bruder heißt mich dann schon das Rechte tun. Jetzt ist das Rechte, still in der Mitte des Bettes zu liegen, die Hände gefaltet, gegen das Licht hinausschauen, denken, wie lieb alles ist, alles, alles, weil ganz warm vom lieben Gott, und wie wir alle ein Fleisch und Bein sind und uns nicht weh tun sollen ...«

»Hat Ihr Vater so Wunderbares gesagt?« fragte Carl.

»Oft im Schweigen sprach er's aus, ich verstand es nicht anders. Aber er hat auch davon laut geredet. Er fragte nach den letzten Leuten im Hause, bat mich täglich, alle beim Frühstück zu grüßen ...«

Es klopfte. Peregrina flüsterte etwas von Mili und Frau Wirtin Quäler. Der Sigi frage.

»Komm nur herein, Sigismund, du darfst das auch hören. Mittlerweil rüstet sich das Mili.«

»Es darf kommen?«

»Es soll sogar!«

»Das ist meiner Mutter der größte Trost. Dr. Ammann fürchtet Lungenkomplikationen.« Sigi setzte sich und nickte höflich zum Dr. phil hinüber.

»Alle beim Frühstück grüßen mußtet Ihr?« setzte Carl wieder an.

»Und nicht mit meinen Worten. Er schrieb mir alles genau vor: ‚Du neigst dich vor den ehrwürdigen Greisen, vor den ehrwürdigen Greisen,' sagte er ‚und sprichst recht höflich: Der Vater läßt euch herzlich grüßen, nicht wie ein Vater seine Kinder, nein, wie ein Kind seine Eltern grüßt. Er wird bald selber kommen und es nachholen, was er an Gruß und Liebe so viele Jahre hat fehlen lassen. Ihr seid seine Lehrer und Meister. Von euch nimmt er alles an ...' Das mußt' ich sagen. Die Alten verstanden mich nicht. Sie mußten lachen. ‚Ist er kindisch geworden?' hieß es. ‚So redet ein Narr.' Ich mußt' ihm das erzählen. Und dann lächelte er wie ein Kind und sagte: ‚Sie werden es schon erfahren, welch ein Narr ich geworden bin, ein Narr Gottes und ein Narr der Liebe. Ach, was für eine Liebe hat mir dieser Pfarrer in die Brust hineingebrannt! ...'«

Sigi horchte. Er war dunkelrot vor Hitze, und eine wilde Erregung wegen dem Mili durchflutete ihn. Er würde es jetzt bei Nacht ganz allein zur Ilge führen. Es sind fünfzig Schritt, wenig. Aber wie unverhofft viel dünkt es ihn. Und dann riegelt er es mit dem mächtigen Schlüssel, an dem er beständig herumtastet, ins eigne Haus, schläft unter dem gleichen Dach mit ihm, hat es stundenlang nahe, kann ihm auflauern, Fallen stellen und all sein Jägerglück und Jägergenie an ihm erproben. Aber er will vorsichtig sein. Ein großer Respekt hält ihn zurück, sie wie die Mädchen der Zürcherstraßen zu betrachten. Tag und Nacht muß er an sie denken. Er denkt viel Unreines, aber kann es nicht fertig denken. Immer bricht durch den Schmutz dieses klare, durchsichtig reine und tapfere Antlitz hervor, lächelt, grüßt und zwingt zu einer sonderbaren Ehrerbietigkeit.

Indem es so drängt und hastet in ihm, fällt das Wort Liebe vom Munde des Eugen Dott so feierlich ins Zimmer, daß er aufschrickt.

»Oft, wenn ich ins Zimmer trat, waren seine Augen feucht. Er hatte geweint. In allen siebzig Jahren sah ihn vordem kein Mensch mit einem nassen Auge. ‚Tut dir etwas weh?' sagte ich. ‚Weh und wohl!' gab er zurück. ‚Daß ich so ein Holz war, so ein dürrer Stecken, das macht mir schwer. Aber da kam er und sah mich an, und das alte Scheit fängt noch an zu knospen ... Ganz wie Frühlings ist mir. Er sah mich an und riß mir das Aug' auf und das Herz und den Himmel, riß mir alles auf ...«

»Stille, seid stille!«

»Riß mir alles auf, was ich verriegelt hatte, und zeigte mir das Eine und Alles, die Liebe, o Gott, die Liebe!«

Aufgestört aus seiner Sinnlichkeit, horchte Sigi. Immer wieder dröhnte das große Wort an sein Ohr. Was meint er damit? Was erzählt er? Aufreißen! Liebe, Liebe! Wie singt und klingt die Luft davon! Kenn' ich das?

»Herr Pfarrer, er erstickte fast, er ward blau und purpurn beim Husten, er nahm noch vier Löffel Griesschleim im Tag und wurde doch immer lustiger und lieber dabei. ‚Es geht rasch mit der Besserung,' sagte er dankbar. ‚Wenn ich ganz gesund bin, mir ist, ich flieg' dann vor Glück und bau da ein Nest und dort ein Nest; wo nur ein Odemlein lebt, will ich wärmen und lieben. Ich will nicht zu Fuß gehen, das dauerte zu lange, ich will fliegen, der Liebe nachfliegen, schauen, wo sie daheim ist und wie ihr Vater heißt ...' Und er lag da, ich sag' Ihnen, so schwer, als wär' er tief ins Bett hinuntergewachsen, und konnte keinen Arm mehr heben. Und dennoch hüpften seine Augen wie Sonnenfunken herum, als gehörten sie zu keiner Erd- und Leibesschwere mehr, und er sagte voll Glauben: ‚Schau, da sitz' ich wie ein Vogel auf dem Ast. Ein Lüftchen, ein Ruf, ein heller früher Morgen, und ich schweb' dir davon, und leer ist der Ast, und du kannst mich dort suchen, wo die Liebe daheim ist. Sei gut und laß alles, was ich habe, den Alten im Haus. Was brauchst du andres, als zu lieben und geliebt zu sein? Mehr kannst du nicht geben und nicht nehmen.'«

»Es ist ein Wunder!« rief Carl und wischte sich das Auge. »Wir Unwürdige ...!« Er klopfte an die Brust.

So erzählte Eugen Dott. Er kam von der noch warmen Leiche, vom letzten Blick und Vogelsang seines Vaters; er hatte diesen lächelnden Tod wirklich wie einen Lerchenflug von der Erde sonnenwärts soeben miterlebt, und da riß es ihn mit glühenden Worten in ein Schildern voll Pracht und Leuchten. Diesen knorrigen, lieblosen Alten hatte die Gnade berührt. Eugen stellte sich das weder katholisch noch reformiert vor, sondern einfach als eine außerordentliche Tat der Liebe, die noch Steine lebendig macht und diesmal, statt einen Kiesel, seinen Vater für

ihre Wunder erlesen hatte. Während er berichtend im Zimmer hin und her sprang, ließ Carl den Kopf immer tiefer sinken und Sigi ihn sich immer höher heben. Es musizierte so schön in seinem Ohr: ‚Was brauchst du andres, als zu lieben und geliebt zu sein? Mehr kannst du nicht geben und nicht nehmen.‘ Er bezog es auf sich, aber fühlte zugleich, daß die beiden Männer, deren Gesichter wie dunkle Sonnen glühten, noch einen viel höheren Bezug hierfür kannten, und ihn schauderte vor diesem Unbekannten.

Plötzlich faßte der stürmische Erzähler den Pfarrer heftig an beiden Achseln, brannte ihm mit den Augen ins Gesicht und rief: »Jetzt sagen Sie mir, was war das, was Sie an meinem Vater taten? War es eine Suggestion? War es eine heilige Priesterschlauheit? Oder war es Ihr wunderbarer Glaube? Sagen Sie mir, ist das Natur oder Gott? Sagen Sie schnell! Schnell!«

Es war, als kämpfe er mit Carl und wolle ihn niederzwingen. Draußen sang das Bächlein, schliefen die Zwetschenbäume und ließen etwa eine überreife Frucht ins Gras fallen, das Dorf ruhte aus, der Kaplan las alte Historien mit der Doppelbrille auf der Nase, einige Kranke stöhnten im Fieber, aber die Giebel ihrer Häuser hoben sich beruhigend in die leise Mondluft, und alle Fenster tranken vom gelben Gestirn, so viel sie nur konnten, in die Kammern hinein. Nur das Pfarrstübchen war heiß und von seelischen Gewittern geladen wie eine Pulverkammer.

»Mäßigt Euch!« rief Carl und wehrte den Mann wie einen Baumast von sich, der wieder und wieder auf ihn zurückschnellen wird.

»Ich muß es wissen!« drängte jener. »Darum bin ich noch nachts über den Hügel gelaufen. Mein Vater liegt wie verklärt im Bett. Gibt es mehr als Natur, Herr Pfarrer, gibt es mehr? Habt Ihr's, saget doch!« Und wieder faßte er ihn an.

Sigi schwitzten die Hände vor Eifer, zu schauen und zu hören. Was für eine Welt hatten die da! Welche Augen! Welche Worte! Was Großes! Nicht wie ordinäre Menschen mehr, etwas wie Erzengel und Ewigkeitshelden.

»Freund!«, keuchte Carl und erhob sich, »ja, es gibt viel mehr. Fraget den, der das Rot erfunden hat. Von ihm kommt alles, das Licht und Leben, das Eisschmelzen und Blühen des Hagsteckens und die Wärme und die Liebe. Oh, hätten wir alle nur mehr Aug' und Ohr und Lippe, es ... es ... ja, es aufzuküssen, in die Seele hineinzuküssen, dieses viele Herrliche! Aber was macht Ihr? Nein doch ... nein, seid vernünftig!«

Der schöne, freie Mann mit dem Doktorhut und der Philosophenfurche zur Nase hinunter kniete wie ein Kind vor dem Pfarrer ab, hielt sich an sein Knie und bat: »Darf ich wiederkommen? Laßt mich wiederkommen! Wie ein Kind bettle ich Euch an, Vater!« Und er rutschte mit, da Carl, peinlich berührt, wegschreiten wollte. Es war äußerlich schier komisch anzusehen und wirkte doch auf alle drei erschütternd. Fast wäre Sigi vom Stuhl geglitten, um mitzuknien und mitzubetteln. Unzweifelhaft ging Gott mit lautem Schritt in diesem Augenblick durch das Stüblein.

Langsam richtete Carl den Mann an sich auf, drückte ihn halb und halb an seine Brust und sagte lächelnd gegen Sigi: »Es gibt eben doch mehr als nur Chemie.«

Sigi sah auf. Seine Blicke glühten. Er bejahte mit einem schönen, mutigen Kopfnicken und zeigte etwas Feuchtes, Glitzriges in den Augen. Er wischte es nicht ab. Er schien stolz darauf.

»Kommet nur, so oft Ihr wollt, wir haben uns über das Rot, über das himmlische Rot noch lange nicht ausgeplaudert. Gott habe Euren lieben Vater selig! Ich schick' ihm meine stillen Grüße nach, und ich bitt' ihn, uns etwas von seinem letzten Lächeln zu vererben. Ade, lieber Freund!« —

Kurz darauf hatte das Mili sein kleines Bündel geschnürt, schlang im Haustor, vorm Dunkel der rabenschwarzen Nacht, die gelbe Seide ums Haar und sagte ernst zu Sigi: »Hat es die Bas' denn auf einmal so schwer gepackt?« Er nickte stumm. »Pressieren wir,« befahl sie tapfer; »da gib mir die Hand, ich sehe rein gar nichts! Da müssen doch die Stufen in die Straße hinab sein.«

Er faßte sie hart an der Rechten und regierte ihren Schritt. Aber er tat es ehrerbietig, obwohl eine seltsame Süße von ihrer Hand durch seine Glieder lief, und er fühlte, daß sie sich voll Vertrauen ihm überließ, und obwohl er sich hundertmal hätte neigen und ihr jeden Finger küssen mögen, es war in ihr oder in ihm etwas so Großes seit dem Erlebnis im Pfarrstüblein, daß alle Begehrlichkeit schweigen mußte. Alle Abenteuer, so keck und saftig er sie sich von der Pfarrhaus- zur Gasthoftür ausgedacht hatte, waren vergessen. Er führte das Mili die Stiege hinauf und schob es mit einem sanften Ruck in das dämmerige, dunstige Krankenzimmer. »Gute Nacht, Mutter!« rief er. »Da kommt ein Engel!« Dann zog er die Nase mit den gesperrten Nüstern rasch zurück und lief in seine Dachkammer. Er fürchtete das Kranksein über alles. Und diese Pest war so heillos ansteckend.

»Ei, war ich ein Tölpel!« sagte er plötzlich und schlug sich an die Stirn. »Jetzt kann ich sie ja gar nicht mehr küssen. Den Tod könnt' ich ja holen. Zwischen Stuhl und Bank fällt man, wenn man zu tugendhaft sein will. Nein doch, ein paar Erdbeeren hätt' ich ihr doch von den

Lippen pflücken sollen. Ja, Erdbeeren, so muß es von diesem hellen Mund schmecken. Oh, ich braver Esel!«

Wie dieser Oktober log! Er schleifte morgens und abends über die Wiesen, und man schauderte den Rücken hinunter. Aber von zehn Uhr an heizte die Sonne die große Weltstube so mächtig ein, als wär's mitten im heftigsten Juli. Das Obst reifte und verschrumpfte am Baum an einem Tage, die Heuschrecken wüteten wie im Hochsommer, und die Schwalben verschoben ihre Winterkur von Woche zu Woche. Das Vieh litt, die Fliegen wollten nicht sterben, und die Grippe, nachdem sie schon halb erloschen war, schwoll bei diesen kalten Nächten und glühenden Tagen zu einer zweiten giftigen Üppigkeit an.

Eine alte, etwas verwirrte Frau, Regine Hutzli, die Tante jenes Holzers Mathias Minz beim Rotkersegg, der den Tälersarg so billig hobelte, ließ es ungescheut heraus, daß im Dorf keine Gnade werde, eh und bevor nicht der Pfarrer und der Ammann sich vor der ganzen Gemeinde den Friedenskuß geben würden.

Die Ilgenwirtin lag bereits die dritte Woche im Bett. Mili kochte, wachte und wusch der Kranken und ging, je besser sie die seltsame Verlassenheit der Base erkannte, kaum noch von ihrem Bette weg. In der Tat, Frau Ida hatte niemand. Ihr Mann war ein vertrockneter Weinhändler, reiste gern, trank gern, spaßte gern, aber liebkoste eigentlich nur seinen Beutel und seinen Bauch. Schöne frische Frauen sah er voll stiller, zurückhaltender Begehrlichkeit. Darauf trank er eine Flasche, und dabei blieb es. Für seine Frau, nachdem sie bei Sigis Geburt gleichsam alle Schönheit an diesen Prinzen ausgegeben hatte, so daß nachher nur ein kleines blödes Hudli von Mädchen gelang, kurzsichtig, mit schwachem Gehör, unfertiger Sprache und halbem Verstand — für seine nun farblose, magere, matte Frau brachte der Ilgenwirt kein stärkeres Gefühl mehr auf, obwohl sie ein Herz wie Gold besaß. Er rechnete ihren Wert nur noch nach ihrer Arbeit aus, und insoweit schuf die Krankheit endlich einmal über das lautlose, fleißige, verborgene Wirken Frau Idas volle Klarheit. Denn an allen Ecken und Enden fehlte es jetzt und haperte rechts und mangelte links, obwohl noch eine ältere Magd und der Hausknecht im Dienste standen. Vor allem gebrach es an jeder genauen Zeit und an jedem ordentlichen Tagesprogramm. Es zeigte sich jetzt, daß die stille Frau mit den müden, halbgeschlossenen Augen, dem langsamen Schritt und dem vielen Schweigen dennoch die eigentliche Feder des inneren Betriebes gewesen war. Auf einmal stieg ihr Wert ums Dreifache beim Gemahl.

Daß die blöde Lisette der Mutter wenig Seele schenkte, sie, die oft wochenlang hindämmerte und dann meist teilnahmlos im Bette lag und nur aß und schlief wie ein dummes Tierchen, das läßt sich leicht denken; aber minder begreiflich erscheint das frostige Benehmen Sigis gegen seine Mutter. Tat sie zu demütig, zu mägdehaft vor ihm, fütterte sie seine Eitelkeiten und seinen Egoismus zu willig, war zu schweigsam, stellte sich zu geduldig in den Hintergrund? Einerlei, er suchte sie nie, wenn sie nicht da war, und sah sie kaum, wenn sie da war, vertraute ihr nichts an und lebte nahe und fern von ihr wie ein mutterloser Mensch. Gewiß, er gehorchte den strammen Hausregeln. Das gehörte zum Geschäft. Da litt Herr Viktor Quäler keinen Einbruch. Aber dieser Gehorsam war eine Form ohne Seele, eine Ordnung ohne Freudigkeit, er kältete eher, als er wärmte.

Nach einer Woche herzlicher Besorgung fühlte Frau Ida im Mili das ihrem Herzen nächste und wärmste Blut rinnen. Sie überwand die angewöhnte Verschwiegenheit und vertraute der guten Wärterin, von der Schwäche des Bettes und von der Summe bitterer Erfahrungen übernommen, ihr verborgenes, freudloses, hungriges Seelenleben. Dabei küßte ihre verspätete Lippe dem guten Mädchen die Hände, die Stirn, den Ärmel sogar und bat: »Laß mich, o leid es, du Gutes!« Und sie wünschte zu sterben. »Mach mich nicht gesund, Kind!« bat sie. »Laß mich so abschwächen und hinüberschlafen. Geh nur du nicht weg, bis ich ganz sicher tot, bis ich aus diesem elenden Hause ganz sicher entflogen bin.«

»Nein, Base, Ihr werdet wieder gesund, und dann habt Ihr neue Lust am Leben.«

»Am alten Leben, Mili? Nicht den kleinen Finger voll Mut hab' ich dazu. Und nicht einen kleinen Finger voll Kraft.«

Vorher wußte das Mili nur, was das Dorf immer halb recht, halb schlecht weiß, der Quäler vernachlässige seine Frau, aber sie dürfe im Hauswesen regieren und habe einen seligen Stolz auf ihren hübschen Jungen. Er habe ihr jüngst im Garten den Arm gereicht und sie artig zum Friedhof geführt. Alle Mütter, die zusahen, hätten dabei einen stillen Neid gekriegt.

Jetzt sah Mili in dieses Glück hinein. Es verstand die Not der Frau lange nicht recht und schob der Krankheit zu, was dem Leben gehörte. Ihr gesunder Sinn konnte weder diese Verlassenheit verstehen, noch daß man sich so gehen lassen könne, statt immer wieder aufzustehen, so wie ein Vogel noch mit der letzten Feder sich aufzuschwingen probiert. Aber nach und nach spürte auch Mili diese sonderbare Kälte. Der Wirt kam oft hinein, aber seine Stimme blieb die gleiche, mit der er die Weinsorten und Preise aufzählte.

Und der Bub kam nur abends und morgens, bot keine Hand, lächelte nichtssagend, und seine

ganze Kindesseele drehte sich zwischen den zwei Phrasen: »Hast gut geschlafen? ... Wünsch eine gute Nacht!« — Und eigentlich, kam er wegen der Mutter?

Vielleicht, wenn die Frau so große Qual ausgestanden, daß es ihr die Glieder verzogen, den Atem zugewürgt und Schreie der Verzweiflung erpreßt hätte, vielleicht wäre dann Mitleid oder doch ein menschliches Grausen über diese hölzernen Leute gekommen. Aber nicht einmal die Gnade zu rühren und zu ergreifen ward der Ärmsten vergönnt. Sie lag so lässig im Bett, litt so geringes Fieber, sah so gewöhnlich, so langweilig aus, daß es eher Verdruß erweckte, wenn sie noch immer liegenblieb. Hätte der Arzt nicht sehr drohend geäußert, daß es sich um ein arges Eingreifen der Grippe in die Herzfunktionen handle, sie hätten die Frau mit ihren Ungläubigkeiten sicher aus dem Bette geplagt. So aber stand das Mili mit verschränkten Armen und energischer Miene da und bewies, daß sie alle Gott danken müßten, wenn Frau Ida noch einmal heil aufstehen könne.

Sigi war überall und nirgends. Er wußte jeden Schritt Milis, beobachtete es vorsichtig, aber scharf, wie man einen gefährlichen Vogel im Käfig betrachtet, dem man weder das Türlein zu öffnen oder auch nur den Finger hineinzustrecken wagt, und mit dem man doch so gern spielte. Den Abend im Pfarrhof hatte er sich wie eine schwere Traumbefangenheit von der Stirn gewischt, doch zuckte ein Schrei, ein Augenblitzen jener Stunde noch manchmal in die Trägheit seiner Tage hinein.

Da kam ein Nachmittag, schwül wie der gestrige und vorgestrige, aber ein Nachmittag von besonderer Wichtigkeit. Es gibt solche Stunden. Man sieht ihnen nichts an. Sie geben sich genau wie andre. Dennoch rinnen sie nicht wie Sand oder ein schläfriges Wasser. Sie rollen Blöcke daher, krachen, ändern; mehr, als sonst ein Jahr leistet, bringen sie auf ihrer kurzen Minutenspur zuwege. Erst später merkt man, wie entscheidend diese Stunde war. Hätte man es vorher gewußt, man hätte gezittert und sich vor ihr in alle Löcher verkrochen. So eine Stunde kam nachmittags am 6. Oktober, am Tage des strengen und düsteren Mönches Bruno, des Heiligen. Da zogen zwei Menschen, unwissentlich mit einem großen Schicksal beladen, von Utzli die staubige Lustigerstraße herauf; und in der Ilge sagte Ida, nachdem sie dem strickenden Mili lange zugeschaut hatte, plötzlich und klärte ihr abgelebtes Köpflein sonderbar auf: »Mili, Kind Gottes, ich muß mit dir reden.«

Die Jungfer sah befremdet auf.

»Du bist nicht mehr lustig,« klagte die Frau langsam, »machst jetzt oft so ... ja so schwere Augen. Es drückt dich etwas. Du bist viel freier dahergekommen.« Sie lächelte seltsam.

Das Mili ward dunkel und schoß merkwürdig hastig auf: »Ich denk' eben an Daheim, was die ohne mich für eine Ordnung haben. Ihr müßt mich jetzt wirklich am Nachmittag auf ein, zwei Stunden nach Hause lassen, zum Nötigsten.«

Ida lächelte noch schlauer. Ihre farblosen, lichtscheuen Augen bekamen Öl.

»Du weißt doch, daß der Johannes die halbe Zeit im Pfarrhof ist, und der Heli hat zum Fädeln und Kochen das Sandmeitli und kann's so leicht noch ein Stück aushalten. Da ist doch nichts zum Sorgen, Kind!«

Mili bog sich zur Nadel und überzählte die Maschen. »Siebzehn, achtzehn, neun ...«

»Neunzehn, zwanzig! Ach, laß das, Mili. Du hast einen Kummer. Lad' ab!«

»Bas' Ida, was habt Ihr nur? Plagt uns nicht so!«

»Du, du plagst dich, ich möcht' dir leicht machen. Aber was kann ich, wenn du so zugeriegelt tust!«

O Gott, dachte Mili, sie hat's gemerkt, sie weiß alles.

»Gib mir die Hand! So! Jetzt schau' mir ins Gesicht, du starkes Mili! Nun, meinst du, ich merk' nichts? Meinen Sigi, meinen schönen bösen Sigi hast im Kopf ... der hat dir das Herz verdreht. Sag' nur schnell ja! Und ist nun das so himmeltraurig? Ja, was ist ... was hast jetzt wieder ... was ...«

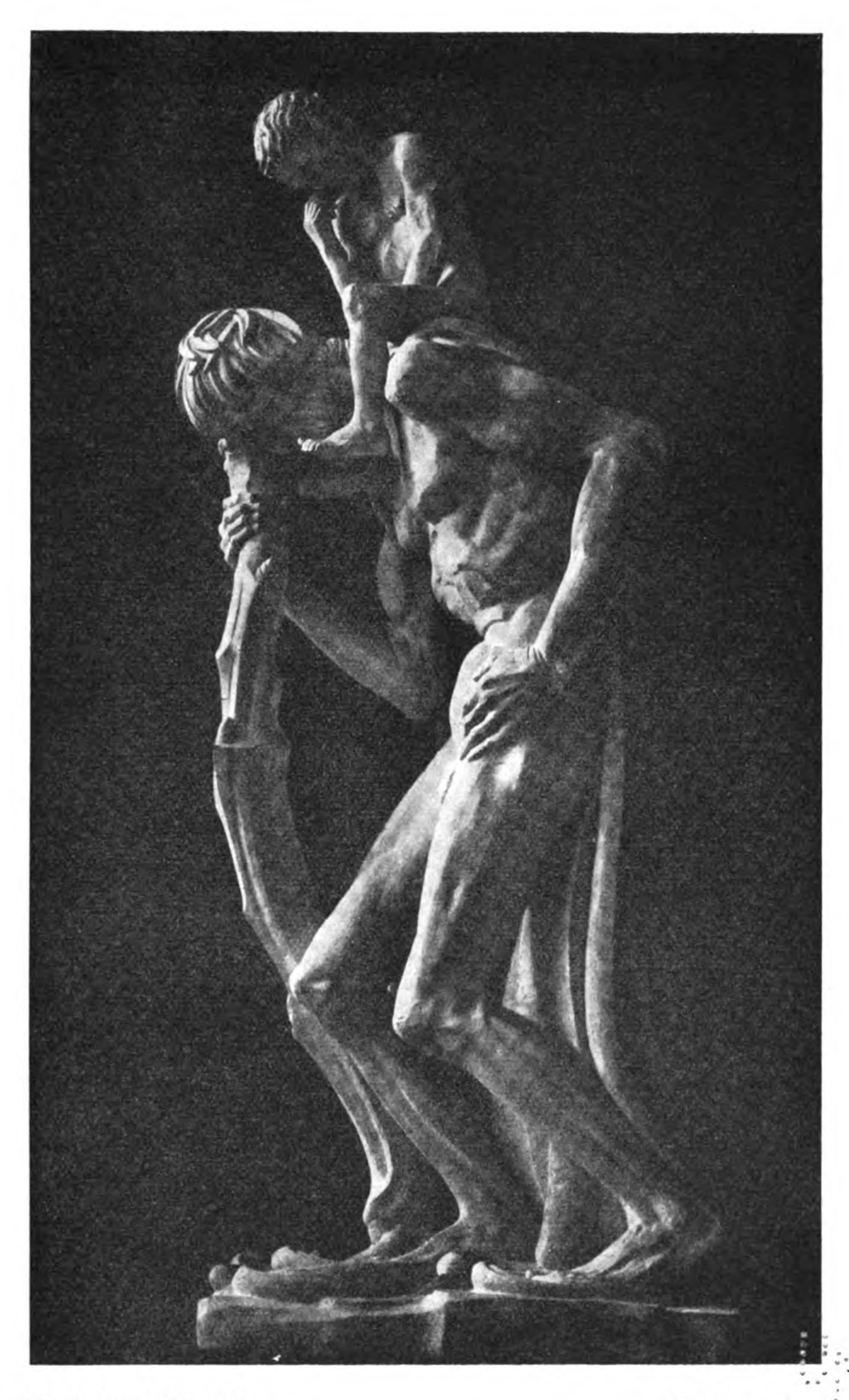
Das Mili entriß ihr die Hand, stand zwei Schritt weg, wußte nicht, ob lachen, ob schimpfen, und brachte nur unter stetem hartem Nicken mit dem Kinn das Wort hervor: »Ich? ... den Sigi! ... Aber Bas' Ida, wo seid Ihr?«

Jetzt staunte die Kranke. Dieser überraschte, abweisende Ton klang zu ehrlich. Eine fahle Blässe überzog die Frau, die Augen füllten sich, alle Helle hatte in Düsterkeit umgeschlagen. Aber etwas wie Beleidigung und Zorn sickerte jetzt aus dieser sanften Frau hervor, als sie klagte: »Ist er denn nicht schön? Ist er etwa nicht deiner wert, Jungfer Habenichts? ... Liebt er dich etwa nicht? Grausam liebt er dich!«

»Oh, Ida, schweiget, oder ich lauf' Euch davon.«

»Wir stille Frauen sehen mehr als ihr tollen Springinsfelde. Oh, ich weiß alles. Ich versteh' ihn. Er ist nicht schlecht, wie das ganze Dorf sich ins Ohr bläst. Er ist sehr, sehr edel ... Alles weiß ich. Ich hab' auch meine Augen und Ohren und in Zürich meine Bekannten. Er trieb es wie ein Holdri und Koldri, Spaß und Leichtsinn und Schwachheit durcheinander, wie's einer treibt, der plötzlich vom Wasser in den Wein kommt. Aber, Kind, glaub' mir, das waren alles dumme Räusche. Es lag nichts Ernstes dahinter. Es hat ihn sicher oft angeekelt ...«

»Frau Bas' ... lasset das, was geht es mich



Ernst Paul Hinckeldey: Christophorus

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1924



an! Nie hab' ich auch nur einen Augenblick an Sigi anders gedacht als ... als ... ach, gar nicht einmal an ihn gedacht hab' ich.«

»Schlechtes, böses Ding!« grollte die Frau und wischte sich stets neue Tränen weg. »Jetzt kam er, und jetzt ward es ernst. Er denkt nichts und sieht nichts als dich. Er ist ganz verschossen in dich. Und du tust wie ein Fisch.«

»Ich geh'! Das kann ich nicht hören.«

»Geh nur! Laß mich und ihn, laß uns nur alle im Stich. Gott wird dir das nicht so leicht hingehen lassen. Das glaub' mir nur!«

»Mutter, Mutter!« flehte die Jungfer nun ganz erschreckt.

»Schön Mutter, Mutter. Ich merk' nichts Kindliches an dir.«

Mili kniete vor ihr nieder, streichelte ihre Hände. Das Weinen stand dem Mädchen in der Kehle. Ihm war, soeben habe eine große, schwere Uhr die Stunde geschlagen. Vorbei alles Mädchentum, die Frau beginnt!

»Ich habe nie etwas bemerkt,« beichtete es ruhiger. »Wir haben gespaßt wie Schulkameraden. Er redet ja wohl oft anders, als man hier redet ... so studentisch ... es ist wahr. Aber wer denkt da an etwas ... an so etwas, wie Ihr meint. Jetzt, da Ihr mir das gesagt habt, versteh' ich manches, wenn er so sonderbar tat. Aber denkt doch, was er für ein Herr ist und was er für Herrenlaunen hat! In zwei Wochen reist er wieder zur Schule, und dann ist alles abgeschüttelt. So sind doch die Studenten ...«

»Eben das soll er nicht,« sagte die Frau mühsam.

»Wie meint Ihr?« fragte Mili mit großen Augen.

»Komm näher, gib die Hand! Die andre auch! Jetzt hab' ich dich! ...«

»Was wollt Ihr von mir?« bat Mili bebend. »Ich lieb' ihn nicht, ich mag ihn nicht. Er ist mir ... ich fang' an, ihn im Gegenteil ...«

»Mili, Mili, sei still! Was bist du dumm! Wo fändest du so einen! Alle Mädchen reißen die Augen nach ihm auf. Er ist reich, er ist gescheit, er wird hier einmal Ammann. Frau Ammännin — ist das nichts? Du Tropf ... hast denn kein warmes Blut?«

Das Mili machte ein immer schrofferes, widersetzlicheres Gesicht.

»Schau', ich sag' dir die Wahrheit, der Junge verdirbt mir in der Stadt, wenn er nichts Solides hat, das ihn hochhält, so eine recht ehrliche Liebe, so ein tüchtig Ding wie du. Er hat das Blut vom Vater und von mir, heißes, glaub's nur. Er muß etwas Warmes am Herzen halten können. Ich weiß, wie er dir schon lange nachgestrichen ist, wie er jetzt um die Kammer herum horcht und späht, wie er nicht zum Haus hinausgeht, weil du drin bist, und die Mägde ausfragt, was alles du bei mir machst. Hättest Augen, du merktest ihn hinten im Gang, oben auf der Stiege, hinter allen Türen, so paßt er dir auf. Wenn du so ein Fisch bleibst, rennt er mir in die Stadt und wirft sich der ersten besten in die Arme. Oh, er ist frech. Wir haben letzten Winter mehrere Briefe von Zürich bekommen, nicht schöne! Von den Mädchen selber, einmal von so einer armen Mutter, einmal vom Advokaten wegen Geldentschädigung. Sag' keine Silbe davon! Wir schweigen. Aber das wär' nun das große Glück, wenn du ihm lieb tätest, Hoffnung machtest, sogar ein Küßlein oder zwei erlaubtest. Du bist entsetzlich stark. Du hast einen gleich an der Hand. Der Sigi bliebe dir treu. Es wären nur ein paar Katzensprünge, was er in der Stadt etwa noch riskierte. Er hätte dich immer im Rücken und käme immer wieder zu dir. So eine frische, gesunde, kluge Jungfer, wie du bist, gäbe das für unsern Sigi einen Schatz und eine Frau fürs Leben wie keine zweite. Das Haus hier finge wieder an heiter zu werden. Und wir Alten würden jung.«

Das Mili hatte ihr braunes Zigeunergesicht mit dem blanken, messingfarbenen Scheitel tief in die Decke vergraben. Jetzt sah sie mit heißen, trockenen Blicken auf und sagte erschüttert: »Ihr übertreibt. Das kann nur ein Spielchen sein, wie er's mit andern getrieben. Was kann ihm so ein armes unwissendes Dorfmädchen sein! Bin ich hübsch?« Sie heiterte sich ein wenig auf. »Und bin ich gar nicht so dumm? Ich glaub's selber. Aber der Sigi findet noch viel hübschere und gescheitere in der Stadt. Jetzt hat er niemand, da ist ihm jeder Apfel recht. Jawohl,« wehrte sie gegen die Kranke, »jeder Apfel. Er beißt hinein wie letzthin und wirft ihn über den Weg ... Laßt mich ausreden! ... Ich war im Garten, um Euch das zartere Gemüse zu lesen. Er zerrte eine Birne ... ach ja, was tut's, es war eine Birne ... vom Bäumchen, weil sie rot und gelb glänzte, riß zwei, drei Bissen weg und schmiß sie in die Straße. ‚Aber, Sigi,' sagt' ich, ‚so darf man doch nicht, die ißt man fertig ...' — ‚Da ist eine bessere!' sagte er wild und riß wieder eine vom Ast und biß hinein. Ich bin weggegangen. Er hat sicher noch eine dritte und vierte probiert. Es gibt ja immer eine bessere. Und so hat er's mit den Mädchen. Ihr erzählt es ja selbst ...«

»Aber du bist ein seltener Apfel, glaub's nur. Er hat dem Vater etwas von Zürich beichten müssen, sonst hätt' er kein Geld gekriegt. Der Vater war bei Laune, und da hat er ihm auch etwas von dir verraten und gesagt, so was habe er nie gespürt. Er möchte ein Engel werden, brav sein wie ein Kind, wenn er nur ein wenig Freud' mit dir hätte ... Du, du ganz allein kannst uns den Sigi retten.«

Mili schüttelte sich vor Grauen.

»Mein Mann hat ja nun die Vormundschaft über euch übernommen und wird euer Gut gegen den Onkel Julius gehörig verteidigen. Da kam er und sagte, eure Sache stehe gar nicht böse. Aber wenn du auch nichts als ein Nastuch und einen Fingerhut hättest, würde er dir den Sigi geben, weil du alles so prächtig bei euch in Ordnung hältst. Früher hat mein Mann immer an eine reiche Heirat gedacht, etwa an die Zellwigertochter. Aber erstlich ist sie protestantisch, und jetzt, nach all dem Geschrei aus Zürich — denke! Und weil du auch meinem Manne etwas Besonderes vorstellst ...«

»Bah!«

»Ja, etwas Besonderes ... Er versteht sich auf dieses Fach,« fügte sie schwermütig lächelnd bei, »auf die zwei F, sagte er.«

»Was?«

»Flaschen und Frauen, verstehst du! Auch bei Sigi fängt mir an, Wein zu läppeln. Er schlückelt noch wie ein Kind am Schnuller. Grad so wie er's wohl auch mit den Mädchen noch ein bißchen artig macht. Ach, Milmili, du mußt uns helfen!«

»Ich kann nicht. Wüßtet Ihr nur, warum. Ach nein, aus vielen, vielen Gründen.«

»Zähl' mir ein paar davon auf!« forderte Ida strenger.

»Ich lieb' ihn gar nicht, so wenig als den Regenschirm da,« stieß Mili heraus. »Man muß doch lieben fürs Heiraten.«

»O du lieber Kindskopf! Wenn du's glaubst, so kommt das schon mit der Zeit. Wer sollte meinen Sigi nicht zuletzt liebbekommen? Das wär' mir ein rarer Vogel.«

»Ich werd' ihn nie lieben.«

»Sag' solches niemals, sag' nie nie!«

»Zweitens glaub' ich nicht an ihn. Er spielt. Er ist zu schön, zu jung, zu gescheit, zu wild ... zu böse ... zu ...«

»Was noch zu — zu?«

»So einer kann nicht Geduld und Treue haben. Seht Ihr nicht, wie ihn alles, gar alles langweilt?«

Frau Ida schwieg diesmal voll Bekümmernis.

»Drittens, Bas' Ida, passen wir nicht zusammen. So viel merk' ich. Er will regieren, ich kommandier' auch gern. Er weiß viel Gescheites, ich nichts als Küche und Waschtrog. Man sagt, er tanze in Zürich zum Staunen gut. Er tanze heillos gern. Ich kann nur den Walzer, und der Pfarrer hat mich fast exkommuniziert, als ich's ihm ausplauderte.«

»Das sind doch Kleinigkeiten.«

»Aber Dutzend und Dutzend. Und überhaupt, am Sigi ist nichts Sicheres, und an allen Fingern kann er die flottesten Töchter angeln und ... und ... außerdem, seid nicht böse, Mutter, aber ... ich hab' ja schon einen Schatz ... o Gott, jetzt ist's heraus!«

Sie warf sich in die Flaumdecke und horchte ängstlich, was jetzt komme. Da fühlte sie ein Streicheln und Schmeicheln zarter Finger im Haar, ein Flüstern, ein erregtes Atmen, und endlich: »Wen, wen? Dann geb' ich Ruh'!«

»Den Johannes!« kam es unter Schlucken und Zucken aus den Federn.

Frau Ida ließ den Kopf ins Kissen zurückfallen, schloß die Augen und wiederholte: »Den Johannes!« Nach einiger Sammlung bemerkte sie: »Täuschest du dich nicht, Kind? Ist es Liebe, wirkliche Liebe vom Weib zum Mann? Soviel ich höre, ist Johannes wie ein großes Kind, das an niemand als an sich denkt.«

Das Mili fuhr wie von einem Stachel geritzt zusammen.

»Rede, Kind, ist das in Wahrheit die Liebe der Eva zum Adam?«

Und Mili, nun ganz von ihrer laut und stark erblühten Frauenhaftigkeit überzeugt, wurde rot und sagte: »Sei er, wie er wolle, ich lieb' ihn mit meiner ganzen, ganzen ... ach, wie sag' ich's ... allein und einzig als Weib ... Ich glaub', wie die Eva den Adam verehrt und geliebt hat ... O Bas' Ida, wie reden wir!« schloß sie mit wunderbarem Schamrot bis in die feuchten Augen hinein.

Sie schwiegen beide. Die Hitze summte und zitterte sozusagen durchs verhängte Zimmer. Vielmal wollten beide wieder mit etwas Gleichgültigem anheben. Aber keins wagte es. Sie fühlten, daß in diesem Augenblick sich etwas zu Wichtiges entschieden habe. Endlich wagte die Frau nochmals: »Prüfe gut, Mili! Im ganzen Dorf heißt es, der Johannes liebe niemand. Er verkrieche sich, soll der Kaplan ihm ins Gesicht gesagt haben, in sich selber hinein, wie eine Schnecke in ihr Haus. Er sei kalt bis ins Herz. Kannst du eine solche Schnecke heiraten, so etwas Kühles, Blutloses?«

»Nichts mehr, Ida. Ich bleibe bei ihm, ganz wie er mich will! Er ist mir das Erste und Letzte auf Erden ... ich, o ...!« Wahrhaft, das geheime, lang verhaltene, hochgeschwollene Gefühl überlief, sie weinte, weinte vor Weh und Seligkeit, umarmte die Base, lachte und tropfte von neuen Tränen und lief zuletzt in die Küche hinaus, um sich das Gesicht abzuwaschen. Aber da kam Sigi vom Fenster ins Halbdunkel zurück, funkelte sie sonderbar an, lächelte ein wenig und sagte sehr weich: »Ich glaube, Milmili, dein Onkel Schül ist gekommen.« —

So war es. In der gleichen Stunde, wo die zwei Frauen im Krankenzimmer sich Klarheit über die nächsten Wege schufen, schuhten langsam ein magerer Mann und eine hübsche, aber matte Frau die brütendheiße Straße von Utzli nach Lustigern hinauf. Sie gingen so sicher und so froh, als wäre dies ihr letztes Stück Mühsal vor einem ersehnten glücklichen Ziel.

Der Mann, den Rucksack auf dem Rücken, war ein hübscher Dreißiger mit schwarzem, langzipfligem Schnurrbart, weitgeworfenem, schwarzem Haupthaar und sehr schönen weißen Händen. Die Augen hatte er weit und lachend offen, und auch den roten, feuchten Mund konnte er nicht schließen. Er hüstelte beständig.

Die Frau zählte kaum dreißig Jahre und war größer als er. Ihr Gesicht zeigte eine grobe, gutmütige Schönheit, und in den dunkelgrauen weichen Augen lag etwas unendlich Dienstfertiges, ja geradezu Untertäniges. Keinen Blick ließ sie von ihm. Er stützte sie, denn ihr fiel das Gehen bei der Fülle ihres gesegneten Leibes recht schwer.

»Mein Halbteil«, plauderte er schier heiter, »geht gegen den Hügel. Kein Mensch stört uns. Man hört die Thur aus der Schlucht rauschen, und die Finken jodeln von den Tannen herunter. Schade, daß wir durchs Dorf hindurch ans andre Ende müssen. Am liebsten trüg' ich dich und zeigte: Seht, das ist mein scharmantes gnädiges Frauchen! Oh, wie müd' mußt du sein! Daß uns aber auch das Motorrad vor Utzli verunglücken mußte!«

»Oh, so langsam geht es schon. Du hast Ruhe noch nötiger. Was du gelaufen bist! Ja, jetzt wollen wir auf dem Eignen sitzen und gehörig einander pflegen. Dein Husten ist kein Spaß.« Mit schöner Stimme sagte sie das, es tönte wie gesungen.

»Den Durchzug ertrag' ich halt nicht mehr. Im Heuschober gestern nacht hat's heillos gezogen. Gottlob, heut strecken wir uns im eignen Bett. Wir wollen einmal zwanzig Stunden hintereinander schlafen, gelt! Lehn' dich mehr an, ich trag's gut. Schau, schau, da guckt wahrhaft schon der Kirchturm über den Hügel. Das Kreuz und ein Stück Helm ... 's heimelt mich Weltmaikäfer doch wieder an. Die Kinderzeit, Gott, die trübt sich einem durch allen Staub der Vagabundenstraßen nicht. Wie Kristall blitzt sie mir entgegen. Oh, ich zeig' dir alle meine Spitzbubenplätze, das Wäldchen, wo wir fast einen Weltbrand angezettelt, und den Salzbirnenbaum, von dem aus wir die Kaplanenköchin nachts belauscht haben, wenn sie die falschen Zöpfe losmachte und sieben Heiligenbildchen küßte und dann im langen Hemd durchs ganze Zimmer Weihwasser spritzte und zum Fenster hinaus in der Nachthaube psalmierte: ‚Alle guten Geister loben den Herrn!' Und wir oben in der Dolde riefen mit tiefem Baß: ‚Und seine unbezopfte Maid Marianne Siehstmichnicht!' Ach, war das ein Klapf, wie sie die Holzläden aufzog!«

»Oh, welch ein Schlingel bist du gewesen!«

»Immer, immer, Allerliebste! Und der größte vor anderthalb Jahren, als ich dich kaperte. Ach, wie anders leb' ich, seit du bei mir bist!«

Freudig sah sie auf das zierliche schwarzlockige Männchen nieder und dankte ihm mit einem Kuß auf die Stirn.

»Und zu denken, wie wir uns fanden! Auf der Basler Polizeiwache, ich wegen Radau mit meiner Geige, du, schlafend von einer Bank geholt, ohne Papiere. Und es war eilfter November, und das Lokal nicht geheizt. Weißt du, warum ich das Datum so gut weiß?«

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. Wie grob waren Nase und Mund, dick, wulstig, breit! Aber wie vergaß man alles ob dem hinreißend schönen warmen Grau ihrer großen, herrlich bewimperten Augen!

»Es war Martini. Von diesem Heiligen gibt es in unsrer Kirche ein uralt Bild, wie er den Mantel halbiert und einem Bettler das eine Stück reicht. Das kam mir in den Sinn, als du so hart an der Mauer kauertest und die Achseln hochzogst.«

»Ja, du guter Martinus hast nicht halbiert. Du hast kurz und gut den Rock ausgezogen und befohlen: ‚Schlüpf' hinein!' Und du saßest hemdärmlig da und wärmtest dich an mir, bis der eine Wachtmeister sagte: ‚Auseinander!' Oh, wie haben wir gelacht! Wir wußten genau, daß wir nie mehr auseinandergehen, nein, daß wir immer näher geraten. Und als er zum zweitenmal sagte: ‚Auseinander, das ist unmoralisch!', da antwortete ich: ‚Der ungeheizte Ofen ist unmoralisch. Ich bin Zeitungsschreiber und bericht' es morgen in der National-Zeitung, daß am Martinitag, am Tag des Gänsebratens in der warmen deutschen Stube, daß da den stubenlosen armen Menschen auf der Polizei bei Null Grad Reaumur nicht einmal geheizt wird.«

»Oh, wie staunte ich dich an! Wie herrlich hast du geredet!«

»Ja, da heizten sie, und du sagtest: ‚Zum Dank sing' ich was ...' Und sangest:

‚Durch einen tiefen Schnee<br>
Kam uns der Christ entgegen,<br>
Da floh das alte Weh<br>
Vor einem jungen Segen ...'

Oh, wie du sangest! 's war wie in der Kirche. Die Polizei kraute im Bart, machte gewaltige Trotzaugen und konnt's nicht hindern, daß ihr die Augen überliefen.«

»Weil du mich mit der Geige so schön begleitet hast. Nach drei Takten dacht' ich: Das geht zusammen wie Bruder und Schwester. Und wieder nach drei Takten, als wir einander anlächelten, dacht' ich: Nein, es geht zusammen wie Mann und Weib. In dieser Musik waren wir schon verheiratet.«

»Wie du das sagst, wie ein Dichter!« lobte er. »Aber dir ist elend, nicht wahr? Nur noch drei Minuten, Kind!«

»Durst hab' ich, bloß Durst. Kommt denn kein Brunnen?«

»Grad an der Dorfkreuzung ist einer. Stütz' dich ganz und gar auf mich. Wirst du mir ein durstiges Teufelchen schenken!« Er gab ihr voll Schelmerei den Kuß zurück.

»Oh, es soll nicht hungern und dursten wie wir!« sagte sie auflachend. »Ah, jetzt sieht man das ganze Dorf. Potz, wie putzig ist das alles um die Kirche gestellt! Also, das ist ein Milchdorf, sagst du, voll guter, süßer Milch.«

»Milch zum Überlaufen, Most zum Überlaufen, nein, Durst gibt es nicht. Jetzt, da spaltet es sich; der kleine Weg hüpft dir direkt zum Kirchplatz, zwischen dem Schulhaus und dem Spritzenhüttlein mitten ins grüne Kirchengras. Da ist der bessere Brunnen, aber immer viel gwundriges Pack herum. Hingegen rechts der Landstraße nach kommen wir ins Unterdorf und könnten hintenum schwenken gegen unser Haus.«

»Und Wasser?«

»Hat's auch, aber etwas weiter weg.«

»Komm, was fürchten wir die Leut'! Grad hineingesprungen wie ins Bad, und alles Gruseln ist vorbei.«

»Bravissima! So denk' ich auch. Übrigens, an uns kann doch jeder nur Freud' haben.« Obwohl er hier jedesmal das Gegenteil erfahren hatte, ging eine leichtsinnige Vertraulichkeit über sein Gesicht. »Also ins Fußweglein!«

Er schritt voran, den großen Rucksack auf der Schulter, eine grüne Tasche mit der Violine über die rechte Achsel, mit Stecken, Schirm und einer Art Mappe unterm Arm.

Todmüde schleppte die Frau sich und ein andres zehrendes Leben die zweihundert Schritt zum Dorfe vorwärts. Fiebrig stieg ihr die Übelkeit in den Kopf. Sie hörte das Klingen von silbernen Wasserstrahlen ringsum. Noch zehn Schritt über den grünen Kirchrasen, und man stände an der Röhre. Aber da war gerade die Schule aus, und der Pfarrer hatte vor dem Schulhause, wo er Katechese gehalten, mit den zwei Schullehrern noch einen gemütlichen Schwatz. Die Kinder jagten sich noch herum.

Als das seltsame Paar in den Plan trat, richteten sich alle Köpfe danach. Einige riefen: »Der Schül, der Schül!« Lehrer Peder zupfte den Pfarrer am Ärmel und flüsterte: »Wahrhaft, da ist er wieder, der Vagabund, und bringt noch ein Weib mit!« Aber hoch über alle Köpfe sah der Pfarrer mit Stahlaugen, umwölkten Brauen und einer bösen Witterung den Ankömmlingen entgegen. Wie der Leitbock einer gefährdeten Herde pflanzte er sich mächtig im Sträßchen auf, horn- und stichbereit, während die Kinder im Gefühl eines Zusammenstoßes sich neben und hinter ihren imposanten Pfarrer stellten.

Beim Anblick dieses Gewaltigen erschrak die ermattete Frau und suchte mit beiden Armen sich an ihrem Julius zu halten. Der zog den Hut zeremoniös lebhaft, lächelte gesellig und rief: »Willkommen, Herren und Freunde!«, als ob er das Dorf empfinge, nicht das Dorf ihn.

»Was sind das für Späße? Wer seid Ihr?« fragte der Pfarrer rauh. Tag für Tag hatte man ihm das Ohr vollgeredet von diesem Unbend und seinen schlimmen Streichen. Er war längst gerüstet.

»Julius Täler, Musikus und Seilermeister, Bürger von hiesiger Gemeinde. Und hier mein legales Weib Siria ... sie ist müde und hat Durst. Komm, Schatz, siehst den Brunnen dort oben!«

»Halt!« donnerte der Pfarrer, einen Fuß vorstreckend.

Lächelnd wandte der Musikant sich um. Aber in diesem Augenblick stutzte Carolus. Wieso durfte er Halt rufen und zwei friedliche Fußgänger mitten im Wege behelligen?

»Haben Sie mich nicht verstanden?« fragte mutwillig der Schwarze. »Also: Bürger hiesiger Gemeinde ... und mein legales Weib Siria, ehemals Konzertsängerin. Was gibt es noch? Ist hier das Gemeindebureau auf offenem Platze?«

Konzertsängerin, legales Weib, Siria, Musikus, das schwirrte so böse um die roten Schnecken des Pfarrers und verband sich so unheimlich mit allem Bisherigen, was man von Julius wußte, daß Carolus sich nicht recht sammeln konnte. Mehr oder weniger hatte er an Klatsch geglaubt, und jetzt, ehe man sich vorgesehen, stand einem die Geschichte viel schlimmer, als man je geträumt hatte, schon vor der Nase.

Wieder wollte Schül weiter. Seine Frau war völlig an seiner Brust eingesunken. Und wieder kommandierte der Pfarrer: »Halt!« Hier war der Feind, hier mußte sogleich zum tödlichen Schlag ausgeholt werden.

Ringsum öffnete man die Fenster. Auf der Schwelle zur Ilge setzte sich das blöde Lisettli nieder, hielt die große Tasse voll Milch an beiden Ohren und staunte in den Vorgang.

»Halt oder nicht halt!« rief Julius. »Meine Frau wird ohnmächtig. Bringt ein Glas frisches Wasser, Kinder!« Er hielt ihren Kopf so zart und feierlich an seiner Brust, als wär's ein Heiligtum. »'s ist nur die Hitze und die Müdigkeit, Schatz,« lispelte er.

Der Pfarrer hörte und sah nichts als diesen schwarzhaarigen lachenden gewissenlosen Feind. Er sah ihn wie ein Gewölk voll Fluch und Fäulnis übers Dorf kommen, und in tausend giftigen Schwefelstrahlen zuckte daraus eine Ansteckung von Unglauben, Spott, Unsittlichkeit, wogegen die Grippseuche ein harmloses blaues Flöcklein war. Da drohte die Gefahr schon an der Schwelle der Pfarrei und wollte sich sündengrau in die stillen braven Hütten ergießen. Und er sollte dastehen und warten und schweigen?

Wie konnte er da noch eine Frau sehen, die vor Durst hinsank, einen Mann sehen, der nur noch für diese Frau und ein unsichtbares Drittes Aug' und Ohr hatte, eine Liebe sehen, die aus diesem Staube von Armut und Schmutz noch einen göttlichen Widerschein schlug?

Er reckte sich in seiner ganzen stattlichen Majestät, der Panzer knirschte, die Augen loderten, und die Stimme flog wie ein Gewaltsvogel über den weiten Kirchhügel: »Julius Täler, was kommt Ihr, unsern Dorffrieden zu stören?«

Frauen stürzten nach Wasser, der Angedonnerte verzog das blasse Gesicht zur Grimasse und blickte mit fieberhafter Spannung bald zur Frau, bald zum Pfarrer. »Gerade den Frieden will ich hier holen!« versetzte er.

»Und den Unfrieden bringen!« wetterte der Pfarrer, gestochen von allen Gerüchten über das ganz gewissenlose heidnische Leben dieses entfremdeten Dorfkindes. »Habt Ihr einen Beruf? Den Beruf, zu betteln, zu strolchen, zu schwindeln. Aber hier sind alles fleißige, brave Menschen. — Habt Ihr ein christlich Weib? Eine Aufgelesene, ohne Segen und Sakrament! Aber hier weiß man nur von der Ehe am Altar! — Habt Ihr Ehre? In Schuldbetreibungen und Arresten liegt Ihr, entlehnt und gebt nicht zurück, faulenzt, sauft und habt geholfen, Euren braven Bruder Marx in Armut und Tod zu stürzen ...«

»Herr Pfarrer,« plapperte der Mann endlich doch niedergedonnert, vom zusammenlaufenden Volk umgafft, das stöhnende Weib immer noch ohne einen Schluck Wasser im Arm, »Herr Pfarrer, wo habt Ihr ihn beerdigt, meinen guten gutesten Marx?«

Das war der Moment, wo Sigi das Mili rief. Es sah zum Fenster hinaus, begriff sofort, stürzte die Treppe hinunter, sagte dem Lisettli: »Komm schnell mit der Milch, schütt' nichts aus!« und lief den Rasen hinunter zu den ärmsten Zwei.

»Kehret um, in dieser Minute kehret um!« scholl es vom aufgeblähten Munde des Carolus Bischof. »Tut keinen Schritt vorwärts! Kennt Ihr das furchtbare Wort vom Ärgernis? Vom Mühlstein am Hals und Versenken, wo das Meer am tiefsten ist? Ihr bringt den Skandal. Gehet, gehet!«

»Und meine Frau laßt Ihr sterben, großer Christ Ihr!« brüllte es jetzt aus dem schwarzen Zipfelschnauz hervor. Denn auf einmal reckten sich ein Dutzend Arme mit Gläsern und Tassen, Wasser, Wein, Most ... »Sie schläft ... sie stirbt ... tot ist sie!« klatschte man durcheinander. Aber über alle scharf und hell drang Milis Stimme: »Lisettli, flink!« Und widerspruchslos nahm sie das ohnmächtige Weib an sich.

Und das blöde Ilgenmädchen mit den stieren, aber für das Mili so begeisterten Augen trat herzu, lallte etwas vor Freude, wie: »Kein Tropfen verschütt, Milmili!«, hob hoch seine Ohrlappentasse mit der dampfenden Milch und lachte und kicherte wunderlich froh, als Mili die Frau Siria mit einem kühlen Essiglappen an den Schläfen netzte, die Tasse an die Lippen zwang und rief: »Lisettli, deinen Löffel noch!«

Langsam setzte sich das Mili mit der Frau auf den Rasen, der schon viele Blumen, aber noch nie eine solche Wunderblume erlebt hatte, legte ihr Haupt an die Brust, streichelte und blies ihr sanft ins Gesicht und löffelte ununterbrochen von der Milch ein. Da öffnete das fremde Weib seine grauen, wunderbaren Augen, staunte, lächelte, trank weiter und schloß dann wieder die langbewimperten Lider zufrieden.

Der Pfarrer zwischen den Lehrern und furchtsamen Kindern stand da wie erstarrt. Erst jetzt sah er das Persönliche und menschlich Erbarmungswürdige der Szene. Der Richtermantel, mit dem er dahergerauscht war, schien ihm auf einmal, sowie er das lächelnde Närrlein mit der Ohrlappentasse bemerkte und »Kein Tropf verschütt!« hörte, völlig unangepaßt; er rollte ihn leise und beschämt zusammen, schlüpfte in den gewöhnlichen Bruderkittel und sagte dann nicht mehr so laut noch erhaben: »In Gottes Namen, geht in Eure Stuben und ruhet Euch fürs erste aus. Ich will Euch wahrlich nicht böse. Der Friede des Herrn mit Euch! Reden wir später miteinander! Aber wehe Euch, wenn Ihr unser sauberes Taubennest besudelt!« Mit großen Schritten, die Arme von sich gestreckt, ging er eilig dem Pfarrhof zu.

Zwei Tage darauf zitierte Cornelius den Schül in die Amtsstube, blieb kalt und aufrecht im Stuhl sitzen, als der Geiger hereintänzelte, sah von einem alten Buche auf, musterte ihn eine gute Weile, ohne den Gruß zu erwidern, und sagte endlich mit geringschätzigem Ton: »Immer noch der gleiche Lasse!«

»Ihr beleidigt mich!« versetzte Julius Täler theatralisch. »Lustigsein ist das Gescheiteste. Glaubt nur, mit leeren Hosensäcken hab' ich schon mehr Spaß vom Leben gehabt als Ihr in allen achtzig Jahren auf Euren Truhen.«

Corneli wischte etwas Sonderbares, das ihn öfters wie ein spätes buntes schmerzliches Baumblatt umwehte, von der Stirn, ward sofort wieder der Altgestrenge und sagte: »Wohl bekomm's! Aber die andern? Was Spaß hatten die von dir, Lumpazi? Bist schon am Grab vom armen Marx gewesen? Fünftausend Franken, alles Ersparte, das waren Nägel in seinen Sarg!«

Das genügte. Dem weichherzigen Leichtfuß schwollen sogleich die Augen rot an.

»Na, lassen wir das, er kommt nicht zurück. Aber was gibt uns die Ehre deines Besuches?

Hast kein Loch mehr zum Unterschlupf? Sind dir die Hunde auf der Spur? Meinst, wir wüßten nicht, daß ein solcher Vogel nur hereinfliegt, wenn er gar kein andres Nest mehr auftreibt ... und du brauchst gerade jetzt eins ... Wenn man Eier legen will ...!«

Bei diesem Worte ging eine leichte Röte über das Leichenfeld seines mächtigen Antlitzes. Er schämte sich solcher Ausdrücke, sie dünkten ihn unkeusch Aber die Empörung über »diesen Schandkerl« entriß ihn aller Bedächtigkeit.

»Es ist mein gutes Recht, mit Frau und Kind in meiner Stube zu sitzen, und alle Ammänner der Welt können mir hinten und vorne dazu pfeifen.»

»Sachte, sachte, Bürschchen! Deine Stube! Die ist längst gegen die fünftausend Franken Bürgschaft draufgegangen. Du hast keinen Hobelspan Eignes mehr am Heimwesen.«

»Das wäre!« schrie Julius, an beiden Schnauzzipfeln reißend. »Hübsche Neuigkeiten!«

»Nein, ganz alte Geschichten und ganz trockene Zahlen! Die Steuerbehörde hat das Gut auf eilftausend Franken gewertet. Davon zieh' ich die Grundschulden und Hypotheken eures Vater selig ab, also gemeinsame, ererbte Schulden: sechstausenddreihundert Franken. Bleibt ein Bestand von viertausendsiebenhundert Franken. Halbiert gibt das für dich zweitausenddreihundertfünfzig Franken. Nun schuldest du dem Marx und seinen Erben neben allen Zinsen seit zwölf Jahren, die er für beide allein zahlte, fünftausend, also bist du noch mit zweitausendsiebenhundert Franken beim Johannes, Mili und Heli tief genug angekreidet. Die Jungen könnten dich jeden Augenblick zur Tür hinauswerfen.«

Schül blickte frech-verlegen um sich, griff, da ihn niemand einlud, selbst nach dem nächsten Stuhl und fühlte sich auf dem Sitz etwas stärker. Das scheine ihm, bemerkte er leichthin, eine Gesetzesverdrehung. Bürgschaft sei Bürgschaft, und Erbe sei Erbe. Das gehe nicht ineinander.

Freilich gehe es, erklärte Corneli kalt. Der Julius schulde einfach die Fünftausend, gleichviel woher, und der Bruderteil dürfe sich nach dem kanonalen Zivilrecht an der Habe des Schuldners bezahlt machen. Er pochte aufs offene Blatt des Rechtsbuches mit dem zutreffenden Paragraphen.

»Aber nicht an dem, was zum Leben unbedingt nötig ist,« fuhr Julius rasch dazwischen. »Wie sagt ihr Gesetzesdreher und -verdreher nur auf Latein? Die Competentia — nicht? Die kann kein Gläubiger antasten. Und dazu gehört Bett und Dach und Feuerstatt!«

Er irre, das stehe nicht buchstäblich da. Das gelte für so ausgesprochene Schuldfälle nicht; überdies habe Julius, als die Fünftausend verlorengingen und der Marx sofort den Bruderteil in Besitz nahm, und er, Julius, acht Jahre nie heimkam noch protestierte, stillschweigend diese Schadloshaltung — diese ganz ungenügende! — gebilligt. Das ganze Dorf habe es so verstanden.

Er verstehe das nicht so, erklärte Julius und erhob sich.

»Ich rate dir so,« bestimmte nun Corneli, »du bleibst, bis deine Frau oder Kebse geboren hat und leiblich abreisen kann. Inzwischen arbeitest du. Das Okulieren verstehst du ja ordentlich. Ich sorge dir für Stoff. Kannst morgen in meiner Oberwiese anfangen.«

»Ich bleibe, so lange mir behagt, und was das Okul ...«

»Du weißt, wir sind hier stramm katholisch. Uns ist die Ehe nur eine Ehe, wenn sie am Altar mit sakramentaler Weihe vollzogen wird. Alles andre dünkt uns ein Konkubinat. Solche Dinge können wir nicht dulden in einem ehrsamen Dorf. Ja, wenn du dich bessern könntest! Wenn du diese Verletzung gutmachen und dich kirchlich trauen ließest! Aber du glaubst ja nichts. Wie kannst du ein Sakrament empfangen, wenn du nichts glaubst!«

»Vielleicht glaub' ich mehr und bin ein besserer Christ als ihr alle, Pfarrer und Ammann mitgerechnet,« sagte Julius gespreizt und wichtig. »Habt Ihr mir weiter nichts zu sagen?«

»Keine Silbe!«

»Und von der Armenkasse, bekomm' ich was?«

»Ich glaube kaum. Du bist ja hier nicht ansässig.«

»Dann reklamier' ich in St. Gallen.«

»Probier'!«

»Letztes Wort?«

»Letztes Wort!«

»Guten Abend!«

»Guten Abend!«

Aber an diesem Abend war es dem Corneli nicht gut zumute. Ihm schien, er habe etwas, am Ende gar das Wichtigste, vergessen. Doch konnte er sich auf gar keine Vergeßlichkeit besinnen. Wie er auch die Unterredung im Gedächtnis überprüfte, alles klappte. Es machte ihm trotzdem keine Freude wie sonst, die Kassenbücher vor Schlafengehen zu beschauen und die Schlüssel behaglich zweimal im eisernen Mauerschrank zu drehen. Etwas mangelte. Aber das Mitleid ist eine so bescheidene Person, daß sie sich nicht selbst anmeldet.

Julius jedoch saß mit seiner Frau im Hausrücken gegen den stillen Hügel zu und strich die Geige. Wild und ordnungslos phantasierte er zuerst, kam dann in eine besinnliche, schwere Melodie hinein, zog sie immer tiefer ins Dunkel von Sehnsucht und Schwärmerei hinab und verlor sich ganz dabei. Über allem Himmel leuchtete es, als würden ununterbrochen Sterne gesät, ein silberner Nebel rauchte aus dem Gras und blieb in halber Mannshöhe schwankend stehen.

die Bäume tropften von süßer Feuchtigkeit, vom Dorf gelangte kein Geräusch daher als ein halber Stundenschlag.

Siria lehnte sich an die Holzwand, schloß die Augen, lauschte selig und summte hie und da ein paar Noten mit. »Jetzt kommt das Weiße,« flüsterte sie und stupfte Schül. Er nickte und ging mit bald flehenden, bald lockenden, bald frechen Tönen etwas Großem, Hellem nach. Das Spiel wuchs und wurde wie Kampf. Signale des Sieges jauchzten in die Luft. »Der Hirsch!« rief die Frau leise. Wieder nickte er. »Du hast ihn, ja, das ist der Hirsch,« sang sie melodisch in seinen Strich, »mit goldenen Flammen an jedem Zacken des Geweihs, den Glückshirsch. Mir ist, mein Kleines rege sich vor Freude. Spiel', spiel'! Es soll ein großer Musikant werden ...«

Vom Küchenfenster hörte das Mili am Gesimse zu. Es ging nun abends oft heim, redete wenig, lachte selten, schien ein andres Geschöpf geworden. Neben ihm saß Bruder Heli, trunken von der Violine, und sah die wunderbarsten Ornamente darin. Johannes strich irgendwo mit Sigi herum, ihr kalter, geliebter Götze Johannes, um dessentwillen allein sie sich vom Krankenbett gerissen hatte.

Inzwischen brach der Mond über den Wildbergtannen hervor. »Schau', schau',« sagte Schül zum Weibe, »da wirft uns der Herrgott sein schönstes Spielzeug ins Gesicht! Und die Sterne gelten nichts mehr und verstecken sich.« Der auf und nieder wallende Nebel ward nun wie eine schimmernde See, in der die Bäume und Hügel bis ans Knie badeten und lüstern nach noch mehr Licht ihre Häupter gegen den Mond reckten. Eine allgemeine unaussprechliche Sehnsucht schwärmte durch diese Oktobernacht. Das Paar vergaß seine vielen Schuldzettel und gerichtlichen Vorladungen, die zerrissenen Hemden und durchlöcherten Schuhe, seine Amt- und Verdienstlosigkeit und Bettelarmut vom Scheitel bis zur Sohle. Es dachte an keine Sorgen und Plagen. Alles wird sich von selbst geben. Es sah nur jenen weißen leuchtenden Glückshirsch, von dem Julius von Kindsbeinen auf träumte, an den er fest glaubte und von dem er seinem Weibe hundertmal erzählte, wie sie ihn einmal ohne Schweiß und Schwindel in die Arme auffangen und dann die üppigsten und vergnüglichsten Herrschaften würden.

»Was hast, Mili?« fragte Heli in der Küche zutraulich. »Bist wohl furchtbar müd'?«

»Ja, schon.«

»Schier gar krank bist! Sag' mir, wo's fehlt!«

»Vielleicht hab' ich etwas von der Grippe in mir.«

Eine Weile schwiegen sie im Küchendunkel. Von draußen klang die Geige mit betörender Zudringlichkeit zum Fenster herein. Man konnte nicht stillbleiben. Diese Geige quälte, suchte, schlüpfte in die Seele und fragte sie noch viel heftiger aus als der gute plumpe und doch so gescheite Heli. Mili hatte noch nie solche Musik gehört und solche süße Marter gefühlt.

»Ich weiß alles,« kam es nun geduldig aus der Ecke, wo Heli bei einem Glase Most saß. »Du mußt mir nichts sagen.«

Nun schoß die Jungfer auf. »Was alles? Wo nichts ist! Mach' nicht den Superklugen!«

»Aber Mili!« Diese zwei Worte wurden so weich, so rührend lieb und so überzeugt gesagt, daß die Schwester aufstand, die Ecke suchte, wo Heli saß, und sich im Dunkel an ihn schmiegte. Aber da sagte der Bruder ebenso ehrlich: »Ich kann dir nicht helfen, du Gutes!«

Wieder wollte sie trotzen. Aber sofort ward sie schwach. Diese Wochen in der Krankenstube mit allem Drum und Dran wegen Sigi, die wachsende Sehnsucht nach Johannes und die Qual, daß er selbst sie gar nicht vermisse, am meisten aber die Siria, die so wunderbar liebt, daß sie sich völlig vergißt und ganz für den leichtsinnigen, wetterwendischen Julius opfert, obwohl er im Grunde ganz wie Johannes nur sich liebt und schon in den ersten Tagen bald diesem, bald jenem Mädchen schöngetan hatte, das alles war für diese starke Jungfer denn doch zu stark. Es erdrückte sie.

Mit Unwillen hatte sie das Vagabundenpaar aufgenommen und fast einen Ekel vor dem nahenden Kindlein verspürt. Das konnte nicht lange so dauern. Pfarrer und Ammann verlangten Aufschluß über den zivilehelichen Akt, und Schül gab keine Papiere. War es gar eine wilde Ehe? Die wäre auch von Staats wegen nicht geduldet, und hier suchte Carolus nun eine rasche Handhabe, um das Paar auszuweisen.

Wie gewissenlos von dieser großen, starken Siria, sich einem solchen Fant ohne Gesetz und Sakrament zu ergeben! Dennoch, so sündhaft Mili sich dabei vorkam, wie mußte sie dieses Weib bewundern! Jeden Augenblick konnte die allerschwerste Stunde ihres Lebens schlagen. Andre Mütter werden häßlich, seufzen, tun grämlich vor der Geburt oder ängstigen sich über alles Maß. Diese blühte wie eine Kornblume so licht, lächelte, schwankte dienstfertig mit ihrer lebendigen Last hin und her, statt bedient zu werden, war folgsam wie ein Hund auf Schüls Winke, schmiegte sich an ihn, wenn er's liebte, hielt sich fern, wenn er's vorzog, lebte und webte nur in ihm und sah nichts und hörte nichts, als was er sah und hörte. Tausendmal besser ist sie als ich, dachte das Mili und verglich in aller geschämigen Heimlichkeit, ob sie dem Johannes auch bis auf diesen Tupf und Punkt so zu Willen sein könnte. Und doch war Johannes hundertmal wertvoller als der Onkel Schül, schöner, besser, klüger, freilich auch kälter.

Ach wohl, ich glaub', ich lieb' ihn um so mehr, weil er 'so kalt ist. Auch Siria ist um so verliebter, je herrischer Julius sich benimmt. Wenn sie uns befehlen, diese Besonderen, Herrlichen, möchte man sie küssen; wenn sie aber uns anbetteln, möchte man ausspucken. Das waren nicht ihre Worte. Wie könnte sie solches erfinden! Das hatte die Bas' in der Ilge gesagt, und so ist es. Ich kann ohne Johannes fast nicht mehr leben. Welch ein Winter, wenn er nach Zürich an die Zeichenschule geht! Ins gleiche Babel wie dieser Sigi!

Vorher war sie und war alles um sie klar gewesen. Und jetzt auf einmal diese Verirrung und Verwirrung.

Sie hatte Siria sogleich mächtig liebgewonnen, tat ihr hundert kleine Gefälligkeiten, rüstete ihr vor Tag die Mahlzeiten zurecht, daß die Schwangere zur Essenszeit nur noch kleine Mühe hatte. Sogar die Späne schnitt sie ihr, dann das Kleinholz und legte alles sorglich mit den Klötzen, die lange brennen, auf eine Bank, daß Siria sich nicht bücken müsse. Dem Sandmeitli schob sie manchen Batzen zu, daß es von Zeit zu Zeit hinübergehe, nachsehe, aushelfe. Obwohl Mili fürchtete, es sei ein Unrecht, mit einer Kebse so vertraut zu tun, saß sie doch, so oft sie konnte, ganz nahe zu ihr, hörte ihren Gesprächen zu, wie sie eine flatterhafte Waise gewesen sei, den Pflegeeltern entsprungen, als Sängerin und Tänzerin in Spelunken gesessen sei, viel genascht und geliebkost und auch in mancher Nacht obdachlos herumgebummelt habe, bis die Jacke Schüls, so eine liebe süße Zwangsjacke, sie zum rechten Verstand und Lieben gebracht habe. Aber sie habe jetzt genug von der Straße. Hier möchte sie immer bleiben. Nirgends hätte sie so eine Ruhe gesehen. Wenn nur der fürchterliche Pfarrer ...! Sie glaube doch auch an den Herrgott! Im andern müsse man noch Geduld mit ihr haben. — Sobald sie sich von der Geburt erholt habe, wolle sie das Hauswesen reinlich besorgen, damit das Mili in der Ilge und im Pfarrhof schalten und verdienen könne. Dann wolle sie nebenbei Arbeit suchen, etwa Hüte neu aufrichten und schmücken, dazu habe sie Geschick. Ob man das hier brauche? Und Kranke pflegen. Das täte sie besonders gern. Ihre grauen weiten Augen leuchteten wie ein ganzes Spital voll Hilfe und Mitleid.

»Wenn das so ist, gibt dir Gott Gnade, und du kannst noch in unsern Glauben kommen,« versicherte das Mili.

»O Mili, mir ist Gott genug. Was kann ich mehr bekommen?«

»Ihn näher bekommen, deutlicher, daß du ihn spürst ... andre brave Leute sind ihm, glaub' ich, am Knie und noch näher, und die können uns mitnehmen und ...«

»Mili, Mili, ich spür' ihn beim Kindlein da, ich spür' ihn, wenn Schül so herrlich geigt, daß er dabei weinen muß. Ich spürt' ihn deutlich, als du mich auf den Rasen zu dir legtest und jenes Stotterkind sagte: ‚Da, hab' nichts verschütt' ...' Ich spürt' ihn näher als Luft und Atem ... Oh, Gott ist schön und tut wohl!«

Mili konnte nichts, als den Kopf schütteln und die Frau auf den Mund küssen. Dann erschrak sie. War das nicht Sünde?

»Aber das Kindlein lasset ihr taufen.«

»Warum nicht, der Vater ist doch katholisch.«

Katholisch! Sollte Mili dieser seligen Unwissenheit widersprechen? Sie schwieg.

»Hat er dich denn auch gern?« fragte Mili wieder. »Ganz und gar gern? Lieb wie Himmel und Erde? Bist du ihm das Liebste gleich nach unserm Herrgott?«

»Ich weiß nicht!«

»Siria, du weißt nicht? Verstehst du mich?«

»Als er mir die Jacke gab und sich für mich auslachen ließ, und wo er mir geigte und mich zu sich nahm, da schien es so. Nein, er hat mich gern, jetzt noch. Aber nicht mich allein! Nicht mich immer zuerst und am meisten. Aber darf ich so was von ihm verlangen? Wäre es nicht schlecht? Hochmütig? Nein, Mili, ich frage nie, wie stark er mich liebe, ich liebte die andern seinetwegen. Zuletzt, ja, kam er immer wieder zu mir. Aber wenn er nicht käme, ich liebte ihn kein Tüpfelchen weniger ... glaub's nur!«

Mili fuhr sich übers Gesicht, so heiß und wirr wurde ihr. »Das ist, das ist,« stotterte sie, »doch sicher nicht ... eine rechte Liebe.«

»Ich denke immer,« antwortete Siria ruhig, »daß unser Herrgott auch so liebt. Und besser als er können wir es nicht machen.«

»Nein, nein, das darfst du nicht sagen,« fuhr das Mili auf. »Das ist sündig. Ganz anders liebt uns Gott, schöner, freier, wie ein Vater, wie ... ach, ich kann es dir nicht erklären, aber ganz anders.«

»Behalt du deins, ich meins!« meinte Siria freundlich. — — — — — — —

Wie ein Psalm betete jetzt die Geige vor dem Hause. Der Mond fiel durch die Mitte der Küche. Das Mili schmiegte sich an Heli und fragte: »Was sagtest du noch eben?«

»Ich kann dir nicht helfen. Du bist verliebt, exakt wie die Frau drüben. Du mußt dir selber helfen können. Du bist ja unser gescheites, kluges Mili!«

»Wie kann ich mir helfen, Heli?«

»Wir haben den Johannes immer verwöhnt und vergötzt. Weil er ein so herrlicher Bursch ist. Und so ein geschickter! Da ...«

»Du bist viel geschickter,« trotzte Mili.

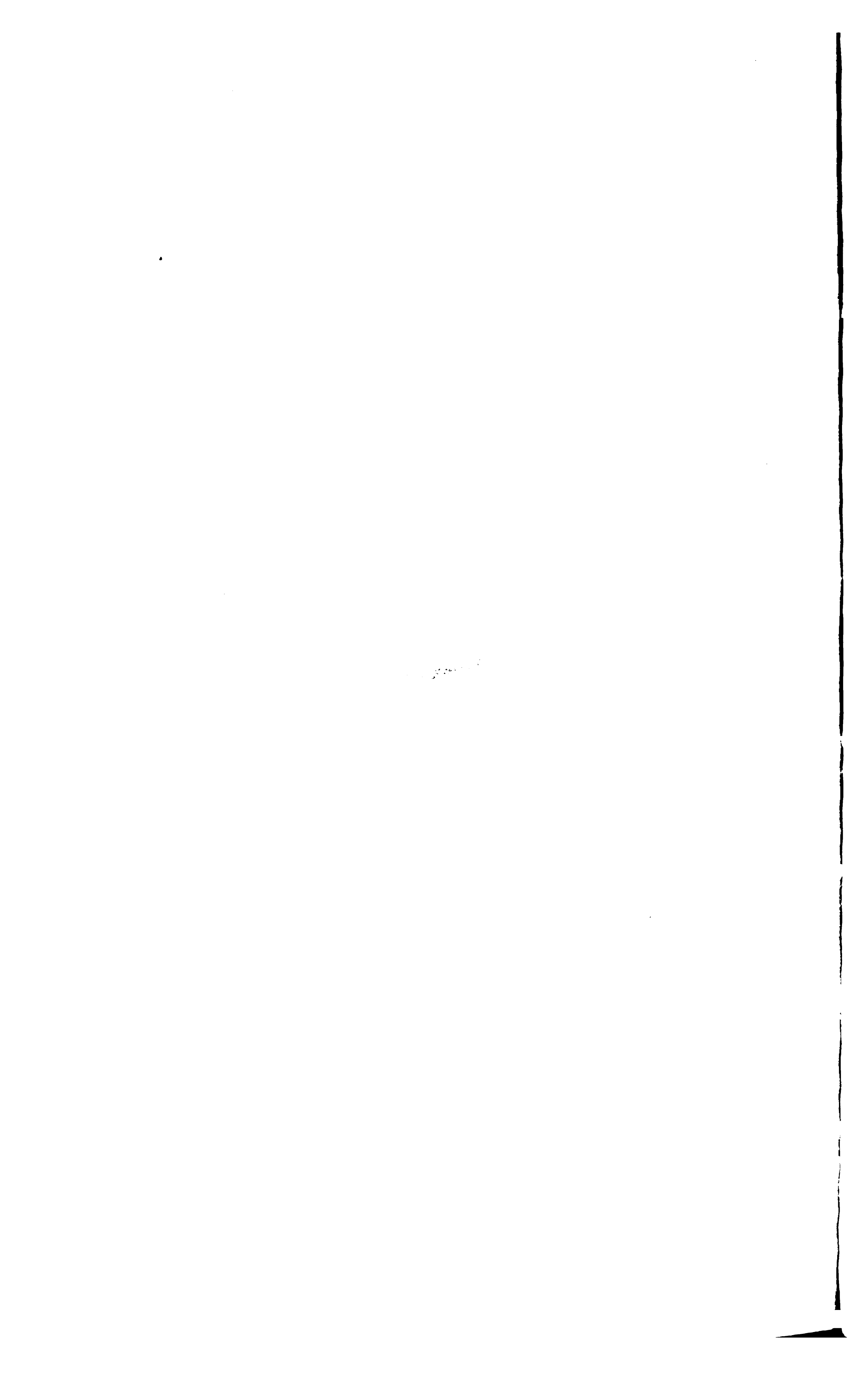
»Ich?« Heli schnaufte vor ehrlichem Staunen.

»Du, du, du!«

»Ich, der keine Nase, keine Blume, nicht einmal einen Stern zeichnen kann!«



Ernst Paul Hinckeldey: Der Samariter



»Aber du hast die guten Gedanken. Ihm kommt nichts in den Sinn. Er hat nur Hand. Du den Kopf oder das Herz, oder was weiß ich. Du hast alles erfunden. Er kann nur abhorchen und abmalen. Inwendig, ach, Heli, inwendig hat er nicht viel.« Es schien ihr eine Erleichterung, ihren Liebsten recht herunterzumachen.

»Jetzt redest du ganz dumm! Viele merken das Schöne; oh, viele haben dadrin einen Himmel voll Bilder. Aber wenn keine Hand käme, Mili, wenn kein Johannes es auszeichnet, wär's vergraben. Er macht's erst lebendig. Ich muß immer staunen, wie er mich errät und dann mit dem Bleistift anfängt, rund, wenn ich sag' rund, und weich, wenn ich sag' weich, und leis, wenn ich's leis seh', fast nur gehaucht. Ach, Mili, was der Johannes kann!«

Da merkte Mili, daß der Heli auf seine Art so verliebt war in den blassen Jüngling wie sie, und sie bog sich gegen Heli, hielt das Gesicht an seinen groben Kittel, und zum erstenmal in ihrem jungen Leben rieselten zwei Bächlein aus ihren Augen, die gleichzeitig unendlich süß und bitter schmeckten.

Draußen zog die Geige ganze Ketten von kleinen glänzenden Trillern auf und nieder. Es war aus der Trauer ein Lachen geworden.

Heli, der viel zu wenig von sich selbst und viel zu viel von den andern hielt, aber dabei doch eine große seelische Selbständigkeit behauptete, Heli bedauerte seine Schwester von ganzem Herzen, konnte aber einen gewissen Ärger nicht recht hinunterschlucken. Das Mili, das im ganzen Dorf gepriesene, untadelige Mili, fällt in eine solche verzagte, ja, sag' ich's nur, unwürdige Verliebtheit! Wo man eine gute, solide Schwester sein sollte, spukt nun so was! Warte sie doch, bis Johannes aus der Kinderei geschlüpft ist. Das bare Kind ist er ja noch. Und halte sie sich doch auch ein wenig hoch und wert. Sie kommen dann schon, die hübschen Buben, da ist kein Zweifel, und der Johannes nicht zuletzt. Sie wird dann wohl sieben bessere finden ...

Laut sagte er mit einem fast groben und harten Ton im Wort: »Mili, nur du allein kannst mit dir fertig werden. Ich sag' nur: sei keine Magd zum Auslachen, zum Lecken und Schlecken wie das Siriweib da drüben! Warum flennen, wenn du liebst? Lieb' doch nur! Aber liebe wie ... wie ein gerader Mensch, nicht wie ... ein Hund!«

Das traf wie eine Peitsche. Die Jungfer riß sich von Heli los. Eine kurze Pause entstand. Die Geige drüben kicherte und schäkerte und riß mit einem komischen Zickzack von Tönen wie mit einem Witz plötzlich ab. Dann ward es sehr still. Endlich sagte das Mili und suchte den Arm Helis aufs neue: »Du hast ganz recht. Das war ein Wort. Ganz anders soll mich der Hannes nun kennen und lieben lernen. Nicht wahr, Heli, du ...« Sie machte ein Kreuz über den Mund. Mitten im Mondstrahl stand sie jetzt, schlank, hoch, das Haar wie gegossenes Gold. Es glitzerte noch etwa ein Pfannenstiel oder ein Zinndeckel verstohlen aus dem Dunkel, und in der Herdasche glommen noch einige Glütlein. Aber das war alles nichts gegen dieses junge, frische, tapfere Mädchen, das sich im vollen Mond reckte, höher und höher, so daß Heli meinte, im nächsten Augenblick wandle es auf den gelben Strahlen empor, himmelwärts, ein Engel, eine weiße Wolke oder die schöne heilige Liebe selber.

Zwei Tage später genas Siria eines schmalen, dunklen Bübleins, das man gerade noch zum Taufstein tragen und mit dem Christnamen Christoph schmücken konnte, ehe es das letzte Schnäufchen tat. Auf dem Heimweg sagte Patin Mili zur Hebamme: »Daß es auch gar nicht schreit! Gebt mir es ein bißchen in die Arme!« ... Das war recht schlau. Denn Pate und Patin geben sich den Arm und gehen mit Kranz und Blumenstrauß hinter der Hebamme zum Wirtshaus, wo der »Göttiwein« getrunken wird. Nun hatte sich Sigi zum Götti anerboten und damit dem Mili den ohnehin mißdeuteten Weg noch viel mühseliger gemacht. So löste es sich denn gleich an der Kirchentür vom Paten los und nahm den jungen, stillen Christ in die Arme. Da ward es offenbar, daß er eine eiskalte Stirn und steife Händchen hatte. Die Äuglein waren wie Glasscherben. Man trug eine Leiche.

Zornig bleckte Sigi seine Raucherzähne. Denn wer wollte jetzt mit dem Toten in die Gaststube zum Göttiwein kommen! Er wäre neben der hübschen Gotte gesessen, hätte ihr den Göttikuß geben dürfen, öfters ihr vom allerstärksten Wein zugetrunken, wäre näher und näher gerückt und hatte sich schon die ganze Zwiesprache mit ihr schlau vorbereitet. Der glühe Wein, die warme Stube und Festlichkeit und seine Wörtlein, so wie er sie brav und innig gemodelt hatte, das müßte ihn endlich ihr nahebringen. Aus dem offiziellen Kusse wäre vielleicht ein unoffizieller heißer Privatkuß geworden. Ja, wenn er sie nur einmal küssen könnte! Wie manche hatte spröde und stolz getan, bevor sie seine Lippe fühlte. Dann war sie verzaubert. Diesem Wein halten wenige stand. Und er hat ihn seit Wochen stark und wild gekocht. Zum Teufel, wenn er nicht so viel Macht hat. Dieses Mädchen quält ihn nachgerade mit blutsaugender Bosheit. Es ist nicht länger zu ertragen.

Wie ein Engel so unschuldig, aber viel verschmitzter, als er sich die Engel vorstellt, stand sie am Marmorbecken, antwortete dem Kaplan, der für den Pfarrer amtierte, flink und tapfer,

musste das Würmchen nach der Salbung wieder wundervoll warm in die Tücher und Kissen ein und blies ihm von ihrem Munde Wärme ans Näschen. Ach, welch ein unbeschreiblich Wunder ist doch so ein ungebrochen schönes Mädchen! Und welch ein Wunderwunder, es zu brechen!

Aber an der Ilgentür, wo der Vater des Kindes schon mit einem gehörigen Weingeruch auf die Gäste wartete, sagte Mili schroff: »Onkel, das Christöphli ist tot. Wir tragen es sogleich heim. Ich brächte keinen Schluck hinunter. Kommt, Hebamme! Ade, schöner Vetter Götti!« * Damit schwenkte sie von der Türplatte und eilte hurtig weg. Julius verfiel in einen Krampf von Weinen, schlotterte die Stiege hinauf und ertränkte den Schmerz mit zwei Flaschen bestem Bernanger. Sigi jedoch rief den Hausknecht in sein Stüblein hinauf und befahl, er solle ihm sogleich den Koffer für Zürich packen, die Bücher und Schuhe zu unterst und die Röcke und Beinkleider mit den Spannern, Klammern, Schulterhaltern und Zubehör in die obere Lage. Rasch!

Es ging ein Gemunkel durchs Dorf, warum nicht Carolus selbst getauft habe. Dieses fröhliche Sakrament ließ er sich sonst nicht nehmen. Offenbar wollte er damit das Mißfallen der Kirche über solche wilde Ehen und ihre wilden Sprößlinge ausdrücken. Man mußte zeigen, daß Ordnung und Unordnung, Gesetz und Willkür nicht das gleiche sei. Dennoch fragten sich viele: Aber der kleine Christoph, was kann er dafür? Verdient er nicht doppeltes Mitleid, doppelte Liebe, doppelte Ehre, weil ihn, den Schuldlosen, die Eltern zum vornherein so arg verunehren? Wenn Gott an ihm trotz der Elternsünde das große Mirakel tut, an ihm das Leben anzündet, das nur er, der Schöpfer alles Atems, anzünden kann — sonst gäb' es weit und breit nur Asche —, sollen die Menschen dann sozusagen göttlicher als Gott tun, erhabener als der Erhabenste, und sich für das kleine Drecklein zu gut halten wollen? Ei, ei! — Bei seiner zweiten Flasche erklärte Schül den paar Mittrinkenden, daß mit diesem schwarzen Bürschchen der Welt ein großer Musikant Gottes verlorengegangen sei, ein Genie voll Melodie, ein Mozart oder Beethoven, und daß nicht bloß so ein enger Dorfpfarrer, sondern selbst ein weiser erlauchter Bischof wie der regierende in St. Gallen es sich hätte zur Ehre anrechnen müssen, das Taufwasser über diese begnadete Kindesstirn zu schütten. Aber solche Genies müssen sterben. Die Welt erträgt oder verdient sie nicht. —

Siria war untröstlich. Das Kind hatte ihr als Unterpfand einer besseren Zukunft gegolten. Es würde dem herumschweifenden Vater ein Punkt der Ruhe werden. Man hätte sich an die Lustiger Wiegenstube gewöhnt und endlich ein stilles Familienglück genossen. Wo das Büblein lachte und weinte, hätte man sich immer fester angebaut. Nun sind sie wieder die zwei Zigeuner von vordem, vom Wind herumgeschlagen, verloren auf fernen müden Straßen, und nur die grenzenlose Frauenliebe hilft ihr auch darüber hinweg. Aber wie lange noch? Sie fühlt eine Müdigkeit in sich, die um so schwerer drückt, je stiller und friedlicher es sich auf dem Bänklein hinterm Dorfe sitzt, gegen den Hügel und die schönen kühlen Tannen in der Höhe, im leisen, fernen Tosen des Flusses, wobei man an die stürmischen Gänge der Vergangenheit denkt, die nun weit zurückliegen, so daß kaum noch ein laues Erinnern übrigbleibt.

Als Siria vom Bette aufstand, begann sie durchs ganze Haus zu putzen und zu ordnen, die Küche zu führen, dem Heli zu fädeln und sich überall nützlich zu machen. Sie sang nicht mehr. Aber als eines Abends das Mili auf dem Küchenstuhl fast zusammenbrach, sagte Siria, als wären die Rollen vertauscht: »Der Pfarrer sag', was er will, morgen geh' ich zu den Kranken, wenigstens in die Ilge und zu Spätzlis und zu den Kindern des Lehrers Peder. Du reibst dich so auf. Jetzt kommandier' ich einmal.«

»Oh, wie langweilig bist du geworden, Siria!« jammerte der Gemahl. »Aus einer Lerche ein Hausspatz! Es tät' uns bald gut, wieder die Flügel zu spannen und aus diesem Lustigern, was sag' ich, Langweiligern, zu fliehen.«

Aber er selbst machte hierzu keine Anstalten, sei es aus dem uralten Tälereigensinn, den Behörden zu trotzen, sei es aus Mangel an Geld und aus Faulenzerei. Denn man lebte hier einstweilen auch als Habenichts bequem. Alle Zwetschenbäume hingen übervoll von blauen Früchten, man brauchte nur ins Laub zu langen. Alle Dörröfen rösteten Birnen- und Apfelschnitte und brannten freilich auch famose Winterschnäpse. Zwei, drei Gläschen davon, wenn es keinen Wein gab, einen Krug Most über Tag, Brot und eine dicke Milchsuppe, mehr brauchte Schül nicht, um zu leben und zu geigen. Abends saß er gern in einer der fünf Pinten des Dorfes, las die Zeitungen, ließ sich mit einer Quart Wein beschenken und gab dafür Tänze zum besten. An Samstagabenden, bei verhängten Fenstern und einem Späher am Sträßchen, wurde in der Wirtschaft »Zum Kranz«, etwas abseits vom Weichbild, geradezu getanzt. Das war seit gut zwanzig Jahren in Lustigern nicht mehr vorgekommen. Der Corneli sah es ungern, und der Pfarrer Zelblein, Carls Vorgänger, hatte mit List und Liebe, indem er immer andre neue Kurzweil auf den Plan rückte, das letzte Tanzbein zum Stillstand verurteilt.

Als Carolus trotz aller Vorsicht der Übeltäter dem Ding auf die Spur kam, färbten sich seine

* Die ortsübliche Anrede unter den Paten.

runden Ohrschnecken purpurn. Da warf er ja schon seine Schatten, der magere schwarze Unhold! Da war höchste Gefahr. Der blödeste Tingeltangel in seinem stillen Dorf, die kreisenden, schwitzenden, ihrer Sinne nicht mehr mächtigen Paare, der strömende Wein, die roten Augen, das erwachende Tier im Menschen, der Lärm und die Frechheit der sonst so geordneten Seelen, das Küssen und Drücken und Heimgehen unter dem Schutz der Hehlerin Nacht, nein, das muß im ersten Versuch, wie ein junges Schlangennest, vertilgt werden.

Carl wußte sehr gut, daß der Corneli aus Gründen der Sparsamkeit und Ordnung schon vor vierzig und fünfzig Jahren, als an der Kirchweih und Fastnacht in Lustigern noch munter getanzt und sogar vor dem Betläuten um sechs Uhr den Kindern ein Ringelreihen unter elterlicher Aufsicht gestattet wurde, gegen diese hopsenden Festlichkeiten heftig geeifert hatte. Und doch, wieviel ehrbarer war es dazumal auf dem Tanzboden zugegangen als heutzutage! Der Ammann wäre also sein mächtigster Mitkämpe. Aber seit dem Klopfen an der verriegelten Kirchentür zeigte Corneli dem Pfarrer ein ebenso zugeriegeltes Wesen. Umsonst stand Carl davor und klopfte. Er hatte ihm wegen dem unehelichen liederlichen Paar ein Brieflein geschrieben und seinen Rat verlangt. Die Antwort war: »Der Gemeinderat wird diese bürgerliche Angelegenheit (bürgerlich unterstrichen!) nach Gesetz regeln.« Ein zweites Brieflein des Pfarrers bat, der Ammann möchte »bei seinem unbestrittenen Ansehen« dem Julius Täler eine Unterstützung aus der Armenkasse ausrichten, mit nicht zu kargem Schäufelchen, hatte er spaßend beigefügt, unter der Bedingung, daß Siria sich in die kantonale Frauenklinik und Julius außer Landes begebe. — Darauf ward ihm nicht einmal geantwortet. So rostig und grausam kann ein Riegel vor der wichtigsten Tür sein! War das nicht die Rache des Herrn?

Nein, sie mußten einzeln gehen, jeder in seinem Schritt. Aber freilich, wieviel weniger richtete so jeder aus, ja, wie nur zu leicht setzten sie sich beide mit ihren gesonderten Schachzügen matt!

Die Spaltung wurde noch größer wegen Johannes. Der Corneli mit seinem gesunden, nüchternen Sinn hatte sofort das Starke und Schwache am Buben herausgefunden und wollte ihn mit Recht zum Musterzeichnen bestimmen. Aber er tat es unpädagogisch. Er stritt ihm alles andre Talent ab, sogar das Vermögen, bedeutende Köpfe und Figuren zu kopieren, wurde barsch, kommandierte und verdarb es mit dem eitlen, selbstsüchtigen, naiven Jüngling total. Carl hingegen besaß kein Auge für Zeichnung und Malerei. Wenn es nur in starken Farben und in großen Gestalten von der Leinwand schrie. Er bat Johannes, ihm einen Ambrosius übers Pfarrhoftor zu malen. Heli und Johannes durchstöberten nun die illustrierten Heiligenlegenden, und akkurat wie Paul Rubens einen Ambrosius entworfen hatte, mit Bischofsstab, Taube und einem Bienenschwarm um den Kopf, so malte ihn Johannes übers Tor, wobei er die Sakristeigewänder für die Farben beriet. Vielen gefiel das saftige Bild, am meisten dem Besteller. Er mit seinen großen lebensvollen blauen Augen merkte nicht, wie der Blick des Kirchenlehrers so leblos oder, wenn es doch Leben war, ein so entlehntes, unechtes, unwirksames Leben von der Mauer starrte. Die große Gestalt, der majestätische Mantel, der weiße Bart, der silberne Stab, das wallende salomonische Greisenhaar und die rosige Gesichtsfarbe, war das nicht prächtig? Konnte man sich einen frömmeren und stattlicheren Ambrosius vorstellen?

Darauf erwirkte Carl vom Kanton ein mäßiges Stipendium für den hübschen Künstler und von der Diözesankasse auch noch zwei blaue Scheine, so daß die Börse des Johannes für ein volles Zürcher Studienjahr schwer genug wog.

Das traf Corneli mehr, als er sehen ließ. Er verdirbt mir den Burschen, er macht einen zweiten Julius aus ihm, schalt Cornelius auf die Gasse hinaus. Wir hätten eine famose Kraft für die Stickerei bekommen, nun werdet ihr sehen, was für ein Schwindler aus ihm wird. Gleicht er doch sonst schon in gar zu vielen Stücken dem sauberen Onkel!

Die Stickerei ging flau. Sie schwamm mühsam über Wasser, wie ein windloses Segel. Warum wohl? Man suchte überall Gründe, in Amerika, in England, in den Fabriken, in der Weltpolitik, nur nicht am nächsten Ort, im eigenen Kopfe. Diese Industrie altertümelte, ward grau und schlaff. Es fehlte einer, der ihr neue Ideen und Windstöße in die Segel blies. Vor allem neue Bilder, neue Ornamente, neue Zeichnungen. Das Leben hinein! Und mehr als er's beweisen konnte, ahnte Corneli, daß Johannes hierfür der neue meisterliche Segler wäre. Seine drei, vier Muster hatten Aufsehen und Nachahmung erweckt.

Da kommt dieser Appenzeller Eigensinn und macht gottsträflich die klügsten Pläne zunichte! Und nun will dieser Mann an der Novembergemeinde auch noch in die Kirchenverwaltung gewählt werden, will gar auf Cornelis angestammtem Präsidentenstuhl sitzen! Er hat die jungen Leute für sich. Es wird einen harten, wüsten Strauß geben.

In den meisten Häusern wurde der Pfarrer seit der Grippe gut Freund. Denn es ist unerhört, wie er sich da mit Leib und Seele schonungslos hingab. Das bewundert auch der Corneli. Aber mit dem gleichen Feuer wirft er sich leider auch ins weltliche Geschäft. Er riebe sich

die Hände und Füße ab, um noch mit dem Stummel zu regieren. Nein, solchem Ausgreifen muß man zeitig Schloß und Riegel setzen.

Corneli fühlt, daß ein erkältender, feindlicher Wind weht, und daß es ihm, dem Kirchenpräsidenten, gilt. Noch mehr, einer von den fünf Räten muß doch dem Pfarrer Platz machen. Wer soll nun weg? Etwa der Jüngste, eine Hoffnung? Der Älteste sicher, ein Hindernis, eine Ruine. Wir gönnen Ihnen einen stillen Feierabend! Ja, so tönt es. Er, der ehrwürdige Greis, der siebenundfünfzig Jahre lang die Gemeinde durch die Gewitter der Kantonspolitik und durch die Krisen der Weltwirtschaft führte, er, der lange vor Bismarck und dem dritten Napoleon schon der oberste Mann in seinem Dorfreich war, er, der den Krimkrieg noch erlebte und sieben Päpsten die Krone aufsetzen und wieder nehmen sah, er soll von einem Heißsporn, der sein Enkel sein könnte und grün und wild wie junges Unkraut aufschießt, entsetzt und entwurzelt werden! Das nicht! Alles ginge drunter und drüber mit diesem dunkelblütigen Präsidium. Das Geld rollte nur so aus den Sparkassen. Da würde gemalt, geschnitzt, gebaut und unser lieber Herrgott in eine vergoldete Eitelkeit hineingezerrt, daß er sich nach dem Stall zu Bethlehem und nach der Hobelwerkstatt zu Nazareth inniglich zurücksehnte. —

So begann der sozusagen unterirdische Kampf zwischen den zwei großen C, die das Alphabet regieren wollen, wie der Ilgenwirt scherzte, zwischen Corneli und Carolus. Man sah keine Fäuste, und es flogen keine Fehdebriefe herum. Die zwei Majestäten hätten es unter ihrer Würde gehalten, in den Staub eines rohen Kampfes hinunterzusteigen. Sie ließen ihre Anhänger schalten und taten, als duldeten sie nur ungern, daß ihr Name in einen Wahlstreit getragen würde. Sie redeten nie davon. Aber es gab Zeichen und Winke, ein Lächeln, eine gerunzelte Stirn, ein abgestuftes Grüßen und Kopfnicken, womit deutlicher als mit Bitten oder Befehlen gesprochen und korrespondiert wurde. Und die Leute machten sich ja so gern zutunlich und wichtig. Wer sich mehr Vorteil vom Pfarrer versprach, nickte dorthin; wer vom Ammann abhing, hielt sich da fest. Höhere, edlere Gründe, um sich für den einen oder andern aus schwerer Seele zu entscheiden, gab es nicht. Der Corneli war vielleicht ein bißchen geizig, aber gegenüber der Kirche immer ein frommer, treuer Freund, der beste Kamerad der früheren Pfarrherren gewesen. Und doch wollte ihn der Pfarrer wegräumen! — Und der Pfarrer war doch wahrhaft auch ein Muster von Eifer, Frömmigkeit und unermüdlicher Seelsorge; etwas Böses war ihm nicht zuzutrauen. Es handelte sich da also nicht um Himmel und Hölle, und gerade das verwirrte das Lustiger Völklein. Um was handelte es sich nun? Man kratzte hinter den Ohren, man schielte auf die Seite und flüsterte: »'s ist halt der Beste ein schwacher Mensch und kann nicht aus der Adamshaut heraus. Nach einem Apfel gelüstet den Frömmsten.« — »Reichsapfel!« witzelte der Ilgenwirt. »Jawohl, zwei so Große sind sich leicht im Wege. Regieren ist häßlich zu zweit, herrlich als Einziger!«

Von den heißen Idealen, um die es Carl zu tun war, von der bitteren Einsicht, daß ihm hinten und vorn aller Schwung genommen sei, wenn dieser Alte immer und überall hineinmeistere, von den Seelenkämpfen mit sich selbst und von den dutzendfachen Versuchen, sich friedlich schiedlich mit dem Widerpart zu einigen, wußte niemand etwas.

(Fortsetzung folgt.)

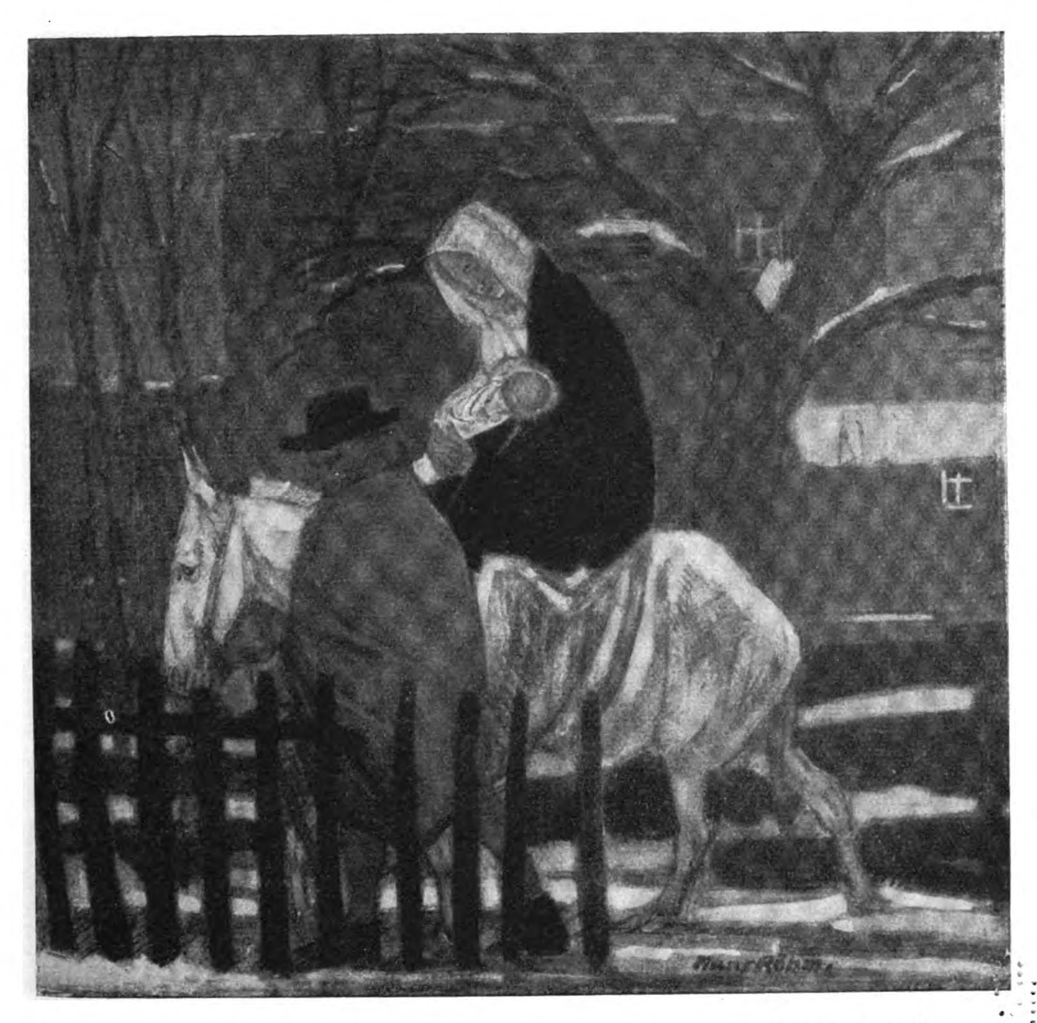
# Abendröte

Der Himmel schien ein rotes Rosenlob
Voll stummen Ruhms den Wolken zu verkünden,
Die Heiligengewänder zu entzünden
Zu Scharlach, Purpur und Heliotrop.

Als sich aus dickichttiefsten Föhrengründen
Ein wundes, pfeildurchbohrtes Reh erhob,
Sein rotes Sinnbild roher Menschensünden
Dem Moose wies, das fasernd es umwob.

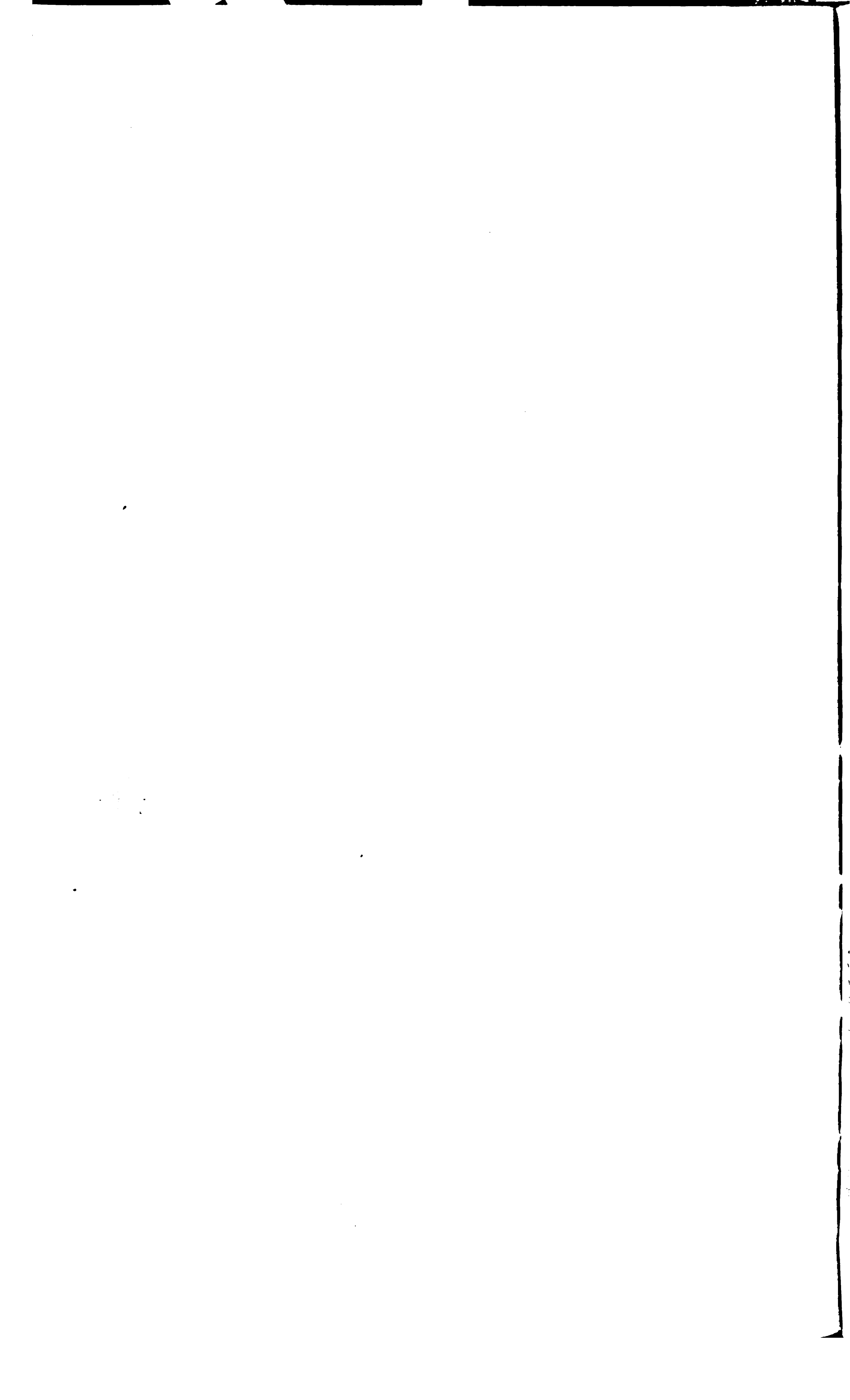
Da schienen grell und schreiend die Gewänder
Der stummen Heiligen in ihrer Glut,
Als fühlten sie geschändet sich durch Schänder,
Und trugen fromm zu Gott des Tieres Blut.

Arthur Silbergleit



Hans Röhm: Flucht nach Ägypten

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1924





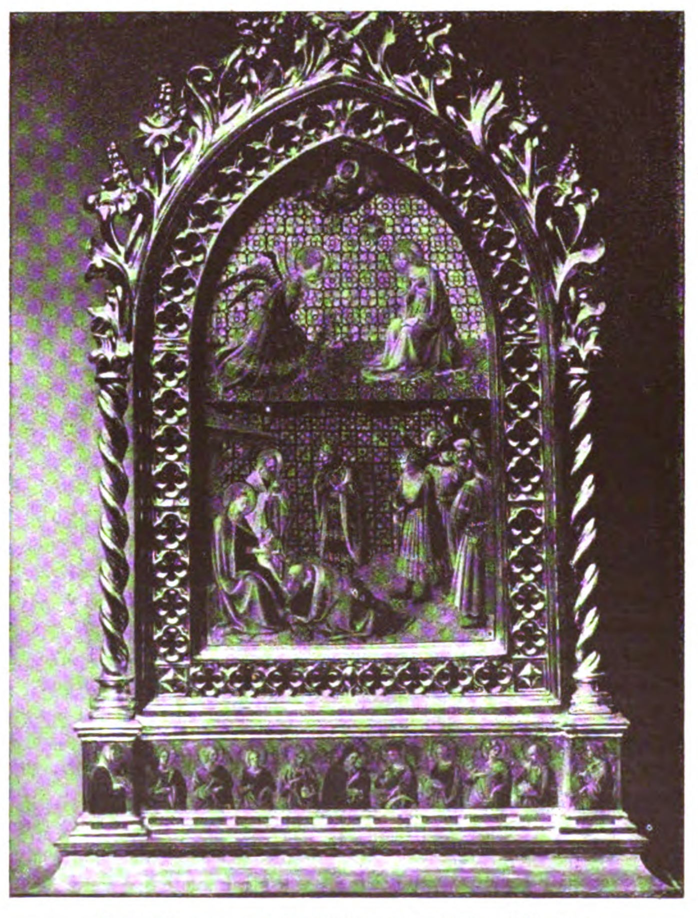
Madonna Della Stella (Florenz)

# Fra Angelico

Von Hermann Nasse

Nackt und bloß liegt auf dem Boden einer gebrechlichen, aus Bambusrohr und Stroh notdürftig zurechtgezimmerten Hütte das neugeborene Knäblein, das Maria und Dominikus, in scheuer Entfernung von ihm auf eben diesem Boden kniend, anbetend verehren. Aber heller, wärmender, überirdischer Glanz geht von diesem Christkind aus, erhellt die Hütte und die Umwelt, streift, aller Materie die Schwere nehmend, die stillen Adoranten und die Tiere der Krippe, läßt Blüten und Blumen aufsprießen, erhellt sogar die Kuppen all der fernen Berge der Märchenlandschaft. Und aufs Strohdach der Hütte sind sechs kleine Engel geflogen, um ihrerseits den Stern über der Hütte, der hier als nach allen Seiten Licht ausstrahlende Aureole erscheint, mit Hosianna zu grüßen. So verkündete der alte Fra Angelico, als er schon Prior war in Fiesole, die Lehre von dem Licht der Welt. Das kleine Gemälde gehört zu dem Zyklus, der die Silberschränke der Annunziata schmückte und der zum mindesten in allen seinen Teilen auf unsers Meisters Entwurf zurückzuführen, im Besten aber völlig eigenhändig ist (Abbild. S. 374).

Ein einfacher Dominikaner war dieser Maler, von dessen schlichtem Leben nicht viel zu erzählen ist. Er erblickte die Welt 1387 in Vicchio bei Mugello, lernte bei einem uns noch unbekannten Meister in Florenz das Malerhandwerk, insonderheit die Freskotechnik, und trat 1407 in den damals hoch angesehenen, weil streng disziplinierten Dominikanerorden von Fiesole ein. Daß er in Cortona als Novize ausgebildet wurde, daß er eine Zeitlang in Foligno lebte, da die Dominikaner während des Schismas Partei genommen hatten für ihren Papst Gregor, ist nicht unerheblich. Denn so sah er umbrische Kunst. Nach Fiesole zurückgekehrt, erhielt er sehr bald bedeutende Aufträge, z. B. auch durch den Prior der Dominikaner von San Maria Novella, die bezeugen, daß nun sein Ruf als Maler gefestigt war. Dann kommt der große Umzug seiner Klosterbrüder aus Fiesole nach dem ihnen neu erbauten geräumigen San Marco. Angelico schmückt es mit Fresken in Gängen, Sälen und Zellen. Das war 1436. Wenige Jahre später rief Eugen 4. unsern Künstler nach Rom, um sich von ihm die Sakramentskapelle im Vatikan ausmalen zu lassen. Während des Sommers jedoch begann Angelico in der Kapelle des Domes von Orvieto den weitberühmten »Richtenden Heiland« und den »Prophetenchor« zu einem »Jüngsten Gericht«, das er selbst nicht mehr beenden konnte. Nach Eugens Tod beauftragte ihn dessen Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl, Nikolaus 5., mit der Ausmalung seines sogenannten Studios, wo Angelico in monumentaler Weise Leben und Leiden der heiligen Diakone Stephanus und Laurentius ergreifend zu schildern wußte. 1452 wurde er Prior in Florenz, starb aber, noch einmal nach Rom gerufen, dort schon 1455. In Santa Maria sopra Minerva ruht er neben der heiligen Katharina von Siena.



Verkündigung und Anbetung der Könige (Florenz)

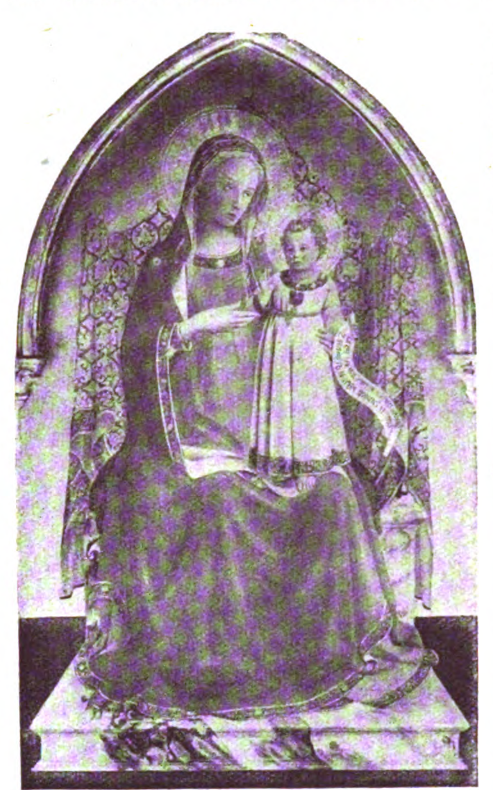
Was ist es nun eigentlich, das uns moderne Menschen, Kinder einer so völlig anders gearteten Zeit, Kinder der Welt, mit magischer Gewalt immer wieder zu den Schöpfungen dieses Mönches hinzieht? Was zwingt uns, daß wir mit klopfendem Herzen und voll scheuer Erwartung in die durch sein Leben und Wirken geheiligten Räume seines Museums, seines einstigen Klosters San Marco in Florenz, wo nunmehr alle Florentiner Gemälde vereinigt sind, eilen, kaum in der Blumenstadt angelangt? Ist es nicht in Wahrheit Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, nach dem Garten Eden der Unschuld und Reinheit, nach einer Frömmig-



Krönung Marias (Florenz)

keit, die nur die wenigsten noch besitzen? Aus einer Welt voll Widerwärtigkeiten, voll Unfrieden und Unzufriedenheit, voll Haß und Zwietracht, voll Elend und Zersplitterung nach den Schrecken eines endlosen, fürchterlichen Krieges möchten wir flüchten in eine vergangene bessere Zeit, wie einst auch die Romantik. Und niemand scheint uns geeigneter, uns hierzu die Führerhand zu bieten, als Angelico. In einer Beziehung, eben in dieser Beziehung ist ja die heutige Situation der damaligen, als dieser wundersame Künstler lebte und wirkte, nicht unähnlich. Denn man täusche sich nicht: auch damals war die Welt nicht so, wie sie nach Angelicos Schilderungen aussieht. Auch damals gab es inneren und äußeren politischen Elends übergenug, auch damals war der Boden auch seiner Heimat von Blut getränkt. Florenz und Siena machten in dieser Beziehung keine Ausnahme. Die Leidenschaften, auch die religiösen, wenn wir an das Schisma denken, tobten; Zweikampf, Mord und Krieg waren an der Tagesordnung. Insofern, aber nur insofern ist auch Angelico ein wenig Romantiker, als er bewußt mit seiner stillen, reinen Kunst hinwegführen will aus dem Treiben seiner Gegenwart, aus dem Treiben seiner Zeit und seiner Zeitgenossen, zurück ins Mittelalter mit seiner Himmelssehnsucht, seiner Mystik und demutsvollen Gläubigkeit. Das klingt selbst dort deutlich durch, wo dieser deshalb durchaus nicht rückschrittliche Künstler seine Künstleraugen den Neuerungen seines Zeitalters, soweit sie gut waren,

stellte, sollte sie sich aufrichten, im Nacherleben der Passion des Herrn sollte sie dessen Erbarmen nachempfinden und Mitleid mit ihm und mit allen Duldern und Bedrückten. So wurden seine Werke in der Tat ein flammendes Evangelium der Lehre Christi, ein Symbol. So kommt es auch, daß eigentlich alle seine Schöpfungen überkonfessionell erscheinen, daß ein jeglicher, welcher Konfession er auch sei, ihnen un-



Thronende Madonna (Florenz)

den Fortschritten der jungen Renaissance an Naturwahrheit z. B. und Klarheit des Bildaufbaues durchaus nicht verschließt. Dabei bleibt seine Empfindung durchaus echt, und seine Frömmigkeit ist wohl erfüllt von Mystik, aber frei von falscher Sentimentalität.

Wir aber, wir Heutigen, wir lieben diesen Künstler um dessentwillen, weil wir alle spüren, wie völlig ernst es ihm nicht nur mit seiner Religiosität war, und weil wir alle sehen, wie sehr bei ihm Kunst und dieser demütige, reine Glaube zur Einheit geworden sind. Liebe erweckt Gegenliebe. Wir lieben ihn ferner deshalb, weil wir empfinden, welch echte, wahre, tiefe und innige Liebe in diesem frommen Dominikaner nicht nur zu seinem Heiland, den er am Kreuze immer und immer wieder malte, sondern auch zu seinen Brüdern, den Menschen allen, glühte. Denn nicht nur für seinen Orden und für sein Kloster, nicht nur für seine Klosterbrüder, seine Oberen und seine Päpste malte er: er malte für die gequälte und leidende Menschheit. Am Vorbild des Gekreuzigten, den er ihr so oft vor Augen



Musizierender Geigenengel von dem großen Madonnenaltar in den Uffizien zu Florenz

mittelbares Verständnis entgegenbringt. — So viel zunächst vom Inhalt der Werke Angelicos. Wo aber hatte er Form und Technik her? Das Dunkel, das über seiner Lehrzeit liegt, scheint sich nicht lichten zu wollen. Nur so viel ist feststellbar, daß er in der Komposition und in der Zeichnung dem Masolino nicht fern steht, daß er im Kolorit viel von den Umbriern angenommen hat, und daß er im Aufbau seiner Architekturen und Landschaften, zumal in den Anfängen, Giottos Tradition zu wahren sucht. Aber sehr bald nimmt er, weit über Giotto hinaus, in einigen Hauptelementen der Form teil an der damals modernen jungen Renaissancebewegung, ohne jemals in Extreme zu fallen. Im Vergleich zu seinen Zeitgenossen, die unbedingte Neuerer waren, ist er ein langsam Voranschreitender, mehr ein Übergangsmeister als ein Moderner. Das erhellt jeder Vergleich mit Masaccio, Uccello und Andrea del Castagno. Auch ist er, im Gegensatz zu Giotto, völlig undramatisch. Er ist Lyriker. Er ist auch Mystiker. Wie diese hat er Freude an den Herrlichkeiten der Natur, soweit sich in ihnen die Allmacht und Liebe der göttlichen »ewigen Weisheit« des Schöpfers widerspiegelt. Spürbar werden seine Bilder, in den Anfängen noch befangen, richtiger in den Proportionen, in der Naturwahrheit und — allerdings hier zögernd — in der Anatomie. Vor der Darstellung des unbekleideten menschlichen Körpers scheut er noch zurück, aber in manchen, namentlich den späten Darstellungen des Jesuskindes zeigt er dieses nackt, um es als arm und bedürftig zu kennzeichnen. Immer besser wird auch die Schilderung des Tiefenraumes, die Benutzung perspektivischer Hilfsmittel und der Aufbau von Architekturen im Raume. Giottos dünnwandige, wie aufgeklappt erscheinende Innenräume machen in der mittleren und letzten Zeit antiken Bauformen, wie sie die Frührenaissance kannte und liebte, Platz. In breiteren, flächigeren Massen wird dann der Hintergrund geschlossen.

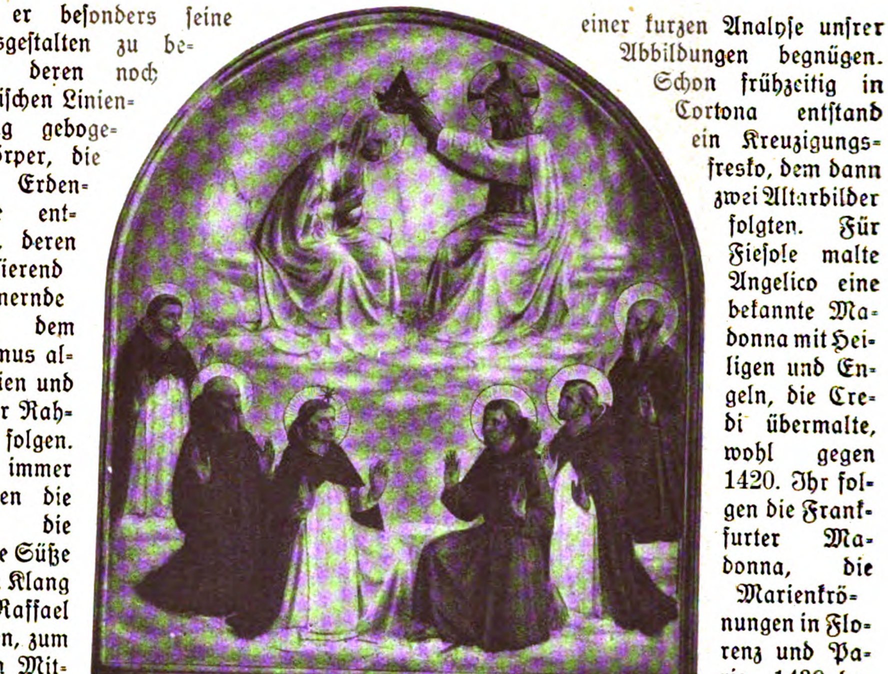


Madonna von Perugia

Man hat in seinen Madonnendarstellungen, etwa der frühen und mittleren Zeit, Anklänge an den byzantinischen Typus entdecken wollen. Ein großes Mißverständnis! Etwa weil sein Kolorit mit seiner Betonung der reinen Farben, z. B. strahlenden Goldes, des reinen Himmelblau und Rosenrot, noch mittelalterlich symbolisch aufgefaßt sein will und wohl auch an die gern archaisierenden Sienesen erinnert? Man betrachte das frühe Madonnenbild aus der Florentiner Akademie. Der Typ hat durchaus nichts Byzantinisches!

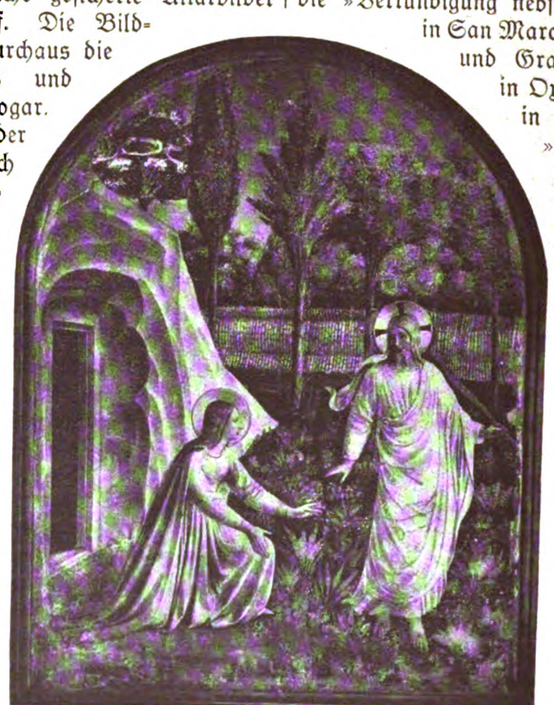
Mit seltener Anmut und Empfindung

weiß er besonders seine Engelsgestalten zu begaben, deren noch im gotischen Linienschwung gebogene Körper, die aller Erdenschwere entbehren, deren opalisierend schimmernde Flügel dem Rhythmus aller Linien und auch der Rahmung folgen. Und immer schwingen die Linien, die schon die Süße und den Klang eines Raffael enthalten, zum betonten Mittelpunkt des Bildes hin.



Krönung Marias (Fresko in San Marco)

Das Lebenswerk Angelicos ist stattlich, zählt man sämtliche gesicherte Altarbilder und Fresken auf. Die Bildthemen bleiben durchaus die des Mittelalters und wiederholen sich sogar. Aber stets weiß der Künstler sie durch neu erfundene Einzelzüge abzuwandeln und zu beleben. Wir dürfen hier auf die Bücher verweisen, die den Gemäldekatalog bringen,* und uns mit einer raschen Aufzählung der wichtigsten Arbeiten und mit einer kurzen Analyse unsrer Abbildungen begnügen. Schon frühzeitig in Cortona entstand ein Kreuzigungsfresko, dem dann zwei Altarbilder folgten. Für Fiesole malte Angelico eine bekannte Madonna mit Heiligen und Engeln, die Credi übermalte, wohl gegen 1420. Ihr folgen die Frankfurter Madonna, die Marienkrönungen in Florenz und Paris. 1430 bestellte der Prior Masi vier Reliquiarien, die »Madonna della Stella«, die »Verkündigung nebst Anbetung«, beide in San Marco, die »Himmelfahrt und Grablegung Mariens« in Oxford sowie eine nur in Kopie überlieferte »Krönung Marias«. 1433 ist die bekannte »Flachshändler-Madonna«, jetzt in San Marco, datiert, deren Engel-Orchester in zahllosen Abbildungen verbreitet ist. Ihr schließt sich die »Anna-Lena-Madonna« an sowie das Florentiner »Jüngste Gericht«. Für die Mönche von Vallombrosa malte er die »Kreuzabnahme«, vielleicht auch die »Beweinung zu Florenz«. Für den



Christus und Magdalena (Fresko in San Marco)

* Siehe den Band in den »Klassikern der Kunst«. Im Erscheinen ist begriffen: Hermann Nasse, Fra Angelico. München, Allgemeine Verlagsanstalt.

Hochaltar von San Marco entstand 1438 die »Madonna mit Kosmas und Damian«, deren Predellen sich in Dublin, Paris und München befinden. Zahlreiche Fresken aber schmücken Erdgeschoß und ersten Stock des einstigen Klosters, die besten eigenhändig, einige wohl von Schülern nach seinen Angaben ausgeführt. Bald danach malte er den Franziskanern des Klosters del Bosco ai Frati ein Madonnenbild größeren Formats. Die 35 Zeichnungen zu und die meisten der kleinen Gemälde auf den Türen

Allen frühen Gemälden ist durchweg jenes lichte Kolorit eigen, das symbolisch und immateriell zu verstehen ist. Ja, es sind Visionen und Himmelsträume gemeint. So schwebt denn (Abbild. S. 365) auf gold- und lichtdurchtränktem Äther eine scheue, minnigliche Himmelskönigin, die Madonna della Stella, auf uns zu, nach der die Arme des Vaters aus der goldenen Ewigkeit des Empyräums sich breiten, die von Sphärenmusik umklungen wird und von Engeln angebetet ist, die keinerlei Geschlechts sind und von



Verkündigung (Fresko in San Marco)

der Silberschränke der Annunziata müssen anfangs der vierziger Jahre entstanden sein. Daß die bekannten Freskomalereien im Dom zu Orvieto, denen später Signorellis kraftvoll-markige Dramatik die letzte Formung und Formulierung gab, sowie die des Studios Nicolaus 5. im Vatikan den krönenden Abschluß seines gesamten Lebenswerkes bilden, ist schon gesagt.

Wie die künstlerische Entwicklung aus dem Linearen, Flächenhaften nach dem Malerischen und Körperhaften, aus dem still feierlich Repräsentativen nach dem erzählend Bewegten strebt, wie die Linien ausdrucksvoller werden, mag aus einer Analyse der für unsre Abbildungen gewählten Werke hervorgehen.

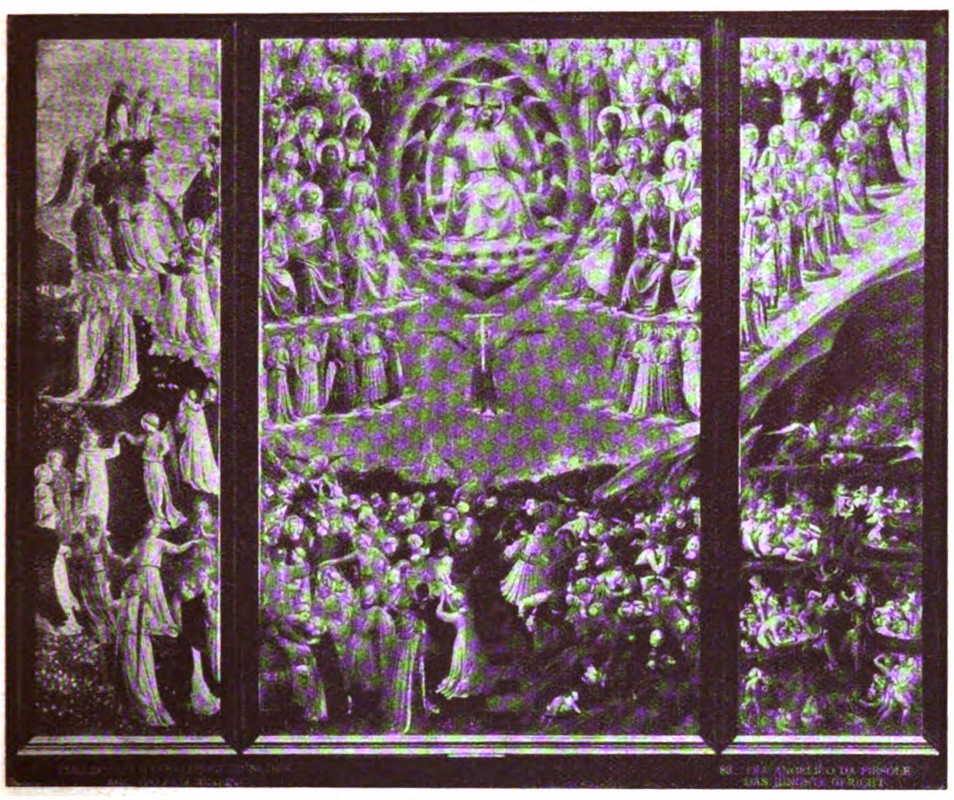
keiner Sünde wissen. Die Linien folgen der Rahmung, aber sie ziehen auch, wie Gesten und Blicke, alle zur Mitte hin. Mutter und Kind werden im innigsten Anschmiegen untrennbare Einheit. Das Gewand allein ist noch Träger des Ausdrucks. Ein rhythmisches Spiel von Linien und Kurven in den Quer- und Steilfalten verleiht der so ganz flächigen, so ganz entmaterialisierten Erscheinung das unerläßlich Nötigste an Beharrungsvermögen. Scheu, voller Distanz ist das fast höfische Zeremoniell der Verkündigung, wie Engel und Gebenedeite einander sich neigen, auf dem zweiten Florentiner Reliquiar (Abbild. S. 366). Vor damasziertem Goldbrokat, der der Raumtiefe

wehrt, spielen Verkündigung sowohl wie Anbetung der Könige. Auch im Krönungsbilde der Maria von Florenz (Abbildung S. 367) schwingen, fasziniert vom jubelnden Tedeum der Posaunen, alle Linien geschmeidig zur Mitte. Das ist große Zeremonie mit Himmelsorchester. Das geht vor sich im unendlichen, lichtdurchzuckten Himmelsdom. Einer züngelnden Feuergarbe gleich lodert die Aureole hinter der Mittelgruppe empor. Engel, Patriarchen, Lehrer, Bekenner, heilige Männer und heilige Frauen, plastisch abgestuft nach der Mitte zu, blicken leuchtenden Auges, auf rosenroten, schwimmenden Wolkenbänken stehend, also allem Irdischen auch sie entrückt, in diesen blendenden Glanz. Diese Tafel ist wirklich von Gold durchtränkt und wirkt wie eine monumentale Miniatur.

Lehrreich ist ein Vergleich zwischen zwei Madonnenbildern einfachster Anlage, der frühen Florentiner Madonna (Abbildung S. 368) und der von Perugia (Abbildung S. 369). Dort eine Anordnung, wie sie die Schule Duccios in Siena kennt. Weltentrückt die Maria, ganz unkörperlich, mit dem bekleideten, stehenden Kinde, das mit ernster Gebärde uns segnet. Hier ein Versuch, die Mutter mit dem unbekleideten Kinde einer Renaissance-Tabernakelnische einzuordnen. Auch alle Körperformen sind weicher und runder geworden bei stärkerer Modellierung. Aber die Gesinnung, die künstlerische Weltanschauung bleibt trotz allen formalen Fortschritten unverändert. Wie die scheuen Mädchenengel rote und weiße blattlose Rosen, die »mystischen Rosen« der Reinheit und der Leiden, darreichen, wie die Blumen gleicher Bedeutung in den Vasen glühen, und wie das Kind mit seinen weißen »Lilienarmen« segnet, das ist Mittelalter und Mystik. Daß in dem Fresko der Krönung der Maria in San Marco allein schon durch die vom Weißbläulichen ins Goldgelbe spielenden Farben dieser den irdischen Menschen für die Unsterblichkeit ja so beziehungsvolle Vorgang ganz ins Übersinnliche verlegt wird und sechs heilige Män-



Verkündigung in Cortona



Das Jüngste Gericht (Berlin)

ner unter Führung des heiligen Dominikus in Wolken anbetende Zeugen dieses Ereignisses werden, entspricht der gleichen Gesinnung. Wir befinden uns da in weltabgeschiedenen Klosterräumen, in den stillen Gängen und Zellen von Mönchen, denen das Gelübde der Armut wie das der Keuschheit und des unbedingten Gehorsams bitter ernst ist. Darum harrt hier auf primitivem dreibeinigem Schemel, unter den Kreuzgewölben eines kahlen Kreuzganges, Maria der Botschaft des Herrn, die ihr, das Knie beugend, die Hände betend gekreuzt, ein ernster Gottesherold überbringt. Im rings umschlossenen Hof aber sprießen Blumen und Blüten, die der Künstler mit fast niederländischem Naturgefühl liebt und darzustellen weiß. Man achte darauf, wie sicher der Raum gebaut wird. In Cortona jedoch ist aus dem kahlen Kreuzgang eine zierliche, reicher gebildete Renaissanceloggia geworden. Weit bewegter, weit eindringlicher redet der Engel und jetzt sogar mit den Fingern, heißer ist die Erwartung, die sich in den Augen und in der Haltung Marias ausdrückt. Im Hintergrunde aber der sternenhellen Nacht treibt der Cherub die Sünder aus dem Paradies. Das ist noch mittelalterliche Symbolik.

Wie Angelicos Vermögen, auch das Helldunkel glaubhaft zu machen, gewachsen ist! Wie entkörpert die Taube in der flimmernden Aureole wirkt! Wie geschickt der Körper des Engels, aber vor allen Dingen die gleich dem Gewande überschnittenen Flügel in den Raum gestellt sind! Diese im Laufe der Jahre den Höhepunkt erreichende Sicherheit in der Darstellung des Tiefenraums mit allen neu gewonnenen Mitteln der Linearperspektive bezeugt schließlich am eindringlichsten das »Jüngste Gericht« in Berlin (Abbild. S. 373). Man ist erschrocken über die Kraft, mit der hier der sonst so zurückhaltende Künstler den Augenblick des »Dies irae« schildert. Der Herr spricht das Gericht, spricht Erlösung und Verdammnis, und alle Beisitzer, alle Engel sind erwartungsvoll verstummt. Auch gibt es auf Erden ein anschauliches Leben und Drängen, da, wo die Engel, die frommen Schutzgeister, ihre Pflegebefohlenen, die

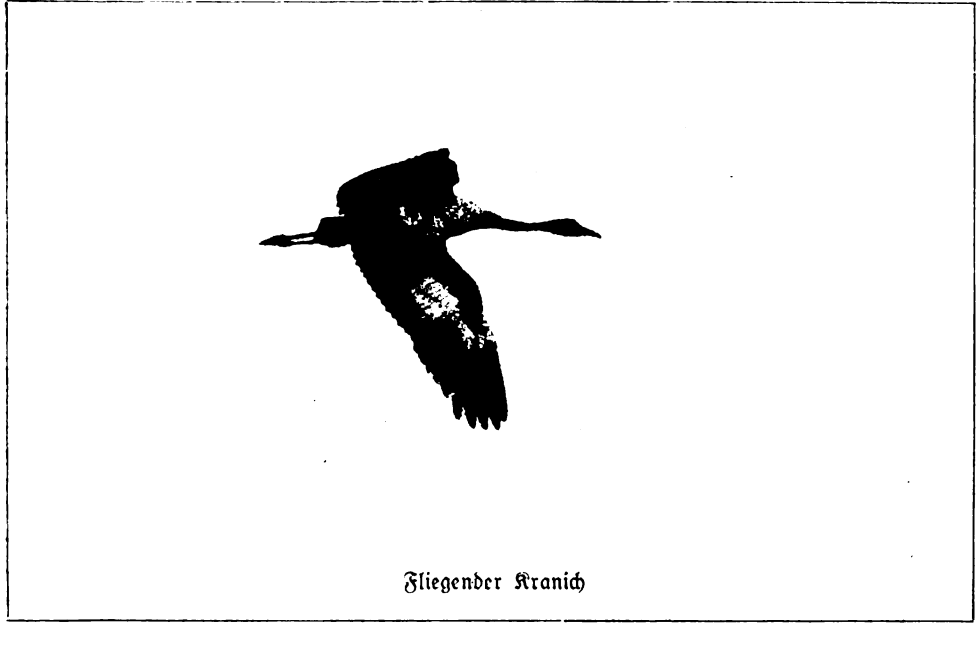



Geburt Christi vom Türschrank der Annunziata in Florenz

seligen Dominikaner und Franziskaner, in Empfang nehmen, um sie auf dem linken Flügel in anmutigem Reigentanz über blumige Auen und Wege zum goldenen, verklärten Himmelssaal hinaufzuleiten. Dieses Leben wird auf der rechten Seite zu einem zwar geräuschlosen, aber äußerst ernsten Kampf. Denn mit einiger Verzweiflung wehren sich die Verurteilten, und mit einiger Deutlichkeit werden sie nach Gebühr und entsprechend gequält. Wobei allerdings zuzugeben ist, daß die Schilderung der Schrecken der Hölle andern Zeitgenossen drastischer gelungen ist. Angelico kann sich nun einmal wirklich Böses schlechthin nicht vorstellen.

Das im Eingang schon erwähnte Weihnachtsbild von den Silberschränken der Annunziata zeigt unsern gealterten Meister im vollen Besitz aller bisher gerühmten Errungenschaften. Hier kommt es zu noch packenderer Raumerweiterung mittels der Durchblicke, mittels der Lichtführung. Daß auch die Betonung und Charakterisierung alles Stofflichen meisterhafter wird, und daß Luft, nicht nur Licht, die Formen immer weicher umspielt, erhellt aus den Werken, wenn man sie in zeitlicher Aufeinanderfolge betrachtet.

Wahrlich, der künstlerische Werdegang des »Engelgleichen« war ein ununterbrochener Aufstieg, bedeutungsvoll auch für die Zukunft.



Fliegender Kranich

# Mit den Zugvögeln nach Afrika

## Von Edmund Herms

Mit acht Abbildungen aus Bengt Bergs Buch: »Mit den Zugvögeln nach Afrika«

Das Wunder des Vogelzuges hat die Menschheit seit urdenklichen Zeiten beschäftigt. Aber erst die letzten Jahrzehnte haben Licht in dieses Rätsel gebracht. Man legte Tausenden von jungen, aus dem Nest genommenen oder auch alt eingefangenen Vögeln Ringe um die Beine und versah sie mit einer laufenden Nummer und Adresse. Wenn nun beringte Vögel auf der Reise verunglückten oder abgeschossen wurden, war es möglich, aus den verschiedenen Fundorten den Weg zu ersehen, den die Vögel auf ihrer Wanderung in wärmere Länder genommen hatten. Es ergab sich, daß die Mehrzahl der Zugvögel ihren Kurs nicht geradeswegs nach Süden nehmen, sondern in südwestlicher Richtung über Europa fliegen. Nur ein kleiner Teil zieht in südlicher oder südöstlicher Richtung. Die Hausstörche, von denen man leicht Tausende mit Ringen versehen konnte, teilten sich. Diejenigen, die westlich der Weserlinie beheimatet sind, fliegen über die Pyrenäische Halbinsel und von dort wahrscheinlich über Nordafrikt. Die großen Scharen aus den übrigen europäischen Ländern überfliegen den Balkan, Syrien, Palästina, Ägypten und nehmen ihren ständigen Winteraufenthalt im südlichsten Afrika.

Eins der interessantesten Probleme bildet der Zug der Kraniche, dieser herrlichen, stolzen Vögel, die die wenigsten von uns in der Freiheit je anders als hoch am Himmel ziehen sahen. Die Kraniche mit Ringen zu versehen, ist nicht so einfach, denn erwachsene oder halb erwachsene Vögel fallen nicht leicht in die Hände der Menschen. Und junge? Ja, das ist nun so eine Sache. Wollte man dem jungen Nestflüchtling einen Ring um das Bein legen, so hätte das wohl nur zur Folge, daß das arme Tier entweder zum Krüppel würde, wenn die langen Beine zu wachsen beginnen, oder daß — im besten Falle — der Ring bersten würde. Einmal allerdings wurde ein erwachsener Kranich mit einem Ring um den Hals in die Welt hinausgeschickt. Der hat aber auch eine historische Berühmtheit erlangt, denn die Antwort kam in Emin Paschas weltbekanntem Buch »Mit Feuer und Schwert im Sudan«. Als Emin Pascha im Kriege mit den Mahdis gefangen wurde, zeigte der Sultan ihm das Medaillon des Kranichs mit der Inschrift. Der Vogel war im selben Jahre in Dongola geschossen worden.

Daß der graue Kranich, von dem hier die Rede ist — denn es gibt an neunzehn verschiedene Arten, die über alle Erdteile verbreitet sind —, im Winter im Inneren von Ostafrika anzutreffen ist, wußte man seit langem. Schon Brehm berichtet, daß er Tausende von Kranichen am Weißen Nil sah. Aber es schien nicht so sicher, daß es wirklich unsre Kraniche aus Europa waren, die hier überwinterten. Denn es hieß doch, daß unsre Zugvögel im allgemeinen den südwestlichen Kurs über Spanien nach dem nordwestlichen Afrika nehmen, wo die Kenntnis über ihre weitere Fahrt im Wüstensand zu verrinnen schien. Um dieses Rätsel aufzuklären, um



Kraniche überall!

zu sehen, wie nicht nur die Kraniche, sondern die Mehrzahl all der Zugvögel, die im Herbst von uns fortziehen, die Enten, Wasserläufer, Regenpfeifer, Teichhühner, die Bachstelze, das Blaukehlchen, die Kampfläufer, Reiher und viele andre, sich dort im dunklen Erdteil zwischen Negern und Krokodilen ausnehmen, machte sich der schwedische Forscher Bengt Berg mit seiner Kamera und Tausenden von Metern Film auf den Weg.

Wer ist Bengt Berg? wird der Leser fragen. Bengt Berg ist ein Mann, der zu den besten



Europäische Kraniche und Jungfernkraniche; im Vordergrund zwei Kronenkraniche



Ein wahrer Höllenvogel

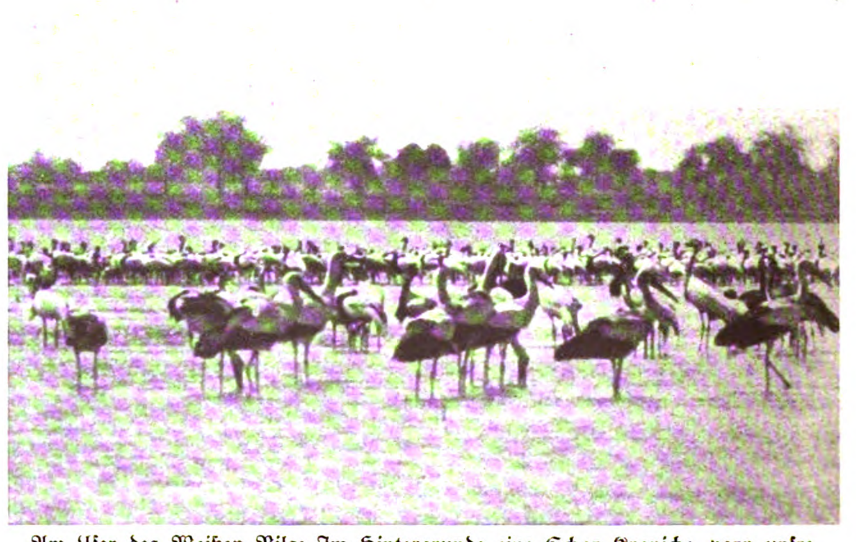
Männern Schwedens gehört, und das will viel heißen. Er ist ein Mann, der der Natur und ganz besonders der Vogelwelt ins Herz geschaut hat, der eine Reihe tief empfundener, wunderschöner Bücher über die Vogelwelt seiner schwedischen Heimat geschrieben hat, die er mit photographischen Bildern schmückte. Seine Bücher sind in jedem schwedischen Heim zu finden, und



Auf der Durchreise durchs Heilige Land: Vom Sturmwetter ermüdete Störche halten bei Jerusalem Rast

seine Filme haben, da sie in ihrer Art einzig sind, den Namen dieses Mannes bereits weithin bekannt gemacht.

Das Ergebnis seiner Reise, die ihn bis an den Weißen Nil führte, hat Bengt Berg in dem Buche »Mit den Zugvögeln nach Afrika« (deutsche Ausgabe bei Dietrich Reimer, Ernst Vohsem, Berlin) niedergelegt und gleichzeitig einen wahrhaft erquickenden Film mit heimgebracht. Beide erschließen uns ein Wunder-



Am Ufer des Weißen Nils: Im Hintergrunde eine Schar Kraniche, vorn unsre Hausstörche auf der Rast



Der Marabu. Im Schnabel ein Stück Nilpferddarm

land, von dessen Existenz die wenigsten unter uns bisher eine Ahnung gehabt haben mögen.

Nachdem Bengt Berg nach jahrelangen vergeblichen Versuchen den Kranich in den unzugänglichsten Sümpfen Lapplands und Smålands beim Brutgeschäft beobachtet und photographiert, nachdem er ihn in den Marismen Südspaniens gesucht hatte, ließ es ihm keine Ruhe, diesem Vogel, der schon die Phantasie des Kindes mit den abenteuerlichsten Bildern erfüllt hatte, auf seiner weiteren Wanderung in die fernen Gegenden zu folgen. Und so machte er sich im Herbst 1922 auf die Reise nach Ägypten und von dort weiter zum Weißen Nil.

Der Vogelreichtum Ägyptens ist, abgesehen von den Lagunen an der Küste, nicht so überwältigend. Es ist eigentlich nur eine Oase auf dem breiten Karawanenweg der Zugvögel von Europa und Asien, ein großer Ruheplatz an der Einfahrt nach Afrika vom Mittelmeer und Kleinasien, wo während des ganzen Herbstes ständig neue Scharen einfallen und wieder aufbrechen.

Von den einheimischen Vögeln sind es vor allem die kleinen weißen Reiher, die in den grünen Feldern oder auf den Wipfeln der Parkbäume bei Giseh aufleuchten, sowie die ägyptischen Weihen, die über allen Ortschaften schweben oder schreiend auf den Dächern sitzen. Ein paar Königsfischer flattern über das Wasser der Kanäle, die das Land wie ein silbernes Netz durchziehen; rotschimmernde Palmtauben rucksen in den Gärten, und Wiedehopfe mit hohen Federkämmen hüpfen zusammen mit einer Krähe am Straßenrand. Am Ufer des Nils ruht ein einsamer Geier während der Mittagshitze. Keine Nilgans, kein Ibis. Und wo sind die Kraniche, wo die Störche? Am Weißen Nil!

Dort, wo die Wasser des Weißen und Blauen



Nimmersatt, Kuhreiher, Krokodil und Nonnenenten am Ufer des Weißen Nils

Nils sich mischen, bei Chartum, ist das große Einfallstor der Scharen von Zugvögeln, die dem Weißen Nil entgegenstreben, dorthin, wo der mächtige Strom einem rinnenden Meere gleicht.

Mit der stolzen Dahabiye »Amira« ging es den Weißen Nil hinauf. Und jetzt öffneten sich dem Forscher die Tore zu einem Vogelparadies, das seine kühnsten Erwartungen übertraf.

Kraniche zu Hunderten, zu Tausenden. Unsre scheuen grauen Kraniche aus Europa, bildschöne perlgraue Kraniche aus Asiens Steppen und stolze Kronenkraniche, deren Heimat Afrika ist. Kraniche in ganzen Herden auf den wüstentrockenen Durrahfeldern, als fliegende Phalanxen unter dem wolkenlosen afrikanischen Himmel, und Kraniche in Heeren ohne Zahl am Strande des Weißen Nils. Sie versammeln sich dort, wenn der Tag zur Neige geht und die Sonne eine Minute lang den Horizont in Flammen taucht, ehe sie im Wüstensand untersinkt. Das Brausen ihrer Schwingen nähert und entfernt sich wie der Sturmwind über dem Strom; die Rufe aus den vorgestreckten Hälsen klingen wie das Feldgeschrei feindlicher Kriegshorden aus fernen Ländern.

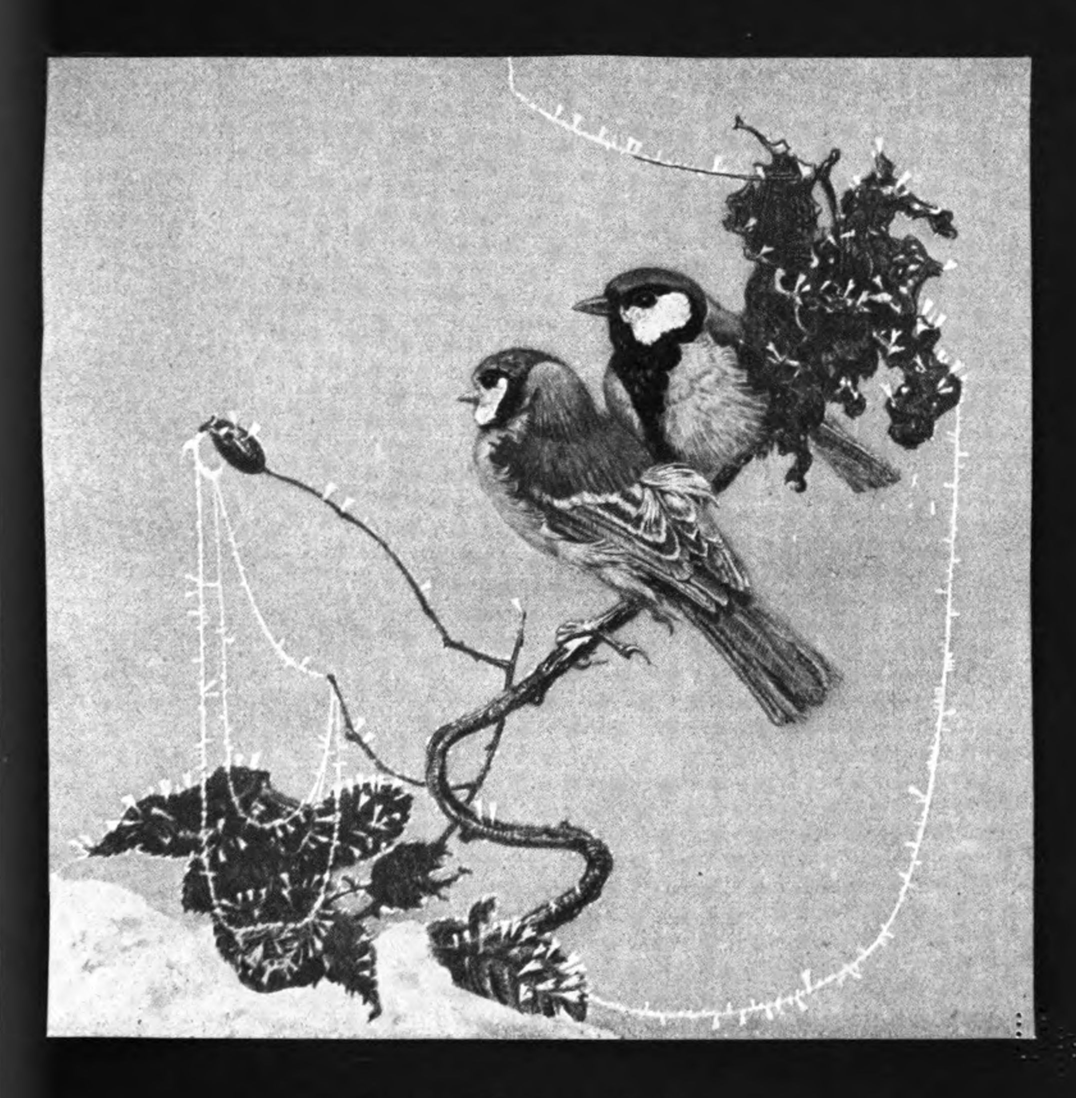
Aber photographieren? Das war nicht so einfach! Unendliche Mühe kostete es, aber das Resultat war glänzend. Was bedeuten Worte, wenn es gilt, einem Dritten solch gewaltige Eindrücke zu übermitteln! Dann müssen Bilder aushelfen, am besten das lebende Laufbild. Diese Aufgabe hat Bengt Berg in mustergültiger Weise gelöst. Es kann nicht genug betont werden, daß seine Aufnahmen von unsern Zugvögeln in ihren afrikanischen Winterquartieren die ersten sind, die je in so vollendeter Weise gemacht wurden.

Wenn auch Bengt Bergs Liebe auf dieser Reise vor allem den Kranichen galt, so hat er doch auch viele andre überaus interessante Bilder der afrikanischen Vogelwelt heimgebracht.

Da machen wir die Bekanntschaft mit dem Marabu, diesem alten Herrn, der so würdig und ernst erscheint und doch so gut versteht, seinen Vorteil wahrzunehmen. Wir sehen die afrikanischen Geier bei ihrer Mahlzeit, erfahren, daß nicht der Geruch, sondern ihr überaus scharfes Auge sie ihre Beute aus großer Entfernung erkennen läßt. Nimmersatte, afrikanische Nachtreiher, Schlangenhalsvögel, der heilige Ibis, Pelikane und viele andre dieser seltsamen exotischen Vögel kommen uns zu Gesicht. Wir beobachten unsern guten alten Freund Adebar, wie er seinen Durst im Weißen Nil löscht. Er ist auf der Rückreise nach Holstein begriffen und kommt von Südafrika, wo er überwintert hat.

Auf der Rückreise begegnete Bengt Berg noch einmal den Störchen in Palästina, wo sie, vom Sturmwetter ermüdet, auf den Feldern bei Jerusalem, den Schnabel in den Kropffedern verborgen, schliefen, während hoch oben am Himmel, dem bloßen Auge kaum sichtbar, die Kraniche dem lieben Heimatlande entgegenzogen.





Leopold Prinz: Meisen



# Die Madonna zu San Miguel

## Novelle von Otto Gmelin

Am Abend eines Maitages schaute der junge Klosterbruder Manuel die liebliche Herzogin von Miramon, als sie aus der Kirche trat. Ein Strahl des rotgoldenen Lichtes später Sonne gab ihrem Antlitz leuchtende Schönheit und ihren Augen das Feuer des Himmels. Manuel starrte ihrer Erscheinung nach, als sie, von einer ihrer Frauen begleitet, die Stufen der Kathedrale zwischen Bettlern hinunterstieg. Sie war längst leichten Schrittes um die Ecke gebogen und seinen Augen entschwunden, aber er stand noch unbeweglich, geblendet von der zierlichen Anmut ihrer Jugend, die ihn berührt.

Von da an wollte ihn das Bild ihrer Lieblichkeit nicht mehr verlassen. Sie schien vor ihm zu stehen alle Tage und bei jeder Verrichtung, und selbst im Traum umschwebte ihn ihre Holdseligkeit. Er ging klopfenden Herzens durch die Kreuzgänge seines Klosters, und voll von Beklommenheit sprach er mit den heiligen Brüdern, denn er wagte ihnen und dem Abt nicht mehr offen in die Augen zu sehen, aus Furcht, sie möchten sein Geheimnis ahnen und seiner Verworfenheit gewahr werden. Seine Gebete aber, die ihm sonst Erleichterung und Freiheit gegeben, taten ihre Dienste nicht mehr, vielmehr drückte ihn jedes Vaterunser tiefer in den Staub, und jedes Ave zerknirschte ihn mehr, da es nicht ausblieb, daß mitten in seinem Ringen um Andacht das sonnenglänzende Weib vor ihm aufstieg und seine Seele verführte. Hatte er anfangs gehofft, die Zeit werde ihn wieder zurückführen zu seiner ehemaligen Ruhe, und das Verblassen der Erinnerung des schönen Bildes werde ihn erlösen von seiner Verwirrung, so mußte er bald merken, daß zwar die Erinnerung des Bildes verblaßte, daß aber im gleichen Maße die Phantasie sich der Erscheinung bemächtigte, und was an Wirklichkeit verlorenging, durch träumerischen Schmuck mehr als ersetzt wurde, also daß sein Auge die Holdselige nicht nur überall erschaute, sondern auch sein Ohr sie reden hörte und er sie durch Gärten gehen und im Mondschein wandeln sah.

So blieb dem Verfolgten nichts, als eines Abends zum Abte zu schleichen, ihm unter Tränen der Reue seine Sündigkeit zu gestehen und ihn zugleich um Rat und Hilfe zu bitten in der Angelegenheit, in der er je länger, desto mehr ratlos wurde. Der Abt, ein wohlwollender greiser Herr, dem aber, da er von jeher arm an Phantasie gewesen, solch böse und hartnäckige Versuchungen unbekannt waren, schüttelte verwundert das Haupt und forschte den Jüngling gründlich aus. Er versuchte vergeblich, den Namen der Unbekannten zu erfahren, die den Frieden seines Klosters durch ihr bloßes Dasein gefährdete. Bruder Manuel konnte ihn nicht nennen, denn er wußte ihn selber nicht. Auch fand der Abt, daß die sündhaften Vorstellungen seines Schützlings nicht verstockt und roh waren, wie die eines gemeinen und lüsternen und vom Teufel verdorbenen Menschen gewesen wären. Daher tröstete er Manuel, ermahnte ihn zu weiterem tapferem Kampf und hielt ihm vor, daß Gott vielleicht Besonderes mit ihm vorhabe, da er ihn also prüfe; er möge aber den Mut nicht verlieren, vielmehr weiterhin ihm als seinem geistlichen Vater vertrauen. Um aber den Kampf mit mehr Erfolg führen zu können, verordnete er ihm schmale Kost und allerlei Kasteiungen. Doch mit dem allen sei es nicht genug, so fuhr er fort; geistliche Übungen seien nur das eine Mittel, den Satan zu besiegen, das andre sei eine geordnete und angemessene Tätigkeit, die den Menschengeist in den Zeiten zwischen Gebet und Andacht beschäftige. Und da hatte nun der Abt gedacht, die Bilder der heiligen Legende in der Kapelle seien teils schadhaft und teils unausgeführt, und es wäre der Hand Manuels, von der er wisse, daß sie nicht ungeschickt in solchen Dingen, vorbehalten, hier helfend einzugreifen und die Stätte ihrer Andachten anmutig so zu schmücken, wie es sich zieme. Bruder Manuel fühlte sich durch die ernste und mutzusprechende Art des Abtes, besonders aber durch dessen letzten Auftrag erleichtert und verließ die Zelle mit Worten des Dankes und den Versprechungen treuester Ergebenheit.

So begann er denn den Kampf gegen die süße Phantasie von neuem, befolgte aufs gewissenhafteste die Vorschriften des Abtes und unterließ nichts, was geeignet hätte sein können, ihn von dem Bilde des Weibes abzulenken. Insbesondere begann er Farben zu mischen und ein Gerüst in der Kapelle aufzuschlagen, und es waren erst wenige Tage seit seiner Beichte vorüber, als der Abt ihn, mit einem weißen Malerkittel angetan, auf den Brettern des Gerüstes fand, wie er im schönen Sonnenlicht, das die Kapelle in breiter Flut durchwogte, an der Füllung zwischen den hintersten Fenstern malte. Er fragte den Bruder nicht, er berührte mit keinem Worte die heikle Angelegenheit, sondern da es ihm in den nächsten Wochen vorkam, als sei Manuel heiterer und unbefangen, so war er der Hoffnung, die Krisis sei überwunden, und pries sich glücklich, das richtige Heilmittel gefunden zu haben.

Bruder Manuel wurde wirklich zu Anfang so von seinen künstlerischen Plänen beschäftigt, daß seine Gefühle ruhiger und seine Gebete wieder andachtsvoller und gotterfüllter wurden. Doch dies währte nicht lange, da gewahrte er zu seinem eignen, nicht geringen Erstaunen, daß

die beiden Engelsköpfchen, die er mit viel Sorgfalt und heiliger Freude gemalt hatte, dem Bilde seiner geheimen Liebsten glichen. Da er nun hatte beginnen wollen, das Antlitz der Mutter Gottes selber auszuführen, ging er ratlos und voller Kummer einher, denn er fürchtete nun mit gutem Recht, daß auch dies wiederum dieselben Züge tragen werde, wenn er jetzt so fortfahre. Endlich beschloß er, um nicht müßig zu sein, erst das ganze Bild fertig zu malen, machte sich an die Gewänder der himmlischen Frau, an die rosigen Leiber der Engelein und schließlich an die Rosenhecke, die hinter dem Ganzen sich ausbreiten sollte. Aber er mochte nun malen mit so viel Fleiß, als er wollte, mit seiner Ruhe war es wieder vorbei, und er versuchte vergeblich in zahllosen Skizzen eine himmlische Madonna zuwege zu bringen; so oft er auch von vorn anfing, stets erstand wieder dasselbe Antlitz vor ihm, die sonnenbeglänzte Holdseligkeit der jungen Herzogin von Miramon. Nun half kein Kasteien und Geißeln, kein Fasten, Wachen und Beten, und Manuel begann schon neue Teile der Wand der Kapelle mit wohlgelungenen Darstellungen zu füllen, ohne daß er gewagt hätte, das Angesicht der himmlischen Frau auszuführen.

Der Abt, verwundert wegen des weißen Fleckes, den der Maler im ersten Bilde gelassen, fragte, warum dies geschehen sei, und Manuel antwortete mit einiger Verlegenheit, er gedenke der himmlischen Frau so viel Lieblichkeit und gottselige Anmut zu geben, daß er noch nicht gewagt habe, ihre Züge auszuführen, und um sein Werk recht gut zu Ende zu bringen, wolle er sich dies Schwierigste und Wichtigste für den Schluß versparen. Weil aber der Abt sowohl als die Konfratres aufs höchste erstaunt und erfreut waren über die Geschicklichkeit und gottbegnadete Hand, mit der der junge Bruder den Pinsel zu führen verstand, also daß sie ordentlich stolz auf ihn waren und in ihm eine Zierde des Klosters erkannten, so ließ man ihn gewähren und ergötzte sich unterdessen Tag für Tag an den neuen Wundern, die an den Wänden der Kapelle entstanden.

Manuel jedoch blieb ratlos, und je mehr in rastloser Arbeit die ganze Malerei ihrer Vollendung näher kam, desto erregter ward er, und schließlich kam es so weit, daß er in stiller Mondnacht keinen Schlaf finden konnte, weil er sich keinen Ausweg wußte, und weil doch endlich einer gefunden werden mußte. Während er nun auf Knien betend vor der Mutter Gottes in seiner Zelle um eine Erlösung aus seinen Versuchungen bat, fiel ein Streifen silbernen Mondlichts durchs offene Fenster auf das Antlitz der Madonna, und es blieb nicht aus, daß er nun plötzlich auch in ihren Zügen seine Liebste zu erkennen glaubte, und es schien im Mondlicht ein leises Lächeln um ihre Wangen zu spielen. Da seufzte Manuel auf und beschloß, endlich der Neckerei seiner Phantasie ein Ende zu machen; kurz entschlossen schwang er sich aus dem offenen Fenster und schlich durch die laue Nacht zwischen bläulichem Licht und schwarzen Schatten hindurch hinaus in die Gärten, die von Rosendüften erfüllt waren. Es trieb ihn, die Berghänge entlang zu gehen, wo die Paläste der Granden in prächtigen Gärten versteckt lagen. Er überkletterte niedrige Mauern und gelangte endlich an eine Hecke, die einen gewundenen Weg umsäumte. Plötzlich hörte er Tritte; er wollte fliehen, aber die Furcht, gerade dadurch entdeckt zu werden, hielt ihn zurück, und so blieb er in der Hecke stehen. Da aber erbebte sein Herz vor namenlosem Schrecken und seliger Freude zugleich, denn die Stufen des Gartenweges herunter kam, vom Mondlicht glanzübergossen, eine liebliche Frauengestalt, und es war keine andre als seine heimliche Liebste, die holdselige junge Herzogin von Miramon. Regungslos blieb Manuel stehen, ließ sie an sich vorbeigehen und rührte sich auch dann nicht. Der Brunnen des Gartens plätscherte, aber Manuels Herz schlug, daß er seinen ungestümen Gang in den Adern seines Halses spürte. Der Weg des Gartens führte im Kreise um den Teich, und so kam es, daß die Herzogin, langsam von Rose zu Rose wandernd und ein Lied vor sich hinsummend, nach wenigen Minuten zum zweiten und bald zum dritten und vierten Male an dem immer noch fast unbeweglichen Manuel vorüberschritt und der helle Mond ihm jedesmal ihr Antlitz beleuchtete. Als sie dann endlich wieder im Dunkel des oberen Gartens verschwunden war, eilte Manuel beseligt und vom Bewußtsein erfüllt, daß keine andre als die Mutter Gottes selber ihm die Liebliche in den Weg geführt habe, wieder über Gräben und Mauern schnurstracks in seine Klosterzelle zurück und machte noch in derselben Nacht zwei neue Entwürfe zu seiner Madonna. Denn es war ihm jetzt klar, es sei der heiligen Jungfrau Wille selber, daß er sie in Gestalt der Herzogin bilde.

In der folgenden Nacht nahm er denselben Weg und fand wiederum, was er suchte, und der Mond zeigte ihm von da an Abend für Abend seine irdische Madonna, so daß Manuel die Tage wie in seligen Träumen verbrachte und immer nur lebte von der einen wachen Stunde, wo er in der Hecke stand und harrte, bis ihm die Liebliche erschien. Von Abend zu Abend aber ward das Mondlicht schwächer und später, und wenngleich er den Tritt der Liebsten vernahm, konnte er sie endlich kaum mehr wahrnehmen, aber was er nicht sah, das ahnte sein Herz, und er eilte gestärkt und von Glück trunken nach Hause, obwohl er nur noch ihre Umrisse schwach er-

konnte, wenn sie abends lustwandelnd allein durch ihren Rosengarten spazierte. Nun aber kam der Mut über ihn, und er machte sich, nachdem die übrigen Bilder zu Ende geführt waren, endlich daran, das Antlitz seiner Madonna zu malen, und sein Herz bebte und war weit von Gott und den himmlischen Freuden, als er ihr Tag für Tag einen neuen Zug gab, das heitere Lächeln um den Mund, die krausen Haare um die Schläfen, die liebliche Rundung ihres Kinns und die glänzende Frische ihrer Augen.

Der Abt sah mit Wohlgefallen die kindlich seligen Züge der werdenden Mutter Gottes und glaubte aus dem Eifer seines jungen Malers auf dessen göttliche Begeisterung schließen zu dürfen, aber er wußte nichts von dem zuckenden Herzen Manuels, nichts von den bebenden Händen und nichts von den ruhelosen Nächten irdischer Verzückung, die solchem Kunstwerke vorangingen. Endlich waren die Bilder vollendet, die Gerüste wurden abgeschlagen, und als der Abt und die frommen Brüder nun im heiteren Sonnenlicht alles sahen, was der junge Manuel geschaffen, da faßte sie ein dunkles Ahnen, daß diese Werke mehr seien als Geschicklichkeit und Talent, und manchen von ihnen graute vor der Gewalt irdischer Sehnsucht, die unbewußt und ungewollt aus den heiligen Legenden zu ihnen sprach. Das Antlitz der Madonna selber aber schien nichts als das unendliche und unstillbare Staunen des reinen Kindes über das irdische Leben und seine zerstörende Flamme.

Von da an aber ging Manuel einher wie von unbegreifbarer Lust gehoben, und er schien ihnen fremd und selig zugleich, wiewohl er freundlich zu ihnen war und voller Liebe.

Nun geschah es, daß die Kunde von dem neuen vorzüglichen Kunstwerk des jungen Bruders in der Kapelle des Klosters zu San Miguel in die Welt drang und so auch dem Herzog von Miramon zu Ohren kam, der gerade eine Hauskapelle hatte bauen lassen und einen tüchtigen Künstler suchte, daß er sie ihm ausmale. Er ließ daher bei dem Abt von San Miguel anfragen, ob es wohl erlaubt sei, daß er und seine Gattin die Kapelle und ihre Malereien besichtige, was der Abt ihm, als einem so hohen Herrn, nicht ausschlug, obwohl es sonst nicht gestattet war, daß eine Frau das Kloster betrat.

Um allen Fährlichkeiten auszuweichen, sollte keiner der Brüder etwas von dem Besuch erfahren, und alle mußten zur festgesetzten Stunde in ihren Zellen sein. Der Abt empfing allein mit einem würdigen greisen Bruder den Herzog und seine Gemahlin an einem schönen Spätsommermorgen und geleitete sie durch den Kreuzgang in die Kapelle. Der Herzog mit langem Degen in schwarzer spanischer Tracht, die Herzogin fein und lieblich mit blauplüschenen Puffärmeln und enggeschnürter Taille betrachteten die ersten Bilder mit sichtlicher Freude. Dem Abt aber, der dabeistand und dem Herzog manches erklärte und den Sinn der Legende erschloß, wurde es unbehaglich zumute, denn je länger er die junge Herzogin betrachtete, desto klarer wurde es ihm, daß dies die Madonna selber und in leibhaftiger Person sei, die Bruder Manuel an die Wand gemalt, und er sann angestrengt auf ein Mittel, wie es ihm gelingen könne, dem Herzog und seiner Gattin das Hauptbild zu unterschlagen. Aber dazu war es nun zu spät, und er konnte es nicht hindern, daß die vornehmen Gäste endlich auch vor dieses letzte traten. Die Sonne strömte wieder in breiten Fluten durch die großen Fenster herein und übergoß das Wunderwerk mit goldenem Licht, also daß das Antlitz der Madonna zu strahlen schien von lieblicher Heiterkeit. Sie verstummten alle. Der Herzog starrte finsteren Blickes das Kunstwerk, besonders die Madonna an und stand regungslos. Die Herzogin aber, wie von Purpur übergossen, senkte ihr liebliches Haupt und wagte nicht mehr aufzusehen. Plötzlich wandte der Herzog den Kopf, sein Auge schien seine Gattin durchbohren zu wollen, und sie, beschämt von dem bloßen Verdacht, der aus seinen Augen sprach, wurde von neuem röter und wagte nicht den Kopf zu heben. Hierdurch schien wieder er bestärkt in seinem Gedankengang, und er wandte sich voll verhaltenen Zorns zum Abt: »Den Maler dieses Bildes zu bestrafen, ist Eure Sache; waltet Eures Amtes! Sollte er aber mehr sein als ein gottloser Schwerenöter, so behalte ich mir vor, ihm Gerechtigkeit werden zu lassen.« Damit wandte sich der Herzog schnell ab und verließ raschen Schrittes die Kapelle. Die Herzogin aber, ehe sie ihm folgte, hob einen Augenblick ihr liebliches Antlitz und starrte nach der Madonna, die sie selber war, in Verzückung empor. Denn sie hatte sich selber gefunden in dieser Stunde.

Und nun geschah, was geschehen mußte. Manuel wurde vom Abt mit der schwersten Buße belegt und mußte auf einer engen Zelle deren Fenster vergittert war, harren, was ferner und noch längerer Bußzeit über ihn beschlossen würde. Als er einmal versuchen wollte, alles zu erzählen, wie es gekommen war, überkam ihn eine unbändige Sehnsucht nach den Rosengärten und den Mondnächten, so daß seine Stimme, statt vor Reue, vor Sehnsucht zitterte und er, um nicht zu lügen und sich nicht tiefer in Sünde zu verstricken, plötzlich abbrach und der Abt von da an ihm kein weiteres Wort entlocken konnte. Immer wilder aber brandete nun sein junges Blut, immer höher wogte seine Phantasie, und immer inbrünstiger drückte er die heiße Stirn an die kühle Wand, als könne

er ihre Härte schmelzen mit seiner Glut. Der Gott, den er anrief, war nicht mehr der sanfte Vater der Weltflüchtenden, hatte nicht mehr die milde Hand eines allgütigen Schöpfers, es war ein Gott der tausend Feuer, ein Gott des zerstörenden und unerschöpflich sich selber gebärenden Lebens. Seine Gebete flehten nicht mehr um Andacht und Sammlung, sondern um verzehrende Liebe, um Kraft, das Leben zu gewinnen und die Schöpfung neu zu schaffen im wilden Sturme unendlichen Leides und unendlicher Glückseligkeit.

Aber während Manuel also rang in der Enge seiner Zelle, machte der Herzog von Miramon seiner Gattin den Prozeß und klagte sie des Ehebruchs an und der Verführung eines frommen Bruders im Kloster zu San Miguel, und er tat dies, weil die Herzogin selber ihm jede Auskunft verweigerte und seit jenem Morgen, da sie ihr Bildnis im Kloster geschaut, in ihrem Wesen verändert und von unbegreiflicher Verstocktheit befallen, ihn keines Blickes mehr gewürdigt hatte. In ihr aber sang das süße Leben seit jener Morgenstunde in der sonnburchfluteten Kapelle neue Weisen, und sie trug den Glanz jener Bilder in sich, denn sie wußte sich von einem Unbekannten und Niegeschauten auf heimlich selige Art geliebt, also daß alle Pracht und aller Reichtum ihr nichts mehr schienen gegen das ungelebte Leben, das der Fremde in ihr erweckt hatte. Von ihrem Gatten aber sah sie sich plötzlich durch bloßes Mißtrauen in eine Niedrigkeit gestoßen, die ihrer goldenen Schlichtheit fremd war. Was sollte sie sagen? Konnte er von dem Glanze nichts ahnen, der ihr Inneres durchwogte, so waren alle Worte ohnmächtig, es ihm zu künden. Was konnte man ihr auch tun? Man konnte sie strafen, verstoßen, man konnte sie mit bösen Worten und Verdacht bewerfen von Dingen, die ihr fremd waren, aber den Glanz der Sonnenstunde in der Kapelle zu San Miguel konnte man ihr nicht nehmen. So ließ sie alles über sich ergehen, was geschah, und lauschte dem Leben, das in ihr sang und sie beseligte. Und so auch stand sie vor den Richtern, erst mit großen Augen sie anschauend, dann, als sie die Anklagen ausgesprochen und Rechtfertigung verlangten, gesenkten Hauptes und mit niedergeschlagenen Wimpern, schweigend und mit einem leisen, geheimnisvollen Lächeln. Es war aber ein Greis unter denen, die das Urteil zu fällen hatten, der hatte Mitleid mit ihrer Jugend und sprach: »Solltet Ihr es aber nicht über Euch bringen, Herzogin, vor uns allen zu sagen, wie es kommt, daß der Mönch Euch so lebendig malte und woher er so genaue Kenntnis Eures Wesens hatte, so bitte ich Euch, sprecht nur ein Wort, und ich werde Euch allein vernehmen, und wenn es einen Grund gibt, den Ihr mir begreiflich macht, so will ich Euer Anwalt sein und bei den Richtern und Eurem Gatten Eure Sache führen wie die meines eignen Kindes.«

Die Herzogin blickte auf, und ihre leuchtenden Augen überschütteten die strengen Herren mit ihrer Jugend. »Haben Sie die Bilder in der Kapelle zu San Miguel gesehen?« fragte sie, und als der Greis bejahte: »Und Sie sind erstaunt über die sonnige Glut ihres Lebens?«

»Der Maler hat ein großes Talent, und das Bildnis Euer selbst, Frau Herzogin, ist wahr und so leibhaftig ähnlich, als stündet Ihr wie jetzt vor uns.«

Triumphierend leuchtete die Herzogin auf. »Oh, so viel wahrer, als ich selber bin. Wenn Ihr mich sehen wollt, gestrenge Herren, schaut nicht mich an, schaut die Madonna in der Kapelle zu San Miguel an.«

»Aber wollt Ihr uns nicht sagen, wann der Maler Euch gesehen?«

»Wann? Wißt Ihr das nicht? Er hat mich gesehen alle Tage und alle Nächte, gesehen, wie kein Mann mich je gesehen, in Mond und Sonne; in aller Wahrheit und nackt habe ich vor ihm gestanden, wie das Weib vor dem Manne, der sie erkennt.«

Die Kühnheit ihrer eignen Worte schien sie zu überraschen, und plötzlich brach sie ab und senkte wieder das Haupt. Ein Flüstern ging durch die Reihe der Richter, und sie fragten nichts mehr. Nach einer Stunde aber verkündeten sie dem Herzog, daß sie keine Schuld an der Gattin nachweisen könnten und ein Urteil ohne Verhör des Mönches nicht angängig sei.

Also ließ man diesen am folgenden Tage vor das Tribunal schleppen und verlangte Auskunft und Geständnis, da die Herzogin von Miramon des Ehebruchs angeklagt sei. Manuel, der schweigend und voll heimlichen Hohns vor den Richtern gestanden hatte, solange man ihm sein eignes Vergehen vorhielt, brach in reuevolle Verzückung aus, als er die Beschuldigungen gegen die liebliche Gefährtin seines Glückes hörte. Er erzählte mit beredten Worten, wie alles gekommen war, verheimlichte nichts und versuchte seine Schuld durch die Schilderung seines Rausches irdischer Glückseligkeit zu vergrößern. Er geriet aber endlich dabei in solche Lobpreisungen der Lieblichkeit seiner irdischen Madonna, daß die Richter, staunend über die Leidenschaft im Mönchskleide und ergriffen von seiner Raserei, ihn unterbrachen und abführen ließen. Ihr Urteil blieb dasselbe: Ein Vergehen der Herzogin scheine fast ausgeschlossen, und es lasse sich ihr nichts Unrechtes nachweisen als ihre verführende Anmut. Der Jüngling aber sei nicht allein Verführungsversuchs verdächtig, sondern habe in sträflicher Weise die Hoheit der Herzogin und die Ma-

jestät der Mutter Gottes verletzt und sei darum der heiligen Inquisition zu überantworten.

Das Urteil vernahm am selben Abend die Herzogin aus dem Munde ihres Gatten, und er führte sie wieder in ihre Gemächer zurück, bat sie in höflichen Worten, seine Strenge nicht falsch zu verstehen, sei er doch nur darauf bedacht gewesen, seine und ihre Ehre durch einen förmlichen Prozeß zu retten und so ihre Unschuld vor aller Welt darzutun. Zwar begreife er, daß sie ihm nicht sogleich ihr volles Vertrauen wieder schenken könne, aber er hoffe, wenn der freche Störer ihrer Ruhe gebührend bestraft und ihr erregtes Gemüt durch die Zeit beruhigt sei, werde sie ihre Pflichten als seine Gattin und Herzogin von Miramon wieder willig auf sich nehmen. Um ihr aber seinen guten Willen zu zeigen, so wolle er sie zunächst ganz sich selber überlassen, so daß sie den rechten Weg zurückfinden könne. Die Herzogin hörte von alledem, was er sprach, nur das eine, daß der unbekannte Meister der Bilder zu San Miguel der heiligen Inquisition überantwortet sei und, der schwersten Verbrechen angeklagt, im Kerker sein Schicksal erwarte. Und diese Vorstellung jagte ihr junges Herz und füllte sie mit heimlicher Lust, denn nun wußte sie, wohin ihr Weg ging.

Als die Nacht gekommen war, füllte sie ein kleines Kästchen mit erlesenen Schmuckstücken, hüllte sich in einen dunklen Mantel und verließ heimlich das Haus; doch vergaß sie nicht, zuvor noch einmal in den mondbeglänzten Garten zu schleichen und dort die letzten süßduftenden Rosen zu brechen. Sie gelangte, die Wächter mit Gold und Geschmeide bestechend, bis in den Kerker Manuels. Dieser hatte, keines nächtlichen Besuches gewärtig, auf seinem Stroh geschlafen, als das Geräusch der knarrenden Tür ihn weckte. Rosenduft füllte den Raum, und der Mond, dessen Licht durch ein kleines Fenster zu seinen Häupten eindrang, zeigte ihm, wie vor wenigen Wochen in den Gärten zu Rabello, als er die seligsten Stunden seines Lebens durchkostete, die holdselige Madonna lächelnden Antlitzes ihm zugewandt. Erst glaubte er, ein Bild seiner Phantasie wolle ihn narren, fuhr verwirrt auf und starrte die Herzogin an, da begann sie zu sprechen mit leiser und bebender Stimme: »Wenn es wahr ist, daß Ihr der Maler der Madonna zu San Miguel seid —«

Er aber konnte sein Herz nicht bändigen und unterbrach sie, und sein Atem ging hastend wie seine Worte: »Der bin ich — Madonna, und wenn es wahr ist, daß Ihr die Herzogin von Miramon seid —«

»Die bin ich, und wenn es wahr ist, daß Ihr meiner gedacht habt, lange, ehe ich Euch erblickte —«

»Mein Auge hat Euch geschaut und hat den Glanz des Himmels vergessen über Euch — und wenn es wahr ist, daß Ihr zu mir gekommen seid, mir Rosen zu bringen —«

»Ich bin nicht gekommen, Euch Rosen zu bringen, aber Euch zu sehen und Euch die Tür zu öffnen, damit Ihr flieht —«

Dem Jüngling bebten die Glieder ob seines Glückes, und er faßte den Mantel der Herzogin und küßte ihn.

»Denn ich schulde Euch viel,« fuhr sie fort, »ich habe nicht gewußt, wie Rosen duften, ehe ich die nicht sah, die Ihr gemalt. Ich habe nicht gewußt, wie süß die Sonne ins Blut dringt, ehe ich den Sonnenschein sah, der auf Euren Bildern glänzt. Und ich habe nicht gewußt, wer ich selber bin, ehe ich mich nicht sah, wie Ihr mich geschaut habt.«

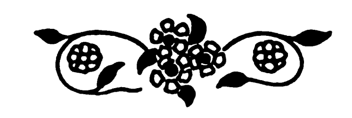
Wieder unterbrach sie Manuel: »Ich aber habe nicht gewußt, wie groß Gottes Herrlichkeit ist, bis ich Euch geschaut habe.«

»Und um Euch zu danken, bin ich gekommen! Geht, nehmt dieses Kästchen, es wird Euch helfen können, und flieht! Flieht weit, denn der Zorn des Herzogs von Miramon und die heilige Inquisition werden Euch suchen.«

Erst jetzt ward Manuel der Zusammenhang klar. »Nein — laßt sie mich strafen, Herzogin, wie es mir gebührt, ich weiß nur eins —«

Nun unterbrach sie ihn: »Auch ich weiß es. Folge mir. Ich will dich führen durch die öden Berge Kastiliens hinüber in die Sierra Kataloniens, wo die Luft milder ist und die Menschen seliger; dort weiß ich ein Tal zwischen wilden Bergen, von lieblichen Matten ergrünend. Dort weiß ich ein Schloß —«

Und also floh die Herzogin von Miramon mit Manuel dem Mönch in die Berge. Drei Tage umglänzte sie die Sonne des Herbstes und schüttete leuchtende Wonne in ihre Herzen, also daß sie erfüllt wurden vom ewigen Leben, und drei Nächte lang goß der Mond seine milden Fluten in ihr Blut und machte sie trunken vom ewigen Leben. Am Morgen aber nach der dritten Nacht erreichten sie die Häscher des Herzogs und führten sie den Gerichten zu, und beide büßten die Wonne ihrer Sünden mit der Wonne des Todes, und beide starben ihn lächelnd und voll seligen Wissens um das süße Leben, das sie errungen.



# Gedanken über Wembley

## Ein Rückblick auf die britische Reichsausstellung

### Von Wolfgang Schumann

Die British Empire Exhibition hatte von ferne viel Verlockendes. Das ganze englische Weltreich von Singapore bis Kanada, von Australien bis Palästina, so hieß es, wolle sich selbst darstellen, in allen Verzweigungen und mit allen seinen Eigenheiten und Eigenarten. Die Reklame war überwältigend. Schon allein der buntfarbige Herstellungsplan war so lustig, daß einem die Reiselust durch alle Glieder fuhr.

So bestiegen wir also, nachdem die Pässe mit höflichen »compliments« des Generalkonsulats eingetroffen waren, den funkelnagelneuen deutschen Dampfer »Rio bravo«, der uns durch die milde gestimmte Nordsee in beglückenden achtundvierzig Stunden nach Southampton brachte.

Ich bin einmal Generalsekretär eines Museums gewesen und habe dort die ungemein fesselnden Einzelheiten der ausstellungsmäßigen Darstellkunst kennengelernt. Es gehört zu den reizvollsten Aufgaben, etwa durch Modelle, Beispielbetriebe, Maschinenaufbauten und Bilder eine Urproduktion, durch »industrielle Stammbäume« die Rohstoffverwertung, durch graphische Blätter die Werk-Verknüpfung solcherart überhaupt durch die hundert Mittel einer wirklichen Ausstellungstechnik alle wesentlichen Züge eines Wirtschaftszweiges, einer Bevölkerungsentwicklung, zuletzt einer Kultur anschaulich vorzuführen. Welche wundervolle Riesenaufgabe, so dachte ich, eines ganzen Weltreichs gegenwärtigen Stand und Bestand ausstellerisch aufzunehmen und darzustellen!

Ich kannte England noch nicht, als ich so dachte. Ich wußte noch nichts von der unvergleichlichen Naivität der Briten. Der erste Blick in eins der großen Ausstellungsgebäude zu Wembley belehrte mich. Was man gewahrt, ist nicht mehr noch minder als ein gewaltiger Jahrmarkt. Und ein bißchen Überlegung holt wohl aus dieser Tatsache, die so weit von meinen Erwartungen abwich, ungefähr den ganzen englischen Charakter heraus.

Diese Ausstellung des britischen Imperiums ist geschäftlich-praktisch, sie ist kunst- und phantasielos, sie ist bunt und munter, sie ist, gemessen an reifsten Hervorbringungen ihres eignen Typus, ein wenig altmodisch, sie ist das Ergebnis gewaltiger Willensanstrengung.

Das erste, was ich sah, war ein britischer Industriepalast. Maschinen, die zum Teil in Schaubetrieb standen, Anpreisungen, Prospekte, Waren vom Zigarettenetui bis zum Gummimantel, vom Seidenstrumpf bis zum Kronleuchter, Waren im Überfluß des Überflusses, und dazu Verkäufer! Denn alles Ausgestellte steht mit Ausnahme der wenigen graphischen Darstellungen und einiger Modelle zum Verkauf. Die Ausstellung enthüllt sich als eine große Verkaufshalle, eine Lädensammlung. Und nicht anders haben Australien, Indien, Palästina oder Birma ausgestellt: Landesprodukte aller Art, Hölzer, Möbel, Klaviere, Seiden, Kleiderstoffe, Bastwaren, Metallgeräte, Wolle, Baumwolle, Erze, Edelsteine, Fischereigeräte, Schiffe und Schiffsmodelle, Elfenbeinernes, Geflechte, Waren aus Fabriken und Manufakturen, aus Großbetrieben und Handwerksstätten, aus Heimindustrie und Bastelstube; und alles verkäuflich. Die fernen Länder zeigen daneben zwar noch einiges vom Landescharakter: große Photographien von Gebirgs- und Stromgebieten, ausgestopfte Tiere, Modelle berühmter Bauten oder hervorragender Anlagen, z. B. läßt Australien täglich zur besonderen Lust der Beschauer ein echt australisches Schaf öffentlich scheren, dessen Schreie jämmerlich durch den massenerfüllten Palast gellen; Indien weist die herrlichen Aussichten vor, die man von der Darbschilingbahn aus genießt, und Palästina präsentiert ein wenig Malerei aus dem heiligen Lande. Zwar gewinnt man z. B. aus der ungeheuerlichen Fülle der indischen Ausstellung neben dem Eindruck von der Qualität und Schönheit der Erzeugnisse ein Bild von dem mächtigen Reichtum, von der Unerschöpflichkeit des Landes, zwar erschließt die Palästina-Halle nebenher etwas von dem zähen Fleiß, mit dem dort kargem Boden das Nötige abgerungen wird, und so eröffnen sich da und dort wohl noch einige ungeschäftliche Perspektiven. Aber der Kern und die Hauptsache vom Ganzen ist so offensichtlich Geschäft wie in jedem gutgeleiteten Warenhaus. Und das ist also die englische Auffassung von einer Weltreich-Ausstellung. Zum Schmerz der Beteiligten ging das Geschäft übrigens nicht. Als ich für vier Mark ein Büchschen kaufte, war's ein so seltenes Ereignis, daß zwei Dutzend Leute interessiert vor dem staunenswerten Vorgang stehenblieben. England ist wohlhabend, ach, es ist wohlhabender, als wir uns seit 1916 ein Land vorstellen können. Aber was man einnimmt, geht für die gute Lebensführung drauf, und überschüssiges Bargeld nebst freispielender Kauflust sind auch drüben selten!

Geschäft also ist gemeint, wo es so stolz »British Empire Exhibition« heißt. Und als Warenmarkt ist diese Ausstellung, die einen Stadtteil bedeckt, gedacht und gelungen. Ich möchte indessen davor warnen, dergleichen nun etwa als Anzeichen des ehemals vielgescholtenen englischen »Krämergeistes« abzutun. Ist es überhaupt nicht gerade tiefsinnig, eines großen Volkes Charakter mit solchen Schlagworten zu bedenken, so trifft es auf diese Angelegenheit am Ende nur in be-

schränktestem Maße zu. Das Wesen dieser Ausstellung entspricht vollkommen dem Wesen unsrer eignen großen Industrieausstellungen, wie sie — waren vor etwa 25 bis 30 Jahren. Und daß England neuere Ausstellungsideen noch nicht praktisch übernommen hat, liegt offensichtlich in seinem konservativen Wesen vollauf begründet, einem Wesen, das wir, sehr anders als etwaigen »Krämergeist«, hoch einzuwerten allen Grund haben. Und schließlich, was war denn z. B. die Deutsche Jahresschau von 1924, die große Textilausstellung in Dresden, anders als ein Warenmarkt? Der Unterschied von Wembley liegt nur in drei Zügen: in Dresden wurde nicht verkauft, und das war ein Fehler, ein Fehler, den der praktischere Engländer nie begreifen würde. In Dresden wurde neben nüchterner Ware auch Künstlerisches gezeigt, und es wurde vieles auf künstlerische Art dargeboten.

Das geht nun freilich den Engländern von Grund auf ab. Ich bin heuer fast vier Wochen drüben gewesen. Aber ich möchte nicht sagen, daß ich irgend etwas Künstlerisches aus unsrer Zeit entdeckt hätte. Museen und Ausstellungen habe ich durchwandert, Straßen, Städte, Gartenanlagen, Villenorte, Wohnungen und Läden — Kunst, englische Kunst von heute war nirgends. Zum letztenmal hat es eine englische Malerei gegeben, als die Rossetti, Burne Jones und ihre Anhänger den »Präraffaelitismus« schufen, aber Hand aufs Herz — war es viel mehr als eine hochkultivierte Gartenlaubenkunst? Und die englische Kunst vorher? Jene Bildnismalerei tut sich in Galerien und Privathäusern auf, deren Urheber weltbekannt sind: Reynolds, Gainsborough, Raeburn u. a. Wer wollte ihren malerischen Reiz und Rang in Zweifel ziehen? Aber wo sie zufällig neben van Dyck oder Velasquez hängen, greift man mit Händen, was Original und was Epigonentum ist. Ein Landschaftsmaler, ein einziger, füllt Säle der Londoner Galerien: Turner; neben ihm fällt schon Constable ab. Aber wiederum: wäre Turner denkbar ohne Watteau, ohne Claude Lorrain? Mit einem Wort: eine originale englische Kunst von hohem Rang hat es nie gegeben. Und seit dem Alter Turners gab es überhaupt nur den einen einzigen Whistler, dem man übrigens selten begegnet. Was aber sonst die Säle füllt, wäre in deutschen Museen schon um 1900 für den Keller reif gewesen: unmöglicher Dilettantismus und braver Zeitendurchschnitt! Nicht anders die Architektur! Jene vielgerühmten Gartenstädte etwa, die man durchwandert mit dem Gefühl, hier unter Angehörigen eines wohllebigen und wohlhabenden Volkes zu sein, die das Geheimnis eines behaglichen Erdendaseins restlos erschlossen haben, sie wirken künstlerisch bestenfalls »angenehm«, bestenfalls, sogar durch ihre reihenlange Einförmigkeit, »wohltuend«, fast niemals häßlich oder bizarr oder allzu zeitlich, aber in Wahrheit auch platt, eintönig und phantasielos. Daß ein Bauwerk Ausdruck sein könne der Persönlichkeit seines Erbauers oder Schöpfers, daß es formschöne Raumgestaltung aus eignem Schaffenswillen sein könne, daß ein Straßenzug den Charakter seiner Bauherren künstlerisch spiegeln könne, solcher Gedanke scheint den Baukasten-Architekten drüben völlig fernzuliegen. So sind denn auch die Ausstellungsgebäude zu Wembley einfache Zweckbauten, gemischt aus Elementen griechischer Tempel und berlinischer Warenhäuser; die »Kunst«-Ausstellung, die in Wembley merkwürdigerweise errichtet wurde, kennzeichnet sich sehr natürlich durch zwei Umstände: sie enthält Kunstähnliches überhaupt nicht, sondern einen Bildermarkt, der sich in nichts unterscheidet vom Bestand eines altmodischen Kunstladens in Nürnberg — ausgenommen nur die jung-indische Kunst, welche die Miniaturenmalerei persischer Herkunft fortzusetzen, zu entwickeln und dabei zu einiger Größe und Feinheit zu gelangen scheint; und ihr Vollpunkt, zu dessen Besichtigung die Massen in halbkilometerlanger Schlange »anstehen«, ist eine kunstwidrige Narrheit: Queens Dolls House. Die Königin nämlich ist eine Puppen-Närrin und hat ein ganzes Puppenhaus mit vollkommenem Inventar, sogar mit fahrfähigem Puppenautomobil ausgestellt, will sagen, eine herzlich kindische Spielerei.

Abermals aber möchte ich warnen, nun in der Kunstlosigkeit und Kunstarmut des Engländertums — auch eine eigne Kunstmusik haben sie nicht! — alsbald mit volklichem Hochmut ein trauriges Kernübel zu erblicken. Gewiß, es ist wohl jenseit alles Zweifels, daß Deutschland wirkliche Kunst hat: und damit etwas, was England nicht hat. Aber wer in Deutschland »hat Kunst«? Offen gesagt: eine für genaue Überlegung überraschend geringe Zahl von Menschen! Sehen wir ab von den Künstlern selber, von Plastikern, Architekten, Komponisten, Musikern, Dichtern, Malern, Schauspielern, Tänzern und dem zugehörigen berufsmäßigen Literatentum — im übrigen Volk ist der Prozentsatz derer, die Kunstverständnis haben, gewiß unter eins gelegen, und der Sinn für Kunst dürfte nicht mehr als vier von hundert Menschen verliehen sein. Nehmen wir für beide zusammen fünf Prozent an, so macht es unter 60 Millionen Einwohnern drei Millionen, eine Ziffer, die sehr hoch gegriffen erscheint. Immerhin genügen drei Millionen, um neben der Scheinkunst der echten Kunst ein Dasein zu gewähren. Das angeführte Ziffernverhältnis aber verursacht die Zersplitterung deutscher Verhältnisse. Während das kunstlose England einen wenig reizvollen, sachlichen Stil hat, einen für die große

Mehrzahl aller, haben wir — zehn Stile! Das hat seine schwerwiegenden Folgen für das öffentliche Leben und seine Formen.

Was man so in England sieht, wirkt auf uns »altmodisch«. Dutzende von Malen hatte ich ganz plötzlich den unwillkürlichen Eindruck: Das habe ich ja als Kind schon so gesehen! Und in der Tat, allenthalben zwischen Neuerem gewahrt man Gebrauchskeramik, Bucheinbände, Eingangstüren, Möbelstoffe, Plakate, Trachten oder dergleichen, die in Deutschlands Zentren längst für überholt gelten und höchstens in abgelegenen Kleinstädten noch vorkommen. England fehlt der restlose Antrieb des »Schöpferischen« — der Künstler. So sah ich im New Theatre die Aufführung von Shaws »Saint Joan«; es war klares und feinliniges realistisches Theater. Unser längst verstorbener Otto Brahm hätte das ähnlich gemacht; an ihn erinnerte vieles. Oder: ich wurde von Engländern mit Stolz hingewiesen auf eine neue Gattung von Plakaten. Diese bestanden aus farbigen Landschaftsabbildungen, und man bezeichnete sie als besonders künstlerisch. In Wahrheit sind es zwar nicht jene geschmacklosen Grotesk- und Knallzeichnungen von schlechtestem Plakatstil, die drüben den Durchschnitt bilden, aber es sind auch nicht künstlerische Plakate, sondern überhaupt keine: es sind für Plakatzwecke mißbrauchte, im Sinne ihres Zweckes wirkungslose Landschaftsbilder im realistischen Stil von 1900; und sie erinnerten mich an die deutsche Reformbewegung von etwa 1898, als man hier daranging, »künstlerische« Plakate zu schaffen; damals begingen für kurze Zeit deutsche Künstler den gleichen Fehler, die freie Kunst unmittelbar in den Dienst der Reklame zu stellen, anstatt aus den Bedingungen des Reklamewesens heraus eine eigenwüchsige »Plakatkunst« zu schaffen. So wirkt vieles in England auf den Deutschen altmodisch.

Darin aber erkennt man sehr rasch einen höchst angenehmen **konservativen** Zug des Engländertums. Das mag dort, wo künstlerische Angelegenheiten betroffen werden, befremden, als **Lebenszug** aber berührt es höchst angenehm; man wird bald inne, daß die unzerrissene Sicherheit und Festigkeit des englischen Lebens darin begründet liegt, der Stil des In-der-Gewohnheit-Befestigten, der das Leben leicht macht, weil er seine Formen eindeutig bestimmt.

Dahinter aber tritt nun ein letzter Zug herrschend hervor, der den Deutschen bald am stärksten berührt: die Willensenergie. Wembley ist ein weit draußen gelegener Vorort Londons. Die Reichsausstellung ist unbequem zu erreichen. Wenn trotzdem viele Millionen von Menschen, zuweilen täglich mehrere hunderttausend, diesen netten Warenmarkt mit seinen unübersehbaren Vergnügungsstätten aufsuchen, so setzt das zweierlei voraus: eine zielbewußte Werbung, will sagen: Reklame, und eine ebenso zielbewußte Einstellung des Verkehrs. Beides ist hier in geradezu phantastischem Umfang geleistet worden. Auch in Deutschlands wohlhabendsten Zeiten haben wir keinen Begriff davon gehabt, wie man ein ganzes Land, vom Eisenbahnabteil bis zum Friseurladen, von den Poststempeln bis zum Trambillett, jeden Winkel und jedes Möbelchen mit Reklame überziehen kann; wie man aber vollends in England das Eisenbahnwesen auf Fahrten nach London einstellte und zwischen London und Wembley die Autobusse — die herrlichen, großen, schnellfahrenden »busse« —, die Untergrund-, Stadt- und Trambahnen mit der größten Geschwindigkeit und Bequemlichkeit so fahren ließ, daß trotz stärksten Verkehrs niemand, gar niemand nicht mitkommt, das ist beispiellos, ist überwältigend. Man hat, das fühlt sich sofort, dieses »Wembley« **gewollt**, und sofort sind alle Energien, die in starkwilligen Menschen stecken, auf die Durchführung des Planes gerichtet worden. Ein Kraftstrom von »Wembley-Willen« reißt ganz England zum Ausstellungsgelände. Das imponiert. Ebenso wie die Durchführung der Ausstellung selber als Willensleistung imponiert. Schön, künstlerisch, ideenreich ist sie nicht, aber **alles**, was eine solche Veranstaltung für kunstfremde Menschen anziehend machen mag, ist restlos aufgewendet: Wagenfahrten durchs Gelände, Ruhestätten, Teehäuser, Restaurants in jeder Preislage, Verkaufsstände aller Art, ein riesiger Vergnügungspark, theatralische Unterhaltung, ein Stadion mit großen Schaudarbietungen — ich könnte noch ein Dutzend solcher Reizmittel nennen.

So aber wie diese Ausstellung, so machen die Engländer wohl fast alles, was sie wirklich wollen. Überall fühlt man sich fast unvermerkt in einem Strom von Willensenergien; die Handbewegung des Schutzmanns zeugt davon wie das sachlich-kraftvolle Fußball-Wettspiel oder die merkwürdig wegsichere, vorwärtsstrebende Fahrtechnik des Autodroschken-Chauffeurs. Und diese Energien haben es nicht zu schwer, denn dieses Volk ist nicht allzu zerrissen. Gegensätze sind da, gewiß; aber sie sind nicht aufgepeitscht und nicht allzu zahlreich. In diesem kunstlosen, ideenarmen, in gewissem Sinne oberflächlichen Lande erlebt der Deutsche, stolz auf Kunst, Ideenfülle und Geistigkeit seines Vaterlandes, überwältigend das Wunder eines Volkes, das einen Stil hat und seine besten Energien einhellig verwendet und verwertet. Ohne dieses Wunder wäre Wembley eine arme Lächerlichkeit und England eine bescheidene Insel am Randbezirk Europas.



Ernst Eimer: Musikanten



Familie Kruse: Max in der Mitte, Käthe zu seiner Rechten

# Aus den Kinderjahren meiner Puppenwerkstatt

## Eine Weihnachtsplauderei von Käthe Kruse

Das müßt ihr nicht denken, daß es leicht gewesen ist, plötzlich eine Puppen-Werkstätte erstehen zu lassen — o nein, das war sehr schwierig und zuweilen auch sehr komisch. Und da ihr mich schon so oft danach gefragt habt, so will ich ein wenig davon erzählen.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Aber mir hatte er das Amt nicht gegeben. Und es steht außer Frage, daß er sich bei meiner Erschaffung etwas ganz andres gedacht hat, so zwischen Kunst und Clown etwa (der bekanntlich immer schwermütig ist), aber keinesfalls einen Menschen, der einmal Respektsperson in einem eignen Unternehmen spielen muß. Nein, lieber Gott, das machst du mir nicht weis, daß du dir das gedacht hast! Und daß du mir den Verstand auch unterschlagen hast, darüber sind sich die Sachverständigen längst einig.

Daß es trotzdem gegangen ist, ohne Gaben von oben und ohne Kaufmannsverstand, das erklärt sich, glaub' ich, mit einem andern Weisheitsspruch, der mich fest und süß umhüllt: »Den Seinen gibt's der Herrgott im Schlaf.« Ich habe unbändig viel Glück gehabt im Leben.

Erstens, daß ich die Frau meines Mannes wurde. — Bitte: nur einer Frau auf der ganzen Welt konnte dies Glück zuteil werden, und sie mußte auch noch gerade in seine Lebenszeit hineingeboren werden, denn sonst ging's ja gar nicht. Ich hätte beinahe den Anschluß verpaßt, denn ich kam auf die Welt, als er schon seine ersten grauen Haare kriegte, also beinahe zu spät — wie mir überhaupt alle Lokomotiven und Trambahnen zunächst mal vor der Nase wegfahren. Aber schließlich komme ich doch immer noch zum Ziel, und meinen Mann habe ich auch noch erreicht.

Alles andre ergab sich dann zwangsläufig von selbst.

Zunächst unsre süßen und schönen Kinder. Denn wenn man einen Bildhauer heiratet, der noch dazu selbst ein schöner Mann ist, so kriegt man eben schöne Kinder, seht ihr wohl! Zweitens die Tatsache, daß sie Puppen haben wollten, wie andre Kinder auch. Drittens die Ablehnung der vorhandenen Industrieerzeugnisse seitens des denkenden und empfindenden Künstler-Vaters: »Ick kann mir nich denken, daß man mit einem harten, kalten und steifen Dings mütterliche Instinkte befriedigen kann. Ick koof euch keine Puppen, ick find' sie scheußlich. Macht euch selber welche.« Viertens — nun, die Notwendigkeit eigner Schöpfung.

Die war freilich zunächst danach!

Unzerbrechlich mußt' sie sein, das war klar.

Und so viel nähen konnt' man am Ende. Und wie sich solche kleine Form anfühlt, solch eine Wade, ein Schenkelchen, ein lockeres Ärmchen, das hatte man, lebendig, ja immer vor sich. Und wie rund, weich und voll sich solch ein Köpfchen anfaßt, das konnte man auch noch nachahmen. Aber die Nasen! Ach Gott! »Daß du die Nase ins Gesicht behältst!« höhnte der Künstler-Vater, wenn er begutachtend solch eine neue Schöpfung in der Hand hielt. Aber endlich gelang es auch noch, dieses Problems Herr (oder Frau) zu werden.

Da war das Kindlein nun geboren. Noch nicht so schön und glatt wie heute, aber unsern Sprößlingen zur Seligkeit. Und damit hatte es seinen Zweck eigentlich erfüllt. Aber als es dann öffentlich gesehen und »gewünscht« wurde und in die Welt hinausgehen sollte, da kam eben jenes Stadium, das ich Kinderkrankheiten der Werkstätte nennen möchte und wovon ich hier erzählen will.

Also da wurde in Berlin im Herbst des Jahres 1910 eine Ausstellung vorbereitet: »Spielzeug aus eigner Hand«, bei Hermann Tietz in der Leipziger Straße. Und dem Veranstalter wurde bedeutet, daß er dazu vor allem die Puppen meiner Kinder haben müsse. So wandte man sich an mich.



Käthe Kruse aus der Zeit dieser Plauderei (1910)

Mein Mimerle erfreute sich damals gerade eines »Benjamins«; der hatte einen Körper ähnlich wie ein Korkzieher, denn ich hatte den Schnitt über dem kleinen Johannes von Verrocchio gemacht, und der war beim Stopfen ein bißchen auseinandergeraten. Und Fifi trug sich mit einem Kinde namens Oskar, das ich einmal nicht mit Watte gestopft, sondern mit Sägespänen gefüllt hatte, in der Hoffnung, daß dabei die Schnittform leichter zu bewahren sei als beim festen Stopfen mit Watte. Aber als die Sägespäne knochentrocken waren, suchten sie den Weg ins Freie durch alle Ritzen und Fugen, und die Folge war, daß Oskar sich unmöglich benahm. Wo immer er weilte, hinterließ er Spuren seines Daseins in Form von kleinen Sägemehlhäufchen, wie vom Holzwurm. Die Umwelt nahm daran Anstoß. Man fand Oskar unanständig. Vergebens beteuerte Fifi-Mutter unter Tränen, daß er doch nichts dafür könne, vergebens suchte sie mit Wischtuch und Handfeger seine Untaten vor unsern Blicken zu verbergen — es blieb dabei: Oskar war nicht salonfähig. Und eines Tags stellte der Vater seine Tochter denn auch wirklich klipp und klar vor die Zwiewahl: »Er oder ich. Einer von uns beiden ist zuviel auf der Welt.«

Da hat Fifine schluchzend, aber einsichtig ihr erstes Liebesopfer gebracht. Aber Mutter hatte schon ein neues Kind fertig, und das hieß gerade diesem grausamen und geliebten Vater zu Ehren »Max«. So hab' ich meine Töchter zum Leben erzogen.

Aber damals, als die Ausstellung auftauchte, da waren die Puppen meiner Kinder nicht schön genug. Da mußt' ich flugs Kopien machen. Ach, und immer noch wollten die Nasen nicht stehen. Verzweifelt schilderte ich meine Nöte dem großen Protektor. Da rührte es ihn, und er stieg vom Thron seiner großen Kunst einmal herab zu mir und ward kleiner, und gemeinsam haben wir dann auch dieses Problem noch gelöst: die Nasen, die Ohren und die weich-dummen Mäulchen »standen«.

Und die Puppen standen auf der Ausstellung. Und es wurde ein großer Erfolg, und ich über Nacht, im Schlaf eine berühmte Frau.

Ach, war ich verblüfft! Ich sollte plötzlich »das Ei des Kolumbus« gelegt haben und ähnliche Sachen. Eine ganze Anzahl sehr liebenswürdiger (und sehr fürnehmer) Damen bemühte sich über drei Stiegen in unsre Wohnung ohne Aufzug, um mich zu bitten, ob ich nicht so

liebenswürdig sein wollte usw. Ich war ganz vertattert von all der Ehre, und mein Mann sah mich über den Zwicker hinweg an und sagte ahnungsvoll: »Mensch, ick globe, du hast mehr Glick wie Verstand.« Womit er den Nagel auf den Kopf traf.

Aber nun kamen auch, aufgestört durch die Zeitungshymnen, die Puppenhändler, die Detaillisten und die Grossisten und endlich, mit Stielaugen, die Puppenfabrikanten!

Aus allen deutschen Gauen kamen sie und guckten. Und horchten und fragten: »Was ist das für ein Ding von einer Puppe, wovon so viel Geschrei gemacht wird?« — »Wie ist das gemacht?« — »Kann man das auch machen? Oder ist das patentiert?« — »Wer macht's denn? Man muß sich die Leute mal ansehen!«

So kamen sie und guckten und dachten: Das? Ohne Perücke? Ohne Schlafaugen? Und ohne Kugelgelenke? Kann ja den Kopf nicht drehen! Kann ja die Arme nicht stellen! Das soll was sein?

Aber da sie alle nach Berlin kamen und das alle voneinander wußten, so mußte man sich wohl näher damit beschäftigen. Denn wenn es etwa einer »aufnehmen« würde, dann mußte man sehen, daß man nicht ins Hintertreffen geriet. Die »Neuheit« ist nun mal das Glück, dem die Industrie nachjagt. Merkwürdigerweise aber wird ein wirkliches »Neu« von den Fachleuten immer erst dann erkannt, wenn die Jagd schon im Gange ist. Sie jagen ihm aus Konkurrenzneid nach, nicht aus Finderfreude.

Die Herren mögen mir verzeihen! Es sind liebenswürdige Menschen unter ihnen. Aber diejenigen Firmen, die nicht versucht haben bis auf den heutigen Tag, die Käthe-Kruse-Puppe irgendwie nachzumachen — wo sind sie, daß ich ihnen freundschaftlich die Hand geben könnte?

Damals also kamen sie zu uns in meines Mannes Atelier. Zaghaft klopfte ich bei ihm. Er arbeitete gerade an einem Bismarck-Entwurf für Bingen. »Herzblatt, es ist schon wieder einer da.« Da fluchte er, ließ sie zappeln, legte aber nach einer Weile die Werkzeuge doch weg und setzte sich zu uns, d. h. zu dem jeweiligen »ihm« und mir, die wir schon in Verhandlungen waren.



Max Kruse mit dem Puppenmodell »Hannerle«

Da bekamen wir denn vor allem Ratschläge, daß wir, damit »das Publikum die Puppe auch kaufe«, doch einige erhebliche Änderungen machen müßten. Denn so sei das ja noch nichts mit der »Gäde-Gruse-Bubbe«. Da müßte nun erst der Fachmann herzu. Und woraus und wie sie gemacht sei? Denn das müsse man doch wissen, um kalkulieren zu können. Alles Handarbeit? Faul! Sehr teuer, und man ist von dem guten Willen der Leute abhängig. Maschinenarbeit müsse es werden. Ein Stück wie das andre. Und ein bißchen größer als jetzt, damit es mehr vorstellt. Denn die Amerikaner kaufen mit dem Bandmaß ein, und wer für das Geld die längste Puppe liefere, der mache das Geschäft. Richtige Proportionen? Ja, sehr hübsch, aber das kalkuliert sich schlecht. Und Haltbarkeit? Ach, Puppen *sollen* gar nicht lange halten, das Publikum soll Neues kaufen.

Wenn es bis dahin gekommen war, sagte mein Mann »Na, adjö!« und ging wieder zu Bismarck. Der verdutzte Besuch empfahl mir dann, seine Ratschläge zu bedenken und ihm »eventuell näherzutreten«, womit er sich entfernte.

Aber ein erfahrener alter Spielwarenhändler aus Berlin, der auch gekommen war, der dann meine allerersten Selfmade-Puppen bekommen hat und der noch heute mein Freund ist, der sagte uns: »Sie müssen mit einem der Herren einen Fabrikationsvertrag schließen, damit die Puppe nun schnell im großen Stil auf den Markt gebracht wird. Sonst machen alle was Ähnliches, ehe Sie selbst damit herauskommen, und



Die Puppen von der Ausstellung 1910: »Spielzeug aus eigner Hand«

Sie haben das Nachsehen.« Da haben wir mit dem zuverlässigsten und freundlichsten von ihnen einen Vertrag gemacht.

Dann haben wir den Werkführer dieser Fabrik und zwei ihrer besten Arbeiterinnen drei Wochen lang zu Besuch gehabt. Das war die Zeit, wo ich um meinen Mann immer einen kleinen vorsichtigen Bogen machte und jeden seiner Wünsche vorzuahnen versuchte.

Herr ... — ich glaube, er hieß Knauer — versuchte im Atelier, wirklich angstschwitzend, die Technik des Köpfe-Machens zu erlernen. Und ich versuchte oben in unserm Eßzimmer den Arbeiterinnen das »Mit-Liebe-Nähen-und-Stopfen« der geliebten kleinen Formen beizubringen. Die guckten und horchten zu, und es wurde ihnen klar, daß ich ein bißchen verrückt sein müsse. Warum nur der »Herr Gommerzienrat« auf so was verfiele! Wo doch das »Charakterbaby« so gut ging! Ach, die Kisten voll, die wir voriges Jahr verschickt haben! Nee, nee. Ganze Waggons! — Da sieht man doch, daß man was schafft. Und das dagegen — uch!

Sie lehnten mich ab. Ich fiel durch. Und nachdem sie einmal in der Stadt gewesen waren und »ihren Hans« und »ihre Grete« bei Matthes im Fenster gesehen hatten, bekamen sie Sehnsucht nach der heimatlichen Papiermaché-Fabrikation und übten passiven Widerstand. Ich befand mich ja damals noch in dem sehr peinlichen Zustand, daß alle Dienstboten und Arbeiterinnen immer viel älter waren als ich.

»Nu, was macht 'r denn?« fragte Herr Knauer. »Nu baßt nur hibsch uff und lernt scheen. Was soll d'n sonst d'r Herr Gommerzienrat von euch tenken!«

Aber das half nicht viel. Mit diesem »Wider-



Pferdemusterung (um 1920)

stand des Materialismus« hab' ich später noch viel zu tun bekommen. Es ist der charakteristischste und bitterste Kampf, der gegen die Bequemlichkeit.

Endlich reisten die Herrschaften ab, und die Fabrikation begann. Man schickte uns die Puppen zur Begutachtung. Ach Gott, sie waren gar nicht schön! Was war nur? Man verwendete nun gefärbten Stoff, aber der war zu rosa — brr, blaurosa! Der Körper wurde so schrecklich breit, wirklich ein bißchen wie eine aufgepumpte Flunder. Und die Beine! Mit Kapok gestopft, wie Luftkissen! Und der Kopf! Was machten sie bloß? Er wurde so schmal. Und so gräßlich semmelblond, und dazu die knallblonden Augen und der lange dünne Hals. Dabei alles so sauber gearbeitet, wie ich's nicht konnte.



Käthe-Kruse-Puppen (1923)

Da schrieb ich lange mühevolle Briefe. Erklärte, bat, redete gut zu, man möge die Geduld nicht verlieren und es — besser zu machen versuchen.

Der arme »Herr Gommerzienrat« in seinem fleißigen Kontor las sie — und las die andern, die von seinen Kunden: »Um Gottes willen, was haben Sie sich denn da aufgeladen? — Wie soll man denn die Puppe hinstellen, daß sie nach was aussieht? — Der kann man ja den Kopf nicht mal drehen! Und wenigstens Knie- und ein Schultergelenk müssen Sie ihr doch einsetzen! — Und dann Perücke! So wie sie da ist, die berühmte Käthe-Kruse-Puppe: nee! — nich in die Hand!«



Käthe-Kruse-Puppen (1923)

Der arme Herr Kommerzienrat saß zwischen diesen Briefen von links und von rechts. Er kriegte eine große Abneigung gegen die »Gäde-Gruse-Bubbe« und war bereit, mir Urheber- und Fabrikationsrecht und was ich sonst noch haben wollte, alles, alles zurückzugeben, um nur seine Ruhe wiederzufinden.

Darüber war es Ende September 1911 geworden. Und damit traten die »Kinderkrankheiten« in die Krise. Denn die Spielwarenhändler, müßt ihr wissen, bestellten erst im letzten Moment, als die Nachfrage nach den neuen Käthe-Kruse-Puppen einsetzte, eben erst jetzt, im Spätherbst. Und mein Fabrikfreund hatte sich, mit Rückgabe des Herstellungsrechtes, bereit erklärt, »etwa noch

eintreffende Aufträge gegen eine kleine Provision an mich weiterzuleiten«.

Einen Tag nachdem ich meine Formen und Schnitte wiederhatte, bestellte ein großes amerikanisches Geschäft per Kabel 150 Käthe-Kruse-Puppen! Lieferbar an Bord Bremen per 5. November.

Da bekam ich bei allem Stolz einen furchtbaren Schreck. Ahnt ein Mensch, was das heißt: als harm- und ahnungslose Privatfrau, Mutter von vier kleinen Kindern, plötzlich vor der Aufgabe zu stehen, 150 Puppen »liefern« zu sollen? Denn liefern muß man sie am Ende, nachdem die Dinge sich einmal so entwickelt haben und man selber nicht mehr zurück will. Aber nichts, nichts dazu vorhanden als die eignen Hände und der Wille. Kein Material, keine Erfahrung! Keine Hilfskräfte, keinen Raum, kein Garnichts!

Ich warf mich mit Hechtsprung hinein. Als mein Herr Gemahl aus Hiddensöe zurückkam, fand er bereits das Chaos in unsrer Wohnung. Kein Stuhl, kein Tisch, kein Sofa oder Fensterbrett frei, überall: Puppenbeine, Puppenarme, Puppenkörper, Puppenschnitte. Gehäkelte, gestrickte, zugeschnittene Puppenkleidungsstücke, zurechtgelegte, sortierte, ausrangierte, abgezählte, noch nicht durchgesehene, zu verbessernde Puppen-, Puppen-, Puppen-Sachen! Dazwischen Heimarbeiterinnen, die kamen oder brachten, Arbeitsuchende, Lieferanten, und der Fernsprecher — immerzu!

Wenn Max abends todmüde aus dem Atelier heraufkam, dann kippte er sich einen Stuhl frei und sah mir zu, denn ich kannte natürlich in jenen Wochen keinen Feierabend. Und ich präparierte dann meine Seele auf die schwerste Aufgabe, die es täglich zu lösen galt: diesen müden freundlichen Mann nach dem Abendbrot dazu zu bewegen, mir doch noch einen oder, wenn es geht, noch zwei Köpfe auszumodellieren. Mit diesem Wunsch immer wieder herauszukommen, das war schwer!

Mein Geliebter schimpfte. Er ließ kein gutes Haar an mir. Ob ich das wohl Liebe nennte? Ich widersprach mit keinem Mucks, ich holte Formen und Masse herbei, legte alles stumm flehend vor ihn hin, brachte Weintrauben und Keks, und während er die zauberhaften Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen



Käthe-Kruse-Puppe »Biball«

und die meine im besonderen weiter ausspann, arbeitete die geliebte breite Pfote schon in der Form herum, und meine zwei Köpfe wurden fertig. »Aber nun bleib du nicht wieder noch ewig sitzen! Hörst du?«

»I Gott bewahre, Herzblatt, ich komm' gleich!«

»Jawoll! Dein Gleich ist mein Lange.« Aber er ging.

Und ich dann schnell an seinen Schreibtisch, die eingelaufenen Briefe zu beantworten, die Aufträge zu notieren, Paketadressen vorzuschreiben und die Rechnungen zu schreiben! Denn dazu, sich etwa eine Buchhaltungshilfe zu nehmen, hat ein so junges kleines Geschäft keinen Mut. Außerdem macht mir alles, was ich noch nicht kann, Spaß. Aber Rechnungen schreiben würd' ich nie lernen. Immer kommt was andres 'raus.

Nebenan, neben Vaterchen, schlief Michel, meine Wonne. Neun Monate alt. Gegen eins war er gewöhnt, nochmals zu trinken. Beim ersten Suchtönchen schlich ich mich neben ihn, ließ ihn sich satt säufeln und schlich balancierend wieder hinaus. Ach, wenn nun eine Diele knackte und Vaterchen munter wurde! Dann war's aus. Und ich hatte die Arbeiten für morgen früh noch nicht zurechtgelegt, und um halb acht kamen schon die beiden Näherinnen.

Ja, da war ich schon fleißig. Und selig! Aber schwer war's!

Und immer wieder die 150 Amerikaner! In einer Ecke stand eine große Kiste. Darin sammelte ich für Amerika. Aber dann kam ein liebenswürdiges deutsches Geschäft und bat um drei oder vier oder sechs, und ich kann nicht abschreiben! Da wurden sie den Amerikanerinnen weggenommen. Schließlich wurden die 150 mit Ach und Krach und Not und Müh' doch zusammengeklaubt und -geschabt, und ich hatte das peinliche Gefühl, daß sie sehr »ausgesucht« und durchaus nicht sehr schön waren. So pusselte und retuschierte ich immer wieder dran herum, und sie hätten sicher alle Züge und Schiffe verpaßt, wenn nicht eben mein Mann gesagt hätte: »So, nu Schluß! Nu schickst du die Dinger weg!«

Da wurden sie bange in 150 Kartons eingebunden, und immer wieder wurde probiert, ob auch fest genug. Für die lange Reise, denk' bloß, wenn so ein Band aufgeht! »Mensch, du bist verrückt!« sagte mein Mann.

Der Tischler hatte eine Kiste ausgemessen, die größer war als ich. Ich stieg in sie hinein, um sie mit Ölpapier auszulegen, und konnte nicht über den Rand wegsehen. Endlich waren die 150 Kartons drin. Der Rollfuhrmann erbot sich, sie zuzunageln. Es war nun wirklich letzter Augenblick für Eilfracht nach Bremen. »Nu geh bloß 'rauf und leg' dich 'n bissel hin,« sagte mein Mann. Das tat ich denn auch, denn es war ein schweres Stück Arbeit gewesen.

Da —! Bumbum — bum — bum — bumbumbumbum! Das Haus bebte, die Fenster klirrten. Ich ahnungsvoll hinaus, übers Treppengeländer geguckt. Da saß neben der Ateliertür, auf der dritten Stufe von oben etwa, der Rollfuhrmann und starrte auf die Kiste, die siebzehn Steinstufen tiefer gelandet war. »Na, so wat is mich doch in mein ganzet Leben noch nich vorgekommen! Schießt det Aas koppheister über mein' Kopp weg! Ick hab' gedacht, det Ding is viel schwerer. Un wie ick bissel anheb', gleich koppüber! — Na, wart' ock, Luder, dir wer ick kriegen! Du machst mir det nich nochmal!« Damit war er ihr nachgestiegen und



Käthe-Kruse-Puppenstuben-Puppen



Käthe-Kruse-Puppenstuben-Puppen

buckelte sie sich auf dem zweiten Absatz auf. — Weiß und scheinheilig schwebte sie zum Haustor hinaus, von allen Hausbewohnern bestaunt. Ich wollte ihr nach. Nachsehen, ob die Kartonbänder nun gleich alle zerrissen, die Köpfe alle beschabt seien. Aber es war zu spät dazu. Meine ersten Amerikaner fuhren ab.

Das dicke Ende kam nach. Drei Wochen später hatte mein Mimerle Geburtstag. Neun Jahre! Sie durfte sich von den gerade fertigen Puppen eine recht schöne selbst aussuchen und tat es mit viel Liebe und Kritik. Die Erwählte hatte blonde Härchen und blaue Augen und hieß Evchen.

Sogleich war Tauffest. Fifi wurde feierlich als Taufpatin angestellt, Evchen aufs Sofakissen herrlich gebettet, mit Crepe-de-chine-Schal bedeckt, und Mimel läutete Glocken mit der Gitarre und hielt die Taufrede, vorn und hinten eine Küchenschürze umgebunden. Für hernach hatte ich Schokolade bewilligt.

Die Kinder waren versorgt. Michel schlief, mein Mann war aus. Hannerle wurde spazierengeführt. Es war Sonntag, keine Arbeiterin da. Ich legte mich, erschöpft wie ich allmählich war, auf Vaterchens Ruhebett zu einem kleinen

Nickerchen nieder. Wie lange, weiß ich nicht mehr. Aber plötzlich näherte sich Mimerls erstauntes und entrüstetes Stimmchen. Begleitet von Fifine, kommt sie zu mir. »Mutti, sieh bloß, was is bloß das? Die Evchen hat mit Schokolade getrunken, und dabei hat sie sich — bloß 'n bißchen, weißt du — schmutzig gemacht, und da hab' ich sie gewaschen, und da sind ihr — sieh bloß — die ganzen Augen abgegangen —«

Über Evchens Wangen lief blaue Soße — Augen waren nicht mehr zu sehen. Meine Puppen! Von deren »Abwaschbarkeit« des Rühmens nicht genug gemacht werden konnte!

Ich wankte ans Telephon, den Maler anzurufen. »Lieber Beyer!« So und so. »Wie können Sie mir das erklären?«

»I den Deibel auch! Nu so was! Ach, ich bin ja außer mir. Nee, nee! Und so was muß mir passieren, das hätt' ich nicht für möglich gehalten. Nein, wie gräßlich!«

»Ja, aber, lieber Beyer, wie kann das gekommen sein?«

»Ach, da hab' ich neulich keine Ölfarbe mehr gehabt. Das ist immer so umständlich bis nach Berlin rein. Tempera hatt' ich im Hause. Da dacht' ich: Ach, es kommt ja Firnis drüber, da muß sie ja halten. Nee, nee, und nun hält sie nicht. Ach, ich bin ja untröstlich, gnä' Frau.«

»Haben Sie noch viele solche dort, Beyer?«

Darauf er tröstend: »Nein, nein, jetzt mach' ich's ja nicht mehr. — Die werden wohl meist alle nach Amerika gegangen sein.«

Da legte ich den Hörer weg und wünschte mir nichts mehr als ein rasches Ende.

So fand mich mein Mann, der eben durch die Todesnachricht unsers alten Freundes Friedrich Dernburg erschüttert war, und wir saßen beide diesen Nachmittag lebensmüde, todestraurig beieinander.

Das war der Krisentag meiner Puppenwerkstatt gewesen. Solche Schrecke und Erschütterungen hat sie nicht mehr durchzumachen brauchen. (Dafür andre, andre!) Ich habe nur noch lange mit Bangen an jene Amerikasendung gedacht.

Da kam eines Tags, im nächsten Sommer, ein Herr zu mir und stellte sich als der Einkäufer jenes amerikanischen Hauses vor. »Ach Gott,« sagte ich erschüttert, »bitte, seien Sie nicht mehr böse. Ich will Ihnen gern die ganze Sendung noch mal machen.«

Da lachte er und meinte, daß ich ja ein fabelhafter Kaufmann sei. Und er hätte wohl ein bißchen räsonieren wollen, aber da ich solch ein Gewissenswurm sei, müsse er mich wohl gar trösten. Also so schlimm sei's gar nicht gewesen. Solche Erfahrungen müsse jedes neue Unternehmen machen, das seien die Kinderkrankheiten des Betriebes, sozusagen. Er hätte nur einmal sehen wollen, wie es dem Patienten jetzt gehe, und wenn er sich leiblich befände, hätte er einen schönen Auftrag für ihn.

Das war menschenfreundlich, gelt?

Und Freundlichkeit, die ist mir, neben Glück, auch sonst viel begegnet. Es gibt noch eine Menge davon in der Welt. Auch noch unter den deutschen Spielwarenhändlern. Das muß ich ihnen nachsagen. Ob aber dieser älteren, freundlichen Generation noch Nachwuchs folgen wird? Der heutige Kaufmannstyp ist so glatt und kalt. —

Nun, mag's kommen, wie's will. Heut wollen wir uns noch freuen an dem, was noch Hübsches da ist. Und mit Herz und Humor arbeiten. Und über alle Fährnisse später einmal nur noch lachen dürfen, so wie ich über die »Kinderkrankheiten« meiner Werkstätte.

Tut ihr mit?

# Stadt am Rhein

Städte gibt es, der Wunder voll!
Sie tragen in ihrem Schoße
Schätze, deren Seelen geheimnisvoll klingen
Dem, der den Weckruf versteht –
Unsre Stadt hat nur eine Brücke.

Es stieren die Schlote zum Äther empor,
Sirenen heulen die Stunden.
Nicht sinnen, nicht träumen!
Voran durchs Tor!
Und es schwankt und dröhnt die Brücke.

Hinüber, herüber, es geht ums Brot!
Von Arbeitsschweiß triefen die Ufer.
Hier schreitet das Leben;
Es hütet vor Not
Die Brücke, die eiserne Brücke.

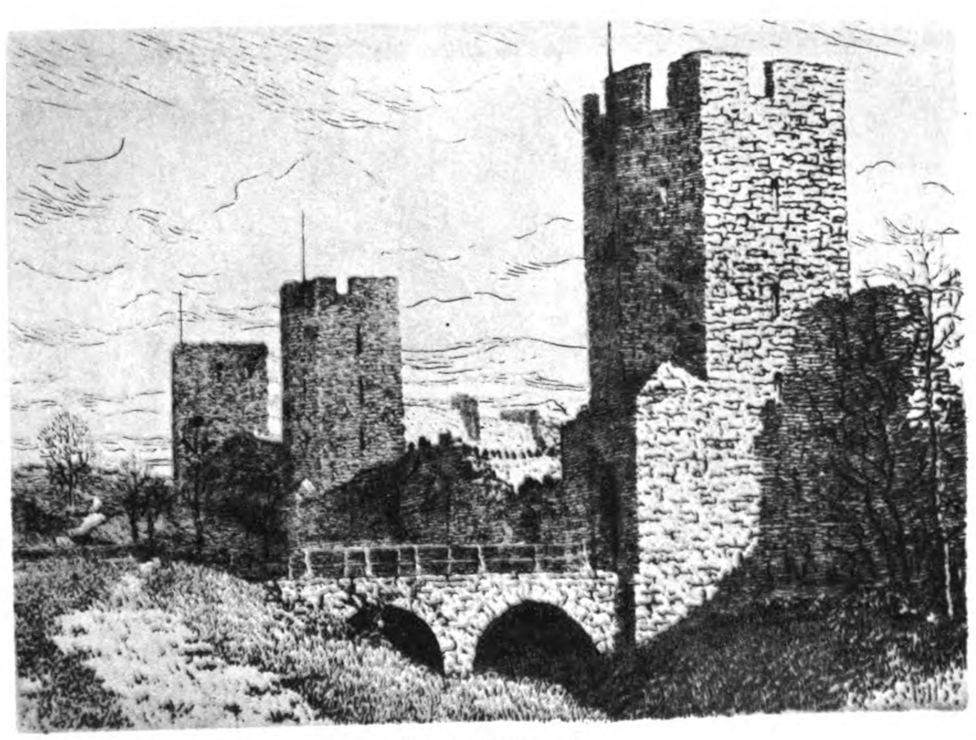
Ihr Pulsschlag ist dem der Menschen gleich,
Der Arbeitsmenschen am Strome.
Drum laßt ihn nicht schweigen! Wehret euch!
Städte gibt es, der Wunder voll!
Unsre Stadt hat nur diese Brücke.

Hedwig Laudien



Alice Michaelis: Der alte Schrank





Nördliche Ringmauer

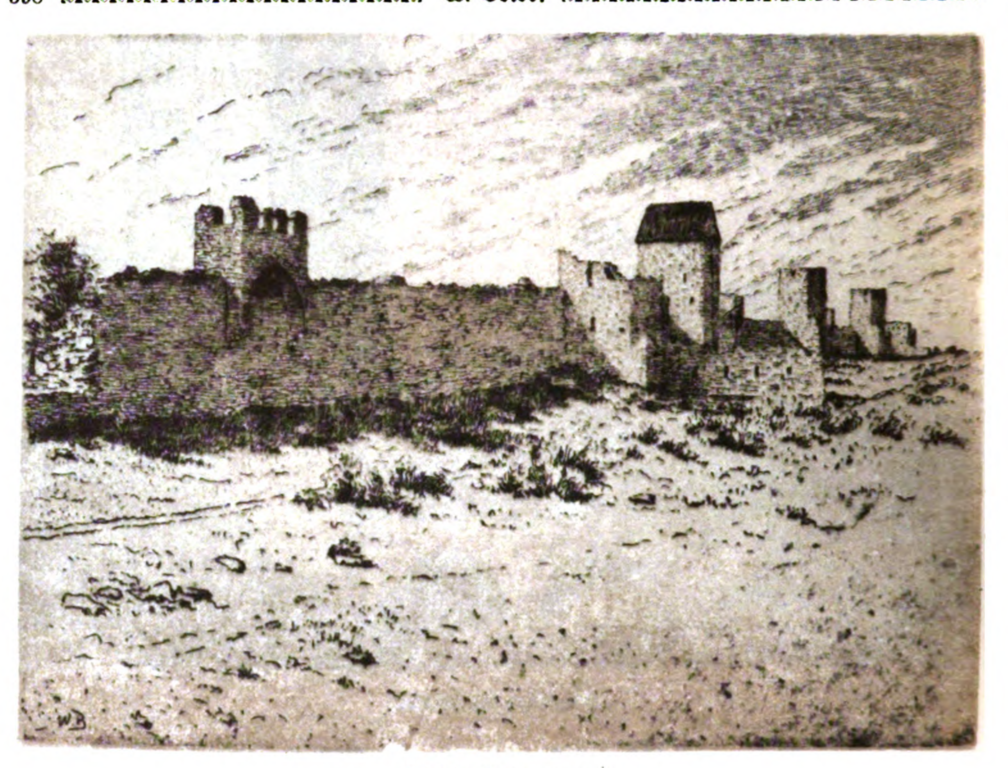
# Eine Reise nach Wisby

Von W. Bolde (Halle a. S.)

Mit zwölf Bildern nach Radierungen des Verfassers und einer Kartenskizze

Meilenweite, das auf Schritt und Tritt in unglaublichen Mengen zutage tretende Urgestein überwuchernde W a l d w i l d n i s, dazwischen immer wieder ein stiller, klarer S e e, in dessen reinem Spiegel die in der Nähe des Wassers stets reichlicher mit jungfräulichen Birken bestandenen Felsufer widerscheinen, daran ein verträumtes rotes Haus mit Steg und Kahn: das ist das typische, mit ermüdender Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit am Auge des Reisenden vorübergleitende schwedische Landschaftsbild. Nur Schonen, das südlichste Schweden, seine fruchtbare Kornkammer, hat norddeutschen Charakter. Überall tritt uns sonst auf unsern Reisen eine Variation desselben Themas mit der Hauptnote G r a n i t entgegen. Nirgends weitet ein freier Blick über stolze Bergeshöhen oder in idyllische Täler in dem welligen Hügellande das Herz. Die Natur ist von seltener Stille und Einsamkeit. Verhaltene Wehmut, die auch im stillen Wesen des Volkes und seinen schwermütigen Liedern Widerklang findet, liegt über dem schwedischen Lande. Die Weltverlassenheit und Unberührtheit dieser Urnatur vermag nur den wahren Naturfreund in ihren Zauberbann zu schlagen und lädt mehr zum Verweilen und stillen Versenken als zum frohen Wandern ein. Nur wo der Mensch den mühseligen Kampf mit der Wildnis auf-

Kartenskizze



Östliche Ringmauer

nahm und ihr dürftige Ackerpläne abrang, durch die der Pflug geht, nur da ist das langgestreckte schwedische Festland nicht Felsland oder Wasser.

Die den beiden größten schwedischen Binnenseen, dem Wener- und Wettersee, in Gestalt und Größe etwa entsprechenden Ostseeinseln Öland und Gotland weichen in ihrer geologischen Eigenart, mit ihrem äußerst milden Klima und der dadurch bedingten südländischen Vegetation vom übrigen Schweden völlig ab. Der mangelnde landschaftliche Reiz wird aber reichlich aufgewogen durch die Fülle der ehrwürdigen vorzeitlichen Stein- und Baudenkmäler, die sich in den stimmungsvollen Ruinen des weltberühmten Wisby zu einzigartiger Schönheit und Kraft steigern. Sie sind das Ziel unsrer Seereise, die wir von Kalmar aus nordwärts antreten, um sie dann mit der wunderbaren Hafeneinfahrt durch das Granitmeer der Schären von Stockholm zu beschließen.

Nördliches Stadttor

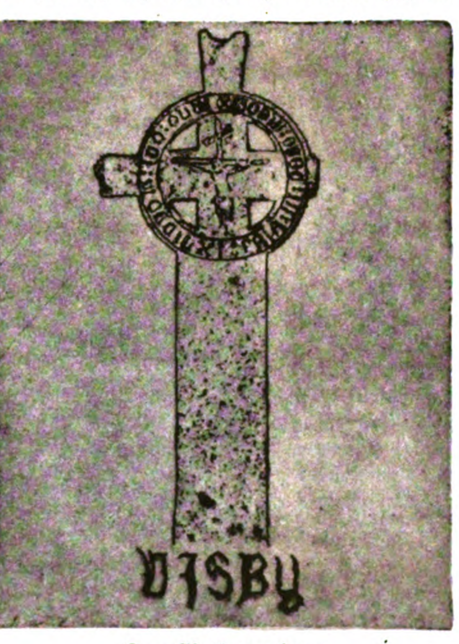
Das landeinwärts durch Smalands ausgedehnte Wälder abgeschlossene und geschützte Kalmar war mit seiner gewaltigen Feste einst der »Schlüssel Schwedens«. Heute ist es ein kleiner lebhafter Hafenort. Vom Hafen aus hat man auch den schönsten Blick auf das umfangreiche, wiederhergestellte Schloß, dem wegen seiner malerischen Silhouette und freien Lage — es wird auf drei Seiten von den Wogen der Ostsee umspült — der Vorzug vor allen historischen schwedischen Schlössern gebührt. Geschichtlich bekannt ist es durch die Union von Kalmar



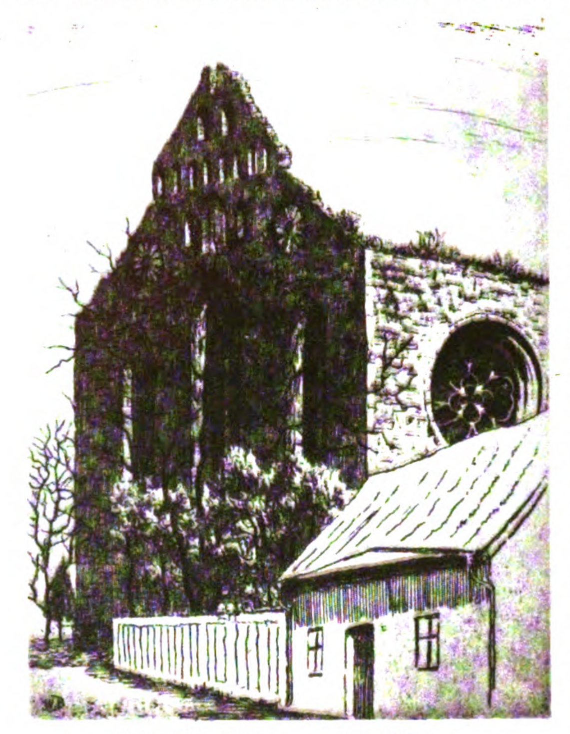
Burmeisters Haus

1397, in der zum erstenmal der Versuch zu einer Einigung der drei nordischen Königreiche gemacht wurde. Von den breiten, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Wällen, auf denen noch die alten seewärts gerichteten Kanonenrohre lagern, schweift das Auge über den hier schmalen Kalmarsund hinüber nach der langgestreckten niedrigen Insel Öland.

Ein kleiner Fährdampfer setzt uns nach Färjestaden über, und die Fahrt nach dem 30 Kilometer nordwärts gelegenen Borgholm gibt Gelegenheit, die Eigenart dieser Insel kennenzulernen. Sie ist ein 140 Kilometer langer und nur wenige Kilometer breiter Kalksteinrücken, dessen Kamm durch eine unendliche Reihe zum Teil verfallener Windmühlen, das Wahrzeichen Ölands, belebt wird. Das Mittelland (Midtland) ist vegetationsarme Wüste, Ödland. Das nackte Kalkgestein tritt zutage, und dazu zittert im Sommer eine Gluthitze über dieser Steinwüste, die auch die dürftige Frühjahrsrasendecke vollständig verbrennt. Auf dieser Kalkheide, Alvar genannt, lagert hoch über dem kleinen Seebad Borgholm die Ruine Borgholm, Schwedens größte Schloßruine. Eine Feuersbrunst hat sie 1806 bis auf die wuchtigen, ein gewaltiges Viereck bildenden Mauern zerstört. Die für die schwedischen mittelalterlichen Schlösser typischen vier Rundtürme treten nicht, wie in Kalmar und Vadstena am Wettern, schützend vor das Hauptgebäude, sondern bilden die vorgewölbten, verstärkenden Kanten. Unterhalb der Ruine liegt Solliden, der Lieblings-




Das Waldemarkreuz



Giebel der Ruine von St. Nikolaus

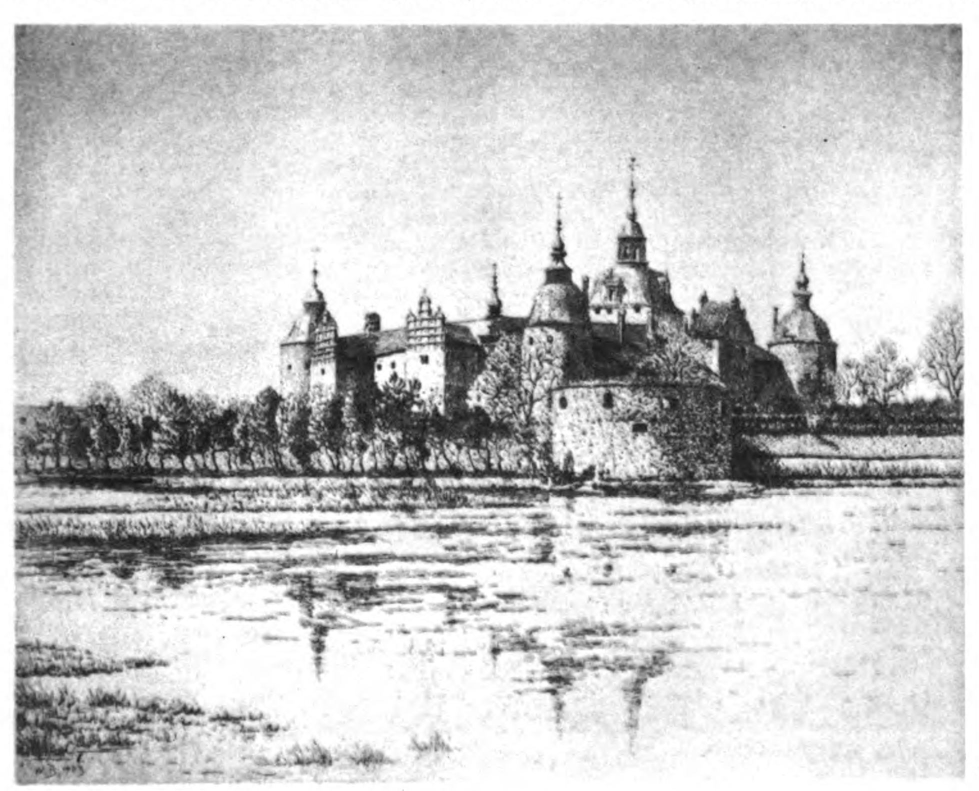
aufenthalt der Königin von Schweden. — Die Küstenstreifen (Landborgen) tragen eine für den Ackerbau ausreichende Verwitterungsschicht und gelten als fruchtbar. Aber wie auf dem benachbarten Festlande, so mußten auch hier die unzähligen Felsbrocken an den vier Seiten der Acker- und Weidestücke mühevoll zusammengetragen und zu mehr als meterhohen und ebenso breiten Steinmauern aufgeschichtet werden. Wie ein endloses Schachbrett wirkt so die einförmige, hier nicht durch Waldungen unterbrochene Landschaft. Stundenlang fährt man an diesen nicht endenden Steinwällen entlang, die zugleich ein Schutz vor dem Eindringen der Weidetiere sind.

Ungemein reizvoll ist die Sommernachtsfahrt durch den Kalmarsund nach Wisby. Die Einwirkung der im nördlichen Schweden Tag und Nacht am Himmel kreisenden Mitternachtssonne hüllt die Natur in unbeschreiblich stimmungsvolles Dämmerlicht. Zahlreiche Dampfer mit lang nachschleppenden Rauchfahnen und hoch aufgebaute Segler aller Größen gleiten auf dieser belebten Strecke mit ihren matten, farbigen Bordlichtern im Spiel der grellen Blink- und Leuchtfeuer der nahen Küsten durch die lichte Sommernacht dahin. In der Höhe der gefürchteten, sagenumwobenen Jungfruklippe verlassen wir den Kalmarsund und steuern nun mit östlichem Kurs in die offene Ostsee hinaus. Ölands Gestade verschwinden; alle Leuchtfeuer bleiben zurück; die blassen Sterne vergehen, und in der Einsamkeit und Unendlichkeit des weiten Meeres begrüßen wir den aus seinen Fluten früh aufsteigenden Sonnenball. Nach achtstündiger Fahrt erscheint am Horizont ein blauer Streifen: Gotland.

Gotland ist wie Öland ein aus den Fluten der Ostsee aufgestiegenes Kalksteinplateau. Weit vom heutigen Strande kann man an einigen steilen Wänden (Landborgen) noch deutlich die Stufen einstiger Hebungen erkennen. Es ist landschaftlich schöner als Öland, hat aber auch nur wenige, bis 75 Meter über das Meer aufsteigende Erhebungen, deren bedeutendste der jäh aus der Ostsee aufsteigende Högklint südlich von Wisby ist. Die Insel ist waldreich und fruchtbar. Obstgärten, Efeugiebel, selbst Walnuß- und Maulbeerbäume erinnern neben üppigen Weizenfeldern an südlichere Länder. Gotland ist mit über dreitausend Quadratkilometern die größte Ostseeinsel, zählt aber nur etwa 60 000 Einwohner, die sich in hohem Maße Sitten und Lebensgewohnheiten der Vorzeit bewahrt haben. Es ist, wie Öland, reich an Altertümern, vorzeitlichen



Ruinen von St. Katarina



Schloß Kalmar

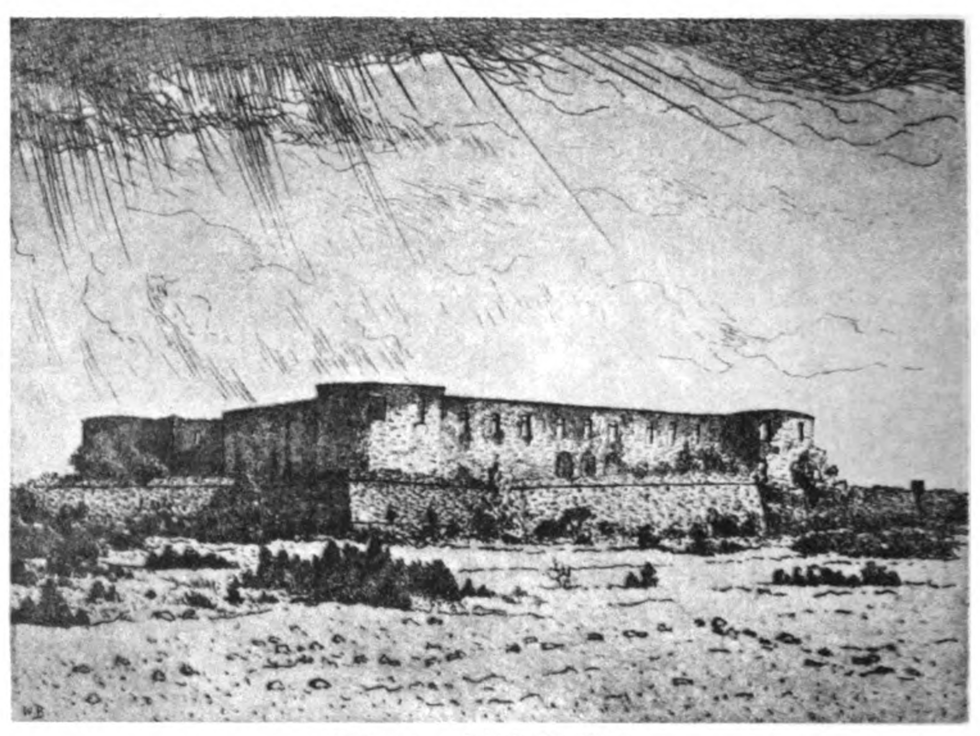
Grabmälern, Runen, Bautasteinen und Steinsetzungen in Schiffsform. Auffällig ist bei der Menschenarmut der Insel der große Reichtum an zum Teil architektonisch wertvollen, im Mittelalter entstandenen Landkirchen. Ihre Zahl beträgt wenig unter hundert. Übertroffen wird aber dieser Kirchenreichtum noch von der kleinen Hauptstadt der Insel, dem einzigartigen Wisby.

Wie ein den Meeresfluten entstiegenes Vineta wirkt die malerische Ruinenstadt **Wisby**, diese einst so strahlende Hansastadt, auf den vom Meere aus staunend näherkommenden Reisenden. In zwei Stufen steigt sie vom Strande aus allmählich auf, so daß **ein** Blick alle sich in ein unregelmäßiges Viereck von nur vier Kilometer Umfang zusammendrängenden Schönheiten zu übersehen vermag. Beherrscht wird das Stadtbild von den 38 hochragenden Wehrtürmen der gewaltigen Ringmauer. Zuerst fallen die Türme der auf der Höhe (Klinten) gelegenen Ostmauer ins Auge; dazu wirkt dann die stattliche Reihe der besonders malerischen Turmrecken der Nordmauer; zuletzt schließt sich der Ring mit den niedrigeren Türmen der Südmauer und der an der Seeseite. Und inmitten dieses Mauergürtels überragen die stimmungsvollen Gemäuer einer Anzahl herrlicher Kirchenruinen die niedrigen Häuser des Ortes. Ein ergreifendes Bild von nordischer Kraft und Herbheit, in das der klagende Schrei der Möwe, das geheimnisvolle Rauschen des Meeres oder sein wilder Sturmgesang harmonisch hineinklingt.

Wisby ist eine der ältesten nordischen Städte. Zur Zeit der Hansa wurde es durch deutsche Kaufleute zum Mittelpunkt des gesamten über Rußland (Nowgorod) führenden Orienthandels gemacht. Achtzehn Deutsche saßen neben ebenso vielen Gotländern im Rate der Stadt, die ein Freihafen für alle Nationen war. Unermeßliche Reichtümer strömten zusammen. Sagenhafte Verse berichten:

Gold wiegen die Edlen auf der Lispfundwage
Und spielen mit köstlichen Steinen.
Die Frauen spinnen auf goldenen Spindeln,
Und die Schweine fressen aus Silbertrögen.

Achtzehn herrliche, mit Skulpturen, sagenumwobenen Edelsteinen, Gold- und Silberschätzen reich ausgeschmückte Gotteshäuser zählte der Ort in seiner Blütezeit. Aber ein furchtbares Geschick wurde ihm am 27. Juli 1361. Angelockt durch die winkende reiche Beute, landete der Dänenkönig Waldemar Atterdag südlich der Stadt, zog nach einer für die Gotländer unglücklichen Schlacht vor ihren Toren durch eine Mauerbresche in Wisby ein und brand-

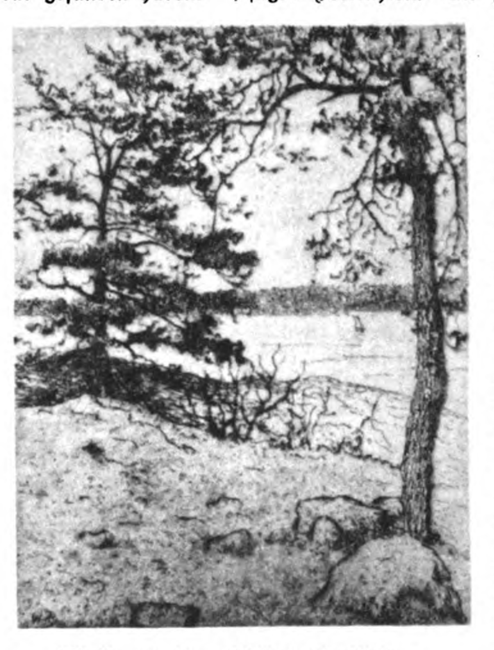


Ruinen von Schloß Borgholm

schatzte es fürchterlich. Auf dem Meeresgrunde bei den südlich gelegenen Karlsinseln sollen diese Schätze mit dem Beuteschiffe auf der stürmischen Heimfahrt ihr Grab gefunden haben.

Wisby verödete und verfiel in wechselvollem Schicksal. Um den Besitz der Stadt und des an ihren Südmauern erstandenen, nur noch in spärlichen Grundmauern erkennbaren Wisbyschlosses kämpften dauernd der Deutsche Orden, Dänen, Lübecker und Schweden. Lange Zeit war Wisby ein berüchtigtes Seeräubernest.

Die Trümmer der Gotteshäuser wurden vielfach als bequeme Steinbrüche ausgebeutet; aber ein gütiges Geschick sorgte dafür, daß aus Geldmangel der um 1800 beabsichtigte Abbruch der Ruinen unterblieb. Neben der wuchtigen Stadtmauer zeugen so heute noch etwa zehn ehrwürdige Kirchenruinen von zum Teil erdrückender Größe inmitten der engen, winkligen Gassen von einstiger Herrlichkeit. Sie stammen fast alle aus dem 13. Jahrhundert und bilden ein durch zwei Säulenreihen in ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe geteiltes Langhaus, dessen Gewölbe ein Satteldach trug. Von zwei Verteidigungstürmen abgesehen, waren alle Kirchen turmlos. Einige lassen noch die ehemaligen »Waffenhäuser« erkennen, in denen die Kirchgänger vor dem Eintritt in das Gotteshaus ihre Wehr ablegen mußten.



Motiv aus den Schären Stockholms

Die größte und kostbarste aller Kirchenruinen ist die sechzig Meter lange, die Langseite des heutigen Marktes einnehmende, einst den Franziskanern gehörende St. Katarina.

Sie zeigt die edlen Formen reinster Gotik. St. Nikolaus ist wenig älter, um 1200 im Übergangsstil erbaut, aber wohl später erweitert. Die eigenartigen roten Ziegelsteinrosetten des seewärts gerichteten Westgiebels sind vielleicht die Ursache der Mär von den nachts leuchtenden Karfunkelsteinen. Die bis auf wenige, wie klagende Arme gen Himmel ragende Gratbögen zerbrochenen Gewölbe beider Kirchen werden in St. Nikolaus von einfachen vierseitigen, in St. Katarina von achtseitigen Säulen getragen. Stimmungsvolles, von einfallenden Sonnenstrahlen wunderbar verklärtes Halbdunkel umfängt uns innerhalb der verwitterten Gemäuer, deren weihevolle Stille das dumpfe Rauschen des nahen Meeres wie leiser Orgelton durchschwebt. Die Höhe der Außenmauern ist auf schmalen eingebauten Steintreppen ersteigbar und bietet schöne Ausblicke über die Stadt und das weite Meer. Außerhalb der Ringmauer, am Fuße des düsteren Galgenberges, liegt St. Göran (Georg), die Kirche des ehemaligen Hospitals für unheilbare Kranke. Leider ist St. Marien, die heutige Domkirche, in der Verschmelzung der widersprechendsten Baustile und mit einem häßlichen Turmpaare eine unerfreuliche, störende Erscheinung im Stadtbilde.



Windmühlen auf Öland
Mit Genehmigung des Kunstverlages von Wohlgemuth & Lißner in Berlin

Der zweite Rundgang führt uns außerhalb der Stadt an der durch flache Wallgräben erhöhten, fast restlos erhaltenen Ringmauer entlang. Ihre Seeseite ist 1800 Meter lang, die Landseite 2200 Meter. Sie folgt allen Schwingungen des Geländes und wird in regelmäßigen Abständen von ziemlich gleichförmigen wuchtigen Hochtürmen und niedrigen, der Mauer aufgelagerten Hänge- oder Satteltürmen überragt. Die Türme haben keine Rückwand nach der Stadtseite und gleichen so riesigen, der Mauer auf- und vorgestellten Schilden. Von überwältigender Wirkung ist vor allem die malerische Nordmauer mit ihren gigantischen, an den Ecken abgeschrägten Türmen. Im Jungfruturm wurde der Sage nach zur Strafe für den Verrat der Stadt an Waldemar eine Jungfrau eingemauert. Nur 10 der ehemals 48 Türme sind nicht mehr vorhanden. Untereinander waren sie durch Wehr- und Wachtgänge verbunden. Vor der Ostmauer



Das neue Stadthaus in Stockholm

das aus Holz gebaute, etwa 300 Jahre alte Burmeistersche Haus (Burmeisterska huset), mit dem echt deutschen Bildschmuck und den deutschen Bibelsprüchen seiner Innenräume. Es gehörte einer der zahlreichen aus Lübeck eingewanderten deutschen Kaufmannsfamilien. Auch viele deutsche Grabinschriften erinnern daran, wie bedeutend diese nordische deutsche Kolonie noch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war.

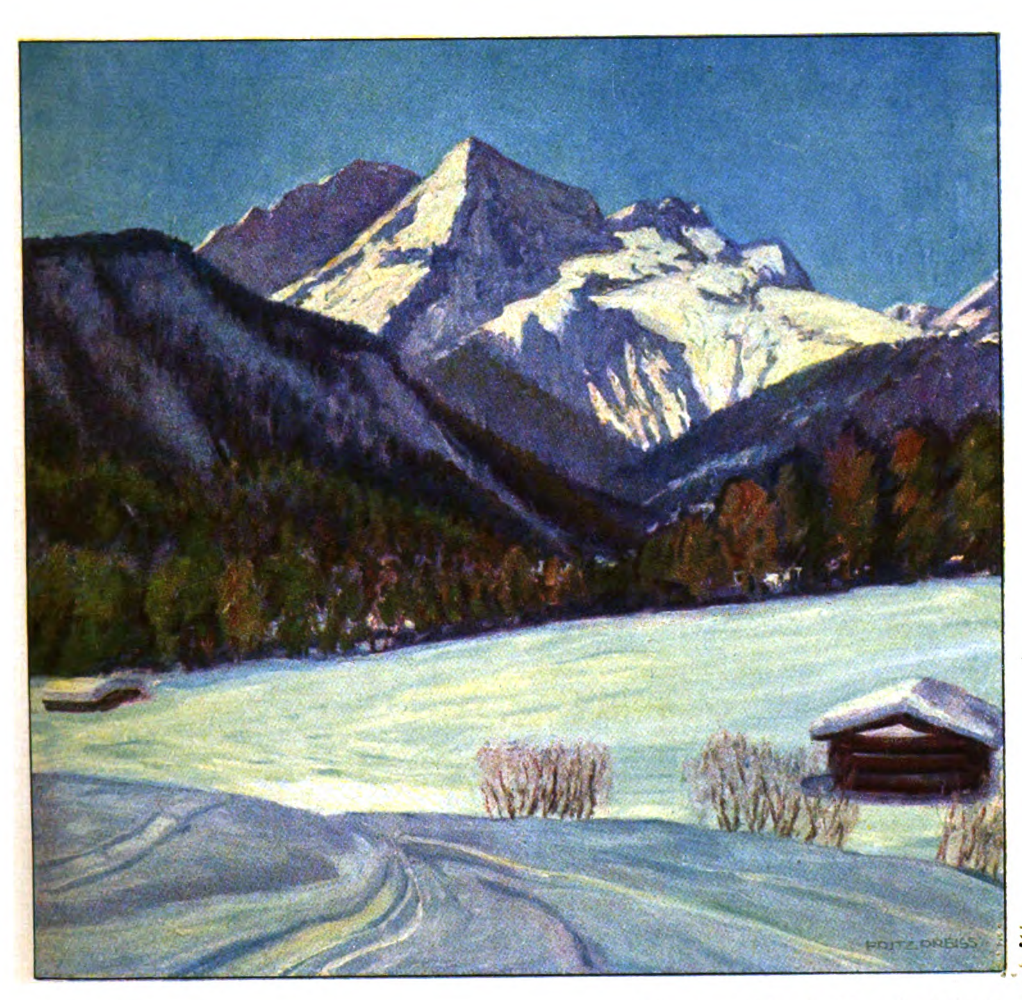
Wisby soll zur Zeit der Hansa 20000 Einwohner gezählt haben. Heute ist es halb so groß, der belebte Haupthafen der Insel und ein beliebtes schwedisches Seebad. Mit Stockholm steht es in täglicher Dampferverbindung.

Die »Gotland«, der kleinste aller Wisbydamfer, wird bei stürmischer See unser Schiff für die Weiterreise nach Stockholm. Überwältigend ist der Abschiedsblick auf Wisby im Rahmen dieser wild aufgewühlten Natur, die der erhabenste Hintergrund für die graue, farblose Ruinenstadt ist. Gierig kriechen die weißen Kämme der Meereswogen gegen die Mauern der Seeseite, und sturmgepeitschte, zerrissene Wolken fegen über die trutzigen Turmriesen in wilder Jagd dahin.

versäumen wir nicht, das Waldemarskorset zu besuchen. Es ist ein dem Gedächtnis der im Kampfe gegen Waldemar gefallenen 1800 Gotländer errichtetes schönes hohes Ringkreuz aus Kalkstein, mit beiderseitiger lateinischer Inschrift. Heute tummelt sich Schwedens sportfreudige Jugend auf der ehemaligen Walstatt. Vergeblich schauen wir in Wisby nach den uns aus den deutschen Hansastädten Lübeck und Danzig bekannten Patrizierhäusern und Ratsbauten aus. Nur wenige architektonisch unbedeutende Profanbauten sind erhalten. Vielleicht war auch die eigentliche Blütezeit zu kurz, um neben den im Wettbewerb der einzelnen Nationen entstandenen vielen prächtigen Gotteshäusern auch dem Bürgerhause Gelegenheit zur Entfaltung zu geben. Das heutige Wisby ist ein enges Gewimmel von ziemlich ärmlichen, meist einstöckigen Häuschen. Der moderne Stadtteil ersteht erfreulicherweise außerhalb der Mauern. Das sehenswerteste, dem Deutschen wie ein lieber Gruß der Heimat anmutende Bürgerhaus ist

Nach achtstündiger Nachtfahrt laufen wir den Zwischenhafen Nynäshamn an, wo fast alle Passagiere erleichtert das Schiff verlassen, um in kürzerer Bahnfahrt Stockholm zu erreichen. Unser Vertrauen auf die Wetteransage des Kapitäns wird durch eine herrliche Fahrt durch die Schären Stockholms, diese unzähligen Graninseln und -inselchen, belohnt, an denen der Stockholmer mit ganz besonderer Liebe hängt, und in deren Einsamkeit und Urnatur er mit Vorliebe seine Sommerhäuser stellt. Heute ist Sonntag. Überall flattern die blaugelben Flaggen im Morgensonnenschein.

Mitten im Herzen der schwedischen Hauptstadt legen wir an gegenüber dem mit den drei nordischen Kronen geschmückten Stadshuset, der jüngsten architektonischen, von Künstlerhänden bis ins kleinste ausgestatteten Schöpfung, dem Stolz der heutigen Stockholmer.



Fritz Preiß: Oberbayrische Gebirgslandschaft



Timm Kröger

# Timm Kröger der Lebendige

## Zum achtzigsten Geburtstag des Verstorbenen

### Von Jacob Bödewadt (Tondern)

Ein Jahrzehnt ist vergangen, seit wir Timm Kröger zu seinem 70. Geburtstag die Gesamtausgabe seiner Novellen bereiten durften, die, so hofften wir, ihm endlich die volle Würdigung in seinem Volke bringen sollte. Ein Jahrzehnt, dessen inneres und äußeres Erleben eine Welt und uns mit ihr durch und durch gerüttelt und zerrissen hat. Unfaßbar vieles, was unantastbar fest zu stehen schien, hat diese Zeit zertrümmert und hinweggefegt. Was ist von Timm Kröger geblieben?

Er hat den Sturm der Schrecken und die Stille der Dumpfheit überdauert. Sein Werk hat die schwerste Prüfung bestanden; hat erwiesen, daß es nicht nur einer unwiederbringlichen Vergangenheit angehört, die es wunderbar treu spiegelt, sondern unzerstörbare Zukunft in sich trägt, weil es im ewigen Wesen deutschen Volkstums wurzelt und von der ewigen Sehnsucht deutschen Gottsuchens zeugt. Timm Kröger lebt heute mehr als je vorher; nicht nur im Wertbewußtsein der geistigen Führerschicht deutscher Menschen, auch im wachsenden Verstehen und Lieben des breiten Volkes. Gerade aus unsrer Volkstumsarbeit, die aus den Nöten des Zusammenbruchs neuen Antrieb und neue Formen gewann, wissen wir das; sogar die engere Heimat, die sich früher vielfach spröde erwies, erschließt sich ihm, erschließt ihn sich in vorher kaum gekannter Hingabe.

Zwei Seiten, oder richtiger: beide Seiten seines dichterischen Wesens sind es, die sein Werk so lebendig erhalten und immer lebendiger machen: das Stoffliche und das Seelische, Heimatkunst und Weltanschauungsdichtung.

Deutschland hat im Kriege und Nachkriegs-»Frieden« gekämpft bis zum äußersten; und gerade seine rassisch wertvollsten Volksteile haben sich dabei fast verblutet. Nun suchen wir unwillkürlich nach Kraftquellen zur Erneuerung der Lebenssäfte, und da gewinnt die alte Erkenntnis, daß im Bauerntum und in dem ihm wesensähnlich verbliebenen Kleinbürgertum seit jeher die Volkskraft sich am unverbrauchtesten erhalten, aus ihm sich immer neu verjüngt hat, verstärkte Geltung. Solche rassische Wertung liegt weitab von wirtschaftspolitischen oder standesmoralischen Werturteilen; sie verkennt auch durchaus nicht, in wie teilweise erschreckendem Umfang diese volkliche Kraftreserve schon angegriffen und entartet ist. Derartige Kritik wird auch nicht nur von außen laut; im Bauerntum selbst ist klare, schonungslose Erkenntnis der Gefahren weit verbreitet. Und mit solcher Erkenntnis verbindet sich der Wille zur Ausmerzung der zersetzenden Fremdstoffe, zur Selbstbesinnung und Selbsterziehung. Wie in dieser Richtung die Jungbauernbewegung wirkt und strebt, das gehört zu den erfreulichsten Anzeichen einer nahenden volklichen Erneuerung.

Diese Kreise und die ihnen zielverwandten Gemeinschaften städtischer Jugend sind es vornehmlich, die neu den Weg zu Timm Kröger finden; die einen, um an seiner Dichtung zu erkennen, was echtes Bauerntum ist, das sie gesund und tief verkörpern möchten; die andern, um sich vor Augen zu halten, welche Wesenszüge auch sie in veränderter Umgebung zu wahren trachten müssen, wenn sie sich ihre rassische Kraft erhalten wollen. Timm Krögers Dichtung ist für sie alle ein Bildersaal vom bodenständigen deutschen Menschen.

Das ist die eine Seite der Wirkung Timm Krögers auf unsre Zeit. Einer Wirkung, die zu beobachten sich vielleicht gerade an Deutschlands Nordgrenze besondere Gelegenheit bietet, weil das nationale Ringen hier mehr als im deutschen Binnenlande aufbauende, aufsteigende Kräfte weckt, Selbstkritik und Selbsterziehung fördert: die aber gewiß auch anderswo festzustellen sein wird, wenn ihre treibenden Ursachen dort vielleicht auch nicht so bewußt hervortreten.

Aber Timm Kröger ist ja nicht nur Schilderer bodenständigen Stammestums einer bestimmten Landschaft. Seine »Heimatdichtung« geht weit über das Äußerliche hinaus, worin sich die »Literatur« nur zu oft erschöpft. Ihm ist in seinen reiferen Werken dies zeitlich und örtlich Bedingte nur Mittel zur Darstellung des Allgütigen und Ewigen. Er ist zugleich und zutiefst Weltanschauungsdichter, ist Gottsucher und Gottkünder. Und hierin oder vielmehr in der Verbindung dieser beiden Seiten seiner Dichtung liegt zur Hauptsache der wachsende Einfluß begründet, den er je länger, je mehr ausübt.

Als ich vor zehn Jahren, gerade in den Tagen des Kriegsausbruchs, meine Kröger-Monographie (Timm Kröger, ein deutscher Dichter eigner Art; Braunschweig, Georg Westermann) abschloß, schrieb ich in das Geleitwort das Glaubensbekenntnis: »Wenn es uns gelingen sollte, uns gegen die Vernichtungspläne einer Welt zu behaupten, dann wird Timm Krögers Dichtung uns und unsern Kindern ein mächtiger Werkblock zum neuen Aufbau einer im tiefsten deutschen Kultur, einer wahrhaft deutschen Religion werden.« Wir haben uns trotz allem als Volk behauptet, wenn auch anders und unter furchtbareren Wehen, als wir damals ahnten, und nur zu viel von dem, was wir einst für unerschütterlich hielten, haben wir begraben müssen. Aber jenes Glaubensbekenntnis vom Anfang August 1914 gilt auch heute noch, ja erst recht: nur die tiefe und freie Religiosität, die Krögers Dichtung durchflutet, kann unserm Volke die Kraft und Zuversicht geben, ihm die innere Sicherheit verleihen, die Vorbedingung jedes äußeren Wiederaufstiegs ist.

Und wieder dürfen wir beobachten und daraus gute Hoffnung für die deutsche Zukunft schöpfen: gerade dieser religiöse Zug, der unaufdringlich, aber eindringlich Timm Krögers Dichtung durchzieht — gerade diese deutsche Religiosität ist es, die zumal die deutsche Jugend mehr noch als das Gegenständliche seiner Dichtung zu ihr hinzieht und an sie fesselt.

So mancher Dichterabend, den wir hier in der vom deutschen Vaterland abgetrennten Heimat veranstalteten, zeigte uns, wie diese Seite Krögerschen Schaffens die Zuhörer im Innersten packte. Schon seine Erfassung der Natur als eines fühlenden, eigenlebenden Wesens, diese urgermanische Auffassung begegnet gerade bei dem schlichten, sinnenden Menschen, der durch keine Großstadtzivilisation der Natur entfremdet ist, sondern in stetiger inniger Berührung mit ihr lebt, unmittelbar verwandtem Empfinden und daher zwanglosem Verstehen. Willig und andächtig folgen der Bauernsohn und die Handwerkertochter der einzigartigen Skizzenreihe »Vom lieben Gott«, die fast unmerklich von verhaltenem Humor in schlichte Erhabenheit übergeht. Und wenn uns dann erzählt wurde, wie die großen Weltanschauungsdichtungen Timm Krögers bis hin zur Krönung in der Novelle »Dem unbekannten Gott« auf diese einfachen, aber echten Menschen gewirkt haben, dann darf man wohl sagen, daß der Dichter sich keine hingebenderen und dankbareren Leser wünschen kann. Was Klaus Groth einmal bekannte: daß er unter Höchstgebildeten keine tieferen Gespräche über die großen ewigen Dinge erlebt habe, als er sie als Kind an der Mittagstafel im elterlichen Hause gehört habe, das findet sein Gegenstück in dieser Aufnahme Krögerscher Weltanschauungsdichtung durch die ernste schlichte Jugend unsers Volkes. Mag ihr manche künstlerische Feinheit entgehen, um so unmittelbarer spürt sie den Gottesodem, der durch des echten Dichters Schöpfung weht.

Timm Kröger lebt und wirkt in unsrer Zeit. Er lebt und wirkt gerade in jenen, die Deutschlands Zukunft in sich tragen.

Absichtlich habe ich zunächst davon erzählt, wie Timm Kröger in unsrer stillen Landschaft zu unsern schlichten Menschen spricht, fernab von allem Literaturbetrieb, fernab auch vom meisten dessen, was man gemeinhin als »Kultur« betrachtet. Ich glaube, diese Wirkung ist die denkbar schönste Bewährung seiner Kunst.

Wie aber steht es dort, wo man Kunst als solche zu würdigen gewohnt ist? Wie steht es um die literarische Geltung Timm Krögers?

Sie ist wohl theoretisch unbestritten. Timm Kröger gilt sozusagen offiziell als »Meister der Kurzgeschichte«, als »Klassiker der Novelle«. Aber gerade darin liegt eine Gefahr; die Ge-

fahr nämlich, daß er wie andre Klassiker zwar allgemein gerühmt, aber viel zu wenig gelesen wird; daß die Vorstellung sich einnistet, er sei so etwas wie ein literarischer »Spezialist« oder gehöre ganz der geruhsamen Vorkriegszeit an und habe uns Ringenden von heute eigentlich nichts mehr zu sagen.

Und um dieser Gefahr willen erzählte ich von seiner lebendigen Gegenwartswirkung in unserm Grenzgebiet; nämlich um zu zeigen — nicht nur zu behaupten —, daß seine Dichtung gerade für das Suchen und Sehnen unsrer Zeit unermeßliche Werte birgt. Aber vielleicht nur eben für so einfache, schlichte Menschen seitab der sogenannten Kulturströmungen? Nein, gerade für den Kunstverständigen. Denn ihm winkt bei Timm Kröger doppelter Gewinn.

Was auf den schlichten Leser schon dem Stoff und dem Ideengehalt nach so stark wirkt, wie wir es hier beobachten können, das wird bei Timm Kröger in einer künstlerischen Form dargeboten, die in ihrer Stimmungsfeinheit und Gestaltungskraft ganz einzigartig dasteht. Dieser Dichter ist ein Sprachkünstler wie wenige; jeder Satz, jedes Wort ist aufs feinste abgestimmt, ein sprachlicher Zauber sondergleichen liegt über all seinen Novellen. Und nichts ist törichter als die leider weitverbreitete Meinung, sie glichen sich im wesentlichen alle, er bringe im Grunde immer nur dasselbe, man brauche daher nur ein paar Skizzen und Novellen von ihm zu lesen, um den ganzen Timm Kröger zu kennen und um auszuschöpfen, was er zu bieten hat. Gegen solche Behauptungen, die nur leichtfertige Oberflächlichkeit in die Welt setzen konnte, darf man vielmehr hervorheben, daß Timm Kröger trotz der absichtlichen Beschränkung seiner Dichtung auf eine Landschaft und eine Lebensgemeinschaft dennoch in Handlung und Ton vielseitiger ist als so mancher Dichter, der mit dem Schauplatz seiner Erzählungen über die halbe Welt wechselt. Er gleicht eben durchaus nicht dem mehr oder minder sentimentalen »Dorfnovellisten« alten Stils, der nur eine Melodie auf seiner Walze hat; er schildert nicht einfach genügsam einen allgemeinen Typ des Bauern mit vermeintlich ganz primitiver Seele, sondern er gestaltet in und aus dem dörflichen (und kleinstädtischen) Kreis allgemein menschliche, allgültig ewige Probleme, gestaltet sie mit der freien Weite des von allen wirklichen Kulturwerten deutscher Art genährten Geistes, der dennoch oder gerade deshalb demütig dem Göttlichen lauscht.

Es ist eigentlich selbstverständlich bei einem so gar nicht aus der »Literatur«, sondern ganz aus dem Volkstum herausgewachsenen Dichter wie Timm Kröger, daß er trotz des späten Beginns seines dichterischen Schaffens und trotz der Echtheit und Eigenart schon seiner ersten Skizzen doch nur allmählich zu der künstlerischen Meisterschaft in Form und Gehalt aufstieg, die seine tiefsten, in ihrer Art unübertrefflichen Novellen auszeichnet.

In meiner Monographie über Timm Kröger glaube ich anschaulich gezeigt zu haben, wie dieses allmähliche Reifen, diese wachsende Verinnerlichung vor sich ging.

Vom Idyll, dem zwar wundervoll abgetönten, inhaltlich aber doch herzlich unbedeutenden Idyll ist Timm Kröger ausgegangen, um ruhig und sicher zum Weltanschauungsdichter aufzusteigen. Auf zwei Wegen hat er diese künstlerische Höhe erklommen; sie lassen sich kurz und damit freilich auch ein bißchen plump als subjektiv und objektiv bezeichnen. Die Kindheits- und Jugenderinnerungen, die ihn nach seiner eignen Aussage zum Schaffen angeregt haben — alles »immer und immer wieder auf meine Heimat und auf gewisse Erinnerungen zurückgebogen«, heißt es in seinem eignen Rechenschaftsbericht »Wie ich unter die Schriftsteller gekommen bin« —, diese seine Dichterphantasie ewig nährenden Heimatserinnerungen bestehen aus zwei großen Hauptgruppen: hier die äußeren Eindrücke der dörflichen Umwelt, der er fast zwei Jahrzehnte völlig angehörte, dort die seelische Auseinandersetzung mit der Welt, vertieft durch die bis ins reifere Jünglingsalter sich hineinerstreckende Ungewißheit über den Platz, den er dereinst in ihr einnehmen solle. In den ersten Arbeiten des Dichters noch ein Nebeneinander und Durcheinander beider Gruppen, äußerlich vielfach gekennzeichnet durch die Einführung eines der dörflichen Welt entwachsenen Erzählers, der sich selbst oder ihm Nahestehenden Kindheits- und Jugenderinnerungen heraufführt. Dann allmählich eine immer klarere Scheidung, bis aus der einen Vorstellungsgruppe die objektiv-realistischen Bauernnovellen, aus der andern Erinnerungsgruppe die subjektiv-philosophischen Entwicklungsnovellen entstehen, wobei natürlich auch spätere gelegentliche Kombinationen beider Arten nicht ausbleiben, wenn auch gewöhnlich dann die Objektivierung nur scheinbar, nur eine äußerliche Übertragung auf eine fremde Person ist. Für die »objektive« Gruppe haben offenbar auch spätere Besuche des Dichters in der Heimat, haben ebenso manche Erlebnisse seiner beruflichen Tätigkeit als Anwalt, die ihn ja viel mit Landleuten in Berührung brachte, neuen »Stoff« geliefert, woran seine Phantasie sich festhaken und weiterhäkeln konnte; für die »subjektive« Gruppe hat das Leben des Mannes zu dem des Knaben und Jünglings kaum grundsätzlich Neues hinzugetan, ihm nur die geistigen Hilfsmittel zur klareren Durchdringung der Probleme gegeben. Die Natur in ihrer Allseitigkeit gehört beiden Erinnerungsgruppen an: als Wahrnehmung der

Sinne der äußerlichen, als Erregerin des Gefühls der innerlichen; so kommt auch Timm Krögers eigenartiges Verhältnis zu ihr in beiden Gruppen seiner Dichtung zum vollen, einander ebenbürtigen Ausdruck.

Die Stellung und Bedeutung der Natur bei Timm Kröger gehört zum Eigenartigsten, Eigenwüchsigsten seiner Dichtung, und auch hierin offenbart sich deutlich die unbegreiflicherweise noch so oft verkannte Entwicklung seines Schaffens. »In meinen ersten Schriften«, so kennzeichnet Timm Kröger selbst in der Autobiographie seine literarische Entwicklung, »stehen Landschaftsschilderung und Stimmungsmalerei im Vordergrund, Charaktere und Gestalten treten zurück, und erst etwa von den »Leuten eigner Art« an wird die Menschendarstellung Hauptgegenstand«. Er erfaßt damit aber doch nur eine Seite der Wandlung, die seine Kunst allmählich durchgemacht hat, und auch die nicht erschöpfend. Denn es handelt sich nicht nur und nicht eigentlich um die Ablösung der Naturschilderung durch die Menschengestaltung; sondern auch in den Novellen seiner Reifezeit spielt die Natur eine mindestens ebenso bedeutende, nur ganz andre Rolle wie in seinen frühesten Skizzen. Die brachten in der Tat zunächst vornehmlich bloß malerische Verwertung der mit feinsten Sinnen aufgenommenen landschaftlichen Stimmungswerte und kamen im wesentlichen nicht über Schilderung des Zuständlichen in der Natur und bei den fast nur als Staffage im Landschaftsaquarell wirkenden Menschen hinaus. Aber bald schon ändert des Dichters Verhältnis zur Natur sich nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach: ihre anfängliche Beseelung vom Menschen aus weicht allmählich immer mehr der Offenbarung ihrer eignen Seele, ihres dem kalten Verstand und den nüchternen Sinnen verborgenen, aber dem ins Wesentliche dringenden Blick des Dichters sich erschließenden Eigenlebens. Und nun paart sich in Timm Krögers Novellen die unübertreffliche Realistik einer wunderbar eindringlichen landschaftlichen Stimmungsmalerei mit der ganz eigenartigen und dennoch völlig ungesucht, ja wie selbstverständlich wirkenden Mystik eines Verhältnisses zur Natur, die ihm »ein fühlendes, ein lebendes Wesen« gleich ihm selber ist, dem er in seinem schlicht-innigen »Wanderlied« vertraulich tröstend zuredet: »Die Sprache der Zungen und Worte versagte man dir, es blieb dir nur die stumme Gebärde. Wir aber kennen uns ... ich verstehe deine Gedanken, und ins Tagebuch meiner stillen Stunden schrieb ich's hinein ...« So klingt urgermanisches Naturempfinden in Timm Kröger wieder durch, jenes ursprüngliche Einsgefühl mit allem Lebenden, das in den dunklen Sagen unsrer Altvordern raunt, das in den großen Mystikern des deutschen Mittelalters aus verlorenen Tiefen heraufsteigt. Und das wächst nun in seinen Novellen zwanglos, organisch zusammen mit dem Menschendasein, greift hinein ins Menschenschicksal, rüttelt Menschenherzen auf und beschwichtigt sie, offenbart der Menschenseele die Allmacht und Allgüte des Weltenschöpfers. Die Echtheit dieser ganz innerlichen Naturerfassung, die sich weder ins Verschwommen-Gefühlige verliert noch zu schemenhafter Allegorie verblaßt, wird vielleicht aufs zwingendste erwiesen durch die Wirkung, die gerade diese Seite der Krögerschen Kunst auf die ursprünglich empfindende, durchaus unliterarische Jugend unsrer stillen Grenzlandschaft ausübt und die sich eben dadurch erklärt, daß an diesem bezeichnenden Zug Krögerschen Schaffens nichts erklügelt, sondern alles unwillkürlicher Ausdruck innerlichen Erlebens eines Dichters ist, der auf dem Umweg über die freieste Bildung wieder jene Ursprünglichkeit des Empfindens zurückgewonnen hat, die dem durch keine Zivilisation verdorbenen Volke unverloren blieb. Gerade weil Timm Kröger hier, ob bewußt oder nicht, an Vergangenes anknüpft, hat er Zukunft in sich; gerade weil er hier Verschüttetes, aber nicht Gestorbenes neu aufweckt, hat und bringt er Leben.

In gleichem Schritt mit dieser Verinnerlichung der Naturzeichnung vollzieht sich in Timm Krögers Schaffen die Vertiefung der Menschendarstellung: die anfänglich nur skizzenhaften Umrisse werden schärfer, das Flächenbild rundet sich zum Körperhaften, die Menschen bekommen ein eignes Gesicht und eine persönliche Seele, so daß sie schließlich vor uns dastehen in all »ihrer Eigenart, ihrer Kraft, ihrem Eigensinn, ihrer Treue und ihrer Grobheit, kurz: ihren Tugenden«, wie es in einer dieser Geschichten launig heißt. Während die frühen Skizzen nur Augenblicksbilder oder Anekdoten boten, rollen sich nun wirkliche Schicksale vor uns ab, in denen die Menschen ihres Wesens Kern offenbaren, in denen sich ihre Charaktere härten und läutern.

Zum Teil ganz herkömmliche Schicksale; auf neue stoffliche Erfindungen und Entdeckungen geht Timm Krögers literarischer Ehrgeiz nicht sonderlich aus, vielfach verwendet er uralte Motive. Aber wie er sie anpackt und auf seine Weise ausgestaltet, gewinnen sie unter seiner Künstlerhand fast jungfräuliche Unberührtheit, gehen von ihnen Wirkungen aus, die gar keine Erinnerung an anderweitige dichterische Behandlung ähnlicher Vorwürfe aufkommen lassen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wie oft ist nicht der Zwist zweier bis dahin eng verbundener Brüder, der sich aus einer Erbschaftsnichtigkeit erhebt, und dann die spätere Aussöhnung der lange Verfeindeten dargestellt worden; und wie

schafft Timm Kröger aus diesem scheinbar bis zur Unleidlichkeit abgedroschenen Thema etwas durch und durch Neues und Eigenartiges in der kleinen Novelle »Die alte Truhe«! Der Literaturschulmeister wird vielleicht auch die Novelle »Gräff« nur als eine Neubehandlung des Selbstmördermotivs etikettieren: aber wie ist hier wiederum geradezu eine Neuschöpfung auch des Stofflichen erfolgt, so daß durch des Dichters Stimmungs- und Gestaltungskraft der selbstgewählte Tod des Alten ganz aus dem Bereich des Tragischen herausgehoben und als der selbstverständliche, alles Schreckens bare Abschluß dieses Lebens erscheint. Und will man einen besonders offensichtlichen Beweis dafür, wie wenig im Grunde die Bezeichnung »Heimatkunst« zur Kennzeichnung Krögerschen Schaffens besagt, so nehme man die Doppelnovelle »Wie mein Ohm Minister wurde« und »Des Ohms letzte Geschichte«, die bei aller Wirklichkeitstreue in der Schilderung von Menschen und Umwelt doch hoch über diese äußerliche Realistik hinaus in das Gebiet allgemeingültiger Ideendichtung führt, in ihrem wunderbaren Ineinanderweben gegenständlichen und kosmisch-symbolischen Humors so etwas wie die Zurückführung der Tragik und Erlösung des verstummten und des verkannten Künstlers auf die allereinfachsten Verhältnisse und damit auf die Grundlinien ihres Wesens bedeutet.

Diese Dichtungen zeigen zugleich, daß die künstlerische Zunahme an Gehalt und Form bei Timm Krögers Schaffen sich ganz unabhängig vom Umfang der jeweiligen Dichtungen vollzieht. Denn während recht lange Erzählungen der mehr oder minder nur schildernden Art angehören, bilden jene ganz kurzen Novellen, neben denen vor allem noch »Sturm und Stille« genannt werden muß, Gipfelhöhen der deutschen Novellendichtung überhaupt; sie sind aufs äußerste komprimierte, kunstvoll stilisierte und doch nirgends skizzenhaft verschwommene oder formal verkünstelte Gestaltung, Erfassung des wesentlichsten Lebens im kleinsten Ausschnitt. Doch nicht minder sicher beherrscht Timm Kröger die Form der großen Novelle, der behaglich breit ausgesponnenen wie der in dramatischer Spannung vorwärtsdrängenden Erzählung. Den nicht zu überbietenden, auch von ihm selbst in dieser Art nicht wieder erreichten Höhepunkt bildet hier die schlechthin »klassische« Dorfnovelle »Um den Wegzoll«, wiederum echt »krögerisch« in ihrer Verbindung realistischer Herausarbeitung bäurischer Charaktertypen mit eigenartigem Hinübergreifen ins Halbmystische, beides vergoldet von verhaltenem Humor, der bald unterstreicht, bald dämpft.

Timm Krögers Humor — das ist wohl die Seite seines Schaffens, die ihn vor allem dem literarisch »Gebildeten«, dem künstlerischen Genießer wert macht, während hier vielleicht dem schlichten Leser das Feinste und Tiefste kaum ganz aufgehen wird. »Humor ist Funkenspruch, erfordert daher eine Auffangvorrichtung, die seinen Schwingungsfeinheiten angepaßt ist«, schrieb der Dichter selbst einmal nieder. Unnötig zu sagen, daß sein Humor nichts zu tun hat mit fadem Spaßmachertum; er quillt ihm aus Weltanschauungstiefen, ist das Gegengewicht gegen die Tragik alles Daseins, die sich dem reinsten Menschen immer aufdrängt. Dieser seiner Herkunft entspricht denn auch seine Erscheinungsform in Timm Krögers Werk. Der Dichter macht's wie sein Hans-Ohm in der Novelle »Der Pfahl«, als der seine letzte Geschichte erzählt: »Ganz leise schüttelte er die Schellenglöcklein seines Humors«, heißt es da; und wie dem um sein Künstlertum besorgten Sterbenden in dieser Meistererzählung der verstehende Zuhörer sagt: »Wir lachen nur nicht laut, Hans-Ohm; aber in uns hinein, da lachen wir«, so geht's auch uns, wenn Timm Kröger seine Schellenglöcklein läutet. Hier offenbart sich wohl am unmittelbarsten die menschliche und künstlerische Reife Timm Krögers, offenbart sich ganz der sichere Grund, auf dem seine gelassen zuversichtliche Weltanschauung ruht. Wie er selbst einmal es in die Worte prägte: »Humor ist die Gabe, allen Widerwärtigkeiten aus der Zuversicht heraus zu begegnen, daß unser Leben nur das Schattenspiel eines andern, hinter ihm stehenden besseren Daseins ist, daher eine tragische Auffassung nicht verdient.«

Ob nicht gerade unsre Zeit viele Menschen hat, denen es eine Wohltat sein wird, von solcher gottvertrauenden Gelassenheit etwas aus Timm Krögers Novellen in sich überströmen zu lassen? Sich daraus neue Kraft zu schöpfen für das Leben, das schließlich größer und wichtiger ist als alle Dichtung? Timm Krögers Dichtung leistet uns auch diesen Liebesdienst.

## Bekenntnis

Nicht nur in Not und Leid
Ruf' ich nach dir:
Auch in der Freude Zeit
Bist du bei mir.

Dort, wo ein Menschenkind
Jubelt und lacht,
Sel'ge Träume spinnt,
Nahest du sacht.

Überall fühl' ich dich,
Wo es auch sei.
Gott, dir ergeb' ich mich
Freudig und frei.

Wilhelm Kunze

# Aus Allmutters Garten

## Von Paul Steinmüller

### Von Wipfeln und Wurzeln

Allerseelenstimmung beherrscht jetzt die Erde: Nebel in Ästen und Büschen, eine frostige Kühle auf allen Wegen und der fade Geruch sterbenden Laubes ist überall. Herbstfröste und Winde haben ihr Werk an den Bäumen getan, die letzten Blätter sinken jetzt müde unter dem rieselnden Regen. Der Tritt klatscht auf den nassen Pfaden. Die Stille zwischen den kahlen Stämmen mag die Empfindsamen rühren, beängstigen, erschüttern — mir ist sie gerade recht. Es folgt diese hingegebene Ruhe dem sommerlichen Wirken wie Feierabendmüdigkeit einem schönen schweren Arbeitstag.

Wie friedlich sie ruhen, die Bäume! Die Leistung der letzten Monate war hart, und keiner hat dessen achtgehabt: immerwährend dies Pumpen von Stockwerk zu Stockwerk, um die hunderttausend Blätter mit Wasser zu versorgen. Nun liegen die Mengen des Laubes, das die Stämme als quellende Säfte von der Erde empfingen, dem mütterlichen Leib zurückgegeben am Boden. Nun warten sie, bis der große Schlaf auf sie fällt.

Mir will die Eiche im Nebelmond immer wie eine arbeitsmüde Frau erscheinen, die sich im Bewußtsein, ein paar Stunden verkümmerter Nachtruhe vor sich zu haben, behaglich für ihr Nachtlager rüstet und dabei noch eine Geschichte erzählt. Ja, das ist das Besondere der Bäume, die im rieselnden Herbstregen stehen: sie erzählen. Zu andern Zeiten haben sie dafür keine Muße. Im Frühling erregt sie der junge Blust, im Sommer schaffen sie schwer und stark, und um die Tag- und Nachtgleichen ringen sie mit den Stürmen. Doch vor dem Schlafengehen erzählen sie.

Und das ist etwas völlig andres als ihr Zürnen und Klagen, das nur laut wird, wenn der Wind sie schüttelt. Dann hören auch Menschen, die nicht Sonntagskinder sind, jede Baumgattung in der ihr eignen Mundart reden. Sie hören das pfeifende Ächzen der von Frost und Blitz gezeichneten Eiche wie die tiefen Atemzüge eines starken Ringers; das klagende Brausen der Fichten, das wie eine ferne Brandung tönt; das ängstliche Summen der Elsen, die wie furchtsame Kinder im Dunkel flüstern; den schwermütigen Kehrreim der Rotbuchen und das Plappern der Espen. Ja, das vernehmen auch die andern.

Doch wenn die Bäume erzählen und in ihrer Traumsprache zu raunen beginnen, dann sagen sie nicht von dem, was die Wipfel wissen, von Vogelflug und Wolken, Luft und Winden, dann sagen sie von den dunklen Geheimnissen des Erdenschoßes, durch den ihre Wurzeln sich graben, und von den Rätseln der Tiefe, in denen die heimlichen Wasser und Säfte rinnen und aus denen die geisternden Nebel steigen.

Lauschend steht dann das Altreh hinter dem Gebüsch und sichert in die Lichtung hinaus, und der Schwarm der rotbrüstigen Dompfaffen lauscht, der im jungen Eschenholz das Gefieder lockert. Und es lauscht der ernsthafte Bussard, der sich auf dem Wipfelsproß der Rottanne wiegt, und die Springmaus, die im dürren Gras kauert. Aber der Mensch, der achtlos und flüchtig durch den herbstlich feuchten Wald schreitet, ist selten unter den Lauschern.

Es war einmal anders. Da horchte der Hirt hinter seiner Herde und der Bauer hinter dem Pflug auf, wenn die Bäume raunten; da verstanden Jäger und Wanderbursch die Sprache des Waldes, und in Liedern, Sagen und Märchen trugen sie das Gehörte weiter. Der Baum bedeutete für sie eine Macht der Erde, die ihnen heilig galt, weil sie die Brücke zwischen Höhen und Tiefen bildete. Man tränkte seine Wurzeln mit Blut, man wußte, daß die Seelen frühverstorbener Kinder in die Bäume fahren. Wehe dem, der einen Baum mutwillig schälte oder abschnitt! Die Seele des Baumes würde den Schänder verfolgen.

Das Geschlecht, in dem Ehrfurcht war, fand auch in den seltsamen Mächten der Natur das Bedeutsame, Weisheitsvolle, das in sein und seines Volkes Leben sich verflocht. Wie gläubig blickten vergangene Geschlechter auf den uralten Birnbaum auf dem Walserfeld! Solange er blüht, wird Deutschland nicht untergehen. Mit welcher Andacht hegten sie die knorrige Linde auf dem Dorfanger! Erst wenn sie nicht mehr grünt und ihre Würze nicht mehr die Johannisnacht erfüllt, erst dann wird das Geschlecht, dessen Ahn sie pflanzte, vergehen. Und wenn der

Hoferbe den Bienen und Bäumen im Garten den Tod des Vaters ansagt — geschieht es nicht deshalb, weil er um den Segen ihrer Gunst werben will?

Alle erwiesene Sorgfalt dankt die Pflanze dem Menschen, indem sie ihm die Segenskräfte des Bodens offenbart. Welche geheimnisvolle Macht wohnt in der Haselrute, die man auch Wunschzweig nennt! Vergrabene Schätze, verschüttete Grenzsteine, Metalladern und Quellen zeigt sie an und erschließt auch die Herzen. Das wußte schon die Edda, und Tristan legte die Wunschrute deshalb auf den Weg, den seine blonde Königin beschreiten sollte. Die seligen Fräulein hüten im dämmernden Wald die Heilkraft der weißen Salbei, bringen der gebärenden Frau die schmerzstillende blaue Blume Nimmerweh und verraten den Aussätzigen die Wunderkraft des heilsamen Baldrian.

Was ruht nicht in dem dunklen Grund der Erde! Die Gifte von Sturmhut, Tollkirsche und Nachtschatten, aus denen die Bösen ihre verräterischen Getränke brauen; die glückbringenden Alraunen, die man in Vollmondnächten an dem Schwanz eines Hundes auszieht, in Wein badet, in Seide kleidet, die dem Besitzer Reichtum bringen, ihn vor Blutrinnen, Blitz und Brand behüten und den Hausfrieden wahren.

Alraun, ich rufe dich an,
daß du meinen harten Mann
bringest dazu,
daß er mir kein Leides tu.

Wir glauben heute nicht mehr an die Zauberkraft der Wurzeln des Bittersüß und des Siegwurz. Was die Bäume zu den Einfältigen der alten Zeit sagten, das verschweigen sie heute vor den Zwiefältigen unsrer Tage. Vielleicht ist das gut. Aber waren die Alten nicht glücklicher als wir, so waren sie doch reicher im tiefsten Sinn, da sie noch wie Kinder durch die Türspalten in Allmutters Bescherungsstube spähten.

Wir glauben aus dem Rätselhaften und Sinnbildlichen entwachsen und stehen doch fremd und fröstelnd draußen am Zaun. Die Sprache der Wurzeln haben wir vergessen und haben doch die Sprache der Wipfel noch nicht gelernt. Erkaltet und starr geworden hängen wir zwischen Himmel und Erde.

Was hat uns dahin gebracht? Die Kirche, der man so viel vorwirft? O nein. Viel gründlicher hat es die Wissenschaft seit Baco von Verulam besorgt: sie wollte den Aberglauben mit den Wurzeln ausreißen, doch sie hat zugleich den Mutterboden mit fortgenommen. Wir schreiten durch einen entgötterten Wald, und wir sind es, die deshalb arm wurden.

# Die Zeit der weißen Not

Ganz plötzlich ist sie über uns gekommen, der Tiere und der Bäume Notzeit. Drei der längsten Nächte waren voll Nebel, dann fuhr der Ostwind in sausendem Ritt durch das Land. Darauf genügten drei der kürzesten Tage, Felder und Straßen mit Schnee zu füllen.

Nun läuten die Schlittenschellen, und alle Gräben sind verschüttet. Das Dunkel der umgebrochenen Ackerschollen ist mit glänzendem Weiß ausgekleidet, des Winters schönste Zier aber trägt der schweigende Wald, der dem flüchtigen Getier als Schirm und Schutz winkt. In ihn hinein führen die Spuren von Fuchs und Iltis, von Hase und Reh.

Die Schneelast preßt die unteren Zweige der Weißtannen bis auf den Boden, und die besternten Zweige der Wacholder biegen sich unter mächtigen Ballen. Unbeweglich hängen wie schwere Fahnentücher die Zweige der Birken, und die Äste der königlichen Eiche, die immer wie verlangende Arme gegen den Himmel gereckt sind, wurden reich mit Silber beschenkt. Die wulstigen Weißbuchenstämme aber, die kein Pflanzenleben unter sich dulden, erscheinen jetzt fromm wie frisch geputzte Kirchenleuchter, die die Weihnacht entzünden soll.

Wie still ist alles in dieser perlgrauen Luft, hinter der die Sonne ein wenig blänkert! Zuweilen hört man das leise Graben der Mäuse im Schnee, zuweilen seufzt ein Busch erleichtert auf, wenn die Schneelast von seinem Zweig fällt. Die Menschen in den großen Städten, die von Elendsgürteln umgeben sind, nennen diese Stille Totenstille. Aber es ist die Stille eines Tempels, denn sie erhebt und macht ehrfürchtig.

Es ist alles so zart, daß man fürchtet, der Schall eines Wortes könne die feine Pracht des Filigrans zerstören, die auf den Schlehen, Haseln und dürren Klettenbüschen liegt. Alles erscheint verklärt, auch das, was wir häßlich oder überflüssig nennen: die Hopfen-

ranke im Ellernstrupp, das Dornengerank am Wegstein und die welken, windzerpflückten Lieschgräser.

Der Fuß sinkt in den weichen Schnee. Unhörbar gelange ich in die Nähe des Platzes, wo zwischen Fichtenbüschen der Tisch für die Tiere gedeckt wird. Unweit steht ein wilder Apfelbaum; aber die Rehe haben ihre Weihnachtäpfel schon längst unter dem Schnee hervorgescharrt und verzehrt. Die Amsel hat die letzte rote Beere von dem Pfaffenhutstrauch gepflückt. Jetzt ist es höchste Zeit, daß im Schutz der Tannen Kaff ausgeschüttet wird, Kohlstrünke ausgeworfen und Hafergarben an die Bäume gebunden werden.

Von allen Seiten kommen sie herbei, die der Heimat auch im Winter treu blieben: Himmelsmeise und Baumläufer, Zaunkönig und Buchfink, Markwart und Specht. Ei, wie mancher durch Fleischkost verwöhnte Vogel in dieser Notzeit zum Körnerfresser bekehrt worden ist! Die Tiere sind unglaublich zutraulich. Vielleicht spüren sie, daß ihnen durch die Hand des Menschen, den sie so oft als Störenfried kennenlernten, nun etwas Gutes zuteil wird.

Es gab Zeiten — und die Vogellegende weiß davon zu erzählen —, da die fromme Königin Mathilde offenen Tisch für die Vögel hielt und Herr Walther von der Vogelweide in seinem Testament verfügte, daß im Lorenzgarten zu Würzburg seine gefiederten Freunde tagaus tagein Atzung finden sollten. Der milde Sinn, der ein Zeichen heiliger Ehrfurcht war, ist freilich vielfach geschwunden, die Wissenschaft geht kalten Herzens durch die Natur. Aber trotz der barbarischen Versuche an lebenden Tieren, trotz der Fremdheit, die die humanistisch Geschulten in der Natur empfinden — die unverlorene Hingabe an sie ist noch heute das beste Erbteil deutschen Blutes. An der Pforte von Allmutters Garten scheiden sich deutscher Geist und der Geist der Antike, germanisches und romanisches Wesen überhaupt. Die Innigkeit, die Pflanze, Tier und Stein als Gleichnisse des Göttlichen erfaßt, und die Inbrunst, die die gotischen Dome schuf, sind die beiden Pole deutschen Wesens. Beide sprossen aus der gleichen Wurzel, eins ohne das andre ist undenkbar. Wenn der Zeitstrom eins auf Kosten des andern verkümmern läßt, so ist in der Volksseele etwas krank; läßt das deutsche Volk beides unfruchtbar werden, so gibt es sich selbst auf.

Nein, nein, die Frömmigkeit, die auf die Erde gerichtet ist, und jene, die auf alles außer der Erde zielt, geben wir nicht preis. Wir halten sie, wir schützen sie vor dem Feindlichen aller dunklen Mächte. Wir retten sie durch die Notzeit des Volkes hinein in eine sonnige, nicht zu ferne Zukunft.

Wann wird sie Ereignis werden? —

Der kurze Tag erlischt. Die Vögel verlassen den Futterplatz, um in geschütztem Dickicht die Nachtrast zu suchen. Plötzlich flammt es rot über dem weißen Wald auf. Vor dem den Horizont fast berührenden Sonnenball ist die Schneedunsthülle zerrissen, und für wenige Minuten überglänzt die Purpurlohe des himmlischen Sonnenwendfeuers den glitzernden Zierat der Bäume, Sträucher und Wege.

Ist das die Antwort auf meine Frage? Ich fühle in mir eine jubelnde Freude, und die Stimme des Waldes sagt deutlich: Ja, ja! Amen!

Aus der Ruhe kommen wir, in die Ruhe gehen wir wieder ein. Und über Ruhe und Unruhe steht unbeirrbar das ewige Licht!

# Verkündigung

Da der Ruf des Engels sie erweckte:<br>
»Sei gegrüßt, Marie ...«,<br>
Und ein Licht sich ihr entgegenstreckte,<br>
Sank sie lächelnd in die Knie.

Und ein Duft von Lilien, süßen, zarten,<br>
Floß um ihren Leib.<br>
In der Ferne wußte sie den Garten<br>
Ihrer Kindheit ... und nun war sie Weib.

Und sie sah das Antlitz dunkler Leiden<br>
Und ein Schwert, das ihr das Herz durchstieß —<br>
Doch ihr war es wie ein Tuch, das seiden<br>
Sie umhüllte ... Weg zum Paradies.

Plötzlich fühlte sie die hohe Sende:<br>
Magd des Herrn ...<br>
Und sie faltete die schönen Hände ...<br>
Durch das Fenster glomm ein weißer Stern.

Hansjürgen Wille

# Peter Cornelius' Jugendliebe

## Von Carl Maria Cornelius

Als der Dichter-Musiker Peter Cornelius im Jahre 1844 auf Einladung und mit Unterstützung seines Oheims, des Malers, nach Berlin kam, geschah es, um bei dem berühmten Musiktheoretiker Siegfried Dehn zu studieren. Der Schüler hat sich an den Lehrer sehr innig angeschlossen und ihn hoch verehrt. Die strenge Zucht und das Verbot, zu schaffen, ehe er etwas könne, war ihm im Anfang lästig. »Der Dehn«, heißt es in heimlichen Versen, »verbietet mir das Phantasieren. Ich soll nicht tanzen, eh ich gehen lerne, und ich muß schreckliche Exempel schmieren.« In den Freistunden hängt er seinen Träumen nach. Er gesteht, daß er ohne Liebe nicht leben noch lernen könne. »Ach, wenn ich nur ein Liebchen hätte, ich wäre fleißig spät und früh!« Dieses sein Lieblingsliedchen von C. M. von Weber summt er öfters vor sich hin.

Seine erste Berliner Flamme, die ihn im Mai 1845 in einen Frühlingsrausch versetzte, war eine berühmte Schönheit, Elisa Löwe mit Namen, die er nur aus der Ferne verehrt hat. In den Proben der Singakademie saß er hinter ihr, die eine Stütze im Alt, wie er im Baß war. Sie bildet den Magnet für ihn, der selbst viel zu schüchtern ist, eine Annäherung zu wagen. Dann errettet ihn eine neue Herrin, die er in einer befreundeten Familie kennenlernt. Sie heißt auch Elise (Tettenborn mit Zunamen), und das ist ein freundlicher Zufall: denn das Wortspiel Elise — Elysium ist gar zu schön. Elysium bedeutet für ihn schon ein flüchtiges Begegnen. Die zweite Elise scheint ihm nicht mehr Hoffnung gemacht zu haben als die erste.



Peter Cornelius
Nach einer Zeichnung von Paul Heyse aus dem Jahre 1852

Aber die Liebe lockt ihn zum Ritt ins romantische Land. Er dichtet viel und vertont auch (heimlich) Gedichte von sich und andern. Erhalten ist nur ein Duett nach den Worten von Uhland: So soll ich dich denn meiden? Erwähnt zu werden verdient, daß Peter in hilfsbereiter Gutmütigkeit Gedichte auf Bestellung machte, und zwar für seine Freunde, die sie dann für ihre eignen ausgaben. Dem einen machte er Verse zum Geburtstag seines Vaters, dem andern gar Liebeslieder für seine Dulcinea. Peter selbst besingt Elise, bis das Jahr zu Ende geht. Im Tagebuch findet sich eine Zeichnung einer Glorie von Engeln, von denen zwei ein Band mit ihrem Namen halten. Offenbar ist das die Schlußapotheose. Die Liebe erstirbt wiederum an Hoffnungslosigkeit. Es tritt eine Pause ein in der Symphonie seiner Sehnsucht. Peter ironisiert sich selber. Er empfindet es als eine Wohltat, einmal Ruhe zu haben vor der »Jägerin Leidenschaft«, und er vertraut dem »Hauspegasus« ein launiges Gedicht an, das überschrieben ist: »Eine Pause«. Die ersten beiden Strophen lauten:

Heftig wechselte fortissimo
Mit dem süßesten pianissimo,
Dann erfolgte nach dem Sturmgebrause
Eine Pause.

So auch wechselt in dem raschen Leben
Glück und Leid und macht dein Herz erbeben —
Lieblich ist dann in der stillen Klause
Eine Pause.

Dann aber beginnt bald und um so stürmischer ein neuer Satz. Die Engel bringen gar ein Doppelgestirn in seinen Himmel. Zwei Freundinnen bezaubern den jungen Dichter, und er weiß nicht, für welche er sich entscheiden soll. Ein Gedicht, »Zwei Sterne« betitelt, besingt diesen Zwiespalt in seinem Herzen. Schließlich siegt Lina über Laura. »Die oder keine« heißt es in einem Briefe vom 24. Januar 1846.

Lina muß wunderschöne blaue Augen gehabt haben, und diese strahlen nun lauter Glanz auf Peter, fast seinen ganzen Berliner Aufenthalt hindurch. Lina ist die erste tiefe Liebe und Leidenschaft seines Lebens. Ihr verdankt er seinen vollen Lebensmut trotz aller Lebensnot, ihr seine Schaffensfreudigkeit. Weit über hundert Liebesgedichte entstanden unter ihren Augen, daneben verschiedene Lieder, abgesehen

von den Kompositionen, die für Dehn ausgeführt wurden. Lina hieß mit Nachnamen Arndts und war die Tochter eines Justizrats aus Westfalen, der zwar schon längere Zeit in Berlin ansässig, doch »nicht im mindesten berlinisiert« war.

So rühmt Peter in einem späteren Tagebuch und schildert seinen Eintritt in die Familie folgendermaßen: »Als ich zum erstenmal dort anklopfte, öffnete mir die älteste Tochter Lina, damals ein gar frisches, lachendes Mädchen, blond und blauäugig, rotwangig und kirschmundlich, die Tür. Sie war es, die nun auf jahrelang mein Herz mit all seinen Gedanken einnahm. Ihre Mutter war eine noch kaum alternde Frau, schlanken Wuchses und mit tief innigen braunen Augen. Sie hatte ohne eigentliche Liebe auf Drängen ihres Vaters ihre Ehe mit dem Justizrat Arndts eingegangen. Ihr Mann war der Herzensbeste, Ehrlichste, Tüchtigste und Gutmütigste von der Welt. Aber dennoch war ihr wohl nach höherer Befriedigung strebendes Herz unerfüllt geblieben. So kam ich denn zum zweitenmal in meinem Leben mit einer jener unbefriedigten weiblichen Existenzen in Berührung, und auch diesmal konnte dies nicht ohne Wirkung auf mich bleiben. Ich wurde da inmitten des kalten Berlin mit offenen Armen in den Schoß einer gar freundlichen, heimeligen Familie aufgenommen. Man kam mir gleich anfangs mit so unverstellter Herzlichkeit entgegen, nahm mich ganz so, wie ich war, zeigte unverhohlenes Gefallen an meiner fröhlichen jungen Art, da mußte ich mir's wohl sein lassen, da mußte ich gern öfter und immer öfter wiederkehren. Die beiden ältesten Söhne, Franz und besonders der musikalische Jurist Fritz, wurden meine Freunde, die jüngeren drei Kinder meine Schüler. Da ließ ich mich denn gern nach der Stunde bewegen, dazubleiben und an dem einfachen Nachtessen teilzunehmen. Frau Arndts hatte gleich anfangs eine große Vorliebe für meinen Liedervortrag und war nicht glücklicher, als wenn ich ihr Schubertsche Müllerlieder oder manches selbstkomponierte Lied vortrug. In herzausströmenden Stunden gestand sie mir auch wohl ein, daß sie im dunklen Nebenzimmer Tränen vergossen, als ich ihr meine Melodie zu Heines ‚Einsamer Träne' vorgesungen, die ich um jene Zeit komponiert hatte und die auch noch in späteren Jahren von Interesse für mich blieb. Mit Fritz spielte ich die schönsten Haydnischen Symphonien vierhändig ... Bald nach der allerersten Zeit dieser Bekanntschaft gesellten sich zu den Freuden der Gemütlichkeit, denen ich mich wahrlich unbefangen und in naivem Behagen, verstanden zu werden und gern gesehen zu sein, hingab, alle heimlichen Wonnen einer reinen und tiefen Jugendliebe.«

Peters überschwengliches Herz ergibt sich nun den verstehenden Frauenherzen des Hauses Arndts, den beiden Karolinen — Mutter und Tochter führen denselben Namen —, und schwelgt in Huldigungen, die im Grunde nur der Tochter gelten, die jedoch die Mutter auf sich bezieht, so daß auch sie eine stille Neigung zu dem jungen Hausfreunde faßt. Darin lag, wie Peter selbst erst nach Jahren erkannte, der ganze Keim zur späteren unbefriedigten Lösung und Verwirrung des Verhältnisses Dieses entwickelte sich sehr langsam, zunächst sowohl in wie außer dem Hause. Arndts hatten vielfachen Verkehr mit Familien, in denen Peter als Lehrer unterrichtete. Wichtig für seine Kunst war die Begründung von musikalischen Vereinigungen, eines Triovereins und eines Quartettvereins, der aus guten Sängern bestand. Diese Veranstaltungen, die regelmäßig stattfanden, gaben ihm, wie er rühmt, Anregungen zu fleißigem Komponieren. Er bedarf ihrer wie das Segel des Windes, und er benutzt gern die Gelegenheit, denen, die ihn verstehen, mit seiner Kunst Freude zu machen.

Zu den vielen Gelegenheitsschöpfungen gehört auch ein Werkchen, das seinem Oheim Peter Cornelius gewidmet war. Im April 1846 wurde dieser von Rom zurückerwartet. Das neue Haus, das der König für ihn am Königsplatz hatte erbauen lassen, sollte nun bezogen und eingeweiht werden. Peter war dazu ausersehen, den Hofmarschall zu machen. Er sollte die neu eingerichteten Räume eine Zeitlang bewohnen und, wie es in einem Briefe ausdrücklich heißt, »einräuchern«. War er doch in Berlin ein leidenschaftlicher Raucher geworden und konnte nicht arbeiten ohne Pfeife oder Zigarre. Auch der Maler scheint den Tabak geliebt zu haben. Zum Empfange des Heimkehrenden dichtete und komponierte er ein Ständchen für Chor und Orchester, das am Abend der Ankunft vorgetragen wurde. Peter dirigierte selber. Der Ohm war hoch erfreut, und der Neffe glücklich, seine Dankbarkeit auf diese schöne Weise zum Ausdruck bringen zu können. Von der Musik ist nichts erhalten geblieben, dagegen sind die anspruchslosen Verse überliefert. Durch diese Aufmerksamkeit hatte sich die Stellung Peters zur Familie seines Ohms merklich verbessert, und dieser selbst nahm fortan regeren Anteil an den Arbeiten des Neffen. Dieser mußte nun die Rolle eines musikalischen Gesellschafters übernehmen. Er wußte namentlich die Empfangsabende durch Musik zu verschönen, besonders seit seine Schwester Auguste mit ihrer prächtigen Stimme dabei mitwirken konnte. Die Klassiker, hauptsächlich Mozart, den der Maler über alles liebte, wurden hier gesungen und gespielt. Aber auch mit eignen Kompositionen kam Peter zu Gehör.

Im August des Jahres 1845 erreichte seine zweijährige Lehrzeit bei Dehn nach Erlernung des einfachen Kontrapunktes ihr Ende. Peter

hatte seine erste größere Komposition auf die Worte des 50. Psalms, ein vierstimmiges Miserere in zehn Sätzen, vollendet, das Dehns Beifall fand, so daß der Schüler sich nun getraute, selbständig weiterzugehen. Zunächst freilich genießt er die Freiheit in der Natur, wozu die Familienausflüge reichliche Gelegenheit boten. Die Ausspannung lohnte sich. Er ging mit neuen Kräften an die Arbeit und schrieb im Herbst ein Trio in A-Moll sowie ein Klavierquartett in C-Dur, daneben ein Magnifikat. Er gab viele neue Stunden und gelangte so weit, daß er vom Ohm Cornelius nur noch sechs Taler annahm, das übrige zum Lebensunterhalt selbst verdiente. Dieses Vorwärtsschreiten wird dadurch gekrönt, daß er feierlich als Komponist in die Gesellschaft eingeführt wurde. Und zwar darf er gelegentlich des Neujahrsempfanges am 1. Januar 1847 bei seinem Oheim einen Vokalsatz aus seinem Miserere zur Aufführung bringen. »Nach beendetem Stück ging Ohm Peter mit großen Schritten auf mich zu und gab mir die Hand, und ihm folgten viele aus der Gesellschaft, um mich zu komplimentieren, unter andern der Geheimerat Olfers«, schreibt Cornelius. Dieser schöne Erfolg oder Triumph, wie er es nennt, versetzt ihn in eine gehobene Stimmung, die sich dann noch steigert durch die Annäherung an die Geliebte. Ein Gedicht vom 21. Februar feiert die ersten Zeichen ihrer Gunst: »Winke, Blicke, Händedruck und das Lächeln ihrer Augen.« Ein ganzer Sonettenkranz wird ihr dafür gewunden. Schaffensfroh gemacht, fördert Peter ein neues Klaviertrio zutage, ferner eine Elegie sowie dreißig Kanons für zwei weibliche Stimmen mit Klavierbegleitung. Eine etwas größere Einnahme macht ihn schon frohlocken, daß er vom Lächeln der Fortuna redet und der Hoffnung lebt, seine Mutter zu sich nehmen und für seine Schwester sorgen zu können.

Lassen wir ihn selbst erzählen: »Ich hatte mein Trio fertig komponiert, es war von den Freunden mit Beifall aufgenommen worden, ich hielt mich für einen Künstler. Außerdem war gerade in den ersten Tagen durch Besuche alter Bekannter ein erhöhtes Burschenleben und Freundschaftschließen eingetreten. Darauf mußte die Liebe ihre goldene Krone setzen. Am 5. April war ein kleiner Ball bei Ulrichs; da war es, wo ich Lina fragte und ohne nähere Bezeichnung der Frage nur ein Ja oder Nein verlangte. Ich erhielt ein seliges, frohes Ja zur Antwort ... Und in einem Mixtum compositum von Selbstvertrauen, Kühnheit, Einbildung, Liebe, Hoffnung, Glaube an die Zukunft verlobte ich mich mit dem besten Mädchen von der Welt.«

Die nächsten Wochen waren ein süßer Traum. Da die Liebenden sich nur schwer allein sehen konnten, dauerte es zwei Monate bis zur ersten Umarmung und zum ersten Kuß. Die Sehnsucht danach ist in dem reizenden Erdbeerengedicht ausgesprochen. Der Dichter pflückt im Wald einen Erdbeerenstrauß, den er der Liebsten nach Hause bringen will, »um ihr damit ein Bild zu weihn von ihrem dufterfüllten Sein«. Er spinnt das Gleichnis aus und träumt von dem Kuß, nein von den Küssen, die sie ihm wird geben müssen zum Lohn. Vor dem Tor erwacht er aus den Träumen und entdeckt, daß er »vor lauter Lieb indessen die Erdbeer'n alle aufgefressen«. Waren die Beeren auch dahin, so findet er doch Lohn für seine Lieder. Mit den Küssen werden die Liebenden kühner und verraten sich schließlich durch ihr Benehmen, wenigstens den Blicken der Mutter, die doppelt scharf sieht, weil die Eifersucht in ihr erwacht. Mit starr abgewandten Augen, namenlose Enttäuschung in den Mienen, verabschiedet sie eines Abends den jungen Hausfreund, der am andern Tage zur Verantwortung gezogen wird. Sie war entrüstet und hielt das Ganze gar für einen frevlen Scherz. Peter mußte beteuern, wie ernst es ihm gewesen sei und wie er nach einer auskömmlichen Stelle trachten wolle. Doch das half ihm nichts. Jeder Gedanke an eine Heirat wurde von vornherein abgewiesen. Der Popanz Geld, wie Peter sagt, war zu mächtig, und dann sicher auch ein gewisses Standesvorurteil.

In launiger Weise hat er später seine Niederlage in einem Gedicht an Lina besungen:

Als ich mit scheuem Schritte
Fremd in dein Haus trat ein,
Da klopft' ich an, wie's Sitte,
Du riefst darauf: Herein!
Doch schon nach wenig Wochen
Klopft' ich nicht mehr allein,
Dein Herz fiel ein mit Pochen,
Sooft du riefst: Herein!
Und als mit leisen Schlägen
Ich pocht' ans Herze dein,
Klang mir gar süß entgegen
Nichts als: Herein, herein!

Zu bald nur sah die Mutter ein,
Wie es mit uns sah aus,
Und nun hieß es nicht mehr: Herein!
Es hieß: Hinaus, hinaus!
Sie sind als Mensch zwar ganz scharmant,
Mir angenehm durchaus,
Doch sind Sie nur ein Musikant,
Darum: Hinaus, hinaus!
Wär'n Sie Assessor, Rat in spe,
Das säh' noch anders aus —
Doch Musikant — ojemine!
Hinaus, hinaus, hinaus!

Die Verse sind laut Tagebuchnotiz erst am 23. Oktober 1848 geschrieben worden. Bis sich Peter zu diesem Humor emporgerungen hatte, bedurfte es bitterer Kämpfe, von denen verschiedene Gedichte, oft in sehr leidenschaftlicher

Tonart, Zeugnis ablegen. Schmerz und Sehnsucht machen ihn zum Dichter. »In der Zeit des Herzenskummers erblühte mir Trost in der Poesie. Wenn sich je eine dichterische Ader in mir in bedeutenderer Weise geltend machen sollte, so gab die damalige Zeit die Entscheidung. Nun wurden alle Klagen in Versen laut. Aber erst nach und nach wurde mein Formensinn ein wenig feiner — es war mir durchaus nur um die Entlastung meines beschwerten Herzens zu tun. — So muß Freud und Leid in der eignen Brust abblühen und welken, und die dichterische Arbeit, in welcher es als Erlebnis hinübergenommen wird, bildet am Ende die Frucht, welche die Welt genießt.«

Der Familienverkehr wird dem Hausfreunde gekündigt. Die Freundschaft mit den Brüdern besteht weiter, aber außer dem Hause, das er nur betreten darf, um den jüngeren Geschwistern Stunde zu geben:

Ach, an demselben Klavier, wo ich oft so selig gesessen,
Lieder ihr singend ins Ohr, Liebe ihr singend ins Herz ...

Peter gab die Hoffnung, die Geliebte zu besitzen, trotzdem nicht so bald auf. War er auch von den Eltern abgewiesen worden, Lina hielt an ihm fest. Kaum drei Monate nach der Katastrophe, im Juni 1847, hatten die Liebenden, trotz des Verbotes, miteinander zu verkehren, sich heimlich geküßt und das Versprechen der Treue erneuert. Von da an dauern die roten Zeichen im Tagebuche fort und die Ziffern, wie oft er Lina von fern oder nahe gesehen. An seinem 23. Geburtstage steht wieder ein Kuß verzeichnet zur Feier seiner Genesung. Während der Krankheit hält ihn der Gedanke an die Geliebte aufrecht. Und als Todesahnungen ihn ängstigen, findet er die schönen Wunschworte:

Willst, Vater, du es weise lenken,
Daß mir im Tod das müde Auge bricht,
So raube drüben mir das Angedenken
Von ihren Augen, ihrer Seele nicht!
Denn von der blauen Augen Glanz erzähle
Ich Wundersagen deinen Engeln dort,
Und mit dem Angedenken ihrer Seele
Jag' ich den Teufel aus dem Weltall fort.

Als er wieder aufstehen darf, schleicht er sich im Dunkeln vor ihr Haus und spricht einen Segensspruch darüber. Bei jedem Ausgang ist es sein Sinnen und Trachten, der Geliebten zu begegnen, aber es glückt ihm selten. Doch als es Frühling wird und er von Duft und Glanz berauscht, ist es ihm, als müsse sie ihm begegnet sein.

Ich ging hinaus, um dich zu sehn:
Ich sah den Äther hell und rein
Und wundergoldnen Sonnenschein —
Dich aber sah ich nicht.

Ich ging hinaus, um dich zu sehn:
Da sah ich weithin Blumen blühn,
Im Schmelz der bunten Farben glühn —
Dich aber sah ich nicht.
Doch als ich wieder kehrte heim,
War mir das Herz so voll von Duft
Und Sonnenschein und Himmelsluft:
Als hätt' ich dich gesehn.

Lina ist fromm wie Peter, und da ergibt sich öfters die Gelegenheit, beim Gottesdienst und besonders im Mai bei den täglichen Abendandachten, daß er die Geliebte vor, in oder nach der Kirche sieht, von fern nur oder im Beisein ihrer Mutter, der er nicht unter die Augen kommen darf. Das sind dann doppelte Weihestunden, die in seinen Liedern nachleben. Jedes tiefere Herzensereignis wird alsbald besungen, oft in unmittelbarer Weise. Davon gibt das folgende ein schönes Beispiel: Wie es zu geschehen pflegte, hatte er Lina wochenlang nicht gesehen. Schon zweifelte er an ihrer Liebe — da begegnete sie ihm am 14. August allein unter den Linden. Miteinander zu sprechen, wagen sie nicht. Im Vorübergehen aber wirft sie ihm einen nicht mißzuverstehenden Blick zu. Die Stimmen seines Inneren jubeln auf, und am Abend schreibt er folgendes Gedicht nieder:

O gebt mir doch ein volles Orchester!
Daß von Posaunen, Trompeten und Pauken,
Vereint mit tausendstimmigem Chor,
Es mächtig töne: Sie liebt mich noch!
Oder gebt mir den Frühling wieder,
Daß nur eine einzige Nachtigall
Mit sehnsuchtzitternden Wonnetönen
Es wiederhole: Sie liebt mich noch!
Wär' ich ein Gott, ich würd' es donnern,
Und würd' es blitzen vom Himmel herunter
Und wieder in leise säuselndem Regen
Allmächtig künden: Sie liebt mich noch!
Ich aber bin nur ein Mensch, ein armer,
Ich kann nur still in der Kammer sitzen,
Halb lachend, halb weinend ein Liedchen raunen,
Das kurze Liedchen: Sie liebt mich noch!

In grellem Gegensatz zu dieser beglückenden Begegnung steht eine andre vom Ende 1849. Lina ging an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen. Peter, tief bestürzt, konnte sich diesen Affront nicht erklären. Paul Heyse, dem er in einem Briefe sein Herz ausschüttet, suchte ihn zu trösten. »Was du mir von Lina schreibst, ist mir so rätselhaft, daß ich geneigt bin, es ganz natürlich zu finden. Sie sah dich nicht, ging vorbei, weil irgendein Spion in der Nähe war oder sonst was. Mußt du dich so wenig lieben, daß du denkst, man könne dir so leicht untreu werden?« Und doch w a r es so. Die Geliebte, von der vollkommenen Hoffnungslosigkeit mürbe gemacht, hatte sich von ihrer Mutter überreden lassen, ihre Augen auf einen andern zu werfen. Es

war — »ein Assessor, Rat in spe, da sah es anders aus«. Peter erfuhr die Tatsache erst einige Jahre später in Weimar. Glücklich, Lina glücklich zu wissen, schreibt er in sein Tagebuch: »Im Hotel de Russie traf ich Pietro Delaini aus Berlin. Da hörte ich denn einen Sack Neuigkeiten ... Zuletzt, daß Lina den Markees geheiratet hat und mit einem Töchterchen niedergekommen ist. Oh, welch freudige Nachricht für mich! Das gute, liebe Mädchen, die gute Frau! Oh, wie frei, wie leicht fühlte ich mich, daß ich sie verheiratet wußte! Dem Westfalen die Westfälin, so mußte es noch kommen. Oh, da singe ich noch ein Lied nachträglich.« Einige Jahre vorher gab er sie natürlich nicht so leicht auf. Da war, seit jener schmerzlichen Begegnung, der Ton oft bitter oder voll Galgenhumor:

Ich habe keine Titel, / Bin nicht Kommerzienrat, / Ich hab' auch keine Mittel: / Der Fall ist desperat. / Bin so ein Stückchen Dichter, / Ein Stückchen Musikant, / Solch hungriges Gelichter / Erfüllt das ganze Land. / Käm' nur die Zeit recht schnelle, / Wo man den Menschen schätzt; / Dann bliebe manche Stelle / Im Land wohl unbesetzt. / Und werden alle Hunde / Und Wölfe dann verbannt, / Blieb wohl für mich zur Stunde / Ein Platz als Mensch vakant.

Aus dem März 1850 stammt ein langes Abschiedsgedicht »Zueignung an Lina«. In stolzer, pathetischer Sprache (in Oktaven) klagt Peter sie an, daß sie nun auf einmal nichts mehr von ihm wissen wolle und ihn ohne Abschied von sich stoße. Aber er ist sich bewußt, daß sie nie mehr ganz so selig werden könne. »Denn lieben kannst du einmal nur im Leben!«

In der Folgezeit, wo der Liebende entsagt, entstehen jene elegischen Lieder wie das feine: »Ich wandle einsam«, das später in den Zyklus »Trauer und Trost« aufgenommen wurde. Und wie die Glocke noch lange forttönt, nachdem sie ausgeschwungen, so auch seine Lippe:

Wandle allerwegen / Still und selig fort,
Folge dir zum Segen / Deines Dichters Wort.
Habe tief hienieden / In manch Herz geschaut:
Keins, drin solcher Frieden / Solcher Himmel blaut.
Hab' aus manchem Munde / Holdes Wort erlauscht:
Keins, drin solche Kunde / Beßrer Welten rauscht.
Frühe möcht' ich enden, / Dürst' ich nach dem Tod
Als dein Schutzgeist wenden / Von dir, was dir droht.
Doch des Dichters Segen / Ist ja auch ein Hort:
Wandle allerwegen / Still und selig fort!

Peter fand für seine Trauer Trost am Herzen der Mutter, die im Spätherbst 1849 wieder zu ihm gezogen war, um bis zum Ende seines Berliner Aufenthalts, im Frühjahr 1852, bei ihm zu bleiben. Er war glücklich, sich ganz abschließen zu können und in seiner Studierstube Zuflucht zu finden. Wie früher saß die Mutter die Abende bei ihm, und das Schaffen wurde ihm leicht in ihrer Nähe. Alle Liebeskräfte, deren er fähig ist, vereinigt er auf sie und trägt alles mögliche dazu bei, sie heiter und zufrieden zu machen. Den Preis ihrer Liebe sagt er auch in Tönen, indem er das schöne Gedicht von Heyse in Musik setzt, das beginnt: »So weich und warm hegt dich kein Arm, als wenn die Mutter dich umfängt.« Viele Jahre später, kurz vor seinem Tode, nahm Cornelius die alte liebe Weise wieder auf. Sein letztes Lied galt der Mutter.

Schon der Heranwachsende verherrlicht die Mutter in Versen und Briefen. Er rühmt ihr fröhliches Gottvertrauen. »Die Mutter ist stets die herrliche Frau, wie sie immer war. Die lebt so recht still weg, und man weiß nicht, was man an ihr hat. Da kommt her, all ihr verrückten Prinzessinnen der Blaustrumpfliteratur, kommt her und lernt, was ihr euer ganzes Leben lang nicht begreifen könnt: die Kunst, heiter zu sein. Jean Paul lehrt diese Kunst; das hat die Mutter nicht gelesen, aber sie übt es eben aus, sie geht selten in die Kirche, aber sie dient ihrem Gott: durch Heiterkeit.« Später, als der Sohn fern von der Mutter leben mußte, denkt er an das Zusammensein mit ihr wie an ein verlorenes Paradies zurück. Eine liebe Gewohnheit von beiden war es, vor dem Zubettgehen noch am Fenster zu lehnen und die Sterne zu betrachten. Als Mutter und Sohn dann in späteren Zeiten weit voneinander leben, denken sie beim Anblick des Sternenhimmels immer aneinander. Darauf bezieht sich ein Geburtstagsgedicht an die Mutter, dessen letzte Strophen dieses Kapitel beschließen mögen:

Es lebt in mir ein Glaube still,
Den nichts mir rauben kann:
Wenn mich die Mutter grüßen will,
Schaut sie die Sterne an.
Und so geschwind gehn Briefe nicht,
So eilt kein Telegraph
Wie so ein Gruß ins Sternenlicht
Spätabends vor dem Schlaf.

Die lieben Sterne, Mütterlein,
Sind unsrer Seelen Band,
Ob Wiedersehn und Fröhlichsein
Auch steh' in Gottes Hand.
So lang ich leb' in Lust und Weh,
Du lebst im Herzen mir,
Und wenn ich in die Sterne seh',
Sie grüßen mich von dir.

# Wenn es köstlich gewesen ist

## Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

## Von Helene Voigt-Diederichs

### In der Tretmühle

»Kinder, laßt mich, ich muß in die Tretmühle!« Mit diesem munteren Wort riß die Mutter sich gern los, nicht etwa von Ruhe oder gar Spiel im Kreise der Ihren, sondern von Nähmaschine, Stopfkorb oder Zuschneidetisch. Bei diesen letzten zu verweilen, wirklich, das gehörte nicht im entferntesten zur Tretmühle, sondern war Schaffen von innen her, war Ordnen und heiteres Vorsorgen, daneben Rast der Glieder.

Kaum traf es sich, daß die Mutter schon vormittags bei der Handarbeit saß. Ihre eigentliche Nähstunde fiel zwischen Kaffeezeit und Abendbrot, wenn sich die größeren Kinder vielleicht noch in Feld, Hof und Stall tummelten und die jüngsten in den Winkeln um sie herum spielten. Da war zum Beispiel der große rotgelb geflammte Torfkasten; der kleine grüne Tisch nebst Bank wurde umgekehrt darübergebaut. Man kletterte hinauf, mit oder ohne Hinterschub, saß oben, nahm unsichtbare Ruder oder Zügel zur Hand und fuhr davon — weit, weit zu der Schneekönigin Eispalast, in das Land von Tausendundeiner Nacht oder ganz einfach und lustig nach Amerika. Und die Mutter saß an ihrer Näherei, mischte sich nicht mit Worten, nur mit heimlich beglückten Blicken in das Spiel. Manchmal huschte ein Kind heran mit einem Bratapfel oder knackte ihr ein paar Haselnüsse auf, nicht mit dem Mund, das war schädlich für die Zähne und wurde mit einer geschwinden kleinen Ohrfeige belohnt. Nein, richtig mit dem Nußknacker; erst dann hielt die Mutter die Stopfnadel hin und ließ sich schmunzelnd einen süßen Kern daraufspicken.

Die Frühарbeit in Küche und Milchwirtschaft überließ die Mutter im allgemeinen der Meierin, aber mitten im besten Morgenschlaf, von dem ihre Seele sich nicht völlig zu lösen brauchte, lauschte ihr Ohr hinaus. Wenn zur gewohnten Zeit der Lärm der hin und her getragenen, unsanft zu Boden gesetzten Holzgefäße aufhallte, war alles gut, und sie schlief weiter, nicht ohne, ebenfalls aus tiefem Schlaf heraus, zur rechten Stunde ein Kind — irgendeins war sicher schon wach — nach dem Glockenzug zu schicken, daß es Haus- und Kindermädchen aus den Federn läute. Leider vergaß sie, daß nebenan in der Kinderstube der Schatten von des Urgroßvaters zierlichem Lehnstuhl lebte, im Dunst des Nachtlämpchens halb vergröbert, halb aufgelöst. Ein böser Drachen, ein Elefantenrüssel — gebeichtet wurden ja derlei nächtliche Scheusäler der Mutter nicht, denn die wäre allenfalls mit dem Licht gekommen, hätte den Boden abgeleuchtet und lächelnd bewiesen, daß nichts Gruseliges vorhanden sei. Aber das Kind machte im gefährlichen Augenblick einen Sprung und vermied es, auf Rüssel oder Krallenfuß zu treten, wenn es nicht gar den Umweg durch die unbevölkerte Schattentiefe des Tisches vorzog.

Den Vormittag verbrachte die Mutter, überall zugreifend, mit der Bewachung der Dienstboten. Das Schwergewicht ihrer Arbeit lag in der Küche, die der Hausdiele linker Hand durch einen dämmerigen Gang verbunden war. In diesem befand sich gleich neben der Tür das Pantoffelbrett, wo die Mädchen, die das grobe Geklapper nicht hereintragen durften, ihre »Klotzen« stehen ließen und strumpfsocks oder auf leisen Lederschlarren die Wohnräume des Herrenhauses betraten. Vom Küchengang führte an der Gartenseite ein Treppchen zur unterkellerten Speisekammer, die im Sommer schattenkühl und im Winter bei Ostwind so eisig war, daß alles erstarrte und sogar das Brot einen eigentümlich gefrorenen Geschmack annahm. Hatte die Mutter sich eine Meierin richtig zugelehrt, blieb es dieser überantwortet, in der Speisekammer zu schalten, vor allem auf die Reste zu passen.

Die Mutter hielt auf strenge Ordnung, da war alles gescheuert und frisch — Fußboden, Borte für Geschirr und Brot und die großen Tonnen für Mehl, Grütze und Hülsenfrüchte. Auch der graue Lichtkasten stand hier, aus der nicht sehr fernen Zeit, da noch in keiner Wirtschaft Lichter gekauft, sondern aus eingeschlachtetem Talg gestippt wurden. Hier in der Speisekammer pflegte die Mutter gelegentlich einen Zuckerhut zu zerschlagen. Naschen war ihr ein Greuel, aber in diesem Fall machte sie eine Ausnahme und litt es gern, daß die Kinder sich, angelockt vom dumpfen Gebeile, einfanden und die kleinen, weithinspringenden Splitter begierig ernteten. Übrigens wurden die feineren Vorräte auf der Diele im Gewürzschrank verwahrt: aus den Schubladen mit Reis, gemahlenem Zucker oder Sago maß die Mutter gern selber das zum Kochen Nötige heraus oder gab wenigstens der Gesandten genaue Weisung. In Gläsern und Büchsen sammelten sich die köstlichsten Zutaten, Vanille, getrocknete Apfelsinenschale, Kaneel und Kardamom, die indes nur messerspitzweise verbraucht wurden. »Gewürze darf man nicht durchschmecken,« sagte die Mutter, »sondern es muß so sein, daß man fragt: Oh, ist vielleicht Zitrone daran?«

Die Küche, ein weiter Raum, geweißt und rauchgebräunt, mit zwei Fenstern nach dem Hof, mit gescheuerten Tischen, einem großen Herd und darüber dem Rauchfang für den »Bradden«, war mit gelben, hochkant gestellten Mauersteinen gepflastert. Sie waren im Laufe der Jahrzehnte hügelig ausgetreten, was der Mutter recht war; durchaus wollte sie nichts von einem neuen Bodenbelag wissen. »Es macht viel weniger sohlenmüde, auf etwas Höckrigem als auf etwas Glattem zu stehen,« erklärte sie in ihrer starken, frohen Anspruchslosigkeit. Der Herd war ein Eigenbrötler, den im Grunde nur die Mutter richtig zu nehmen verstand. Das lag daran, daß sie die Arbeit vorbedacht, will sagen, vor der Tat im Geiste schon geordnet hatte. Geheizt ward mit Reisig und vor allem mit Torf, der im Frühling aus dem entfernten Moor gestochen wurde. Er geriet je nach der Witterung lufttrocken oder feucht, das heißt beim Verbrauch hell und zuverlässig glimmend oder unsicher schwelend; in diesem letzten Zustand kostete er Zeit und Ärger durchs ganze runde Jahr.

Dieser Herd besaß eigentlich nur ein Loch, auf dem der Inhalt der gewaltigen Eisengrapen, freilich unter steter Gefahr des Anbrennens, zum Kochen gebracht werden konnte. Über zwei weiteren Schlünden kochten sie allenfalls noch fort, auf der Platte schon längst nicht mehr. Trotzdem war immer zur genauen Stunde das Mittagsmahl fertig, im äußersten Falle gab es einen Spielraum von Minuten. Ward die Mutter deswegen bewundert, so wehrte sie ab: »Oh, man muß nur zur rechten Zeit anfangen, und dann hatte ich ja auch das Kohlenbecken.« Freilich konnte dieses, mit glühendem Torf gefüllt, zum Weiterschmoren eines Topfes, auf dessen Deckel ebenfalls Glut gebreitet ward, benutzt werden, aber daß diese Glut vorhanden sei, auch solches mußte bedacht werden. Stets wurde reichlich, bescheiden und sorgfältig gekocht, nicht etwa kurzerhand im gleichen Topf, sondern zierlich getrennt Suppe, Gemüse, Kartoffeln und Fleisch. Daneben ward, alles auf diesem einen Herd, das Mittagsmahl für den großen Leutetisch besonders bereitet, an der Hand eines nach Landesbrauch feststehenden Wochenplans. Montags gab es Milchsuppe und Aufgebratenes, Dienstag war Fleischtag, der im Sommer gern durch Speckſuppe, im Winter durch Schwarzsauer gekrönt ward. Am Mittwoch war dicker Reis fällig, am Donnerstag Erbsensuppe, am Freitag Pfannkuchen und am Sonnabend Buttermilchklöße. Sonntags wurde, solange nach der Schlachterei ungesalzenes Fleisch im Hause war, von diesem frische Suppe mit Mehlklößen gekocht, sonst aber Speck gebraten. Abends stand das ganze Haus unter dem Zeichen der dicken Gerstengrütze, deren Rest mit heißer Milch zum Morgengericht für die Leute gewärmt ward.

Das Fleischparten war ein Amt, das Umsicht und Gerechtigkeit forderte und das die Mutter ungern einer fremden Hand überließ. Da reihte sich das bunte Vielerlei der irdenen Leuteteller vor ihr auf dem Küchentisch, wachsam verteilte sie die Stücke, mit Händen, die gleichsam zur mühelosen Herstellung des Gleichgewichts wie freundliche Glocken gewölbt waren. Hin und wieder tippte der kleine Finger an den Rand eines anscheinend verkürzten Tellers, vielmehr der Teller tippte nach ihm; schnell ward noch ein Löffel zerlassenen Fettes darübergeschöpft.

Sobald die vollen Schüsseln zu den Leuten in die Eßstube hinausgetragen waren, schmeckte die Mutter die Speisen »für drinnen« ab, stellte im Vorbeigehen den Zuckertopf in den Gewürzschrank und saß, gewaschen und frisch beschürzt, zwei Minuten später am Tisch inmitten der herbeiströmenden Familie. Sie gab die Suppe auf und bot später ein zweites Mal an der Reihe ihrer großen und kleinen Gäste herum. Der Vater mochte nicht, wenn ein Kind sich die neue Auflage reichlich erbat, freilich ebensowenig, wenn die Mutter in diesem Sinne vorfragte. Sie hatte deswegen ein Geheimwort »mit Ansehen?« erfunden, das bedeutete: mit freudig gespannten Augen, so daß ein kleines unverfängliches Ja sowohl Geberin wie Empfänger verständigte, ohne daß man dem Vater ungehorsam war. Anderseits mußten die Teller durchaus leergegessen werden; etwas übriglassen oder auf den Rand schieben war verpönt. »Ich gebe dir nur ganz wenig, aber etwas von jedem, das mußt du essen,« sagte die Mutter. Einen Jungen ermutigte sie wohl: »Nun, wenn du es heut nicht magst, so lernst du es später bei den Soldaten.« Sie sagte dies im Eifer auch wohl bei einem Spargelgericht und ließ sich durch das kleine Lächeln des Vaters nicht irremachen.

Nach dem Essen gönnte sich die Mutter einen Augenblick der Ruhe. In früheren Jahren blieb sie einfach auf ihrem Stuhl sitzen und bettete, sobald der Tisch abgeräumt war, ihren Kopf auf ein vor ihr liegendes Kissen. Später ließ sie sich überreden, sich aufs Sofa zu setzen, oh, nicht etwa zu legen!, und schlug zum Schutz ihre Schürze übers Gesicht. Das Summen und Lärmen der spielenden Kinder störte sie keineswegs, aber wenn eins leise sprechend auf die schlummernde Mutter Rücksicht nahm, beunruhigte sie das, und sie bat laut in die raunende Stille hinein: »Kinder, nicht flüstern!«

Sobald draußen auf den Steinen nach der kurzen Mittagsrast Hufschlag aufklapperte und Räder schütterten, war auch die Mutter schon wieder auf den Füßen. Lag keine besondere Arbeit vor, was freilich nicht oft der Fall war, so wurde es ein Nähnachmittag; gern hatte die Mutter es, wenn dazu über den Hof herüber das Heulen der Dreschmaschine drang oder in

der Scheune die Flegel ihren festen Takt klopften. »Das klingt so fleißig!« lobte sie. Nicht nur das alte Zeug wurde ausgebessert, nein, die große Schere traute sich munter auch in neuen Stoff hinein. Wäsche, Schürzen und Kleider erstanden, sogar Hosen für die Jungen; diese letzten bildeten die härteste Probe für die weibliche Nähkunst. Immerhin kam für jeden der Söhne der Tag, an dem er aufbegehrte gegen gewisse Plusterformen solcher mütterlichen Beinröhren, und es mußte bewilligt werden, daß von nun an die gute alte Wanderschneiderin Doris sie ins Leben rufen sollte.

Natürlich fanden sich im regelmäßigen Faden des Tageslaufes allerhand unverhoffte Knoten. Es geschah, daß die Pumpe kein Wasser werfen oder die Butter nicht buttern, der Käse nicht käsen oder der Herd nicht brennen wollte. Es wetterte draußen auf der Gosse Zank zwischen den Mädchen, der bis zu Händen voll ausgeraufter Haare gedeihen konnte, es gab Krankheit, eine kleine Verbrennung, Verstauchung oder fließendes Blut — immer war es das nächste, daß man zur Mutter gelaufen kam. Stets wußte sie Rat oder Gegenmittel, griff am liebsten selber mit sicheren Händen ein.

Schlich vom Wege ein Landstreicher herein, schenkte die Mutter niemals Geld; um die Mittagszeit bekam er warmes Essen, auf alle Fälle ward er gefragt, ob er Buttermilch trinken wolle. Gelegentlich sprach der Plünnenmann vor, der mit Abfall handelte und in der Tiefe seines Planwagens buntes Tongeschirr zu Verkauf oder Tausch mit sich führte. Im Frühling stellten sich, vielfältig dudelnd, die böhmischen Musikanten ein. Es meldete sich der Bürstenmann oder das Hundefuhrwerk mit Fischen. Hin und wieder sprachen auch Reisende vor mit geschichtlichen oder christlichen Werken; die Mutter kaufte nichts davon, obgleich es ihr leid tat, den Mann enttäuscht wegzuschicken. Durchaus keine Gnade fand vor ihr die Frau mit dem Putzkasten; unsanft ward ihr bedeutet, nicht erst zu versuchen, an der Hintertür bei den Mädchen ihren leichtfertigen Kram von gläsernem Schmuck, Hutblumen oder Rüschen für den Hals loszuwerden.

Nach der Abendgrütze blieb die Mutter gern hinter ihrer Näherei in der stillgewordenen Kinderstube. Zu dieser Stunde hielt der Vater sich mit den größeren Sprößlingen und den erwachsenen Hausgenossen in der Wohnstube auf. Die Mutter freute sich, wenn sie ihn dort die Flöte blasen oder die Geige spielen hörte, oder ihn sonstwie aufgetaut und fröhlich wußte. Von ferne nahm sie teil — ohne jegliche Eigenwünsche, die überhaupt niemals ihre starke Seite waren.

Es kam natürlich auch vor, daß die Mutter sich der abendlichen Gesellschaft anschloß, vielmehr, daß diese von ihr ausstrahlte, indem sie dem handarbeitenden Kreise vorlas, freilich nicht ohne ein fleißiges Strickzeug in Händen und die gelegentliche Pause: »Verzeiht, ich muß eben mindern!«, wenn der wollene Fuß sich spitzte.

Übrigens, von der Abendmahlzeit sei noch gesagt, daß sie nicht einfach Grütze war, sondern diese hatte, keineswegs nur auf dem Herd der Mutter, ungezählte Möglichkeiten, nicht genau so zu munden, wie sie munden sollte. Tischgespräche über das Essen litten weder Vater noch Mutter, aber in manchem dieser schweigsamen nordischen Häuser, wie es der Mutter zum Beispiel von ihren Schwiegereltern her in Erinnerung war, konnte eine bedächtige Mäkelei die einzige Unterhaltung sein, die hinter der Grütze in Fluß kam. Dem einen war sie zu dünn, dem andern zu steif, dem dritten erschien sie ungar oder blau vom Grapen, der vierte behauptete, daß sie klumpig, der fünfte, daß sie nicht genug gesalzen, und der sechste, daß die Buttermilch geronnen sei. Die Geschmäcker waren eben verschieden; nur wenn sie angebrannt auch nur roch, war einmütig, nach einem oft wiederholten Scherz, die Rede vom Gewürz der seligen Frau.

Zu dem mannigfachen Leben, in dem der Sinn der Mutter unmerklich wirksam war, gehörte also auch das der vielgestaltigen Grütze. Je mehr Stunden diese leise puffend über der schwachen Torfglut oder stumm in der Heukiste schmorte, desto besser geriet sie. Nicht oft genug konnte die Köchin ermahnt werden, nicht zu wenig und nicht zu viel nachzulegen oder an das Umrühren zu denken. Ja, so kochten viel nachmittägliche Grütztöpfe rings auf den Gütern und Bauernhöfen Schleswig-Holsteins, und so ward an vielhundert schweigsamen Abendtischen über die Grütze gesprochen.

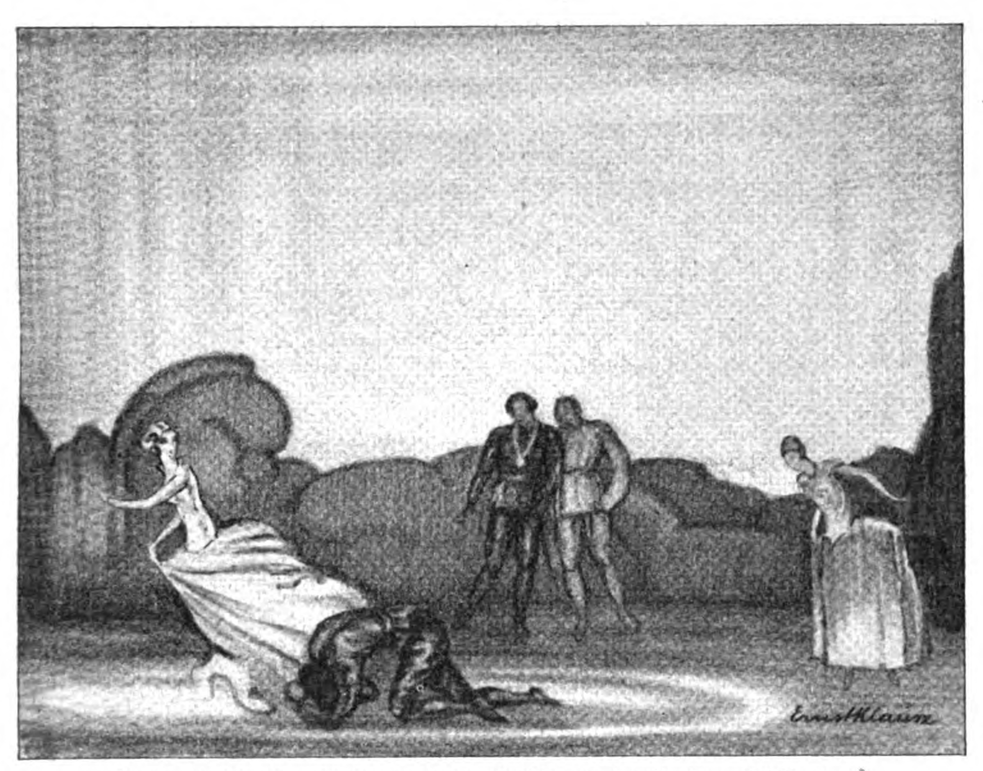
Die Mutter ging ungern schlafen, solange sie noch Menschen oder Licht im Hause wach wußte; sie hatte dann nicht das sichere Gefühl, daß alles nach ihren Kräften reinlich vollbracht und abgeschlossen sei. Außerdem liebte sie es, vor dem Schlafengehen einen letzten besinnlichen Augenblick mit sich allein zu sein. Richtig aussprechen freilich tat sie das kaum; wie gesagt, es lag nicht in ihrer Natur, selbstsüchtige Wünsche zu äußern.

In späteren Zeiten streckte sie wohl, um es zum Ausbruch zu ermuntern, einem ihrer großgewordenen Kinder die Hand hin; dieses verstand wohl, hatte aber keine Lust, daß die Mutter noch mit sich selber säße. Es sah über ihre Hand hinweg, wandte den Spieß und sagte, neckisch seinen Widerspruch bergend: »Gute Nacht, Liebe! Willst du schon zu Bett?«

Die Mutter schüttelte den Kopf, schwieg, setzte zum Reden an und lächelte ja, und dann hatte sie ihn schon vergessen, diesen unbescheidenen Wunsch nach einem allerletzten stillen Alleinsein.




Fritz Preiß: Winterliche Straße in Partenkirchen



Szene aus Goethes »Tasso« nach der Aufführung im Berliner Schillertheater
(gezeichnet von Ernst Klausz)

# Dramatische Rundschau

## Von Friedrich Düsel

»Deutschland auch auf dem Theater noch immer das Herz der Welt« — Amerika und Berlin — »Die Grenzen geöffnet!« — Spielpläne für die Winterzeit — Neue Herren und neue Bühnen — Die fünf Bühnenwerke des Dramatischen Theaters: Kaisers »Gilles und Jeanne«; Surgutschews »Briefe mit ausländischen Marken«; Angermayers »Komödie um Rosa«; Brusts »Tolkening«; Golls »Methusalem« — Der Bühnenvolksbund als Nothelfer — Leo Weismantels »Kommstunde« — Die Eröffnung des Goethe-Theaters: »Die natürliche Tochter« — »Tasso« und »Wallenstein« im Staatstheater — Strindbergs »Erich 14.« im Königgrätzer Theater — »Der arme Konrad« auf der Volksbühne — Die Reinhardtbühnen: »Die heilige Johanna« von Shaw — Einakter von Kurt Götz

Im vorvergangenen Winter, kurz vor der Ruhrbesetzung, traf ich in Berlin mit einem Elsässer zusammen, der, obwohl er sich offen als Franzosenfreund bekannte, die redliche Absicht zeigte, an der Wiederherstellung des geistigen Friedens zwischen Frankreich und Deutschland zu arbeiten. Er glaubte sich dabei auf langjährige Beziehungen zu einer einflußreichen Persönlichkeit des Pariser Theaterlebens stützen zu können und regte in deren Auftrag für eine große Pariser Revue eine Reihe von Theateraufsätzen an, in denen die Hauptströmungen des zeitgenössischen deutschen Dramas und die wichtigsten deutschen Bühnen besprochen werden sollten. Der Plan ließ sich hören, aber bei näherer Erwägung ergab sich bald, welch schiefe Vorstellungen auch dieser literarisch und dramaturgisch keineswegs unbewanderte Grenzländer vom deutschen Theaterwesen hatte. Nicht daß er die bekannte Pariser Zentralisation schlechthin auch auf Deutschland übertrug. Aber als ich ihm in flüchtigen Linien ein Bild von der Fülle unsrer dramaturgischen Bestrebungen und Richtungen und damit zugleich unsrer über ganz Deutschland verstreuten dramatischen Kunststätten entwarf, als ich ihm — außerhalb Berlins — im Nu ein gutes Dutzend Bühnen von künstlerischer Bedeutung herzählte, da riß er Ohren und Augen auf und erstarrte fast vor Verwunderung. Was er dann an allenfalls gleichwertigen französischen Provinztheatern dagegenzusetzen hatte, ließ sich an den Knöpfen seiner Frackweste abtippen. Und ich beeilte mich, meine noch unfertige Liste zu schließen — aus internationaler Höflichkeit und aus vaterländischer Sorge, etwa den reparationshungrigen Neid der Franzosen aufs neue zu reizen.

Aber mit einer gelinden Beschämung ging

auch ich nach Hause. Bei der Kritik des deutschen Theaterlebens, sagte ich mir, vergessen wir nur zu leicht und oft seinen Reichtum, seine Lebendigkeit und Strebsamkeit. Wo gibt es die noch einmal in der Welt? Und wo sind Drama und Theater gleich wichtige und wertvolle Kulturgüter — nicht bloß Märkte gesellschaftlicher Eitelkeit, Unterhaltungs- und Vergnügungssucht! Es gibt kein französisches Theater, sondern nur ein Pariser; kein englisches, sondern nur ein Londoner; es gibt ein proletarisches Theater im neuen Sowjet-Rußland und Monster-Aufführungen in Amerika — ein Theater im Kultursinn des Wortes, ein Theater, das das vielfältige nationale Leben und Streben widerspiegelt, auch mit all seinen Schwächen, Verirrungen und Entartungen, gibt es nur in Deutschland. »Deutschland ist auch auf theatralischem Gebiet noch immer das Herz der Welt«, hat der junge Dramaturg des württembergischen Landestheaters kürzlich in einer Stuttgarter Morgenfeier gesagt, wo er über »Gegenwart und Zukunft des europäischen Theaters« sprach.

Der Deutsche, scheint mir, ist jetzt im Begriff, sich eine Schwäche für Amerika zuzulegen — für irgendeine fremde Nation muß Michel doch schwärmen, und allzu lange war ihm das durch die politischen Umstände verwehrt. Dabei wird uns von Kennern Amerikas immer wieder versichert, wie kühl man uns dort gegenüberstehe. Werden wir trotzdem die Dummheit begehen, den Neuyorkern auch ihre theatralischen Sensationen nachzumachen, wie es das Kino mit den »Zehn Geboten«, zwei große Berliner Verlagshäuser mit unerhört schundvollen »Magazinen« schon getan haben? Glauben wir wirklich, daß da drüben für unser Theater etwas Förderliches zu holen ist? Vielleicht lassen wir uns durch die Stimme eines Schauspielers, eines unsrer klügsten, davor warnen, wenngleich der es zunächst ganz anders gemeint haben mag. Werner Krauß war mit Reinhardt zur Aufführung des »Mirakels« drüben, ein halbes Jahr lang, und er hat seine Augen offen gehalten für alles, was es am amerikanischen Theaterwesen und Publikum zu beobachten gab. Auch er bestätigt zunächst die Kühle, die der deutschen Theaterkunst dort entgegengebracht wird, selbst wenn sie etwas noch nicht Dagewesenes, wie dies in einer Kirche spielende »Mirakel«, bringt, in dem noch dazu zwei Damen aus der Gesellschaft, eine richtige Herzogin und eine Gouverneursnichte, mitwirkten. Dann aber meint er, von der gediegenen amerikanischen Sachlichkeit könnten wir lernen. Der Spielleiter sei drüben nur bescheiden zurückgezogener Diener am Werk des Dichters, arbeite aber mit einer Gründlichkeit und Sorgfalt, die man im amerikanischen Riesenbetrieb kaum vermuten sollte. Und die amerikanischen Schauspieler werden nicht bald hier bald dort für einzelne Abende verpflichtet, sondern dauernd für eine bestimmte Bühne; das Publikum würde sein Geld zurückfordern, wenn der angekündigte Schauspieler nicht aufträte. Noch eins ist ihm aufgefallen: der Amerikaner will von der Wahrheit der Bühnenhandlung überzeugt sein; deshalb betont das amerikanische Theater in all seinen Aufführungen das Wirklichkeitselement. Gut! Aber nun frage ich: Ist es nötig, diese Weisheiten aus Neuyork zu beziehen? Läßt sich das alles nicht auch aus unsrer eignen Theatergeschichte, aus der unbefangenen Beobachtung unsers Publikums, aus dem heute noch nicht zerstörten guten Brauch der »Provinz« lernen? Denn was Krauß drüben wahrgenommen und was ihn so erstaunt hat, entspringt samt der taciteischen Moral, die er heimbringt, aus dem Gegensatz Amerika-Berlin, nicht Amerika-Deutschland. In Berlin war es, wo eine anmaßende Regie das Dichterwerk überschattete, wo neuerdings die Sorgfalt der dramaturgischen Arbeit mehr und mehr leidet, wo durch das reklamewütige Hin- und Herschieben der Schauspieler das Zusammenspiel, einst Berlins besonderer Stolz, auf den Hund gekommen ist, wo sich an Stelle der gesunden Lebenswahrheit eine tolle Willkür eingenistet hat. Eine Rundreise durch unsre deutschen, von diesem unseligen Berliner Geist noch nicht verdorbenen Theaterstädte, und man kann sich die kostspielige Kur jenseits des großen Teiches sparen.

Wann aber werden wir endlich das Vertrauen zu uns gewinnen, daß Most und Wein daheim zu holen sind! Zu Anfang vorigen Jahres hatten der Deutsche Bühnenverein und der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller gemeinsam beschlossen, französische Stücke für die Dauer der Ruhrbesetzung von unsern Theatern auszuschließen. Jetzt, ehe noch die Räumung vollzogen ist, rufen beide Organisationen unisono: »Öffnet die Grenzen!« Freilich, unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß »nur Werke von literarischer Bedeutung aufgeführt werden und nicht ein wahlloser Import die deutschen Bühnen überschwemmen wird«. Gott segne eure Zuversicht! Gleich die erste Quittung auf den Beschluß war die Aufführung der »Therese Raquin« im Renaissancetheater, eines nach dem Zolaschen Roman aus gröbster französischer Theatralik zurechtgeflickten Reißers. Das ist der Anfang; die Pariser Zoten werden folgen.

Auch gibt es noch andre Fremdländer genug, mit deren Bevorzugung sich gegen unsre heimischen Dramatiker sündigen läßt. Auf den Berliner Spielplänen für die Winterzeit wimmelt es von ausländischen Namen: Engländer, Schotten, Iren, Amerikaner, Italiener, Russen, Polen, Tschechen, sogar Chinesen, ein Völkergemisch, in dem die paar deutschen Namen

kaum noch zu erkennen sind. Dramatische Weltliteratur — auch dies Programm ließe sich für eine Stadt wie Berlin hören, wenn die Deutschen die Führung behielten und wenn Charakter in der Auswahl wäre. Ein Sammelsurium aber, wie es uns hier begegnet, ist beschämend für das »Herz der Welt«.

Erfreulich und hoffnungsvoll, daß Max Reinhardt wenigstens für einige Monate der Spielzeit an seine arg heruntergewirtschafteten Bühnen, das Deutsche Theater und die Kammerspiele, zu denen sich jetzt noch eine dritte am Kurfürstendamm gesellt hat, zurückgekehrt ist. Er hat seine Truppen neu rekrutiert und sein Offizierkorps gründlich aufgebessert; er hat auch — was sonst nicht seine Stärke war — einen wohldurchdachten, aus Neuem und Altem, Klassischem und Modernem glücklich gemischten Spielplan aufgestellt Schmerzlich und unheilverkündend dagegen, daß Viktor Barnowsky, dem Lessingtheater zehn Jahre lang ein gediegener und sauberer Direktor, sein Zepter an die Gebrüder Rotter hat abgeben müssen, deren unverfrorenes Unternehmertum sich den Teufel um Kunst und literarischen Anstand kümmern wird, wenn nur das Geld im Kasten klingt.

Auch neue Bühnen haben sich aufgetan, sogar in neuen Häusern. In der Klosterstraße, im ehemaligen Heim der französisch-reformierten Gemeinde, ist unter der Leitung Otto Petersons, eines Herrn aus Petersburg, das Goethetheater erstanden, wirtschaftlich aufgebaut auf die »Kunstgemeinde der Goethe-Bühne«, die sich vorwiegend aus Mitgliedern der nach Berlin verpflanzten deutsch-russischen Kolonien zusammensetzt und traditionsbewußt die bewährte deutsche Dramatik zu pflegen verspricht, wohl gar mit einer Hinneigung zum Konservativen. Gleichfalls auf Vereinsbasis gründet sich das in der Lützowstraße angesiedelte Deutsche Volkstheater, eine Kunstgemeinde, die sich anheischig macht, für ihre Aufführungen jeden geschäftlichen Gewinn zu verschmähen, und sich mit Eifer den Klassikern, nur mit zwei bis drei Aufführungen im Jahre der modernen Dramatik widmen will.

Die lebhafteste Spannung erweckte die Gründung des Dramatischen Theaters, das unter der Leitung des Schauspielers Dieterle den Mut aufbrachte, im alten, an der nördlichen Grenze Berlins gelegenen Friedrich-Wilhelmstädtischen Bau die trübe Erbschaft des schnell entschlafenen Schauspielertheaters anzutreten. Und in der Tat hat es von allen Bühnen, alten und neuen, den regsten Fleiß entfaltet: fünf »Bühnenwerke« — man zählt dort nach Opera, wie die Komponisten — innerhalb zweier Monate! Es begann mit einem neuen Georg Kaiser, und wenn diese künstliche Verquickung des Jungfrau-von-Orleans-Themas mit der französischen Blaubartsage (Gilles de Rais) auch nicht mehr als ein leer prunkendes Fassadenstück ohne jede »ethische Konsistenz« ist, an Futter für ein »dramatisches« Theater bleibt »Gilles und Jeanne« dem Schauspieler nichts schuldig; was bühnengerecht und bühnenwirksam ist, weiß dieser Massenproduzent, der die rohen Stoffe wie eine Maschine in sich hineinschlingt, um sie alsbald als Fertigprodukte aus sich herauszuschleudern, gebrauchsfertiger als irgendein andrer heutzutage. Wenn nur der Verstand auch Gefühl, die Mache auch Wärme, die Weltklugheit auch Menschlichkeit hätte! Scheinbar spürte selbst die Leitung diese Kälte. Deshalb ließ sie ein Schauspiel des Russen Ilja Surgutschew folgen (»Briefe mit ausländischen Marken«), das trotz mehrfachen Liebes- und Eheirrungen ganz von den musikalischen Stimmungen der slawischen Melancholie der Seele lebt. Dann ein derbes, allzu derbes Lustspiel, von einem an Anzengruber, Schönherr, Lautensack und Sternheim geschulten Nachträbler des Naturalismus: die »Komödie um Rosa« von Fred Antoine Angermayer, ein Stück mehr des Fleisches als des Geistes, worin sich fünf vermeintliche Väter um ein gar nicht geborenes Kind in die Haare geraten, sintemal die Venus vulgivaga, die die Mutter sein soll, ihre Erdenwanderschaft zuvor beendet hat. Als drittes Bühnenwerk der Versuch Alfred Brusts, Fleisch und Geist, irdische und himmlische Liebe zu versöhnen oder zu versühnen in einer Trilogie, die den Pfarrer Tolkening durch drei metaphysische Verwandlungen führt, aber mit den ins Unverständliche verdampfenden beiden letzten Stücken (»Die Würmer« und »Der Phönix«) die sodomitische Liebesraserei des ersten (»Die Wölfe«) nur desto stärker betont und deshalb den widerlichen Eindruck einer schamlosen Schmähung der weiblichen Hingebung hinterläßt. Endlich das Satyrspiel »Methusalem« von Iwan Goll, eine angebliche Satire auf den »ewigen Bürger«, der hier im Fettwanst eines satten Schuhfabrikanten erscheint und mit allen Hunden durch das sinnlose Chaos des tosenden Lebens gehetzt wird. Das ist nicht mehr Drama, nicht mehr Theater, das ist Abhub des Kinos und Brettls. Der Verfasser freilich nennt es »Überrealismus« und glaubt damit einen neuen dramatischen Kunststil geschaffen zu haben, den »letzten Ausdruck der Dinge in der Welt«, die Chirurgie der Wirklichkeit, die tragische Groteske der Banalität, die »alle die erschüttern oder ärgern soll, die sich erkennen«. Das überrealistische Drama Marke Goll »will den Menschen die Mäntel von ihren Blößen wegreißen, sie seelisch nackt auf die Bretter zerren, und wenn sie dann so vor dem Publikum stehen, sie winseln lassen, wie damals



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Bernard Shaws Schauspiel »Die heilige Johanna« (Elisabeth Bergner als Johanna, Paul Hartmann als Dunois und Rudolf Forster als König Karl). Deutsches Theater in Berlin

schon vor dem Angesicht Gottes, nachdem sie die erste Sünde begangen ... Ihr werdet vielleicht«, meint der Meister, »bei Methusalem lachen. Aber in Wirklichkeit ist es so zum Heulen!« Wir haben nicht gelacht, und geheult haben nur die Schauspieler, alldieweil menschliche Laute dem Blödsinn nicht gewachsen waren.

Dies war das fünfte Bühnenwerk des Dramatischen Theaters und zugleich das letzte Loch, aus dem es pfiff. Vor der Tür stand schon der Bühnenvolksbund, um ihm die Flöte aus der Hand zu nehmen und andre Noten aufzuziehen. Darob Ach und Weh in all den Kreisen, die unter »Freiheit der Kunst« sittliche und künstlerische Zügellosigkeit verstehen. Uns könnte es nicht schrecken, wenn dort, wo eben noch Rosa und Methusalem saßen, hinfort dramatische Werke Platz nehmen, die neben den künstlerischen auch nach religiösen und nationalen Werten streben.

Leo Weismantels »Kommstunde«, ein »Schicksalsspiel«, wie er dies Mittelstück einer Trilogie vom »Untergang und von der Auferstehung eines Volkes« nennt (»Das Volk ohne Fahne«; Verlag des Bühnenvolksbundes in Frankfurt a. M.), bleibt nun freilich solcher Vereinigung von vaterländischen und sittlich-religiösen Werten noch die dramatisch-künstlerische Form und damit auch die Einmündung seiner dörflichen Ehebruchstragödie in den großen Schicksalsstrom des allgemeinen Volksgeschehens und Volkserleidens schuldig. Aber es ist Ernst, Verantwortung und Gewissensstrenge in diesem Werk, und der Gefühlsreinheit entspricht die wohl von alten religiösen Überlieferungen genährte, aber im Grunde doch selbständige und eigengeprägte Sprache. Das ist viel für eine Dichtung, zu wenig für ein Bühnenwerk auf einem großen Theater. Will der Bühnenvolksbund seinen reformatorischen Bestrebungen im Berliner Theaterleben eine dauernde Stätte erobern, so müßte er zunächst schärfer und zweckbewußter als bisher zwischen Laienspielen und kunstgerechter Dramatik unterscheiden lernen.

Das Goethetheater wählte sich zu seiner Eröffnung eine der schwierigsten Aufgaben, die unsre klassische Dramatik, insbesondere die seines großen Namenspatrons bietet: Goethes »Natürliche Tochter«, das letzte seiner von der französischen, ihn so tief erschütternden Revolution angeregten Werke. Auch das rätselhafteste und zwiespältigste. Nicht nur, daß dies fünfaktige Trauerspiel als einzig ausgeführtes Stück einer geplanten Trilogie Fragment geblieben ist, ein allzu weit gespanntes, ins Allgemeine sich verlierendes Familiengemälde, dem die darauf fußende soziale Zeittragödie fehlt, auch der gewählte Stil, diese »in wundersame Wortpracht wie in einen faltenreichen Brokatmantel eingehüllte«, verschnörkelte und verbogene, allzu bewußte, allzu sinnüberladene Sprache muß das Verständnis heut noch mehr erschweren als schon zu Goethes Zeit. Lebendig zu machen ist dieses Werk nicht, so schöne Verse und ergreifende Szenen es auch enthält, selbst mit Else Heims als Eugenie nicht. Aber Goethedienst war es doch, was die mutige Bühne der Deutsch-Russen bei ihrem ersten Schritt auf dem alten Boden der wiedergewonnenen Heimat leistete.

Die Staatstheater, zu denen jetzt auch das Schillertheater gehört, haben es sich mit ihren Klassikeraufführungen leichter gemacht. In Charlottenburg gab man in einer etwas ungoethisch aufgeregten, aber gefühlsdurchglühten und eindringlichen Stilart den »Tasso«, im Schauspielhaus wandte man unter Leopold Jeßners Spielleitung zwei Abende an den »Wallenstein«. Die sonst in diesem Hause heimische Originalitätssucht der Regie hielt sich diesmal, in natürlichem und berechtigtem Vertrauen auf Schillers eigne Kraft, in löblichen Schranken, so daß Werner Krauß, dem mehr die see-

lisch-mystischen als die heroischen Züge betonenden Darsteller des Wallenstein, die Führung zufiel. Eher ein von geheimnisvoller Macht gelenkter als ein heldenhaft wollender und wissend Schuldiger geht dieser Friedländer seinen unabwendbaren Schicksals- und Todesweg; um so feuriger zuckt der Flammenblitz von oben um sein durchgeistigtes Haupt. Ebenbürtig an seiner Seite steht Agnes Straub als Gräfin Terzky, eine Fackel fordernder und treibender Leidenschaft, die aus einem Frauenherzen doppelt mächtig auflodert.

An einer der Altershistorien Strindbergs, dem Schauspiel »Erich 14.«, versuchte sich das Theater in der Königgrätzer Straße. Aber es mußte trotz glänzender Darstellung (Ernst Deutsch als König, Albert Steinrück als Göran Persson, des Königs bäuerlicher Günstling) und trotz den meteorhaft aufleuchtenden dichterischen Schönheiten nur wieder erfahren, daß diese allzu gemächlich den Geschichtsbüchern nachgeschriebenen »Charakteristiken« aus der schwedischen Verfallsgeschichte, von denen die Untergangshistorie des bis zum Wahnsinn argwöhnischen und gewalttätigen Wasa-Sprößlings die schwächste, nicht mehr als leidliche Handwerksarbeiten sind, verglichen mit Strindbergs tiefen Erlebnis- und Bekenntnisdramen.

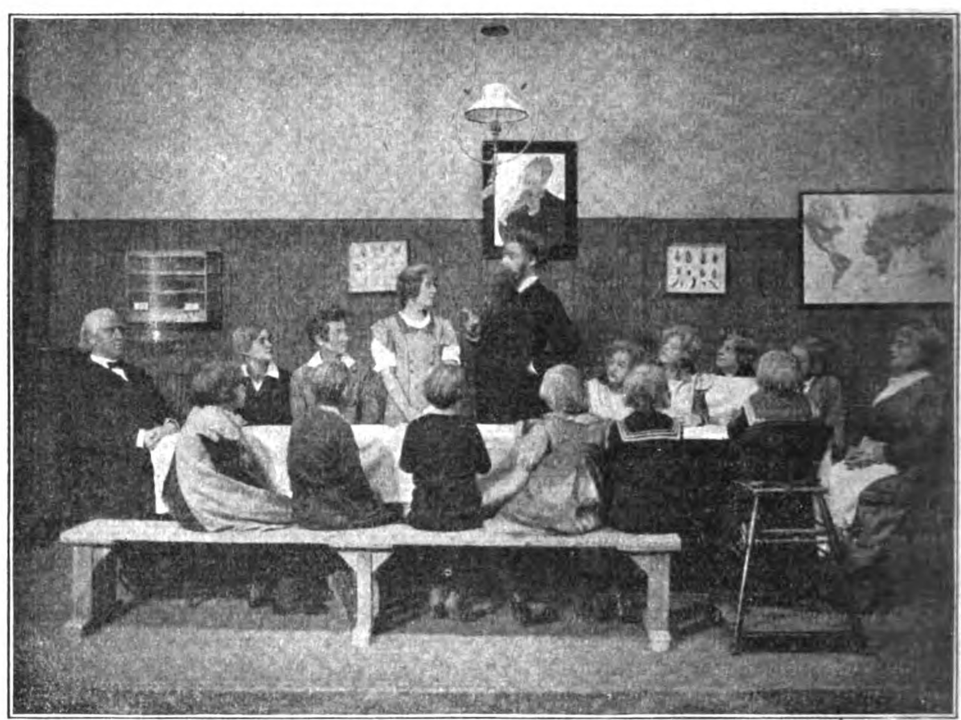
Eine neue, in Berlin jedenfalls bisher noch nicht erprobte dramatische Begabung begegnete uns auf der Volksbühne: Friedrich Wolf mit dem »Armen Konrad«, einer Tragödie aus der schwäbischen Bauernrevolte von 1514 (Buchausgabe im Chronos-Verlag, Ludwigsburg). Und das ist das Erfreuliche an der Wahl dieses Stückes für diese Stelle: es hat volkstümlichen Gehalt und volkstümliche Kraft, ist erfüllt von sozialem Geist und verleugnet doch nicht die menschliche Gerechtigkeit gegen die Machthaber, hat eigne Gefühlstöne und Farben und achtet doch die Geschichtstreue und dramatische Überlieferung. Seine dichterischen und bühnentechnischen Schwächen sind unverkennbar, namentlich in dem viel zu breit geratenen genrehaften Zeitkolorit und dem Goethes »Götz« ungeschickt nachgebildeten weiblichen Ränkespiel; aber aus dem mannhaften Zusammenprall der beiden Gegenspieler, des Bauernführers Konz und des Herzogs Ulrich, zweier Kerle, die einander wert sind und wohl verdienten, Freunde und Kampfgenossen zu sein, sprühen Funken einer tragischen Charakterdramatik, die auf unsern Bühnen zu selten geworden ist, als daß wir sie geringschätzen dürften. Das Stück hat schon vor längerer Zeit im Württembergischen Landestheater seine Feuertaufe und im Sommer bei den Hohentwiel-Festspielen seine Naturweihe empfangen; nach Berlin leitete es wohl der jetzt an die Volksbühne übergesiedelte Adolf Manz, ein Heldendarsteller von ferniger, gerader Ursprünglichkeit, der die Rolle zuerst geschaffen hat.

Reinhardt brachte zur Feier seiner Rückkehr ins Deutsche Theater Bernard Shaws »Heilige Johanna« mit, ein Stück, das mit Schillers Jungfrau-Tragödie genau so wenig zu schaffen hat wie Kaisers »Gilles und Jeanne«. Der Verfasser selbst nennt es eine »dramatische Chronik«, gewiß nicht aus Bescheidenheit, sondern um anzudeuten, daß ihm die geschichtliche Wahrheit und der gesunde Menschenverstand über die dichterische Phantasie und Verklärungssucht, diesmal auch über den Spott und die Ironie gehen. Was Shaw gibt, ist mehr Wortgefecht als dramatischer Aufbau, freilich oft höchst kluge, welt- und menschenkundige Erörterung noch heute lebenswesentlicher Fragen und Dinge, voll überlegener Vernunft und Kühle. Doch zeigt sich auch hier nur wieder, daß eine Dichtung nicht aus dem Verstand, sondern allein aus dem großen, starken



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus dem Einakter »Das Märchen« von Kurt Goetz (Kurt Goetz und Valerie v. Martens). Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus dem Einakter »Die tote Tante« von Kurt Goetz
(Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin)

Gefühl erwächst. Vielleicht spürte der Dichter Shaw das selbst und hat deshalb die aus Magie und Skepsis gemischte Szene angehängt, wo die von der Geistlichkeit reingewaschene Johanna dem König im Traum erscheint und ein Herr aus dem 20. Jahrhundert ihre Heiligsprechung verkündet. Immerhin, so stil- und im letzten Grunde auch kunstlos das Ganze sein mag, Bühne und Schauspielkunst finden, zumal in den großen Hof- und Gerichtsszenen, fette Weide darin: Elisabeth Bergner gibt ein erquickend unbefangenes und pathosloses Landmädchen, das auch in der Kriegsrüstung seine Naturhaftigkeit nicht verliert, Paul Hartmann einen ritterlichen Dunois, Rudolf Forster einen Kindskopf von König im Narrengewande, und Max Reinhardt selbst, der Herr und Meister der Szene, baut nach einer Zeit der Entbehrung ein so üppiges und berauschendes Barock auf, daß wir seiner Wiener Episode schwer noch böse sein können.

Desto leichtere Ware, Schnurrpfeifereien, möchte man sagen, wird nebenan in den Kammerspielen feilgeboten. Drei Einakter von Kurt Goetz, die ihre Herkunft aus der Gefühls- und Gedankensphäre des Schauspielertums nicht verleugnen können, auch in der spielerischen Ironie nicht, mit der sie sich selbst verulken: eine »ärgerliche«, eine »kitschige«, eine »erbauliche Begebenheit«. Im Grunde zehren sie allesamt von dem Trick, uns mit einer Erwartung zu foppen, die uns hinterher einen Esel bohrt. Der »Mörder«, der die aufkeimende Untreue seiner Frau wittert, hat keineswegs den verführerischen Jagdgast erschossen, sondern mit seinem unheimlichen Jägerlatein dem flackernden Frauchen nur den Docht geputzt; das »Märchen« entpuppt sich aus einem romantischen Zigeunermädel in eine durchtriebene Gelegenheitsdiebin, wird aber von dem welt- und lebensmüden Lord nun wohl erst recht geheiratet werden; die »Tote Tante« brauchte in ihrem Racheteftament von der mit 250 000 Dollar bedachten siebzehnjährigen Nichte die Mutterschaft eines unehelichen Kindes gar nicht erst zu fordern: der Bräutigam bringt es von anderswoher mit in die Ehe. Dies Stück hat den Berlinern augenscheinlich am besten gefallen, schon weil es wieder mal einen jener teutschtümelnden Oberlehrer auf die Bühne bringt, deren innere Moral ebenso dürftig, wie ihr Kindersegen reich ist. In allen drei Stücken spielt der Verfasser selbst die Hauptrollen. Da fällt keine Pointe unter den Tisch, und je kälter er sie in seiner lässigen Nonchalance serviert, desto heißhungriger werden sie verschlungen.

# Von Kunst und Künstlern

Ernst Paul Hinckelbey: Christophorus (vor S. 353); Der Samariter (vor S. 361) und Heimkehr (S. 427) — Hans Röhm: Flucht nach Ägypten (vor S. 365) — Rudolf Hause: Abendruhe (vor S. 345) — Leopold Prinz: Meißen (vor S. 381) — Fritz Preiß: Oberbayrische Gebirgslandschaft (vor S. 405) und Winterliche Straße in Partenkirchen (vor S. 421) — Ernst Eimer: Musikanten (vor S. 389) — Alice Michaelis: Der alte Schrank (vor S. 397) — Wilhelm Claudius: Aus einem Lübecker Patrizierhaus (vor S. 329)

Diesmal beginnen wir füglich mit einem Plastiker. Denn Ernst Paul Hinckelbey, der aus dem Meisteratelier Ludwig Manzels hervorgegangene junge Thüringer Bildhauer (geb. 1893 in Arnstadt), ist es doch, der mit den drei beigesteuerten Werken am meisten für die religiöse Weihe dieses Heftes sorgt. Er hat eine gute akademische Schule genossen, was sich deutlich in der Komposition seiner Gruppen und in der sicheren anatomischen Durchbildung seiner Gestalten zeigt, aber selbständiges, lebendiges Empfinden, in der Stille Rothenburgs, wo der Künstler seit fünf Jahren wohnt und arbeitet, noch vertieft, und ein leidenschaftlicher Ausdruckswille für gesteigerte Gefühlsmomente haben ihn von jeder schulmäßigen Fessel frei gemacht.

Das sieht man an seinem Christophorus, der sich auf den ersten Blick von der landläufigen Auffassung dieses auch in der Plastik oft behandelten Motivs unterscheidet. Hinckelbey hat aus der Legende den Augenblick gewählt, wo der riesenhafte Christusträger, der lachenden Mutes, fast ein wenig leichtsinnig das Kind auf seine Schultern genommen hat, unter der ungeheuren Last, die er da durch den Strom trägt, zusammenzubrechen droht. Der Nacken beugt sich, die Knie wanken, der stützende Stab krümmt sich. »Aber das Wasser wuchs,« heißt es in der heiligen Legende, »und das Kind war so schwer wie Blei und ward immer schwerer, und das Wasser ward so hoch, daß er fürchtete, er müsse ertrinken. Da er in die Mitte des Wassers kam, sprach er: Eia, Kind, wie gar schwer bist du, mir ist, als ob ich alle diese Welt auf mir trüge. Da sprach das Kind: Du trägst nicht allein die Welt, du trägst den, der Himmel und Erde geschaffen hat.« Dieser rein dogmatische Ursprungssinn von der gleichgearteten Göttlichkeit des Vaters und des Sohnes erscheint bei Hinckelbey ins Allgemeinmenschliche und Symbolische gewandelt. Christophorus ist der Christus-, aber auch der Leidträger der ganzen Welt geworden, der unter seiner Last fast in die Knie bricht, aber seinem gottgewollten Amte treu bleibt, bis die Flut durchwatet und das Kindlein aufs feste Land gerettet ist. Man darf dabei wohl vermuten, daß viel Schweres von unsern Kriegs- und Nachkriegserlebnissen sich in dieser Darstellung niedergeschlagen hat.



Ernst Paul Hinckelbey: Heimkehr

»Der Samariter« ist ruhiger und geschlossener in der Haltung. Wohl begegnet uns auch hier in dem unter seinen Wunden und Schmerzen zusammenknickenden Körper des Kranken die altdeutsche Eckigkeit der Formen, aber die kraftvolle und aufrechte Gestalt des Helfers ist, seelisch und künstlerisch genommen, von einer so vollendeten und beruhigten Wohlgefügtheit, daß Mut und Vertrauen zu dem barmherzigen Hilfswerk auch in das Herz des Betrachters einziehen müssen.

Hinckelbey verschmäht in seinen Bildwerken, auch in der »Heimkehr«, die ausdrückliche Beziehung auf die Gleichnisse des Evangeliums. Aber weder dort noch hier sind die biblischen Motive zu verkennen. Der Heimkehrende, es ist der verlorene Sohn, und der, an dessen Brust der Hilflose sein reuiges Haupt und Herz birgt, ist der Vater, der den Sünder mit verzeihender Liebe umfängt. Wieder sind die plastischen Formen so schlicht und streng wie möglich gehalten; selbst der Hund, der so lebhaft seine Wiedersehensfreude bezeugt, ist in die ernst und still aufstrebenden gotischen Linien aufgenommen.

Die gleiche auf das Wesentliche gesammelte Einfachheit der Formen herrscht in Hans Röhms »Flucht nach Ägypten«, einem Ölbild, das auf der diesjährigen Glaspalastausstellung würdig die sonst von den Münchenern nicht gerade bevorzugte religiöse Malerei vertrat. Röhm hat auch in seiner Graphik (von der er ausgegangen ist) stets die ruhig nebeneinandergesetzten Flächen geliebt, und den Zeichner spürt man wohl auch in diesem Gemälde noch, besonders in der betonten Gegenüberstellung von Hell und Dunkel. Etwas Geheimnisvolles, Märchenhaft-Mystisches kommt dadurch in das Bild und etwas Traulich-Anheimelndes, als spiele sich der heilige Vorgang ganz nahe in unsrer Zeit und Umgebung ab.

Rudolf Hauses »Abendruhe«, gleichfalls eine Erwerbung aus der letzten Münchener Ausstellung, schmeichelt sich dem Auge zunächst durch den weichen, harmonischen Fluß seiner Linien ein: ein ungemein wohltuender und besänftigender Rhythmus geht durch dieses Bild, das an ähnliche Kompositionen von Marées und Arthur Volkmann erinnert. Aber wiederum triumphiert über das Technische bald das Seelische, so daß man geneigt ist, auch dies ganz aus der Phantasie gemalte Bild trotz seiner antiken Anklänge zu der religiösen Malerei zu rechnen.

Das Blatt »Meisen« von Leopold Prinz, die Wiedergabe eines farbigen Kupferstiches, ist eine Gabe aus Wien, was dem Kenner der österreichischen Graphik schon die zarte, geschmackvoll gedämpfte Abstimmung der Farben verrät. Aber nicht bloß koloristisch ist dies winterliche Blatt wertvoll, auch als Naturbild hält es der Kritik stand, sonst wäre es uns schwerlich von einem so kundigen Zoologen wie Prof. Ludwig Heck in die Hand gelegt worden. Seit Jahren hat sich Prinz, der anfangs Bildhauer war, die Vogelwelt der Heimat für seine Stiche und Radierungen erkoren, und zwar vornehmlich die Kleinvögel des deutschen Waldes, so schlicht sie auch sein mögen. Selbst den Gimpel und den Spatz hat er nicht verschmäht, und aus all diesen Blättern spricht seine innige Liebe zu den kleinen gefiederten Gesellen, die er — das wollen wir doch noch erwähnen — stets wieder in Freiheit setzt, wenn er sie ausstudiert hat.

In die winterliche Alpenwelt führt uns Fritz Preiß, unsern Lesern seit Jahren ein lieber Bekannter, mit der »Oberbayrischen Gebirgslandschaft« und der »Straße in Partenkirchen«. Nicht voreilig, sondern langsam und mit Bedacht hat sich der Berliner Maler diesen Stoffen genähert. Von Norddeutschland, seiner Heimat und nächsten Umgebung aus hat er mit reifender Kraft und Kunst seine Kreise allmählich weiter und weiter gezogen, hat sich brandenburgische, pommersche, schleswig-holsteinische, mittel-, west- und süddeutsche Naturstimmungen erobert, bevor er sich in den letzten Jahren ans Algäu und an Oberbayern wagte. Denn er weiß, daß sich diese Landschaft, falls man es verschmäht, sie sozusagen pathetisch zu überrumpeln, dem Maler nur schwer ergibt. Nicht bloß mit ihren Formen, mehr noch mit ihrem Licht, dem verschiedenen Weiß des Firn- und des Neuschnees auf den Gipfeln und im Tal, dem durchsichtigen Blau der Berge und dem stumpfen Schwarzblau der Wälder, den schillernden Schatten auf den Hängen und Wegen. So ist Preiß ihr denn mit Ernst und Andacht begegnet, auch da, wo sich andre mit einem lustig-bunten Sportbild, wie es das winterliche Partenkirchen nur zu reichlich bietet, die Arbeit und die Wirkung leicht gemacht hätten.

Von Ernst Eimer, dem Darmstädter, bringen wir, damit diesem Heft auch das Heiter-Humoristische nicht ganz fehle, eins seiner ebenso behaglichen wie lebenswahren Volksbilder aus Hessen: zwei dörfliche Musikanten, die nach getaner Arbeit ihren Lohn nachzählen. Gottlob, »Musik mit deinem Silberklang« — es ist schon wieder Münzgeld, das ihnen durch die Finger gleitet, und zu vertragen scheinen sich die beiden bei dem heiklen Geschäft der Teilung auch, obschon es ein falscher Groschen zu sein scheint, den der Ziehharmonikaspieler just beim Wickel hat, und obwohl der Klarinettist über die Höhe seines Anteils offenbar noch nicht ganz mit sich im reinen ist.

Endlich zwei Innenbilder. »Der alte Schrank« von Alice Michaelis gewinnt seine Farbenreize aus dem Bei- und Ineinander des rotbraunen, spiegelnden Altmahagoniholzes mit dem Grün, Blau, Grau und Gelbbraun der Beschläge, Geräte, Türrahmen, Tapeten und Vorhänge und zaubert uns allein schon durch diese Farbensymphonie die wohlige Behaglichkeit altbürgerlicher Vergangenheit vor Augen. Wilhelm Claudius, dessen Kunst Gegenstand eines besonders reich illustrierten Aufsatzes ist, belebt das Zimmer des Lübecker Patrizierhauses neben den zeitgetreuen Möbeln und Wandbekleidungen mit einer nicht weniger zeitgetreuen Figur, die selbst von der Rückseite gesehen den ehrsamen lübischen Kaufmann der Biedermeierzeit erkennen läßt. F. D.

*

Die Wiedergabe des Gemäldes »Schlummerlied« (auch »Anbetung« genannt) von Wilhelm Dürr in unserm Septemberheft 1924 ist mit nachträglicher Genehmigung der Photographischen Union in München erfolgt, wo auch Einzelausgaben erschienen sind.

# Literarische Rundschau

## Weihnachtliches

Es weihnachtet schon. Da darf man wohl einen Märchenwunsch äußern und auf wunderbare Erfüllung hoffen. So bitten wir unsre Leser denn, die getreuen alten und die vielen neuen, einmal die Siebenmeilenstiefel anzuziehen und mit uns eine Eilfahrt durch den Bücherwald zu machen, der sich im Laufe des Jahres um uns aufgebaut hat. Eine Eilfahrt muß es schon sein, sonst kämen wir vor Pfingsten nicht zu Ende, und die Kritik werden wir auf ein Mindestmaß beschränken müssen, sonst würde die Belastung zu groß. Doch läßt sich nicht auch wortlos Kritik üben? Durch Hervorhebung des Guten und schweigende Unterdrückung des Mittelmäßigen? »Du bist ein wunderlicher Mann! Warum verstummst du vor diesem Gesicht?« läßt sich Goethe einmal von einem übereifrigen Rezensenten fragen. Und er antwortet: »Was ich nicht loben kann, davon sprech' ich nicht ...« Mit der Weisheit dieses zahmen Xenions wollen auch wir es halten; Weihnachten ist das Fest der Gnade.

Womit aber beginnen? Nun, doch wohl mit den Gaben, die den Kindern, den Hauptpersonen dieses uns von einem Kinde bescherten Festes, zugedacht sind. Also zuerst etwas von guten Bilder- und Märchenbüchern.

Die reichste und bunteste Auswahl von Bilderbüchern findet man im Verlage von Jos. Scholz in Mainz. Namentlich Scholzens Künstler-Bilderbücher sollte man sich vorlegen lassen. Da begegnet uns sogar Meister Hans Thoma mit einem ABC in Bildern und Versen, einem natur- und phantasiefrohen Büchlein, das in munterer und immer anschaulicher Form sinnige Lebensweisheit spendet, indem es Menschen und Tieren, Pflanzen und Sternen, Heiligen und Bösewichtern ihre Geheimnisse abfragt und dem Kinde spielend die ersten Schriftzüge beibringt. Daneben dürfen sich in ähnlicher Ausstattung die »Komischen Kerlchen« mit Bildern von Lia Doering und Versen von Frida Schanz sehen lassen, während die »Haustiere« von C. O. Petersen allein durch ihre großen, auf Pappe geklebten, in Zeichnung und Farbe gleich lebenswahren Bilder wirken. Auch die lustigen Figuren unsrer Volksphantasie sind auf dem Plan: Eulenspiegel mit drastischen Bildern von Franz Wacik, Rübezahl mit feiner abgetönten von dem Münchener Rob. Engels, Don Quijote mit modernen farbigen Zeichnungen von Ad. Uzarski und die spaßige Geschichte vom Herrn und dem Jockel in ulkigen Versen und Bildern von Arpad Schmidhammer.

Auch Märchenbücher bringt Scholz; aber darin wird er von andern Verlegern übertroffen. Zumal Eva Thaers gefühlsseliges Märchen »Die blauen Augen« mit den matten Bildern von Rich. Scholz kann sich mit den bei A. Pichler, Enßlin & Laiblin und Georg W. Dietrich erschienenen Märchenbüchern nicht messen. Wie beweglich ist der mannigfaltige Bilderschmuck, den Wilh. Dietz zu dem in Reimgedichten erzählten Märchen »Wie Liesel und Peter Menschen wurden« von Hella Dietz geliefert hat (Wien, Pichler); wie poetisch und volkstümlich zugleich erzählt Adolf Holst sein romantisches Märchen von Jördr und Fedri, das leider, statt mit farbigen Bildern, wie Kinder sie wollen, nur mit Scherenschnitten, wenn auch künstlerischen von G. Riege, illustriert ist (Reutlingen, Enßlin & Laiblin); wie meisterhaft haben Ernst Kutzers Stift und Pinsel Emil Hofmanns Versgeschichte von »Kasperls Freud und Leid« und die lustigen Prosaerzählungen von »Buliwanzle und Jaköble« mit farbigen Zeichnungen belebt! (Wien, Pichler). Fast zum »bibliophilen« Prachtwerk wird schon das von Max Jungnickel in knappen Sätzen erzählte Märchen »Kabäuschens Traumreise«, wenn Ludw. Kozma es mit 22 delikaten, auf Karton geklebten Farbenbildern ausstattet (München, Dietrich), und wie dieser kostbare Folioband, so wird auch das aus Wilh. v. Kügelgens Nachlaß zum ersten Male hervortretende altdeutsche Rittermärchen »Der Dankwart« mit farbigen Offset-Bildern von Professor R. Poetzelberger mehr noch bei Erwachsenen als bei den Kindern Entzücken hervorrufen (Stuttgart, Chr. Belser). Das Wort allein — ohne Bilder — hat einmal in Elisab. Dauthendeys Märchenbuch »Akeleis Reise in den goldenen Schuhen« (Kempten, Kösel & Pustet) die Herrschaft; doch ist es eine Dichterin, die das Zepter führt, und obwohl sie ihre Geschichten aus dem Alltagsleben holt, fahren wir mit ihr doch hoch über Berg und Tal im goldenen Luftschiff der Phantasie und schauen alle Wunder Himmels und der Erden. Diesem Buche ebenbürtig dünken uns nur die schwedischen Märchen von Anna Wahlenberg, die in guten Übersetzungen bei Franz Schneider in Berlin erschienen sind, sämtlich künstlerisch illustriert von Hans Looschen und Käthe Wolff.

Ferdinand Bäßlers »Germanische Heldensagen«, längst ein Lieblingsbuch des deutschen Hauses, treten, mit farbigen Kunstblättern von F. Müller-Münster, neu bei

Enßlin & Laiblin hervor; eine vaterländische Geschichte aus Westpreußens großer Zeit, den polnisch-deutschen Kämpfen, erklingt in Paul Enderlings »Glocken von Danzig« (leider spärlich illustriert; Stuttgart, K. Thienemann); eine Abenteuergeschichte aus Afrika, in der Art Karl Mays, betitelt »Bana Sikukuu«, bringt Jos. Bierra mit Federzeichnungen von F. Müller-Münster (Reutlingen, Enßlin & Laiblin); von »Surr und Schnurr und anderm kleinen Volk« erzählt Sophie Wilmanns allerliebste Tier- und Menschengeschichten, die Valerie May-Hülsmann mit 16 Tondruckbildern begleitet (Stuttgart, Thienemann).

Einen Abschnitt für sich, auf der Schwelle zwischen jung und alt, darf Ernst Lissauers Blütenlese »Das Kinderland im Bilde der deutschen Lyrik« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) beanspruchen. Denn hier läßt uns ein Dichter in einer mit sicherem Gefühl für das Echte und Lebendige getroffenen Auswahl aus der gesamten deutschen Lyrik seligen Auges und Herzens noch einmal das Paradies unsrer Jugend durchwandern. Dieser Quartband von mehr als 200 Seiten, von Federzeichnungen Josua Leander Gampps leider mehr verschnörkelt als geschmückt, enthält neben vielen Bildern und Reimen für Kinder auch allerlei deutende und betrachtende Gedichte, die über den kindlichen Gesichtskreis hinausreichen, sich also an Eltern, Erzieher und Lehrer wenden, auf daß sie daraus den Kindern nach Wahl oder Wunsch mitteilen.

Damit wären wir in der Nähe der Lern- und Beschäftigungsbücher, die leider oft schon in den Dunstkreis der Schule geraten und damit den Reiz der Freiheit verlieren. Wir beschränken uns deshalb auf die Empfehlung zweier Bücher dieser Art, die solche Gefahr glücklich vermeiden. Das sind Hans Günthers mit über 100 Figuren erläutertes Beschäftigungsbuch »Was fang ich an?« (Zürich, Rascher & Co.), das ins Freie zu Pflanzen, Tieren und Sternen hinausführt, aber auch zu häuslichen Experimenten aus der Physik und Mathematik, besonders der Elektrizität anleitet, und Prof. Dr. Jos. Plaßmanns Jugendbuch »Das Sternenzelt und seine Wunder«, das mit 110 Abbildungen nach Zeichnungen und Aufnahmen illustriert ist und Bongs Jugendbücherei um einen wertvollen Band bereichert (Bd. 9, Berlin, Rich. Bong).

Die aus unsrer klassischen Literatur gewonnenen Jugendbücher sind diesmal nur spärlich vertreten. Von Wolfram von Eschenbach, dessen Willehalm (von Orange), die ritterliche, deutsch-fromme Dichtung aus den Kämpfen des Christentums gegen den Islam zur Karolingerzeit, Joh. Wuttig in neuhochdeutscher Nacherzählung vorlegt, springen wir gleich zu Kleists mächtigem, von brennendem Rechtsgefühl erfülltem »Michael Kohlhaas«, den Franz Staßen, und zu Adalbert Stifters romantisch-naturfreudiger Erzählung »Die Narrenburg«, die Gerh. Ulrich mit künstlerisch empfundenen und wirkungsvollen Bildern, auch farbigen, geschmückt hat. Diese beiden Bücher gehören den nun bald 50 Bände umfassenden »Lebensbüchern der Jugend« an, die Friedr. Düsel seit dem Jahre 1910 bei Georg Westermann in Braunschweig herausgibt, ernstlich darauf bedacht, Gaben zu bieten, die dauernden dichterischen Wert haben.

Zu den wissenschaftlichen Geschichtsbüchern und Lebensbeschreibungen leitet Johannes Doses Lutherbiographie »Der Held von Wittenberg« über (mit Bildnissen und Ansichten; Bonn, Alb. Falkenroth), ein »Laien-Luther«, der keinen Gelehrten-Ehrgeiz hat, dafür aber in schlichter, volkstümlicher Sprache von den unvergänglichen Gemütskräften des Reformators zu erzählen und die Liebe zu ihm auch in die Herzen der Leser zu pflanzen weiß.

Wer ohne Zwischenplatte unmittelbar in das deutsche Gefühlsleben des deutschen 17. Jahrhunderts hineinsehen will, der lese Grimmelshausens Roman »Das wunderliche Vogelnest«, ein lebenstrotzendes Abenteuerbuch von faustischer Tiefe und tragischem Schicksalsernst. Prof. Dr. H. H. Borchardt hat es im Verlag »Der Bund« (Nürnberg) neu herausgegeben, und von Georg Ort ist es mit deutsch empfundenen Federzeichnungen ausgestattet worden.

Das gehaltvollste und packendste Werk vaterländischer Deutschkunde sind noch immer Gustav Freytags »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«. Es hätte zu ihrer Verbreitung viel mehr getan werden müssen: dann wären sie längst zu dem deutschen Haus- und Familienbuche geworden, das zu sein sie verdienen. Denn sie sind das Werk eines starken, gemütswarmen und vaterlandsfrohen realistischen Dichters, und ihre Erzählerkunst, voller Farbe, Anschauung und Leben, ist noch heute unübertroffen. Deshalb war es ein fruchtbarer Gedanke des Verlages Paul List in Leipzig, dies Stand- und Meisterwerk in einer »dokumentierend illustrierten Ausgabe« (6 starke Quartbände in Ganzleinen) neu herauszubringen. »Dokumentierend illustriert«, das soll heißen, daß diese klassische deutsche Kultur- und Sittengeschichte nun auch in schwarzen und farbigen Bildern, in Karten und Beilagen das historische Anschauungsmaterial mit sich führt, aus dem Freytag schöpfte. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens stehen hier zu vollem Leben vor uns auf, unbeschwert von dem Schutt der Studierstube, in schierer, durchsichtiger künstlerischer Formung.

Eine Geschichte der deutschen Gesellschaft und Wirtschaft, der deutschen Rechts- und Staatsformen, der deutschen Seele und des deutschen Gemüts. Und dazu nun diese sich zu einem großen Bilderatlas der deutschen Kulturgeschichte zusammenfügenden Dokumente: Flugblätter, Zeichnungen, Gemälde, Handschriften, Urkunden, Bildnisse usw., alles in möglichst originalgetreuer Wiedergabe. Es ist keine Phrase, wenn wir sagen: Dies Werk sollte neben der Bibel in jedem deutschen Hause seinen Ehrenplatz haben! Und in seiner Nachbarschaft gebe man einen Platz auch der groß angelegten Sammlung altnordischer Poesie und Prosa, die seit länger denn einem Jahrzehnt bei Eugen Diederichs unter dem Gesamttitel »Thule« erscheint. Denn hier haben wir das Fundament unsrer Volkskunde, den mythischen Unterbau unsers Seins und Wesens. Der 22. Band dieser ehrfurchtgebietenden Sammlung kristallisiert sich um die Geschichte Thidreks von Bern und nimmt in der Thule-Reihe insofern eine Sonderstellung ein, als seine Sagen nicht urspünglich nordischer, sondern deutscher Herkunft sind.

Zurück zu den Quellen! In diesem Gedanken wurzelt und gipfelt Willy Pastors Geleitwort zu seinem Buch »Deutsche Urzeit« (Leipzig, H. Haessel), worin er die Grundlagen der germanischen Geschichte zu fügen sucht, und unter dieser Losung schafft er selbst ein praktisches Stück Arbeit für die Germanenkunde. Behandelt er doch unsre Vor- und Frühgeschichte in dem stolzen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auch wissenschaftlich sicherer erhärteten Bewußtsein, daß es eine elende Lüge war, die Ureinwohner Deutschlands als ein rohes Barbarenvolk hinzustellen, das Eicheln fraß und schmausend und trinkend auf der Bärenhaut lag. Seit dreißig Jahren bemüht sich Pastor um die Widerlegung dieser Irrmeinung. Hier nun, in diesem starken Band, der dazu noch einen Anhang von etwa 60 Abbildungen hat, sind seine wesentlichen Veröffentlichungen gesiebt und gesammelt worden, nicht um ein planmäßiges (und dann wohl auch schwerfälliges) Gelehrtenwerk zustande zu bringen, sondern die Forschungen und Erkenntnisse in einem beweglichen Schwarm von Abhandlungen und Einzelaufsätzen, bis zur leichtbeschwingten Skizze herab, ins Volk zu schicken. Es bedarf keiner gelehrten Vorkenntnisse für dieses Buch, jede Frage wird mit allem, was zu ihrem Verständnis gehört, übersichtlich vor uns ausgebreitet in einer fast fremdwortreinen, schlichten, durchsichtigen Sprache, der doch die bildhafte Anschaulichkeit nicht fehlt. Auch nicht die Phantasie oder besser: jene innere Schaukraft, ohne die eine so junge Wissenschaft wie die Vorgeschichte nicht auskommen kann.

Auf dem Gebiet der deutschen Altertumskunde und der Geschichte deutscher Christwerdung haben wir ein grundlegendes Werk in Dr. Erich Jungs Buch »Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit« (München, J. F. Lehmann). Anderthalb hundert Abbildungen helfen hier die allmähliche Verschmelzung der alten »heidnischen« Göttervorstellungen mit den christlichen Glaubenslehren und -gestalten an noch heute bestehenden Bauten und Denkmälern aufzuweisen.

Als erste Einführung in die Deutsche Volkskunde empfiehlt sich für das Studium dieser und ähnlicher Werke der Grundriß, den Karl Reuschel in zwei Bändchen der verdienstvollen Teubnerschen Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt« gibt (Leipzig, B. G. Teubner). Da findet man in knapper Darstellung alles Wichtige beisammen, was an Sachkundlichem über Sprache, Volksdichtung, Sitte, Brauch und Volksglauben unsrer Vorfahren überliefert ist. Wissenschaftlich strenger, nüchterner und »unromantischer« verfährt Prof. Dr. Hans Naumann in seinen »Grundzügen der deutschen Volkskunde«, einem Bändchen der bei Quelle & Meyer in Leipzig erscheinenden Bücherreihe »Wissenschaft und Bildung«.

Auch sonst bieten sich in diesen beiden friedlich miteinander wetteifernden populären Sammelbändchen noch manche Einführungen in Wissenszweige unsrer Vorgeschichte und Deutschkunde dar. Wir nennen: Hubert Schmidts »Vorgeschichte Europas«, eine zuverlässige Darstellung der Grundzüge alteuropäischer Kulturentwicklung (bei Teubner), K. Hasserts »Wirtschaftsleben Deutschlands«, eine kurzgefaßte Wirtschaftsgeographie des Deutschen Reiches (bei Quelle & Meyer), die Geschichte des deutschen Studententums von seinen Anfängen bis zur Gegenwart von Wilh. Bruchmüller (bei Teubner), den Abriß der deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, den Georg v. Below unter dem Titel »Vom Mittelalter zur Neuzeit« gibt (bei Quelle & Meyer), und die »Religiösen Strömungen der Gegenwart« von Heinrich Frick, kein theologisches, aber ein geistiges Buch, das feinsinnig den tieferen Zusammenhängen nachspürt und dem nach innen horchenden Menschen von heute viel Ernstes zu sagen hat (ebenda).

Das noch junge und deshalb dicht von Gefahren umlagerte Gebiet der Rassen-Forschung hat in Deutschland erst vor wenigen Jahren durch Dr. Hans Günther wissenschaftliche Festigung erhalten, und Günthers geistig vornehme Ablehnung jeder politischen Tendenz hat ihm Achtung auch bei denen verschafft, die diesem Forschungsbemühen bis dahin mit Mißtrauen begegneten. Mit den Tatsachen, die dieser Gelehrte scharf und klar herausstellt,

muß sich das gebildete Deutschland nachgerade vertraut machen und auseinandersetzen. Günthers Forschungsergebnisse sind niedergelegt in seiner »Rassenkunde des deutschen Volkes«, die in der 5. Auflage (München, J. F. Lehmann) mit 14 Karten und weit über 500 Abbildungen erläutert wird, darunter viele Bildnisse geschichtlicher Persönlichkeiten. Für die sittliche Erziehung unsrer Gegenwart, insbesondere der deutschen Jugend, hat Günther seine Rassengedanken in einer besonderen Schrift mit dem Dürerischen Titel »Ritter, Tod und Teufel« (ebenda) ausgemünzt. Dieses Buch soll den »Helden« künden, muß also Front machen gegen die Masseninstinkte, den Bequemlichkeitssinn, den Humanitätsschwindel und die Kraftstoffelei unsrer Zeit, um dem Volkstum wieder den großen, starken »heldischen Gedanken« als Fackel anzuzünden.

Auf Günthers Werk fußt Otto Hausers »Rassezucht« (Braunschweig, Georg Westermann), doch schreitet dies Buch von der Rassenkunde fort zum Rassenwillen und sucht diesen Willen in seinen Lesern zum sittlichen Bewußtsein zu erheben. Als Leser aber denkt sich Hauser hauptsächlich die deutsche Jugend, die schon seinen früheren rassekundlichen Büchern lebhafte Teilnahme entgegengebracht hat, es hier aber erst recht tun wird, weil dies neue Buch lebendigsten Bezug auf die Gegenwart nimmt und zur Pflege und Stütze des »lichten nordischen Blutteils« anspornt.

In engem Bunde mit der Erkenntnis unsers Bluterbes steht die Kenntnis und Würdigung unsrer deutschen Heimat. Auch dieser Zweig vaterländischer Kulturarbeit ist seit und nach dem Kriege frischer denn je aufgeblüht. Große prächtige Mappenwerke, wie das bei Habbel & Naumann in Regensburg erscheinende, von Dr. Friedr. Schulze im Verein mit andern Kunst- und Kulturhistorikern herausgegebene »Die alte Stadt«, das sich mit Fug und Recht eine deutsche Kulturgeschichte in farbigen Bildern nennen darf, machen die verborgenen Schätze der Stadtmuseen an Kupferstichen und Prospekten mobil, und Bildermappen wie Otto Reinigers stimmungssatte »Landschaften« (acht Blätter in mehrfarbigem Offsetdruck; Stuttgart, J. F. Steinkopf) und das von Fritz Röhrs in zwölf markigen Holzschnitten dargestellte, von Dr. Ad. Reuter mit kundigen Geleitworten begleitete »Weserland« (Selbstverlag des Künstlers, Braunschweig, Madamenweg 40), erschließen uns mit dem Zauberstab der Kunst die Schönheiten deutscher Wälder, Seen, Ströme, Berge und Täler.

Strom und Berg — das sind auch heute noch die Gipfelworte der Wander-, Sport- und Reisefreude. Und in der Tat, mit einem Sportsmann, Maler und Humoristen wie Otto Protzen sich »Vierzig Jahre auf dem Wasser« zu tummeln, auf der Ost- und der Nordsee, auf dem Weltmeer, der Spree und in den Havelarmen, im Kahn, im Hausboot und in stolzer, preisgekrönter Segeljacht, das ist ein herz- und nervenstärkendes Vergnügen schon für den Laien, der es nur in der Phantasie sozusagen als Landratte mitmacht — wieviel mehr für den Boots- und Segelkundigen, der diese kühnen und abenteuerreichen Fahrten im Binnenwasser und auf offener See mit eignen Erinnerungen zu begleiten vermag. Auch die Jugend wird ihre Freude an dem Buche haben, nicht zuletzt an den Bildern, mit denen der Verfasser es nach eignen Gemälden und Zeichnungen reichlich ausgestattet hat (Braunschweig, Georg Westermann).

Nur ein von gleicher jubelnder Natur- und Sportfreude erfülltes Buch darf sich dem Protzenschen an die Seite stellen: Dr. Karl Blodigs »Die Viertausender der Alpen« (München, Bergverlag Rud. Rother). Auch Blodig hat volle vierzig Jahre um die erhabenen Bergmajestäten geworben; auch aus seinem Buche atmen auf jeder Seite Mut, Kraft, zäher Wille und immer wache Geistesgegenwart; auch seine Schilderungen vom Grand Combin, vom Matterhorn, vom Monte-Rosa-Stock wecken im Leser die Sehnsucht, gleiche über den niederen Alltag emporhebende Freude des »inneren Erlebens« zu suchen. 40 Bildertafeln, darunter mehrere Kupfertiefdrucke und die farbige Wiedergabe eines Comptonschen Alpenbildes, beleben den Text.

In den Jahren, da wir uns eine Italienreise versagen mußten, hat sich als eine Art »Italien-Ersatz« mehr als je zuvor der Bodensee die Gunst der Reisenden erobert. Ihm, seinen landschaftlichen Schönheiten und geschichtlichen Erinnerungen widmet Otto Hoerth die anmutigen, teils novellistischen Plaudereien und Lebensbilder, die er »Miniaturen vom Bodensee« nennt (Stuttgart, Strecker & Schröder) — allzu bescheiden, denn sie machen mit den 16 Bildtafeln ein Buch von 320 Seiten aus, gehen bis in die Eiszeit zurück und bringen tief in die deutsche Kultur-, Kunst- und Verkehrsgeschichte ein.

Zu Kunststätten, wie Dresden eine ist, wandert man am besten mit einem Maler, und gern soll man es sich gefallen lassen, wenn die Bilder dabei die Hauptsache oder doch das Hervorstechende sind. Das gilt von der »kunstbetrachtenden Wanderung«, zu der Professor Fritz Beckert, der Maler, und Professor Robert Bruck, der Schriftsteller, uns einladen, um das »Elbflorenz«, die Stadt der malerischen Straßen und Brücken, Höfe und Schlösser, Museen und Monumente, des Zwingers, der Brühlschen Terrasse und des Großen Gartens, zu

durchstreifen. Beckert, unsern Lesern durch manches Kunstblatt bekannt, hat für den stolzen Quartband (Buchdruckerei der Baensch-Stiftung, Dresden) 13 seiner schönsten farbenreichen Gemälde und 27 Zeichnungen beigesteuert; Bruck in seinem Text leitet geschmackvoll und erwärmend zum Kunstgenuß an.

Lange schmerzliche Jahre hindurch waren wir Deutsche von der außerdeutschen Welt abgesperrt — kein Wunder, daß wir, mit unsrer alten unausrottbaren Wanderlust im Leibe, jetzt, wo die Schranken gefallen sind, desto sehnsuchtsvoller wieder in die Ferne streben. Darum der Hinweis auf ein paar gute, gehaltvolle Reisebücher: Zum »Altvater Nil« führt uns mit seinen »Reise-Radierungen« (was literarisch zu verstehen) von einer Vorfrühlingsfahrt des Jahres 1924, als gerade die Grabkammer des Königs Tutenchamun geöffnet war, Prof. Dr. Chr. Eckert (mit 18 Aufnahmen; Bonn, A. Marcus & E. Weber); »Deutsch-Kanadische Lebensbilder« entwirft als »Onkel Karl«, der ein Menschenalter hindurch in Kanada lebte, wanderte, jagte, forschte und siedelte, Carl Müller-Grote in einem humorgewürzten, von Th. Herrmann illustrierten Buche (Bremen, Angelsachsen-Verlag); »Bei den Kopfjägern des Amazonas« durchleben wir mit F. W. up de Graff sieben Jahre Forschung und Abenteuer (mit 31 Abbildungen und einer Karte; Leipzig, F. A. Brockhaus); »In der Wildnis Ostsibiriens« bewegen wir uns mit dem Russen Wladimir K. Arsenjew auf Forschungsreisen im Ussurigebiet, und hier sind es neben ethnologischen, zoologischen, botanischen und geographischen hauptsächlich Wirtschafts- und Handelsinteressen, die der Darstellung ihren Wert geben. Nansen hat dem reich illustrierten Buche ein empfehlendes Geleitwort geschrieben (Berlin, Aug. Scherl).

Kaukasische Fahrten und Abenteuer »Im Reiche der Medea« (mit 86 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers; Leipzig, F. A. Brockhaus) läßt uns Alfred Nawarth miterleben, wenn er uns zu den Gestaden alter Kultur, Ageios und Pontos, und weiter, auf den Spuren Jasons und des goldenen Vlieses, nach dem sagenhaften Sonnenlande Kolchis lockt, in Länder, die durch den Krieg die gewaltigsten Umwälzungen erfahren haben. Auch das große indische Reisewerk des bekannten Forschers Dr. Kurt Boeck kommt bei H. Haessel in Leipzig neu heraus; der erste Band »Im Banne des Everest« ist wohl der fesselndste der Reihe, dem Text wie den prachtvollen Bildern nach (35 Tafeln), aber auch die »Indischen Gletscherfahrten«, Reisen und Erlebnisse im Ost- und West-Himalaja (mit Karte und über 80 Abbildungen, werden begeisterte Leser finden.

Ein charaktervolles und geistig selbständiges Buch über den Orient (mit 2 Karten; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) gibt uns Adolf Fischer, dessen Darstellung der »Tiere und Menschen in Deutsch-Südwest« ihm eine überragende Stellung in der Kolonialliteratur verschafft hat. Fischer war während des Weltkrieges als Offizier in Jerusalem, Damaskus, Baalbeck und Petra, hat Wüsten und Gebirge durchquert; aber was er gesehen und empfunden hat, wird ihm nicht zum Kriegs-, sondern zum großen Kulturbild, angeschaut mit deutschem Auge, widergespiegelt aus einer feingebildeten und künstlerisch gestimmten Seele.

Zur Lebensgeschichte wandelt sich das fremdländische Reisebuch in dem Rückblick, den Edward W. Bok, Holländer von Geburt, über fünfzig Jahre Arbeit hält und worin er schildert, »Wie er Amerikaner wurde« (deutsch von Rickmer Rickmers; mit 7 Bildern; Basel, Benno Schwabe & Co.). Bok war drüben Schriftleiter des »Ladies Home Journal« und wurde dadurch — er, der, ohne ein Wort Englisch zu verstehen, als kleiner Junge übers große Wasser kam — zum Sprachrohr des größten Leserkreises, über den ein amerikanischer Schriftleiter je gebot. Sein Stil blieb mangel-, seine Grammatik fehlerhaft, sein Pflug ritzt nur die Oberfläche, und trotzdem setzte er sich durch — in Amerika. Wir können und sollen unmittelbar nichts davon lernen, aber lesen sollten wir's, schon um uns über den Begriff »Amerika« klarer zu werden, und um des Reizes willen, den jede erfolgreiche Mannesarbeit in solcher gewissenhaften, keineswegs kritiklosen Selbstbetrachtung ausübt.

Auch in Hermann Kriegers Buch »Der Raub des China-Baumes« (Braunschweig, Westermann) überwiegt der biographische Wert den der Reise- und Naturschilderungen. Aber diese Biographie, die des deutschen Naturforschers J. K. Haßkarl, des abenteuergesegneten Tropenfahrers, wird in der Form einer spannenden Erzählung gegeben und nimmt für sich das dichterische Recht in Anspruch, neben der historischen Richtigkeit auch die künstlerische Phantasie walten zu lassen. So entsteht im Rahmen des frei ausgestalteten Lebensbildes in großen Zügen ein Bild aller Landschaftsformen des Andenlandes und damit ein Forschungs- und Entdeckungsgemälde großen Maßes und bleibenden Wertes.

Der in dieser ersten weihnachtlichen Rundschau noch übrigbleibende Raum soll den bildenden Künsten gehören.

Da machen wir zunächst auf eine neue allgemeine Kunstgeschichte aufmerksam. Sie erscheint bei der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion (Potsdam-Wildpark), wird herausgegeben von Prof. Dr. A. E. Brinckmann in

Köln und nennt sich nach ihrer Gliederung in die sechs Tagewerke der Kunst (Antike; Orient; Mittelalter; Renaissance; Rokoko — Barock; Gegenwart): Die sechs Bücher der Kunst Und ihre Hauptgesichtspunkte? Nicht der Text, sondern die Abbildungen nehmen den bei weitem größten Raum ein; Sehen und Anschauen gilt hier mehr als Beschreiben und Erörtern. Dafür sammelt sich der Text energischer als sonst auf die inneren Zusammenhänge und großen Entwicklungslinien. Die Gesamtheit der Kunst soll möglichst geschlossen dargestellt, eine klare Übersicht soll gegeben, die bildende Kunst als geistiger Faktor gewertet werden. Die Gliederung ist in allen sechs Bänden die gleiche: Kultur- und wirtschaftliche Bedingungen der Kunst; Quellen der Kunstgeschichte; der Anteil der Nationen; Entwicklung der künstlerischen Form. Zweck dieser Gestaltung: dem kunstfreudigen Laien Genüge zu leisten, aber auch dem wissenschaftlich Vorgebildeten noch etwas zu geben. Das Gesamtwerk, zu dessen Verfassern u. a. Dr. E. Kühnel, Prof. Dr. J. von Schlosser, Prof. Dr. K. Escher und Dr. P. F. Schmidt zählen, soll mit mehr als 1000 größeren Abbildungen in Doppeltondruck und auch farbigen Tafeln ausgestattet werden; die Proben, die uns davon in den Bänden »Altertum« (Bd. 1), »Mittelalter« (Bd. 3) und »Renaissance« (Bd. 4) vorliegen, verdienen für die sonst selten erzielte Vereinigung von Stimmungswerten und bildhafter Klarheit uneingeschränktes Lob.

Als das Bedeutendste, was uns die Kunstgeschichte im letzten Jahre gegeben hat, darf Wilhelm Worringers Buch »Die Anfänge der Tafelmalerei« (14. und 15. Jahrhundert) angesehen werden (Leipzig, Insel-Verlag). Hier führt ein Mann das Wort, der beides in einem ist: ein selbständiger, mit der besten Methode und der sichersten Kritik ausgerüsteter Forscher und ein glänzender, phantasiebegabter, ja mit innerer Schaukraft begnadeter Schriftsteller, erfüllt von dem neuen Zeitstil: große Linien zu verfolgen und aus dem Gewirr der Tatsachen das geistig Bedeutsame herauszuprägen. Nur Betontes, Kennzeichnendes, keine Abschweifungen ins Spezialistische, mit einem Wort: Synthese, nicht Analyse! Der Verlag, durch seinen Buchausstattungsgeschmack rühmlichst bekannt, hat dem Bande (350 Seiten) 126 meisterhaft gedruckte Abbildungen beigefügt.

In vierter, umgearbeiteter und erweiterter Auflage ist Cornelius Gurlitts »Deutsche Kunst seit 1800« herausgekommen (früher »Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts«; Berlin, Georg Bondi), nachdem das Buch lange vergriffen war. Die Freude, es wieder zu haben, ist groß. Kein andres über denselben Zeitraum kann sich in der Kühnheit und Freiheit des Urteils, im Temperament des Vortrags und der (nicht selten witzigen) Geschliffenheit der Form mit ihm vergleichen. Eigenwillig und »persönlich« mag es öfters sein, immer aber ist es selbständig, charaktervoll, manchmal geradezu genial in der Kunst der Verlebendigung. Andre Kunstbücher schlägt man nach, befragt man, dieses liest man, als wär's eine einzige zusammenhängende Erzählung, in der es keine öde oder auch nur trockene Stelle gibt. Die neue Ausgabe ist, ohne Änderung des Grundsätzlichen, bis auf unsre Tage fortgeführt.

Ein einzelnes, etwas abseits gelegenes, aber bei näherer Betrachtung um so reizvolleres Tal im Kunstland des 19. Jahrhunderts durchwandert Oskar Lang in seinem Buche »Die romantische Illustration«, das den volkstümlichen Zeichnern der deutschen Romantik, also hauptsächlich Richter, Pocci, Schwind, Speckter und Hosemann gilt (mit fast 200 Abbildungen; Dachau, Einhorn-Verlag). »Volkstümlich« darf man diese Zeichner allesamt nennen, weil sie dem Volke, jedem Deutschen von Gemüt und Phantasie noch heute etwas zu sagen haben, aber auch den anspruchsvollen Kunstkenner werden sie noch erfreuen, wenn so wie hier die Spreu vom Weizen gesondert und nur Hochwertiges gewählt wird. Ein Band wie geschaffen für den Familientisch.

Von den deutschen Romantikern, zumal von Richter und Schwind, spinnen sich zarte Fäden hinüber zu Wilhelm von Steinhausen, der erst vor Jahresfrist von uns gegangen ist. Über den Wert und Gehalt seiner deutsch-religiösen Kunst braucht hier kein Wort mehr verloren zu werden. Die schönsten seiner Gemälde und Zeichnungen sind in vorzüglichen Wiedergaben, auch farbigen, vereinigt in den beiden Mappen, die der Kunstwart bei Callwey in München herausgegeben hat. Es ist Pflicht, solange sie noch auf dem Markte, immer wieder an diese wahrhaft weihnachtlichen Geschenkwerke zu erinnern.

Zwei allgemeine grundlegende Bücher der Kunstbetrachtung und Kunstverwertung können auch dem Laien empfohlen werden: Prof. Paul Brandts »Vorschule der Kunstbetrachtung« (mit 373 Abb. und 4 farbigen Tafeln; Breslau, Ferd. Hirt), ein Kunsterziehungsbuch, das den glücklichen Grundsatz befolgt, über kein Kunstwerk zu sprechen, das nicht gleichzeitig im Bilde gezeigt wird, und das eine kurze Einführung auch in die moderne und allermodernste Kunst enthält, und als zweites: der »kunstpädagogische Versuch«, in dem Professor Franz Landsberger das »Wesen der Plastik« darstellt, dieses dem modernen Menschen noch immer »entfremdeten« Kunstzweiges, für den doch heute eine neu erwachte Teilnahme unverkennbar ist (mit gut ausgewählten Erläuterungsbildern im Anhang; Wien, Rikola-Verlag).

Bereits in zehnter Auflage liegt ein Werk vor, das dem erhabensten und heiligsten aller Stoffe gilt: dem Leben, Leiden, Sterben und verklärten Auferstehen des Heilands. »Christus« heißt es und ist von Dr. Walther Rothes, der zuvor schon durch ein weitverbreitetes Madonnenbuch bekannt geworden (beide bei J. P. Bachem in Köln). Rothes geht zwar bis auf die Katakombenkunst zurück, läßt seine Darstellung aber, dem volkstümlichen Zweck des Buches entsprechend, in der Renaissance und der Neuzeit gipfeln, weil er zum Herzen und zur Seele, nicht zum ästhetischen Verstande sprechen, weil er mehr lebendig erbauen und erheben als historisch belehren will. Das Buch ist mit drittehalb hundert Abbildungen, auch farbigen Tafeln, geschmückt und erläutert.

Das Hauptinteresse des kunstfreundlichen Laien wird immer den Bilderwerken gehören. Gottlob, es gibt, nachdem die Zurückhaltung der Kunstverleger überwunden und — was noch begrüßenswerter — die Vorherrschaft der prahlenden Luxuswerke gebrochen ist, wieder reiche und gute Auswahl darin.

Hans Holbeins d. J. Zeichnungen hat Prof. Dr. Curt Glaser gesammelt (Basel, Benno Schwabe & Co.). Sie werden mit 80 einseitig und in verschiedenen Farbtönen gedruckten Abbildungen in einem Tafelwerke dargeboten, das Wert darauf legt, sowohl die Linie der künstlerischen Entwicklung wie den gesamten weiten Umkreis des Holbeinschen Schaffens in der Reihe der Abbildungen kenntlich zu machen. Nicht nur der weltberühmte Bildermaler erscheint mit seinen Vorstudien, auch der minder bekannte Meister klassischer Fassadendekorationen und Wandmalereien, Glasgemälde, Wappenschilder und Goldschmiedearbeiten, von denen im ausgeführten Original so gut wie nichts auf uns gekommen ist. So kann auch der einleitende Text ein Bild dieses ganzen Meisters entwerfen, des ersten von europäischer Bedeutung.

Ein neuer Band der von Karl Scheffler und Curt Glaser herausgegebenen »Deutschen Meister«, einer Meisterveröffentlichung des Leipziger Insel-Verlages, ist unserm großen Carl Friedrich Schinkel gewidmet. Hier gehen Text und Bilder (110 Abbildungen) innig Hand in Hand, und es ist ein Genuß sondergleichen, den machtvollen Aufstieg dieses Künstlers über die Zwischenstufe der Malerei zu seinen klassischen Bauwerken zu verfolgen. Man weiß oft nicht, soll man mehr das Werk oder die Persönlichkeit bewundern.

Hans Thoma als Radierer grüßt uns aus einem bei F. Bruckmann in München erschienenen, von Dr. Jos. Beringer besorgten Bande, in dem ein vollständiges Verzeichnis der radierten Platten und ihrer Zustände neben einer vollständigen Galerie der einzelnen Blätter steht (294 Abbildungen). Obwohl Thoma erst auf der Höhe seines Könnens mit Graphik anfing, so beruht doch auf ihr vor allem seine einzigartige Volkstümlichkeit. Ja, der Reichtum seiner Vorstellungskraft offenbart sich in seiner Graphik noch mehr als in seiner Malerei, und als unmittelbarer Ausdruck seiner Wesensart gibt sie den vollen Widerhall dieses siebzigjährigen Schaffens.

Dem Berliner Bildhauer Fritz Klimsch, dem Schöpfer des Berliner Virchow-Denkmals und der Niobide im Leipziger Museum, hat kein Geringerer als Wilhelm von Bode zu einer Auswahl seiner Werke (72 große Abbildungen auf Kunstdruckpapier) auch das biographische Ehrenmal errichtet (Freiburg i. Br., Pontos-Verlag). Was Bode, den Hüter und Mehrer der klassischen Kunst, dazu lockte, war wohl die Tatsache, daß sich in den Bildwerken dieses Künstlers Treue gegen die Überlieferungen der älteren Kunst mit Eigenart und Selbständigkeit verträgt, daß sein Schaffen zugleich klassisch und modern ist und dadurch zur gesunden Weiterbildung der Kunst Förderliches beiträgt. Es ist eine wahrhaft aristokratische Kunst, die Klimsch pflegt, und der musikalische Wohllaut seiner Formen hat etwas Erhebendes und Tröstliches.

Für Freunde zeitgenössischer Graphik wissen wir zwei auserlesene Bildermappen, eine für die Liebhaber der strengen Schwarzweiß-Radierung, eine für den zu mehrfarbigen Reizen neigenden Geschmack.

Zwölf Radierungen zu den Fabeln des Äsop schenkt uns Arthur Riedel, der junge Karlsruher Künstler, an dessen poetischer Auffassung und sauber durchgeführter Zeichnung sich unsre Leser schon öfters erfreut haben (Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig). Der alte Fabeldichter liebte es bekanntlich, die praktischen Lehren seiner Lebensweisheit vornehmlich in Tiergeschichten einzukleiden (Der Wolf und der Kranich; Der Löwe und die Maus; Der Fuchs und der Rabe usw.); daher herrschen auch in Riedels Mappe die Tierdarstellungen vor. Aber man erwarte keine nüchternen, naturwissenschaftlich-exakten Lehrbuchzeichnungen! Der Reiz dieser Bilder liegt in der bildhaft-idyllischen Ausgestaltung der Situation, dem echt epischen Vortrag, dem Geist und Witz, mit dem der Künstler das Verhalten der Tiere zu umkleiden weiß, nicht zuletzt auch in den Landschaftsstimmungen. Man kann diese Blätter zehnmal hintereinander betrachten und wird immer neue Feinheiten in ihnen entdecken.

Wie hier, so sind es auch in den »Farbigen Erlebnissen«, wie Emilian Baudnik seine Mappe nennt (Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag in Berlin), Originale unmittelbar aus Künstlerhand, die uns begegnen, nicht mechanische Massendrucke. Und

zwar diesmal Linoleumschnitte, die sich dem Auge durch ihre wunderbar weiche, samtige Farbentönung einschmeicheln, ein Ersatz für Aquarelle oder Ölgemälde, der diesen an selbständigem Kunstwert nichts nachgibt. Und die Stoffe? Eine kleine Welt tut sich in den sechs Blättern auf: Nordisch-Heimatliches und Südlich-Fremdländisches, Naturhaftes und Weltmännisches, weites Land und häuslich gesammelte Stille, altväterisch-geistreiche Koketterie neben dem harten Schicksal einer Arbeiterehe, hell klingende winterliche Frische neben der ahnungssüßen Dämmerung einer noch muschelartig in sich verschlossenen Mädchenjugend. Friedr. Düsel hat das Geleitwort geschrieben.

Gute Kunst ist nicht anders als in einem schönen Heim zu denken, wobei »schön« keineswegs üppig oder verschwenderisch zu bedeuten braucht. Im letzten Monatsheft hat Bruno Taut dem Zweckmäßigkeitsstil das Wort geredet. Frau Tausendschön hatte ihre Einwendungen dagegen — nun gut, so mag auch die andre, am Schmuck- und Behaglichkeitsstil festhaltende Seite zu ihrem Recht kommen. Wir haben es darin leicht, wir brauchen die Liebhaber und Freunde des »Schönen Heims« nur auf das so betitelte, bei Alex. Koch in Darmstadt vor kurzem in zweiter, verbesserter Auflage erschienene Buch hinzuweisen. Dort finden sie die reichhaltigsten und vielseitigsten Anregungen für solche schöngeistige Ausgestaltung und Einrichtung ihrer Wohnräume, in Form von allgemeinen ästhetischen Aufsätzen, aber auch von bestimmten praktischen Anleitungen. Vom Dachgarten bis zum Keller, von der Heizung bis zur Körperpflege wird dort alles erörtert, was zum Begriff Wohnkultur gehört. Viele Köpfe und Federn haben daran gearbeitet, schon um Enge und Einseitigkeit von dem Buche fernzuhalten, aber der Herausgeber, Alex. Koch selbst, hat darüber gewacht, daß doch überall ein einheitlicher, charaktervoller Grundgeschmack, ein ernster künstlerischer Geist gewahrt bleibt. Motto des Ganzen: »Wahre Wohnkultur ist keineswegs nur eine Geldfrage. Wertschaffend ist hier wie überall lediglich die Gesinnung, der persönliche Geschmack.« Freilich, die Bilder fehlen diesem Bande. Will man auch die, so muß man zu den illustrierten »Handbüchern neuzeitlicher Wohnungskultur« greifen, die gleichfalls bei Koch erschienen sind.

Zu Schluß etwas — Heiteres? Ach nein, etwas sehr Bitteres, aber im Narrengewande der Karikatur, im Stachelpanzer des von vaterländischem Zorn und Spott erfüllten Zerrbildes. Der Kladderadatsch, unser tapferes politisches Witzblatt, hat aus den besten der vielen Zeichnungen, mit denen er in unermüdlicher Fechterstellung den Schimpf von »Ruhr und Rhein« begleitete, ein Kampfalbum zusammengestellt (Berlin SW. 48, A. Hofmann & Co.). Da durchleben wir nun an 50 Zeichnungen seiner Hausmaler und ebenso vielen Gedichten und Prosatexten seiner Hausdichter in flammender Empörung, aber auch lachenden Mutes all die Barbarismen, Erbärmlichkeiten, Niederträchtigkeiten, Grausamkeiten und Lächerlichkeiten, mit denen die Grande nation sich während der Besetzung besudelt hat. Wir möchten den Tapfer-Standhaften in Ruhr- und Rheinland wünschen, daß auch sie den Humor fänden, sich an diesem Album zu erbauen. Denn erst wer wieder lachen kann, ist am Genesen. F. D.

## Mitteilungen

Werner Jansens neuestes Prosawerk »Die irdische Unsterblichkeit«, das wir zuerst in unsern Monatsheften veröffentlichen konnten, ist jetzt bei Georg Westermann in Braunschweig und Hamburg als Buch erschienen. Der auch in seinem äußeren Gewande (rotes Ganzleinen mit Goldpressung) vornehme Band wird gewiß unter vielen Weihnachtsbäumen dieses Jahres zu finden sein, vereinigt sich in ihm doch germanisch-deutscher und christlich-religiöser Geist, ritterliche Mannhaftigkeit und frommes Gottsuchertum zu einer blutvollen, leidenschaftlich bewegten und romanhaft spannenden Handlung, die künstlerisch doch so streng gebändigt ist, daß man das Werk lieber eine novellistische Dichtung hohen Ranges als einen »Roman« im landläufigen Sinne des Wortes nennen möchte. Ein Geschenk für wählerische, künstlerisch anspruchsvolle Leser.

*

Unsern verehrten Mitarbeitern und Lesern zur gefl. Kenntnis, daß die
**Schriftleitung von Westermanns Monatsheften**
Mitte November ins eigne Haus
**Berlin W 10, Dörnbergstraße 5**
übersiedelt. Dorthin erbitten wir jetzt alle Zuschriften und Sendungen.

---

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. 

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

# Westermanns Monatshefte






Januar 1925
69. Jahrg.

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

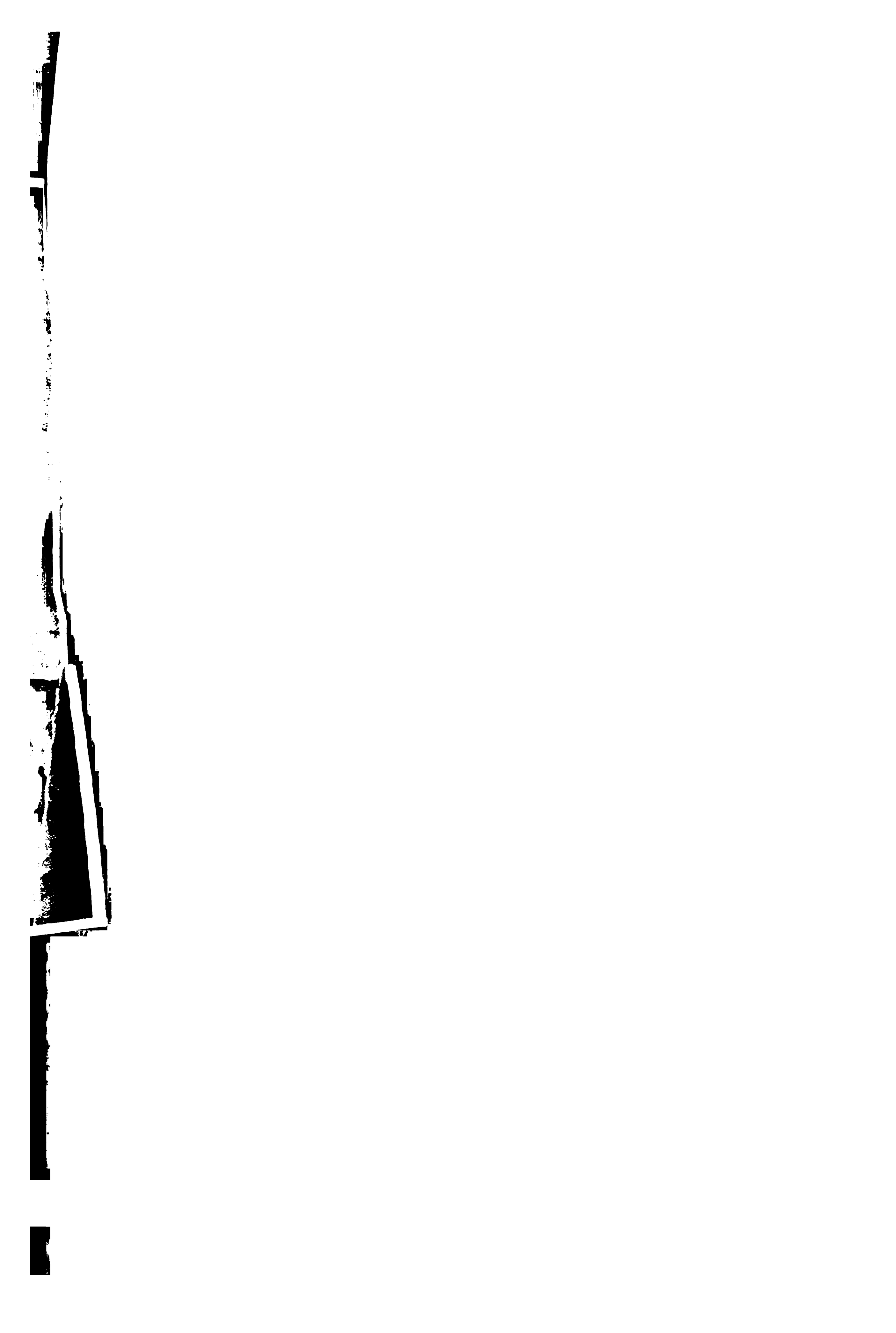
Braunschweig





Anton Rausch: Madonna mit Rose

Aus der Münchner Glaspalast-Ausstellung vom Sommer 1924





Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Heft: 821 Jan. 1925

# Der Friede einer andern Welt

## Roman von Heinrich Federer

V

»Zu Weihnachten komme ich auf ein paar Tage«, sagte Johannes, »und zeig' euch, was ich studiert hab'. In zwei Monaten schon, das geht ja wie der Wind.«

Reisefertig, in einem schmucken Überzieher und einem weichen dunkelbraunen Filzhut stand er da. Die weißen feinen Hände hingen lässig aus den weiten Ärmeln. Ein schwerer Mantelkragen umpolsterte seinen schlanken Mädchenhals. Die harten grauen Augen schimmerten mit ein bißchen leichter Rührung.

Das Mili bebte den ganzen dunklen Wintermorgen vor dem Abschied. Eine sonderbare müde Starrheit lag über ihr. Aber darunter zuckte es mit tausend Flämmchen von Leidenschaft. Erst jetzt, wo die große Stadt ihn für lange raubte, fühlte sie, wie begünstigt sie bisher gewesen, diesen wunderlich Lieben stets um sich, unter dem gleichen Dache, am gleichen Tische gehabt zu haben. Wie wenig hab' ich das geschätzt, ach, und sicher wie gar nicht hab' ich's ausgenützt! Nun sollen ihn die andern, die fremden, die fernen Menschen haben! Mir aber ist, das Haus sei ohne Glanz und Seele ohne ihn.

Ja, sie zitterte vor Schwäche und Kraft der Liebe. Wird er, der ewig Gleichgültige, jetzt, im letzten Augenblick, endlich ein Fünklein Gefühl offenbaren? Oder ist er wirklich ein Stein?

Mit welchem Fleiß hatte sie seine Hemden genäht, in seine weißen Nastücher sein J und T gestickt, seine Strümpfe gestrickt und eine Schärpe in prachtvollen Maschenbildern für ihn vollendet! Wie einen Prinzen hatte sie ihn ausstaffiert. Jeder Stich war eine Lust, jeder ein Leid gewesen. Ach, wie wollte sie ihn so fürs ganze Leben ausrüsten, immer um ihn sein, ihn hegen und wärmen mit ihrer ganzen halb mütterlichen, halb mädchenhaften, aber immer so sehnsüchtigen Zärtlichkeit, diesen Menschen wie eine Sonne so hell und frisch, aber so kalt wie der Mond!

Allen gab Johannes leicht die Handspitze, allen lächelte er ein fröhliches Ade ins Gesicht; dann aber fuhr er mit dem kleinen Finger die schmale Nase hinunter und sagte: »Mili, begleite mich bis zur Ilge, sei so gut!«

Sei so gut! Das war ein neues Wort. Sie staunte. Fast fiel ihr das Laternchen aus der Hand. Er nahm den Handkoffer und Schirm in die linke, sie an die rechte Hand und zog das Mili sanft regiererisch in den dunklen Morgen hinaus. Leichte Schneekörnlein flogen herum. Es war fünf Uhr morgens und noch schwere neblige Finsternis. Manchmal hielt sie das Blechlaternchen vor zum Überwegsehen. Aus wenigen Scheiben glomm eine Lampe. Man stand etwa zum Melken auf.

Das Mili ging widerstandslos an seiner Hand und dachte: Geschehe, was wolle, ich will nichts als Treue und Ergebenheit sein.

»Schau', dort oben tränkt der Baschi schon seine Braune!« sagte Johannes. Man hörte das Klatschen der Kuhschnauze im Brunnenwasser durch den Nebel und fror dabei.

Sie dachte: Du willst etwas andres sagen. Beeile dich! Es sind nur noch hundert Schritt. Sie schwieg und verging beinahe vor Kummer.

Ein leichter Windstoß kam, und einige dürre Blätter raschelten auf den gefrorenen Weg. »Das wird gehörig über die Utzlistraße blasen, weißt, beim Bettener Rank!«

Das Mili fühlte seinen Händedruck stärker werden. Es schwieg und dachte wieder: Etwas ganz andres hast auf der Zunge. Heraus damit! Dabei wuchs ihr Selbstbewußtsein plötzlich empor, wie ein Kamm überm Kopf. Sie streckte sich.

Er wartete. Sie sah die grauen Atemwölklein aus seiner feinen Nase flocken. Noch fünfzig Schritt, und sicher wartet der Sigi schon an der Haustür.

Da tauchte die hochgieblige Kaplanei auf, und oben verglomm eine Kerze. Eusebius richtete sich zur Frühmesse. Jetzt stand Johannes still, kehrte sich scharf gegen Mili und fragte: »Was ist mit dir? Du redest nicht. Schon lange bist du so still. Und man sah dich nirgends. Oft sucht' ich dich, um ein wenig zu plaudern, aber du hattest nie Zeit. Was ist los?«

Sie hielt das Laternchen hinter sich, daß er ihr nicht ins Gesicht sehe. »Nicht einmal heute sagst du ein Wort, Mili. Meinst etwa, das sei mir egal?«

Mili hüstelte und würgte, aber brachte keine Silbe heraus.

Sie waren wieder ein Stück gelaufen. Jetzt klapperten genagelte Schuhe die untere Turmstiege zu den Glockenseilen hinauf. Das Mettglöcklein, das mißtönige, fing an, durch die frostige Finsternis zu scherbeln. Aber der Ton war vertraut. Er klang wie Einladung und Gruß aus all dem Grauen in eine gastlich warme Stube hinein. Beide fühlten etwas davon. Es fehlten noch zwanzig Schritt. Man nahte der großen Ilgenlaterne, die weit über den Platz leuchtete. Was sag' ich nur? Oh, jetzt ist es zu spät! Jetzt ist alles, das ganze Leben verpaßt! ... Ein ungeheurer Jammer packte sie. Das schöne gerade junge Weib erbebte wie eine schlanke melancholische Birke im Föhn.

»Heb' die Laterne hoch!« befahl Johannes weich.

Sie konnte nicht anders, sie mußte das Licht heben und in sein blasses Gesicht mit den dünnen schwarzen Sicheln von Brauen und dem Mund voll weißer, strenger Zähne sehen. Seine kleinen Augen waren voll Munterkeit. Ein Lächeln wie leiser Triumph spielte um die farblosen Lippen.

»Da hab' ich dich!« sagte er stolz und froh zugleich. »Du hochmütiges Ding, hast es halt nun doch sagen müssen, wie du zu mir stehst ...« Schonungslos musterten und peinigten sie seine lachenden kieselgrauen Blicke, und sie mußte ihm noch die Laterne dazu halten.

»Schau', Mili, ich bin ein Fisch! Mich plagte das Blut bisher wenig. Kein Mädchen bedeutet mir viel. Ich versteh' den Sigi nicht. Er sagt, ich sei der Nordpol und er der Äquator. Und vielleicht denkst du's auch, ich hätte dir nie so eine rote Hitze gezeigt, wie der Sigi verspritzt, sondern nur Schnee, Schnee. Aber, Mili, horch', wenn ich ein Mädchen liebhab', bist du's. Und ich glaub', ich pass' zu keinem; aber wenn ich zu einem passe, bist du es allein. Ist dir das genug? Mehr kann ich nicht sagen, 's wär' gelogen. Bist zufrieden?«

»Ja, ja, ja!« jubelte es aus dem schönen Mädchen.

»Dann her!« sagte er fröhlich und küßte sie auf die rechte und linke Wange und dann auf den Mund. Sie fühlte seine harten Zähne und seine fischkühle Lippe nicht, sie hatte noch keine Erfahrung, man küßte sich ja nie in diesem Bauerndorf. Ihr gingen alle sieben Himmel durch Leib und Seele. Sie trocknete die Augen, blies die Laterne aus und sagte fest: »Mach was du willst; aber ich bin nur für dich, nur für dich!«

»Schreiben werd' ich nicht,« bemerkte Johannes. »Du weißt, wie mir das Gekritzel zuwider ist. Aber du sollst mir alle Wochen einen Brief schicken und vom Corneli und vom Pfarrer und von der Kirchgemeinde und von den Mustern und vom Heli und allem, auch vom Onkel Lustig erzählen.«

Sie nickte und zögerte und sagte plötzlich: »Aber du, Johannes, paß auf! Geh' dem Sigi nicht nach! Du hast gestern noch gebeichtet und kommuniziert. Bleib gut! Geh in die Messe und Predigt! Hannes, um Gottes willen, werd' nicht wie der Sigi!«

Johannes lächelte erhaben.

»Wie könntest du die lieben Heiligen und gar den lieben Heiland malen, wenn du ein ganz Unseliger, Schlechter, ein Unchrist würdest!«

»Mili, hab' keine Angst. Ich ginge schon in die Kirchen wegen den schönen Bildern und den prächtigen Szenen. Wo findet ein Maler Besseres?«

»Schon, schon, Johannes; aber doch mehr noch wegen ...«

»Ja, ja, ich bin kein Heiliger, aber noch weniger ein Heide ... Ich kann leicht alles glauben, was ...«

»Ho, endlich!« schrie es von der Ilgentür her. »Sieh, auch das Milmili will mir Ade sagen. So viel Herz hätt' ich dir gar nicht zugetraut.«

Sigi stülpte den köstlichen Astrachankragen über Hals und Kinn auf, knöpfte den Mantel oben fest zu und sagte zum Hausknecht: »Nimm auch die Tasche des Johannes und geh uns voraus hopp, hopp! ... Mein Geizkragen von Vater will mir nicht einmal den Einspänner geben. ‚Abhärten,' sagt er, ‚abhärten!' Und derweil schnarcht er noch dort oben!«

Mili hatte schweigen wollen. Aber der letzte Satz empörte sie zu sehr, und auch die grünen

frechen Blicke, womit er sie im leichten Küchenkleid, nur mit dem Schultertuch überschlagen, musterte, ärgerten sie heillos. »Du hast recht, so viel Herz hab' ich nicht. Den Johannes hab' ich begleitet.«

Sigi knickte die Nase ein. Fast spöttisch sah er auf Johannes. Das chinesische Pagodenbach schwoll auf, indem er mit seinen nassen gelben Zähnen langsam buchstabierte: »Ja, ja, Schwesterliebe! Fein, ich ziehe den Hut.«

Johannes lächelte sein gefrorenes Lächeln auch über den Sigi herunter. Aber dann tat er etwas Tapferes, ja Entscheidendes. Er umfing mit beiden Armen genau unter der großen Ilgenplatzlaterne seine schlanke Jungfer, preßte sie an sich und küßte sie nochmals herzhaft auf den Mund. Und im gleichen Augenblick hörte man in der ganz nahen Kirche das Schellchen zur Opferung klingeln.

»Jetzt lauf und wärm' dich nochmal im Bett, Schätzchen!« sagte er kurz. »Leb' wohl!«

Sigi, wie ein kleiner Tantalus, wand sich hin und her und sog Blut aus den Zähnen. Mili verschwand im Dunkel.

»War das der Bruder oder der Bräutigam?« fragte Sigi wie im Spaß und spuckte aus.

»Ich weiß es nicht,« versetzte Johannes sorglos. »Aber schau', du spuckst Blut.«

»Komm, komm!« drängte Sigi. »Und was machte es, wenn ich das Herz ausspuckte!«

Kaum waren die Jünglinge ums Straßeneck gebogen, so tauchte das Mili mit der verlöschten Laterne, aber einer frisch lobernden Seele aus dem Hintergäßchen hervor und wollte in die Kirche. Aber ihm schien, es flüstere und rufe etwas seinen Namen durch den Nebel. Wahrhaft, aus einer kleinen Scheibe guckte Bas' Ida hervor. Sie hatte ihren Liebling bis zur letzten Sekunde verfolgt.

»Bet' für beide, Kind! Bet' für meinen Sigi auch! Wenigstens das tu ihm zulieb'!«

Mili nickte. — Es trat in die finstere Kirche. Weit vorn war eine kleine Helligkeit von zwei Kerzen. Dort, nahe dem Altar, knieten acht bis zehn Gestalten, darunter die Marianne und die Peregrina. Der Kaplan in weißen Gewändern wandte sich eben zur Epistelseite, und der Ministrant begoß ihm die Finger aus der Kanne.

Oh, diese heilige Stille, diese fromme tiefe Schattigkeit, dieser Duft von Wachs und Weihrauch und hundertjähriger Andacht! Auf einmal versank vor Milis Seele alles, was draußen ist, es fühlte nur Friede und Frische über sich kommen; dünkte sich unglaublich stark und frei. Oh, wie gut ist Gott, dachte sie, und wie macht er alle und alles andre gut!

Es flockte und rieselte vom grauen Himmel, als wollte es mahnen: Paßt doch auf, ihr Schelme, es wird nun wirklich ohne Spaß Winter. Wohl glich es eher einem starken Reif und übersäte nur leichthin den Boden. Aber es war genug, um allen Herbstleichtsinn fahren zu lassen und schwere Bündel Reisig in die mächtigen Kachelöfen zu stoßen.

An einem solchen Tage besuchte Carl das Marei des Sigrist Späßli, dem die Grippe eine langwierige Kopfkrankheit angeworfen hatte. Da stieß er auf Siria. Sie wusch gerade dem achtjährigen Kinde Hals und Kopf mit Essigwasser ab und sang dazu in welschen und, wie Carl dünkte, liederlichen Weisen. Aber Marei, das sonst schrie und ausschlug, hielt beim süßen Alt dieser Frau ohne Muck her. Die Sigristenleute waren im Tenn beschäftigt.

Als die ungeheure Figur des Pfarrers so plötzlich das halbe Stüblein füllte, stieß Siria unbewußt einen leisen Schrei aus und schlug wie schuldbewußt die Augen nieder.

Sie schleicht sich mit Lumpenliedern in die Familien, und er spielt zum Tanz auf, und beide ärgern mir das Dorf tödlich, dachte er. Sieh, sieh, wie die Sünderin zusammenknickt!

»Ihr fürchtet mich! Habt Ihr so ein böses Gewissen?«

»Ja, ich fürchte Sie!« sagte das Weib leise und hob den Kopf. Das Kind fing an zu strampeln. Sogleich wusch Siria sanft mit dem lauen Schwamm über den kahlen Kopf der Kleinen.

»Darf ich wissen, warum?«

Das grobe und doch so weiche Gesicht Sirias wurde feierlich. Langsam, das Kind immer mild streichelnd, sagte sie fast singend: »Ich kam ins Dorf, eine müde Bettlerin, schwanger und elend zum Sterben. Und Sie vergaßen, daß einer sagte: Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken! Sie vergaßen, daß er sagte: alle, und Sie donnerten mich zu Boden. Um Ihretwegen läg' ich vielleicht dort im Gras. So einen Priester fürchte ich!«

Carl riß am Kragen und fuhr durchs starre Haar. Ein Schwindel überlief ihn. Er öffnete das Fensterchen und setzte sich davor auf einen Schnitztrog.

»Sing, sing!« lallte das Kind und wollte wieder heftig werden.

»So singt doch Euer Gewelsch!« murrte der Pfarrer, nur um sich zu regen. Das Wort der Frau hatte ihn wie eine Keule getroffen.

Sie sang wieder. Überaus eitel und lustig. So mag sie im Varieté geknixt und halbnackt herumgewirbelt und geträllert haben, vor Buben wie der Schül und der Sigi. Carl wollte antworten, er sei damals in einer heiligen Empörung gewesen, habe nur an den Skandal gedacht und so ihr großes Weh nicht bemerkt. Das tue ihm leid, alle Not sei ihm heilig. Aber als ihr Lied nun Hihihi und Hehehe machte und sie dazu einen Takt mit dem Absatz klopfte, ent-

schlug er sich aller Entschuldigung und fragte nur: »Und die Sünde fürchtet Ihr nicht? Wie? Die Sünde?«

Siria sah ihn an, besann sich und sagte ernst: »Wenn Sie mir die Sünde zeigen und wenn sie so etwas Hartes und Schwarzes ist wie Sie da, Herr Pfarrer, dann fürcht' ich sie.«

»Habt Ihr denn noch keine Sünde gesehen?«

»Ich glaube nicht. Oder ja, als Sie auf uns Arme damals so loszogen, das muß eine Sünde gewesen sein.«

Das Marei schrie wild auf, verzog greulich den Mund und schäumte ... Ganz blau wurde sein Gesichtlein. Es hielt den Atem zum Ersticken an. »Da kommt der Krampf, wenn man nicht singt,« sagte Siria.

»Aber nicht solche Hudelei; ich will singen,« sagte Carl und rief zum Kind: »Paß auf, Marei, jetzt sing' ich dir etwas andres. Marei, hör'!«

Er begann, so leise er konnte, seinen Liebling, den Choral des dreimaligen Sanktus, zu singen. Aber seine große Stimme und diese kleine Kammer! Und seine stürmische Begeisterung, sobald er die heiligen Gänge anhob! Er sah Altar, Kirche, Orgel, die Scharen der Engel und Erzengel, die das Lob des Lammes in auf- und niedersteigenden Chören zu Harfe und Zymbel sangen, und seine Stimme schwoll an für einen Dom und überfüllte das Kämmerlein und sprengte fast die Wände, und erschreckt und entsetzt focht das Marei mit den Armen, rieb die Zähne aufeinander, sträubte die kleinen Ohren und überschrie zuletzt noch den ungeheuren Baß in wahnsinnig schrillen Tönen.

Sofort brach der Pfarrer ab. Unwillig blickte er auf das irre Kind. Aber da war nichts zu machen. Es krümmte sich schauerlich in Delirien.

»So singt doch, singt, singt, sonst gibt der Wurm nicht Ruh!« gebot er hastig.

Wieder begann der süße Alt. So singt tiefes, klares Wasser im Fels. Ach, wie das Kind sogleich stumm wurde und lächelte. Das kann doch kein Lumpenlied sein. Schade um diese Stimme! Welch ein Ave Maria oder Agnus Dei würde das!

Nach einer Strophe wollte Siria abbrechen.

»Singt nur fertig!« brummte Carolus.

»Aber Sie hören es nicht gern,« wandte Siria ein.

»Ist's ein gemeines Schangson?« fragte Carl. »Ich verstehe dieses sonderbare Gassenhauerfranzösisch nicht.«

»'s ist ein Liebeslied, glaub' ich; aber ich merk' so wenig davon wie das Kind da. Mir ist der Klang alles.« Und voller und lauterer hob sie eine neue Strophe an, daß es wundervoll durch diese Enge wogte, und die novembergraue Stube schien davon lenzlich aufzuhellen.

So sang die Frau das Mädchen in Schlaf und legte es mit dem kranken Haupt auf ein Kissen voll kühler Huflattichblätter. Der Pfarrer war ganz in Gedanken versunken. Endlich richtete er sich auf und fragte viel ruhiger: »Was habt Ihr eigentlich für ein Bekenntnis?«

»Wie meinen Sie?«

»Ich meine, in was für einer Konfession seid Ihr erzogen?«

»Meine Eltern waren Protestanten, aber ich ward bald Waise und kam zu Leuten, die sagten, es gebe vielleicht weit, weit weg einen Gott, aber jedenfalls keine Kirchen Gottes. Die seien von Menschen fabriziert. Vielleicht auch der Herrgott selbst sei von Menschen fabriziert. Die Menschheit sei schon gar alt und immer schlau gewesen.«

Carl hätte am liebsten vor solcher Lästerung die Ohren verhalten. Aber darf man das? Wie gern tät man's oft im Beichtstuhl auch. Man darf nicht. Man muß klar sehen, sogar um den größten Dreck herum.

»Und Ihr?«

»An einen Gott hab' ich immer geglaubt. Den hat mir niemand nehmen können. Und er hat mir oft geholfen; zuletzt, als der Schül mich mit seiner Jacke wärmte und vor den Grobianen schützte. Damals war ich am Verzweifeln.«

»Und der Julius? Glaubt der noch an Gott?«

»Nicht immer, aber doch oft.«

»Was heißt nun wieder das?«

»Für gewöhnlich denkt er an keinen Herrgott und lacht mich aus, wenn ich davon spreche. Aber manchmal tut er etwas sehr Gutes; dann ist er wie ein reines Kind und sagt selbst: ‚Das hat mir Gott eingegeben.' — Sehen Sie! Und besonders wenn er einmal lieb ist und abends daheim bleibt und die Geige im Dunkel spielt. Ich sage Ihnen, dann glaubt er an Gott. Ich denke, niemand betet schöner als er dann mit dem Bogen. Und an solchen Abenden ist er ein ganz andrer, macht Pläne zum Arbeiten und rührt kein Glas an. Dann sag' ich immer: ‚Der Finger Gottes hat dich angerührt.' Und er: ‚Gut fühl ich's; daß er nur nicht mehr von mir lasse!' — So ist es mit Schül.«

»Ihr helft da unsern Kranken, und Kopfwaschen und Salben und Verbinden könnt Ihr gewiß gut. Aber das ist nicht alles. Könnt Ihr auch beten? Das hilft über alle Arznei.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nicht einmal das Vaterunser?«

»Nein.«

Carolus wurde nicht mehr zornig. Ratlos irrten seine blauen großen Augen über dieses rätselhafte Weib. Nicht einmal das Abc des Christentums kann es auswendig. Und doch hat es den Glauben an Gott und viel Gnade bewahrt.

»Wenn Ihr nicht betet, nützt Ihr wenig bei den Kranken. Was nützt es, einen Gott zu

haben, wenn ich nie zu ihm komme? Im Beten bin ich bei ihm, ganz warm und eng, an seinem Knie. Habt Ihr Papier? ... Da liegt auch nirgends ein Fetzen.« Er nahm das Brevier aus der Tasche. »Auch da nicht. Aber ich muß Euch das Vaterunser aufschreiben. Ihr werdet sehen, wie herrliche Musik das hat.« Damit riß er in der Hast ein Blattbild aus dem Buche und schrieb unter lautem Nachsprechen: »Vater unser — seht, es gibt keine Waisen! — der du bist im Himmel — passet auf, Frau Siria! — geheiliget werde dein Name. Zu uns komme dein Reich ... dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. — Passet auf! — Gib uns heute unser tägliches Brot ... und vergib uns unsre Schulden ...«

»Hören Sie das, hören Sie es!« rief die aufmerksame Horcherin.

»Wie auch wir vergeben unsern Schuldnern ... und führe uns nicht in Versuchung — seht, das habt Ihr nicht beachtet! — sondern erlöse uns von dem Übel. Amen.«

Siria hatte die Hände gefaltet im Lauschen. »O ja, das ist groß und viel und schön,« gestand sie tief aufatmend. »Aber schwer! Geben Sie mir das Blatt! Schon morgen kann ich's auswendig.« Sie nahm das Papier und küßte es dankbar.

»Auswendig, ja. Aber später müssen wir es inwendig können. Und das ist viel schwerer. Denkt einmal: unser Wille und Gottes Wille, fast immer stehen sie ein bißchen quer; bis wir da das Nachgeben recht verstehen, das Nachgeben!« Er schlug an seine Brust.

Siria begann den Pfarrer schon mit einer gewissen Zutraulichkeit zu betrachten.

»Im Vaterunser werden wir uns vielleicht finden und verstehen, Frau Siria,« begann Carolus wieder. »Aber es hat noch viele Haken. Um eins bitt' ich heut: wenn Ihr wirklich brav sein wollt, helft mir gegen den Julius und seine Tanzmusik.«

Als Siria verblüfft aufblickte, erklärte Carl, wieviel Unruhe und Unordnung dieses Tanzen in den bisherigen Dorffrieden bringe; wie es da zu Trinkereien, Eifersucht, Schlägereien, zu maßlosen Eitelkeiten und Leidenschaften komme.

Carl brauchte nicht weiterzureden. Seine Gründe wogen ihr schwer genug, ganz abgesehen von den persönlichen, die sie als Frau ihres lieben Julius haben mußte.

Sie wolle dem Pfarrer einen Beweis geben, wie ehrlich sie es meine. Morgen, am Sonntagabend, solle im Löwen von Schwarzboden, das zu Lustigern gehört, großartig gehopst werden. Schül gehe schon nachmittags hinunter. Abends um die Acht beginne man. Da solle er, der Gewaltige, der Furchtbare, so eine, zwei Stunden nach Beginn hinten, von den Thurwiesen her, ins Haus und Getümmel brechen und mit der ganzen Wucht seines Amtes und seiner Gründe das wüste Fest auseinandertreiben. Und wenn er dem lieben, aber, ach, so schwachen Schül einen besonders starken Klaps versetze, so sei sie für sich und für ihn und für die ganze Zukunft dankbar und wolle nicht bloß das Vaterunser, sondern auch das Ave Maria und noch viele schöne Gebete lernen.

Da sind Ansätze zum Guten, dachte Carl. Diese verirrte Seele werde ich gewiß gewinnen. Er segnete das Kind, reichte ihr die Hand und sagte: »Nicht wahr, wir verstehen uns schon viel besser? Ihr fürchtet mich nicht mehr!«

»Noch ein wenig!«

Carl lächelte. »Wir sehen uns bald wieder. Ich will für Euch beten. Das hat bisher gefehlt.«

»Ich verstehe nicht.«

»Niemand hat für Euch gebetet, und Ihr selbst auch nicht.«

»Was sagten Sie, niemand?« fuhr die Frau stolz auf. »Haben wir denn nicht ein Engelchen da oben? Der Christophli? Der geradeswegs von der Taufe in den Himmel geflogen ist. Oh, für mich und für den Schül wird stark gebetet. Vielleicht, o ja, gewiß betet das Kind auch für Sie, wenn Sie es schon nicht getauft haben. Engel verzeihen alles.«

Der Pfarrer wußte darauf nichts zu erwidern. Langsam schritt er dem Pfarrhof zu. Aber an jenem Abend trug das Mili der Siria einen Korbvoll Äpfel und Kartoffeln, einen Butterballen, zwei dicke Speckflanken und eine geblumte Schachtel voll Schwarztee nebst Zucker und Zitronen vor den Stuhl und die besten Grüße vom Pfarrer und — langsam zog sie es aus der Bluse hervor — ein kleines ledergebundenes Gebetbüchlein mit farbigen Stichen und den üblichen Andachten. Sie möge, habe der Pfarrer gesagt, darin ein bißchen buchstabieren.

Buchstabieren! wiederholten die zwei Frauen und sahen sich fragend an und mußten sich hell und heilig ins Gesicht lachen.

Was kann der düsterste November noch für heitere Abende hervorbringen!

Die Wirtschaft »Zum Löwen« stand an der einsamsten Grenze der Pfarrei, unter Tannen, in einem Hohlweg, der zur Thurbrücke hinunterführte. In alten Zeiten war da sicher manches Abenteuer geschehen, der Ort paßte wunderbar dazu. Dieser Löwe hatte manchen mit leisem Knurren, manchen mit Gebrüll zwischen die Tatzen genommen. Aber das größte Abenteuer erlebte das Raubtier an jenem nebelnassen Sonntagabend im November, da Pfarrer Carolus, den Häselstock in der Faust, durch die gefrorenen Wiesen, am Ranft des Tobels entlang, in den Rücken des Gasthauses schritt, von den alten Tannen fast bis zur Hintertür geborgen.

Schon blinzelten die Küchen- und Treppenhauslichter durch den Nebel, und Carl meinte einen Duft von Bratwürsten und frischem Most bis hierher zu spüren. Ein dumpfes Getöse, ähnlich dem der Wasser in der Schlucht, aber nicht so kühl und ruhesam, hatte er längst wahrgenommen. Dazwischen etwa einen Jauchzer oder Pfiff, einen Geigenton zum rasch geöffneten und wieder zugeschmissenen Fenster hinaus, ein Gekrach von Fäusten auf tannene Tische, das Klirren fallender Gläser und vor allem ein Stampfen von Stiefeln wie von einem tausendfüßigen Ungeheuer. Carolus faßte den Knotenstock fester und grub die Schaufeln in die Unterlippe. Seine Locken sträubten sich lustig. Er blühte förmlich auf. Da gab es einmal einen gesunden, starken Männerkampf, Stirn gegen Stirn, Gewalt gegen Gewalt.

Jetzt, dreißig Schritt vom Löwen, löst sich etwas Kleines von der ungewissen Masse des Gehöfts, kommt geräuschlos näher, wird groß, ein Tier, jawohl, ein zottiger Bernhardiner, hoch wie ein Kalb. Er bellt nicht, er springt nicht, er kommt nur, kommt, immer etwas eiliger, aber Pfote auf Pfote, bis auf sechs Schritt. Er ist der einzige Getreue des Hauses. Ein Unerbittlicher! Das merkt Carolus sofort. Hier gibt es keinen Ausweg, hier muß ein erster Strauß auf Tod und Leben ausgefochten werden.

Sechs Schritt, jetzt steht das Ungetüm still. Es hat einen dicken bemähnten Hals und zottiges Winterhaar um die Ohren. Wie ein Löwe. Nun knurrt es leise, tut noch zwei Schritt. Carl sieht, wie es die Lefzen auseinanderreißt und die Zähne fletscht. Wie Glaskugeln rollen die Augen hervor. Jetzt, Carl!

Wie ein Blitz schnellt der Riese vor und läßt den steinharten Knopf seines Steckens dem Hund auf die Nase klatschen.

Einen Moment schien die Dogge starr; wieder sauste der Knauf nieder, aber jetzt bog der Hund doch den Kopf, der kolossale Hieb traf ins Leere und schlug den Ausholenden so ins Übergewicht, daß er in die Knie sank. Im gleichen Augenblick fiel es warm und wild über Carl und überschlug ihn beinahe. Bis jetzt war es Notwehr gewesen, nun aber wurde Carl grimmig. Rauflust überkam ihn, und bevor die Hundezähne einhacken konnten, hatte er mit beiden Händen furchtbar in die Gurgel des wütenden Tieres gegriffen und würgte und klemmte und schraubte so eisern zu, daß der Bestie die Füße schlaff zusammenklappten und die Zunge weit zum Rachen heraushing. Blut trat ihr in die todbitteren schönen treuen Augen, sie keuchte unendlich, suchte mit den Vordertatzen die harten Hände von der Kehle wegzukratzen, und die ganze mächtige Figur wurde so schlapp und locker, daß Carl aufstehen, den Hals mit einer Hand loslassen und einen flinken Fausthieb auf die Stirn des Opfers zielen konnte. Der Gewalthund war niedergestreckt.

Das war kein übles Vorspiel, dachte Carl, schnaufte sich ein bißchen aus und sah nach, ob die Dogge wirklich tot sei. O ja, die Beine wurden schon steif. Schad' um das edle Tier; es starb unschuldig für die Schuldigen dort. Wartet nur! Er putzte sich den Schmutz, so gut es ging, von Gesicht und Rock, glättete den verrümpften Kragen und schritt noch mutiger als vorher zur Hinterhaustür hinein. Es summte wie in einem Bienenkorb.

»Peterli!« schrie eine Kellnerin von oben. »Kommt das Fäßchen bald? Hüp, hüp!«

Du wirst schon Augen machen, lachte der Pfarrer treppauf, was da für ein Peterli kommt und was für ein Faß er euch vor die Füße rollt! Mit unwiderstehlicher Kraft und Schnelligkeit gewann er die Vorlaube, achtete nicht auf die versteinerten Gesichter des Gesindes, schob zwei, drei verblüffte Jünglinge einfach mit dem Ellbogen von der offenen Saaltür und sah nun, die Arme an die Pfosten gesperrt und die ganze Schwelle füllend, wie ein Goliath in den Tumult.

Er hatte gedacht, es würde ihn eine Art Wut erfassen und er würde beinahe, wie Christus einst im Tempel, mit dem Stecken dreinschlagen. Aber nachdem er sein Auge an diesen tabakumnebelten Knäuel von Menschen gewöhnt und einzelne Personen daraus erkannt hatte, wie sie sich maschinenhaft, von einem törichten Trieb bewegt, plump und linkisch in einer komischen, blödsinnigen Feierlichkeit, so ganz gegen die Elemente ihres Leibes und gewohnten Gehabens, im Saale herumwälzten, da dünkte ihn das Ganze so komisch, daß er laut aufgelacht hätte, wenn es nicht zugleich so erschreckend bemitleidenswert aussähe. Sieh, sieh, da ist auch die Lehrersfrau von Schwarzboden, dort am Wandtisch schaut der Ilgenwirt zu, da streift vorbei an ihm der älteste Spätlibub mit einer Unbekannten. Sie sind alle blind und erkennen ihn nicht.

Der Dorfschreiber ist da, die Frau vom Spezereigeschäft, der er vor vier Wochen bei der Grippe die Sterbesakramente gespendet und die zehnmal im kranken Tag gelobt hatte, sie möchte, falls sie noch gesund würde, am liebsten stehenden Fußes ins Kloster gehen ... stehenden Fußes! Sticker Körnli, die Burliese, der alte Schmied und seine Tochter Karolina wackeln herum, der flotte Hugo Zellwig mit dem Goldflaum auf der Oberlippe und den kleinen lustigen »protestantischen« Augen. Ist's möglich, jetzt walzt der Kassier des Kirchenrats an ihm vorbei, eine Kellnerin im Arm, und die gleiche fade feierliche Wichtigkeit auf der Nase, als wäre man auf dem Wege zum Heldentod oder zu einer Thronbesteigung. So ein alter Narr! Und der Bub da? Wahrhaft, ein Unterrichtskind von der Bettener Mühle!

Und das soll eine so himmlisch-höllische Versuchung sein! Dieses läppische, ewig gleiche, übelriechende Rundum und immer Rundum!

Nein, da konnte man nicht ergrimmen, da konnte man nur Mitleid und fast ein wenig Spott empfinden.

Die Geige, die über dem Haufen kommandierte, schien etwas Edleres als die Tänzer im Sinne zu haben. Es gab da hübsche Notenläufe und fröhliche Melodien. Das musikalische Ohr Carls fühlte das sofort. Es war, als wollte sie den Menschenklüngel da behender und geschmeidiger machen, zu feineren Schritten und vornehmeren Schwüngen erziehen. Aber was will er? Sie trugen grobe Schuhe und schwere Röcke, hatten dicke Knie und vom Sticken ein steifes Sitzleder, sie waren ein Volk, rauhknochig, von breiten Hüften und langsamen Hälsen. Die lockendste Geige konnte ihnen keinen Muskel elastischer machen.

Aus dem Dampf und Geschrei hörte man nun ab und zu einen schwachen Ruf: »Der Pfarrer!« — »Wo?« — »Wer spaßt da?« — »Aufgepaßt, der Pfarrer!« Ein, zwei Paare hielten an, aber der Hauptwirbel tummelte sich immer noch blind und wild am schwarzen Riesen im Türrahmen vorbei und merkte nichts.

Doch nun hob der Pfarrer den Stock hoch, mit dem er den Hund gebändigt hatte, und schlug damit laut den Takt. »Eins, zwei, drei ... eins, zwei, drei!« rollte seine Stimme wie Donner in den Lärm. »Eins, zwei, drei ... eins, zwei, drei!« kommandierte er und beschleunigte das Tempo von Ziffer zu Ziffer. »Schneller! Das ist nichts! Noch schneller!« Da grollte es. Und diese Fleischmaschine gehorchte blindlings, wahrhaft, drehte sich, drehte sich wie eine Spule immer flinker gegen das Ende zu. Die Geige wurde jetzt von der Masse mitgerissen, sie wußte selbst nicht wie. Alle gehorchten sie wie willenlose Hunde dem Stecken an der Tür. Da lag denn doch in der Wiese ein andrer, charaktervoller Hund! »Eins, zwei, drei ... eilends, eilends, Leute!« donnerte der Pfarrer. »Es pressiert! Die Zeit ist kurz! Eins, zwei, drei ... eins, zwei, drei! So lauft doch ... sonst sind der Tod und unser Herrgott doch noch schneller!«

Jetzt brach die Geige ab, die Masse zitterte in halbem Drehschwindel noch ein wenig hin und her, bröckelte auseinander, stand blöde da, riß die Augen auf und fühlte es kalt bis in die Haare steigen.

»Ich sagt' es ja längst,« rief es jetzt aus der Saalecke, wo der Schül mit glänzenden Schnauzzipfeln auf einem Tischchen stand und mit der Geige fuchtelte, »das heißt nicht Tanzen, das ist kein Fluß der Glieder; wie Öl sollt's rinnen! Hier karrt es wie Steine über den Kies. Man muß sie erst dazu erziehen. Aber Geduld, Herr Pfarrer, ich und meine Geige zusammen bringen es schon fertig.« Er küßte das braune Instrument auf den Bauch und dann den Bogen und sah dabei aus wie ein Harlekin.

Er war der einzige, der die Situation nicht begriff. Alle andern verstanden den blutigen Scherz ihres Pfarrers nun sehr wohl. Sogar die älteren Männer an den Wandtischchen, die nur bei ihrem Bier oder Most zugeschaut hatten, selbst der witzige Ilgenwirt und der Jasser Allesspat, der Hinker, wußten nicht, wo mit ihren Augen absitzen. Sie flatterten wie ruhelose Vögel herum. Die Tanzleute jedoch standen da wie bei einem Verbrechen ertappt, das zugleich lächerlich war. Sie standen da wie genagelt und gewannen einfach keine Haltung. Der ritterliche Hugo Zellwig, dieser kecke junge Protestant, den der Tadel am wenigsten traf, da er ja kein Schäflein Carolus' war, sagte laut: »Ja, das war eine große Dummheit von uns allen!« und schob sich hinaus.

»Schweigt, Ihr dahinten!« gebot indessen Carolus herrisch zum Schül. »Ihr seid mir der rechte Erzieher mit Euren Räuschen, Schuldboten, Betteleien und anderm Sudel. Das beste wäre, Ihr schlüget Eure Geige tot und würfet sie neben den andern Kadaver, der hinter dem Hause liegt!«

Totenstille ward. Nur klopfte allen das Herz überlaut. Ein Kadaver? Hinterm Hause? Was gibt es noch?

»Und ihr alle, schämt euch vor eurer armen, nackten Seele, daß ihr da bei Nacht und Nebel wie Schelme zusammenkommt und euch von einem solchen Erzieher an der Nase herumführen lasset! Das ist eine Schule fürwahr, und ein Schulmeister!«

Man starrte Löcher in den Boden, trat von einem Bein aufs andre und hüstelte ein bißchen. Eine Jungfer fing an zu schluchzen.

»Lasset doch, liebe Kinder,« fuhr Carl schonlicher fort, »die Stadtleute tanzen, die Luftibusse, die Eleganten, und lasset sie dann auch einst recht elegant sterben! Ich glaube, wir verstehen lieber nicht dieses dumme Biegen und Beugen, aber liegen dann recht ungebogen in dem Sarg und marschieren solid in die Ewigkeit hinüber. Der Schül dort mag sorgen, wie er hinübertänzelt. Wir sind Soldaten des Herrn und marschieren! In eine ernste Sache tänzelt man nicht, man marschiert!«

»Zum Zeitvertreib!« brockte nun der Ilgenwirt spaßig ein, um seine Unabhängigkeit doch irgendwie zu markieren.

»Auch durchs Leben können wir nicht tänzeln,« fuhr Carl fort. »Ein Narr, wer's probiert! Als Kinder ja, aber jetzt tragt Ihr doch keine Kinderschuhe mehr, Herr Gemeinderat und Wirt ‚Zur Ilge'!«

Ein Sönnlein von Erleichterung wollte über der dumpfen Gesellschaft aufgehen.

»Meine Schuhe haben damit nichts zu schaffen,« trotzte der Viktor Quäler ungeschickt und schob die Füße unter die Bank; und nun wurden die Augen der Leute schon lustiger.

»Freilich, Eure Schuhe und alle unsre Schuhe! Unsre Stuben sind zu eng, unsre Bohlenböden zu knorrig zum Tanzen. Und unser Leben ist streng, der Werktag schwer. Mit Zentnern geht man in den Sonntag. Da heißt es ruhen, nicht bis über Mitternacht mit Händen und Füßen für nichts als die Sünde und die Müdigkeit arbeiten und blauen Montag machen. Zeitvertreib, sagt einer und merkt nicht, daß man damit nicht bloß die Zeit, sondern auch das Geld, die Gesundheit und Ruhe und Frieden vertreibt. Und wohlgemerkt: diese Zeit ist nicht vertrieben! Sie kommt einmal zurück wie eine Klägerin und vergiftet euch Leben und Sterben und Seligkeit.«

»Aber die Alten, die Frommen, haben doch auch getanzt!« rief eine kecke Frau, der das halbe Scherzen schon wieder den Leichtsinn zurückgab.

»Jawohl, unsre Alten, die Großväter und Großmütter,« brummelte man bescheiden. »Weiß der Gestrenge das nicht?«

»Wißt ihr, wie die getanzt haben? Oh, damals war man noch klar im Schädel, und man hätte über eine solche Wursterei ...«

»Hoho ... he! Herr Pfarrer!«

»Wursterei! Ich wiederhole es, denn nichts andres sah ich, als ich herzutrat, als alles zusammengeballt zu einem Klumpen, und der drehte sich, rot und dick und wurstig ...«

»So wüst?« fragte eine weibliche Lippe.

»Wie ich's gar nicht sagen kann. Aber die Alten wußten noch, was artig ist. Ich will's euch einmal auf Bildern zeigen, wie die tanzten. Es war eine Kunst, ein Spiel, ein Gemälde sozusagen und nichts als Würde und niedlicher Humor darin. Wir können es einmal in der Fastnacht spielen, es geht für ein Theater.«

Alles horchte. In der Tat, wie arg hatte man es vorhin getrieben. Die Weiblichkeit vor allem schämte sich. Sie erinnerte sich an die alten Trachten, die feierlich steifen Figuren, und wie der Jüngling vor der Jungfrau, wie der Mond vor der Sonne geknickst, sie schüchtern umkreist und demütig an den Fingerspitzen zuletzt in die Runde geführt habe.

»Seit drei Monaten haben wir die wütende Epidemie im Dorf. Statt vier, fünf Personen, wie's der Natur entspräche, mußte ich sechzehn liebe Menschen in den Friedhof schaufeln. Glaubt ihr, die würden diesen Tingeltangel begreifen? Sie schüttelten die Ewigkeit aus den Augen und klagten: ‚Ja, aber Bruder, Schwester, Vetter, Base, was treibt ihr da? Wenn ihr gesehen hättet, was wir sahen!' Und wie viele meinten, als es über die vierzig Grad hinausging, es komme zum Sterben. Denen hätte ich nicht vom Tanze reden mögen. Aber heute seh' ich ein paar solcher Vergeßlicher da! Könnt ihr so schnell vergessen? Aber ich weiß einen, der nie vergißt!«

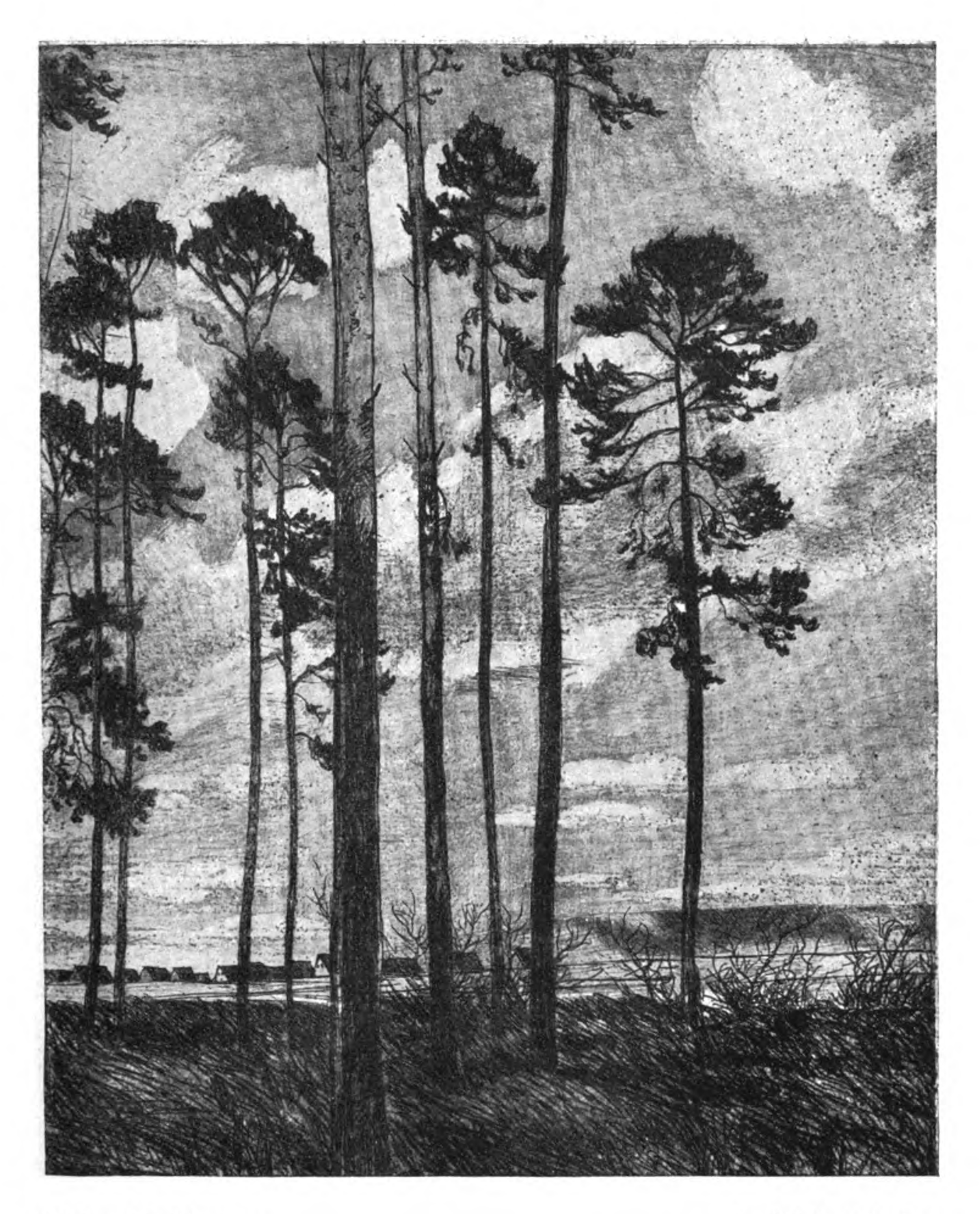
Man duckte sich wieder zusammen. Kein Widerwort wurde mehr laut.

»Ich bitt' als wahrer Freund, tut euch und mir und unsrer lieben Heimatwürde das nicht mehr zuleid. Geht jetzt heim! Ich will denken, ihr seiet wie die Kinder von Hameln gewesen. Der Rattenfänger dort habe es euch mit seinem Spiel angetan, und ihr seiet wie Kinder ohne Arg und Falsch ihm nachgerannt. So will ich denken und Gott danken, daß ich noch zeitig dazukam, bevor der Verderber euch ganz betört und ins Elend gestoßen hat, wie jener von Hameln. Ich gehe und glaube an euch, meine Lieben!«

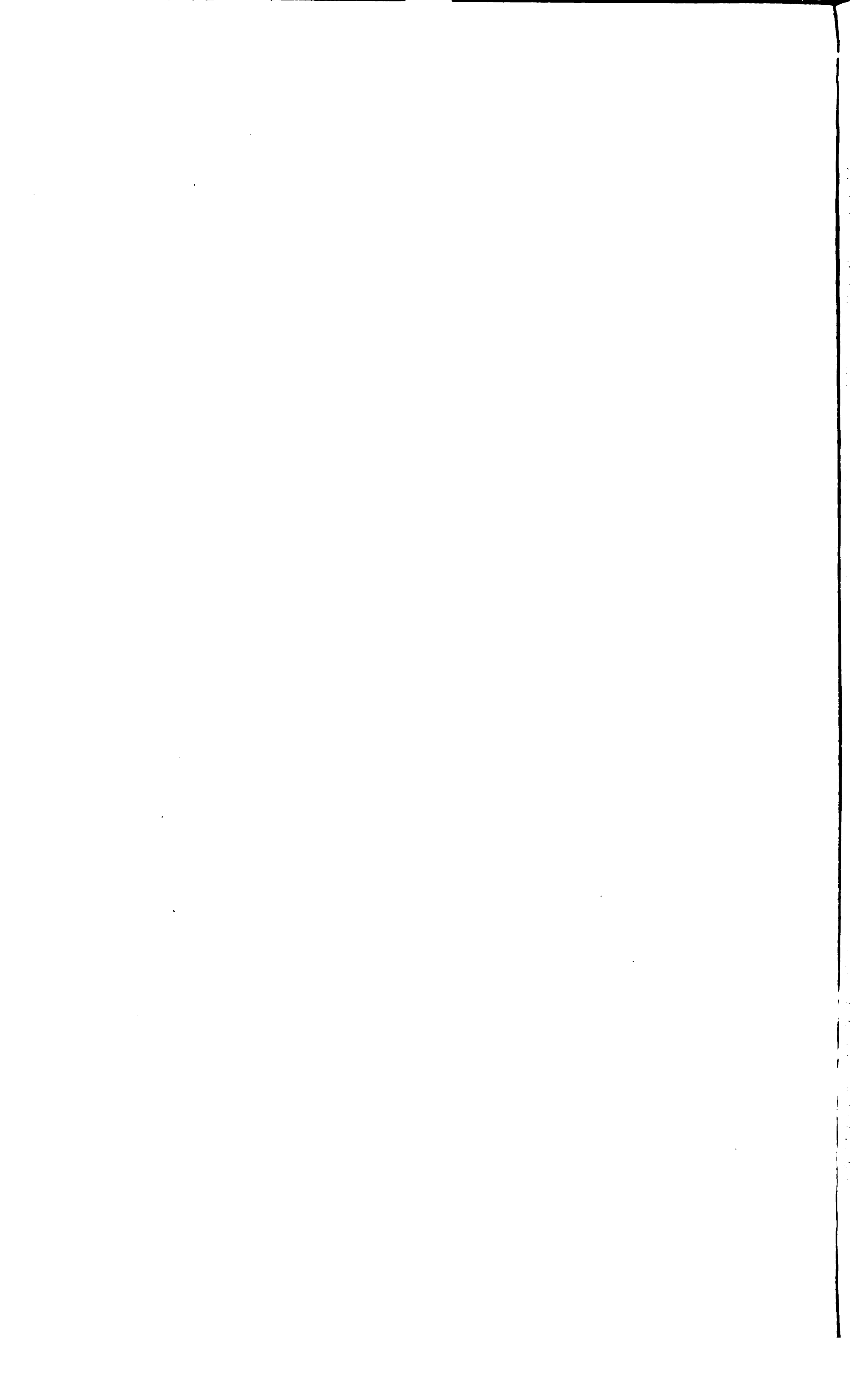
Und im Gang wandte er sich nochmals um und rief: »Saget dem Löwenwirt, daß ich seine Dogge hinterm Haus erschlagen hab'. Ohne Spaß, sie wollt' mir an die Gurgel. Er soll mir die Rechnung schicken. Ich zahl' ihm den vollen Schaden. 's war ein schönes, treues Tier. Aber saget ihm auch« — Carl wandte sich mehr in den Gang nach den offenen Küchen- und Kammertüren, wohinter der Wirt ja gewiß irgendwo zuhörte — »saget ihm weiter, daß er mir auch den Löwen seines Hausschildes lebendig entgegenschicken kann, ich bin der Hirte und weiche vor keinem Tier und keinem Menschen, wenn es dem Schutz meiner lieben Herde gilt! Das saget ihm. Und, bitte, kommt bald nach! Gute Nacht, liebe Leute!« —

Die folgenden Tage herrschte eine ungewöhnliche Stille im Dorf, wennschon man vor den Wahlen stand. Carl legte es als demütige Folge seines Sieges aus, und wirklich blickten die Jungfern eingezogener, die Frauen stiller drein, und am nächsten Sonnabend war sein Beichtstuhl mehr als sonst von Menschen umlagert, die sich das Gewissen erleichtern wollten. Männer freilich sah er wenige. Sie schienen ihm auch in der Straße auszuweichen. Sie genierten sich jedenfalls. Die Kirchgemeinde war wegen Unpäßlichkeit Cornelis auf acht Tage hinausgeschoben. Carl sah das ungern. Der Eindruck seines glorreichen Streiches im Löwen zu Schwarzboden würde so immer schwächer. Und gerade von diesem Streich hatte er das Allergünstigste für die strittigen Wahlen erhofft.

Aber Pfarrer Carl Bischof war ein Held, ein Arbeiter, ein Organisator, kein Psychologe. Gerade das Gegenteil mußte kommen. Als die Mannschaft von jenem Tanzabend nüchtern wurde, schämte sie sich, so widerstandslos geschlagen zu sein. Sie mußte dem Pfarrer völlig recht geben, gewiß. Aber unrecht zu haben kränkt. Und wenn man einem das Unrecht noch so meisterlich zeigt, fast wie einem Kinde sein besudeltes Hemd! Sie sind doch Männer, selb-



Walter Curschmann: Im Wolkenschatten



ständige Leute. Carl ist ihr Pfarrer, aber nicht ihr Herr. Der widerspenstige Geist, den die Toggenburger durch ihre ganze Geschichte gegen herrschaftliches Schalten fröhlich bewiesen, wurde auch in Lustigern munter.

Ja, der Pfarrer hatte leider recht. Aber für seine Kandidatur in den Rat und für das Hinausbugsieren des greisen Corneli konnte man ganz andrer Meinung sein. Da konnte er ebensogut unrecht haben. Jedenfalls lag es in ihrer Macht, Carl ins Unrecht zu versetzen, indem man die alten Räte alle wiederwählte und den Pfarrer so wegstimmte. Ja, das mußte man auch. Er durfte nicht zwei Siege feiern, er würde zu mächtig. Eine Niederlage an der Kirchgemeinde würde seiner vollblütigen Herrschaftlichkeit gerade einen heilsamen Aderlaß geben. Die Jungen also, auf die sich Carls Hoffnungen am meisten stützen, beschlossen abends von Stube zu Stube untereinander, für die nächste Amtsdauer noch einmal die Stimme den Alten zu geben. Die schlagen wenigstens keine Doggen tot und überrumpeln keine fröhliche Sonntagsgesellschaft und kapiteln sie auf Tod und Leben ab.

Unter den Männern wiegelten besonders der Schül und der Ilgenwirt gegen den Pfarrer auf. Carolus sei ein Freudenverderber für jung und alt. Tanzen dürfe man, aber nur nach seiner Pfeife. Das übrige sei Todsünde. Und doch gebe es kein Kantonsgesetz, das den Tanz am Sonntagabend in geschlossener Gesellschaft verbiete. Aber Carl Bischof fabriziere willkürlich solche Gesetze. Jetzt sitze er erst ein halbes Jahr im Dorf und habe schon alles drunter und drüber gebracht.

Nochmals eine Woche mußte die Versammlung verschoben werden, da Corneli an einem starken Husten litt und leichtes Fieber hatte. Den Pfarrer ärgerte es, daß man so viel Rücksicht nahm. Es gab doch einen Vizepräsidenten. Auch die Frauen in den Stuben verdroß dieses Hinausschleppen. Es sei kein Friede mehr, bevor die Abstimmung geschehen. Die eignen Geschwister verzanken und verkratzen sich als Carolinger und Cornelianer. Zumal die gewissenhafte Frau Ida in der Ilge und Mili und Siria im Tälerhause quälten sich sehr. Sie bewunderten den Pfarrer, wünschten seine Wahl und dachten doch in einem hintersten Unterschlupf ihrer Seele, es wäre besser, Carl kümmere sich um die weltlichen Sorgen und Ämter nicht und ließe den alten Corneli die letzten Tage friedlich in seinen Amtssesseln verbringen.

Es traf sich nun, daß der Ambrosiustag, dieses Glanzstück im kirchlichen und weltlichen Lustigernjahr, auf einen Sonnabend, gerade dem Wahlsonntag vor die Füße fiel. Das war schade. Das Fest hatte nun nicht die schöne, fromme Unbefangenheit andrer Jahre. Die Politik entheiligte es ein bißchen. Es kamen auch wenige Nachbarsgeistliche. Man entschuldigte sich mit dem Sonnabend vor dem Marienfest. Der Festprediger freilich, jener lockige junge Anselm mit »dem rechten Stil«, erschien in einem so frischen, angriffigen Wesen, als wollte er die kühnsten Taten des heiligen Ambrosius übertrumpfen. Als er erfuhr, um was es sich morgen handle, summte er wie eine Hummel um den Studiertisch des Pfarrers herum. Dieser hatte eben ein Postpaket aus Zürich geöffnet. »Sieh da, Anselm, was Lustigernkraft kann,« prahlte er; »das wäre ein Gedanke in deine Predigt. Der Johannes ist doch ein Tausendsassa. Wie der Bischof den Kaiser von der Kirchtür zurückweist, schau da!«

»Prächtig! Von Rubens!«

»Nein, von Johannes Täler,« korrigierte Carl.

»Er hat den großen Rubens studiert,« lenkte Anselm ein. »Da tat er recht, es gibt nichts Besseres.«

»Rubens, ein Zürcher? Etwa Professor an der Gewerbeschule?«

»Nein, nein, der ist längst tot. Und darum darf man sich ruhig an so einen alten Meister halten. Aber hast du den Hergenröther? * Gib her! Ich will die Szene mal nachlesen. Das könnte durch die Kirche blitzen, wenn ich dieses gewaltige Duo erzählte.«

»Blitze und donnere nur,« ermunterte Carl. »Wir brauchen eine große Luftreinigung.«

Aber es blitzte nicht und donnerte nicht.

Anselm predigte gut, freilich mit etwas zuviel Adjektiven und multiplizierten Kraftwörtern. Aber seine Stimme war feurig, sein Satz hatte etwas quellend Saftiges, man horchte gern zu.

Er zeichnete die Liebe zur Kirche breit und rauschend wie den Bischofsmantel des Kirchenvaters. Das gefiel. Dann zerrte er den Staat herbei, ein dünnes, knochiges, giftiges Männchen, das mit langen Fingerknochen in diesen Purpurmantel hineinzupft. Das gefiel weniger. Denn man lebte doch in diesem Staat, und war er nicht heilig und oft etwas lax, man konnte doch leben, katholisch leben und sterben und sogar, wie der Corneli, dabei noch ein Geldsack werden. Nun mahnte der Prediger, als stände ein Nero vor der Tür, sich gegen den verfolgungssüchtigen, christuslosen Staat geharnischt zu halten, und er erzählte mit dramatischen Gebärden, wie Theodosius, der gewaltige Kaiser, als er am Sonntag zum Gottesdienst wollte, von Ambrosius mit göttlicher Gewalt am Portal abgewiesen wurde, weil er mit blutigen Händen und unbußfertiger Seele eintreten wollte. Er ließ ihn nicht ein. Er stieß ihn zurück. Er verriegelte die Tür.

Bei diesem Satze blickte alles nach Corneli, der im Kirchenpräsidentenstuhl saß und steif und

* Bekannter Kirchengeschichtschreiber.

hoch mit seinem Schneegesicht aus allen Sitzenden emporragte. Alles dachte an jene Minute, wo der alte Magistrat umsonst an der Kirchtür gepocht hatte. Aber niemand dachte an einen gerechten Vergleich. Im Gegenteil, alle fühlten, wie dieser stürmische Redner unrecht tue, wenn er mit jener alten Episode an Cornelius erinnern wolle, an Cornelius, dem man die Tür vor der Nase zugeriegelt, nur um den Eigensinn mit den Beichtstühlen im Inneren ungestört zu vollenden. Und diese Kleinlichkeit will man mit der Tat des Ambrosius vergleichen? Den Carolus, versteckt hinter der Tür, mit dem Bischof von Mailand, wie er mit offener Stimme, aber voll Erbarmung zugleich dem großen Kaiser und großen Sünder sagt: Erst reinige dich und tue Buße, dann komme!

Gerade das Gegenteil von dem, was der Prediger in besten Treuen wollte, ward erreicht: der ungeheure Widerspruch zwischen den beiden verriegelten Kirchenportalen reizte und machte zornig. Alle Köpfe wandten sich nach dem Ammann, der noch um einen Gedanken blasser wurde und sich schwindelnd in die Stuhlwand zurücklehnte. Aber sofort setzte er sich wieder schroff auf. Denn sein gesundes Falkenauge bemerkte sogleich, daß in keinem der hundert Blicke bloße Neugier oder gar Vorwurf und Verurteilung lag, sondern alle schienen ihm gleichsam zu sagen: Mut, Ammann, wir wissen genau, wie es steht. Ambrosius ist unser heiliger Patron, und du bist unser etwas karger und zurückhaltender, aber eben doch wohlgelittener und respektabler Gemeinde- und Kirchenpräsident. Amen!

Von diesem Moment an wußte Corneli, daß seine Sache morgen gut stand, und bei den gewaltigen Schlußworten der Predigt, daß doch jeder Zuhörer vor allem ans höhere Gut der Kirche denke, wenn er mit erhobener Rechte oder dem Stimmzettel seine Bürgerpflichten erfülle, wußten die weisen Männer bereits, welches große C sie auf ihr Papierchen schreiben würden.

Den Sonntag des achten Dezembers, wer vergißt ihn je im braven, schlauen Lustigern! Wer rühmt nicht — und reißt dazu nach Lustigergewohnheit die Ärmel zurück, als gälte es einen Hosenlupf —, wer rühmt nicht, er sei dabeigewesen und habe zwischen dem Eisberg und dem Vulkan gestanden, geschwitzt und gefroren, aber zuletzt doch tapfer den Arm für seinen Mann erhoben! Wer sagt nicht zu den Kindern, sie sollen näher kauern, denn er müsse ihnen noch ganz insgeheim sagen, wie er den Riesenpfarrer weinen sah. Ein weinender Pfarrer, das sei schon seltsam; und ein weinender Riese sei noch sonderbarer. Aber nun beides zusammen, das gehe über alle Vorstellung.

Es war nach langem Nebel ein erster milder Wintertag mit Sonne und lauem Südwind. Der Schnee an den fernen Gebirgen glitzerte mit zerschmelzender Silberfrische. Und man beging dazu das Fest der reinen Mutter Gottes, im weißen Gewand und blauen Mantel und mit der Lilie in der Hand und der ganzen Liebfrauengüte des Himmels in den Blicken; der Mutter, die so viel durch ihren großen Sohn vermag. Man hätte keinen besseren Tag zu einem Lippenkuß der ganzen Menschheit finden können.

Nach dem Hochamt wurde das Allerheiligste aus der Kirche in die Sakristei getragen und im hinteren Schiff ein Tischchen mit dem grünen Armstuhl aus der Ilge für den Präsidenten hingestellt. Cornelius setzte sich gravitätisch hinein und eröffnete mit seiner trockenen, zerhackten, schwachen Stimme die Kirchgemeinde. Der Jahresbericht solle verlesen werden.

Da war nun kurz zu hören, was im Laufe des Jahres vorgegangen war. Besonders wurde die Anschaffung zweier Kirchenfahnen und das Tünchen der Sakristei, alsdann der Tod des vielgeliebten Zyrill Zelblein und sein stattliches Begräbnis erwähnt. Achtzehn Jahre habe er im tiefsten Frieden die Pfarrei geführt. Hier husteten zwei, drei mutwillige Jünglinge, senkten aber vor dem verweisenden Blicke des Ammanns sogleich die Stirnen. Dann habe der Bischof der Gemeinde den Gonser Pfarrer anempfohlen. Carolus stand im Hintergrunde, neben dem Mesner und dem Organisten, und spürte ungern genug, wie ihm bereits das Blut zu Kopfe stieg, und doch war noch nichts geschehen.

Der Protokollführer, einen dicken Bleistift hinterm Ohr, las weiter den feierlichen Empfang und Gruß des neuen Pfarrers und kam dann auf die verschiebenen Sitzungen zu sprechen, wobei gesagt wurde, daß der Kirchenrat die Renovation des Zifferblattes am Turm gern vornahm, dagegen die Versetzung der alten und die Anschaffung der neuen Beichtstühle an die heutige Tagung verwies. Durch bekannte Ereignisse sei dieses Traktandum nun hinfällig geworden, und der Rat wünsche jede weitere Diskussion über diesen Fall ausgeschlossen. Ein Brief des Bischofs an das Präsidium sei Genugtuung genug.

Carl ward durch diese Bemerkungen, so würdig und kurz sie klangen, dennoch schwer gereizt. Es war ihm gar nicht eingefallen, daß ein Jahresbericht die alten Sachen aufwärmen werde, ja ordnungsgemäß aufwärmen müsse. Es wurde Pfarrer und Kaplan noch ein warmer Dank abgestattet für die aufopfernde Seelsorge während der tückischen »spanischen Epidemie« und dann Umfrage gehalten, wer sich zum Bericht äußern wolle. Sogleich erhob sich der Pfarrer und sprach: »Den Dank konnte man füglich weglassen, wir taten einfach unsre Pflicht. Aber als ich die Beichtstühle ins Kirchenschiff

setzte, auch da leitete mich einzig der kirchliche Sinn fürs Gute und Rechte, dixi!«

Eiskalte Stille folgte. Dann wurde die Rechnung genehmigt, und Carl mußte zum erstenmal hören, daß das Pfarrgehalt um sechshundert Franken erhöht worden war, sowie er hierher gewählt wurde. Das würgte ihn ein bißchen.

Nun erhob sich Cornelius und erklärte, statutengemäß sei mit heute die Amtsperiode der fünf Räte abgelaufen. Es müsse der Rat neu bestellt werden, und er gewärtige Vorschläge. Der Sekretär mit dem Bleistift und einem Zettel machte sich unverweilt fertig, die Namen, die gleich Schwalben sofort in die Höhe schwirren würden, auf seinem Bogen herunterzuholen.

Aber eine Zeitlang blieb es noch still. Das übliche Gezwitscher ließ warten. Endlich piepste eine schüchterne Stimme, fast wie ein unflügges Zeisiglein: »Thadee Spicht!«

Das war wohl abgekartet, daß man den harmlosesten der fünf alten Räte zuerst aufrief. »Thadee Spicht!« wiederholte der Sekretär und notierte gewaltig.

Aber jetzt rauschte es wie ein Adler empor: »Cornelius Bölsch, unser alter Präsident!«

»Pfarrer Bischof!« flatterte ein andrer Adler auf. »Der Ilgenwirt, Viktor Quäler!« — »Niklaus Thor!« — »Der Schmied Eisli!« — »Emil Weibel von der Säge! Wir wollen auch einen Jungen!« — »Der Organist Peder!«

Der Name dieses Alten war gewiß nur Spaß. Aber Peder wurde ernst, drückte die Augen zusammen wie ein Huhn, wenn es gackert, sah in die Höhe und rief unverantwortlich unparlamentarisch: »Ich verzichte zugunsten des hochwürdigen Herrn Pfarrers!«

»Für mich braucht niemand zu verzichten!« kam es sofort dröhnend zurück. »Man stimme der Reihe nach über jeden Namen ab!«

»Aber ich will nicht in dem Ding sein,« schrie mit Lachen ein brauner Jüngling von wenig über zwanzig Jahren, mit wundervoll lustigen, lichtverschlingenden, gelben Augen und einem Mund voll blutiger Rosen. »Ich nicht! Streicht mich vom Bogen, Schreiber Mathis!« Und indem er mit dem rauhen braunen Finger auf den Organisten zeigte, scherzte er: »Ich verzichte zugunsten des Ammanns Cornelius!«

Dieser gescheite Mensch war der Anführer der Jungen von Schwarzboden zu allen Drolligkeiten. Am Tanzsonntag hatte er in Wila Geschäfte und beteuerte seitdem hundertmal, wenn er dabeigewesen wäre, hätte das Ding einen andern Rank genommen.

Cornelius blickte gütig zum Leichtfuß, und ein knappes Lächeln huschte wie Wintersonnenschein über seine kühle Amtsmiene. Alle mußten lächeln. So ein Witz! Einem, der sicher sitzt, noch einen unsicheren Sessel anbieten! Der Spaßvogel, der liebe!

Dem Pfarrer gefiel die Situation gar nicht. Das war doch die Pfarrkirche, und er war der Pfarrer und regierte hier durch das lange Jahr unumschränkt, sei es vom Altar, von der Kanzel oder vom Beichtstuhl aus. Er war das sichtbare Zentrum. Und jetzt? Im Hintergrund stak er, zwischen Organist, Mesner, Läutmeister und einigen Kirchensängern, so ganz wie eine Nebensache. Aber in der Mitte stand ein grünes Tischchen und ein Armstuhl; darin saß ein Laie selbstbewußt und nickte und sagte ja und sagte nein und tat wie ein Herrgott. Das kann doch nicht das Rechte sein. Mögen andre auf dem Dorfplatz kommandieren, andre auf der Landstraße, in den Wirtschaften, im Schulhaus! Aber hier wenigstens mußte er Meister sein.

»Schreiten wir denn zur Abstimmung!« erklärte Cornelius. »Was für ein Modus beliebt, liebe Kirchgenossen?«

»Was wollen wir da lange hin und her stimmen!« setzte Viktor Quäler ein. »Ich sehe viele, die noch einen weiten Heimweg haben, nach Schwarzboden, Thurwies, sogar über den Wildberg nach Rindeln. Ihnen wird der Rest vom gestrigen Kirchweihessen kalt und schlecht, wenn sie lange warten müssen.«

»Ich schlage einfach das bisherige Kollegium vor, die fünf vom letzten Jahr,« ließ sich nun Allspach, der Jaßkönig, hören.

Sofort flogen viele Hände in die Höhe. »Jawohl! So soll's sein! Das ist das Beste und Flinkste!« rief man durcheinander.

Dem Pfarrer wollte das Herz eingefrieren. Wie, so kurzweg wollte man über seine Kandidatur wegschreiten, wie über eine Leiche, die nie etwas Lebendiges war! Weg damit!?

Hilfesuchend schimmerten seine blauen Augen ins Mannsvolk. Redet denn keiner für ihn? Muß er's selber tun? Aber wie übel steht einem an, öffentlich pro domo zu reden.

Doch der Lehrer Flück streckte den Finger und erläuterte, ordnungsgemäß könne man den Antrag Allspachs nicht mehr gelten lassen. Es seien bereits einzelne Namen, darunter auch neue, genannt. Nun müsse man auf dieser Basis weitergehen und Kandidat auf Kandidat ins Treffen stellen, der Reihe nach, wie sie aufgerufen worden.

»Ein Salomon, nur nicht so kurzweilig,« sagte Emil Weibel halblaut. Der Corneli nahm die Kandidatenliste aus der Hand des Sekretärs entgegen und begann: »Gut! Wählen wir einzeln! Aber wie? Wollt ihr offenes Handmehr oder Urnenabstimmung mit Stimmzettel?«

»Urne, Zettel!« brummelte es deutlich aus den rasierten Gesichtern. »'s ist freier so!« Augenscheinlich fürchtete man sich, vor aller Augen gegen Carolus zu fechten.

»Ich persönlich,« bemerkte Corneli, »wäre für die alte offene Wahl. Aber das Kantonsgesetz

gibt uns da Freiheit auch für die Urne. Entschließet euch also!«

»Urnenabstimmung!« schrien jetzt viele Jünglinge.

»Liebe Leute, wozu das?« drängte sich nun der Pfarrer mit dunkelrotem Gesicht ein. »Der Stimmzettel dünkt mich eine Feigheit. Er paßt für Krämerseelen. Die erhobene Männerhand hingegen beweist Ehrlichkeit und Mut. Warum soll man seine Ansicht nicht zeigen und vor aller Welt vertreten dürfen? Ich schlage das Handmehr vor.«

Jetzt erwiderte Beat Weibel, der Vater jenes hübschen Schlingels, ein belesener, vermöglicher und ganz unabhängiger Mann von leisen liberalen Tendenzen: »Ich könnte nicht sagen, die Urne sei ein Gefäß für die Feigheit. Warum haben denn sogar die Kardinäle, wenn sie den neuen Papst wählen und ihrer kaum siebzig sind, doch lieber die Urnenabstimmung?« Fragend sah er den Pfarrer im Hintergrunde an.

Der streute sozusagen die zehn dicken Finger von sich und rief: »Das ist nicht das gleiche, da spielen höhere Gesetze mit!«

»Hm, höhere Gesetze! Aber das höchste, denk' ich, heißt Treu und Billigkeit. Und das kommt hier in Frage.«

»Auch das Handmehr will nichts andres!« schlug Carolus scharf ab.

Cornelius klöppelte mit dem Bleistift auf den Tisch: »Bitte, Herr Weibel hat das Wort!«

Schmerzlich verzog Carl seine rosenblätterige Lippe. Hier war ja alles gegen ihn verschworen. Nicht einmal den Mund öffnen soll man.

»Wartet einen Augenblick, Herr Pfarrer. Das Ding steht nämlich so: Ihr seid Priester, und vor dem Priester lupf ich tief den Hut. Aber hier geht es um keinen Priester, sondern um den ganz weltlichen Kirchenpräsidenten. Dazu braucht es keine Soutane. Der Ammann Corneli erzählt, daß sein Vorgänger, der Mimeler Franz, sogar im Sennenhemd die Sitzungen präsidiert habe.«

Corneli nickte lächelnd.

»Also ans Gewissen geht es in dieser Frage nicht. Und da sprech' ich's frank aus, ich stimme nicht Euch, Herr Pfarrer, sondern den fünf Bisherigen. Denn ich wüßt' gar nicht, warum einen einzigen von ihnen vom Sessel werfen. Das wär' nicht Treu und Billigkeit.«

Ein zustimmendes Gemurmel lief durch das Volk.

»Ich für mich werd' fünfmal vor euren Augen die Hand heben. Das offene Mehren geniert mich nicht. Aber nicht alle hier können das so leicht. Es braucht gar keine Feigheit, schon die Höflichkeit, der Respekt, die freundlichen Beziehungen zum Pfarrhof und Dutzend besondere Anschauungen und weiche Gefühle genügen da, daß mancher es nicht überwindet und den Arm für Euch hebt, um Euch nicht weh zu tun oder zu mißfallen, obwohl er viel lieber Eurem Gegner stimmen möchte und sollte. Nein, das ist nicht Feigheit, das sind oft die feinsten und im Notfall die kühnsten Menschen. Und darum nimmt die Urne so überhand, und darum stelle auch ich 'sie in diese Abstimmung.«

Das Murmeln der Zustimmung wuchs. Alles schien gewonnen. Da bemerkte Corneli: »Ganz recht, aber ich gebe zu bedenken, daß es schon elf Uhr geschlagen hat, daß die offene Abstimmung in fünf Minuten vollzogen ist, während die geheime uns eine gute Stunde kostet. Ihr müßt siebenmal ... Es sind doch sieben Kandidaten, Sekretär?«

»Sieben, Herr Ammann, jawohl, sieben!« erklärte der Schreiber.

»Siebenmal müßt ihr einen Zettel mit Ja oder Nein beschreiben, und siebenmal müssen die Stimmenzähler diese Ja und Nein zusammenzählen und dann die Sümmlein miteinander vergleichen, so daß man die fünf Gewählten daraus entnehmen kann. Eine gute Stunde dauert das.«

Stille entstand, ratlose, verlegene Gesichter sahen sich an, bis plötzlich Viktor Quäler bestimmte: »Ich schlage die offene Abstimmung vor. Stimmen wir, bitte, sogleich über diesen Modus ab.«

Sechsundzwanzig Männern ging die Urne über das Mittagessen. Hundertzwanzig stimmten für das Handmehr. Nicht die Lehren des Pfarrers, sondern der Appetit nach den Schweinswürsten mit Sauerkraut und Kartoffelbrei hatte gesiegt.

Carolus hörte die Namen der Räte aufrufen, auch den seinigen, ohne selbst zu stimmen oder auch nur aufzublicken.

Aber es tat ihm doch wohl, als Eusebius wie der leibhaftige Friede beim dritten Wahlgang vom Chor zu ihm hinunterfüßelte, um offen vor der ganzen Gemeinde sein zartes Gelehrtenhändchen für Carl zu erheben. Dann zupfte der Kleine an seiner ungeheuren Nase, nickte ringsum und trippelte wieder von dannen.

Soll ich nicht auch gehen und diesen Leuten das liebe Fell lassen? Doch nein, beschloß Carl, ich habe den Posten bezogen, jetzt bleibe ich.

Er hörte bei jedem Aufruf die Ärmel rauschen und die Söhne von der Bettener Mühle, Hans und Werner, die ständigen Stimmenzähler, trocken rufen: »Sieben, acht, vierzehn, zweiunddreißig, achtzig, achtundachtzig!« Dann raschelte der Bleistift über den Papierbogen, und das Aufrauschen und Abzählen begann ebenso trocken für einen weiteren Namen. Welche Stimmen und Sänge sind das, wo sonst das Gloria und das Credo jubilieren und die Vesper ihre ewigschönen Psalmenweisen spielen läßt! Nein, das Ganze ist nicht schön, gar nicht schön. Ich bin am falschen Platz. Ein Heimweh nach dem Altar und der Sakristei packte ihn wie noch nie. »Welt,

Welt, Welt,« seufzte er für sich, »wie bist du eine widrige Alte!«

Vom Tischchen verlas der Schreiber: »Thadee Spicht hundertzwanzig Ja. Cornelius Bölsch hundertzweiundneunzig. Carl Bischof siebenundachtzig. Viktor Quäler hundertdreiunddreißig. Ignaz Eisli hundertsechsundvierzig. Emil Weibel hundertdrei. Niklaus Thor hundertachtzig. Es sind somit gewählt Cornelius Bölsch, Thor, Eisli, Quäler und Spicht, also die bisherigen.«

Diese Zahlen hatte Carl verstanden. Siebenundachtzig! Alle andern erreichten drei Ziffern, der Corneli mehr als das Doppelte. Der eigene Pfarrer nur siebenundachtzig!

Eusebius hatte ihm gesagt: »Carl, wenn du unterliegst, dann sei klug! Mache aus deiner Niederlage nicht zwei verlorene Schlachten, sondern benimm dich freundlich, ruhig, lächle über solche Gunst und Ungunst, brenne einen deiner guten Witze ab, und du machst aus der Schlappe einen Vorteil.« Und Carl hatte sich stramm vorgenommen, genau danach zu handeln, weil es das einzig Weise wäre. Aber nun beim Klange dieser dürren Siebenundachtzig und dieser fetten Hundertneunzig, als nun die übrigen vier Räte sich um den Corneli scharten und kollegial einander die Hände schüttelten, als vier Sessel weiß Gott woher gebracht wurden und sie alle sich bequem hineinhockten, da übernahm es das Temperament Carls. Ohne erst das Wort zu verlangen, mit einer unbedingten, herrschenden Stimme, wandte er sich an die Männer und donnerte: »Ich gratuliere den Wählern und den Gewählten. Den Pfarrer habt ihr nicht gewollt, ihn, der euch am ersten Tag an dieser Kirche empfängt und mit euch den letzten Schritt zum Grabe tut. Der Pfarrer darf nicht Kirchenrat sein, er, der von allen Menschen euch am besten raten kann. Er, der sozusagen in der Kirche daheim ist, soll über diese Kirche nicht raten und taten dürfen. Und doch — habe ich nicht von euch allen das größte Interesse daran? Jeder Stein ist mir lieb. An jeder Platte möchte ich knien, jede Stufe zum Chor möchte ich küssen, an der Kanzel, am Beichtstuhl, an den Altären klebt meine Seele so innig, wie meine Augen und mein Mund an meinem Leibe haften. Von dieser Kirche und von der Sorge für sie könnt ihr mich nicht wegstimmen, und wenn ihr mir hundertmal den Ratsessel weigert. Nicht am Sessel, an der Arbeit und Liebe für unser Gotteshaus zeigt sich, ob einer wirklich Kirchenrat und nicht vielmehr ein Kirchenratlos ist. Jeder, der für das Gotteshaus gern sein Scherflein tut, ist mir ein echter, rechter Kirchenrat, auch wenn er nicht zu den Fünfen gehört. Und jeder, der für den Glanz und die Ehre des Gotteshauses kargt und geizt und den Rappen dreht, ist mir ein Kirchenratlos, auch wenn er zu den Fünfen gehört. Und nun gesegnete Arbeit!«

Mit vier großen Schritten erreichte er das Portal. Seine großen blauen Augen standen voll Tränen. Dienerhaft gebückt riegelte der Mesner das Schloß auf, die Flügel knarrten auseinander, ein Haufen Buben stoben nach allen Seiten davon, majestätisch schritt Carolus auf den Platz hinaus.

Die Versammlung stand einen Moment da wie vor beide Ohren geschlagen. Es toste und stürzte ein siebenfaches Echo des Gehörten durch ihre Seele. Erst als die kühle, fast heisere Stimme Cornelis bat: »Fahren wir weiter! Wahl des Präsidenten!«, besann man sich auf die nüchterne Wirklichkeit. Im Nu ward Cornelius im Vorsitz bestätigt, und man hörte ihn zum neunundvierzigstenmal das stereotype Sätzlein herunterhacken: »Ich lade die Herren Kollegen, den Sekretär und die Stimmenzähler zu einem einfachen Mittagessen in die Ilge ein.«

Still verzog sich das Volk. Das Schiff stand leer.

Seit den Wahlen dünkte es Carl, als ob die gewöhnlichen Dorfleute, besonders die in Zopf und Rock, ihn mit viel liebevolleren Mienen begrüßten und ihm mit viel wärmeren Blikken nachschauten, gerade als möchten sie für das Unrecht der schroffen Ehemänner Abbitte leisten. In ganzen Monaten ward ihm nicht so viel Nickel ins Haus geschickt wie jetzt in wenigen Tagen dickes rundes Silber, immer mit dem hübschen Spruch:» Für die Bedürfnisse der Kirche! Nach Ihrem Gutdünken, Hochwürden!« Carl sagte sich, der tiefere und bessere Teil des Volkes, die eigentliche Dorfseele, hange doch fest an ihm. Hübsch und schlau erklärte er in der nächsten Predigt, die Kirche sei wie ein großes Haus, ein Volksheim, das gleich jeder Bürgerwohnung seine vielen Bedürfnisse und Unterhaltungskosten habe. Niemand merke sie schneller als der Geistliche, indem er ja immer drin und drumherum sei. Und wie man ein altes Haus etwa wieder aufrüste, befestige, übertünche, ja sogar erweitere und erhöhe, daß es dem gegenwärtigen Tage und der Ehre des Eigentümers besser entspreche, so dürfe auch das Gotteshaus zum mindesten so viel für sich beanspruchen, zur Freude der Hauskinder und zur Glorie des Hausherrn, das ist des ewigen Gottes. Man wisse, daß er zu diesem edlen Zwecke eine sogenannte »Freiwillige Kasse für die Bedürfnisse der Kirche zur Verfügung des Pfarramts« gestiftet und sie bereits auf einige tausend Franken gebracht habe. »Freiwillig« heiße die Kasse, weil jede erzwungene Gabe ein Unsegen wäre. Da sei von keiner Steuer die Rede. Man könne geben oder nicht geben. Der Fünfräppler werde so fröhlich wie der Fünffränkler angenommen.

Auch die Bezeichnung »zur Verfügung des Pfarramts« enthalte nichts Verfängliches. Da-

mit wolle dieses heilige Geld — ja, er wiederhole: heilige Geld, denn es diene einzig dem Dienste des Herrn — allen profanen Einflüssen entzogen werden. Politik und Laune des Laientums könnten sich so nicht einmischen. Kontrolle? Sein Gewissen sei Kontrolle genug. Wer ihm nicht traue, von dem möchte er keinen roten Rappen. Übrigens wäre es doch sonderbar, wenn das Dorf ihm sein Kostbarstes, die eigne Seele, aber nicht eine Schachtel voll Münzen anvertraute.

Sogleich begriff Cornelius, daß ihm und dem Kirchenrat damit auf die Karte vom letzten Sonntag ein gewaltiger Gegentrumpf ausgespielt werde. Allerdings, von nun an wird sie die Kirche nicht mehr viel kosten. Der Pfarrer zahlt alles. Aber schließlich fließt es doch aus den Taschen der Kirchengenossen, ganz wie die Steuer, nur reichlicher und leichtsinniger und aller gesetzlichen Aufsicht entzogen. Zuerst wird der Pfarrer Statuen vergolden, Altäre schmükken, Wände bemalen lassen, dann fängt er an zu graben und zu hämmern, zu bauen. Und wir fünf Räte schauen zu, wie das Oberste zu unterst gekehrt wird und am Ende eine neue Kirche ersteht, und haben kein Wörtlein dazu zu sagen.

Er kaute an seiner Brotrinde und überlegte, ob es nicht besser wäre, der gesamte Rat legte im Angesicht einer solchen würdelosen Zukunft das Amt mit einem feierlichen Protest nieder. Aber da stand doch immer als letzte Instanz noch die Kirchengemeinde da. An sie konnte der Rat in jeder Not appellieren. Das Volk würde helfen wie am letzten Sonntag.

Nein, man darf diesem Pfarrer das Feld nicht überlassen. Er risse alles an sich. Man muß klug und still wachen und im rechten Augenblick den rechten Schlag tun. Aber welches ist dieser Augenblick? Soll man schweigen, wenn er den Ambrosius an die Wand malen läßt? Wenn er neue Chorstühle einstellt? Immer noch schweigen? Wann fängt dann das Brummen, wann das laute Wort an? Erst wenn er Kapellen errichtet, den Kirchturm höher baut, das ganze heimelige Dorfbild umgestaltet? Wo ist da die Linie zwischen Schweigen und Reden, die juristische Grenze? Keine, gar keine Grenze gibt es. Nichts darf ohne uns geschehen. Aber wir sind gutmütig. Wir verschlucken die Mücken. Aber wenn dann Hornissen kommen, nein, guter Carl Bischof, dann schlucke sie selber!

Ende Advent schrieb der Pfarrer an Johannes in Zürich:

Dein Bild, wie der Bischof dem Kaiser den Weg in die Kirche versperrt, ist ganz nach meinem Geschmack. Man sagt, du habest den Niederländer Rubens hierzu studiert. Ganz recht! Studiere auch Raffael und den frommen, herrlichen Paul Deschwanden von Stans! Ihre religiöse Malerei kann dich mächtig fördern. — Und mache dich bis aufs kleinste fertig, damit du das Bild in den Osterferien prompt und in leuchtenden Farben über unser Kirchenportal hinmalen kannst. Ich zahle dir achthundert Franken für die Arbeit, sobald du den letzten Pinselstrich getan hast.

Nur um eine kleine Änderung komme ich ein. Ambrosius scheint mir zu gebrechlich aufgefaßt. Wie müd ist sein Nacken! Man glaubt ihn vor Alter zittern zu sehen. Korrigiere hier deinen Rubens! Richte den Bischof noch einige Zoll auf und drücke den Kaiser noch um eine Idee tiefer! Man soll sehen, daß wir stark genug sind, einer ganzen Welt voll Theodosiusse und Corneliusse zu widerstehen. Nur dieses ändere! Alles andre stimmt prachtvoll.

Lieber Johannes, strebe in deiner herrlichen Kunst unentwegt vorwärts! Noch viele Kirchen und Altäre warten auf dich! Du sollst unser Fra Fiesole sein. Das war doch jener fromme, eifrige, seelenreine Malermönch in Florenz, den man heute noch so glühend bewundert. Aber um so rein und heilig zu malen, muß man auch im tiefsten Wesen lauter sein. Fast möchte ich sagen: Johannes, sei keusch wie ein Mönch in diesem Babelzürich! Vor allem meide den schlüpfrigen Wandel des jungen Quälers! Da würde dein Denken und Können sich heillos verdrecken. Sei lustig, verkehre mit heiteren Kameraden, aber laß die Mädchen! Mit deinen achtzehn Jahren bist du noch viel zu grün dazu. Sind es nur Spielereien, siehe, so ziehen sie dich von deinem tüchtigen Schaffensernst ab. Ist es mehr, so reißt es dich unwiderstehlich ins Elend. Dünkt dich der Sigi etwa ein glücklicher Junge?

Das Mili hängt sehr an dir. Das merkt man fast zu deutlich. Aber ich bitte dich, übereile auch da nichts. Man sollte nicht meinen, was die Jungfer unter aller Ruhe für eine Wespe ist, hitzig und angriffig. Ich bin sicher, sie steht heimlich auf Cornelis Seite. Der Heli hat bei den Wahlen gegen mich gestimmt. Da steckt das Mili dahinter. Er für sich wäre gar nicht zur Abstimmung gekommen. Ich nehm' dem guten Kind nichts übel. Es weiß es nicht besser und leidet selbst dabei. Meiner Peregrina ist es unentbehrlich geworden, ihr Dornröschen, Schneewittchen und Rotkäppchen zusammen. Mit solchen Namen schmeichelt sie ihm. Dann füg' ich bei: und eine Hexe dazu, eine ganz famose Hexe! und schaue sie ernst an. Und sie schaut mich ebenso ernst an, und wir kämpfen, wer zuerst das Lid niederschlagen müsse. Wahrhaft, oft bin ich es. Das Alter, Johannes, das Alter! Und wie ich hier ins Klatschen gerate! Noch einmal das Alter. Also Gott mit dir, halte die Finger und die Lippen rein und bleibe der junge treue Maler Deines Seelsorgers Carl Bischof.

Es war ein wüster, sudliger Winterabend, als Johannes den Brief las. Neben ihm auf dem Sofa saß ein wildfremdes Mädchen. In einem Fauteuil gegenüber schmauchte Sigi seine teuren Queenzigaretten. Es war in seiner Bude; sie sah mit zwei Fenstern und einem Balkon in die graue, rauchende Limmat hinaus. Jenseits tauchten wie Schemen der Peter- und der Fraumünsterturm auf und zerflossen im Dunst.

Johannes war schnell heimisch in Zürich geworden. Nicht eine Minute zwickte ihn das Heimweh. Schon beim Erwachen am ersten Morgen wußte er klar, daß die Stadt vor dem Fenster harrte. Er fing auf und fing auf, aber gab nichts von sich. Im Nu hatte er auf Sigis Rat tanzen gelernt, vortrefflich tanzen, ohne daran Gefallen oder Mißfallen zu finden. Er hatte Bälle, Theater, Cafés dansants besucht, am Gefärbe und Geräusch des Neuen sich belustigt, mit allerlei zweifelhaften und zweifellosen Mädchen gespaßt und ein seltenes Mal getanzt, aber im übrigen alles wie ein Wachstuch flink an sich abrinnen lassen. Das war nicht seine Tugend, sondern seine Natur. Am liebsten wäre er allein, ohne die aufpeitschende Unterhaltung Sigis, an einem Tischchen der großen Restaurants gesessen, hätte einen Likör und einige Süßigkeiten genossen, die kühnen Reklamebilder und gelben Seidentapeten im Gaslicht betrachtet, die Bewegungen der tausendfältigen Gesellschaft studiert, ein scharfes Herrengesicht, ein naives Kindsköpflein, einen steifen, hochfahrenden, engen Oberkellner in seiner glänzenden Bartnacktheit sich eingeprägt und von all dem etwas aufs Konzertprogramm gezeichnet, das man ihm vorlegte. Das äußerlich Vornehme täuschte alle, auch die erfahrensten Angestellten. Man verneigte sich vor dem lässigen Herrchen, als wäre er ein feudaler Sproß aus uraltem Hause.

Aber auch die Mädchen guckten ihm nach. Johannes merkte das alles, aber es härtete ihn von Tag zu Tag nur immer mehr ab.

An das Mili dachte er kaum anders, als wenn er seine schmutzige Wäsche heimschickte — sie war übrigens nie schmutzig, sondern nur verbraucht, vertragen — und wenn er die saubere Wäsche mit einem ebenso sauberen Brieflein empfing. Doch diese Briefchen waren kurz. Sie erzählten ganz knapp, wer geboren wurde, heiratete, starb, wie man wählte, an welchem Muster Heli stickte, was jetzt über Stück- und Stundenlohn verhandelt werde. Dann sah er das Dorf und sein Haus. Aber ohne Mili. Mili war nicht zu sehen. Von sich, von ihrer mächtigen Sehnsucht und Hingabe zu ihm hörte man keinen Ton. Eine andre als Mili schien den Brief geschrieben zu haben. Aber ihm war es so recht. Oft legte er einen Zettel in die Wäsche mit fünf, sechs lustigen Sätzen und Neckereien, und dann waren diese Zeilen viel wärmer als diejenigen Milis. Oft aber schrieb er nichts dazu. Nur Sigi erinnerte ihn in der Zwischenzeit ans »Schätzchen«. Aber es fiel ihm nicht auf, wenn der Student sagte: »Schau', hat das Fräulein dort nicht fast einen Gang wie Mili, so — ich weiß selbst nicht wie — über den Boden hüpfend? Nur nicht so behend!« Oder: »Das Mädchen dort rechts im Parkett, hat es nicht die Augen und Brauen vom Milmili? Nur etwas zahmer!« Oder: »Da vorn geht eine Demoiselle; die hebt den Kopf mit dem gelben Haar exakt wie das Mili. Nur ist der Hals nicht so weich.«

»Ach, so laß doch das Mili sein!« schnauzte Johannes oft gelangweilt. »Schau' lieber, was das für ein Patriarchenbart ist, da, die zweite Reihe hinter uns! Oder die große Frau dort am Gesimse, welch einen Pelz trägt die, wie eine Kaiserin!«

»Ach was,« schimpfte dann Sigi, »du siehst nur das Überreife.«

»Und du nur das Unreife,« hieb Johannes zurück.

Aber sie waren ausgezeichnete Freunde und bildeten wirklich ein hübsches Paar. Dunkles heißes Gold und helles kühles Silber flossen da ineinander.

Nun hatte Sigi den Kameraden heute auf seine Bude bestellt. Unter der Tür gab der Briefbote dem Johannes das Schreiben des Pfarrers. Doch vor Wind und Schneegestrubel öffnete Johannes nicht einmal den Umschlag.

Ein Mädchen bei Sigi zu treffen, war ihm nichts Auffallendes. Aber dieses Mädchen und diese Sorte von Mädchen hatte Johannes hier noch nie gesehen.

Es war schmal und samtig im Gesicht, gewiß erst siebzehnjährig, aber zeigte große graue erfahrene Augen. Mit dem schwarzen Haar lag es müde auf dem Sofakissen, atmete flink und vergrößerte und verkleinerte die Löcher seiner hübschen kleinen Nase bei jedem Atemzug auffallend. Mit großer Neugier, ohne den Kopf zu heben oder zu grüßen, betrachtete es den Besuch. Sein kleiner Mund war entzückend geschwungen, seine Wangen wie Pfirsiche. Aber auf der Stirn zuckte und zwickte es merkwürdig, wie von unsichtbaren Geißelhieben, hin und her.

Ihr Kleid war von gutem grünem Stoff, aber abgetragen. Ein Ärmel schien soeben aufgerissen.

Es lag in Johannes' Art, kein Staunen zu zeigen. Diesmal hatte er wirklich gestaunt. Darum zog er den Brief Carls hervor und sagte: »Laß mich schnell lesen, was der Pfarrer von meinem Bilde schreibt. Das wundert mich jetzt heillos.« Und so las er und lächelte nur einmal, bei der Warnung vor den Mädchen, da er nun doch gerade neben irgendeinem von der Gasse aufgelesenen Dirnlein saß.

Sigi hatte einen geöffneten, fertig gepackten

Handkoffer neben sich. Auf dem Tische lagen große Bogen Papiers, stellenweise von zwei, drei Zeilen kreuz und quer durchschrieben.

Als Johannes vom Briefe aufschaute, ertappte er gerade das Mädchen, wie es ein Lächeln formte und dem Sigi schwach zuwinkte, so etwa, als sagte sie: Fast glaub' ich, der da ist der Rechte; ja, den meine ich!

»So,« machte Johannes gedehnt und wollte sich ein wenig strecken, aber unterließ das sofort, da ihn das halbliegende Geschöpf beinahe mit den Knien berührte, »so, der Pfarrer möchte den Ambrosius noch steifer haben. Er soll stehen wie ein Turm.«

»Jetzt laß deinen Ambrosius. Da sitzt oder liegt eine Ambrosia, und das ist zur Stunde viel wichtiger.«

Johannes sah wieder neben sich auf das junge Geschöpf. Es antwortete auf seinen Blick mit einem schwachen unwissenden Lächeln und blieb ruhig liegen.

Das ist doch merkwürdig, daß sie nicht einmal aufsitzt. Ist sie denn krank? dachte Johannes. Und warum stellt Sigi sie mir nicht ordentlich vor? ... Diese Ambrosia!

»Höre, Hans,« fuhr dieser fort, »ich muß nun doch heim, obwohl wir ausgemacht haben, über die Weihnachtsferien hierzubleiben. Eusebius zeigt mir nämlich auf morgen abend eine ‚kleine historische Zusammenkunft' in seinem Giebelhaus an. Ich muß unbedingt mitmachen und die alten Hefte meines Uronkels beisteuern. Und da wir nun übermorgen schon Heiligabend feiern, so wär' ich doch ein Heide, unserm Christkindlein davonzulaufen in dieses gottlose Zürich hinunter. Ich muß in Bethlehem bleiben und drei, vier Tage schön tun. Verstehst du! Dann aber komm' ich spornstreichs zurück.«

»Da könnte ich«, bemerkte Johannes kaltblütig, »gerade auf einen Katzensprung mitkommen.«

»Und das hübsche Bettelkind da?«

Die sogenannte Ambrosia hatte hin und her die Gesichter der Jünglinge scharf beobachtet. Johannes wunderte sich nur, wie ungeniert Sigi vor ihr rede. Bettelkind! Daß die kleine Bleiche nicht entrüstet auffährt!

Sigi bemerkte das aufsteigende Befremden des Johannes und lächelte fast tückisch. »Dieses arme Mädchen kann ich nicht in den Schnee hinausjagen. Schon vier Tage bleibt es abends hier.« Er zeigte auf ein zweites Sofa in der hinteren Ecke, das mit Decken und Kissen wie ein provisorisches Bett zugerüstet war. Johannes verzog die schmalen Lippen und lächelte eisig.

»Das ist kein Flirtstücklein, weiß Gott nicht,« fuhr Sigi fort. »Ich gab ihr ein paar Küsse, das ist alles. Sie beißt hinten und vorn wie ein Skorpion, paß nur auf!«

Das Mädchen lächelte zwar ganz leise. Aber man konnte aus ihren rätselhaften Augen doch nicht erraten, was sie dachte, ob sie eigentlich zuhörte oder nicht. Indessen schien sie sich auf dem Sofa behaglich zu fühlen. Sie zog die Füße herauf und kauerte sich wohlig zusammen. Wahrhaft, sie trug Sigis weiche rote Samtpantoffeln.

»Ich sah sie früher einigemal. Diese Augen und dieses Mäulchen kann man doch nicht leicht vergessen! Aber sie huschte wie ein grüner Schatten vorbei. Immer trug sie dieses grüne Kleid. Und sie war flink, Donner noch einmal! Und man konnte noch so süß pfeifen, noch so verständlich hüsteln und zuletzt noch so hitzig fragen, sie schüttelte diesen schwarzen Flatterkopf da und gab keine Antwort.«

Johannes musterte das Kind nochmals. Warum ließ es den Sigi so frech reden? Gab kein Ja, kein Nein? Hatte er es so gebändigt? Auch das Mädchen sah ihn sozusagen befriedigt an, und sooft seine dunkelgrauen Augen auf ihn fielen, war ihm, es gingen große feuchte, warme Schatten über sein Gesicht. Wäre er nicht ein so nüchterner Bursche gewesen, er hätte bald an ein Märchen glauben müssen.

»Dann wechselte ich die Bude. Andre Budien, andre Studien! Aber jüngst sah ich die Ambrosia wieder, und wie? Ich spazierte nach neun Uhr zum Zeitvertreib in jenen Vierteln, wo ihr Künstler sagt, es sei malerisch, und wo unser Carolus die Nase verhielte und schimpfte: es sei unmoralisch. Ich bummle gern dort, studier' ich doch Sozialökonomie ... Gib mir eine Zigarette aus dem Etui, so, ah, das zieht! ... Ach, was wäre der Student ohne Zigaretten! Wenn selbst die Mädchen nicht mehr anbrennen wollen.«

»Du faselst mir da einen Quatsch zusammen, aus dem niemand klug wird. Laß einmal das Fräulein selber reden!«

Einladend wandte sich Johannes gegen die Kleine.

»Es ist taubstumm!«

»Was?« Erschreckt sah Johannes das Jüngferchen an.

Sie merkte genau, wovon die Rede war, und jetzt, unter Johannes' kalten kieselgrauen Blicken, rötete sich ihr Gesicht. Bis zur zierlichen Nasenspitze. Zum erstenmal schloß sie die Augen. Angestrengt zuckte es über das gewölbte Stirnlein.

»Höre weiter! Irgendwo schlug es halb zehn, da rannte dieses Geschöpf aus der Hauptstraße in die enge Gasse, wohinein ich geraten war, und stürzte mir geradeswegs in die Arme. Da hast mich! Hinter ihr sprang ein langer Bengel mit wenig Haar, ohne Hut, etwa dreißigjährig, lachte und schwang den Stock und rief: ‚Warte nur, warte nur!' Das grüne Kleid war am

Hals und Gürtel aufgerissen. Dieser Elende hatte sie also schon halb in den Klauen gehabt. Doch die Eidechse entschlüpfte und hüpfte mir glatt und feucht in die Hände. Das kam mir wie ein Wunder vor. Gerade diese, der ich einmal um Gott weiß wieviel Hausecken umsonst nachgesprungen bin. Sie redet nicht, sie drückt sich ganz eng an mich, ich höre es nur Chchchch! machen, genau wie das Bächlein am Kaplanengarten, das so tief unter dem Gras läuft. Die Gasse ist eng, ich steh' im Dunkel unter einem Unterbau, der Kerl galoppiert im vollen Laternenlicht mit einem goldenen Zwicker daher. Er stolpert über mein Knie, und wie er sich aufhilft, hau' ich ihm ein Gesalzenes ins Genick. Er plumpst wie ein Sack vor uns hin. Das tut ihm für fünf Minuten gut. Ich nehm' noch sein Stecklein mit, und rasch mit dem Bräutchen heim. Sie zittert und friert und nimmt endlich ein Papier: Taubstumm!«

Johannes horchte und staunte. Während Sigi mit vielen Gesten das Abenteuer malte, bemerkte Johannes wohl, wie das Mädchen aufpaßte, verstand, sich schämte und immer wieder die Augen schloß und öffnete.

»Nun ist das eben so ein verhudeltes Kind, ein unehelich Italienerkind, ging wie eine wertlose Münze von Hand zu Hand, fand dann eine brave Zürcherfrau, die dem Mädchen etwas Schule beibrachte. Da probierte es anständig zu werden. Es kann lesen und prächtig schreiben und hat ein schnelles, findiges Gehirnchen. So ward es Maschinenschreiberin mit fünfzehn Jahren. Aber da starb vor fünf Monaten die gute Frau. Sie testamentierte dem Kinde ein Zimmer ihrer Wohnung bis zum zwanzigsten Lebensjahre zu zinslosem Genuß; dann sollten ihm von der Eidgenössischen Bank viertausend Franken mit den laufenden Zinsen ausbezahlt werden.

Nun mußt du wissen, daß die Kleine im Geschäft des Bruders jener verstorbenen Frau schreibmaschinelt. Der ist ein alter Geizkragen, und sein ältester Sohn stellte ihr nach. Aber im unteren Stock wohnte ein evangelischer Theologe. Der merkte etwas und stand aus purem Mitgefühl dem Mädchen bei. Nun jagte der Alte das Jüngferchen kurzweg aus dem Geschäft. Es fand aber bald eine andre Schreibstelle, freilich zu niederträchtig kleinem Tagelohn und im häßlichsten Quartier der Stadt. Und es mußte weit über die Zeit arbeiten und dann allein den langen, üblen Weg nach Hause gehen. Nun siehst du ja selbst, wie hübsch das Kind ist! Da sind ihm denn viele Nachtfalter nachgeflogen.«

»Ach, ihr Studenten!« neckte Johannes. »Als Ritter Blaubärte möchtet ihr verrufen sein und redet doch nur immer!«

»Ich mag jetzt nicht streiten; im Gegenteil sag' ich: Hilf mir! Wir können die Kleine nicht im Stiche lassen. Schirme mir dieses arme Kind, bis ich zurückkomme. Schlafe hier! Da sind spanische Tapeten für das Sofa und für das Bett. 's ist wie zwei Zimmer. Im ganzen Haus war sonst kein Winkel erhältlich. Die Wirtin weiß alles. Sie bringt auch das Frühstück und ein bescheidenes Nachtessen da aufs Zimmer. Aber du mußt sie jeden Abend um acht Uhr aus ihrem Arbeitslokal abholen und persönlich hierherbringen. Das schwör' mir! Sie wartet dort auf dich wie ein verhuschtes Kaninchen. Aber hier im Zimmer ist sie eine Katze. Neck sie nicht! Ob sie sich küssen läßt? Ich stahl ihr drei, aber schau' diesen Kratz!«

Er streifte den weißen Kragen zurück, und da ward eine zweispurige rote Zeichnung sichtbar.

Das Mägdlein mußte jetzt wirklich lächeln, fröhlich lächeln. Der unregelmäßige, zuckerweiße Zahn guckte wieder hervor. Die Augen wurden mild wie Samt.

»Ich sagte ihr, wer du seist, und daß du gegen mich gehalten als ein Engel geltest. Du werdest wie ein guter Kamerad zu ihr stehen. Noch keinem Mädchen habest du einen Kuß gegeben als deiner Milchschwester. Und nun sehe ich schon voll Eifersucht, daß du ihr behagst. Wo wir zusammen auftreten, zieh' ich immer den kürzeren. Na, was soll ich denn dem Milmik überbringen? Treue, Edelweißtreue, Küsse ...?«

»Gar nichts, als daß ich alle daheim grüße!«

»Gut!« Sigi nahm den Bleistift und schrieb auf einen leeren Bogen: »Paßt dir mein Freund Johannes?« Das Mädchen las, erhob sich und nickte: »O ja!« Und Sigi seinerseits: »Aber, wenn ...« Das Mädchen riß ihm den Stift weg und zeichnete schwungvoll: »Ich traue ihm ganz.« — »So geh' ich also! Auf Wiedersehen!« — »Ich danke dir!« — »Nicht einmal einen Kuß zum Abschied?« — »Ach, plag' mich nicht!« So ging der Bleistift in den zwei Händen hin und her. Da schrieb Sigi als Letztes: »Schau, auch mein Freund findet das unbarmherzig von dir!« Und sie, um nur erlöst zu sein, winkte. Da kam er und drückte einen leisen Hauch seiner Lippe auf ihre Stirn, nicht mehr! Dann grüßte er mit einem sonderbaren Ernst, nahm den Handkoffer und ging. Johannes, immer noch den Brief des Pfarrers mit den liebevollen Warnungen Adams vor der Eva in der Hand, fühlte sich allein mit diesem fremden Mädchen so unerquicklich wie noch nie. Da warf das Kind auf einmal die Arme auf den Tisch, grub den Kopf darein und fing an, unermeßlich zu weinen.

In der Kaplanenstube saßen die Historiker. Vor den kleinen Scheiben glänzte der schönste Weihnachtsschnee. Marianne schlüpfte geräuschlos türaus, türein mit rotem Wein von Unterterzen, der einen Stern wirft, mit dürren

Birnen, Nußwecken, Zimtstengeln und schob dann wieder einen Büschel Reisig in den ungeheuren Kachelofen, aus dessen Bratrohr es von Wasserdampf und Apfelhülsen behaglich roch.

Aber die Männer steckten im tiefsten Mittelalter und spürten nicht, was sie aßen und tranken. Uraltes ward gesichtet und gerichtet. Der schwäbische Zimmermann verhielt sich am stillsten. Er trug einen krausen Bart um das ruhigste Gesicht der Welt und hörte fröhlich allem zu. Er allein griff auch zu einem Schluck Wein oder einer Schnitte Käse und sagte der Marianne, wie würzig ihre Zimtstengel geraten seien. Oft blickte er in den mondbeglänzten Schnee vor den Fenstern, und dann wußte man nicht, kam die Helle von draußen auf sein Antlitz oder floß sie von seinem Antlitz auf die Erde hinaus, daß beide so ruhig und mild leuchteten.

Die erlauchte Versammlung hatte in der engen Klause kaum ordentliche Ellbogenbreite. Sie fand trotzdem gerade in dieser dumpfen, niedrigen Stube statt, um ihren Bewohner zu ehren, Eusebius Nuß, da er zwar keine Bücher geschrieben, aber den Bücherschreibern, die an der Sonne glänzen dürfen, hundert und tausend kleine, feine Studien und Entdeckungen für ihr Werk geliefert und dabei bis zum heutigen siebzigsten Geburtstag immer zufrieden im Schatten gestanden hatte. Es saßen Freidenker, Reformer, glühende Orthodoxen und tiefgläubige Katholiken in diesem Trüpplein, aber sie machten dem Sprichwort Ehre, daß der ehrliche Historiker auch der andächtigste und rücksichtsvollste Mensch ist. Alle liebten den nieblichen, raschen, zwerghaften Greis, der für die alte Zeit einen so großen Blick und für das alte Geschehen ein so liebevolles Verständnis bewies.

Pfarrer Carolus hätte den Geburtstag seines Kaplans lieber im Pfarrhaus so recht pastoral-familiär begangen.

Er wartete denn auch, bis der Uhrzeiger auf die Sechs zeigte, wo die Sitzung beschlossen und der Abschied nahe wäre. Dann brachte er das Opfer und läutete an der Kaplanei. Er grüßte die Herren, tat allen Bescheid, nur mit Hobis stieß er das Glas nicht an, tat vielmehr, als wäre dort, wo der Glatte saß, ein Loch. Trotzdem brachte dieser frischblütige, riesenhafte Gegenwartsmensch eine muntere, sozusagen aktivere Stimmung unter diese Vergangenheitsknechte. Und wie er ein Seitenfensterchen öffnete, daß die Winternacht mit ihrem herben Aroma erlösend in die Stubenschwüle schlug, so schufen auch seine fröhlichen Bemerkungen über den heurigen Winter, über sein lustiges Völklein, über die Weihnachtsvorbereitungen und ein paar Witze, die er jüngst im Unterricht vom Kindermund gepflückt hatte, geradezu einen frischen Puls und Atem in der kleinen Gesellschaft. Inzwischen hörte man Schlitten- und Pferdegeklingel vor dem Hause. Der Pastor von Uzli, der St. Galler Professor und Doktor Emil Hobis stiegen ins Gefährt, während Pfarrer Carolus den übrigen vorschlug, zusammen in dieser lichten Nacht den viertelstündigen Spaziergang zum Notkersrain zu machen. Himmel und Erde standen mit solchem Winterzauber vor den Gästen, daß auch die drei im Schlitten wieder ausstiegen, auf Gefahr, damit noch den letzten Zug in Uzli zu verpassen. Man schlüpfte also in die Mäntel, nahm den Stock und focht sich in einer wunderlich guten Stimmung durch den hohen Schnee des Feldwegleins zum Dorf hinaus gegen die Tobelhöhe hinauf. Der Mond schimmerte scharf und herrisch über die schwarzen Tannen und die weiße, nächtige Landschaft nieder. Schon hatte man das Dorf unter sich. Es schien sich im Monde geradezu zu sonnen, so behaglich ruhten die dunklen Häuser mit ihren weißen Dächern nebeneinander und dehnten sich katzenwohlig gegen die Lichtseite. Die weite, gewellte Ebene feierte die gleiche Nachtstille. Ihre Wälder, ihre sanften Anhöhen, ihre dunklen Bacheinschnitte, ihre Gehöfte mit einem schwachen Stuben- oder Kammerlicht und ihre dürren Obstbäume, die wie Gedanken und Sehnsüchte vereinzelt im weiten Schnee standen, alles war von der Träumerei des Mondes übergossen.

Der kleine Jubilar schritt mit dem Schwaben voraus. Pastor Rietlis von Uzli hatte mehrmals umsonst versucht, mit Carl anzubinden, und ging mit Hobis ohne sichtliche Erquickung. Zu hinterst folgte der Pfarrer mit Doktor Dott. Am obersten Wegrank, wo alle Wanderer nicht anders können, als die Schlucht in ihrer schönsten Tiefe und Breite zu betrachten und der blitzenden Welle in die fernen Fluren hinaus zu folgen, bis gegen das Städtchen Wilda, das mit vielen hundert Lichtlein dennoch so matt durch den Mondschein da heraufgrüßt, an diesem Wegrank, wo Carolus vor einem halben Jahre ganz allein und mit Schaudern auf die andre, waldige Ranftseite gesehen hatte, zwang es ihn mit einer plötzlichen seltsamen Erinnerungsmacht, wieder zum Waldhüttchen des Matthias Minz zu blicken, und beinahe stockte ihm der Atem. Wieder standen dort sechs abgehobelte, ungestrichene Bretter, vier lange und zwei kurze, an die Hauswand gelehnt und schnitten im Mond eine entsetzlich grelle Grimasse. Carl fühlte es kalt an seinen Haarwurzeln zerren, er mußte einen Moment stillestehen, da sich alles um ihn herumdrehte. Das war ein Sarg, offenbar, wie damals. Wo gab es denn zur Stunde eine Leiche?

»Herr Doktor,« sagte er und kehrte sich mit Gewalt ab, »nie kann ich vergessen, was Sie mir vom Roten erzählt haben. Oft probier' ich's nun auch, etwas Rotes ins graue Leben

zu bringen, aber viel zu selten. Ach, man wird nie recht rot und warm, bis plötzlich der Tod vor einem steht, ade!«

Eugen Dott begriff nicht sogleich. Auch Carl selbst nicht. Er hatte nur etwas sagen müssen. Aber jetzt kam der Pfarrer von Uzli herzu und zeigte ins weite Land: »Liegt unser Ländchen hier nicht wie in weihnachtlicher Sehnsucht da? Überall Schnee und nichts als Schnee. Aber er liegt so wunderbar da wie ein Garten, und mir ist, es müßte jetzt durch die Lüfte ganz leise singen: Es ist ein Ros' entsprungen. Sie singen doch in Ihren Kirchen dieses uralte Lied auch? Und aufs Wort, ich meine, aus diesem weißen Schnee müßten jetzt bald, heut nacht oder morgen, so wunderbare Rosen hervorkommen ...«

»Rote, rote, schöne rote Röslein, nicht wahr?« erwiderte Carl mit ungestümer Freundlichkeit. »Rosen der Liebe und Treue ...« Ach, wie ungeschickt redete er! Gar nicht aussprechen konnte er, was ihn so ergriff.

»Ich meine die Liebe zur Wahrheit. Sie war einst in Juda so mächtig, und alle unsre germanischen Winter haben sie auch bei uns nicht töten können.« Und indem sich der evangelische Pastor innig an Carl lehnte, sagte er leiser: »Ach, wir sind und bleiben doch Geschwister im Herrn; einmal fallen auch die gesonderten Stuben zusammen, und es wirt weit und einig, Freund Nachbar. Gestern sind zwei katholische Kinder in mein Haus gezogen, Waisen, Verwandte meiner Frau. Ich schicke sie Euch morgen abend in Eure Weihnachtsmesse; sie freuen sich so sehr darauf. Dürfen sie dann bei Ihnen übernachten? Es geht nicht gut an, daß sie lange bei mir bleiben. Aber solange sie in meinem Hause sind, sollen sie Ihre Seelsorgskinder sein. Entzückend, wie diese zehn- und elfjährigen Geschwister das Ave Maria beten!«

Carl drückte seinem protestantischen Nachbar wortlos die Hand. Er wußte keine Antwort. Man brach jetzt durch die Hecke in tiefen Schnee ein. Mit vierzig Schritten langte man auf dem tannenumstandenen Uferkopf an, von wo es schwindelnd ins tiefe Flußtal niederging. Hier, zwischen Brombeer- und Distelgesträuchen und kurzem Wacholder, gab es noch breite Klötze von altem Gemäuer, Trümmerhaufen, Spuren von Gräben. Der Luftzug fuhr hier scharf vom Tobel herauf. Er hatte den Platz vom Schnee fast reingescheuert. Man zog den Kragen hoch, stand nahe zusammen und fühlte das Geheimnis einer zwölfhundertjährigen Vergangenheit reich und schwer aufs Gemüt fallen.

Einer fehlte in der Gesellschaft. Als man am Tälerhaus vorbeikam, entschuldigte sich Sigi, da er hier Grüße zu entrichten hätte. Er werde bald nachkommen. In der Stube fand er Mili und Siria allein auf dem Ofenbänklein. Sie hatten kein Licht gemacht. Der Mond schien ihnen besser als die klarste Lampe ins Gesicht. Siria hatte das alte Lustigern Weihnachtslied gesungen: »Schlaf wohl, du süßer Himmelsknab'!« Sie hatte es gegen das Tannenbäumchen gesungen, das auf dem Tische stand und schon mit Obst und Kerzlein auf morgen behängt war. Unten am Stamm lag im Kripplein ein wächsernes Christkind und streckte den kleinen Arm heraus. Mili schien noch mit auf dem Knie gefalteten Händen dem Gesang zu lauschen, als Sigi bereits eine Weile auf der Schwelle stand. Zauberisch sah die alte Stube aus, mit den Winkeln voll Dunkel und der Mitte voll silbernem Kirchenglanz. Und die zwei hier schienen wie Engel.

Von was hatten sie noch eben geredet? Ach, von dem, was alle Herzen in Mondscheinnächten plagt, vom Lieben. Siria überschwoll von Lob auf Julius. Niemand wisse, was für ein tiefes liebes Herz er habe. Er zeige es zum Trotz nicht. Er schwadroniere und tue verkehrt, aber wenn er allein sei, weine er über sich. Sein Lebtag sei er ohne Freund gewesen. Immer habe man an ihm genörgelt oder ihn von sich geschüttelt, wenn er noch so kindlich bat: Halte mich! und gesagt: Du passest gar nicht zu uns. So habe man ihn in die Welt hinausgejagt, und die Welt habe ihn weitergejagt, daß er nie mehr recht zur Besinnung kam. Und da sei er denn so geworden, wie er jetzt sei: ein Schwätzer und Lärmer, ein Trinker und dummer Scharmuzierer; aber im Grunde sei er noch so edel wie damals, als er sie aus dem Elend gerissen habe. Man sage doch, Gott tue nichts als lieben, und sie, Siria, liebe auch, und Julius liebe, und da könne es doch nicht so schlimm stehen, wie der Pfarrer meine.

Mili hörte und hörte nicht. »Du bist eben eine ganz gehörige Heidin, liebes Tantchen,« sagte sie und fuhr ihr über die Hände. »Der Pfarrer weiß genau, was er tut. Er denkt auch an das Lieben, aber er möchte es so hoch und schön wie das Morgen- und Abendrot machen zu Gottes Füßen. Das unsre klebt immer noch zu tief am Staub.«

Sie seufzten beide. Das vom Morgenrot zu Gottes Füßen hatte der Pfarrer buchstäblich so gesagt. Er hatte das Mili ins Studierzimmer genommen und es gebeten, von Johannes zu lassen, ihm nichts als Schwester zu sein. Er dürfe sich jetzt nicht mit einer Liebschaft zersplittern. All sein Denken und Lieben gehöre der Kunst.

Das Wort des Priesters war ihr Gotteswort. Sie schrieb ihm nur kurz und bat sogar, er möge auf Weihnachten nicht kommen. Es lohne sich nicht wegen ein paar Tagen. Jetzt, da Sigi so unerwartet in die Stube brach, stieß sie einen leichten Schrei aus. Denn sie dachte nichts anderes, als Johannes halte sich hinter ihm versteckt und springe plötzlich lachend herein. Nach

der ersten Überraschung wollte sie die Hängelampe anzünden. Siria entwischte plötzlich. Da blies Sigi dem Mili vorweg das Zündhölzchen aus und bettelte: »Sei so gut und laß uns in diesem Mondlicht ein paar Minuten plaudern.«

Alles Herrische an ihm war zerschmolzen, er fühlte nur Hingabe. Er fragte nicht, was nachher komme. Er dachte wohl, nichts komme nachher mehr. Seine Hand in ihrer Hand, sein Mund an ihrem Mund, sein Leben in ihrem Leben, etwas Weiteres, was noch folgen könnte, gab es nicht. Sie könnten schon zu Ostern heiraten. Warum nicht? Er studiert weiter und kommt alle Samstage heim. Und sie kommt auf Wochen und Monate zu ihm nach Zürich. Warum geht das nicht?

»Mili!« griff er heftig an. Aber im selben Moment sah er, wie sie ihre Hand abwehrend gegen ihn erhob. Da ließ er die Stimme fallen und sagte nur noch leise: »Plage mich nicht so!«

Sie schien weiß wie Schnee zu werden bei diesem rührenden Wort. Es klang doppelt rührend aus dem Munde dieses Menschen.

»Was tu' ich denn?« fragte sie endlich. »Du läßt mir ja keine Ruhe.«

»Was du tust? Das will ich dir sagen. Seit ich dich an jenem Abend im Juli auf dem Bänklein gegrüßt habe und du mir nicht einmal ein Ei wie dem Johannes gabst, seitdem hab' ich immer Hunger. Verstehst du, was ich meine? Immer, immer, jede Stunde hab' ich nun Hunger und Durst nach dir!«

Er rückte im Eifer näher; sie wich nicht zurück, sondern sah ihn energisch an.

»Du willst sagen: Mädchenfresser, he? So einen Spitznamen trage ich ja da herum.«

Trotzig schüttelte sie ihren Scheitel. Er flimmerte wie Gold im Mondlicht.

»Was man da herumbietet, ist nichts als Dorfklatsch. Ich bin ein Student wie die andern, vielleicht etwas frecher und bübischer als viele, und habe drum mehr Glück. Ich gefalle den hübschen Mädchen, und ich wär' ein Esel, wenn die hübschen Mädchen mir nicht auch gefielen ...«

Wieder hob das Mili die Hand.

»Tu mir nicht wie eine Heilige! Ist das etwa ein Schaden? Gefallen heißt nicht lieben. Und das kann ich dir sagen, geliebt habe ich noch keine Rose, wenn ich schon gern an roten und weißen gerochen habe. Was wahr ist, sollst du auch wissen. Aber dann bist du mir in den Weg gekommen, und jetzt weiß ich, was Lieben ist.«

Mili wollte aufstehen. Sigi herrschte es beinahe wütend an: »Bleib, ich geh' im Augenblick. So lange wirst du mich doch aushalten, oder ...?«

»Hör' auf,« schrie das Mili endlich, »'s hat gar keinen Zweck!«

»Auf Ehr' und Seligkeit, kannst du mich nicht lieben?« schrie auch Sigi auf. »Bin ich dir nicht schön genug? Nicht reich genug? Lieb' ich dich etwa noch nicht genug?«

Beide sprangen gleichzeitig auf und maßen sich mit den Augen. Das Mili stand so stramm wie er und sagte langsam: »Du weißt ganz gut, daß ich dem Johannes gehöre. Du bist mir als Vetter mehr als recht, aber der Johannes war immer mein Liebster.« Das letzte flüsterte sie beinahe, und sogar der Mondschein tat ihr jetzt weh.

»Der Johannes?«, flüsterte nun auch Sigi. »Der nie an dich denkt.«

»Meinetwegen, so denk' ich an ihn.«

»Der dich grad so viel und so wenig liebt wie diesen Ofen.«

»So will ich ihn dafür zweimal lieber haben.«

»Der lieber andern Mädchen nachläuft.«

»Sigi, jetzt lügst du!« Unangreifbar schön und stolz ging sie zur Tür.

»Der, der,« schrie Sigi, unfähig, sich zu meistern, ihr nach, »der in dieser Stunde mit einer Siebzehnjährigen in meiner Bude auf dem Sofa sitzt und Zettelchen hin und her schreibt und seinem Christkind verliebte Augen macht ...«

»O Jesus Maria!« rief das Mädchen und rannte hinaus.

Eine Weile stand Sigi mitten in der leeren Stube und blickte wie geistesabwesend zum wächsernen Jesulein unter dem Weihnachtsbaum, das so freundlich einladend den Arm nach ihm streckte. Dann schlug er sich vor den Kopf und sprang zum Hause hinaus. O ich Elender! Nun hab' ich alles verdorben! schrie es in ihm, während er, ohne auf Gräben und Häge zu achten, im tiefsten Schnee gegen den Notkersrain watete, wo die Herren sich indes in ihre Forschungen vertieft hatten.

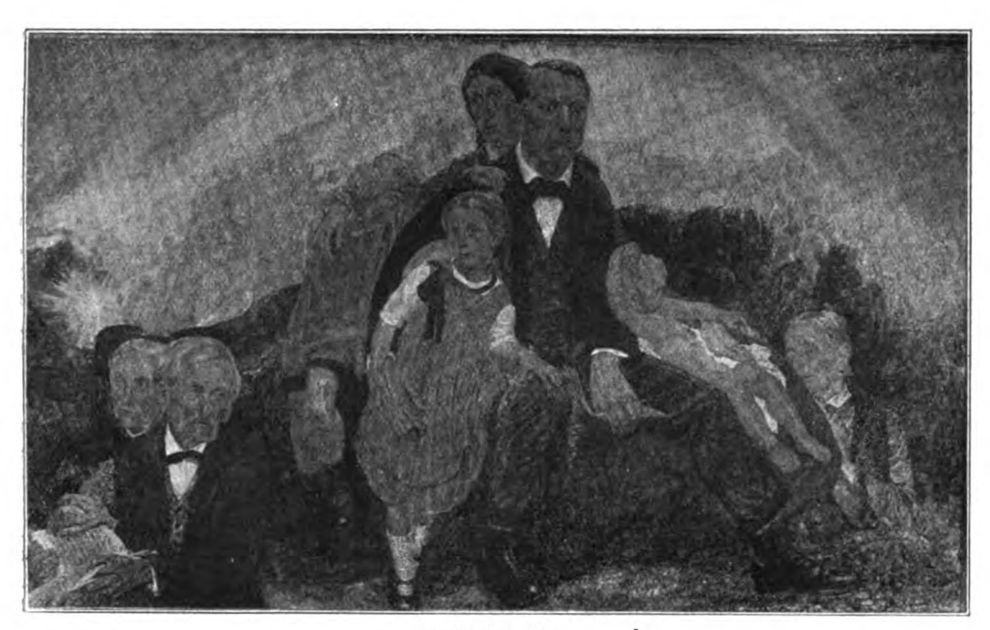
Sigi kam gerade hinzu, als der schwäbische Zimmermann von seiner Sehnsucht nach hohen Türmen sprach, und da fühlte er jene alte hitzige Erregung wie bei der Erzählung der punischen Kriege oder wie bei einem ehrgeizigen Prämienbewerb oder wie beim kantonalen Schützenfest, als ein ziemlich junger Mann vor das Volk trat, alles unermeßlich klatschte, eine Helvetia ihm den Lorbeer ins Haar legte und im selben Moment ein Kanonenschuß donnerte. Damals wurde ihm heiß und kalt, er fühlte Tränen und hätte das Leben geopfert für eine Minute solchen Triumphes. In diesem Augenblick fühlte er ganz Ähnliches. Mit einem Schlage aber ekelte ihn das bisherige Leben an, dieses Spielen und Gaffen und Liebeln, diese bittersüße Knabenhaftigkeit. Nirgend war ein Turm, nicht einmal ein Türmchen zu sehen. So konnte es nicht bleiben. In Kleinlichkeiten, immer unter zweihalb Metern wollte er nicht leben. O Gott, etwas Großes! Einen Turm!

(Fortsetzung folgt.)



Hans Adolf Bühler: Scheiding





Die Familie

# Hans Adolf Bühler
## ein deutscher Meister
### Von Clara Faißt

Das Genie stößt, solange es unter seinen Zeitgenossen wandelt, meist auf Unverständnis, ja auf harten Widerspruch und Ablehnung. Der Durchschnittsmensch kann es nie und nimmer erkennen, kaum ahnen, weil seine Flugkraft ihn nie zu den Höhen emporträgt, auf denen sich der geniale Mensch in den Stunden seines schöpferischen Sehens und Schaffens bewegt. Aber der mit feinem Fühlvermögen und tieferen Seelenkräften begabte Mensch spürt, wenn er das Reich des Genies betritt, seltsame Wellen sein Wesen durchströmen. Fremd ist ihm diese Welt und doch verwandt, und er fühlt aus ihr neue wundersame Kräfte hinüberstrahlen in sein Leben. Er fühlt sich von Wunderbarem, Unerklärlichem umgeben, steht vor den Werken des Genies wortlos erschüttert, und reich beschenkt kehrt er aus dem Paradiesgärtchen der Kunst in seinen armen, nüchternen Werktag zurück.



Selbstbildnis Hans Adolf Bühlers

Wer sich aber mit eigner Flugkraft in die Höllen, Fegefeuer und Himmel hinab- und emportragen ließ, die die Welt des Künstlers ausmachen, der hört aus dem Kunstwerk eines genialen Dichters, Malers oder Musikers jauchzend den Ton der eignen Seele, die Ergänzung der eignen Melodie erklingen, nach der er oft suchen ging durch Wüsten und Paradiese dieser Welt, erkennt dankbar froh, daß es Erfüllung auf Erden gibt für ringende Sehnsüchte der eignen Seele, denn er fühlt aus der Wunderwelt des andern sein eigenstes verborgenes Reich emporsteigen, und alle Saiten beginnen bei dieser Berührung in ihm zu rauschen und zu klingen.

Was sagen Daten im Leben eines Künstlers, wann er geboren ist, und wie lange und wo er studiert hat? Das ist oft nebensächlich. Aber wo die Wiege eines Meisters stand, welches Land und welcher Volksstamm ihm das Leben gab, das ist erfahrungsgemäß ganz und gar nicht nebensächlich. Das Tiefland im Norden und das Bergland im Süden haben anders geartete Bewohner und prägen ihnen ihre besondere Eigenart auf, und wenn ich im folgenden vom Wesen und von den Werken eines süddeutschen Meisters der Malerei erzähle, so klingt als Unterton immer seine Heimat mit.

Hans Adolf Bühler ist Alemanne. Die Südwestecke Deutschlands, dort, wo Rhein und Schwarzwald sich grüßen, ist seine Heimat. Wenn ich des Künstlers gedenke, so taucht ein stilles Eiland vor meinem inneren Auge auf, das ihm zum Wohnsitz wurde. Ich sehe die Sommernacht über dem Rheinland am Kaiserstuhl flimmern, höre Pappeln im Wind rauschen und dort, wo es silbern durch die Nacht glänzt, das leise Strömen des Rheins. Ich sehe den Burghügel mit der zerfallenen Ruine und unter ihm das Wohnhaus des Meisters, aus dem warmes Lampenlicht in die Traumnacht strahlt. Ja, du konntest das große Bild »Die Familie« malen, Meister Bühler, weil dein Haus und Heim wirklich wie ein sicheres Eiland in dem wogenden Chaos des Weltgeschehens dasteht, und weil in deinem Heim das heiligste Erdengut, die Familie, gehütet und gehegt wird.

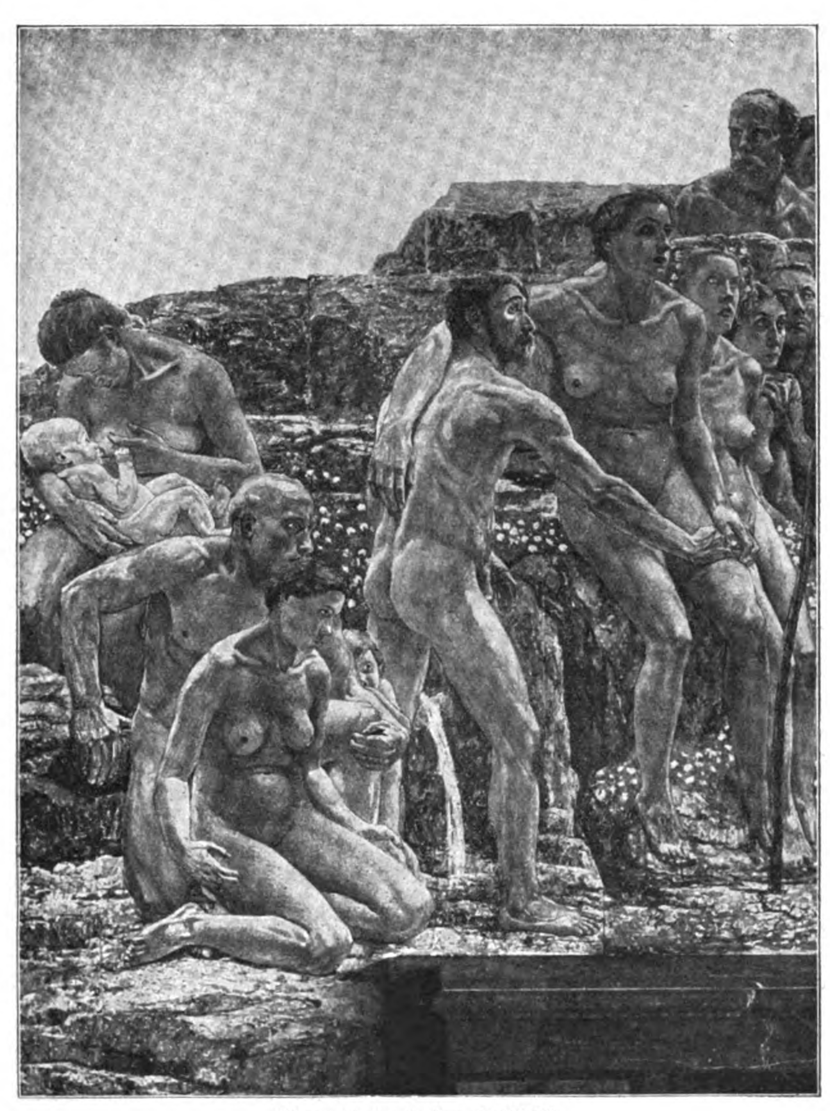


Die Lenkerin

Warum ist Bühlers Name nicht längst in ganz Deutschland bekannt? Weil seine Kunst so eigenartig und tief ist. Er folgt keiner andern als der eignen »Richtung«; er verfolgt innerlich geschaute Ziele, und nur solche Menschen können ihm folgen und ihn verstehen,



Dem unbekannten Gotte

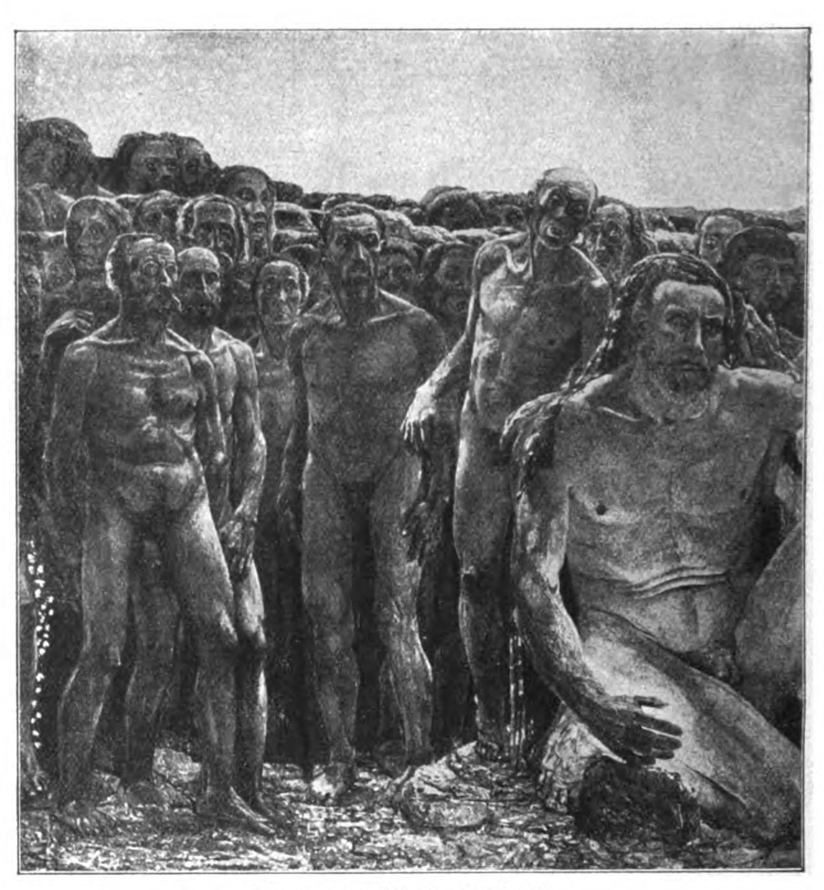


Prometheus (erstes Teilstück)

die diese Ziele kennen, die selbst nach innen gerichtete Naturen sind und geistige Höhen erstiegen haben.

Bühlers Kunst ist der ganz natürliche Ausfluß seines Seelenlebens. Eine Fülle großer starker Werke schuf dieser deutsche Meister. Das ist das Wunderbare, daß die Mannigfaltigkeit seiner Ausdrucksweise und die Dinge, die er darstellt, unerschöpflich sind. Wenn man glaubt, dieses Werk bedeute nun den Höhepunkt seines Sagens und Gebens, so steht man kurze Zeit darauf staunend und erschüttert vor neuen Werken, die wieder Neues künden und mit den vorangegangenen nichts gemein haben, als daß sie derselben genialen Kraft entsprangen. Im Aufsteigen zur Höhe des Lebens wuchs seine Gestaltungskraft. Wäre der schöpferische Quell in ihm nicht so unausmeßbar tief, wäre seine Seele nicht mit so starkem Flügelschlag in alle Welten des Kosmos eingedrungen, er könnte uns nicht so weite Welten erschließen.

Professor Hans Bühler, der eine Meisterklasse der Akademie in Karlsruhe leitet, ist im Wiesental, unfern der Heimat Thomas, geboren.

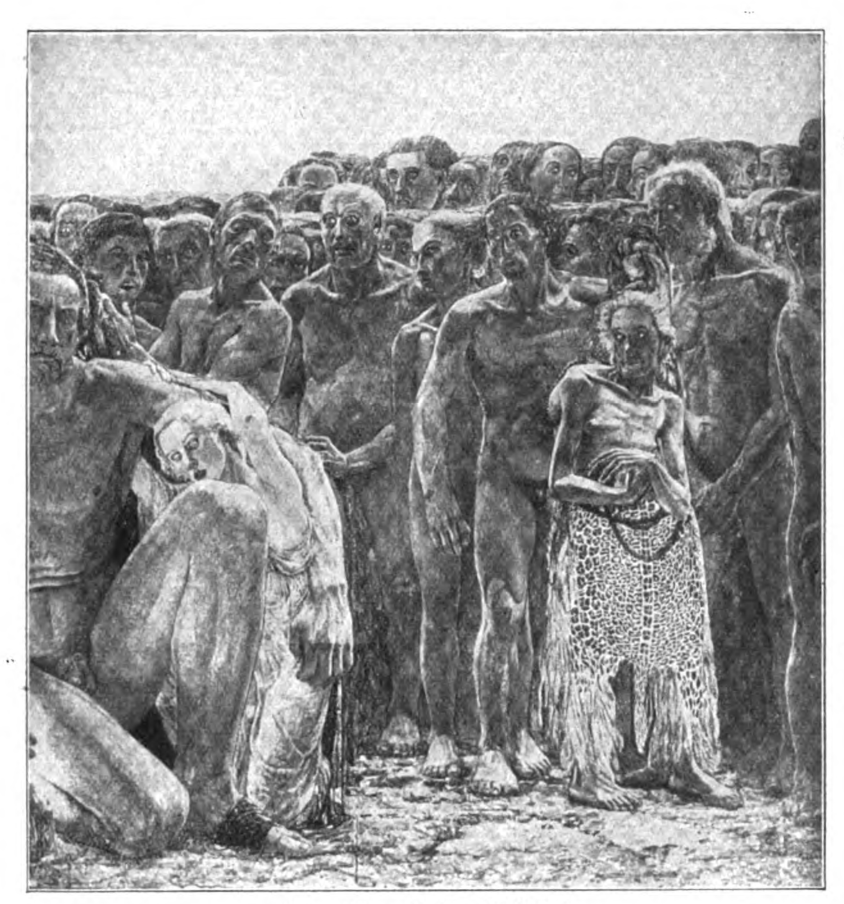


Prometheus (zweites Teilstück)

Sein Werdegang war dem seines späteren Meisters ähnlich. Auch ihm fließt Bauernblut in den Adern. Auch er errang sich durch eignes Studium und Vertiefung in die Werke der großen Dichter und Denker aller Zeiten sein geistiges Rüstzeug. Auch er mußte, ehe er zur Akademie ging, »handwerken« in der Kunst. Auf der Akademie waren Schmidt-Reutte und Thoma seine Führer. Dann verlebte er Wanderjahre in Paris und Rom und sah mit tief schauendem Auge und weit geöffneter Seele alle fremdländische große Kunst, um alsdann seine eigne Bahn nur um so zäher zu verfolgen und den tiefen Klang deutschen Innenlebens in seiner Kunst zum Ausdruck zu bringen. Wie stark die Eigenart des Künstlers ist, das beweist sein völliges Sichlossagen von fremden Einflüssen und sein Aufgehen in dem, was er aus deutschem Heimatboden und deutschem Geist aufnahm.

Schon seine frühen Werke »Die Nibelungen«, »Die Sippe«, »Adamskinder«, großzügige Gestaltungen germanischer Sage und germanischen Lebens, lassen den künftigen Meister ahnen, der kühn die große Fläche beherrscht. Wer aber vor dem gewaltigen »Prometheus« der Freiburger Universität steht, in dem Bühler alles bisher Geschaffene auf einen Höhepunkt erschütternder Art führte, der hat einen tiefen Blick in des Meisters Seele getan.

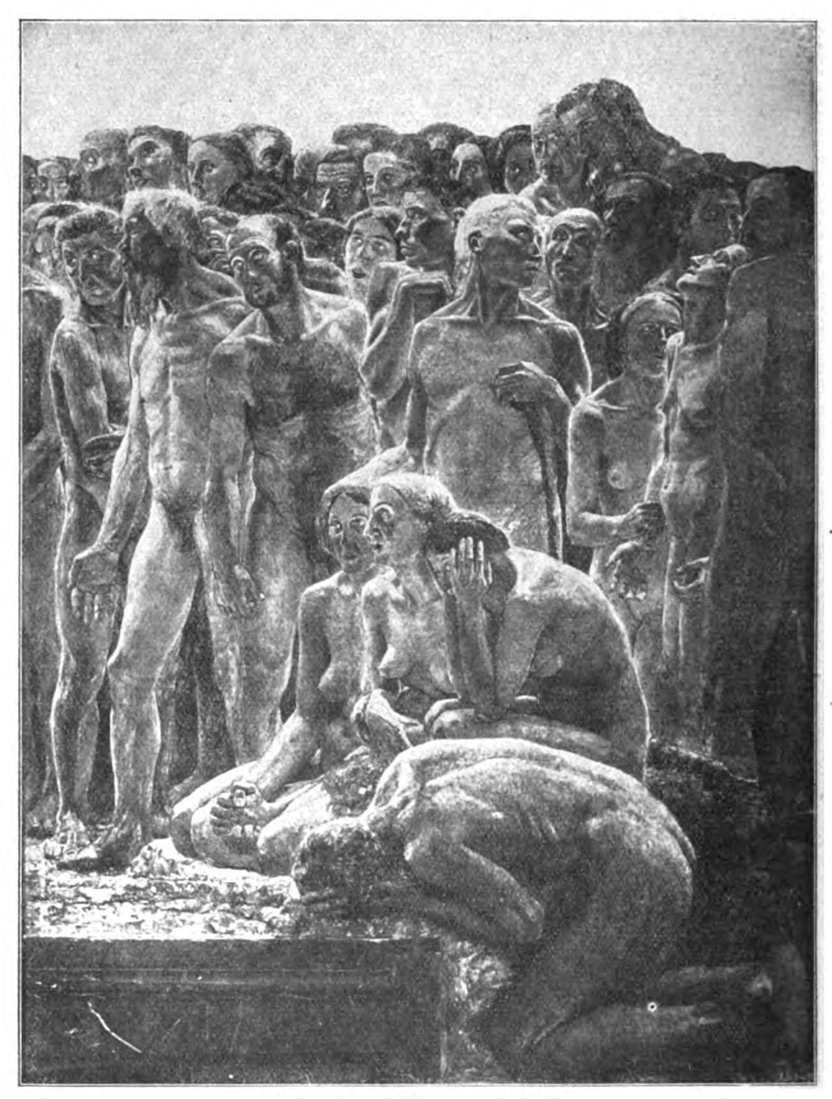
Das ist nicht der griechische Halbgott, den wir hier sehen, das ist große deutsche Auffassung der alten Sage. Dieser Prometheus trägt die Züge des Bühlerschen »Christus«, ja, das eigne Seelenbild des Künstlers blickt uns daraus an. Die Geschöpfe des Prometheus, die Menschen, die er aus Lehm formte und denen er das beseelende Feuer brachte, stehen in weiter Ausdehnung hinter der im Mittelpunkt kauernden Riesengestalt des Heros, an den sich Psyche, eine blonde jungfräuliche Gestalt, schmiegt. Mit



Prometheus (drittes Teilstück)

schützender Hand hütet der Heilige das hehre Feuer, die kleine Flamme, deren Lichtwirkung wir sehen, die aber selbst durch die Hand verdeckt ist. Welch feiner Zug! Die Ausstrahlung des Heiligen sehen wir, während sich der Quell des Lichtes verbirgt. Die nackten Leiber der großen Menschenschar tragen Erdfarbe, nur die zarte Psyche ist in ein lichtes Blau gehüllt. Die gewaltige Mittelgruppe, Prometheus und Psyche, tritt, belichtet von der Flamme, stark hervor, und eine nahe im Vordergrund stehende verkrüppelte weibliche Gestalt, mit Tierfell bekleidet, bildet den schroffsten Gegensatz zu der vergeistigten Mittelgruppe. Was Bühler aber in den unzähligen Menschengesichtern, in den Gesten der Arme und Hände, in der ganzen Ausdruckskraft des menschlichen Körpers auf diesem Wandbild sagt und deutet, das ist so groß, so ergreifend, daß es nie in der Sprache erschöpft werden kann. Alle Stufen menschlichen Seins und geistigen Aufstiegs sind in diesen Menschen, die der Künstler meist seiner alemannischen Heimat entnommen hat, dargestellt. Mir aber will es scheinen, als sei hier dem deutschen Volk in seiner tiefsten Not ein Bild vor die Seele gestellt worden, das ihm in weite Zukunft hinein Großes zu sagen hätte. Wahre die heilige Flamme der höchsten Güter! Sie wurde dir vom Himmel herabgetragen in der starken Hand der Himmelsstürmer und Lichtbringer. Wahre und hüte sie, denn sie allein wärmt und durchleuchtet dein sonst sinnloses Leben. In diesem großen Wandbild der Freiburger Universität gab Bühler uns ein Ewigkeitswerk, aus germanischem Geist geboren.

In fast allen seinen Werken führt uns dieser Meister in die »andre« Welt. Man mag zur symbolischen Malerei stehen, wie man will, hier wird sie zum Führer in eine Innen- und Überwelt des Geistigen, wie sie uns nur



Prometheus (viertes Teilstück)

die ganz Großen erschließen können. Und wonach verlangt unsre Seele mehr, als zu diesen Welten immer wieder hingeführt zu werden? Das Wunderbare (wir haben kein andres Wort dafür), das rings den Kosmos durchflutet, das lernen wir in den Bühlerschen Werken kennen, sehen es in immer neuem Licht. Er stand voll heiliger Ehrfurcht lauschend am Strom der Ewigkeit, er stieg mit nimmermüden Schritten zu den Bergen der Weltweisheit und Forschung empor, er folgte mit tiefem Blick dem Wachsen und Werden alles Lebens auf Erden bis hinab in die Wunderwelt der Unterwasserflora und des Gesteins. Er ließ das Flügelwesen in uns — Phantasie genannt — weit seine königlichen Schwingen entfalten zu freiem Flug.

Deutsch bis ins Mark, ging er allen Geheimnissen nach; das Mikroskop half ihm, die kleinsten Wundergebilde der Schöpfung zu erkennen in ihren seltsamen Formen und Farben. Die Sternenwelt der Sommernacht am Sponeck, seinem Heimatsitz, sang ihm Hymnen, die sein Pinsel oder die Radiernadel in feierlichen Klängen zu den Menschen trug. Seine Welt ist

hinter und über dieser. Er blickt durch das Sichtbare ins Reich des Geistigen, Seelischen. Seine Werke sind Offenbarungen aus diesem Reich.

Ob er Blumen in Dürerscher Gründlichkeit der Zeichnung und lebendigster Farbenfreudigkeit zum Strauß oder Kranz formt — viele seiner Bilder umschließt solch ein wundersamer Kranz —, ob er das Seelenleben der Pflanze in seiner tiefdeutschen Art zur Darstellung bringt (»Nanna«), ob er die Wunderwelt unter dem Wasser, die man, über den Altrhein rudernd, märchenhaft aufsteigen sieht, oder den Himmel mit dem feinen Gewölk, durch das der Mond hindurchleuchtet, malt, immer hält dieser Meister unsre Seele gefangen, füllt sie mit Freude und Jubel und mit scheuer Ehrfurcht.

Wer aus der Gegenwartswelt, über der undurchdringlich dunkle Wolken liegen, vor die Bilder Bühlers tritt, der fühlt sich durchströmt von lebenspendenden Kräften. Du kommst aus Mißklang — hier singt dir ein Großer, ein gottbegnadeter Meister das Lebenslied in immer neuer, gesteigerter Tongewalt. Graue Alltagsgassen versinken, die enge Welt bleibt hinter dir, du aber wandelst an der Hand dieses geistigen Führers durch die weite Gotteswelt, durch Menschheit und Natur, hörst die Mächte des Bösen und des Guten, die »am sausenden Webstuhl der Zeit« sitzen, in gewaltigen und in fein ziselierten Werken zu dir reden. Den Gotteszweck der Schöpfung lernst du verstehen.

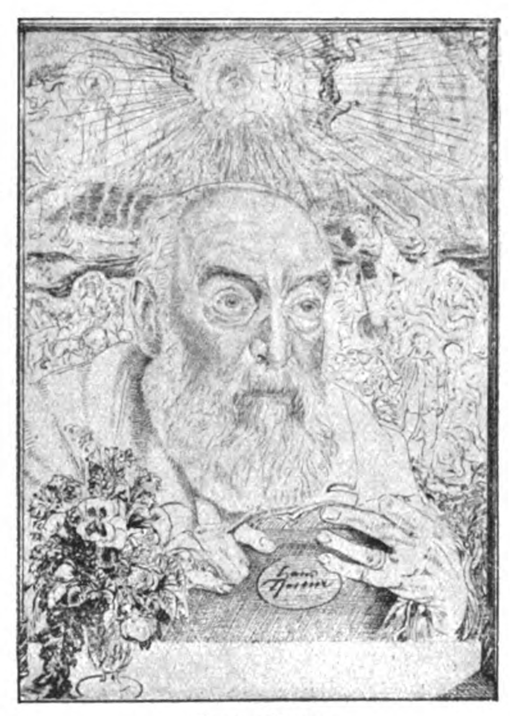


Pietà (Majolika)



Das Menschenpaar

In der letzten Kunstausstellung in Karlsruhe hing eins der größten Werke des Meisters: »Das Menschenpaar«. Dem Dichter und Musiker muß dies Werk innere Saiten zum Tönen bringen. Hörst du den seltsamen Kinderreigen um das hochragende Elternpaar wandeln? Über blumigen Frühlingsgrund schreiten sie, aber das Gespenst des Todes im Flügelgewand schreitet mit, und die Blumen welken, wo sein Fuß sie berührt. Mitleidlos zerrt er das widerstrebende Kind mit, während er seine Hand von dem blühenden Knaben auf der andern Seite zurückzieht; ihn will er nicht berühren, der so vertrauensvoll zu den Eltern aufschaut. Eine Blumenkette schlingt sich um die kleine Schar, in der auch der treue Hund mitwandert und Spukgestalten abwehrt. Aber das Menschenpaar! In hingebender Ruhe lehnt sich das Weib an den sie schützend umschließen-



Hans Thoma

den Mann, dessen rechte Hand in edler, ergreifender Geste auf das bittere Rätsel »Tod« unter sich weist, während sein nach oben gerichtetes Antlitz den Lenker aller Menschenschicksale zu fragen scheint: Warum?

Ebenso vertieft in Ausdruck und Ausführung ist das große Werk »Die Familie«. Hier ragt aus Wasserwogen, vom siebenfarbigen Bogen Gottes überwölbt, aus denen sich ein Menschengewimmel, der Sintflut entfliehend, hebt, das Eiland der Familie, das teuerste Gut, der sicherste Hort in Not und Schicksalstoben. Wie hier die Gruppen der Familie verteilt sind: als Krönung das Elternpaar, Gesicht an Gesicht, so das männliche und weibliche Wesen in Form und Ausdruck charakterisierend, wie hier, was das heilige Wort »Familie« ausspricht, in den drei Kindern dargestellt wurde, dem sich an den Vater schmiegenden, mit ernsten großen Augen ins unbekannte Leben blickenden Mägdlein, dem nach den ziehenden Wolken blickenden Buben und dem sorglos in nackter Lieblichkeit neben dem Vater ruhenden Jüngsten, das die Hand der Großmutter hält — das ist alles, auch in der symbolischen Deutung der Farben, meisterlich dargestellt. Das Elternpaar des Künstlers (zwei überaus ausdrucksvolle sprechende Gesichter) ist links, mehr abseits dargestellt, von der Familiengruppe abgewandt. Der Vater, das Johannesevangelium aufgeschlagen in der Hand — höchst sinnig legt der Sohn ihm die Kornähre in das Buch als Zeichen seines einstigen Berufes —, die Mutter in gefalteten Händen ihr Lieblingsblümlein haltend. Alles dies sind urdeutsche seelische Ausdrücke des Innersten, in großer Meisterschaft dargestellt. Als ich dies Bild zum erstenmal im Atelier des Meisters sah, da ward es kirchenstill in mir; ich fühlte die unaussprechliche Macht des göttlichen Schöpfertums.

Soll ich noch erzählen von dem Legendenbild der Freiburger Galerie »Die Königskinder im Preisgrau«, einem in gotischer Gliederung aufgebauten Werk, dessen Mittelbild die auf weißen bekränzten Pferden reitenden Königskinder »Die Harlungen« darstellen? In einem dieser Reiter hat sich der Künstler selbst gemalt. Die das Mittelbild umgebenden sechs Randbilder sind gedanklich wie malerisch fein und eigenartig. Vier davon stellen Mittag, Abend, Nacht und Morgen dar. Wie meisterlich sind auch die kleinen Eckbilder! Links unter der Gestalt des im klaren kühlen Wasser badenden Mannes (Abend) hat Bühler die Widerspiegelung von Menschenantlitz und Natur im Wasserspiegel gemalt, während rechts neben dem Bild der Nacht, auf dem das Totengerippe in schlafender Stellung in blumigem Grunde ruht, ein Vogelnest mit Jungen als Hinweis auf das

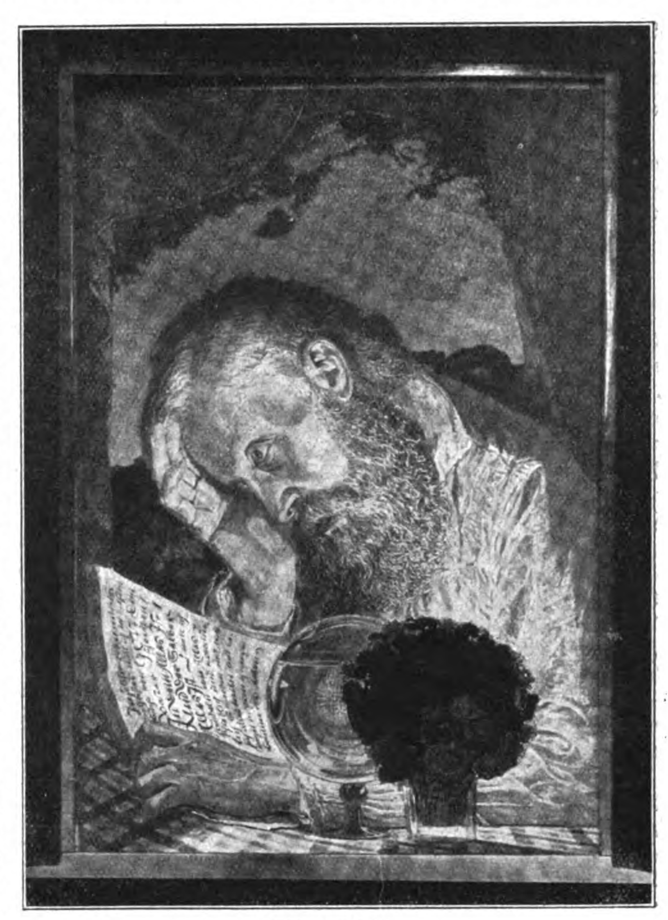


Ernst Haeckel

kommende neue Leben im Grase versteckt liegt. Darüber hebt sich der »Morgen« in Gestalt eines froh der Sonne zugewandten Menschenkindes.

Die Unterschrift des Bildes, die, in Metall geprägt, von der Welt- und Lebensauffassung Bühlers beredtes Zeugnis ablegt — Bühler ist auch Dichter —, gibt uns die geistige Ausbeutung der alten Sage von den Harlungen. Sie preist den edlen Geist, der Menschen zu »Brüdern« macht, wo immer sie zum Heil der Menschen ewige Schätze hüten und pflegen, wie hier die Brüder im Breisgau. Und der Künstler gibt uns ein Selbstbildnis seines Geistes und Wesens, wenn er sagt:

»Lehrt sie vertrauen den offenen Sinnen, den nimmer trüglichen. Wo sie betrachten die Dinge mit Andacht als heilige Wunder, als Werke der Hände des ewigen Vaters. Und lehret sie ahnen mit heiligen Schauern das Walten des Vaters auf unendlichen Wegen, die wohltätig verschlossen den endlichen Sinnen. Nicht gibt es ein Sterben, das nicht ein Gebären. Nicht gibt es ein Kämpfen und schmerzvolles Leiden, das nicht ein Erstarken für kommenden Kampf und höheres Leben.«



Jakob Böhme

In die Reihe der tiefinnerlichen Seelengemälde gehört auch das Bildnis Jakob Böhmes, des deutschen Mystikers, ein Bild, dessen Farbensprache allein das Kunstwerk zu einem einzigartigen stempelt. Der tiefblaue nächtliche Sternhimmel, der rötliche Vorhang am offenen Fenster, der lichtgrüne Kittel des Schusterphilosophen, der dunkle Immortellenstrauß vor der belichteten Glaskugel, die das Licht auf die aufgeschlagene Bibel vor dem grübelnden Manne wirft, der, den Kopf in die Hand gestützt, dem Gelesenen nachsinnt — wie fein ist die Lichtwirkung auf Buch und Gesicht hier wiedergegeben! —, das alles redet in gewaltiger deutscher Zunge zu uns.

Noch ein Wort über das Selbstbildnis Bühlers, das den Meister im Waffenrock des Krieges zeigt, ein Brustbild auf Goldgrund gemalt. Der seelische Ausdruck des Gesichts hält den Schauenden ganz im Bann. Die düsteren Vögel, die groß und drohend im Gezweig des Hintergrundes sitzen, deuten auf die dunkle, schwere Zeit, in der das Bild entstand. Wie Abendsonnengold schimmert der metallische Grund durch die Bäume. Wie ragt der ernste Kopf, mit tiefforschenden, gleichsam lauschenden Augen in dies Gold! Mit welch feinem Fühlen halten die Hände die zarten weißen Blüten vor den dunklen Waffenrock! Ist es nicht, als ob die Blüte sagen wollte: Es gibt in all dem Graus und Kampf und Dunkel lichte Gottesboten, die mit heller Farbe und feinem Duft uns eine andre Welt neben der bitteren harten erschließen wollen? Wer von diesem Bild nicht erschüttert weggeht, tief durchdrungen von der Geisteswelt rings um uns, der wird die Sprache Bühlers nie verstehen.

Bühlers Sponecklandschaften erschließen sich rascher unserm Blick. In allen Tönen singt er hier sein Heimatlied. Er schildert alle Jahreszeiten in dem weltfernen »Eiland«, läßt seine Kinder im schlanken, weißen, blumengeschmückten Sponeckboot vor uns übers geheimnisvolle Wasser gleiten, zeigt uns die Burg-

ruine in nächtlichem Zauber und unter blauem Himmel ragend, und die eigentümliche Färbung der Kaiserstuhlhöhen reizt seine Phantasie zu märchenhaften Schilderungen.

Religiöse Motive verwendete Bühler in einigen früheren und späteren Bildern. »Hiob mit den drei Freunden« in Tempera gemalt — ergänzend wirkt hier die Landschaft, die im Halbbogen das Bild überwölbt: der Mensch, die über dem Meer aufgehende Sonne, das göttliche Walten in der Natur anbetend.

Der Bühlersche »Christus« in der Berliner Nationalgalerie zeigt eine uns zunächst fremd erscheinende Auffassung. Ein völliger Bruch mit der überlieferten Darstellung. Christus ist als Sämann dargestellt, der sitzend die Samenkörner im Schoß hält. Die Ähnlichkeit mit dem »Prometheus« tritt hervor. Der tiefe Ernst, die herbe, wuchtende Größe dieses Gottgesandten, das Mitleid und die erbarmende Liebe, die aus diesem Christuskopf sprechen, geben dem Bild Weihe und inneren Wert.



Gott schuf den Menschen sich zum Bilde (Die Schöpfung)

Besonders erwähnt sei auch noch das Gemälde »Nanna«. Wohl angeregt durch Fechners Schrift »Nanna, das Seelenleben der Pflanzen«, schildert Bühler hier in wohl noch nirgends so dargestellten Formen und Ausdrücken, das Erwachen der vom Licht geküßten Blüte. Ein Klingen und Singen entströmt diesem wundersamen, in der Farbenwirkung einzig dastehenden Bild. Wie aus einer Lichtgloriole die Strahlen auf das Blumenwunder herabfallen, wie die in Menschengestalt sich aus den Blättern lösende Blüte Gesicht und Arme in betender und dankender Geste emporhebt zum Lichtspender, dem sie ihr Leben verdankt — das ist selbst fast ein Wunder der Darstellungskunst.

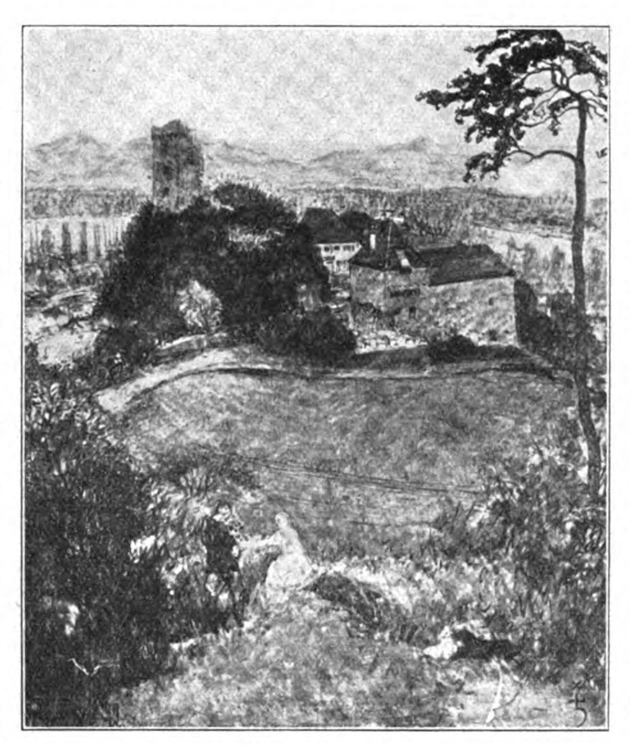
Um dem Meister auf verborgenen Wegen zu folgen, muß man ein Bild wie die »Perle« gesehen haben. Diese schimmert aus Wassertiefen auf, der Maler enthüllt mit zarter und doch gewaltiger Hand ihre Schönheit. Wie überaus meisterlich sind hier die Moose, Algen und andre Wasserpflanzen unter dem Rheinspiegel gemalt! Märchenschön wie Säulenhallen eines unterirdischen Domes, so liegen diese »Wunder der Tiefe« vor unsern erstaunten Blicken. Wundersame Märchen singt des Künstlers Pinsel. Traumland taucht auf mit tausendfältigem ungeahntem Leben.

Wie tief die Not Deutschlands Bühlers Seele berührte, deutet manches seiner Bilder, u. a. »Mutter Deutschland«. Wir sehen auf der Schwelle einer gotischen Kirche, in die wir tief bis ins Allerheiligste hineinblicken, eine bekümmerte Frau sitzen, an die sich ein blondes schlafendes Kind schmiegt. Ernst und in düsterem Sinnen kauert das Weib vor der Pforte, welke Herbstblätter weht der Wind über sie hinweg. Sorglos schläft das Kind. Schlief es vor Hunger ein? Neben ihm nagt und wühlt ein Riesentier gleich einer Ratte. Unheimlich nah tritt es fast auf die Füße der Sitzenden, den Schwanz drohend emporgereckt, die Augen lauernd und funkelnd. Wehe dir, Deutschland! Ruhig schläft das Kind. Offen steht das Gotteshaus. Aus dem dunklen Chor schimmert das bunte gotische Glasfenster in der Tiefe.

Die Menschen, die Bühler malt oder in Plastik uns darstellt, sind nicht »schön« im landläufigen Sinne dieses Wortes, ja, sie sind oft herb, schwer und von derbem Körperbau. Menschen aus dem Volk, Menschen der Arbeit, der

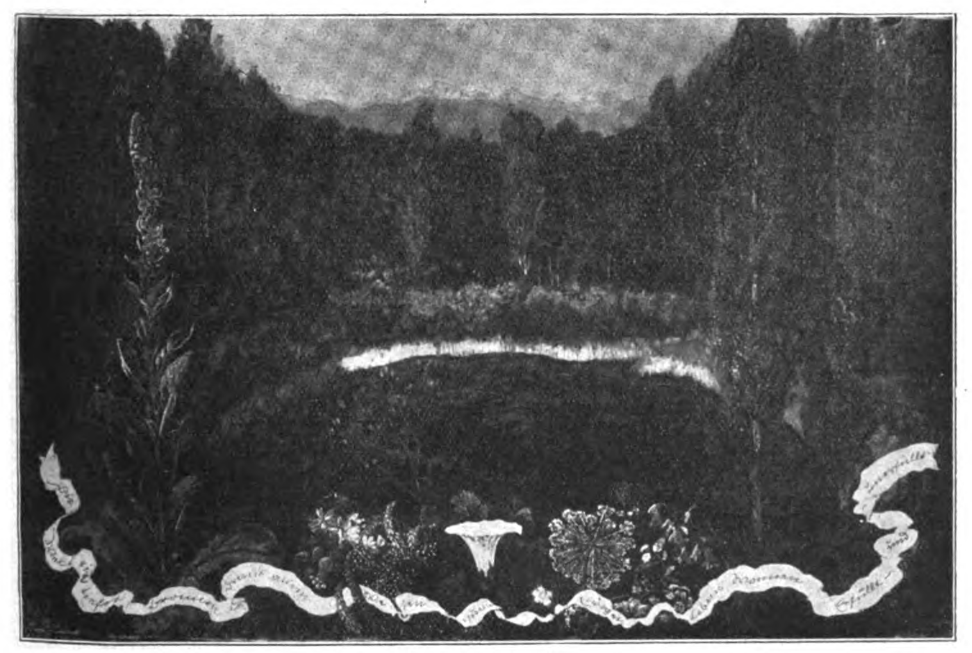
oft harten Arbeit. Aber wie weiß er diese Körper zu durchseelen!

Die Technik des Künstlers in ihrem bis aufs Höchste gesteigerten Können zu besprechen, das bleibe den »Zünftlern« überlassen. Ist es nicht am schönsten, wenn eine Kunst so zu unsrer Seele spricht, daß man die Technik darüber ganz vergißt? Und versteht man ein Kunstwerk besser, wenn uns seine Technik, der komplizierte Apparat, den der Künstler handhaben muß, bis ins kleinste erklärt wird? Technik ist doch nur Mittel zum Zweck. Soll man das Mittel bestaunen, wenn der Zweck ein solch idealer ist?



Burg Sponeck

Bühler führt uns über das sichtbar Geschaute hin zum Höheren, zu dem Geistigen, das hinter allem Sichtbaren in Natur und Menschenleben ruht. Seine Graphik birgt eine Fülle wertvoller, geisterfüllter Werke. Als das »Nachtigallenlied«, ein Radierzyklus zwölf im Kriege entstandener Blätter, zum erstenmal im Kunstverein ausgestellt war, stand Hans Thoma neben mir vor den Blättern und sagte: »Nur ein Bühler konnte es wagen, solche Gedankengänge und inneren Geschehnisse auf diese Art darzustellen; es gehört ein ungeheures meisterliches Können dazu.«



Der Sponeckwald

Es sind Blätter, deren Reichtum sich nur dem erschließen, der sie zu Hause in stiller Stunde langsam und in sich gesammelt schaut. Ebenso Bühlers Zyklus »Die Schöpfung«, zu dem Dantes Göttliche Komödie ihm manche Anregung gegeben hat. Bühlers naturwissenschaftliche Studien, sein religiöses Innenleben und seine fast möchte man sagen hellseherische Kraft lassen in der »Schöpfung« Blätter entstehen, die dem, der ihm hier auf seinen Forscherpfaden folgen kann, eine Fülle innerlicher Güter offenbaren.

Auch seine Radierung von Ernst Haeckel weicht völlig von der Tradition ab. Das Blatt zeigt nur das durchgeistete Antlitz inmitten der Welt, die Haeckel durchforschte, der Tiefsee, über der Bühler aber noch die Sternenwelt aufgehen läßt. Nichts erinnert bei diesem Kopf an Materie — völlig losgelöst davon blickt uns das Geistwesen Haeckels daraus an.

Man könnte über die Bühlersche Schwarzweißkunst lange Aufsätze schreiben und würde sie doch nicht erschöpfen, denn das Große, Ungewohnte, das Bühler z. B. in den Blättern der »Schöpfung« und in einigen des »Nachtigallenliedes« zu sehen gibt, läßt sich mehr fühlen als sagen. Es bringt überall in die metaphysische Welt ein.

Wie Bühler selbst von seiner Kunstauffassung und seinen geschauten Zielen zu seinen Schülern spricht, davon gibt ein Auszug aus einem Brief an die Schüler deutlich Kunde. Er schreibt: »Zwei Ströme sind es, die zusammenfließen wollen. Zwei Wurzeln wollen die Kräfte einem Stamm zuführen, der erst seine Krone entfalten und eins werden soll. Der eine — der Stoff, aus dem geformt und gebaut werden soll —, der andre das Bildungsgesetz, nach dem geformt und gebildet werden wird. Das sind die zwei Ströme, die zwei Wurzeln, die zu einem zusammenfließen wollen. Der eine der Stil und der andre die große Welt ...

Alles aber wird umfaßt von der großen Gebärerin Natur. Nicht nur Wald und Flur, Berg und Bach, Wolken und Winde — auch jeder Gedanke in euch, alle Kunst und Philosophie wachsen, leben und weben in gleicher Weise am Herzen der großen Mutter. Und umgekehrt ist nicht nur euer Gedanke ein Geistiges, sondern jedwedes Ding, das euren Sinnen erscheint ...

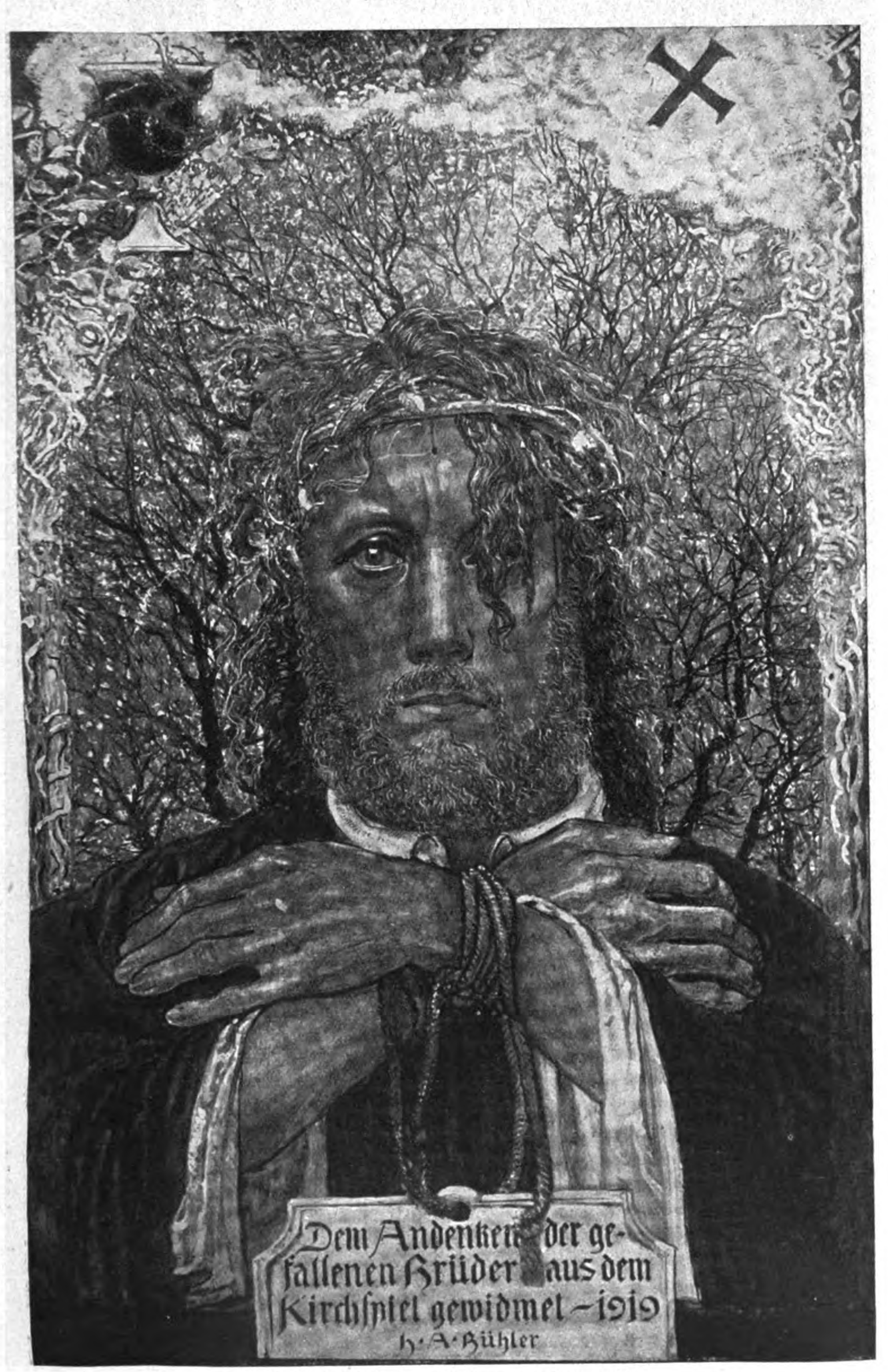
Die größte Bedeutung hat diese Erkenntnis für die Malerei. Diese Weltanschauung ist die malerische, und das Zeitalter, in dem sie herrscht, das sie hegen und erfüllen wird, ist das Zeitalter der Malerei.

Das Gestaltete als Erscheinung eines Seelischen, eines Geistigen, Form und Farbe als Mittel der Offenbarung geistiger, also bisher übersinnlicher Wesen — diese Auffassung stellt plötzlich Forderungen an die Malerei, wie noch in keiner vorhergehenden Zeit Forderungen an sie gestellt wurden. Der lichte Sinn des Auges bekommt jetzt eine unendlich höhere Bedeutung. Die Welt, wie sie vom Auge erfaßt wird, ist ja nicht mehr der trügerische Schein, es sind ja nicht mehr die zufälligen Formen irgendeiner zufällig beleuchteten Oberfläche als Objekt einer impressionistischen Malerei, es ist ja nicht mehr die Fassung und Aufteilung der Teppichfläche einer expressionistischen Malerei mit einem primitiven Ornament — sondern es ist das Wiedergestalten eines erschütternden Erlebnisses. Ein Geistwesen offenbart sich in seinen Beziehungen zur Welt dem Sinne des Auges und will als solches mit allen bedeutungsvollen Beziehungen gestaltet sein.

Eine Blume ist nicht mehr ein farbiger Fleck, ein Tier nicht mehr nur ein Mittel des formalen Aufbaues — ein Lichtalf oder ein Schwarzalf oder irgendeine geistige Bedeutung spricht aus jedem Ding. — Himmel, Höllen, Fegefeuer und Paradiese erschließen sich und zeigen einen phantastischen Reichtum ohnegleichen an Form und Farbe: jene als Engel und Teufel, beflügelten oder beschwänzten und gehörnten Menschengestalten sind Unmöglichkeiten für den, der diese Wendung begriffen hat: ebenso jede Art von Idealtypen von der griechischen bis zur expressionistischen Sorte. Mit der furchtbaren Eindringlichkeit des faßbar Wirklichen werden Engel, Teufel und jede Art von Wesen aus den Augen der Kreatur wie lieblicher Sonnenschein oder wie Donner Gottes oder wie Teufelsspuk reden. Da ist alles Zufällige ausgeschaltet; jede leise Biegung der Form, jede leichte Brechung im Spiel der Farbe spricht mit strenger Gesetzmäßigkeit seelische Dinge aus, die nicht nur augenblickliche Geltung haben, sondern in weiten Zeiträumen vorausgegründet sind und in endlose Fernen weiterwirken wollen.

Und als Zeichen eines im einzelnen erfüllten Ganzen stellt diese Malerei eine Farbigkeit in ihren Dienst, die die neue Lehre vom farbigen Gesetz als Farbharmonielehre und Farbsymbolik befolgt. — Farbfolgen in strenger Harmonik wie die Tonfolgen Bachscher Fugen erheben das Kunstwerk zum Symbol des reinen Klanges höchster Einheit.«

Dies sind Worte eines deutschen Meisters, der hinausblickt in schaffensreiche Zukunft, zu ungeahnten Möglichkeiten immer aufwärts strebend. Das deutsche Volk möge durch seine reine Kunst zu echter deutscher Vertiefung geführt werden, die so dringend not tut in einer Zeit, wo alles zu veräußerlichen droht, und zu idealen Gütern, die uns allein helfen werden zur Gesundung und Wiederaufrichtung starker deutscher Kraft.

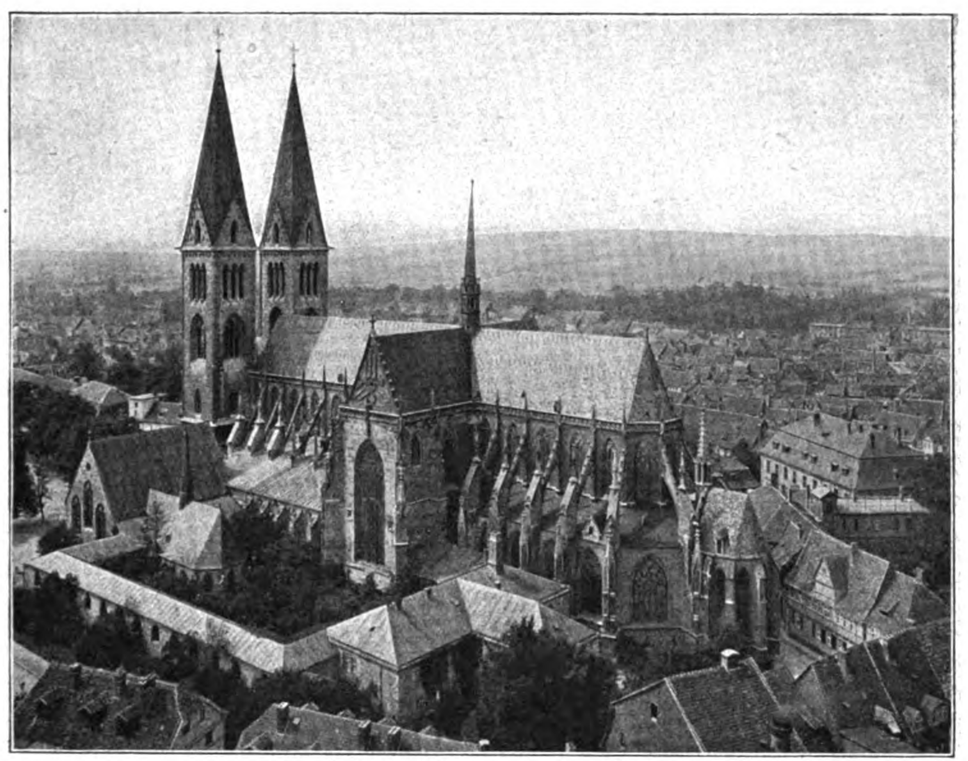



Kriegstafel in der Kirche zu Steinen i. W.

# Nach dem Feste

Lächelnd nicken die Gäste sich zu, vielsagenden Blickes,
Die zum Plaudern gesellt sitzen in meinem Gemach,
Schauen verwundert auf mich bald, bald auch hinüber zum Schreibtisch,
Bald dann wieder zurück stummer Frage zu mir.
Aber ich rede gelassen und froh von anderen Dingen,
Rede vom Schlittschuhlauf oder vom letzten Konzert.
Freilich, das geb' ich zu: der Anblick erreget die Neugier,
Seltsam hab' ich fürwahr heute geschmückt meinen Platz:
Dort, wo über der Platte das Schrankgehäuse von Nußbaum
Dunkelgemasert rot, glatt wie ein Spiegel erglänzt,
Wo auf dem Borde schon edel und fein das köstliche kleine
Griechische Bildwerk lehnt, gleich einer Wange gewölbt
(Aphroditen zeigt es, der Liebe Göttin, mit Eros,
Wie sie den Knaben umfängt lässig zärtlicher Hand
Und in leiser Gebärde vom Antlitz sich hebet den Schleier —
Teuer ist mir das Stück, lieben Freundes Geschenk!),
Dort steht, beinah unglaublich, ein Paar der zierlichsten Halbschuh',
Reizend geschwungenen Bau's, Leder mattschimmernd wie Samt,
Wie sie den Mädchen, den Frauen dienen an zuckenden Füßchen,
Wenn in lichtem Gewand heiter sie treten zum Tanz.
Jetzt zwar wollen die beiden durchaus ihr Wesen verleugnen,
Starren vom Absatz streng, atmen und rühren sich nicht.
Aber ich weiß, sie sind lebendig, sie kichern im stillen,
Trotzig und schalkhaft vor mir, stellen sie sich nur tot.
Hab' ich doch gestern erfahren erst, wie lustig sie schleifen,
Hat mich ihr schelmisches Spiel lange doch heimlich entzückt,
Als das liebliche Mädchen sie trug, das schlank mir im Arme
Übermütigen Schritts tanzte durch festlichen Saal.
Doch sie wollen mich jetzt erschrecken, sie zürnen mir beide,
Weil ich mit listigem Griff sie ihrer Herrin entführt.
Denn zuletzt, als spät in der Nacht nach vielen durchlachten
Wirbelnden Stunden sie ging, wonnig in Pelze gehüllt,
Hab' ich ihr ganz allein, schon war nicht fern mehr der Morgen,
Durch den herrlichen Schnee heimwärts gegeben Geleit,
Und, auf daß vor der kalten Luft die Händchen im Mantel
Tief sich verbürgen und warm, ihr getragen den Schirm
Und die Tasche von Leder, vor allem aber die Tanzschuh',
Denn für die Straße zu zart, wurden sie sorglich verpackt.
Vor der Türe dann endlich, beim fröhlich geflüsterten Abschied,
Gab ich die leichte Last feierlich ihr zurück —
Nur das schlafende Pärchen, die Schuhe, verbarg ich ihr künstlich,
Sie aber, schlüpfend ins Haus, merkte keinen Betrug.
Also hab' ich in Herberg und Haft genommen die Anmut
Und mir die Augen, ich fühl's, selber in Zauber gebannt.
Ja, nun lern' ich die Sitte verstehn barbarischer Völker,
Preise schon, was ich doch erst kürzlich mit Schaudern fast las:
Daß aus den Schuhen der schönsten Frau'n die Männer des Krieges
Jubelnd tranken den Rausch wie aus Bechern von Gold.
Wahrlich, es könnten verführen auch mich so schmucke Gebilde,
Ernsthaft wär' die Gefahr, hätt' ich im Keller nur Wein!
Oder tät' ich es nicht? Die Füße möcht' ich nicht kränken,
Wenn das geraubte Gut morgen sie heischen zurück,
Wenn die Tänzerin kommt, nicht lange ja kann es mehr währen,
Und mit geheucheltem Zorn drohend den Finger erhebt.

Hans Steckner



Der Halberstädter Dom von Südosten

# Der Hüter des Domes

## Ein Erinnerungsbild von Walther Nithack-Stahn

Dunkel verworren, aber voll Sehnsuchtsgewalt, ein erstarrtes Gebet, steigt der Dom in den nächtlichen Himmel. Aus Steinen gewachsen, deren einer den andern stützt, ihm nah und näher zu kommen. Überhoch, wie ein zwiefacher Jubelakkord schießen, alles überbietend, die Zwillingstürme auf und suchen die Sterne.

In den Schatten des Steinriesen gedrückt, drängen sich der niederen Häuslein gewundene Gassen, glimmende Lichterreihen, kleinmenschliches Gesumm und Geschwirr. Denn die in der Tiefe dort hausen, haben noch andre Sorgen als die um das ewige Heil. Sie leben ihr kurzes Ameisenleben ungefähr so, wie sie es seit dem halben Jahrtausend getan, da der Dom auf sie herabsieht. So gewöhnt sind sie an die ragende Felsklippe, um die ihr vergängliches Wesen strudelt, daß sie sich mit der Zeit immer weniger um sie kümmerten. Zwar einstmals, als noch Priester in goldschweren Gewändern vor dem Hochaltar standen, als jener hochberühmte Bischof durch sein Land ritt, von dem die Kinder noch heute singen, wenn auf den Jahrmärkten der kleine tönerne Eselreiter als Spielzeug verkauft wird — damals herrschte der Glaube noch über das Volk, die Pforten des Domes standen offen von früh bis spät, und der Betenden war kein Ende.

Heute sind die Portale alltags geschlossen. Der Dom ist zur »Sehenswürdigkeit« geworden, die der Fremde auf der Durchreise zum nahen Gebirge pflichtschuldig besucht. Mit gewichtiger Amtsmiene schließt der Herr Küster die altersgrauen Hallen auf und erläutert in eingelernter Rede das ehrwürdige Denkmal. Öffnet die Glasschränke mit den verblichenen Meßkleidern, zeigt die Schädel und Splitter, vor denen man weiland kniete. Und die Besucher lächeln.

Ja, der Dom ist alt geworden. Die Türme sind von Gerüsten umgittert. Man muß ihre Spitzen abtragen, weil die verwitterten Grundmauern die Last nicht mehr halten; neue, leichtere müssen aufgesetzt werden.

Nacht ist's, und die Sterne wandern unmerklich langsam über die zwei Kreuzblumen hin, die bald da oben abgepflückt werden sollen ... Da rasselt es im Glockenstuhl, wie wenn ein müder Greis Atem holt, und plötzlich dröhnt Osanna, die größte der alten ehernen Schwestern, ihren dumpfen Schlag neunmal über die Stadt. Dann hebt sie an zu schwingen und läutet. Die brun-

ten hören's, wie man das Altgewohnte mit halbem Ohr hört; die Straßenbahn, vor der das müde Pferdchen trabt, klingelt weiter; im Wirtshause bestellt sich der Stammgast ein neues Glas; dort schickt eine Mutter die kleinen Kinder ins Bett ...

Nur in einem Hause der Stadt hat sich ein Fenster geöffnet, um die schwingenden Töne einzulassen. Es liegt dicht unter dem Dome, aber nicht an dem weiten Platze. Man muß einen scheunenartigen Vorbau durchschreiten, einen Torweg, der sich knarrend öffnet, durch ein niederfallendes Steingewicht zugeschlagen. Dann geht es durch einen altfränkischen Garten mit Obstbäumen zu dem Fachwerkbau, wie all die alten Häuschen der Stadt sind. Dort im oberen Stockwerk steht am offenen Fenster ein großer hagerer Mann im schwarzen, hochgeschlossenen Rock mit gefalteten Händen und bewegt die graubärtigen Lippen, bis seine Freundin Osanna ausgesungen hat. Danach setzt er sich wieder an den Schreibtisch, der mit Niederschriften zettelweise bedeckt ist, und die Feder formt Verse:

Wenn überm Schauen dieser Erden
Die Sonnenstrahlen müde werden,
Und wenn nach tausend schweren Schlägen
Die Hämmer in der Brust sich legen:

Dann kommen hoch am Himmelsbogen
Die kleinen Sterne aufgezogen,
Dann schlägt das Lied bei stillen Kerzen
Die klaren Augen auf im Herzen.

Mühsam schreibt er schieflinige Zeilen, denn die Leibesaugen sind fast erloschen. Aber noch umkreist die wache Seele des Greises den königlichen Bau da drüben, der ihm anvertraut ist, und die Menschenherde, die ihn umwohnt. Er ist der Hüter des Domes.

Vierzig Jahre sind es, daß er zu diesem Amte berufen wurde. Einst hatte ihm ein andres vorgeschwebt: Rechtsgelehrsamkeit sollte es sein, ein Richter der Menschen wollte er werden. Aber den stürmischen Jüngling, der vom Quell der Romantik getrunken, fesselte das Verstandeswissen nicht.

Die Wünsche jagt er wie die Strahlenrosse
Hyperions mit Jubel vor sich hin,
Im Köcher rasseln seines Muts Geschosse,
Die Locken fliegen und die Augen sprühn,
Die Sterne faßt er bei den goldnen Haaren,
Er selber schleudert in die Bahn Gefahren.

Da türmt die Welt und ihre blöde Sitte
In bleichem Schrecken Wolkenberge auf.
Was kümmert's ihn? Es flügelt seinen Lauf,
Und ob es donnert unter seinem Tritte,
Die scheuen Rosse peitscht er durch die Mitte!

Den Klugen neid' ich nimmer das Gelingen,
Wenn's auch mir selber unerreichbar ist,
Ich hasse Vorsicht und erlaubte List;
Gerade Wege und gerade Klingen,
Die lieb' ich mir, das Ringen und das Springen.

Dich werd' ich ewig dreimal glücklich preisen,
Dich, Phöbus' echten Sohn, o Phaeton!
Du herrschtest einmal in des Himmels Kreisen,
Du rangest einmal um den höchsten Lohn!
Du stürztest tief — doch hast du es genossen!
Du fuhrest einmal mit den Sonnenrossen!

So herrlich war ihm seine Jugend, daß er zuzeiten sie nicht überleben mochte:

Laß mich sterben, laß mich sterben,
Großer Gott, wenn achtzehn Lenze
Mir noch rot die Wangen färben,
Zwischen Kränze noch und Tänze
Laß die scharfe Sichel fallen
Und die Totenglocke schallen.
Dann mit Rosen, rot und weißen,
Wird mein Sarg wohl ausgeschlagen
Und mein junger Leib mit heißen
Tränen in die Gruft getragen ...

Was Wunder, daß der junge Referendar seinem Studium fremd blieb!

Da liegt ihr armen Lieder,
Kalt, ohne Leben und Ton:
Dornröschen, ehe sie küßte
Ins Leben der Königssohn ...

Oh, wollte ein Mädchen euch finden
Und nähme euch mit nach Haus
Und sänge, was sie gefunden,
Aus ihrem Herzen heraus! ...

Im Staube muß ich verwelken,
Es fault am Ufer der Kahn,
Verzweifelnd starren die Augen
Das Preußische Landrecht an.

Auch der Humanismus, zu dem die alte Klosterschule ihn erzogen, genügte dem Stolzen nicht, der nur von den letzten Urgewalten überwunden sein wollte. Zwar »schwarze Zweifel schnüren den Geist zusammen«, aber er wirft sich jener Herzenstheologie in die Arme, die seinerzeit die der Vernunft ablöste, und erlebt — ähnlich dem Altersgenossen Bismarck — eine Bekehrung. Nun, da sein Gefühlsleben dauernd zu überirdischen Höhen aufsteigt, verengt es sich zugleich. Aus dem weltlichen Schwärmer ist ein Psalmist geworden; nur daß auch vaterländische Geschichte bisweilen seine Harfe tönen ließ. Dazu Lust und Leid in der kleinen Welt des eignen Hauses.

Eine Merkwürdigkeit der Stadt ist dieses Haus, dessen Gebälk sich unter der Last der Jahrhunderte krumm gebogen hat. Wer kennt es nicht und seinen Bewohner — aber wer kennt ihn wirklich? Wunderliche Geschichten erzählt man von ihm. In seinem Garten wachsen andre Blumen, als man sie sonstwo findet: Kaiser-



Hans Adolf Bühler: Die Herlinge

kronen, Balsaminen, Jehovablümchen, Fliegende Herzen, Arons Pilgerstab und Venuswagen. Der alte Nußbaum vor der Eingangstür heißt Abraham, die Bank, die unter ihm steht, Eliezer. Im geräumigen Hausflur hängen buntbebänderte Ährenkränze vom letzten Erntefest, auf dem Kaminsims steht unter dem Bilde des Reformators eine schwarze Schultafel, mit Nummern und Bibelzeichen beschrieben: das sind die Gesangbuchverse und Sprüche, die alle Hausbewohner wöchentlich wissen müssen. Denn bei der Morgenandacht prüft der Hausvater die Seinen nach dem Luthergebot: »Ein jeder lern' sein' Lektion ...« und läßt neben Kindern und Gesinde auch die Frau nicht aus.

Anders ist alles in diesem altmodischen Hause als bei andern Leuten. So lebendig webt hier der Geist um die nüchternen Dinge des Alltags, daß selbst die bescheiden ausgestatteten niedrigen Stuben zu Märchen verzaubert sind. Da ist »Die blaue Grotte«, die »Fingalshöhle« und die »Löwengrube«, ein schlichter Vorratsschrank heißt »Grünes Gewölbe«. Wer von außen das Haus betritt, muß diese Familiensprache verstehen.

Und den Familiengeist. Lutherisch ist er, so wie der Stifter des evangelischen Pfarrhauses ihn gemeint. Der Mann ist noch immer der anerkannte Herr über Weib und Kind, der die Verantwortung für fromme Zucht und Sitte trägt. Aber bei aller Enthaltsamkeit in weltlichen Freuden, die dem vorbildlichen Christen ziemt, herrscht keine finstere Weltverachtung, sondern frohe Kindlichkeit, die alle zeitlichen und ewigen Anliegen getrost dem Allsorgenden überläßt. Matthias Claudius hätte von diesem Haus gesungen, Ludwig Richter es gemalt.

Hier regiert die Arbeit. Frühmorgens sieht man den Hausvater im Holzstall hacken und sägen. Dieses »Morgensägen«, wie die Kinder neckend sagen, erhält dem einstigen Korpsstudenten und gewandten Fechter den Körper geschmeidig und ersetzt das Spazierengehen, das er als Müßiggang verschmäht, so sehr die schöne Landschaft umher dazu verlocken mag. Er hält sich zu Hause für die zahllosen Besucher, die seine Seelsorge begehren, es sei denn, daß er amtliche Wege geht. Selten ist das Haus von Gästen leer, und wären es auch arme Bittsteller, die er nach des großen Luthers Beispiel ohne weiteres an seinen Tisch lädt.

Aber hier versteht man auch Feste zu feiern, mit bescheidenen Mitteln, doch mit Geist und Gemüt, Feste, an die kaum ein Mensch sonst denkt. Wer kennt das Erzengelfest oder den Martinstag, wie er in der Dompfarre begangen wird? Hierbei spielen die Kinder die Hauptrolle, mit denen das große Kind in der Mitte sich am besten versteht. Dann wird die Hausdiele zur Bühne, auf dem man dem berühmtesten Martin vor seinem Bilde huldigt mit Reden, bengalischem Licht und Knallerbsen. Dann zündet man Stocklaternen an und zieht im Gänsemarsch durch den Garten, der Hausherr voran, mit dem alten Liede:

> Martin war ein frommer Mann,
> Stecket alle Lichter an,
> Daß er oben sehen kann,
> Was er unten hat getan!

Nun gar Weihnachten. Da erscheint König Herodes in eigner Person, dazu die heiligen drei Könige, die den Bösewicht nach dem Christkind fragen und endlich die Krippe finden. Wie fein hat der Hausvater die heilige Nacht besungen:

> Es blitzt die ganze Mitternacht
> Von goldner Engel Flügelpracht.
> Die Sternchen schreien: Nehmt uns mit!
> Die Engel sagen: Dürfen nit!
>
> Im weichen Grase liegt im Kreis
> Das Lämmervolk wie Schnee so weiß.
> Mit Zottelbart und langem Rock
> Dazwischen mancher Ziegenbock.
>
> Die Hunde von der Schäferei
> Die sitzen alle auch dabei,
> Die Ohren spitz, die Augen glüh,
> Und sagen manchmal Wau dazu.
>
> Nun aber kommen unversehn
> Die Engel auf den Grund zu stehn
> Und machen eine Musika:
> Der liebe heil'ge Christ ist da! ...

Immer legt dieser Verkünder, ob er Alte oder Junge vor sich hat, Wert auf die Anschaulichkeit, des eingedenk, daß alles Übersinnliche uns nur unter sinnenfälligen Zeichen nahekommt.

So auch auf jener Festwiese am Fuße der Berge, wo er alljährlich zu einer großen Volksmenge von hohen und höchsten Dingen zu reden pflegt. Fallsüchtige sind es und Blöde aus nahen Anstalten, die sich dort um ihn scharen, dazu kleines Volk aus den Dörfern. Da steht vor ihnen die ragende Mannesgestalt, an dessen Munde alle mit Spannung hängen.

»Liebe Kinder,« so hebt er an, »ihr seht verwundert auf mich, weil ich so mager bin. Ich will nun sagen, warum. Ich habe die letzten Nächte schlecht geschlafen, denn ich sann vergebens nach, was ich euch Neues erzählen sollte. Denn das Alte, was ich bringe, soll jedes Jahr neu sein. Noch immer grübelnd ging ich durch euren schönen Wald. Plötzlich stockte mein Fuß, auf einem Buchenaste saß ein kohlschwarzer Rabe, der etwas im Schnabel trug — mich deuchte, es war ein Käse. Noch stand ich verhaltenen Atems, als durchs Gebüsch ein Fuchs geschlichen kam ...« Er erzählt nun die bekannte Fabel bis zu dem Punkte, wo der Rabe den Käse fallen läßt. »Da sprang ich zu, der Fuchs

entwischte, und ich hatte — mich dünkt, ich steckte ihn ein ...« Er greift in den schwarzen Rockschoß und zieht zu allgemeinem Erstaunen das Pfand der Eitelkeit vor, an das sich ernste Betrachtungen knüpfen. Ein altes Mütterchen, das offenen Mundes zu seinen Füßen sitzt, schlägt die Hände zusammen: »Wahrhaftig, er hat ihn!« und gibt so der Stimmung aller den Ausdruck.

Ein andres Mal sprach er über die Schöpferweisheit Gottes, der jedem Menschen sein ureignes Wesen zugemessen. Um das klarzumachen, forderte er die Kinder auf, ihre Schuhe auszuziehen und auf einen Haufen zu werfen. Dies geschah mit großer Bereitwilligkeit und Freude. »Nun suche sich jeder seine Schuhe wieder,« sprach der Prediger, »und ihr werdet einsehen, wie gut der Schuhmacher jedem von euch sein Maß bestimmt hat. Wieviel größer ist die Weisheit des Allmächtigen, der einem jeglichen seine eigentümlichen Augen, Ohren und Glieder geschenkt.« — Die schwierige Arbeit des Wiederfindens der Schuhe prägte solchen Gedanken nachdrücklich ein.

Lustiger noch war die Darstellung des göttlichen Segens, der unverdient herabströmt. Das Manna in der Wüste sollte das Beispiel geben. »Siehe, da lag es vor den Kindern Israel rund und klein wie der Reif auf dem Lande ...« Ein Wink des Sprechers nach oben, und aus den Zweigen des großen Baumes über ihm prasselte ein Regen von Bonbons auf die Versammlung nieder. — Dieses Gleichnis leuchtete auch den Blödesten erquicklich ein.

Wie wäre ein Mann solcher Art ohne eigne Kinder zu denken? Lang ist es her, da hatte er ein lautes, fröhliches Haus. Es fiel ihm nicht schwer, wie die Kinder zu werden. Um so bitterer, wenn ihm eins davon genommen wurde. An einer Wand war zwischen lauter kleinen Verwandten- und Freundesbildern ein goldener Stern befestigt, zum Zeichen, daß dies Verstorbene waren.

Von meines Kindes sternbesätem Sarge
Hat meine Hand dich jenes Tags genommen,
Da wir es senkten in die dunkle Arche,
Dahin die Erdensterne alle kommen ...

Aber das Schwerste läßt ein andres Lied ahnen:

Mit Hochzeitslinnen bist du angetan,
Die Myrtenkrone blüht in deinen Haaren,
Von weißen Schleiern laß dich ganz umfahn,
So gehe hin, gefolgt von sel'gen Scharen! ...

Es funkeln, jeder stolz auf seinem Thron,
Die zwölf Apostel wie die Morgensterne,
Gelagert liegt der Engel Legion
Bis in den Duft der tiefsten Himmelsferne ...

Noch einmal hat er sich vermählt; wiederum konnte er sagen: »Keine dünkt mich schöner als die an meiner Hand.« Und seine Töchter, die der Mutter ähnelten, fanden ritterliche Freier. Zwei von ihnen wurden von Offizieren des altberühmten einheimischen Reiterregiments heimgeführt. Nichts konnte und wollte der Vater ihnen mitgeben als seines Hauses geistlichen Segen. Zu größter Schlichtheit hatte er sie erzogen. Man sagte, daß erst, als zunehmende Blindheit sein prüfendes Auge trübte, gewisse unumgängliche Forderungen der Mode in seinem Hause Eingang fanden. Als eine Tochter Hochzeit hielt, verwandelte sich am Vorabend eins der Mädchenzimmer in einen schauerlichen Tanzplatz böser Geister. Hexen umkreisten einen dampfenden Kessel und warfen unter Verwünschungen allerlei Sinnbilder weiblicher Gefallsucht hinein: Spangen, Schleifen, falsche Zöpfe, Modezeitungen und derlei Teufelswerk. — Des andern Tags bewegte sich der stattliche Brautzug aus dem altersgrauen Pfarrhause über den Domplatz in die herrlichen Hallen, hinter dem Brautpaare, nicht unähnlich dem Lohengrinschauspiel, die lange Reihe der Ritter mit ihren blitzenden Helmen. Nach der Trauung ging es unmittelbar aus dem Dom in ein anstoßendes Konfirmandenzimmer zum Festmahle. Denn niemals betrat der Gastgeber ein Wirtshaus, außer wo es auf Reisen unvermeidlich war. Hier im einfachen, mit Fahnen und Girlanden geschmückten Raume war der bürgerliche Tisch gedeckt, wo auch verwöhnte Gäste sich zu anspruchsloser Kost bequemen mußten. Aber gewürzt wurde das Mahl mit ernst-fröhlichen Tischreden des Brautvaters, mit dem Gesang von Volksliedern und eignen Versen.

Eigentümliche Freundschaft verband ihn mit seinen Kürassieren, deren Seelsorger er war. Ein Gerücht will wissen, daß er sie im Gottesdienste angeredet habe: »Liebe berittene Mitchristen!« Wie dem auch sei, das steht fest, daß er sich um ihretwillen beritten machte. Oftmals ritt er in aller Morgenfrühe zum Tor hinaus, ihren Paraden und Felddienstübungen beizuwohnen; denn er wollte an seinen Pfarrkindern nicht nur das Sonntagsgesicht sehen, sie auch in der Alltagsarbeit kennenlernen, um sich völlig in ihre seelische Welt zu versetzen. Da war es denn wohl ein seltsamer Anblick, wenn bei der Heimkehr der Truppen unter Trompetenschmettern und Paukengedröhn neben dem Kommandeur an der Spitze der Dompfarrer ritt im langen Schwarzrock, und mit den noch längeren Beinen fast den Boden streifend — der Straßenjugend zu nicht geringem Ergötzen.

Ein Denkmal hat der geistliche Dichter sich und dem Regimente in seinem Lied von Mars-la-Tour gesetzt, das sich neben dem von Freiligrath wohl behauptet und von den Schulkindern der Stadt gelernt wurde. Da lautet es:

Sein Testament schreibt der Major
Auf seinem Sattelknopf.
Die Reiter biegen weit sich vor
Bis auf den Pferdekopf ...
So geht es drauf. Als Schmettow sie
Zum Sammeln wieder ruft,
Ist stumm des Feindes Batterie
Und Brandenburg hat Luft.
Doch was ist das? In Frankreich hat
Es im August geschneit?
Da liegt die halbe Heimatstadt
Im weißen Waffenkleid ...

Überhaupt hatte der starke Mann Freude an »Eisenhut« und »Allermannsharnisch«, wie er solche Lieder betitelte. Sein deutsches Herz, an Luthermannheit genährt, empfand noch nicht die innere Schwierigkeit, die dem geistlichen Schwertsegner erwächst, wenn ihm der friedestiftende Heiland über allem steht. Und doch war dies Letzte sein Bekenntnis, für das sich sein Leben verzehrte.

Wenn die Glocken zur Andacht riefen, füllte sich der Wald der Pfeiler, die zum schmalen Gewölbe emporstrebten, mit vielem Volke. Denn seine Feierstunden, zu denen er die Gemeinde aufrief, waren wie alles an ihm besonderer Art. Ja, dies war sein Ureigenstes, was, von seiner vergänglichen Erscheinung abgelöst, ihn weit überleben wird. Er auf der Kanzel — das war sonntäglich ein Ereignis. Eigen gestaltete er die Stunde der Anbetung. So am Erntefeste, wo ein voller Erntekranz, mit leuchtenden Feldblumen durchwoben, auf dem Tische des Herrn lag, Schalen voll Früchten daneben. Oder zu Pfingsten, wo ein grüner Flor von Maien den Altar umstand, vor dem machtvollen Bau des Lettners, über dem das riesige Marterbild seine Arme breitete. Am Schlusse dieser Feier des Geistes, die an die stürmische Ergriffenheit der Urgemeinde erinnern sollte, entlud sich die Stimmung in dem Te deum laudamus. Aufbrauste die mächtige Orgel, der Vorsänger stimmte vom Chor herab die ersten Worte ermunternd an, und aus der Kopf an Kopf gedrängten Versammlung stieg der Lobgesang zu dem spitzbogigen Steinhimmel empor. Bei der zweiten Strophe dröhnten die Posaunen der Kürassiere hinein, und bei der dritten setzten die Domglocken mit aufwühlendem Jubel ein.

Schwer war es, daß in einem solchen Raume, in dem Jahrtausende ihre stumme Sprache heiliger Geschichte redeten, ein Einzelner lebendig wurde. Daß hier, wo eine Menschenstimme nur mühsam die drei Schiffe durchdrang, einer beherrschend hervortrat; in einem übermenschlichen Bau, der der unfehlbaren Sachlichkeit des mittelalterlichen Kultus geweiht gewesen, eines Menschen höchst persönliches Wesen die Gemüter ergriff. Und doch war dies der Fall. Die vielen dort zu seinen Füßen kamen nicht um des Domes willen, so stolz sie auf ihn waren; nicht der Gemeinschaft untereinander wegen, die wie überall im Protestantismus schwach gefügt war — sie kamen um seinetwillen. Er predigt — das war das Zauberwort.

Und er schalt sie doch oft. Den Menschen, wie er natürlichermaßen ist, zu loben, auch nur zu schonen, war nicht seine Theologie. Er strafte die Anwesenden, daß sie bisweilen die Winterkälte des unheizbaren Domes scheuten. »Ich habe noch nie gehört,« meinte er, »daß sich jemand in der Kirche eine Krankheit geholt habe. Man holt sie sich draußen in der gefährlichen Welt.« Er strafte die Abwesenden, denen der Glaube unwichtig sei, und zeigte ihnen die Hohlheit ihrer Entschuldigungen aus dem Gleichnis vom großen Abendmahl, das die Gäste unter törichten Vorwänden versäumen. In eindrücklichem Reime zählt er sie auf: »Ackerbau, Ochsenschau, junge Frau.« »Und euch Kirchenflüchtigen«, ruft er aus, »gebe ich dreierlei Namen! Ihr seid entweder Grashüpfer oder Karrenschieber oder Federvieh. Ihr fliegt am Sonntag lieber ins Grüne aus, oder ihr plagt euch am Tage des Herrn mit Arbeit, oder ihr liegt zur Stunde noch in den Betten ...«

Tief prägten sich den Hörern solche Redeweisen ein, wie auch der Schluß einer Predigt über »Augenlust und Fleischeslust und hoffärtiges Leben«, die ihm Anlaß gab, wie er es liebte, gegen die Kleidernarrheit der Frauen zu eifern. Plötzlich kniete er nieder und rief: »Herr Gott, erlöse uns aus diesem Affen- und Papageiengarten!« — So wußte ein ergrauter Mann noch immer die Konfirmationsrede auswendig, die er ihm einst gehalten. Ihr Thema war »Der Kleiderschrank unsers Herrn Jesu Christi«. Er hatte angehoben: »Liebe Kinder, in neuen, schönen Kleidern seid ihr zu diesem Feste erschienen. Viel Sorge und Freude haben sie euch gemacht. Manchen dünken sie wohl die Hauptsache. Aber sie sind nur ein Sinnbild für die Einkleidung, die ihr heute in heiliger Stunde empfangen sollt. Ich will euch einmal den Kleiderschrank unsers Herrn Jesu Christi auftun. Schaut her, was er euch bietet: da ist der Rock der Gerechtigkeit, und dort der Mantel der christlichen Liebe, dazu die Stiefel des Friedens ...« usw.

Eine unvergeßliche Predigt, die noch heute in vieler Munde lebt, war die über »den reichen Mann und den armen Lazarus«. Nachdem er das üppige Leben des einen, das erbärmliche des andern ausgemalt, fuhr er fort: »Lazarus aber starb. Es war ein armseliges Begräbnis, wie es sich für einen Straßenbettler schickte. Niemand begleitete ihn, denn er hatte nichts zu vererben als ein paar Lumpen. Nur die Hunde, die ihm vordem mitleidig die Schwären geleckt, trabten hinter dem nackten Sarge her, doch tru-

gen sie keine Trauerflöre um die Pfoten ... Und bald danach starb auch der reiche Mann und ward begraben. Freilich, das war eine andre Sache. Welch eine Trauerfeier! Die ganze Stadt war auf den Beinen, alle Glocken des Domes läuteten. Vor dem Prunksarge, der mit Siegeskränzen und Friedenspalmen überschüttet war, bliesen die Stadtmusikanten ‚Jesus, meine Zuversicht'. Hinter dem Wagen schritten die nächsten Erben, die sich ernsthaft bemühten, traurig auszusehen. Danach die hohe Geistlichkeit, der Herr Oberpfarrer nebst den Herren Diakonen, der Herr Oberbürgermeister mit dem Magistratskollegium. Denn der Entschlafene hatte zu allerlei ‚guten Zwecken' und Stiftungen Beiträge gezahlt, nicht eben hohe, aber man weiß ja, wieviel die reichen Leute angezapft werden. Dann kam der lange Zug der Freunde des Verewigten, die in seinem gastfreien Hause aus und ein gegangen waren, junge, lebenslustige Herren. Und sie murmelten untereinander: ‚Es ist doch schade um ihn. Er war ein famoser Mann. Vor allem sein Weinkeller. Wo trinken wir jemals wieder solchen Rotwein ...?' — Inzwischen war der Trauerzug auf dem Gottesacker angelangt, demselben, in dessen einer Ecke man den Lazarus verscharrt hatte. Am Grabe stimmte der Gesangverein an: ‚Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen ...' Dann hielt der Oberpfarrer eine ergreifende Rede. Er rühmte die Tugenden des Verblichenen, der einer der angesehensten Bürger der Stadt gewesen, von dessen Beliebtheit die große Schar der Leidtragenden Zeugnis ablege. ‚Nun hat ihn der Allmächtige unerwartet abgerufen, er gebe ihm die ewige Ruhe.' Ein Gebet für den seligen Heimgang des reichen Mannes beschloß die eindrucksvolle Feier ... Ich erzähle euch dies alles, liebe Gemeinde, wie ich es erlebt habe; denn ich war selbst zugegen. Als nun der Schwarm der Trauergäste und Neugierigen sich verlaufen hatte und niemand am offenen Grabe zurückblieb als die Totengräber, die es zuschaufelten, stand ich noch in stillem Nachsinnen über das Leben und Sterben des reichen Mannes ... Da rührte mich jemand an die Schulter, ich wandte mich um — und sahe Jesum stehen. ‚Woran denkst du?' fragte er und redete mich mit meinem Namen an. ‚Herr, ich denke nach, was aus dem Manne hier werden mag, und aus dem andern, der dort in der Ecke liegt.' — ‚Ich will es dir zeigen,' sprach er und nahm den Spaten des Totengräbers und stieß ihn neben dem Grabe in die Erde. Da öffnete sich ein tiefer, schmaler Gang. ‚Steig mit mir hinab!' — ‚Da hinunter?' — ‚Ja!' Wir fuhren ein. Endlich pochte der Herr an eine eiserne Tür. Die sprang auf, und ich sah in eine helle, weite Welt hinein. Auf eines Berges Gipfel den Abraham sitzen, Lazarus geborgen in seinem Schoß. Und drüben, jenseits des Abgrundes, über den keine Brücke führte, den weiland reichen Mann in erbärmlicher Nacktheit in einem Flammenmeere schmachten ...«

So predigte der Mann auf der Domkanzel. Manch seltsames Wort aus seinem Munde wird ihm noch heute nachgesagt, von dem es ungewiß ist, ob er es so oder anders oder gar nicht gesprochen. Zum Beispiel aus jener vielberedeten Predigt über die Vergänglichkeit. »Seht, dort sitzt meine Frau,« soll er ausgerufen und mit dem Finger auf sie gewiesen haben. »Einst war sie jung und schön, jetzt ist sie alt und häßlich wie eine vertrocknete Zwetsche!« Als man ihn fragte, ob er das wirklich gesagt habe, antwortete er nur lachend: »Es ist mir nicht eingefallen.«

Fremdartig klangen wohl manchmal seine Worte durch die dämmerigen Tiefen der geweihten Gewölbe, die Reihe der Pfeiler entlang, an denen die Steinbilder der alten Heiligen steif und weltabgewandt stehen — er bleibt doch der Hüter des Domes. Da vorn dem heiligen Mauritius, der gegenüber dem Hochaltar seine bunte Fahne hält — dem hat er sie wiederverschafft. Die alte Fahne war im Laufe der Jahrhunderte, die leise zerstörend auch durch diesen Bau gezogen, allmählich zerschlissen. »Mauritius muß eine neue Fahne haben!« gab der Dompfarrer die Losung aus, und schon rührten sich Frauenhände, sie aus Samt und Seide nach altem Muster herzustellen. Als sie fertig war, ordnete er, wie er es liebte, ein Fest an. Er selbst an der Spitze eines Zuges seiner Getreuen, das farbenleuchtende Banner tragend, umschritt in Prozession zuerst den ganzen Dom — zum nicht geringen Staunen des Straßenvolkes —, dann durch das Hauptportal hinein, und gab von einer Leiter herab dem Heiligen sein Abzeichen in die steinerne, wartend geöffnete Hand.

Ernster waren jene stillen Andachten in der Domkapelle, durch die er die Karwoche beging. Da versenkte er sich im engeren Kreise in die Betrachtung des allversöhnenden Leidens. Man sang dazu die alte Weise »Als Jesus von seiner Mutter ging, und die große heilige Woche anfing ...« Auf dem Tische standen täglich neue Symbole: Donnerstags ein Kelch, Freitags ein Kreuz, Sonnabends eine Schale mit bunten Eiern, dem Zeichen der Auferstehung.

So hütete er alte Glaubensschätze. Nicht weil sie alt waren, sondern weil er von ihnen lebte. »Des Vaters Hut, des Sohnes Blut, des Geistes Glut, mein Hab und Gut.« Er hielt nichts von denen, die solche Botschaft nicht hören mochten; nichts von einem Geschlecht, das daran zweifelte. Nichts von Neuheiten und Freiheiten, die sich von der alten Kirche lösten oder gar in ihr Raum haben wollten. Zuwider war ihm der Geist von 1848, von Herzen stand er ein

für die Monarchie von Gottes Gnaden und den patriarchalisch regierenden Fürsten. Scharf konnte er streiten für den Väterglauben und Widerspruch dagegen als Anmaßung verwerfen. So, als er bei dem seelsorgerischen Besuche einer Kranken von ihr die übliche Frage hörte, womit sie sich dieses Leiden wohl verdient habe, sie sei sich keiner Schuld bewußt — da warf er sich vor der Frau auf die Knie: »Dann bete ich Sie an! Sie sind also ein Engel!« Das war noch jugendlicher Übereifer, und ein Rest davon wohl auch, daß er bei der Taufe eines unehelichen Kindes die Altarkerzen löschen ließ, und als der Küster dies einmal vergessen hatte, selbst zum Altar schritt, die Kirchenstrafe zu vollziehen.

In tiefster Seele war er duldsam, wo andre Eigenart ihm in achtenswerter Gestalt begegnete. Mit seinem Amtsbruder lebte er trotz geistiger Verschiedenheit in Frieden. Nur eine Mauer trennte die benachbarten Pfarrgärten. Von der andern Seite wurde der Vorschlag gemacht, um bequemeren Verkehrs willen eine Tür durchbrechen zu lassen. Er wehrte ab: »Lassen wir es so. Wie beschämend würde es sein, wenn einer unsrer Nachfolger diese Tür wieder zumauern ließe!« Aber eine Schicht Steine ließ er von der Mauer abtragen, daß man sich die Hand hinüberreichen konnte ...

Einstmals — er war schon alt und blind, aber das Ohr war noch hellhörig — kam in das Haus im Schatten des Domes ein junger geistlicher Gehilfe, den müden Mann zu entlasten. Auch einer, dem die heidnischen Musen allerlei zuraunten, was nicht in den heiligen Schriften geschrieben stand. Er kam aus einer andern Provinz des Glaubens, wo man unbeschadet der Achtung vor altväterlicher Frömmigkeit aus eignem Rechte glauben will. Mit einem Gemisch aus Neugier und Verehrung stand er dem Manne gegenüber, in dem er den ersten lebenden Dichter vor sich sah, dessen zwei lyrische Bände, unter Decknamen herausgegeben, bis heute das Schicksal allzu geringer Schätzung gehabt. Trotz allem blieb der Junge entschlossen, seinen eignen Weg zu gehen. Seltsam klangen auch seine Kanzelreden durch den altersgrauen Dom. War es bei dem Alten die Redeform, die in den Stil erhabener Gotik sich nicht recht fügte, so war es bei dem Jungen der Inhalt. Der Alte ließ ihn gewähren. Zwar sagte er ihm kein Wort der Zustimmung. Er hatte die Gewohnheit, einem Amtsbruder, dessen Predigt ihm wohlgefallen, am Schlusse in der Sakristei einen Kuß auf die Wange zu geben, zum Zeichen besonderer Erbauung auf beide Wangen. Den Jungen hat er niemals geküßt. Aber als dieser nach kurzer Zeit wieder Abschied nahm, geleitete ihn der Alte bis unter den Torbogen mit der steinbeschwerten Pforte. Dort legte er ihm die Greisenhand auf den Scheitel und segnete ihn priesterlich mit dem Segen Aarons.

Wie er den andern das Recht ihres Eigenwesens ließ, so wahrte er sich unbedingt das seine. So wenn er bei Abendgesellschaften in fremdem Hause, sobald die Betglocke des Domes läutete, das Gespräch unterbrach, aufstand und sich zu stillem Gebet in eine Fensterecke zurückzog. Sich selber treu blieb er auch vor der kirchlichen Behörde, die an seiner Amtsführung mancherlei Formwidriges auszusetzen fand.

Als er in den Ruhestand trat, wurde ihm der landesübliche Orden verliehen. Er schickte ihn kurzerhand zurück, da sein Wirken solches Zeichen der Zufriedenheit seiner Oberen nicht verdient habe. Erst als der Superintendent ihm das corpus delicti abermals brachte, mit der dringenden Bitte, ihm durch die Ablehnung nicht Unannehmlichkeiten zu bereiten, legte er den »Roten Adler« in die Schublade. Getragen hat er ihn niemals.

Auf dem Armenfriedhof ward er auf seinen Wunsch begraben. Denn lieber als neben denen, die hienieden herrlich gelebt, wollte er im Tode unter den Lazarussen ruhen, zu denen er sich im Geiste immer gezählt hatte.

Darum sei auch sein Name hier nicht genannt, noch auch in Worten verraten, wo und wann er gelebt hat. Genug, daß er einmal da war, ein unwiederholbares Menschenwesen. Einer von jenen — Gott sei Dank nicht wenigen —, die in keinem Buche der Nachwelt verzeichnet stehen, deren Leben aber eine heimlich durchdringende Kraft aussonderte, als ein »Salz der Erde« fortwirkend in die Unendlichkeit.

# Wo ist das Wort?

Ich brauch' nur tief in mich hineinzulauschen,
Dann hör' ich Gottes goldne Brunnen rauschen.
Ich will mich niederknien, knien und selig trinken,
Um ganz an Gottes Güte-Herz zu sinken.

Und immer holder, heiliger die Quellen
Gottgütegoldner Brunnen in mir quellen ...
O Geist, der tief in meine Seele mündet:
Wo ist das Wort, das deine Wunder kündet!?

Fritz Kudnig

# Die Vitamine

## Eine neue Entdeckung der Ernährungskunde

Von Prof. Dr. R. Rosemann (Münster i. W.)

Die Bestandteile unsrer Nahrung erfüllen im Körper eine doppelte Aufgabe. Sie liefern einmal dem Körper den Stoff, aus dem er die im Laufe des Lebens abgenutzten und zugrunde gehenden Zellen immer wieder aufs neue aufbaut, sie müssen daher gewisse stoffliche Anforderungen erfüllen, nämlich diejenigen Substanzen enthalten, aus denen die Zellen zusammengesetzt sind. Anderseits führen sie dem Körper die Kraft zu, deren er für die Unterhaltung der Lebensvorgänge bedarf, denn wie in der unbelebten Natur, so kann auch im lebenden Organismus Kraft nicht aus dem Nichts entstehen, und jeder Vorgang bedarf eines gewissen Aufwandes an Kraft. Für diese Aufgabe der Nahrung kommt also nur der Kraftinhalt der verschiedenen Nahrungsstoffe in Betracht, nicht ihre stoffliche Natur, Mengen verschiedener Nahrungsstoffe von gleichem Kraftinhalt müssen in dieser Hinsicht gleichwertig sein. Diese beiden Gesichtspunkte für die Beurteilung der Ernährung sind durch die wissenschaftliche Untersuchung des Stoffwechsels des Menschen und der Tiere klargestellt worden, und sie schienen bis vor kurzem die einzige völlig ausreichende Grundlage für die Beurteilung der Ernährungsverhältnisse. Es war daher für die Theorie wie für die Praxis der Ernährungslehre keine geringe Überraschung, als sich herausstellte, daß in unsrer Nahrung noch andre unentbehrliche Bestandteile vorhanden sind, deren Bedeutung weder in ihrer Eigenschaft als Stoffträger noch als Kraftspender liegen konnte, deren Fehlen aber die Nahrung unzureichend macht und schwere Störungen im Ablauf der Lebensvorgänge unvermeidlich nach sich zieht. Diese Stoffe sind immer nur in außerordentlich geringen Mengen in der Nahrung vorhanden, und gerade das beweist, daß ihre Bedeutung eine grundsätzlich andre sein muß als die der uns wohlbekannten Nahrungsstoffe. Man hat zur Bezeichnung dieser Substanzen verschiedene Namen vorgeschlagen, doch hat sich der Name **Vitamine** für sie jetzt so gut wie überall durchgesetzt. Ihre Erforschung stellt eine der wichtigsten Aufgaben der modernen Ernährungswissenschaft dar, sie ist theoretisch wie praktisch von gleich hoher Bedeutung und ist auch für die Erkenntnis gewisser krankhafter Vorgänge im Körper sehr wichtig geworden.

Die Überzeugung von dem Vorhandensein derartiger Stoffe ist auf zwei voneinander ganz unabhängigen Wegen gewonnen worden. Nachdem man erkannt zu haben glaubte, daß die Aufgabe unsrer Ernährung sich mit der Lieferung von Stoff und Kraft für den Körper erschöpfte, lag es nahe, die experimentelle Probe auf diese Anschauung zu machen, indem man eine künstliche Nahrung aus möglichst chemisch reinen Nahrungsstoffen zusammensetzte und Tiere damit zu ernähren suchte. Derartige Versuche sind besonders von englischen und amerikanischen Forschern in dem erforderlichen großen Umfange angestellt worden. Den deutschen Gelehrten mangelten in den Jahren seit Ausbruch des großen Krieges meist die Mittel zur Anstellung solcher Versuchsreihen; vor einiger Zeit hörte man sogar, daß in einem physiologischen Institut wertvolle Versuchstiere hatten getötet werden müssen, weil die Mittel zu ihrer weiteren Unterhaltung nicht aufgebracht werden konnten.

Als Versuchstiere wurden meistens Ratten benutzt, die sich, abgesehen von andern Gründen, schon deswegen besonders hierfür eignen, weil sie wenig wählerisch mit ihrem Futter sind und alles verzehren, was ihnen vorgesetzt wird. Gab man nun jungen Ratten ein aus reinen Substanzen zusammengesetztes künstliches Futter, das nach den bisherigen Grundsätzen in seiner Art und Menge völlig ausreichend für sie sein sollte, so ergab sich, daß sie nach einiger Zeit zu wachsen aufhörten, weiterhin stellten sich allgemeine Ernährungsstörungen ein, besonders eine auffallend geringe Widerstandsfähigkeit gegen bakterielle Infektion. Häufig trat eine eigentümliche Entzündung der Augenbindehaut auf, die jeder Behandlung trotzte und schließlich zu völliger Zerstörung des Auges führte. Wenn man jedoch zu der künstlichen Nahrung auch nur wenige Tropfen frischer Milch hinzufügte, so blieben diese Erscheinungen aus; bei Tieren, die infolge der künstlichen Ernährung bereits erkrankt waren, bewirkte der Zusatz von Milch zu der bisherigen Kost, daß das Wachstum aufs neue einsetzte, so daß die Tiere bald wieder ihr normales Gewicht erreichten, und die Augenerkrankung ging, sofern sie nicht schon allzuweit vorgeschritten war, auch ohne jede Behandlung der erkrankten Augen zurück. Die Milch mußte also offenbar einen lebensnotwendigen Stoff enthalten, der in der künstlichen Nahrung nicht enthalten war. Um die uns wohlbekannten Bestandteile der Milch konnte es sich dabei aber nicht handeln, denn diese waren schon in der künstlichen Nahrung in völlig ausreichender Menge vorhanden, auch enthielten die geringen Mengen Milch, die notwendig waren, davon so wenig, daß sie weder als Stoff noch als Kraft irgendwie in Betracht kommen konnten. Hier war also das Vorhandensein eines uns bisher noch unbekannten Stoffes in der Milch nachgewiesen; da

wir aber die Milch quantitativ in ihre Bestandteile aufteilen können, so kann dies nur eine Substanz sein, die in ganz geringen Mengen in der Milch vorkommt, wie sie eben auch der sorgfältigsten Analyse entgehen können. Und wie außerordentlich gering mußten dann erst die Mengen sein, die von diesem Stoff für die Ernährung der Ratten erforderlich waren, da ja wenige Tropfen Milch genügten, um die bisher unzureichende Nahrung zu einer genügenden zu gestalten. Derartig geringe Mengen können aber offenbar weder für die Lieferung von Stoff zum Aufbau der Zellen noch von Kraft zur Bestreitung der Lebensvorgänge irgendwie in Betracht kommen; hier muß es sich vielmehr um eine Wirkung im Körper handeln, von der wir uns nach unsern bisherigen Kenntnissen keine Vorstellung machen können.

Zu ganz entsprechenden Schlußfolgerungen führte nun das Studium einer in außereuropäischen Ländern, so vor allem in Ostasien, aber auch in Brasilien und in Afrika verbreiteten Krankheit, der sogenannten Beriberi. Sie äußert sich in eigentümlichen nervösen Störungen, wie Ameisenkribbeln, Einschlafen der Hände und Füße, weiterhin in krampfhaftem Gang, Auftreten von Krämpfen und Lähmungen, verbunden mit Störungen der Zirkulation und der Verdauung, und führt schließlich zum Tode. Ihre große Bedeutung für die davon befallenen Länder hat natürlich längst dafür gesorgt, daß man den Ursachen der Erkrankung nachforschte, aber man hatte nichts weiteres sicher feststellen können, als daß die Krankheit ersichtlich mit der Reisnahrung der Bevölkerung in Zusammenhang stehen mußte. Übergang von der vorwiegenden Reisnahrung zu einer aus verschiedenen Nahrungsmitteln zusammengesetzten Kost bewirkte sofort einen deutlichen Rückgang der Erkrankungszahl. Worin aber eigentlich das Schädliche der Reisnahrung bestand, hatte man nicht feststellen können. Da gelang es einem holländischen Arzt Eijkman, eine ganz entsprechende Erkrankung an Hühnern und Tauben experimentell hervorzurufen, indem er die Tiere ausschließlich mit sogenanntem poliertem Reis fütterte, d. h. Reis, bei dem die Schalen und damit die unmittelbar daruntergelegenen Schichten des Reiskorns sowie der Keim entfernt sind. Dagegen können Hühner und Tauben mit nicht poliertem Reis beliebig lange ernährt werden, ohne zu erkranken. Die Symptome bei den mit poliertem Reis gefütterten Tieren waren ebenfalls nervöse Störungen, eigentümliche Krämpfe und Lähmungen; der eigentlich zugrunde liegende Krankheitsprozeß ist erst später in einer allgemeinen Herabsetzung der Verbrennungen im Körper erkannt worden. Die Erkrankung bleibt aus, wenn dem polierten Reis die Reiskleie hinzugefügt wird; ist sie schon ausgebrochen, so kann sie in überraschend kurzer Zeit durch Injektionen von Extrakten aus der Reiskleie oder, wie später erst erkannt worden ist, aus Hefe beseitigt werden. Ein Huhn, das mit schweren Lähmungen am Boden liegt und den Eindruck macht, daß es in kurzer Zeit sterben wird, kann wenige Stunden nach den Injektionen wieder ganz munter wie ein gesundes Tier herumlaufen. Offenbar ist mit der Reiskleie ein lebenswichtiger, unentbehrlicher Stoff aus dem Reis entfernt worden, aber auch hier kann es sich nur um geringfügige Mengen handeln, denn die sofort wirkenden Extrakte aus der Reiskleie oder der Hefe enthalten nur Spuren gelöster Stoffe und sind doch schon in kleinen Mengen wirksam.

Die weitere Untersuchung dieser interessanten Körper hat nun ergeben, daß man mindestens drei verschiedene Vitamine zu unterscheiden hat, die einfach als Vitamin A, B und C bezeichnet werden. Es ist aber sehr wohl möglich, daß noch mehr vorhanden sind, manche Forscher nehmen schon jetzt ein Vitamin D an. Aber die Art und Weise der Wirkung dieser Stoffe oder über ihre chemische Beschaffenheit wissen wir leider noch immer so gut wie nichts, sie ähneln sehr den Fermenten, Antitoxinen und ähnlichen Stoffen, die ebenfalls in unserm Körper in außerordentlich geringen Mengen die wichtigsten Wirkungen ausüben und über deren eigentliche Natur gleichfalls ein geheimnisvolles Dunkel schwebt. Aber wir können wenigstens angeben, in welchen Nahrungsmitteln die einzelnen Vitamine vorhanden sind, ja sogar schätzungsweise bestimmen, ob ein Nahrungsmittel ein bestimmtes Vitamin in größerer oder geringerer Menge enthält, unter welchen Bedingungen es zerstört wird oder erhalten bleibt. Dafür sind natürlich umfangreiche Versuche an Tieren erforderlich. Man gibt ihnen zunächst eine Nahrung, in der ein bestimmtes Vitamin fehlt, setzt dann das zu untersuchende Nahrungsmittel zu und beobachtet, ob die früher unzureichende Nahrung jetzt wieder ausreichend wird, ob die etwa bereits eingetretenen Krankheitssymptome nunmehr schwinden. Von besonderer Bedeutung ist es, daß das Studium der Vitamine den Zusammenhang gewisser Krankheiten, deren Ursache bisher unbekannt war, mit dem Mangel an Vitaminen in der Kost aufgedeckt hat; dadurch ergeben sich natürlich für die Verhütung und Behandlung dieser Erkrankungen grundlegende Gesichtspunkte.

Das Vitamin A ist ein fettlöslicher Stoff, es kommt vor hauptsächlich in der Butter, außerdem in Lebertran sowie in grünen Blattgemüsen, wie z. B. Spinat, dagegen fehlt es in Speck, Schweineschmalz, pflanzlichen Ölen, Wurzelgemüsen. Es ist derjenige Stoff, dessen

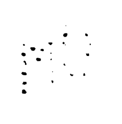
Fehlen in der Nahrung, wie schon erwähnt, das Aufhören des Wachstums bei jungen Ratten bedingt, weiterhin die erhöhte Empfänglichkeit für bakterielle Infektion, wie sie in der eigentümlichen Augenerkrankung zum Ausdruck kommt, schließlich Sinken des Allgemeinbefindens bis zum Tode. Füttert man junge Hunde mit einem von Vitamin A freien Futter, so tritt bei ihnen typische Rachitis auf, die auch beim Menschen unter dem Namen »englische Krankheit« bekannte Störung in der Entwicklung der Knochen, die zu einer ungenügenden Kalkablagerung und dadurch zu mannigfaltigen Verbiegungen und Mißbildungen der Knochen führt. Man hat daher auch das Vitamin A als »antirachitische Substanz« bezeichnet, doch ist es noch zweifelhaft, ob nicht bei der Entstehung der Rachitis auch andre Einflüsse einer unhygienischen Lebensweise, wie dauernder Aufenthalt in schlechten, vom Sonnenlicht nicht genügend belichteten Räumen, mangelnde Bewegung in freier Luft und ähnliches, mit eine wesentliche Rolle spielen. Der günstige Einfluß des Lebertrans bei dieser und ähnlichen Erkrankungen ist seit langem bekannt, wird jetzt aber erst völlig verständlich. Man hat früher wohl gelegentlich angenommen, daß die Wirkung des Lebertrans einfach auf der Fettzufuhr beruhe, wir wissen heute, daß das jedenfalls durchaus nicht zutrifft, da eben keineswegs jedes beliebige Fett den Lebertran ersetzen kann wegen des durchaus verschiedenen Gehalts an Vitamin A. In dieser Hinsicht nimmt die Butter unter den Fetten eine hervorragende Stellung ein, sie unterscheidet sich ganz besonders vorteilhaft von der Margarine, die nach ihrer Herstellung aus pflanzlichen und andern von Vitamin A freien Fettsubstanzen den lebenswichtigen Stoff nicht enthält. Hinsichtlich des Fettgehalts ist die Margarine natürlich der Butter ganz gleich, sie wird daher unter unsern Lebensverhältnissen auch immer ein außerordentlich wichtiges Nahrungsmittel bleiben, aber das instinktive Gefühl, das immer schon die Margarine als der Butter nicht völlig gleichwertig ansah, hat durch die Erkenntnis des verschiedenen Vitamingehalts seine volle Bestätigung erhalten. Auch die Bedeutung der grünen Blattgemüse für unsre Ernährung erscheint jetzt in einem neuen Lichte, während man bisher über die Rolle, die sie eigentlich in unsrer Ernährung spielen, nichts recht Bestimmtes anzugeben wußte. Die grünen Pflanzen sind es offenbar überhaupt, aus denen das Vitamin A wie auch die andern Vitamine in letzter Instanz herstammen. Der tierische Körper vermag es ersichtlich nicht, sich diese Stoffe selbst herzustellen, sie müssen ihm mit der Nahrung von außen zugeführt werden. Auch in die Butter gelangt das Vitamin A natürlich aus den von der Kuh gefressenen grünen Pflanzen. Daraus ergibt sich aber die sehr wichtige Folgerung, daß der Vitamingehalt der Butter sehr von der Art der Ernährung der Tiere abhängen wird; bei einer reinen Stallfütterung ohne Zufuhr grünen Pflanzenmaterials muß der Vitamingehalt der Butter abnehmen und schließlich ganz schwinden. In der Tat liegen Beobachtungen vor, die eine derartige Abhängigkeit des Vitamingehalts der Butter von der Art der Ernährung der Kuh beweisen.

Das Vitamin A ist nicht die einzige wachstumbefördernde Substanz, die in unsrer Nahrung enthalten ist; eine zweite Substanz, deren Fehlen ebenfalls das Wachstum beeinträchtigt, wird als Vitamin B bezeichnet. Sie unterscheidet sich von der vorigen zunächst schon dadurch, daß sie nicht fett-, sondern wasserlöslich ist, es muß sich also um einen ganz andern chemischen Stoff handeln. Ferner wird das Vitamin B im Gegensatz zum Vitamin A im tierischen Körper nicht gespeichert. Tiere, die in ihrer Nahrung normalerweise Vitamin A zugeführt erhalten, häufen davon in ihrem Körper einen gewissen Vorrat an, setzt man sie jetzt auf eine von Vitamin A freie Kost, so können sie zunächst eine gewisse Zeit noch von ihrem Vorrat leben, die krankhaften Erscheinungen treten daher erst nach einer gewissen Zeit ein, wenn der aufgespeicherte Vorrat verbraucht ist. Das Vitamin B dagegen wird im tierischen Körper nicht gespeichert, infolgedessen erkranken Tiere bei einer von Vitamin B freien Kost schneller. Das Vitamin B ist vorhanden besonders in den Samen der Pflanzen; dabei ist es in Erbsen, Bohnen und andern Hülsenfrüchten im ganzen Samen gleichmäßig verbreitet, beim Getreide dagegen findet es sich im Keimling und in den äußeren Schichten des Korns, die beim Mahlen als Kleie mehr oder weniger entfernt werden. Daher fehlt es im polierten Reis, von dem bereits die Rede war, ebenso im Weizenmehl, und zwar um so mehr, je feiner das Mehl ist, d. h. je schärfer es ausgemahlen ist. Auffälligerweise ist es dagegen im Roggenmehl vorhanden, es findet sich weiter auch in Eiern und ganz besonders reichlich in der Hefe. Das Fehlen des Vitamin B in der Nahrung ist die Ursache der Beriberi, bei Hühnern und Tauben kann man durch Verabreichung einer von Vitamin B freien Nahrung experimentell denselben Symptomenkomplex erzeugen und durch Hinzufügung des Vitamins wieder beseitigen, wie schon erwähnt. Da es sich bei der Beriberi zum Teil um eine Entzündung der Nerven, eine Neuritis handelt, hat man das Vitamin B auch als »antineuritische Substanz« bezeichnet. Es ist nicht nur für den tierischen, sondern auch für den pflanzlichen Körper wichtig; Hefepilze zeigen



Offsetdruck von Georg Westermann

Rudolf Pauschinger: Bauernkopf



bei Zuführung des Vitamin B zu ihrem Nährboden eine starke Beförderung ihres Wachstums.

Die beiden bisher aufgeführten Vitamine stellen verhältnismäßig ziemlich widerstandsfähige Körper dar. Sie vertragen die Erwärmung auf Siedetemperatur und werden daher bei der gewöhnlichen Zubereitung unsrer Nahrungsmittel nicht leicht zerstört. Ganz entgegengesetzt verhält sich das Vitamin C. Es wird bereits durch einige Zeit anhaltendes Sieden vernichtet, eine Eigentümlichkeit, die natürlich praktisch von der höchsten Bedeutung ist. Dieses Vitamin ist ebenfalls wasserlöslich, es kommt namentlich in saftreichen Vegetabilien vor, so in frischem rohem Kohl und in den uns sonst nicht in so angenehmer Erinnerung stehenden Steckrüben, außerdem in Apfelsinen, Zitronen, Orangen und Tomaten, weniger reichlich auch in Kartoffeln, Äpfeln, Bananen sowie in Milch und Fleisch. Bei reichlicher Zufuhr der zuletzt genannten Nahrungsmittel kann aber natürlich auch der an sich nicht allzu bedeutende Gehalt an Vitamin C in Betracht kommen. Dagegen fehlt das Vitamin C in trockenen Samen und den daraus hergestellten Mehlen. Das Fehlen des Vitamins C in der Nahrung ist die Ursache des früher in belagerten Festungen oder bei langdauernden Seefahrten so sehr gefürchteten Skorbuts, einer Krankheit, die durch Blutungen, besonders im Zahnfleisch, gekennzeichnet ist und unter immer mehr zunehmendem Blutmangel und allgemeiner Schwäche schließlich zum Tode führt; das Vitamin C wird daher auch als »antiskorbutische Substanz« bezeichnet. In der Beschreibung der Fahrten z. B. des Weltumseglers Cook kommt die Angst vor dem Ausbrechen des Skorbuts, sobald das Schiff sich längere Zeit auf hoher See befindet, aufs deutlichste zum Ausdruck. Man wußte damals schon, daß das beste Mittel gegen den Skorbut der Genuß frischer Nahrung, besonders frischer grüner Vegetabilien ist, daher die Sehnsucht der Mannschaft nach dem Lande und die Freude beim Auftauchen einer mit frischem Grün bewachsenen Insel. Heutzutage ist der Skorbut fast unbekannt, da die Seereisen nicht mehr so lange dauern und die Verproviantierung der Schiffe eine zweckmäßigere ist; wir können ihn aber experimentell an Tieren, so an Meerschweinchen, durch Entziehung des Vitamins C erzeugen. Ein vorzügliches Mittel gegen den Skorbut sind natürlich auch Fruchtsäfte, doch muß bei der Konservierung dafür gesorgt werden, daß sie nicht zu lange hohen Temperaturen ausgesetzt werden, da sonst das Vitamin zerstört wird. Eine dem Skorbut durchaus entsprechende Krankheit, die sogenannte Möller-Barlowsche Krankheit, wird zuweilen bei kleinen Kindern beobachtet, die nur mit Kindermehlen oder aber mit übermäßig lange sterilisierter Milch ernährt worden sind. So unbedingt notwendig es ist, die zur Ernährung kleiner Kinder bestimmte Milch im Soxhletapparat zu sterilisieren, ebenso schädlich ist es, wenn allzu eifrige Mütter das Erhitzen allzu lange fortsetzen. Es genügt völlig, die Milch gründlich einmal aufzukochen, um die Krankheitskeime unschädlich zu machen; sodann soll die Milch so schnell wie möglich wieder abgekühlt werden, damit das unentbehrliche Vitamin C erhalten bleibt.

Die Lehre von den Vitaminen stellt schon heute trotz unsrer noch immer recht lückenhaften Kenntnis von diesen Stoffen einen theoretisch wie praktisch gleich bedeutsamen Fortschritt der Wissenschaft dar. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß der weitere Ausbau unsrer Kenntnisse auf diesem Gebiete uns noch mehr wichtige Aufschlüsse bringen wird, und wir wollen hoffen, daß auch die deutsche Wissenschaft recht bald wieder in den Stand gesetzt sein wird, in gewohnter Weise ihren Anteil zu dem Fortschritt der Wissenschaft beizutragen.

# Wandermüde

Fühlst du es auch? Wir werden gar so müde,
Der weite Weg trank viel von unsrer Kraft.
Wir gehen nicht mit einem frohen Liede,
Beladen gehn wir unsre Wanderschaft.

Wohl bat uns mancher freundlich, einzutreten
Zu süßer Rast und einem Glase Wein,
Doch konnten wir's vom Himmel nicht erbeten,
Das Haus, in dem wir sprächen: „Mein und dein.“

Und ruhn wir manchmal noch nach alter Weise
Am Rand des Wegs mit unsrer Liebe aus,
So fragen unsre Herzen oft schon leise:
„Sind wir nicht bald zu Haus?“

Lily Nowy

# Ein Menschenleben

## Von Gabriele Reuter

Mutter Remert war erkrankt. Nicht unbeträchtlich, bei ihren sechsundachtzig Jahren. Die Herrschaft hatte den Wagen nach der Stadt geschickt, den Arzt zu holen, und die Gutsfrau trat mit ihm in das saubere Zimmerchen der Kranken, an dessen Fenstern zwischen den weißen Gardinchen bunte Geranienstöcke blühten und auch ein Kaktus. Die Alte, in einem sauberen Nachtjäckchen, das sie sich zu diesem Besuch von der Nachbarin mit vieler Mühe hatte anziehen lassen, war etwas benommen und weinerlich. Sie klagte, es schmecke ihr nichts mehr, und die Nächte seien so lang — und wenn dann der Tod kommen würde, sei sie so ganz allein. Davor fürchte sie sich. »Konnte denn Ihre Tochter nicht länger bleiben, Mütterchen?« fragte die Gutsfrau. — »Ach, die hat doch ihre Arbeit, ich wollte ja nicht, daß sie käme — sie versäumt sich zuviel, und die Reise ist auch so teuer.«

Die Alte seufzte. Sieben Kinder hatte sie geboren, und keins konnte nun bei ihr sitzen, die lange Nacht hindurch, wenn vielleicht der Tod zu ihr ins Stübchen kam.

Doch der Arzt tröstete sie. »Armütterchen,« scherzte er, »wenn alle meine Patienten so eiserne Naturen hätten wie Ihr — da könnte ich verhungern. Wißt Ihr noch, letztes Jahr —? Ihr redetet auch vom Sterben, und nach drei Tagen fand ich Euch oben in der Hofküche beim Kartoffelschälen! So wird's auch diesmal wieder werden! Verlaßt Euch drauf.«

Die Gutsfrau versprach, eine Kanne Bohnenkaffee mit guter Milch herüberzuschicken, das sei erquickend, auch wenn das Mütterchen nichts essen möge. Büberle solle sie selbst bringen, den habe sie doch so gern. Die Alte nickte, ein liebes Lächeln stahl sich durch das Runzelgesicht bei Erwähnung des Kindes. Ja — das Büberle, das war wie ihr Enkelkind — denn die eignen — die hatte sie nie gesehen.

»Seit wir auf dem Gute sind, hat Mutter Remert alles mit uns geteilt, Freude und Kummer, sie gehört gleichsam zu uns — glauben Sie, daß es diesmal zu Ende geht?« sagte die Gutsfrau draußen auf der Dorfstraße. »Ich wollte verreisen, aber wenn ich dächte ... Nein, hinter ihrem Sarge müßte ich gehen und mein Mann auch — unbedingt. Mutter Remert ist ja unsre Dorfälteste!«

Der Arzt meinte, bei diesem Alter könne man nichts sagen. Doch als Büberle und sein Bruder ihr den Kaffee gebracht hatten, erzählten die Knaben, sie habe tüchtig getrunken und ganz vergnügt mit ihnen geschwatzt, und über den Blumensenker habe sie sich auch gefreut. Es bestand so eine Art von Blumenfreundschaft zwischen den Kindern vom Hof und Mutter Remert. Sie gab ihnen Rat für ihre kleinen Gärten und tauschte mit ihnen Stecklinge und Samen. Mutter Remert war eine große Blumenzüchterin in ihrem Altleutehäuschen, vor dem ein knorriger Apfelbaum schattete.

Die langen Nachmittagsstunden strichen trübselig dahin. Einmal schlugen Regentropfen gegen die Scheiben. Die Alte hob den Kopf und lauschte. Das ist gut! dachte sie befriedigt. Der Hafer brauchte Regen und auch die Kartoffeln. Sie schlummerte ein wenig und erwachte, als das Stübchen ganz vom gelben Glanz der niedergehenden Sonne erfüllt war. Sie seufzte. Da ging nun wieder ein Tag — wie lange würde sie noch so liegen in Sonnenglast und Wärme — und was kam dann? Und wie würde es sein, das Hinübergehen? An den lieben Gott wagte sie nicht zu denken — das war so etwas Erhabenes ... Aber der Tod ... Ob man ihn leibhaftig schaute? So, wie er im Kalender abgebildet ist, klapperdürr und mit der Hippe? Das wär doch grauslich ... Und so allein ... Sie hatte die Angst im Auge manches Sterbenden geschaut — sie hatte auch ganz genau gewußt: er war im Zimmer — und die Gesunden durften ihn wohl nicht zu sehen bekommen. Ach Gott, ach Gott! — sieben Kinder hatte sie geboren — wie hatte es um sie gekribbelt und gewimmelt von kleinen nackten Füßen und fordernden Stimmen — wie hatte sie gearbeitet, ihnen allen Brot und Kleidung zu schaffen. Wunden hatte sie an den Fingern gehabt vom Waschen und Spinnen und Weben bis tief in die Nacht hinein, wenn die Feldarbeit des Tages getan war und der Mann im Bette schnarchte. Ja, damals mußten die Häuslerfrauen noch jede Woche ihre bestimmte Menge von gesponnenem Garn oder von gewebtem Linnen der Herrschaft abliefern. Das war nun längst nicht mehr, die Frauen wußten gar nicht, wie gut sie's heute hatten, den Abend so ganz für sich. Das sagte sie auch der Nachbarin, die jenseit des kleinen Backsteinflurs ihr Stübchen hatte und ihr die Abendsuppe brachte, aber die verstand sie nicht recht.

Das Weibchen schlurfte hinaus. Es dunkelte mehr und mehr, bis es ganz finster wurde. Die Kranke schlief ein Weilchen, dann war sie hell wach — es tönte um ihre Ohren, als höre sie Trommeln und Militärmusik. Ach ja, so war es, als ihr Mann in den Krieg zog — damals 1866 — und dann wieder um 70 — und später hörten sie es noch einmal, als der Sohn fort mußte. Der Krieg von 66, das war nicht so schlimm — er ging bald vorüber, und dann war's doch so schön und fröhlich, als die Kerls wiederkamen mit Eichenbüschen an den Helmen. Im Jahre 70 — das war schon schlimmer —

fast ein ganzes Jahr war der Mann fort — und von Unterstützung der Kriegerfrauen war noch nicht die Rede. Himmlischer Vater — hatte sie da schuften müssen, die hungrigen Mäuler satt zu machen, und immer die Angst im Herzen, er könne am Ende nicht wiederkommen, oder was schlimmer wäre — zum Krüppel geschossen — wie sie andre im Dorfe sah. Als das Kleinste, das während der Zeit geboren wurde, am Zahnen starb, war's beinahe eine Erleichterung. Sie war auch viel zu müde und stumpf, um richtigen Schmerz zu fühlen. Plötzlich glitten der alten Mutter bei der Erinnerung an das Unbeweinte nach so viel Jahren ein paar Tränen über die eingefallenen, vom Fieber heißen Wangen. Mühsam wischte sie sie mit dem Finger fort. Wunderlich war das, wie die Gedanken in ihr arbeiteten — wie alles hell in ihrem Kopfe wurde, von Bildern und Stimmen, die lange vergessen waren. Sie hörte die rollenden Donnerschläge, sie sah die schwefelgelben Blitze durch die Stube flammen von jenem furchtbaren Gewitter — war es im Sommer nach dem Kriege, oder war es ein Jahr später — darauf konnte sie sich nicht mehr besinnen. Sie wußte noch — sie stand am Herd, um die Suppe zu kochen, die dem Mann aufs Feld hinausgeschickt werden sollte. Da kam der Schlag, der knatternd und klirrend ihr bis ins innerste Herz fuhr, daß sie lange vor Schrecken mit zitternden Knien und Händen stand. Die Dorfstraße war überschwemmt von Regenfluten, noch immer rauschte es nieder, aber das Blitzen und Donnern war längst zu Ende. Da hörte sie den Auflauf näher kommen, Stimmen und Geschrei und das Geklapper der Holzschuhe ... Sie trat in die Tür, um nachzusehen, was es gäbe. Die Kinder stürzten schreiend auf sie zu, und inmitten der Menschen sah sie einen Toten, der wurde von vier Männern mühsam geschleppt und in ihre Stube gebracht, auf ihr Bett gelegt. Ja — fünf Männer hatten sich in einer Getreidehocke vor dem Gewitter geborgen, vier lebten, und der fünfte war vom Blitz getroffen. Ach, sie hatte den knatternden, klirrenden Schlag gehört. Da lag er nun — der Vater, den zwei Kriege verschont hatten.

Und wieder alles allein auf ihr! Wie oft war sie hungrig zu Bett gegangen und hatte in die Federdecke gebissen, weil sie das letzte Brot unter die Kinder geteilt hatte. Sie wuchsen heran, die Gören — unter Husten und Schnupfen, Scharlach und Masern — manche frisch, mit roten Backen und blanken Augen, andre spitz und mierig. Die Alma verlor den Husten gar nicht wieder — bis der Doktor sagte, die Kranke hätte es auf der Lunge. Da lernte sie weinen, wenn sie sah, wie das Mädel sich aufzehrte, immer weniger wurde, und es war eigentlich das Hübscheste gewesen, mit so lustigen Ringellocken und so großen Augen, die einem bis ins Herz guckten. Und dann kam noch der Franz dran, der hatte sich die Krankheit von der Schwester geholt, meinte der Doktor, weil sie doch in einem Bette schliefen.

Die Reihe ihrer Gräber auf dem kleinen Friedhof, für die sie im Sommer am Sonntag in ihrem Gärtchen bunte Sträuße schnitt, wurde immer länger.

Aber nun hatte sie es doch nicht mehr gar so schwer — die Söhne gingen auf Arbeit, die Töchter waren im Dienst auf dem Hof. Sie konnte schon manches Mal abends ein Stündchen auf der Bank vor der Haustür sitzen und mit den Nachbarn reden — über dies und das. Sie hatten sie alle gern, das mußte sie schon sagen — sie machte kein Geklatsch und Getratsch, das konnte sie für den Tod nicht leiden, und sie sagte denn auch immer: »Kinder, wie bald liegen wir unter der Erde, und alles ist vorbei, worüber ihr jetzt streitet.« Dann sagten sie: »Mutter Remerten hat recht«, und gaben Frieden.

Es kam auch die neue Herrschaft aufs Gut — mit der war ein besseres Auskommen als mit der alten. Der alte Herr war ein Zorniger, und trinken tat er auch — im Rausch kannte er sich nicht mehr — und schlug mit dem Stock um sich oder mit der Reitpeitsche, wie es gerade traf. So etwas kam nicht mehr vor. Die baufälligen Katen, wo die Ratten über Tisch und Stühle sprangen, wurden abgerissen und neue hübsche Häuser gebaut — schmuck sah die Dorfstraße nun aus, die Kätnerhäuser waren bald feiner als die alten Bauernhäuser, man konnte seine Freude dran haben. Die beiden Töchter heirateten, aber ihre Männer gingen fort, auf andre Dörfer, wo sie besser Arbeit fanden, der eine sogar bis in die Gegend von Berlin.

Nun wirtschaftete sie den beiden Jungen, das war eine lustige Zeit. Mit den Söhnen verstand sie sich besser als mit den Mädels, zuweilen klang Stube und Küche von ihrem Lachen, und die Frau von gegenüber steckte den Kopf in die Tür und fragte, was bei ihnen los sei — sie wußten es oft selber nicht oder mochten nicht erzählen all die Schnurren, die die Burschen aufbrachten. Tüchtige Menschen waren es, angesehen als Arbeiter beim Verwalter wie beim Herrn, und immer auf den Hof geholt, wenn es was Besonderes galt, das niemand anders fertigbrachte. Sie konnte richtig stolz sein auf die Jungens, und gegen sie waren sie freundlich, schichteten ihr Holz und spalteten es für den Herd und halfen überall, wo es not tat. Ja, das war wohl eine gute Zeit, wie oft dankte sie dem lieben Gott, daß er es so gut mit ihr meinte. Bis der Abend kam, als im Krug die große Tanzerei zum Erntefest war und die

Schlägerei mit den Burschen vom andern Dorfe. Und wieder hörte sie den Auflauf und das Geschrei, das Durcheinanderreden und wie es näher und näher kam, bis es vor ihrer Tür plötzlich haltmachte, und dann eine Stille ... Sie saß auf einem Stuhl und konnte nicht aufstehen, sie wußte: jetzt kam das Unglück. Sie kannte ja den schweren Schritt der Männer ... Beim Streit hatte den Wilhelm ein Messerstich in den Hals getroffen — hintenüber war er gestürzt — gleich tot. Die Männer schleppten die Leiche mühsam herein und legten sie auf das Bett, wo einmal der Vater gelegen hatte. Wer den bösen Stich geführt hatte, konnte nicht ermittelt werden.

Lange Zeit noch durchschoß es sie kalt und feindselig, wenn sie diesem oder jenem Burschen begegnete, so braun gebrannt und pfeifend und voller Leben, und sie dachte: Ist es der gewesen? Oder wenn sie ein Mädel sah: Ist die die Ursach gewesen, daß die Burschen aneinandergerieten? Dann war sie froh, daß sie nichts wußte, sie fühlte, sie hätte töten können ...

Sie mochte nichts mehr von den Menschen wissen und von Gott auch nicht. Zu zweien konnten sie nicht mehr lachen — sie und der Sohn, der ihr geblieben. Er war verlobt, saß des Abends bei seinem Mädchen, sie blieb allein und spann und wußte doch nicht, für wen. Unwirsch wurde sie und zänkisch.

Pfui Teufel! Sie wollte an andres denken. Aber da kamen die Bilder vom Krieg von 1914. Der Jüngste, der schon lange nicht mehr jung war, mußte auch mit hinaus — und kam nicht wieder. Diesmal war's kein Auflauf, kein Geschrei und Gerufe, das ihr den Tod meldete. Still kam die Gutsfrau eines Abends und nahm ihre Hand — da sah sie's gleich an ihrem Gesicht. Der Tod war ihnen allen etwas Gewohntes geworden. Warum sollte sie allein verschont bleiben?

Sonderbar war das, wie etwas Hartes sich in ihrem Herzen löste und zerschmolz im allgemeinen Schmerz, in dem Wehklagen der vielen. Nun hatte sie das Ärgste gelitten — nun konnte nichts mehr sie anrühren. In diesem Bewußtsein wurde sie wieder fröhlich. Sie war nun die alte Mutter Remert, zog ins Alteleutehäuschen, und die Herrschaft sorgte für sie, wie sie ihr langes Leben hindurch für die Herrschaft gearbeitet hatte und noch arbeitete. Die Waschtage, das war eine Sache, da herrschte die Mutter Remert über all die jungen Dirnen, und den ganzen Tag wurde der Kaffeetopf nicht leer, und alle Liebesgeschichten hörte sie und mußte beraten, und von Herzen lachte sie, wie all das junge Volk ernsthaft nahm, was doch so schnell vorüberging. Dann kamen die Tage mit den großen Jagddiners und die Taufen — überall mußte sie helfen, bei den Kinderkrankheiten saß sie an den Betten der Kleinen die Nächte hindurch. So wuchs sie hinein in Freud und Leid der Herrschaft — es war wie ein zweites Leben, das vergnüglicher war und nicht so weh tat wie das vergangene eigne. Von den Töchtern hörte sie wenig. Zu Neujahr kam wohl eine Karte, sonst war das Porto zu teuer.

Sie hatte es ja soweit recht schön. Seit der Grippe vor zwei Jahren bekam sie das Essen geschickt — die Kräfte reichten gerade noch aus, das Stübchen sauber zu halten und ihr eignes Bißchen zu waschen. Die Kinder kamen oft, sie zu besuchen, sie hielt so gern die kleinen weichen braunen Patschhände zwischen ihren harten Fingern. An Sommerabenden saß sie auf der Bank unter dem Apfelbaum, und wer vorüberkam, blieb stehen und schwatzte mit ihr. So hörte sie alles, was in der Welt vorging. Wenn nur die Kolstern nicht gewesen wäre, über die sie sich täglich ärgern mußte, die Flurnachbarin, die so schlampig war und bösartig, ein richtiger Neidhammel, die ihr das gute Essen aus der Herrschaftsküche nicht gönnte. Und der Herr machte auch noch seinen Spaß und sagte: »Mutter Remert, Ärger muß sein, Ärger ist gesund. Dankt dem lieben Gott für den Kolster-Ärger, sonst würdet Ihr zu fett.« Na, der liebe Gott hatte ja ein Einsehen und ließ das böse Weib sterben. Aber hatte sie nun Frieden? I bewahre! Die schlechte Person hatte ja keine Ruhe im Grabe, die kam alle Nacht und polterte in der Küche herum und kratzte an ihrer Zimmertür, als wollte sie hereinkommen! Es war geradezu abscheulich!

Eine Nacht, als es ihr gar zu toll wurde und sie dachte: zuletzt kommt die noch herein zu dir, nahm sie ihre Holzpantinen und schmiß sie gegen die Tür, einen nach dem andern, daß es nur so donnerte, und dazu schrie sie laut: »Na, Kolstern, nu gib aber endlich Ruhe! In meiner Stube wird nicht gespukt — daß du's weißt!«

Da hatte doch das Biest wahrhaftig Respekt gekriegt und war in ihr Grab gekrochen und verhielt sich still ... Mutter Remert lachte behaglich in sich hinein, in Gedanken an ihren Sieg.

Es war ihr so frei und leicht ums Herz — am Ende wurde sie doch noch wieder gesund ... Nichts tat ihr mehr weh — nur müde ... Ach, so eine schöne gute Müdigkeit — nun würde sie sicher schlafen können.

Und sie legte den Kopf zur Seite und versank friedlich in das Dunkel der Bewußtlosigkeit.

Am nächsten Morgen fand die Nachbarin sie in der gleichen Lage, von der Kühle des Todes bedeckt. Um ihre Lippen war noch das Lächeln über der Kolstern Spuk und ihren Sieg.

# Das Rätsel der blauen Farbe

## Von Prof. Dr. Theodor Volbehr (München)

Träumerisch umfängt uns der Reiz der »blauen Stunde«, und wir gedenken des merkwürdig geheimnisvollen Symbols der »blauen Blume«, zitieren uns vielleicht gar die sehnsüchtigen Verse des Romantikers Novalis:

Auf einer Welt von Trümmern
Such' unterm Schutte ich die Krume,
Auf der sie wachsen muß und selig schimmern
Die blaue Blume,

und wir spinnen uns mehr und mehr in die Mystik dieser »typisch himmlischen Farbe« ein, wie der Maler Kandinsky sie nennt. Da erinnern wir uns, daß es Menschen gibt, die mit ganz andern Augen die blaue Farbe anzusehen scheinen. Wenigstens nennt der Amerikaner alles Öde, Langweilige »blau« und pflegt die »Bleus« zu haben, wenn ihm katzenjämmerlich zumute ist; und man behauptet, daß die ältere holländische Literatur »blau« als gleichbedeutend mit »abgeschmackt«, »täppisch«, ja »schwindelhaft« braucht. Ja, und wie ist es mit uns Deutschen selber? Sehr feierlich klingt es eigentlich nicht, wenn wir vom »blau machen« sprechen, sobald einer sich um das Arbeiten drückt, und wenn wir vom »blauen Montag« als dem nahezu sanktionierten Faulenzertag sprechen; und ebenso wenig, wenn der Volksmund von einem, der gar zu eifrig dem Bacchus oder dem Gambrinus gehuldigt hat, behauptet, er sei »blau«! Wie seltsam ist das alles! Kann eine Farbe gleichzeitig den Himmel auf die Erde herabzaubern und doch so überaus irdisch sein? Hat die blaue Farbe vielleicht etwas von jener unheimlich Umgeschaffenen der Goethischen Legende:

Und so soll ich, die Brahmane,
Mit dem Haupt im Himmel weilen,
Fühlen Paria dieser Erde
Niederziehende Gewalt?

Wenn man daran denkt, daß indische Bilder den Gott Krischna in blauer Farbe darstellen, daß anderseits aber auch der Teufel in europäischen Darstellungen des Mittelalters blau erscheint, so möchte man es fast glauben.

Noch seltsamer aber wird das Rätsel, das einem die blaue Farbe aufgibt, wenn man den Gedankengängen nachgeht, die der große englische Minister Gladstone und der deutsche Gelehrte Lazarus Geiger in das Dickicht der Untersuchungen über Farbenerlebnisse des menschlichen Auges geschlagen haben. Es war im Jahre 1858, als Gladstone die Behauptung aufstellte, daß Homer keine Bezeichnung für blau habe, daß also anzunehmen sei, sein Auge und die Augen seiner Zeitgenossen hätten noch keine Empfindung für die blaue Farbe gehabt. Denn auch in homerischen Zeiten habe doch schon ein blauer Himmel auf blaue Meere herniedergeleuchtet. Lazarus Geiger erweiterte die Kühnheit dieser Entdeckung im Jahre 1867 dadurch, daß er behauptete, auch die alten Inder und die Juden des Alten Testaments hätten kein Organ für Blau gehabt. Und nun zog der Breslauer Augenarzt H. Magnus aus diesen Behauptungen den verwegenen Schluß, daß der Farbensinn sich langsam von Rot zu Blau entwickelt habe, daß Blau und Violett die letzten Farben seien, die bisher den Menschen sichtbar geworden; und man begann schon sich zu überlegen, ob es dann nicht auch möglich sei, daß die menschliche Farbenempfindlichkeit sich noch weiter im Laufe der Zeiten steigern könnte, bis zum Sehen der ultravioletten Strahlen.

Schon im Jahre 1877 wies Carus Sterne »die bodenlose Leichtfertigkeit dieser Schlüsse« nach, und bis zum heutigen Tage ist unendlich viel Material herbeigeschafft worden, sie zu entkräften, so daß man glauben sollte, diese »Entwicklungsgeschichte« des Farbensinns sei endgültig abgetan. Aber es ist leider eine alte Wahrheit, daß auf den kühnsten Hypothesen der Vergangenheit am liebsten die neuesten Phantasiebauten errichtet werden. So dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß die Gedanken Gladstones und Geigers zur Fundierung neuer Weltanschauungen verwandt werden. Prof. D. Victor Goldschmidt leitet aus ihnen »Gesetze der Farbenentwicklung« ab, nach denen es fünf Stufen des Farbensinns gebe: ein Aufsteigen bis zur dritten Stufe, dann ein Herabsinken bis zur fünften und letzten Stufe, dem »Erlöschen des Farbensinns«, bei dem wir heutigen im wesentlichen schon angekommen seien. Und Prof. H. Wohlbold, der Anthroposoph, behauptet kühnlich: »Das Erlebnis des Blau hängt zusammen mit dem Herabsteigen in ein immer mehr materielles Dasein, mit der Entwicklung des Ich-Gefühls und natürlich auch des Egoismus und aller seiner Konsequenzen.«

Da haben wir es also wieder, das Gefühl der Paria: im Blau äußert sich »dieser Erde niederziehende Gewalt«! Wie wunderlich, daß trotzdem die blaue Farbe überall als das Symbol der edelsten, man möchte sagen »ätherischen« Gefühle galt und gilt, daß sich die reine, die himmlische Liebe in das Gewand der blauen Farbe hüllt, und ebenso die Treue, die Sehnsucht, die Wahrhaftigkeit, und daß die christliche Kunst mit Vorliebe der Maria sowohl wie Christus einen blauen Mantel gibt!

Nach dem allen scheint es, als wenn sprachwissenschaftliche Beobachtungen und kulturgeschichtliche Parallelen nicht die rechten Helfer sind, um hinter die Geheimnisse der blauen Farbe zu gelangen. Vielleicht tun wir besser, den Physiologen zu fragen, welche Bewandtnis es eigentlich mit der blauen Farbe habe.

Er wird uns antworten: Das blaue Licht hat kurze, aber schnelle Wellen. Die Wellenlänge des blauen Lichts ist ungefähr halb so lang als die des roten Lichts, aber der Rhythmus seines Wellensystems ist doppelt so schnell. Das bedingt eine sanftere Energie auf die aufnehmenden Organe der Augen. Gewissermaßen der starken Brandung des Rot gegenüber ein Anplätschern kleiner Wellen ohne sonderliche Kraft. Das würde also heißen: gegenüber der Leidenschaftlichkeit des Rot hat das Blau etwas Liebenswürdiges, Gezähmtes.

Dann wird der Physiologe weiter sagen: wir haben durch ein Farbenthermometer festgestellt, daß blaue Lichtstrahlen so gut wie gar keine Wärme erzeugen. Bei grünen Lichtstrahlen steigt das Thermometer langsam, bei gelben noch mehr, um dann bei Rot den höchsten Wärmegrad anzuzeigen. Daraus geht hervor, daß die blauen Lichtstrahlen des Spektrums kühler Natur sind. Empfinden die Aufnahmeorgane des menschlichen Auges entsprechend, dann muß Blau auch auf die Menschen kühl, also dämpfend, beruhigend wirken.

Und drittens wird der Physiologe sagen: Außer dem Blau, das uns das Prisma aus dem Sonnenlicht abspaltet und dessen Schnelligkeit und Wärmegrade wir messen können, gibt es noch ein zweites Blau, das weder eine deckende Farbe noch ein Lichtstrahl ist, das ist ein Scheinblau, das durch die Mitwirkung der uns umgebenden Luft entsteht. Das Durchscheinen eines entfernten Dunkels durch das »trübe Medium unsrer Atmosphäre«, wie Goethe sagt, erzeugt ein mehr oder minder intensives Blau, so erscheint der Himmel uns blau, der ferne Wald, die Berge am Horizont. Das Entfernteste ist am tiefsten blau.

Dem allen aber wird der Physiologe noch das hinzufügen: mit dem Abnehmen und Zunehmen der Beleuchtung verschiebt sich für das Auge die Stelle, die Trägerin des intensivsten Lichts zu sein scheint. Bei starker Beleuchtung liegt diese Stelle im Gelb, sie geht aber mit wachsender Dämmerung nach der kühleren Seite der Farbenskala, des Spektrums, weiter, also zunächst nach Grün und dann nach Blau. Dementsprechend leuchten die blauen Farben in der Dämmerung heller als die roten.

Aus diesen unterschiedlichen Beobachtungen der exakten Wissenschaft aber ergibt sich nun, daß die blaue Farbe für den Menschen, der mit gesunden und offenen Augen in seine Welt sieht, nichts Aufpeitschendes, sondern eher etwas Streichelndes, Beruhigendes hat, daß sie nicht erhitzt, sondern abkühlt, und endlich, daß sie die Dinge zurückschiebt, nicht aber in den Vordergrund drängt, in der Dämmerung aber geheimnisvoll aufleuchtet und lockt.

Eingehende Beobachtungen unterstreichen dieses Ergebnis in der interessantesten Weise. So z. B. kann man sich ein Schachbrettmuster aus roten und blauen Quadraten an die Wand hängen und wird sofort die Wahrnehmung machen, daß die roten Flächen sich vorzudrängen, die blauen zurückzuweichen scheinen, daß diese also etwas Fliehendes oder auch das Auge Nachziehendes haben.

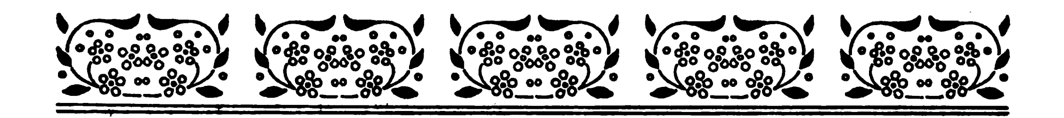
Ist es angesichts solcher Beobachtungen verwunderlich, wenn tief empfindende Zeiten in dem blauen Hauch der Ferne etwas die Sehnsucht Weckendes spürten und in dem aufleuchtenden Blau der Blumen des dämmernden Waldes etwas Mystisches? Wenn ihnen anderseits Blau als Dämpfung, als Symbol demütiger Hingabe erschien, und dann wieder als kühle Reserviertheit?

Und kam nun durch den gläubigen Aufblick zum blauen Himmel ein übersinnliches Moment hinzu, was war dann selbstverständlicher, als daß sie die »himmlische Farbe«, die Farbe der christlichen Liebe, der Treue und jeglicher abgeklärten Tugend wurde?

Wenn aber Blau die Farbe der Sehnsucht ist, dann ist sie auch die Farbe aller sehnsüchtigen Träume. Und wer mit wachen Augen solchen Träumen nachhängt, der macht sich selbst »blauen Dunst« vor, der lebt in »blauer Dämmerung«. Denn alles Rätselhafte, nicht ganz Klare, Undurchsichtige ist in Blau eingehüllt. Und wenn einer sich künstlich in solchen Zustand des sehnsüchtigen, nicht mehr klarsehenden Träumers versetzt, durch welche Mittel immer, dann ist er eben selbst »blau«. Und wenn er auf einen Sonntag traumreichen Genießens am Montag noch nicht wieder den Zugang zu nüchterner Arbeit finden kann, sondern weiter blauen Träumen nachhängt, dann hat er sich einen »blauen Montag« geschaffen.

Der allerdings, dem das Träumen ein Greuel, wird für blaue Träume nichts übrig haben: der Amerikaner wird all die Dinge, die mit diesem »Scheinblau« zusammenhängen, als öde und langweilig empfinden, ja selbst die kühlen Tugenden der Demut, der Treue werden ihm nicht recht liegen. Man könnte sich denken, daß auch er wie die praktischen Holländer früherer Zeiten das Rätselhafte, Geheimnisvolle, Undurchsichtige der blauen Farbe als »schwindelhaft« und die blaue Blume der Romantik als »abgeschmackt« empfindet.

Das also ist die Lösung des scheinbaren Rätsels der blauen Farbe: entsprechend ihrer physiologischen Wirkung auf die Augen der Menschen gibt sie Empfindungen von einem ganz besonderen Charakter; wem diese Empfindungen zusagen, ist sie die »himmlische« Farbe; der andre denkt weniger hoch von ihr.



# Schatten

Zur Einweihung einer Gedenktafel

Von Wilhelm Steffen

Augen, was starrt ihr? Still! Hab' acht!
Von der Schwelle der Nacht
Steigt es und wölkt es, Wolke um Wolke,
Paart sich und schart sich, wird zum Volke,
Geistert und graut,
Zieht heran ohne Laut,
Quillt über die Stufen, füllt die Hallen;
Sieh es wallen!
Es wallt, es wallt –
„Halt!
Öffnet die schweren Augenlider!
Brecht das Schweigen! Ihr seid?"

„Deine Brüder."

„Brüder? Brüder? Ich bin jung und froh!
Ihr – meine Brüder? Was schreckt ihr mich so?
Seid so dunkel, fremd von Gesicht –
Ich kenne euch nicht!
Du graues Meer, du graues Heer,
Sage, sprich, wo kommst du her?"

„Wir kommen weit über See und Sand."
„Mich traf die Kugel am flandrischen Strand."
„Vom Flug durch die Lüfte bin ich gesunken."
„Mein Blut hat ein russischer Graben getrunken."
„In serbische Klüfte stürzte ich ab."
„Mir grub man in polnischer Erde das Grab."
„Die Marne rauscht mir zum letzten Schlaf."
„Die Stelle weiß keiner, wo es mich traf."
„In Meerestiefen fand ich die Ruh."
„Mir drückte die Heimat die Augen zu."
„Wir kommen alle von Wunden schwer."

„Du graues Meer, du graues Heer,
Sage, was willst du? Sprich!"

„Wir wollen dich!
In deiner Seele, in deinen Händen
Wollen wir unser Leben vollenden.
Unsre Gedanken, halb gedacht,
Sehnen sich aus der Nacht;
Rufe sie aus dem Dunkel ins Lichte!
Halb gedichtet sind unsre Gedichte,
Halb gesungen unsre Gesänge;
Horch auf die Klänge!
Schaff' ihnen Stille,
Bis sie sich einen in seliger Fülle!
Unsere Arbeit, halb getan,
Greife sie an!
Dampfen sollen die Ackerschollen,
Rollen die Räder, rollen, rollen.
Unsern Kampf, wenn die Stunde kommt,
Kämpfe ihn durch zu dem Frieden, der frommt!
Tu es, tu es! Dann haben wir Ruh.
Tu es du!"

„Du graues Meer, du graues Heer,
Wer bin ich? Wer?
Wie soll einer es wenden
Und enden?"

„Frage nicht!
Zage nicht!
Du bist dein Volk, und dein Volk ist du;
Gib uns die Ruh!"

„Du graues Meer, du graues Heer,
Meine Seele wird mir schwer –"

„Für dein Volk stehst du uns da;
Willst du? Rede!"

„Brüder, ja!"

# Mütter

## Von Elsabeth Meinhard

Pater Silesius trat heraus aus seiner Zelle und sah die Frauen an, die seinem Rufe gefolgt waren. Rings auf dem Waldboden lagerten sie wie edle Steine auf einer Decke von grünem Samt.

Pater Silesius sah junge und alte. Er sah seidene und hänfene Gewänder. Und sah Mütter mit schwerem Leibe und Jungfrauen rank wie die Birke, die ihre Krone herabbog zu dem winzigen Fenster seines Einsiedlerhauses.

Da stellte sich Pater Silesius auf den Rand des Stammes, den er zum Brunnentroge gehöhlt hatte für sich und die Tiere des Waldes, und redete zu den Frauen, die er da sah.

Zu den Müttern sprach er. Und er nahm das Käppchen aus braunem Leinen ab, das er über dem kahlen Schädel trug, und redete so:

»Mütter — ich grüße euch! Ich verehre euch. Ihr seid das Heiligste, was ich in sieben Jahrzehnten irdischen Lebens gesehen habe. Denn von jenen, die, unsern Sinnen entrückt, im Lichte der Seligen wohnen, ward ich niemals begnadet einen mit Leibesaugen zu schauen.«

Die Mütter strahlten und sahen voll Stolz und Mitleid herab auf die unverehelichten Frauen, die unter dem Haufen saßen in stiller Scham.

Da setzte Pater Silesius sein Käppchen wieder aufs Haupt, und seine Augen flammten unter den zottigen Brauen, und seine Stimme wurde wie das Gebrüll eines Hirsches.

»Ich habe die Mütter gegrüßt!« schrie er hell über den Haufen der Frauen hinweg. »Aber vernehmt es wohl, ihr Gänse und ihr Kaninchen und ihr geschwollenen Pfauen aus einer ehrsamen Bürgerschaft bunt zusammengewürfeltem Stall: nicht jedes Weib, das Kinder empfängt und gebiert, nenne ich so! Und manche sah ich, die, ohne Manneslieb̈e zu kennen, auf steinigen Wegen gingen und dennoch Mütter waren im heiligsten Sinn!«

Da erschraken die Frauen und sahen einander verständnislos an. Nur über der Stirn von einigen wenigen stand es wie Glanz von oben herab, und ihre Augen grüßten den Pater in demütig verstehendem Dank.

Da wurde Pater Silesius wieder geruhsam, stieg herab von dem Brunnen, setzte sich auf den Rand und begann in einem Tone, in dem man zu Kindern spricht, den Frauen zu reden von dem, was er meinte, und um dessentwegen er sie hatte rufen lassen in seinen mailichen Wald.

»Seht ihr,« sagte er, »Kinder lösen von seinem Schoß ist kein so gewaltiges Ding. Jede Rehgeiß und jede kleine Waldmaus vermag das ebenso gut und besser als ihr.

Kinder säugen und ihres Leibes warten — das ist schon ein besseres Ding, und ich bin der letzte, der die Verdienste euch schmälern wollte, die ihr euch dabei erwerbt. Aber vergeßt es nicht: auch dieses teilt ihr mit jedem Tiere der Welt. Und was ihr da hegt und säugt und heranwachsen laßt, ist immer nur Leib und ein zeitlich beschränktes Gehäus. Das große Mutteropfer aber ist, was hinterher kommt ...

Die große Muttertat ist nicht, den Leib zu bauen und ihn zu heben aus eignem Blut. Es ist, den *Menschen* wecken und ihn sich selber geben und Gott.

Wehe über euch Mütter, die ihr äffisch nichts als Affen erzeugt und erzieht! Heil über euch Frauen, die ihr nur *einem* Menschen zum Weg zu sich selber verhelft!

Nicht von außen wächst's an den Menschen heran. Ihr könnt's ihm nicht umhängen so wie ein gülden Kettlein und wie ein verbrämtes Gewand. Arm müßt ihr werden vor ihm und suchen und graben nach seinem eignen Sinn. In seiner eignen Erde müßt ihr ihn finden und nicht in den Plänen und Wünschen eures Gehirns.

Schwer sind die Zeiten, und unser Volk bedarf der Menschen wie niemals zuvor. Keiner kann sie uns schenken als Mütter, die wissen, daß eine rechte Mutter im Loben und Strafen ein Diener ist am Altar des Herrn und nicht ein Bildner ihres eignen eitlen Wunsches. Mutter sein ist Erlösertat! Merkt es euch wohl! Mutter sein heißt: einen Menschen schälen aus allen Banden und Fesseln, in denen sein eingeborenes heiliges Sein versklavt ist und schreit. Mutter sein heißt ein Gärtner sein, der nicht aus Kohlköpfen Rosenstöcke und umgekehrt zu erpflegen versucht, sondern der weiß, daß allzeit recht ist, *was gut ist in sich*.

Vor solchen Müttern aber nehme ich mein Käpplein allzeit mit Freuden vom Kopf, mögen sie Frauen sein oder helfende Menschen jungfräulichen Standes. Hab' selbst eine solche Mutter gehabt. Segen über sie, tief in die Ewigkeiten hinein, daß sie mir half, den Weg meiner Bestimmung zu gehen!«

Und Pater Silesius kreuzte die Arme über der Brust und blickte strahlenden Auges empor, dorthin, wo zwischen den Spitzen der Tannen ein Stück der blauen Seide des Maihimmels hing.

*

Unter den heimwärts ziehenden Frauen aber ging eine uralte Edelfrau, auf den Arm eines Kindes gestützt, und lächelte leise in sich hinein.

»Sie ist blöde,« sagten die andern Frauen.

»Sie ist seine Mutter,« sagte mit stolz erhobener Stirn das Kind.



Madonna

Mosaik aus den Werkstätten von Puhl & Wagner
Gottfried Heinersdorff in Berlin-Neukölln



Blücherhusaren

# Soldatenstolz — der Traditionswert der Uniform

Von Dr. Martin Lezius

Mit sechs farbigen und sieben schwarzen Bildbeigaben von Herbert Knötel d. J.

Am 8. August 1914 stand das Grenadier-Regiment Kronprinz auf dem Herzogsacker in Königsberg um den Feldaltar, die Regimentsmusik spielte das alte trutzige Lutherlied »Ein feste Burg ist unser Gott«. Nach den Worten des Geistlichen ein Hoch auf den obersten Kriegsherrn, dann kurze Kommandorufe, die Spielleute setzten sich an die Spitze des Bataillons, und unter den Klängen des Preußenmarsches ging es durch die Stadt, in der uns wehmütig von der Einwohnerschaft ein Lebewohl zugerufen wurde. Tücher flatterten durch die Luft, und blonde ostpreußische Mädel warfen uns Blumen zu.

Ich sah nicht viel davon, vor mir marschierte der Fahnenträger, ich sah nur den Preußenaar, der wiederum seine Schwingen ausbreitete zu neuem Fluge. Meine Gedanken waren nicht Abschied, Abschied vom Leben und allem Schönen, was mir die Welt vielleicht noch bieten konnte. Unwillkürlich mußte ich daran denken, wie oft schon im Laufe der Zeiten das fast dreihundert Jahre alte Regiment seine Garnison verlassen hatte, um fern der Heimat seine Pflicht zu tun. Es gab wohl keinen Kriegsschauplatz in Europa, auf dem nicht seine Fahnen geweht hatten. Gegen Türken, Schweden, Österreicher, Russen und Franzosen war es zu Felde gezogen; Rathenow, Slankamen, Peterwardein und Belgrad, Cassano und Turin, Oudenaarde und Malplaquet, Hohenfriedeberg, Soor, Groß-Jägerndorf und Zorndorf, Pr.-Eylau, die Wasser der Katzbach und die Gefilde bei Leipzig, Königgrätz und die Schlachtfelder der Jahre

1870/71 waren die Marksteine seiner Geschichte. Die alten Fahnen jedoch, zunächst mit dem roten kurbrandenburgischen, später mit dem preußischen schwarzen Adler geziert, die hatte die Zeit zerfressen und in Staub zerfallen lassen, oder sie waren von Kugeln zerschossen und zerfetzt worden, aber ewig jung war der Ruhm des Regiments und sein Stolz, daß nie eine Fahne, und wenn es auch noch so böse und schlimm hergegangen, in Feindeshand gefallen war.

So waren wir, die jetzt vom Herzogsacker nach dem Bahnhof marschierten, die Hüter des heiligen Vermächtnisses unsrer längst zur großen Armee versammelten Kameraden. Wir waren überzeugt, daß wir in diesem Kriege nicht mehr viel an Ehr' und Ansehen gewinnen, wohl aber alles verlieren konnten. Und auf einmal verstand ich den Ausspruch des Großen Königs, der da lautete, der Soldat habe seine Offiziere mehr zu fürchten als den Feind. Ähnlich hatte Bismarck den idealen Typus des preußischen Offiziers charakterisiert, der dem sicheren Tod im Dienste mit dem einfachen Worte »Zu Befehl!« selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod fürchtet. Die gleichen Empfindungen beseelten uns, den Russen fürchteten wir nicht, aber doch nagte die bange Sorge in unserm Inneren, ob die Nerven aushalten würden, wenn es zum erstenmal ins Feuer gehe. Und konnte nicht auch die unüberlegte Handlung oder eine Unterlassung den Ruhm des Regiments auf das schwerste gefährden? Die Truppe war zwar in der Hand der Offiziere, und diese für ihre Leute verantwortlich, aber auf die Truppe fiel ein Versagen der Führer zurück. Die bösen Tage nach Jena hatten gezeigt, wie makellose Regimenter durch das Verhalten ihrer Vorgesetzten um Ehre und Reputation gekommen waren. Sollte unserm Regiment etwa ein ähnliches Schicksal beschieden sein? Nun, die braven Kronprinzer haben, wie es ja auch gar nicht anders zu erwarten war, bis zum bitteren Ende durchgehalten. Am 25. Oktober 1918, also wenige Tage vor der Revolution, sah der Kronprinz sein Regiment zum letztenmal. In seinem Erinnerungsbuche schreibt er über das Zusammentreffen: »Allen waren die schweren Kämpfe der letzten Monate nur zu deutlich anzusehen. Die Uniformen zerrissen — kaum noch die Abzeichen zu erkennen —, die Gesichter oft erschreckend mager: und dennoch leuchtende Augen und eine stolze, selbstbewußte Haltung. Sie wußten, daß ich ihnen vertraute und daß sie mich noch nie im Stich gelassen hatten. — Mein Grenadierregiment Kronprinz bei Seraincourt — es war die letzte Truppe, die ich mit Hurra und mit leuchtenden Augen in den Kampf ziehen sah. Liebe, liebe treue Jungens ...!«




Preußischer Husar im Siebenjährigen Kriege (Straßenanzug)

Was hier an dem Beispiel eines Regiments geschildert ist, traf in gleichem Maße auf alle alten Regimenter der deutschen Armee zu. Die neu errichteten Truppenteile empfanden es auf das schmerzlichste, daß es ihnen noch nicht vergönnt war, mit dabeigewesen zu sein, wo Geschichte gemacht wurde, um dadurch selbst zu einer Geschichte, zu Traditionen, die ihnen Vorbild und Wegweiser sein konnten, zu kommen. Sie schwebten gewissermaßen in der Luft, es fehlte ihnen die feste Grundlage, auf der sie fußen und weiterbauen konnten. Das beste Beispiel hierfür sind wohl die um die Jahrhundertwende errichteten Jäger-Regimenter zu Pferde. Sie waren mit die schmuckste Truppe, die man sich denken konnte. Aber in unserm Inneren klang eine verwandte Saite nicht mit, wenn man ihrer ansichtig wurde oder wenn man von ihnen sprach. Bei den Husaren dachte man an »Zieten aus dem Busch« und den alten Marschall Vorwärts mit seiner jugendlichen Feuerseele, bei den Dragonern an den Großen Kurfürsten und seinen Ritt vom Rhein zum Rhin und an die siegestolle Attacke

von Hohenfriedeberg. Kam die Rede auf die Kürassiere, so erinnerte man sich, wie der sechsunddreißigjährige Generalmajor von Seydlitz mit seinen Schwadronen die »ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen« bei Roßbach zum Laufen brachte, und freute sich der markigen Worte des Oberstleutnants Dietrich Wilhelm von Wakenitz in der Schlacht bei Zorndorf: »Ich halte eine Schlacht nicht für verloren, in der die Gardedukorps des Königs noch nicht attackiert hat. Ich attackiere!« Und die Ulanen? Zwar eine verhältnismäßig noch junge Truppe, aber ihr Name hatte einen bösen Klang in den Ohren eines jeden Franzosen, auch führten sie vom Feldzuge 1870/71 her den Ehrentitel »Die Augen des Heeres«. Gewandte Patrouillenreiter, die wertvolle Meldungen brachten, aber auch, wie der Tag von Vionville zeigte, todesmutige Attacke reiten konnten.



Feldinfanterie-Offizier und Offizier des 1. Bataillons Garde

Kein Wunder, daß bei Beginn des Weltkrieges besonders unter den traditionslosen Regimentern ein brennender Ehrgeiz herrschte, es den alten, in vielen Kämpfen erprobten Truppenteilen gleichzutun. Diesen Ehrgeiz zu befriedigen, wurde ihnen während des Weltkrieges reichlich Gelegenheit geboten, manches Regiment mit der so häufig bespöttelten »hohen Hausnummer« hat einen Kriegsruhm erworben, der vor dem der alten Regimenter in nichts zurücksteht. Ja, gerade zwei junge Regimenter wurden wegen ihres besonders tapferen Verhaltens für würdig erachtet, die Namen unsrer bedeutendsten Heerführer ihrem bisherigen hinzuzufügen. Es sind dies das Danziger Infanterie-Regiment Generalfeldmarschall von Mackensen Nr. 128 und das zweite masurische Infanterie-Regiment Generalfeldmarschall von Hindenburg Nr. 147. Auch das fünfte Garde- und fünfte Garde-Grenadier-Regiment, die zur dritten Garde-Infanterie-Division gehörten, seien hier genannt. Unter Führung ihres Kommandeurs, des Generalleutnants Litzmann, brach sie am 23. November 1914 durch die russischen Linien nach Brzeziny durch, und ihr schneidiges Draufgehen ermöglichte dem eingeschlossenen fünfundzwanzigsten Reserve-Armeekorps die Rettung aus der erdrückenden und todbringenden Umklammerung. »Eine der schönsten Waffentaten des Feldzuges« nannte der Generalstabsbericht den Durchbruch.

Die vielen bei Ausbruch des Krieges errichteten Formationen, vor allem der Reserve und Landwehr, wurden nach seiner Beendigung wieder aufgelöst. Wiederholt rühmte der Heeresbericht ihre todesmutige Tapferkeit, in den Kämpfen um Dixmuiden griffen die Freiwilligen-Regimenter mit dem Gesang »Deutschland, Deutschland über alles« an, bei Lodz und in der masurischen Winterschlacht schlugen sie sich mit Auszeichnung. Später verwischte sich der Unterschied zwischen aktiven und Reserve-Formationen immer mehr, die lange Feldzugserfahrung machte sie den aktiven durchaus gleichwertig. Es ist bedauerlich, daß ihre Traditionen nicht auch von der Reichswehr übernommen werden konnten; jetzt sind es lediglich die kameradschaftlichen Vereinigungen, die das auf sie überkommene Erbe zu wahren haben.

Die Truppe, besonders die Kompanie, wurde halb im Scherz, aber deshalb doch nicht mit Unrecht häufig eine Familie genannt. Man dachte dabei hauptsächlich nur an die kleinen Sorgen und Ereignisse des Alltags, an den gerechten, mitunter aber auch strafenden Vater, den Hauptmann, und an die treusorgende, manchmal recht energische und durchgreifende Mutter, den Feldwebel. Aber wenn man dem Begriff der Familie nur diesen Sinn unterlegt, so ist er zu eng gezogen, der Weltkrieg hat es mit sich gebracht, daß die Zugehörigkeit zu einem kampferprobten Regiment für den Einzelnen dieselbe Bedeutung hat wie früher die zu einem alten, waffenfrohen Adelsgeschlecht, das sich stolz seiner Vorfahren und ihrer Taten rühmte. So erzählt der märkische Junker Friedrich August Ludwig von der Marwitz in seinen Erinnerungen, sein Geschlecht zu sein, deren Taten mit ehernen Lettern in das Buch unsrer vaterländischen Geschichte verzeichnet sind. So entstand ein neuer Schwertadel, und der ehemalige Leiber, Kronprinzer oder Hindenburger und der frühere Kampfflieger, der mit Richthofen und Boelcke zusammen Franzosen und Engländer gehetzt oder mit dem Bombengeschwader Brandenburg zu wiederholten Malen über London und Paris gewesen, ein jeder ist genau so stolz auf die Taten seines Regiments wie ein Marwitz, Bismarck und Rohr auf die seiner Vorfahren.

Aber nicht nur auf die augenblicklichen oder ehemaligen Angehörigen des Regiments blieb dieses Gefühl des Verbundenseins, der engeren Zusammengehörigkeit beschränkt. Besonders in den kleinen Kavalleriegarnisonen des platten Landes nahmen die Einwohner lebhaften An-



Infanterie der Kaisergarde

habe dem Vaterlande einige hundert Offiziere und sieben Generale gegeben, zu denen er der achte sei; Bismarck erinnerte sich mit Vorliebe seines Urgroßvaters August Friedrich, der für Mollwitz den Pour le mérite erhielt und einen seligen Reitertod an der Spitze der Ansbach-Bayreuther bei Czaslau fand. Auch sprach er gern von den sieben Bismarcks, die in den Freiheitskrieg gezogen waren und von denen drei fielen, vier aber mit dem Eisernen Kreuz zurückkehrten. Und von einem andern märkischen Geschlecht heißt es:

Bei Leuthen, Lipa, Leipzig,
An der Katzbach und an der Schlei,
Von Fehrbellin bis Sedan —
Ein Rohr war immer dabei!

Das gleiche konnten viele Regimenter unsrer alten, nun dahingegangenen Armee von sich sagen. Immer mehr nahmen sie einen geschlechterartigen Charakter an, und man legte Wert darauf, Mitglied einer ritterlichen Gemeinschaft teil an den Geschicken »ihres« Regiments. Ein eingeborener, echter Rathenower dachte und fühlte wie ein Zietenhusar, wenn er auch nie die rote Attila getragen hatte. Und selbst nach dem Novemberumsturz druckten »militärfromme« Stadtverwaltungen Notgeld mit Darstellungen aus der Geschichte der Truppenteile, die einst in besseren Tagen dort in Garnison gelegen hatten, ein Beweis, wie eng das Regiment mit der Bürgerschaft verwachsen war.

Jeder Herrscher, der sich nicht nur als oberster Kriegsherr seines Heeres fühlte, sondern selbst ein wahrhafter Kriegsmann war, erkannte den Wert der Tradition für den Geist der Truppe und ließ es sich angelegen sein, sie in jeder Beziehung zu pflegen. Zu bewährten Regimentern trat er in ein näheres Verhältnis, er machte sich zum Chef des Truppenteils und diesen selbst zum Garde- oder Hausregiment, dem die persönliche Sicherheit des Fürsten anvertraut war. Auf diese Weise wurde mit dem Geist des Füh-




Preußische Infanterie bis 1813

rers die Truppe selbst erfüllt, sie glaubte sich durch ein besonderes Treuverhältnis dem Landesherrn verpflichtet und zu ihm gehörig.

Erstes Bataillon Garde, Parad' oder Schlacht
Ihm wenig »Differenzen« macht,
Ob in Potsdam sie trommelnd auf Wache ziehn,
Ob sie stehen und fallen bei Kolin,
Ob Patronenverknattern, ob Kugelpfiff,
Immer derselbe feste Griff,
Dieselbe Ruh'. Jede Miene drückt aus:
»Ich gehör' zur Familie, bin mit vom Haus.«

Selbstverständlich genoß die Truppe, die in einem solchen nahen Verhältnis zum Herrscher stand, ein hohes Ansehen, denn der Landesherr war persönlich nicht nur der erste Offizier seines Garderegiments, gewissermaßen primus inter pares, der allen Offizieren kameradschaftlich entgegentrat. Auch im Äußeren wurde dies unterstrichen: derselbe Rock, dieselbe Stickerei, das gleiche Portepee (Abbild. S. 491). Die vornehmsten Familien des Landes legten deshalb hohen Wert darauf, daß die Offiziersstellen mit




Preußische und deutsche Infanterie

ihren Angehörigen besetzt wurden. Aber auch das Regiment selbst genoß innerhalb der Armee eine bevorzugte Sonderstellung. Im ersten Bataillon Garde hatte jeder Mann Unteroffiziersrang, der Dienst der Leutnants wurde von Kapitänen, wie die Hauptleute damals genannt wurden, der der Kompaniechefs von Stabsoffizieren versehen. Das Bataillon selbst führte ein General; auch das Erste Garde-Regiment zu Fuß, das aus dem Ersten Bataillon Garde hervorgegangen war, hatte als letzten Friedenskommandeur einen Kommandeur in Generalsstellung, der einzige Fall in der deutschen Armee.

Als hohe Auszeichnung galt es, in die Trabantengarde Karls 12. aufgenommen zu werden. Sie bestand ausschließlich aus Offizieren, war also keineswegs nur eine Paradetruppe, sie wurde nicht geschont, sondern in besonders verzweifelten Lagen, geradeso wie die Garden Napoleons 1., eingesetzt. Die bevorzugte Behandlung, die dieser 1812 auf dem Rückzuge von Moskau seinen Garden zukommen ließ, hatte bei ihnen ein an Hochmut grenzendes Selbstgefühl geschaffen. Wer nicht in Ägypten gewesen oder mindestens bei Marengo mitgefochten hatte, galt nicht als vollwertig, hatte auch nicht mitzureden, wenn die andern von ihren Kriegserlebnissen erzählten. Uniformgeschichtlich interessant ist es auch, daß die Garden bis zum Ende Napoleons ihre Uniform aus der Konsularzeit unverändert beibehielten; mit ihrem Zopf, dem Zeichen des ancien régime, wirkten sie fast wie ein Anachronismus (Abbild. S. 492). In den Guiden hatte sich Napoleon eine eigenartige Leibgarde geschaffen. Sie rekrutierte sich ausschließlich aus Unteroffizieren der gesamten Armee, die sich hervorragend ausgezeichnet hatten, ihre Offiziere bekleideten, ebenso wie beim preußischen Ersten Bataillon Garde, einen um eine Stufe höheren Rang. Auffällig ist es, daß wirklich große Feldherren, obgleich sie ihre Trabanten oder Garden durch eine sehr reiche und schmuckvolle Uniform auszeichneten, stets ein einfaches und unscheinbares Kleid bevorzugt haben. Gerade durch die Einfachheit wirkte die Größe ihrer überragenden Erscheinung unter der Farbenpracht der sie umgebenden Regimenter um so mehr. Bescheiden und schlicht gaben sie sich, so Karl 12., zwar ein Trotzkopf, aber Soldat vom Scheitel bis zur Zeh', stets in einen einfachen blauen Soldatenrock gekleidet, so Friedrich der Große, der im Siebenjährigen Kriege nur den Interimsrock ohne Stickerei seines Ersten Bataillons Garde trug, und Napoleon 1., von dem die kleine Dienstuniform der Garde-Chasseurs (seiner Guiden) bevorzugt wurde. Aber auch Blücher mit seiner Schirmmütze und seinem großen Radmantel machte einen schlichten Eindruck. Man denke dagegen an den Schwager Napoleons 1., Murat, der sich wie ein Zirkusreiter aufdonnerte.



Französische Husaren unter Napoleon 1.

Die in dieser Weise ausgezeichneten Garden wurden selbstverständlich in der gesamten Armee beneidet. Ihre Sonderstellung wirkte anfeuernd auf die andern Truppenteile, vielleicht gelang es ihnen, die Zufriedenheit ihres Herrschers zu erringen und als vollwertig mit den Garden angesehen zu werden. Zunächst wurde der Einzelne, vor allem der Kommandeur des Regiments, belobt, sei es durch Verleihung einer Ordensdekoration oder durch Beförderung, aber man konnte auch nicht umhin, dem ganzen Truppenteil eine Ehrung zukommen zu lassen. Hierzu gehörte u. a. das Recht, Eingaben unmittelbar an den König zu richten oder den Grenadiermarsch zu schlagen. Das preußische Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8 durfte gleich den Garde-Regimentern seine Fahnen stets allein in das Königliche Palais bringen. Aber auch durch Abzeichen, die sonst nur von der Garde getragen wurden, suchte man das Ansehen des Truppenteils zu heben. So erfreute sich das Regiment Grenadiere zu Pferde, das der Sohn des alten Derfflinger 1704 errichtet hatte, der be-

sonderen Gunst Friedrich Wilhelms 1. Er hatte als Kronprinz dessen Tapferkeit am blutigen Tage von Malplaquet (11. September 1709) bewundern gelernt, er verlieh ihm als Besonderheit statt des Dragonerhutes die Füsiliermütze mit dem Gardestern, der auch auf der Kartuschentasche getragen wurde. Aber fast wäre durch die Schuld des Regiments in der unglücklichen Affäre bei Baumgarten der junge König Friedrich in Feindeshand gefallen; auch in der wenige Wochen darauf stattfindenden Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741) versagte es, wenn auch sein Chef, der Generalleutnant Graf von der Schulenburg, den Heldentod fand. Der König war sehr ungnädig; sein Wort, die Kavallerie wäre nicht wert, daß sie der Teufel hole, ist bekannt. Das Regiment verlor seinen Namen Grenadiere zu Pferde, es wurde in die Dragoner-Regimenter 3 und 4 aufgeteilt, und die Füsiliermütze mußte abgelegt werden. Erst am 22. März 1897, am Tage der hundertsten Wiederkehr des Geburtstages des alten Kaisers, erhielt das Regiment seinen früheren Namen wieder, an die Füsiliermütze erinnerte noch die gleichzeitig verliehene kleine flammende Granate an der Helmrosette, die auch die frühere friderizianische Kopfbedeckung geschmückt hatte. Viele abfällige Bemerkungen hat man vor dem Weltkriege über derartige Uniformveränderungen gemacht. Aber wer nur einen Funken soldatischen Geistes in sich verspürt, wird leicht ermessen können, welche Bedeutung eine solche Wiederverleihung für den inneren Wert einer Truppe hatte und welcher Ansporn für sie in einer derartigen Ehrung lag.



Offizier der Belling-Husaren 1758
und Offizier der Blücher-Husaren 1914

Der Verlust einer Auszeichnung galt als schlimmste Strafe, die einen Truppenteil treffen konnte. Drohte doch der große König in seiner berühmten Ansprache vor der Schlacht bei Leuthen, daß er dem Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfange, die Fahne und die Säbel nehmen, ihm die Borten von der Montierung abschneiden lassen werde. In dieser Weise war das Regiment Bernburg wegen seines Verhaltens bei der Belagerung von Dresden bestraft worden. Nach dem Siege von Liegnitz ritt der König zu dem Regiment, das sich, um die Scharte auszuwetzen, vorzüglich geschlagen hatte, und rief den Soldaten freundlich zu: »Kinder, ich dank' euch, ihr habt eure Sache brav gemacht, sehr brav! Ihr sollt alles wiederhaben, alles!« Der Flügelmann der Leibkompanie, ein alter Graukopf, trat, wie die Überlieferung besagt, bei diesen Worten aus dem Gliede gegen den König vor und sagte: »Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen. Ew. Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König?« Der König klopfte dem Sprecher gerührt auf die Schulter und antwortete, indem ihm die Tränen in die Augen traten: »Es ist alles vergeben und vergessen, aber den heutigen Tag werde ich euch gewiß nicht vergessen.« Man muß bei diesem Vorfall berücksichtigen, daß es sich um eine Söldnertruppe handelte, nicht um ein Volksheer mit allgemeiner Wehrpflicht, die die Verteidigung des Vaterlandes als vornehmste Pflicht von jedem waffenfähigen Staatsbürger fordert. Trotzdem hatte der König durch die Art der Behandlung, durch das weise Maßhalten bei

Strafe und Belohnung es verstanden, in diesen Leuten soldatisches Ehrgefühl zu erwecken, sie empfanden den Verlust ihrer Ehrenzeichen als schwerste Schande und setzten Leben und Blut daran, wieder in den Besitz der alten Auszeichnungen zu kommen. Es war nicht nur lediglich der Korporalstock oder das Spießrutenlaufen, das die Leute bestimmte, ihr »devoir« zu tun.

Um die Erinnerung an die siegreichen Waffentaten der Regimenter wachzuhalten, wurden die Namen der größeren Schlachten in Beziehung zur Uniform gebracht. In Frankreich wurden sie in die Fahnen gestickt, in Sachsen trug man in der napoleonischen Zeit sogenannte Bataillebänder als Helmzier, auch in Preußen ahmte man dieses Beispiel nach. So erhielten diejenigen Regimenter, deren Stammtruppenteile an der erfolgreichen Verteidigung Kolbergs teilgenommen, als Helmzier ein Band mit der Inschrift »Kolberg 1807«, diese Auszeichnung wurde vom Kolbergischen Grenadier-Regiment Graf Gneisenau Nr. 9 und von einigen Batterien und Kompanien verschiedener Feld- und Fußartillerie-Regimenter getragen. Die Grenadier-Regimenter Nr. 1 und Nr. 4 hatten als Helmzierat die Jahreszahlen ihrer Gründung, dort 1655, hier 1626, auch waren diese auf dem Degenschild der Offiziere angebracht. Die Königs-Grenadiere Nr. 7 hatten als Erinnerung an ihren Chef, den alten Kaiser Wilhelm, dessen Geburtstagsdatum, den »22. März 1797«, auf dem Helmband. Die Stammtruppenteile der fünften und sechsten Kompanie des Füsilier-Regiments Nr. 33 und das erste und zweite Bataillon des Füsilier-Regiments Nr. 34 wurden aus schwedischen Diensten in preußische übernommen. An diesen Umstand erinnert das ihnen verliehene Band auf dem Helmadler: »Für Auszeichnung des vormalig Königl. Schwedischen Leibregments Königin«. Viel beneidet in der Armee waren auch die ledernen Faustriemen der siebten und achten Kompanie des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments, die der Stammtruppenteil der Alexander für die blutige Schlacht bei Cassano (1705) erhalten hatte.

Eine besondere Ehrung wurde im Zweiten Schlesischen Kriege dem Dragoner-Regiment Bayreuth zuteil. Durch sein rechtzeitiges Eingreifen war die Schlacht bei Hohenfriedeberg zugunsten Friedrichs entschieden worden. Wie die Windsbraut war es unter Führung des Grafen Geßler und seines Kommandeurs Otto Martin von Schwerin, beide weit vor der Front und allen sichtbar, in die feindlichen Reihen eingebrochen. Dem Angriff des einen preußischen Reiter-Regiments erlagen zwanzig österreichische Bataillone; nur 1500 Pferde stark, brachte es 2500 Gefangene ein und erbeutete 67 Fahnen bei einem eignen Verlust von nur 88 Mann. In einem Gnadenbriefe sprach der König dem Regiment seine Anerkennung aus und gestattete ihm, den Kürassiermarsch zu schlagen und im Regimentssiegel die eroberten Kanonen und Fahnen zu führen. Auffällig an diesem Erlaß ist die Tatsache, daß der König dem Dragoner-Regiment Bayreuth den Kürassiermarsch (den so berühmten Hohenfriedberger Marsch) verlieh. Unter dem Großen Kurfürsten waren die Dragoner die bevorzugte Waffe gewesen, mit denen er die Schlacht bei Fehrbellin schlug, doch hatte unter seinen Nachfolgern diese Wertschätzung nachgelassen und war auf die Reiter-Regimenter zu Pferde, wie die Kürassier-Regimenter zunächst hießen, übergegangen. Die Bayreuther hatten aber nun bei Hohenfriedeberg das Ansehen der Dragoner wiederhergestellt, von diesem Tage ab galten beide als gleichwertig. Zur Erinnerung an diese Waffentat führte das Kürassier-Regiment Königin Nr. 2, das aus den Ansbach-Bayreuthern hervorgegangen, am Helm das Datum des Tages von Hohenfriedeberg, auch wurden ihm Brustschilder, wie sie von den friderizianischen Offizieren getragen wurden, verliehen; sie zeigen, ähnlich wie das Regimentssiegel, den preußischen Adler und die Trophäen von Hohenfriedeberg.

Ebenfalls ein alterprobter Truppenteil, dessen Gründung noch in die kurbrandenburgische Zeit fällt, war das Brandenburgische Dragoner-Regiment Nr. 2. Mit Auszeichnung focht es bei Oudenarde, wo es zwei Kesselpauken eroberte, die es hinfort mit Stolz führte. Die Normann-Dragoner, wie sie nach ihrem Chef während des Siebenjährigen Krieges hießen, waren eins der besten Kavallerie-Regimenter der friderizianischen Reiterei; bei Prag, Kolin, Leuthen, Zorndorf, Hochkirch, Liegnitz und Torgau taten sie sich hervor. Als einziges Regiment der Armee hatten sie als Auszeichnung an der Feldmütze einen kleinen fliegenden Adler, Offiziere und Wachtmeister führten als Erinnerung an die Freiheitskriege französische Chasseursäbel, die von 1815 bis 1852 das ganze Regiment getragen hatte. Kurz vor dem Weltkriege wurde ihnen noch als Helmzier das kurbrandenburgische Wappen, der Kurhut mit dem Zepter im Felde, ein Erinnerungszeichen an die Zeit der Gründung des Regiments, verliehen.

In großzügiger Weise wurde auch das Andenken der Königlich Hannoverschen Armee im preußischen Heere aufrechterhalten. Die preußischen Regimenter, die nach 1866 die ehemaligen hannoverschen Soldaten aufgenommen hatten, übernahmen auch die Traditionen der hannoverschen Truppenteile. So kam es, daß in der preußischen Armee Helmbänder mit uns seltsam klingenden Namen getragen wurden: Peninsula, Venta del Pozo, Garzia Hernandez, El Bodon, Barossa. In Spanien hatten die Hannoveraner als Königlich Deutsche Legion (King's German



Braunschweiger Infanterist

Legion) im englischen Solde gegen Napoleon gefochten und sich unsterblichen Ruhm erworben. Auch das braunschweigische Kontingent (Abbild. S. 497), bekannt als »die Schwarze Schar« des Herzogs von Braunschweig-Oels, war von England in Sold genommen worden und focht auf dem gleichen Kriegsschauplatz, die braunschweigischen Husaren kamen sogar bis nach Sizilien und trugen deshalb über dem Totenkopf auch die Inschrift mit dem Namen dieser Insel. Das gleiche gilt vom früheren Zweiten Nassauischen Infanterie-Regiment 88, auf dessen Helmband die uns ebenfalls fremd anmutende Bezeichnung »Mesa de Ibor Medellin« sich befand. Wenn wir jedoch vollends die Gefechtskalender der kurhessischen Stammtruppen (die ehemaligen Regimenter 80, 81, 82 und Jäger-Bataillon 11) durchblättern, so fühlen wir uns in unsre Kind-

heit zurückversetzt, als wir Lederstrumpfgeschichten lasen. Finden wir doch dort die Gefechtsdaten New York Island, White Plains, Fort Washington, Woodbridge, Quibbletown, Germantown, Brandy-Wine, French Creek, Sturm auf Ford Reedbank, Stony Point, Zug nach West-Chester-County, Tarritown, Connecticut, Horse Neck usf. Es war die Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, und die kleinen Duodezfürsten ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, mit dem Leben ihrer Landeskinder schamlosen Menschenschacher zu treiben, der ihnen Geld für ihre dem Versailler Vorbild nachgeäffte Hofhaltung brachte. »Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant« heißt es in einem Soldatenliede, das zu dieser Zeit entstand. Ihren literarischen Niederschlag hat die damalige Stimmung in Schillers »Kabale und Liebe« gefunden, aus der die ganze Empörung des Bürgers über das schändliche Verhalten dieser Miniaturtyrannen uns entgegenschlägt.

Die bekannteste Auszeichnung, die den hannoverschen Truppen zuteil wurde, war wohl das blaue Gibraltarband. König Georg 3. von England, der zugleich Kurfürst von Hannover war, hatte drei Bataillone aus der Heimat nach Gibraltar abtransportieren lassen, um die nach Nordamerika gezogenen englischen Besatzungstruppen dieses Felsennestes zu ersetzen. Die Festung wurde, da auch die Spanier im Kriege mit England lagen, von diesen auf das energischste berannt, doch konnte sich die Besatzung bis zum Frieden, das heißt über dreieinhalb Jahre lang, der Feinde erwehren. Zur Erinnerung und als Belohnung für diese glänzende Waffentat erhielten vom englischen König die fortdienenden Mannschaften und Unteroffiziere ein blaues Band mit dem Namen »Gibraltar«, das auf dem rechten Ärmel der Montierung getragen wurde. Auf diese Auszeichnung griff Kaiser Wilhelm 2. zurück, als er preußischen Truppenteilen (Inf.-Reg. 73 und 79, Jäger-Bat. 10) die Tradition der Gibraltarbataillone übertrug und ihnen auch das blaue Band wieder verlieh. Dem landsmännischen, heimattreuen Empfinden und Denken der Hannoveraner kam er dadurch im weitesten Maße entgegen, was auch von welfischer Seite dankbar anerkannt wurde. Geschichtlich lehrreich ist es, daß lediglich letzten Endes der deutschen Tapferkeit England seinen beherrschenden Stützpunkt an der Pforte des Mittelmeeres verdankt; es hat eben stets verstanden, andre Völker und Stämme für seine eignen Interessen auszunutzen. Die Beschäftigung mit der Uniformkunde, die vielen als eine oberflächliche Spielerei, als ein Hang zu Äußerlichkeiten erscheint, hat also auch eine sehr ernste Seite, sie gibt uns manchen Aufschluß und Hinweis zum Verständnis unsrer geschichtlichen und politischen Entwicklung. Wenn nach hundert und mehr Jahren die traurige Zeit, die auf den Novemberumsturz folgte, längst vergessen sein wird, erinnert vielleicht ein Wikingerschiff an der Uniform eines deutschen Regiments daran, wie kampferprobte, disziplinierte Männer am Nordseegestade sich unter energischer Führung zusammenfanden, Berlin und München von dem Roten Schrecken befreiten und allmählich in ganz Deutschland Ordnung schafften.


Schwedische Artillerie 1813

Aber auch in andern Heeren suchte man die Erinnerung an Vergangenes in ähnlicher Weise festzuhalten. Vor Begründung der stehenden Heere machte die große Buntscheckigkeit der Uniformen allgemeine Erkennungszeichen notwendig. So hatten in der dreitägigen Schlacht bei Warschau vom 18. bis 20. Juli 1656 die Brandenburger Eichenzweige, die Schweden Strohwische an den Hüten. Noch heute trägt aus diesem Anlaß das schwedische Lif Regementets Grenadier Corps Strohkokarden

an der Kopfbedeckung. Eine besonders interessante Überlieferung wurde in Rußland gepflegt. Mit das tapferste Regiment der russischen Armee waren die Pawlowschen Grenadiere, bei denen eine Grenadiermütze nach preußischem Modell eingeführt worden war. Die alten zerschossenen Mützenbleche jedoch wurden, so zahlreiche Kugelspuren sie auch aufwiesen, nicht durch neue ersetzt, sie vererbten sich weiter. Es war der größte Stolz des Regiments, mit diesen leibhaftigen Zeugen so mancher Ruhmestat bei feierlichen Anlässen paradieren zu dürfen.



Artillerist der batavischen Republik

Einen eigenartigen Gnadenbeweis erhielt für die Schlacht bei Kolin das k. u. k. 14. Dragoner-Regiment, damals nach seinem Chef Fürst de Ligne genannt und hauptsächlich aus jungen, noch unbärtigen Leuten rekrutiert. Der Kommandeur, Oberst Comte de Thiennes, begab sich, als die Schlacht eine ungünstige Wendung für die Österreicher zu nehmen schien, zum Feldmarschall Daun, um die Erlaubnis zur Attacke zu erbitten, doch er wurde unwirsch abgefertigt: »Mit Ihren Milchbärten werden Sie auch keine großen Sachen ausrichten.« Als das Regiment dann später zum Einhauen kam, bewies es, daß es dieses Mißtrauen nicht verdient hatte. Bis zum Zusammenbruch der österreichischen Monarchie besaß es das Vorrecht, keinen Schnurrbart zu tragen, der bei den andern Reiterregimentern lange Zeit Vorschrift war; dieses Privilegium wurde, als die Bartfreiheit im österreichischen Heere eingeführt wurde, vom Kaiser Franz Joseph unter dem 26. August 1875 ausdrücklich erneuert. Zuletzt führte das Regiment den Namen Fürst Windisch-Grätz.

Mit besonderer Vorliebe hielt man auch an den einmal eingeführten unterscheidenden Farben der Uniform fest. Das älteste Reiterregiment der preußischen Armee, Leib-Kürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schles.) Nr. 1, wurde im Jahre 1646 als churbrandenburgische Dragoner-Leibguardie begründet. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts in ein Reiterregiment zu Pferde (d. h. Kürassier-Regt.) umbenannt, erhielt es für seine Uniform einen schwarzen Besatzstreifen den es bis zum Kriegsausbruch 1914 beibehalten hat. Auch an der Felduniform war ein schwarzer Streifen das charakteristische Erkennungszeichen der schlesischen Kürassiere. Das gleiche gilt von den schon erwähnten Normann- und Bayreuth-Dragonern, auch von den Grenadieren zu Pferde und andern, die ihre ursprünglichen Besatzfarben dunkelkarmesin, schwarz und pfirsichblüten bis zur Überführung in die Reichswehr trugen. Auch die Totenkopfhusaren (Regt. 1 und 2) in Danzig — sie trugen den Totenkopf, weil zu ihrer ersten Einkleidung der mit Totenköpfen verzierte Stoff benutzt wurde, der bei der Aufbahrung der Leiche Friedrich Wilhelms 1. als Saaldekoration im Kgl. Schloß zu Berlin gedient hatte — waren stets schwarz gekleidet; besonders ins Auge fallend ist die Zähigkeit. mit der man an der alten Farbe festhielt, bei der Uniformierung des Husaren-Regts. Nr. 4 Die Abbildung auf S. 495 zeigt Husaren des genannten Regiments zur Zeit Friedrichs des Großen, während der Befreiungskriege und die bis 1914 getragene Friedensuniform. An das berühmte friderizianische Kürassier-Regiment, die Gens d'armes, erinnerten die roten Kragen am blauen Koller und an den Offiziersüberröcken der brandenburgischen Kürassiere Nr. 6, während von ihnen als Schabracke die des ebenfalls sehr bewährten Kürassier-Regiments von Quitzow weitergetragen wurde. Der silberne Beschlag und die weißen Litzen des Ersten Bataillons Garde wurden auch vom Ersten Garde-Regiment zu Fuß übernommen, beim Grenadier-Regiment Kronprinz Nr. 1 war bis zur Reorganisation der preußischen Armee im Jahre 1808 die unterste Rocklitze von bordeauroter Farbe, wie die Abbildung auf S. 492 deutlich

zeigt. Auf die Wiedergabe von Uniformen dieses Regiments aus der kurbrandenburgischen Zeit wurde verzichtet, da die Quellen hierüber sehr spärlich fließen und die bisherigen Darstellungen sehr ungenau und in keiner Weise historisch verbürgt sind.

Nicht uninteressant ist die Uniformierungsgeschichte des Blücher-Husaren-Regts. Nr. 5 (Abbild. S. 489). Es wurde im Jahre 1758 als Belling-Husaren-Regiment begründet und trug schwarze Dolmans mit grünen Schnüren, die Mannschaften hatten an der Flügelmütze in Stickerei ein liegendes Skelett mit Sanduhr und der Umschrift »Vincere aut mori!« Im Gegensatz zu den Totenköpfen hießen sie deshalb »Der ganze Tod«. In dieser Uniform holten sie sich mitten aus den Feinden heraus ihren späteren Kommandeur und Chef, den 17jährigen schwedischen Standartenjunker Leberecht von Blücher. Im Jahre 1764 mußten sie jedoch den schwarzen Dolman ausziehen und erhielten dafür die Uniform des bei Maxen in Gefangenschaft geratenen und deshalb aufgelösten Gersdorffschen Regiments, die kirschrote Farbe mit weißer Beschnürung (Schoitasch) hatte. Bei der Reorganisation der Armee nach dem unglücklichen Kriege 1806 befahl im Juni 1809 der König, daß das Regiment die Uniform des Schillschen Husaren-Regiments (dunkelblaue Pelze und Dolman mit gelben Schnüren, rotem Kragen und Aufschlägen) übernehmen sollte. Blücher fühlte sich durch den bevorstehenden Verlust des roten Dolmans, den seine Husaren stets mit Auszeichnung getragen hatten, und durch die Einführung der Schillschen Uniform tief gekränkt. Nach dem Untergang Schills und dem Übertritt der Reste seines Husaren-Regiments auf preußisches Gebiet schrieb er unmutig an Gneisenau: »Sollte die Ordre eingehen, daß die Schillschen nach Colberg sollen, so lauffen sie alle weg ... Denken sie meine Krenkung, nicht allein, daß man gleichsam mein Regiment mein Nahmen nimmt (die preußischen Regimenter wurden nicht mehr nach ihren Chefs, sondern nach den Provinzen benannt), sein ehrenvollen Rock auszieht (d. h. den roten Dolman), sollen sogahr die weggelauffenen ihre Kleider tragen (Blücher meint, es soll sogar die Kleider der weggelaufenen Schillschen tragen).« Zur Einführung der mißliebigen Schillschen Uniform kam es jedoch nicht, denn die Allerhöchste Kabinettsorder vom 30. Januar 1810 bestimmte: »Hiernächst wollen Seine Majestät die Montierung des ehemaligen 2. Brandenburgischen Husaren-Regiments nicht mehr bei der Armee eingeführt wissen. Es soll daher das Pommersche Husaren-Regiment, für welches sie bestimmt war, statt derselben eine andre Montierung erhalten, und zwar dunkelblaue Pelze und Dolmans mit gelben Schnüren, aber nicht mit roten, sondern mit dunkelblauen Kragen und Aufschlägen, also ganz von der Grundfarbe der beiden Montierungsstücke.« Am meisten fühlte sich, wie schon erwähnt, der alte Blücher verletzt. In der im Jahre 1843 erschienenen Regimentsgeschichte der 5. Husaren findet sich folgende Bemerkung: »... und man sagte, der General Blücher habe Seiner Majestät, zur höchsten Verwunderung, noch einmal in dieser (d. h. roten) Farbe aufgewartet, als die Erinnerung an eine solche Uniform in der Armee längst verwischt gewesen wäre. Mit dem Ablegen dieses Ehrenkleides ... lösten sich fast die ganzen schönen Bande, welche einst unter beiden in gefahrvollen, ruhmvollen Augenblicken geknüpft wurden, und soviel ist gewiß, daß Blücher diese neue Uniform nie getragen hat.« Die neue Uniform war bei den Blücher-Husaren bis zum Jahre 1843 in Gebrauch; auf Verwendung ihres Chefs, des Grafen Nostiz, der Blücher bei Ligny vor der Gefangennahme bewahrt hatte, erhielten sie die alte rote Uniform zu ihrer Freude zurück. Auf Nostiz ist es auch zurückzuführen, daß die Fransen an der roten Attila der Offiziere, die auf der Abbildung deutlich sichtbar sind, wieder eingeführt wurden.

In der bayrischen Armee wurde, wie ja auch weiteren Kreisen bekannt ist, die hellblaue Farbe für die Uniform bevorzugt. Kurfürst Max 2. Emmanuel, unter den Wittelsbachschen Herrschern wohl der tüchtigste Soldat, kleidete seine Truppen zuerst in dieser Weise ein. Aus diesem Grunde wurde er von den Türken, die ihn als Erretter von Wien, als Sturmherrn von Belgrad und als Sieger von Mohacs kennen und fürchten gelernt hatten, »der blaue König« genannt. Der letzte Überrest der blauen Uniform war die weißblaue Borte, die am Kragen der Feldbluse getragen wurde. Eine ebensolche bayrische Eigentümlichkeit, die einem ganzen Jahrhundert in Bayern das Gepräge gab, war der Raupenhelm. Während der napoleonischen Kriege im Jahre 1799 eingeführt, hat er sich bis zum Jahre 1886 gehalten, wo er im Interesse der einheitlichen Uniformierung des deutschen Heeres der Pickelhaube nach preußischem Vorbilde weichen mußte.

Beharrlich hielten im übrigen die Bayern am Althergebrachten fest. Das Uniformbild auf S. 501 zeigt zwei Chevauxlegers-Offiziere in den Uniformen von 1812 und 1885; ein Unterschied ist kaum, mit Ausnahme an der Kopfbedeckung, die etwas niedriger und kleidsamer geworden, festzustellen. Auch die Braunschweiger (Inf.-Regt. 92; siehe Abbild. S. 497) behielten ihre Uniform fast unverändert bis zum Jahre 1886 bei. Der Totenkopf wurde als Helmzier mit der darunter befindlichen Inschrift »Peninsula« vom dritten Bataillon übernommen und auch am Schloß der Offiziersfeldbinde angebracht.



Bayrische Chevauxlegers

Die Abbildungen zu diesem Aufsatz stammen von Herbert Knötel, dem Sohn des berühmten Schlachtenmalers Professor Richard Knötel. Knötel d. J. ist bemüht, die Lebensarbeit seines Vaters, der kurz vor Ausbruch des Weltkrieges starb, im gleichen Sinne auszugestalten. Professor Knötel galt als erste Autorität auf dem Gebiete der Uniformkunde und erfreute sich eines Weltrufes. Das von ihm herausgegebene Uniformwerk umfaßt achtzehn Bände; in andrer Form und unter anderm Titel wird es jetzt von seinem Sohn fortgeführt. Die bisher noch nicht erwähnten Illustrationen sind Holzschnitte, gemeinsame Arbeiten Knötels und S. Weyrs (Wien). S. 490 ein Offizier vom Trümbachschen Husaren-Freikorps. Er trägt, was besonders auffällig ist, den Hut, nicht die Pelzmütze; von den Husaren-Generalen als



Gardestern

Chefs ist nur dies bekannt. In Knötels Besitz befinden sich zwei zeitgenössische Handzeichnungen, von denen eine Paul v. Werner, den Befreier von Kolberg, darstellt, der ebenfalls mit dem Hut abgebildet ist, während ihn Menzel nach der Medaille, die auf den Entsatz von Kolberg geschlagen wurde, im Kuglerbuch mit der Flügelmütze bringt. Wahrscheinlich hat auch Zieten stets den Hut im Felde getragen, wie wir uns überhaupt ein andres Bild von seinem persönlichen Eingreifen in die Kampfhandlungen machen müssen, als Frau Fama uns berichtet. Während des Siebenjährigen Krieges hat er nur einmal den Säbel gezogen, und zwar vor der Schlacht bei Torgau, als er auf Erkundung, nur von einer einzigen Ordonnanz begleitet, von sechs österreichischen Husaren überfallen, sich seinen Rückweg durch diese bahnen mußte. Die glänzende Uniform und der hochmütige Stolz, die die Angehörigen der französischen Kaisergarde unter Napoleon auszeichneten, kommen vortrefflich bei dem Offizier des 3. Grenadier-Regiments (1810) zum Ausdruck (Abbild. S. 492). Auch die beiden Husaren vom 7. Regiment zeigen das typische Bild des französischen Kavalleristen zur Zeit des Zuges Napoleons nach Rußland 1812. Auf S. 499 ist ein batavischer Artillerist wiedergegeben. Die Uniform der Vasallentruppen Napoleons zeigte noch bis 1807 die republikanische Silhouette; die batavischen Truppen, die 1805 nach Österreich kamen, hatten noch wenig Kaiserliches an sich. Wenig bekannt ist die Uniform der schwedischen Truppen von 1813. Das Bild S. 498 zeigt zwei Offiziere von Wendes Artillerie-Regiment, das sich besonders bei Großbeeren und Dennewitz auszeichnete. Das farbige Blatt, Soldaten der französischen Kaisergarde, ist einem für den bekannten Militärhistoriker Dr. Frhr. v. Baumgarten in Arbeit befindlichen großen Werke Knötels über »Die Armeen Napoleons und seiner Verbündeten« entnommen. Neben bildlichen sollen vor allem auch schematische Darstellungen gebracht werden. Ein weiteres Uniformwerk in der gleichen Art über »Die Armee Friedrichs des Großen und die Heere seiner Verbündeten und Feinde« wird für den Verfasser hergestellt; bei dem wiedererwachenden Interesse für militärische Dinge darf damit gerechnet werden, daß beide Werke der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.

Ein stolzeres Heer als das deutsche im Jahre 1914 ist wohl nie ins Feld gezogen. Es ist ins Grab gestiegen, sein Ruhm aber wird erstrahlen bis auf die spätesten Tage, wenn schon längst über die Gräber unsrer Toten in Ost und West der Pflug geht. Das kleine Hunderttausend-Mann-Heer, das uns der Machtwille oder die Angst unsrer Feinde läßt, ist nun der Träger der Tradition unsrer alten bewährten Regimenter. Die Reichswehr hat eine große Zahl der hier erwähnten Uniformabzeichen aus dem Heere von 1914 übernommen. Wir wollen hoffen, daß die kleine deutsche Wehrmacht das ihr zugefallene Erbe im richtigen und würdigen Sinne verwalten wird.



# Heinrich Schütz

## Von Oskar Lang

Vergleicht man die historischen Grenzen, innerhalb deren unser Musikleben und unser Kunstleben sich bewegt, fragt man sich, welche Zeiträume in beiden für uns lebendig sind, so fällt auf, wie unendlich das Musikalische hierin hinter dem Künstlerischen zurücksteht. Während wir für unser künstlerisches Bewußtsein allmählich alle Epochen von Anbeginn unsrer Kultur an wiedererweckt und uns einverleibt haben, umspannt das Musikleben — das praktische, wirklich klingende und gegenwärtige natürlich, nicht die gelehrte, philologische Forschung — gemeinhin nur ungefähr die Zeit von zwei Jahrhunderten. Bach, das ist der Grenzstein, jenseits dessen für die Mehrzahl der Musiktreibenden alles in nebelhaftes Dunkel gehüllt ist. Mag sein, daß hie und da durch Aufführungen alter Musik, wie sie jetzt erfreulicherweise aufkommen, ein spärliches Licht eindringt; im allgemeinen fehlt gewiß Anschauung und Vorstellung der damals gültigen Maßstäbe und Stilprinzipien wie auch des Materials selbst, trotz den großen Veröffentlichungen in den »Denkmälern der Tonkunst«. Und doch stehen diese Jahrhunderte in den musikalischen Leistungen keineswegs gegen die späteren zurück, ja, es sind heute vielleicht nicht die Uneinsichtigsten, die ihnen sogar eine überragende Bedeutung zuerkennen.

Greifen wir für diesmal aus den vielen damals wirkenden Tonkünstlern nur einen der bedeutendsten heraus, den Altmeister Heinrich Schütz. Schon einige Proben seines Werkes zeigen das hohe Niveau, das damals herrschte, und es erscheint unverständlich, daß dieses bis auf den heutigen Tag noch der eigentlichen Wiedererweckung harrt — trotz der bei Breitkopf erschienenen Gesamtausgabe — und nur für einige Kenner und Liebhaber wirklich lebendig ist. So gut aber Händel und Bach im 19. Jahrhundert entdeckt und als dauernd schöpferisch wirkende Kräfte unserm Musikleben einverleibt wurden, so sehr hat Schütz Anrecht auf dieselbe Beachtung; war er doch einer der großen Bahnbrecher und unumstritten der bedeutendste deutsche Tonsetzer im 17. Jahrhundert. Gerade wir Deutsche sollten stolz sein, die stattliche Reihe unsrer musikalischen Genies nicht nur in die Gegenwart fortgesetzt (Bruckner!), sondern auch nach der Vergangenheit hin erweitert zu sehen.

Heinrich Schütz (oder, wie er lateinisch hieß, Henricus Sagittarius) ist geboren am 9. Oktober 1585 zu Köstritz an der Elster; er ist also, wie so manche Großen im Reiche der Musik, dem Stamme nach Thüringer. Sein Vater war dort Besitzer eines Gasthofs.

Ein merkwürdiger Zufall entschied früh über seine Laufbahn: im Jahre 1598 nahm der damalige Landgraf Moritz von Hessen-Kassel Nachtquartier im Gasthof des Vaters und hörte bei dieser Gelegenheit den jungen Heinrich singen. Der Knabe gefiel ihm so, daß er zuerst mündlich, dann schriftlich den Eltern den Vorschlag machte, »er wolle ihn zu allen guten Künsten und löblichen Tugenden auferziehen lassen«. So kam der junge Heinrich, trotz anfänglichen Widerstrebens der Eltern, an den Hof zu Kassel, wo er im Collegium Mauretianum, einem Erziehungsinstitut für junge Edelleute, Aufnahme fand. Die geistige und körperliche Ausbildung, die er da genoß, war umfassend und gründlich. Nach Beendigung der Studien begab sich Schütz auf die Universität in Marburg, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Noch erfahren wir nichts von einer be-



Heinrich Schütz
Gemalt von einem unbekannten Künstler
Aus dem »Corpus imaginum« der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg

sonderen musikalischen Ausbildung. Erst im Jahre 1609 erhielt er vom Landgrafen, der sich wohl seines musikalischen Talents erinnerte, das Anerbieten für ein zweijähriges Stipendium, um bei Gabrieli in Venedig, dem damals berühmtesten italienischen Meister, Musik zu studieren. Er willigte ein, wenn auch noch immer entschlossen, später die wissenschaftlichen Studien wieder aufzunehmen. Daß ein Musiker so spät wie Schütz, erst mit vierundzwanzig Jahren, zu seiner Kunst kommt, ist ein seltener Fall. Zu Gabrieli trat er bald in ein näheres Freundschaftsverhältnis; dieser mochte bald die hervorragende Begabung des Schülers erkannt haben, und es ist eine Begebenheit von beinahe sinnbildlicher Bedeutung, daß der alte Gabrieli auf dem Totenbett seinen Siegelring an Schütz vermacht hat.

Die Frucht des venezianischen Aufenthalts war eine Sammlung fünfstimmiger Madrigale über italienische Dichtungen, die Schütz 1611 herausgab und die sofort Aufsehen erregte. Man riet ihm dringend, Musik als Lebensberuf zu ergreifen. Doch blieb er auch noch nach seiner Rückkehr (1613) unschlüssig, selbst als ihn der Landgraf zum Hoforganisten ernannt hatte. Da entschied eine feste Berufung des sächsischen Kurfürsten Johann Georg an die Hofkapelle zu Dresden. Zwar wollte ihn der Landgraf nicht freigeben, und es entspann sich darob ein längerer Briefwechsel zwischen Sachsen und Hessen; doch gaben schließlich politische Motive zugunsten Sachsens den Ausschlag. 1617 siedelte Schütz nach Dresden über und blieb nun dort in seiner Eigenschaft als kurfürstlicher Hofkapellmeister volle fünfundfünfzig Jahre tätig. In kurzer Zeit hatte er die ziemlich verwahrloste Kapelle auf ein anständiges Niveau gehoben, so daß sie auch auf Reisen nach auswärts manche Erfolge zu verzeichnen hatte. Dazu erschienen 1619 die ersten Meisterkompositionen: die »Psalmen Davids samt etlichen Motetten und Konzerten«, 26 mehrchörige Kompositionen; 1623 folgte die Auferstehungshistorie, 1625 kamen die »Cantiones sacrae« heraus, 40 mehrstimmige Gesänge, die seinen Namen in die weite Welt trugen und in die Reihe der Allerersten stellten.

Der Meister, dessen Ruhm von da ab in stetem Wachsen war und der (nach W. C. Printz, 1690) um die Mitte des Jahrhunderts »für den allerbesten teutschen Komponisten« gehalten worden ist, mußte allerdings im persönlichen Leben die Tragik des Schicksals bitter genug an sich erfahren. Das Glück seiner Ehe dauerte nur sechs Jahre; dann starb seine Frau. Ihr folgten von den zwei Töchtern die ältere 1638, die jüngere 1655. Je glanzvoller seine Stellung nach außen hin wurde, desto mehr vereinsamte Schütz in seinem Inneren. Aber auch in den äußeren Verhältnissen erfolgte ein Umschwung: der Dreißigjährige Krieg hatte seine Schrecken über ganz Deutschland verbreitet und blieb auch nicht ohne Einwirkung auf das Leben am sächsischen Hofe. Die Kapelle wurde immer mehr vernachlässigt und zählte 1639 nur noch zehn Musiker; sie wäre ganz aufgelöst worden, wenn sich Schütz nicht mit eiserner Energie, zum Teil mit Bestreitung der Kosten aus eignen Mitteln, für deren Erhaltung eingesetzt hätte. Wie unbefriedigend aber für einen Meister seines Ranges die Stellung in all diesen Jahren war, läßt sich leicht denken. Das mag ihn auch zu den mannigfachen Reisen ins Ausland bewogen haben: so 1627 nach Italien, von wo er die Eindrücke der »ars nova« eines Monteverdi, Grandi u. a. mit nach Hause nahm, so 1633, 1637 und 1642 nach Kopenhagen an den Hof des Königs Christian 4., in späteren Jahren nach Wolfenbüttel. Inzwischen verfolgte er, so gut es eben in den Unbilden des Krieges ging, die Herausgabe seiner Werke, der geistlichen Chormusik, der Beckerschen Psalmen und der in drei Teilen erscheinenden »Symphoniae sacrae«. Seine Schöpferkraft war nicht erlahmt, im Gegenteil, sie erhielt sich bei ihm in unverminderter Frische bis ins höchste Greisenalter. Ja, es wirkt fast sagenhaft, wenn man vernimmt, daß er die Passionen, die neuerdings am bekanntesten geworden sind, 1665—66, also als achtzigjähriger Greis geschaffen hat, Werke, deren Stärke, Lebendigkeit und Tiefe selbst bei einem Vierziger hätten Staunen erregen müssen.

Den Ausgang dieses Künstlerlebens — Schütz hatte sich 1656 von seinem Amt zurückgezogen — erfüllte also schöpferische Tätigkeit bis zum letzten Atemzuge. Sein Gehör hatte abgenommen, und so zog er sich immer mehr von der Außenwelt zurück. Am 6. November 1672 entschlief er ohne Todeskampf im Kreise seiner Freunde. Den Text zu seiner Leichenrede »Deine Rechte sind mein Lied in meinem Hause« hatte er vorausbestimmt und von einem Lieblingsschüler, dem Organisten Christoph Bernhard, als Motette komponieren lassen. Er wurde in der alten Frauenkirche an der Seite seiner Gattin begraben.

Die Bedeutung von Schütz liegt darin, daß er wie kein andrer das eigentliche Bindeglied zwischen der alten A-capella-Musik und der Musik der darauffolgenden Epoche Bachs und Händels darstellt. Er hat noch die herbe Strenge des alten polyphonen Vokalsatzes und nimmt doch schon die Errungenschaften späterer Zeit, besonders im Harmonischen, aber auch im Instrumentalen, voraus. Das mag allerdings mit ein Grund gewesen sein, weshalb er bald in Vergessenheit geriet und dann zwei Jahrhunderte lang eine ungekannte Größe war (erst C. v. Winterfeld hat 1834 wieder auf seine Bedeutung hingewiesen). Man hielt sich an die Vertreter der großen Zeitstile und wußte mit einer Über-



Anton Rausch: Heilige Familie

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1924

gangserscheinung, wie es die seine war, wenig anzufangen; trotzdem steht sein Stil an Sicherheit der Prägung, an Größe der Anschauung und Spannungen, an Tiefe der gefühlsmäßigen Ausdeutung den andern gewiß nicht nach. Wesentlich für die Eigenart seiner Kompositionsweise ist jedenfalls die italienische Schulung, die er erhalten hatte; ihr entstammt sein wunderbarer Vokalsatz, der immer streng den Möglichkeiten der menschlichen Stimme angepaßt ist, im Gegensatz etwa zu Bach, bei dem das Vokale, nicht zugunsten der Klangschönheit, satztechnisch oft sehr instrumental behandelt ist. Diese Formen des polyphonen Satzes füllten sich nun mit Gehalt aus dem Reichtum der deutschen Gefühlswelt, die herb, warm und innig in Schütz lebte; es ist das bestimmte Element, das den Romanen zumeist zu fehlen pflegt. Dabei ist ein mit den Jahren immer mehr gesteigerter Wille zur Einfachheit der Diktion unverkennbar, die nur gerade das Wesentliche umgreift, ohne alle ornamentale Phrasierung, wie sie die späteren Meister lieben. Diese monumentale Einfachheit kann manchmal, z. B. in den biblischen Historien, so verblüffend sein, daß der Neuling versucht ist, sie als Kargheit mißzuverstehen. Und doch ist Schützens Vollblutnatur gerade davon weit entfernt: man wird auch noch auf den verwegen einfachen Bildungen den mystischen Schein gewahren, der sie verklärt, wenn man sie nur richtig auszulegen weiß.

Bisher hat man, wie gesagt, von Schütz eigentlich nur die Passionen und biblischen Historien, und diese auch nur sehr bedingt, zu würdigen gewußt. Der Vergleich mit den Bachschen Werken gleicher Gattung drängt sich auf. Und doch ist der Unterschied riesengroß. Während die Bachschen Passionen tief im Kirchlichen, religiös Bekenntnishaften wurzeln und in jeder Hinsicht eine letzte Steigerung bedeuten, sind die Schützschen eine schlicht legendäre Auslegung der Historientexte, die ohne Zwischenbetrachtung (außer am Anfang und am Schluß) vom Evangelisten und vom Chor deklamatorisch vorgetragen werden. Es ist also von vornherein etwas ganz andres gewollt und angestrebt; das muß man sich beim Anhören und noch mehr beim Aufführen dieser Werke — stilechte Wiedergaben haben wir leider kaum — durchaus vor Augen halten. Überliefert sind drei echte Passionen, die Auferstehungshistorie, die sieben Worte Christi am Kreuze und das Weihnachtsoratorium (Auszüge bei Breitkopf). Auf das Oratorium möchte ich noch besonders hinweisen; lange war nur die Evangelistenstimme davon bekannt, während die großen Zwischenspiele, Intermedien genannt, fehlten. Sie wurden 1908 in der Bibliothek in Upsala entdeckt, so daß das Werk jetzt vollständig vorliegt. Es zeichnet sich durch besondere Schönheit aus und sollte hinter dem Bachschen Weihnachtsoratorium nicht mehr zurückstehen.

Im übrigen ist es natürlich eine große Einseitigkeit, nur den alten Schütz zu pflegen; welche Schätze liegen in den Werken seiner Frühzeit und seiner Reife! In den gewaltigen, noch an Gabrieli erinnernden mehrchörigen Psalmen, in den »Symphoniae sacrae«, in den geistlichen Konzerten, die zum Teil einen ganz geringen Apparat, nur allerdings gut geschulte Stimmen, erheischen. Diese müßten unbedingt allmählich für unser Musikleben fruchtbar gemacht werden; damit könnte dem ewigen Wiederkäuen längst verbauten Musikstoffes Einhalt geboten werden, ganz abgesehen von der musikalischen Läuterung, die davon zu erwarten wäre. Wertvollstes Musikgut liegt hier noch ungehoben, und eine edle und reine Persönlichkeit steht dahinter, eine Künstlergestalt, die die Reihe unsrer Großen würdig eröffnet und künftighin als gleichwertig zu ihnen gehören sollte.

## Letzte Stunde

Wir wollten uns noch einmal grüßen<br>
Und sahen uns nicht mehr;<br>
Ein letztes Wort fiel dir zu Füßen,<br>
Du weißt, woher!

Wie kam's, daß ich erst da empfunden<br>
Des Lebens Sinn?<br>
Geheimnis leidgeweihter Stunden —<br>
Bist du dahin?
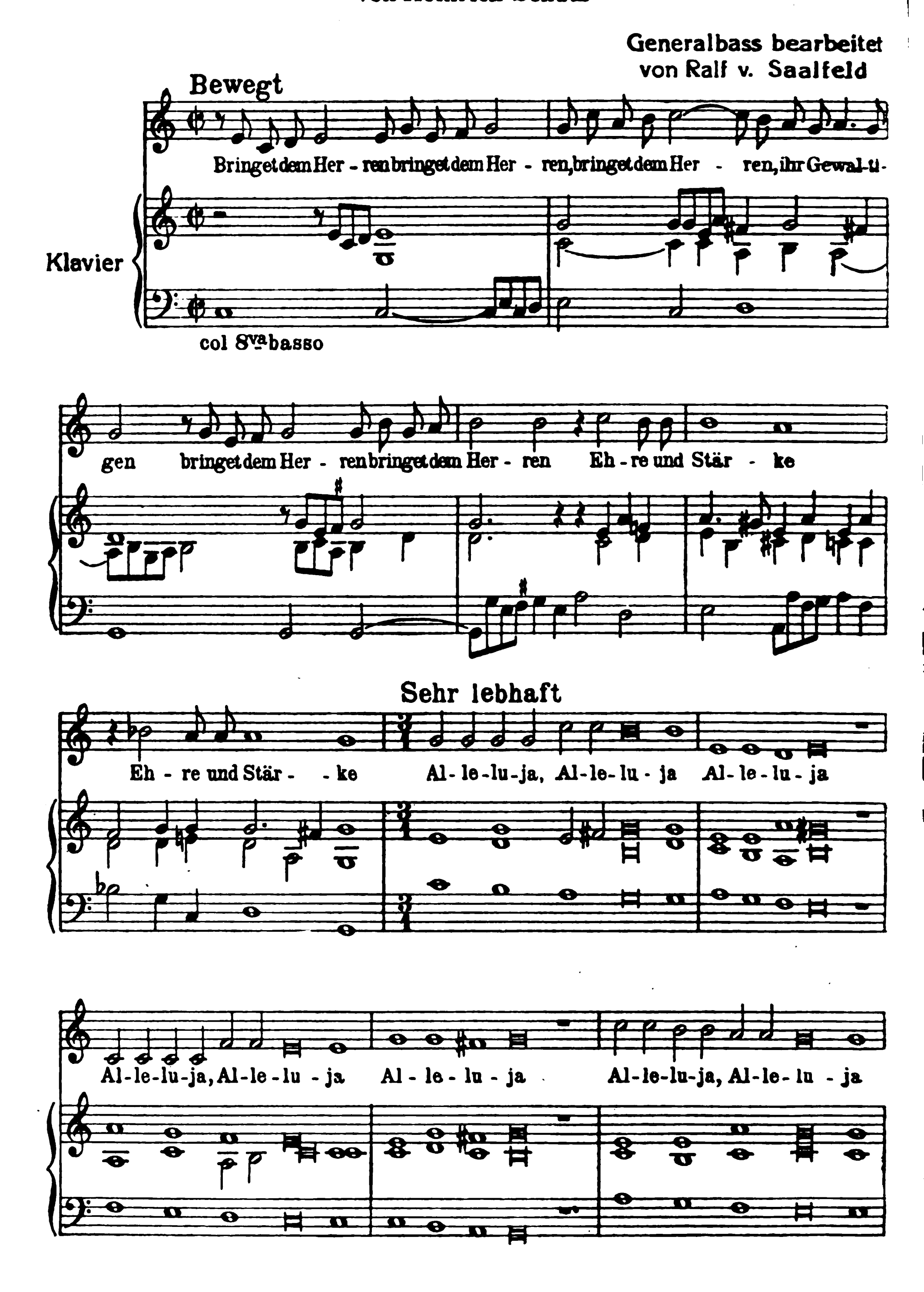
O reich' noch einmal mir die Schale,<br>
Die du nur gibst;<br>
Und lehr' mich neu den Durst nach deinem Grale,<br>
Wenn du mich liebst.
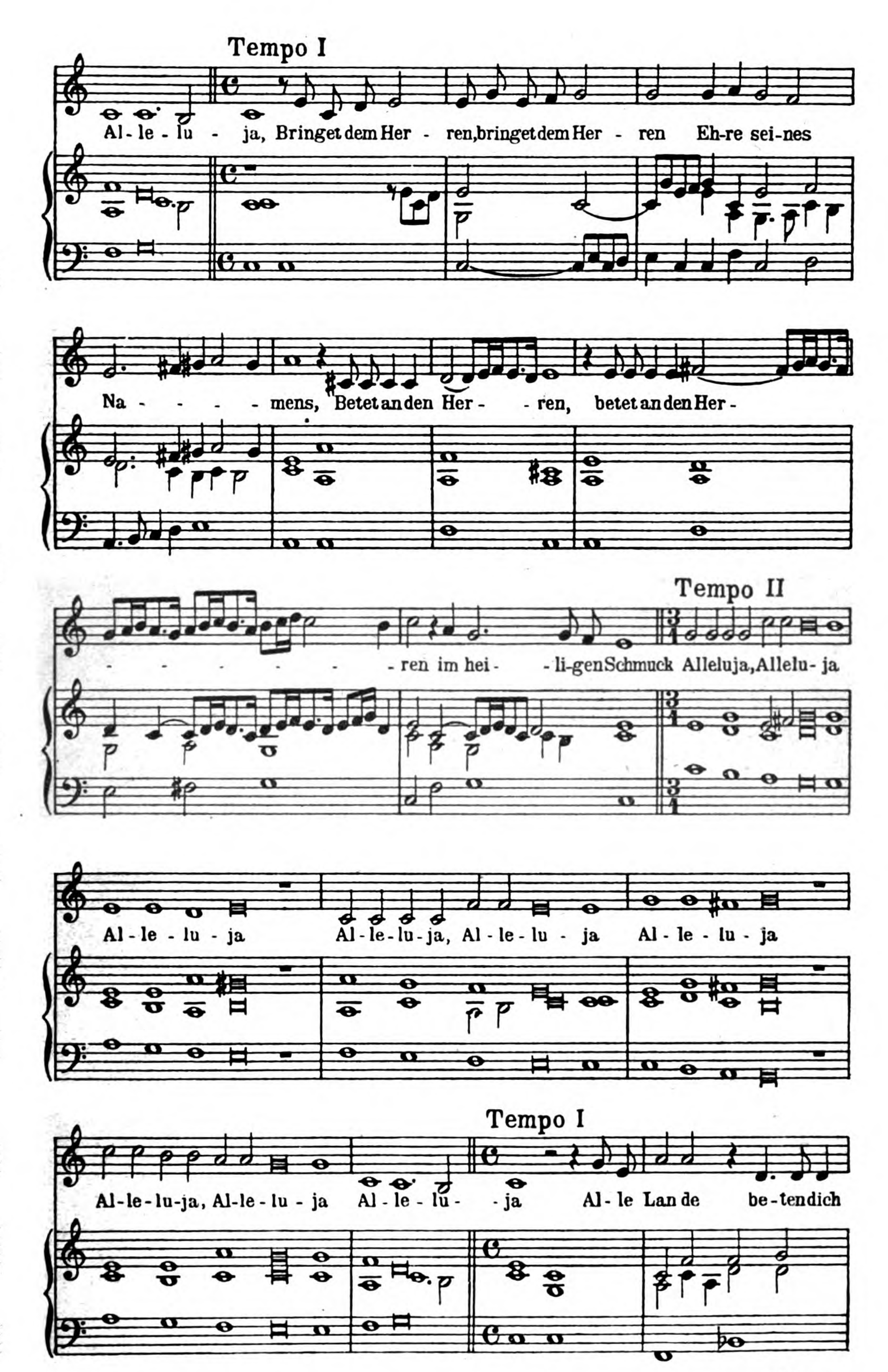
Hildegard von Hippel
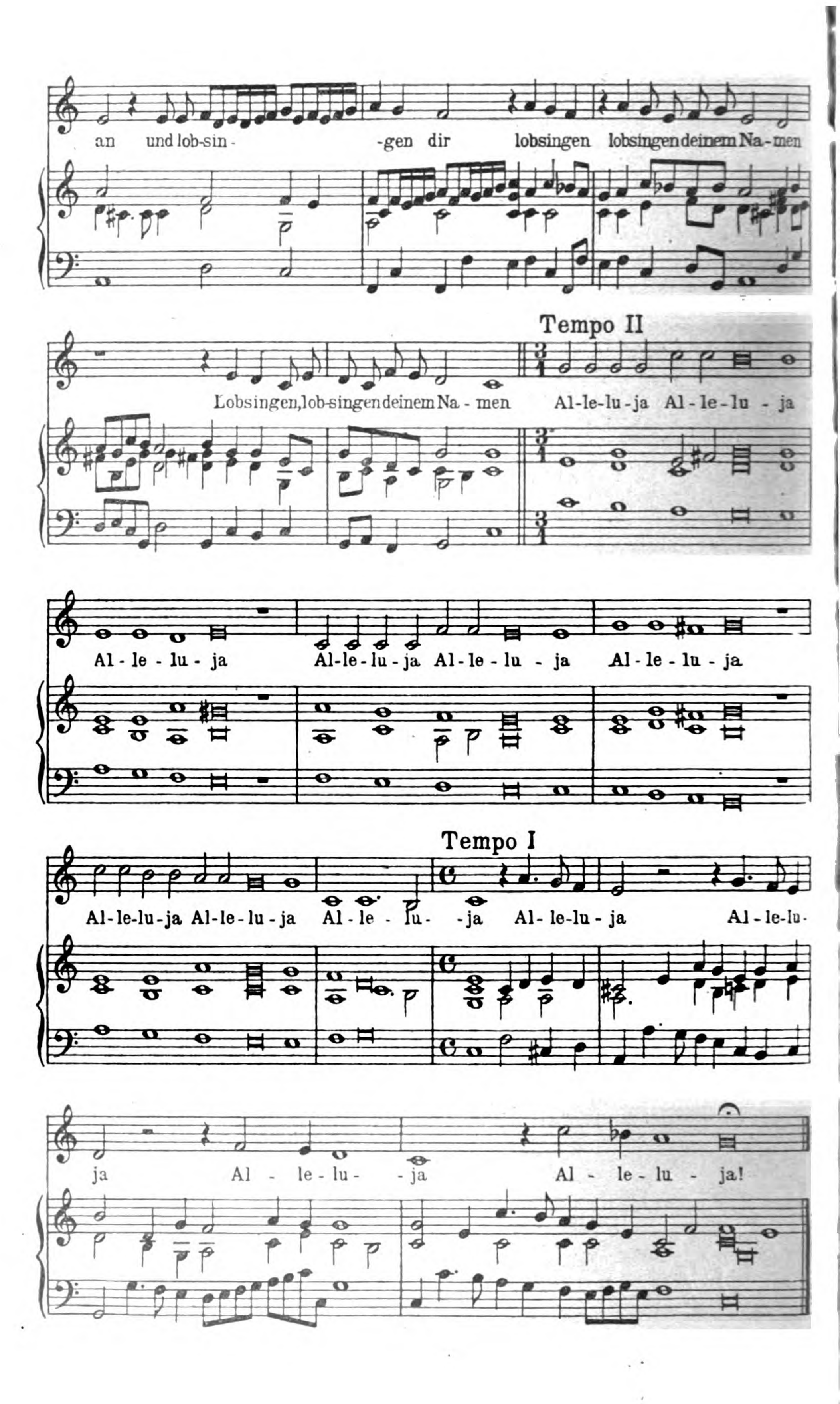
# Kleines geistliches Konzert.

von Heinrich Schütz

Generalbass bearbeitet von Ralf v. Saalfeld




Tempo I
Al-le-lu - ja, Bringet dem Her - ren, bringet dem Her - ren Eh-re sei-nes
Na - - - - - mens, Betet an den Her - - ren, betet an den Her -
- - - - - - - ren im hei - - li-gen Schmuck Alleluja, Allelu- ja
Tempo II
Al - le - lu - ja Al-le-lu-ja, Al - le - lu - ja Al - le - lu - ja
Al-le-lu-ja, Al-le - lu - ja Al - le - lu - - ja Al- le Lan de be-tendich
Tempo I



an und lob-sin - -gen dir lobsingen lobsingen deinem Na-men
Tempo II
Lobsingen, lob-singen deinem Na - men
Al-le-lu-ja Al-le-lu - ja
Al - le - lu - ja
Al-le-lu-ja Al-le-lu - ja
Al-le-lu-ja
Tempo I
Al-le-lu-ja Al-le-lu-ja Al-le - lu- -ja Al-le-lu-ja Al-le-lu-
ja Al - le-lu- -ja Al - le-lu - ja!



Der Hafen von Aden

# Habesch

## Von Ernst Heinrich Schrenzel (Addis-Ababa)

### Mit zwölf Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers

Ein Adler kreist. Sonne ist über ihm, ein endloser Himmel voll Sonne, zitternder Kristall trägt seine Schwingen, und in der Tiefe fließt Licht. Dort rauscht das Meer den Atem der Welt, schlägt seinen ewigen Puls an zwei Festländer, hebt sich sechs Stunden lang hoch zwischen Arabiens und Afrikas Küste und duckt sich sechs Stunden lang nieder, heute wie gestern, vor tausend Jahren wie in fernster Zeit. Wie viele Wellen wirft es? Wie viele Stürme brach seine Flut? Es schlägt an die Felsen, brüllt wider den Stein, hämmert, feilt, kreischt. Es schmiegt sich an die Urweltriesen, umarmt sie, kost und streichelt sie, flüstert von Ewigkeiten ...



Ras Taffari

Eine glänzende Linie zieht sich über den ragenden Stein: die Straße von Adana, dem heutigen Aden, nach Mariaba, der Hauptstadt des Sabäerreiches. Und ein Berg an dieser Straße trägt auf seinem Rücken die berühmte Stadt Saba. Dort lebt das reichste Volk Arabiens, reich und reicher noch werdend durch seinen Handel, der große Karawanen tief ins Land schickt und auf Zedernschiffen nach Afrika hinüber, wo sich hinter einem Küstenstrich voll glühenden Sandes ein weites, herrliches Land hoch und höher hebt: »Habascha Ager«, das alte Land von Habesch.

Noch ist die Welt klein. Gibraltar mit den Säulen des Herakles ist ihr Ende,



Krieger in Schoa

das Mittelmeer hat noch Raum für die ganze Odyssee, und der alte Homer singt von diesem sagenhaft fernen Erdenwinkel, über dem der Adler schwebt: »Aber Poseidon besuchte gerad' die entlegen behausten Äthiopen, die zwiefach geteilten, entferntesten Völker der Erde, die da wohnen, wo Hyperion nieder- und aufgeht, um daselbst ein Opfer von Stieren und Widdern zu kosten.« Und dahin, in den zweiten Teil des alten Äthiopien, ins Land der Stiere und Widder, fliegt über das blauende Meer hin der Riesenvogel. Schiffe schwimmen drunten, weiße Segel blähend, von braunen Männern geführt, winzige Einbäume auch, die einzelne Schiffer von Küste zu Küste schaukeln. Der flache Sand der Somaliländer spiegelt gelbes Licht zur Höhe, Wüste dehnt sich in der Tiefe, und der Adler fliegt. Nun hat das Land unter ihm kleine Höcker: erratische Blöcke; schwarzglänzende Demanten: Brocken vulkanischen Glases; tiefe Augen in grauen Ringen: Seen, die den Grund von Lavatrichtern erfüllen. Hier dreht sich eine Säule Staubes in den Himmel, da kräuselt sich weißer Dampf von Thermen ins Blau, dort dehnt sich eben die Steppe, hier steigt das Land in Wellen. Dornbüsche stehen in der Landschaft, fleischige Aloen, Kaktusriesen mit dem brennenden Gelb ihrer Blüten. Webervögel hängen ihre sanft schaukelnden Nester unter die zarten Sykomorenzweige, eine Welt von tausend bunten Vogelarten fliegt von den duftenden gelben Tuffen der Akazien ins hohe Gras, in die Tamarisken, auf die hundert Arme der himmelragenden Euphorbien, in Sesam und Büschelmais am Flußufer. So liegt die »Kwola« in der Sonne, die tropische Region, in der sich Herden von Kamelen tummeln und kleines Raubzeug, in deren dunklen Nächten Löwe und Panther das Schaf anspringen.

Höher aber schwingt sich der Adler, über Tafelberge, deren Wände mit Strickleitern bestiegen werden, über Schluchten, in die Eingeborene an Hanfseilen beladene Maultiere hundert Meter weit in die Tiefe lassen auf ihren Handelswegen von Land zu Land. Seen dehnen sich, so groß wie kleine Länder, von Fischen bevölkert, von Flußpferden bewohnt, Schafe, Lämmer, Pferde grasen in endlosem Grün, Gazellen springen von Stein zu Stein. Wälder aus hundert Baumarten bedecken die Erde, Lianen flechten um abertausend Wipfel ein undurchdringliches Sonnendach über die riesigen Stämme, und droben rufen die Vögel, rauscht es wie Wellen, wo doch die Luft nicht atmet: Affen jagen in Rudeln über die Wipfel.

Es ist die »Woina Deka«, das Weinland, das sich bis 2300 Meter hoch über das Meer erhebt. Wein aber ist sein Reichtum. Denn wie die Traube wächst hier die Banane, der Granatapfel, wachsen Blumen und Früchte der gemäßigten Zone schwesterlich neben den Kindern der Tropen: Mais und Zitronen, Weizen



Straße in Addis-Ababa

und Kaktusfeigen, Kartoffel und Papajas. Und die Tierwelt scheint unberührt vom Fluch des Paradieses. Denn hier gibt es wahrhaftig »das Lamm und den Leun«, Kamele und Rinder, Hyänen und Schafe, Giraffen und Katzen, Nashörner, Wildschweine, Büffel, Paviane, Guereſas und Panther.

Hier brennen aber in Hütten und in großen Siedlungen ewige Herdfeuer, denn das Volk ist schon seßhaft, lebt unter dem immer blauen Himmel in einem Riesenbecken voll Überfluß, spielt Ackerbau, träumt noch nichts von Viehzucht, wäscht Gold aus den Flüssen, holt Kupfer aus dem Stein und schmiedet es zu Ringen und Waffen.

Höher aber fliegt der Adler, und weiter öffnet sich das Land, sich aufwärts tragend bis in den Himmel hinein. Baumartige Kugeldisteln stehen unten, die Zwiebel wächst und der Tabak, und dann — ist's eine Fata morgana, ist's ein Traum? Palmen stehen an einem Bergesrand, die Fächer in Tropensonnenglut und den Fuß in Schnee. Und der Gipfel der Berge trägt ewige Gletscher unter dem Kreuz des Südens, unter Afrikas Licht. Dies ist die »Deka«, Äthiopiens höchste Region, die — unfern dem Äquator — 5000 Meter hohe Gipfel trägt.

Die Zeit schläft noch, und man zählt die Jahre wie einen Tag. Spätgeborene sagen, es sei um das Jahr tausend gewesen vor Christi Geburt. Und das »Buch der Könige« erzählt, was sich damals in Äthiopien begab: »Als die Königin von Saba von Salomo hörte, kam sie nach Jerusalem mit sehr großer Pracht. Kamele trugen Gewürze, sehr viel Gold und kostbare Steine. Und der König Salomo gab der Königin von Saba alles, was sie begehrte und was sie bat, außer dem, was er ihr gab nach der Freigebigkeit des Königs Salomo. Auch machte der König einen großen Thron von Elfenbein und überzog ihn mit gereinigtem Golde. Und zwei Löwen standen neben den Armlehnen, und zwölf Löwen standen auf den Stufen zu beiden Seiten. Desgleichen war noch nie gemacht worden in irgendeinem Königreich.«

Und dieser sagenhafte Zug der Königin von Saba nach Jerusalem blieb den äthiopischen Herrschern heilige Überlieferung, ihre Abkunft von König Salomo ihr größter Stolz. Im sechsten nachchristlichen Jahrhundert schreiben koptische Priester in äthiopischer Sprache das »Kebra Negest«, den »Ruhm der Könige«, ein Buch, das Legenden, Dogma und phantastische Erfindungen seltsam mischt. Auch dort wird vom Zuge der Königin von Saba aus Äthiopien nach Jerusalem erzählt. Makeda, die Königin des Südens — so heißt es in diesem Buch — kam vom Ende der Erde, um die Weisheit des Königs Salomo zu vernehmen und den Tempel zu sehen, den er Gott erbaut hatte. Salomo, von ihrer Schönheit bezwungen, lud

sie in sein Haus und sicherte ihr zu, »nichts von ihr zu nehmen«, wenn auch sie ihm verspräche, nichts zu berühren, das sein eigen sei. Sie versprach's und ging abends zur Ruhe. Nachts aber erhob sie sich durstig vom Lager und trank Wasser aus dem Springbrunnen der Halle, in der sie schlief. So hatte sie vom Quell aus der Erde Salomos genossen und ihr Wort gebrochen. Da umarmte sie der König und nahm sie zum Weibe. Dann sah er im Traum eine Sonne, die sich nach Habesch wandte. Später gebar sie ihm einen Sohn, Menelik (= den Weisen), der als Jüngling das Tabernakel aus dem Tempel in Jerusalem raubte und nach Äthiopien brachte.

Von diesem sagenhaften Herrscher nun leiten die »Könige der Könige von Abessinien« ihre Herkunft ab, und Mythen, Sagen und historische Wahrheit ranken sich wirr durcheinander. Denn dieses zentralafrikanische Land wurde der Welt oft entdeckt und von ihr oft wieder vergessen.

Die Alexanderzüge nach Indien bahnen einen Weg von Ägypten nach Habesch, und Sand verweht seine Spuren.

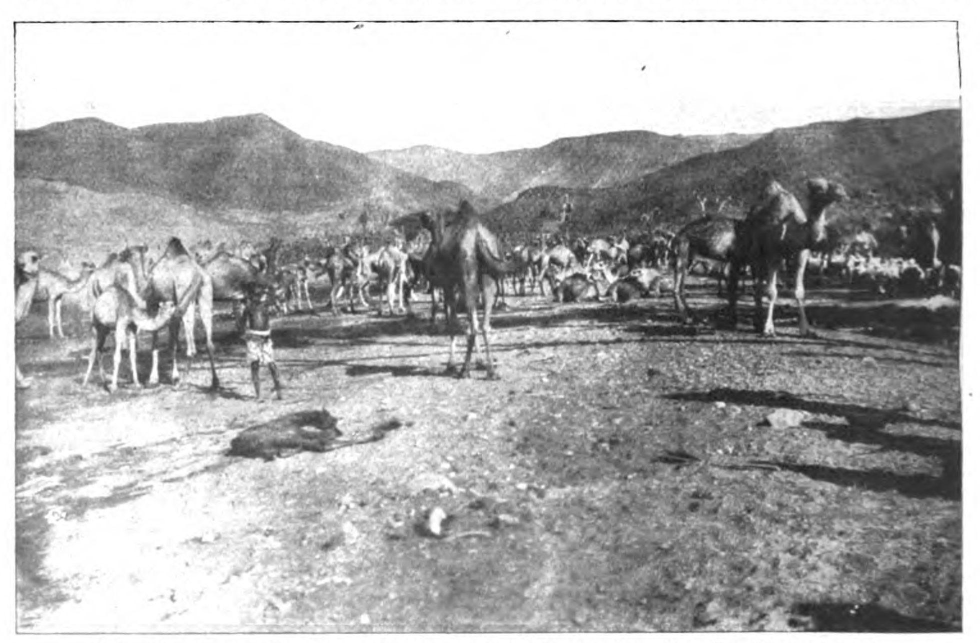
Das junge Christentum dringt meerüberwärts in diese fernen Berge und schafft dort nach dem vierten Jahrhundert eine hohe Kultur, die auch wieder dahinschwindet, als hätte der Wind sie verweht.

Und tausend Jahre gehen vorüber — wie je ragen die Berge, wie je rauscht das Meer —, und wieder fliegt ein Adler von Arabiens nach Afrikas Küste. Größere Schiffe aber ziehen unter seinen Schwingen, und die neue Magnetnadel führt sie zielsicher übers Meer. Die Mauren segeln da drunten, die kühnen Indienfahrer. Sie entdecken das Land wieder, bauen in Axum, in Gondar, in Harar Schlösser, deren Ruinen jetzt noch stehen, und bringen die Kultur des mittelalterlichen Europa und zugleich seinen neuesten Fluch: die Lustseuche, die aus dem kaum entdeckten Amerika gekommen war und Äthiopien durchsetzen sollte bis auf den heutigen Tag.

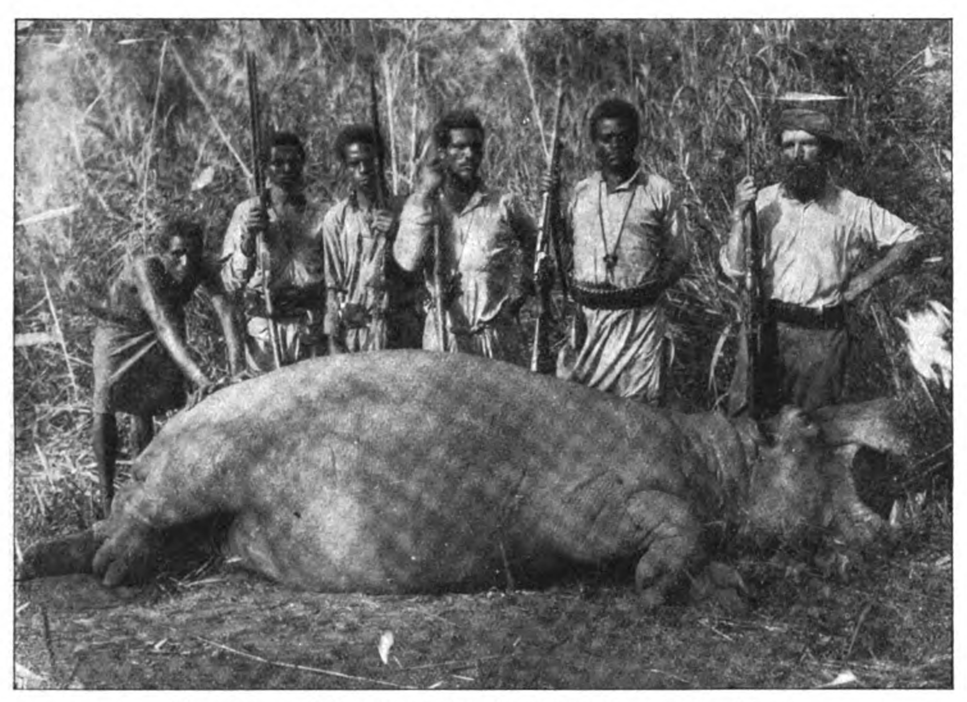
Und auch der Maurenzug sinkt in Trümmer und läßt nur ein ergreifendes Denkmal seiner Romantik zurück: das Weltbild des Fra Mauro, das — im 15. Jahrhundert entstanden — ein wunderbar treues Gemälde des damaligen »Abascia« (Abessinien) bietet, das schon den in Spiralen fließenden Nil mit seinem heimischen Namen Abai zeigt. Und in neuester Zeit erst wird das Land noch einmal entdeckt. Schweizer bereisen es, siedeln sich an und machen Politik für oder gegen seine Unabhängigkeit, Franzosen und Engländer suchen kaufmännische, die Italiener kriegerische Erfolge, alle und mit ihnen die Deutschen arbeiten an seiner wissenschaftlichen Erforschung.

Fäden spinnen sich hin und wider, und auf diesem Boden, der klimatisch gleichsam durch alle Zonen der Welt reicht, leben auch alle Zeiten, alle Kulte, alle Kulturen durcheinander.

Theodoros herrscht in den Tagen der Königin Viktoria von England, ein Überdespot vom Schlage des Hebbelschen Holofernes. Er



Eine Herde von Kamelen, von einem Somaliknaben bewacht. Im Vordergrund ein neugeborenes Kamel



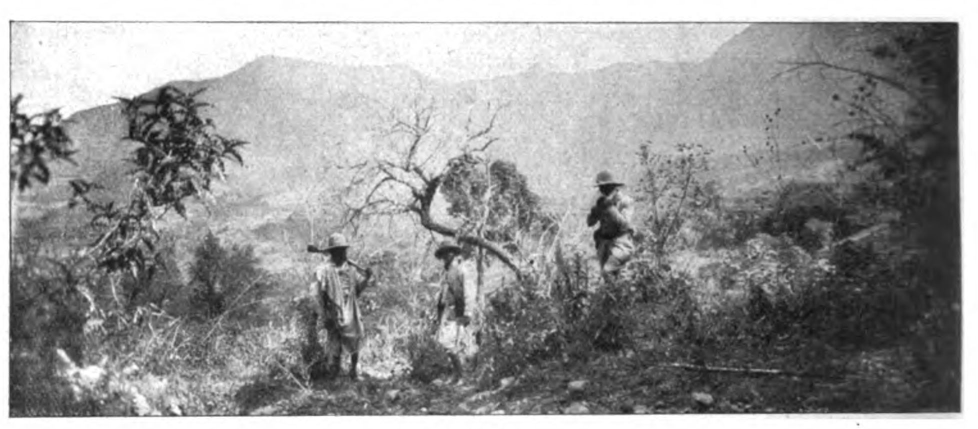
Ein erlegtes Flußpferd am Ufer des Suvu-Sees im Arussilande

köpft, sengt, brennt, hat seine Folterknechte und seine lebenden Fackeln, wird von seinem Dämon von Bluttat zu Bluttat gehetzt und zuletzt in sein eignes Schwert. Johannes, kleiner im ganzen Format, will mit Schlauheit erreichen, was jener mit Gewalt bezweckte.

Der zweite Menelik baut dann das Reich neu und öffnet es Europa. Ein Schienenstrang läuft von der Somaliküste in das Herz des Landes, nach dem nun die großen Kolonialmächte Europas ihre begehrlichen Blicke richten. Denn sie haben längst schon den ganzen ungeheuren schwarzen Kontinent unter sich aufgeteilt, und nur sein reichstes Land, Äthiopien, das Alpenland unter den Tropen, sich selbst überlassen. Aber im Norden und im Osten liegen Italienisch-Eritrea und die Somaliländer Italiens und streben nach dem Hinterland, im Nordosten greift von der »Côte française des Somalis« her die Franko-Äthiopische Eisenbahn fast tausend Kilometer tief in das Land, den Franzosen vertragsgemäß zu beiden Seiten des Schienenweges eine hundert Meter breite Freizone gebend, nordöstlich dehnt sich das englische Somaliland, dessen Häfen Zeila und Berbera auf Kamelkarawanen britische Waren ins Innere Äthiopiens senden, und vom Süden, Südwesten und Westen her umfassen mit Kennia, Uganda und dem Sudan wieder englische Gebiete das Territorium von Abessinien, das die Quellen und den Oberlauf des Nils enthält, den Schlüssel Ägyptens. Und nur dem Neid der drei Randstaaten — England, Frankreich und Italien — untereinander, die sich in ihrer Begehrlichkeit nach dem Besitz Äthiopiens das Gleichgewicht halten, verdankt das alte Land seine Freiheit, die es heute mit den Waffen nicht mehr verteidigen könnte. Denn die Randstaaten haben schon vor langen Jahren auf der Brüsseler Konferenz »zum Schutze der schwarzen Völker« jede Durchfuhr von Schießwaffen durch ihre Gebiete verboten und das Land so systematisch in einen Zustand der Wehrlosigkeit versetzt.

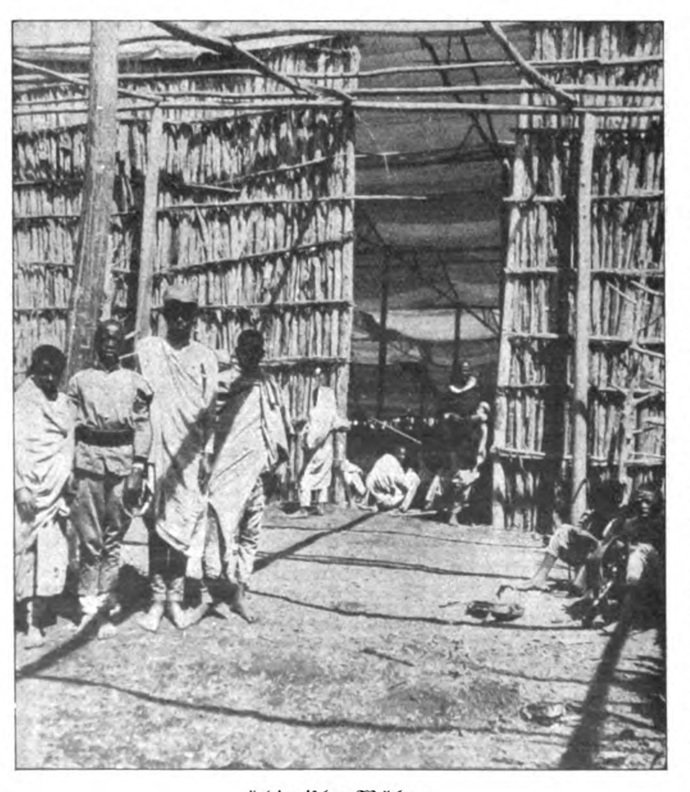
Aber wie über seinen Bergen das Kreuz des Südens, das schönste Sternbild der Tropen, steht, ruht auch sein Schicksal unter einem glücklichen Stern. Die Abessinier wissen die Interessengegensätze der europäischen Mächte schlau für sich auszunützen, ihr Land lebt in Ruhe und gedeiht. Die »Neue Blume« ist auf seinem Boden erblüht, die Hauptstadt Addis-Ababa (Addis = neu, Ababa = Blume). Sie zeigt, vier Meere fern von unsrer Heimat auf einem 2500 Meter hohen Plateau gelegen, wie in einem Wunderspiegel alle Elemente dieses Reiches, das auch heute noch die Größe Deutschlands um mehr als das Doppelte übertrifft.

Denn in dieser Stadt, die eigentlich ein unter tausenden Eukalyptuswipfeln weithin sich dehnendes Dorf von Eingeborenenhütten und Europäerhäusern ist, leben friedlich nebenein-



Im Busch

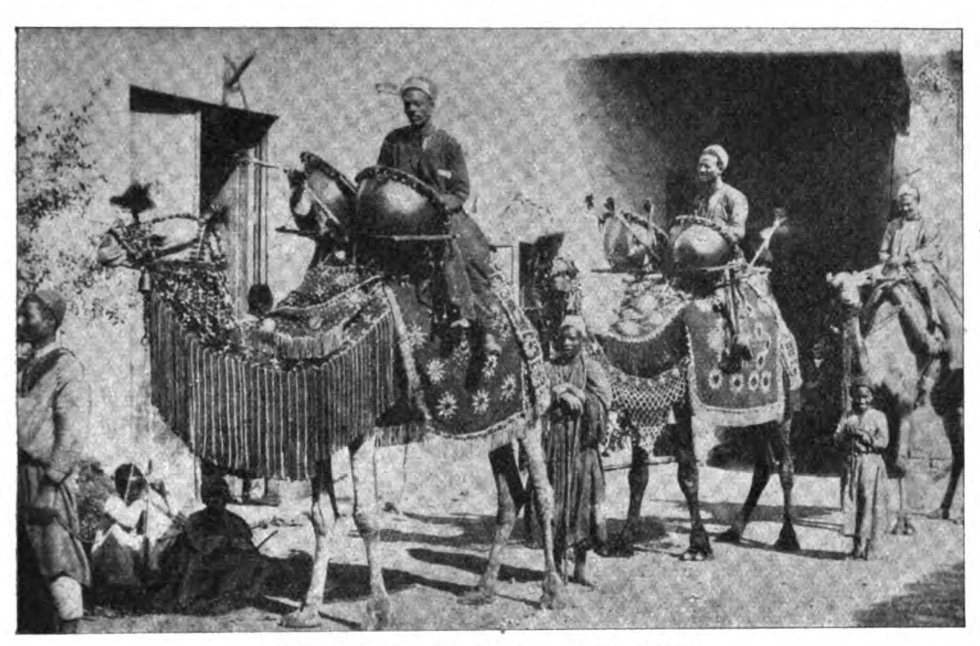
ander — Hand in Hand gleichsam — fremdeste Tiere, Menschen, Zeiten durcheinander. Pferde, Maultiere, Schafe, Hunde werden gehalten, die sich kaum von den Rassen unsrer Heimat unterscheiden, und neben ihnen leben Zeburinder mit dem Fetthöcker auf dem Genick, tragen Kamele Lasten, springen — nahe dem Weichbild der Stadt — Affen über die Wipfel. Europäisches Geflügel gibt es hier, Perlhühner, Geier, Adler und zahlreiche kleine Tropenvögel mit wundervoll buntem Gefieder. Im Grase, das die Heuschreckenarten unsrer Heimat beherbergt, kann man auch Chamäleons finden, bis auf Plätze, die tags belebt und von Autos befahren sind, bringen nachts die Hyänen, und galoppiert man in der Regenzeit über die Hochebene, als ritte man durch das schlesische Land, dem sie ähnelt, so kann man unversehens in einen Schwarm fliegender Termiten gelangen, wie in eine Wolke tausendfach surrenden Lebens.



Äthiopische Wächter

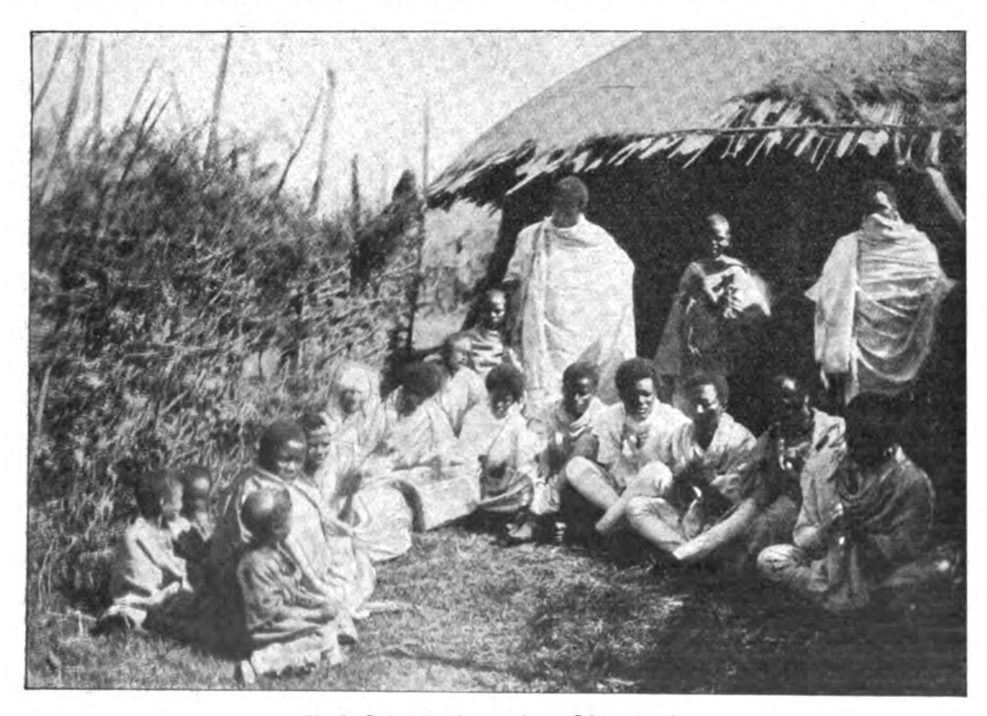
Auf dem Markt von Addis-Ababa werden in verschwenderischer Menge fast alle Gemüsearten feilgeboten, die in unsrer Heimat wachsen, daneben aber frische Bananen, Kaktusfeigen, Zitronen, Orangen, Kaffee, die alle im Lande — weiter südlich allerdings und in geringerer Höhenlage — gedeihen.

Ein Gewimmel von Völkern lebt hier: ein Dutzend Eingeborenenstämme, Inder, Araber, Europäer aller Nationen. Und ein Sprachenbabel herrscht. Dabei scheint wie die Sonne eine Duldsamkeit über das Land, die jedem Freiheit läßt. So leben die christlich-orthodoxen Schoaner, der herrschende Stamm Abessiniens, friedlich neben mohammedanischen Gurages und Somalis, neben Falaschas, den schwarzen eingeborenen Juden, oder neben den zahlreichen Hindus, und zwischen ihnen katholische und evangelische Missionen.



Hochzeit im Araberviertel von Addis-Ababa

Wer aber unter dem Volke lebt, muß erkennen, daß es nicht nur äußerem Zufall seine Unabhängigkeit dankt, sondern daß hier auch sehr stark ausgeprägte Eigenart, in Jahrtausenden fest verankerte Gewohnheit, ein zutiefst wurzelnder Geist der Reaktion und ein klar merkbares Selbstbewußtsein der Bevölkerung am Werke sind. Das mag dem flüchtigen Beobachter unrichtig erscheinen, der sieht, wie der Äthiopier in der Eisenbahn fährt oder im Auto-



Nach Feierabend vor dem Dienerhause



Abessinier im Kriegsschmuck

mobil, wie er europäische Sprachen lernt, Grammophone kauft oder telephoniert. Wer aber tiefer zusieht, muß aller Zweifel ledig werden, die ihm aus dem hier lebenden friedlichen Nebeneinander von Kulturwerten verschiedener Jahrtausende erstehen könnten. Gewiß: die strohgedeckte Hütte, die sich der Abessinier mit bloßen Händen aus ein paar Stäben und Strohstricken baut, die er mit Erde umkleidet, ist wohl die primitivste menschliche Behausung nach der des Troglodyten. Die Bekleidung der Eingeborenen — in manchen Gebieten kaum mehr als ein Lendenschurz — ist auf der Urstufe oder besteht bestenfalls aus einem großen weißen Linnen, das nach bestimmten Regeln um den Leib geschlungen wird, etwas an die römische Toga erinnert und schön und malerisch aussieht. Die Kunst — man kann fast nur von Kunsthandwerk sprechen — ist ganz primitiv. Der Handel zeigt überwiegend das Bild der Naturalwirtschaft Europas im achten Jahrhundert. Daneben baut der Abessinier europäische Häuser, kauft vereinzelt modernste Industrieerzeugnisse, kennt und benützt die Institution der Banken, nimmt — blossfüßig marschierend — in den Krieg einen Feldmorseapparat mit, ganz ebenso, wie er sich gleich unsern Rittern um die Wende des Mittelalters mit Schwert, Speer, Schild und Feuerwaffen zugleich bewehrt. 1914 einigten sich die Randstaaten über ihre »Interessensphären«, teilten das Land untereinander auf und wollten es besetzen. Da rettete es der Weltkrieg.

Lidj Jassu regierte damals, eine Damaszenerklinge aus Fleisch und Blut, nur leider »zu fein geschärfet, daß die Spitze brach«. Eine Revolution, durch die Entente geschürt, fegte ihn in den ersten Jahren des Krieges hinweg in Wirrsale, Abenteuer, Verzweiflung, Gefangenschaft.

Heute regiert nominell Kaiserin Zauditu, und das Land nimmt einen Anlauf dazu, »modern« zu werden. Es macht Verträge, vergibt Konzessionen, baut Industrien und verspricht nach Jahr und Tag ein reicher Spender wertvollster Rohwaren zu werden.

Und über dem Aden des Sommers 1923, dem Aden des Welthandels, der Forts und der Radioantennen kreiste wieder, wie vor dreitausend Jahren, ein Adler. Nur hatte er weitere Fänge, und die Kraft seiner Muskeln war zweihundert Pferdestärken. Ein englischer Flieger lenkte ihn, und hinter dem Führersitz saß Ras Taffari, Prinzregent von Äthiopien, der späte Sproß aus dem Stamme von Juda, und sah durch ein Binokel in die Welt unter sich. Und zwölf Monate nachher besuchte er den König von England, die britische Reichsausstellung in Wembley, die Riviera, den Papst und fuhr auf den modernsten Fahrzeugen des Abendlandes heim in die ewigen Berge seines Reiches.



Vornehmer junger Abessinier

# Gedichte von Ruth Schaumann

## Landschaft zur Flucht

Maria saß unter Bäumen,
Wiegte im Schoß ihren jährigen Sohn,
Aber ihr, in den Bäumen,
Sang ein Engel vom himmlischen Lohn.
Aber die Bäume traten
Abendwolken den Heimzug an,
Sichelnd streifte ein Ackersmann
Durch die schweigenden Saaten.

Fallen da alle Ähren
Feierlich und gelind,
Fallen Marias Zähren
Bitterlich auf ihr Kind.
Dachte sie wohl an das Brot?
Dachte sie wohl an den Tod?
Herzliebstes Kindlein!

Ging der Bauer zum Dorfe,
Spann das Dunkel sein Nachtgeflecht.
Fürder am Rindenschorfe
Strich kein Häher und schlug kein Specht.
Häuserlichter erglommen,
Doch sie blieben im Fernen stehn,
Und ein sabbatähnliches Wehn
Ist von den Hügeln gekommen.

Joseph fand seine Schläfer
In Geborgenheit eingehüllt,
Und ihm hatte die Schale gefüllt
Ein barmherziger Schäfer.
Zu den Füßen und Säumen
Mutter und Kindes schlief er nun auch,
Und es blühte der himmlische Hauch
Köstlicher auf in den Bäumen.

* * *

## Das Linnen

Wohl, der Garten ist bereitet
Und der Weg voll hellem Sand,
Und der Duft der Früchte gleitet
Durch die dichtbelaubte Wand.
Eine Weile, eine Weile
Laß mich aber noch am Spinnen,
Ohne Eile, ohne Eile,
Um das letzte Stück vom Linnen.

Wohl, der Nachen liegt zur Reise,
Und sein Segel bläht sich lind,
Um die Fracht aus Blühn und Speise
Regt sich ein erfreuter Wind –
Eine Weile, eine Weile
Muß ich noch im Webstuhl weben,
Ohne Eile, ohne Eile,
Gilt es doch das ew'ge Leben.

Und die Sterne sind erschienen,
Und der Mond betreut die Welt,
Wie ein Korb der Honigbienen
Wölbt sich das gezierte Zelt –
Eine Weile, eine Weile
Muß ich nun noch Wasser reichen,
Ohne Eile, ohne Eile,
Das gewebte Tuch zu bleichen.

Und kein Blühen kann veralten,
Und kein Stern versinkt in Nacht,
Bis sich meine Hände falten,
Bis das weiße Werk vollbracht –
Ohne Eile, ohne Eile,
Nur in leisem Atemholen,
Mir zum Heile, dir zum Heile,
Wie der Herr mir anbefohlen.

## Der Hinweis

Horch, alle Quellen fließen
Erst durch die Dunkelheit,
Sieh, alle Halme sprießen
Aus einem engen Kleid.
Wie soll uns dann bedrücken,
Daß Gott der Herr verlangt,
Uns freudig erst zu schmücken,
Wenn wir genug gebangt?

Und alle Vögel schweigen
Jetzt in der Winterszeit,
Sie sitzen auf den Zweigen
Verfroren und verschneit
Und sind doch nur ein Reifen
Zu seligem Gesang.
Und allen, die es greifen,
Wird keine Zeit zu lang.

Wird jede Nacht ein Danken,
Wird jeder Tag ein Flehn,
Wird alles Ruhn und Kranken
Ein Gehn und Auferstehn,
Wird jedes Werk zum Bilde
So fromm wie für ein Kind –
Gott, mache alle milde,
Wie wir geworden sind!

## Bereitschaft

Sieh, ich schwebe,
Sieh, ich bebe
Wie ein Knospenbluft am Zweige.
Einzig weiß ich, daß ich lebe,
Mich dem klaren Tage gebe
Und im Graun des Abends schweige.

Alle Demut,
Alle Wehmut
Bau'n mein Herz zur Kathedrale,
Und sie rücken Tisch und Stühle
In der hochgestrebten Kühle
Zum verklärten Liebesmahle.

Geh und komme!
Was dir fromme,
Wolle mir der Herr verleihen,
Alle Stille, alle Helle,
Kleid und Brot und eine Quelle
Und ein lächelndes Verzeihen.



# Ruth Schaumann

## Von Dr. Peter Dörfler

Es ist für mich immer eine besondere Lust, die Bäume knospen zu sehen, im Garten knospende Triebe zu betrachten. In der Kunst, etwa der Griechen, ist mir die Frühzeit stets eine ergreifende Schau. Kunst, sagt man, ist Können. Aber das ist an ihr doch mehr die menschliche Seite. Die göttliche ist der unerwerbbare, eingeschaffene Funke, ein Same, der aus geheimnisvoller Keimkraft wachsen und zu Gestalten werden muß. Und gerade in der Frühzeit, wo es noch keine »Schule«, keine Betriebsamkeit, kaum äußere Lockungen gibt, trifft man durchaus die wahrhaft Berufenen, die reinen Toren. Ihr Schaffen hat darum etwas Rührendes, weil man den edlen schöpferischen Geist im Kampfe mit äußeren Hemmungen beobachten kann, so wie eine Krokuswiese ihre Flämmchen durch den berstenden Schnee treibt.

Ist es die Liebe zu den Knospen und zur Frühzeit, die mich zu der Kunst Ruth Schaumanns hinzog? Da kamen bei Kurt Wolf vor wenigen Jahren die Gedichte einer kaum Zwanzigjährigen heraus. »Die Kathedrale« mutete mich an, wie jüngst in einem Grenztal von romanischem und germanischem Wesen eine Kapelle im Gefels. Wenn ein steingeschichteter Berg aus seinem Blut eine Blüte treiben könnte, dachte ich mir, dann müßte die Blüte eines solchen Berges so aussehen. Es war etwas von der Farbe, von der Kraft, von der großartigen Starrheit der Felsen emporgetrieben. Die Zier war herb, absichtlich spärlich, und doch — in den Verhältnissen, in genial hingesetzten Teilungen triumphierte das Gebilde der Kunst über die chaotische Mutter. »Die Kathedrale« ist kühn auf felsige Höhe gesetzt. Man vergißt das Mädchen, das sie gebaut, eine strenge Muse gebietet. Denn in keinem Ton wird da nur geklimpert, geredet von Spiel und Tand, von dem, was auch in der männlichen Kunst so allgemein fast als romantisch und poetisch gilt. Schwer und dunkel quellen die Bilder und Formen. Aber überall ist ein großer, hieratischer Wille zu spüren. Da und dort bricht ein ganz eigenartig gestaltetes Bild hervor und ist nicht nur Knospe geblieben, sondern zeigt schon die vollendete, keusch erschlossene Blume an. Das Ganze hat noch Chaos oder, wenn man will, Hüllen des Werdens, aber es ist in dem Gewordenen und Halbgewordenen ein rührend regsamer Vorfrühling. All diese Lieder sind ein Zeugnis, daß in der Dichterin ein Lied lebt. Und man muß sagen: in jedem, auch im größten Dichter lebt das eine dunkel-gewaltige Lied, das ewig ungesungen bleibt. Jeder neue Sang, und wäre es ein Faust, eine Divina commedia, ist doch nur ein Versuch, dieses Urlied auszusingen. Daß im Herzen eines Menschen solch ein Lied träumt, das macht ihn zum echten und begnadeten Künstler und unterscheidet ihn vom begabten Dilettanten. Seine Kunst kommt nicht von außen, durch An-



Der Knospengrund (Entwurf für Bronze)



Franziskus

fühlen und Hinhorchen, durch Nachahmung in ihn hinein, sie kommt aus ihm heraus. Und darum hat er Stil. Jedes Lied ist eine Blüte an der Wurzel dieses einen, und darum, was es auch immer ausdrücken mag, zeigt es sich ihm blutsverwandt. Solch ein Lied ist ohne Zweifel auch in Ruth Schaumann eingebettet. Das bewies »Die Kathedrale«.

Seitdem ist die Schneedecke des März schon ganz hinweggeschmolzen — viel Sonne hat sie durchlichtet und gekräftigt. Die Dichterin ist sich ganz getreu weitergewachsen. Urgesund und immer hungrig nimmt sie auf, was um sie her wirksam und Nahrung ist. **Ihre Kunst ist keine Nachblüte, sie ist Kunst und Formgebung von heute, aber kein Exempel auf eine Theorie, sie ist immer — Ruth Schaumann.** Könnte man Lieder zu Blumen machen und sie namenlos auf eine bunte, blühende Wiese setzen, die Hand, die einen Strauß Ruth Schaumann pflücken wollte, würde nie irren, ja nicht einmal zögern. Nun freilich, wir haben es ja leicht, die Gedichte werden — fast möchte man sagen, es sei schade, daß es so sein muß — in eignen Beeten gezogen. Ein Band mit dem feinen Titel »Der Knospengrund« ist kürzlich im Theatinerverlag (München) erschienen. Die Scheu unsrer Zeit, Gedichte zu lesen, ist manchmal verständlich. Aber es wäre schmerzlich, wenn



Törichte Jungfrau (Terrakotta)

diese müde Zeitstimmung auch solchen Schöpfungen trotzen würde. Es sind Lieder dabei, die ohne Noten singen, Strophen, die uns für Aug' und Ohr zum Reigen werden. Wir steigen gern auf Gipfel, fernab vom werktätigen Alltag, reisen, wenigstens in Träumen, dorthin, wo unser Auge Neugeartetes, Festtägiges sieht: die Welt der Schaumannischen Gedichte ist erschlossene Einsamkeit, auch ihr Idyll ist ein ausgesuchtes und weltfernes Tal — Arkadien. Wer zu ihr geht, wird immer das Gefühl haben, durch ein Tor, über eine Grenze in ein heiliges Land der Eingeweihten zu gehen.



Traubenkerle (Terrakotta)

Wenn ich nun aber weiterhin berichte, daß diese vierundzwanzigjährige Dichterin, nicht etwa beiläufig nur und auf einem Steckenpferd spielend, sondern beruflich und fruchtbar an einem plastischen Werk schafft, so bin ich mir bewußt, daß ich damit bei meinem Leser zunächst das Gesagte gefährde oder für diese andre Tätigkeit einem ungünstigen Vorurteil gegenüberstehe. Es schwingt da sogleich in manchem Kopf der Satz: Niemand kann zwei Herren dienen. Aber die Künstlerin wird dem Zweifler entgegenhalten, sie vermöge eben das eine, was sie zu sagen habe, jetzt besser mit dem Mund und dann wieder deutlicher mit der Hand zu sagen. Das eine Lied, das im schöpferischen Menschen lebt, ist nun einmal, in geheimnisvoller Metamorphose, gleicherweise auch Bild und drängt zu Bildern. So haben es die Dichter immer empfunden. Nur fehlt ihnen allermeist die ge-



Das Sinnen (Büste)



Die Sternenwiese (Terrakotta)



Der Elfenbeinerne Turm (Entwurf für Bronze)

schickte Hand, die es formen kann, und so sind sie immer wieder auf die eine Ausdrucksweise angewiesen. Ruth Schaumann ist nun auch die beseelte Hand geworden. Sie hat weiterhin das Formengedächtnis, das jede geschaute Gestalt treu einfängt und festhält, so daß sie gewissermaßen eine große Arche Noah in sich herumträgt. Jederzeit vermöchte sie ohne Modelle Hasen, Schafe, Vögel und andre Lieblinge in ihrer eigentümlichen Wesenheit zu formen, und so auch Menschen. In ihren Anfängen hat sie, so beim heiligen Franziskus, bewiesen, daß sie naturalistisch ganz stark und sicher zu arbeiten vermag. Aber sie ist ohne Verweilen zu einer symbolhafteren Gestaltung weitergeschritten, von der Prosa der Plastik zur Poesie, zum lyrisch durchlebten Rhythmus, zum hohen Hymnus. Ob sie nun einen eigentlichen Reigen — wie sie es liebt — bildet oder eine Madonna, die Begrüßung liebender Seelen oder das Hohelied — immer spüren wir den Reigen der Linien und das Gesetz rhythmischen Maßes. Es ist, als hätte diese Plastik bei ihr zu allererst geklungen. Daß sie wirklich die Berufenheit als Bildnerin in sich trägt und die schöpferische Unruhe des einen, unsagbaren Bildes, das beweist die Sicherheit eines eignen, eingeborenen Stils und der drängende Reichtum plastischer Ideen.

Die Plastik hat eine Efeunatur. Ihre Eiche ist die Architektur. Im Anschmiegen und Einordnen wird sie erst ganz sicher und groß. Ich hoffe, daß für Ruth Schaumann die Eichen schon gepflanzt sind. Ich wünschte einen edlen, strengen Raum zu haben und sie hineinführen zu können. Und ich wüßte, daß in kurzer Zeit die notwendigen Gestalten in ihr aufklingen würden. Alsbald wäre der edle Raum zum Rahmen geworden, und die Bildwerke würden wie mit dem Raum zusammengewachsen erscheinen, wie Zweige und Blüten aus einem Stamm.



Engelsmusik (Entwurf für Bronze)

# Baumwolle

## Von Fritz Müller

Herr Karl Spieker war ein Spekulant. Das war nichts Schlimmes. Wir sind dem Leben gegenüber alle Spekulanten. Und wollten wir das spekulative Element ganz aus unsern Hoffnungen und Entwürfen nehmen, sie klatschten wie nasse Fahnen um die Feste unsers Lebens. Aber Karl Spiekers Spekulationen liefen nicht mit dem Leben selbst um die bunte Wette. Sie verbohrten sich in einen Punkt. Karl Spieker »machte« in Baumwolle. Nicht in der lebendigen, die da auf den Feldern wuchs im heißen Sonnenstrahl, sondern in der toten, die auf dem Papier stand: »... per ultimo Dezember verkaufte 500 Ballen good ordinary à 8,75 cents per lb. netto ...« Papierbaumwolle also. Und zwar Papierbaumwolle à la baisse. Denn Karl Spieker »ging in Baumwolle nur nach unten«. Er spekulierte auf das Fallen der Preise.

»Die Fabrikanten halten wegen Krisenbefürchtungen mit Bestellungen zurück, weshalb Liverpool gestern für Union Baumwolle middling schwächer kam«, las Herr Karl Spieker in der Zeitung und rieb sich die Hände. »Texaspflanzer haben große Baumwollager zur Entzündung gebracht, um durch Vorratsminderung die Preise zu erhöhen«, las Herr Karl Spieker und fluchte.

»Die Mode vernachlässigt diesmal alle Baumwollsachen«, las Herr Spieker wieder und lächelte vergnügt. »Der Koloradokäfer droht die Ernte auf die Hälfte zu verringern«, las Herr Spieker in der Spalte »Letzte Telegramme« und schielte mit dem einen Auge besorgt über ein paar weitere Spalten hinweg nach den steigenden Baumwollnotierungen per ultimo Dezember. Denn, wie ich es schon sagte, Herrn Spiekers Lebensinhalt war das Fallen der Baumwollpreise. Wenn die Händler jammernd durch die vollen Lager gingen, deren Wert mit jedem Cent weniger in der Preisnotiz um Tausende von Mark schmolz, dann ging Herr Spieker elastisch durch die Straßen, nahm sich ein Auto oder eine Loge und ließ sich auf der Bank dicke Ziffern ins Credit malen. Denn das Minus dort, das war sein Plus.

Herr Spieker war nicht immer Spezialist gewesen. Spezialist in Papierbaumwolle à la baisse. Auch Herr Spieker war einmal als Junge den Schmetterlingen auf der Wiese nachgelaufen. Auch Herr Spieker war einmal verliebt gewesen und war in der Frühlingszeit singend durch den Wald gegangen mit seiner jungen Frau. Aber heute saß die Frau zu Hause und blätterte in dicken Romanen aus der Leihbibliothek, denn Herr Spieker hatte keine Zeit für sie. Auch des Abends nicht, wo er in seinem Lehnstuhl saß und sich bemühte, die Konjunktur in der Papierbaumwolle zu errechnen. »Er wickelt sich täglich mehr in seine Baumwollballen ein,« klagte seine Frau.

Aber das war übertrieben bildlich. Denn — so sonderbar es klingt — Herr Spieker war noch nie bei einem Baumwollballen vorbeigegangen, Herr Spieker hatte in seinem Leben noch keine Baumwollflocken gesehen. Wie wäre er auch dazu gekommen. Er wohnte doch in einer Provinzstadt. Da kamen keine Baumwollballen hin. Die gingen vorher übers Weltmeer und durch Hunderte von Maschinen, wurden gekämmt, gezupft, gesträhnt, gestreckt, gesponnen und gewebt, und kamen dem Herrn Spieker, wenn es gut ging, höchstens in Gestalt eines zerschlissenen Kontorrocks ins Gesichtsfeld, ohne daß er sie deshalb gesehen hätte.

»Eindecket 100 per ultimo Februar vorverkaufte Union ordinary bestens«, depeschierte Herr Karl Spieker und hatte keine Ahnung, daß unterm Schreiben eine vorgestreckte Faser am Rande seines Ärmels neugierig über das Geschriebene wischte, da doch von ihr, von der Baumwolle, die Rede war. — Über den Treppenläufer seines Hauses ging er sinnend: »Ob Neuyork wohl wieder niedriger für ultimo April kommen wird?«, und wußte nicht, daß unter seinen Füßen der Baumwolle Fasern ächzten. — »Wie wohl der Neu-Orleanser Erntebericht diesmal ausfallen wird?« murmelte er, wenn er an einem Sonntagmorgen seine Strümpfe anzog, und wußte nicht, daß die Fasern seiner Strümpfe unsichtbare Ohren spitzten. Und in der Nacht, da lag sein Baumwollnachthemd über einem Herzen, das von einem siegreichen Vorstoß der Baissespekulanten träumte.

Und einmal war ein Kaiserzug in der Stadt. Von allen Häusern hingen Fahnen. Herr Spieker hatte an diesem Tage 1000 Ballen ordinary per ultimo August gefixt. Seine Chancen überlegend, ging er durch die Straßen. Da holte eine tiefe Fahne aus im Wind und strich Herrn Spiekers Wange. Die Baumwollfasern glitten über eine Schläfe, hinter welcher Baumwollgedanken ohne Unterlaß sich tummelten. Aber Herr Spieker verstand das nicht. Unwillig drehte er die Fahne auf die Seite. Wie hätte er auch der Baumwollfaser Sprache je verstehen können! Denn, wie ich schon bemerkte, die Faser war lebendig, während die Faser seiner Kontrakte und Spekulationen, an denen er mit allen Fasern hing, im Grunde doch ein totes Ding war.

Aber lebend oder tot — die Baumwolle auf den Ultimokontrakten warf ihre Schatten doch hinein in die Fabriken, wo die Baumwollspindeln schnurrten und der Webstuhl klackte. Die Ultimofasern verknoteten sich mit den Fasern

auf der Baumwollstaude und warfen sie im Preise oder hoben sie.

Da standen die Baumwollstaudenregimenter im Süden der Union. Unübersehbar zogen sich die Kolonnen über das Land. Treulich hüteten sie die Saat. Was sie an Früchten geben würden, war genug, um drei Viertel der ganzen Menschheit damit einzukleiden. Die Sonne schien so brennend. Ein stilles Flimmern lag über der Welt. Keine Menschen sichtbar weit und breit. Da ging ein Flüstern durch die Stauden: »Du — du — nein, du — nein, du — ja, du.« Und dann begann eine der Millionen Kapseln. Leise knallte sie, tat ihre Hülle auf — schneeweiß quoll es aus dem Inneren. Wie wenn ein Engel eine weiße Wolke auf die Erde schüttelt, und plötzlich wird die Wolke fest und hängt starr hinab auf die Erde — so hing es aus der einen Baumwollkapsel. Sie blieb nicht die einzige. Ein zweiter leiser Knall, ein dritter und ein vierter, über die Felder ging ein heimliches Pelotonfeuer: Millionen Kapseln sprangen auf und ergossen hängende Wölkchen in die flimmernde Luft.

Hat Herr Karl Spieker sie gesehen? Hat Herr Karl Spieker sich an dem wundervollen Anblick je gefreut? Nein, Herr Karl Spieker saß zu Hause und schrieb an einem Telegramm: »Prolongieret 300 Ballen middling Rückprämie —«

Unterdessen leuchtete und glänzte die weiße Pracht an den Stauden des Mississippi ohne Unterlaß weiter. Ein Zug durchschnitt die weite Ebene. Ein Mann aus Deutschland saß am Fenster seines Abteils und schaute übers Land. Er überdachte plötzlich seine Augen, als würden sie geblendet. Ein träumerisches Lächeln glitt dann über sein Gesicht: »Fast als hätte es zu Haus im Busch geschneit!« murmelte er.

War dieser Mann mit den überdachten Augen der Herr Spieker? Nein, Herr Spieker saß zu Hause und überflog den Marktbericht mit vergnügtem Lächeln. »Die Schätzung des statistischen Baumwollbureaus in Washington geht dahin, daß die Ernte diesmal größer ausfallen dürfte als —«

Unterdessen waren schwarze Regimenter in die Staudenreihen eingedrungen. Nein, das war keine feindliche Armee. Das waren fleißige schwarze Arbeitshände, die den Staudenregimentern die erstarrten weißen Wölkchen von den geöffneten, darbietenden Händchen streiften. Die in Körben ihre Flockenernte zu den Entkörnungsmaschinen trugen. Die dann das weiße Gut zur Presse brachten, wo unter einem ungeheuren Druck die lange Flockensäule zu einem stumpfen, kurzen Ballen zusammenschnurrte. Rasch eiserne Bänder drum herum, bevor der Ballen wieder atmen konnte.

War Herr Karl Spieker bei der Ernte, bei den Entkörnungsmaschinen, bei der Presse, hat er dem Ballen einen Reif um seinen Leib geschmiedet? Nein, Herr Spieker saß drüben überm Weltmeer und studierte den gekabelten Kursbericht von der Neuyorker Baumwollbörse: »Ein Vorstoß der Haussiers hat die Baissiers veranlaßt, ihre Maipositionen aufzugeben, so daß —«

Die Baumwollflotten fuhren von Neu-Orleans, von Galveston, von Savannah über den Atlantischen Ozean. Im Schiffsraum stauten sich die weißen Ballen. Zufrieden schritt auf Deck der Kapitän darüber. Die Maschinen stöhnten, die Schraube peitschte das Meer. Die Matrosen sangen nach der Abendarbeit ein Lied am Bugspriet, ein altes Lied ...

Ich bin durchs Schiff gewandert. Ich habe oben auf der Kommandobrücke den Kapitän gefragt. Ich bin in den Maschinenraum hinabgestiegen. Ich habe hinter die letzte Matrosenstrophe eine Frage geschaltet. Aber sie haben mir alle dasselbe gesagt: »Nein, ein Herr Karl Spieker ist hier nicht an Bord.«

Dann bin ich in die großen Baumwollfabriken gegangen, solche, die hunderttausend Spindeln haben. Dort habe ich eine Weile dem gewaltigen Maschinenlied zugehört. Das band aus dem Stampfen der Kolben, dem Gesumme der Räder, dem Schnurren der Spindeln eine bezwingende Melodie. Das Hohelied der Baumwolle stieg aus den Maschinen. Weiß lief es, kurbelte es, rieselte es, strähnte es, haspelte es, schleifte es, stürzte es über sie weg, hinüber in die Spinnerei, wo es sich verdichtete, und von hier in die Weberei, wo Gewebe daraus wurden.

Und dann habe ich im Einkaufsbureau nachgefragt, habe die Gewebe gefragt: »Was hat euch eigentlich Herr Karl Spieker an Baumwolle geliefert?« Aber der Einkaufsprokurist und das Gewebe haben mich verwundert angeblickt: »Wir kennen keinen Spieker,« haben sie gesagt.

Nun noch zum Schneider, dachte ich. Der ist der letzte, der mit Baumwolle zu tun hat. Ich ging zum ersten Schneider der Provinzstadt. »Habe ich vielleicht die Ehre, mit Herrn Spieker, Herrn Karl Spieker, zu sprechen?« fragte ich. — »Nein,« sagte er, »der bin ich nicht, aber ich glaube, er hat einmal einen Kontorrock bei mir gekauft ...« — »Aber zum Teufel,« sagte ich enttäuscht, »man hat mir doch gesagt, er mache in Baumwolle auf einer großen Skala, und nun bin ich schon überall gewesen, wo es Baumwolle gibt, aber ich kann ihn nirgend finden.«

Da blieb mir noch eine letzte Hoffnung. In den Lagerhäusern war ich nicht gewesen. Und ich ging in das große Baumwollagerhaus am Hafen, wo eine gewaltige Menge von Baumwollballen aufgeschichtet lag. »Ist hier viel-



Max Fabian: Kinderkaffee

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1924

leicht ein Herr Karl Spieker?« fragte ich den Lagerverwalter. — »Spieker? Spieker?« sagte der. »Nicht daß ich wüßte. Aber warten Sie mal, ich will mal im Fremdenbuch nachschlagen, wo sich die Besucher einzeichnen müssen, bevor sie die Lagerhallen betreten.« Und dann sah er im Buche nach. »Ja,« sagte er, »ja, der ist vor einer Viertelstunde auf einem Rundgang durch die großen Hallen hier vorbeigekommen.«

Da ging ich ihm nach. Da wandelte ich zum letzten Male auf Karl Spiekers Wegen. Da stand ich in der großen Bergehalle, wo die Baumwollballen turmhoch lagen. Da blickte ich mit Staunen an den Baumwollriesen in die Höhe. Da sah ich ihre Eisenbänder wie Rippen eines Riesen um die Körper laufen. Da fühlte ich den ungeheuren Druck, der unter diesen Bändern gefangen lag. Das Leben der Baumwolle lag hinter diesen Bändern und wartete darauf, bis es in die Welt springen könnte.

Und da sah ich endlich in weiter Ferne, am Ende eines langen schmalen Ganges, der zwischen dem Gebirge der Baumwollballen wie ein Engpaß lief, einen Mann, einen kleinen Mann. Das war Herr Karl Spieker, der auf einer Ferienreise an den Hafenplatz gekommen war. Den dort plötzlich die verrückte Idee — so nannte er es in dem letzten Briefe an seine Frau — die verrückte Idee packte, ein Lager jenes Stoffes zu besuchen, in dem er seit einem Menschenalter mit Erfolg »nach unten ging«.

»Herr Spieker!« rief ich. »Herr Karl Spieker!«

Aber er hörte mich nicht. War der Gang zu lang? Oder war es, weil die Baumwollballen plötzlich zu flüstern begannen? »Herr Spieker ist da, Herr Spieker!« raunten sie einander zu. — »Wer ist Herr Karl Spieker?« fragten wieder andre leise. — »Das ist der Mann,« kam es zurück, »der in uns nach unten ging, als wir noch als Samen in der Erde lagen. Der mit uns nach unten ging, als wir versteckt in unsern Kapseln lagen. Der mit uns nach unten ging, als wir endlich an die Sonne quollen. Der mit uns nach unten ging, als wir über die Meere fuhren, als wir hier aufgespeichert wurden, als wir ...«

»Schon gut!« sagte ein Baumwollballen ganz zu oberst und winkte einem andern Ballen gegenüber. — »Noch nicht,« flüsterte der zurück, »noch einen Augenblick.«

Und da war es, daß Herr Karl Spieker auf eine Leiter stieg, um die Faser eines Ballens droben in der Nähe anzusehen. Daß er verwundert seinen Kopf schüttelte und sagte: »So-so, das also ist Baumwolle, so sieht Baumwolle aus?«

Und da war es weiter, daß die Bänder jenes Ballens auf dem Baumwollturme sprangen — Herrgott, wie knallte das! »Herr Spieker,« schrie ich nach vorn, »ich warne Sie ...!«

Aber meine Warnung ertrank im Krachen von Eisenbändern auf der andern Seite. Zwei Riesenballen sah ich in der Höhe ihre Fesseln sprengen, zwei Riesenballen quollen auf und neigten sich einander zu. Links und rechts kamen die Reihen ins Wanken. Andre Ballen sprangen. Wolkig ballte sich ein weißes Donnerwetter in der Enge. Die Baumwolle vom Mississippi streckte ihre weißen Wolkenarme nach Herrn Spieker. Der stand in jähem Schreck erstarrt auf seiner Leiter. »Das also ist Baumwolle — ist Baumwolle ...«, murmelte er noch, dann schlug das Riesengeflock über ihm zusammen, erstickte seine Schreie und Herrn Karl Spieker und begrub ihn. Das war das letztemal, daß Herr Karl Spieker in Baumwolle nach unten ging.

# Alter und Jugend

Was soll mir denn dein klug Gesicht
Mit dem enttäuschten Mund?
Die kleinen Falten kreuz und quer
Tun mir dein Alter kund.

Ich lieb' des jungen Buben Kopf,
Sein Antlitz hart und glatt,
Das trotzt und sehnt und leuchten kann
Und so wild Leben hat.

Was soll mir denn dein langer Bart,
Der hier und da schon graut?
Wenn du mich küßt: er ritzte nur
In meine weiche Haut.

Und soll denn schon geblutet sein,
So werd' ich lieber wund
Von meines heißen Liebsten Kuß
An seinem jungen Mund.

Was soll mir denn dein still Gemach
Mit Bücherschrank und -brett,
Mit seinem lauen Ofenduft
Und seinem weichen Bett?

Ich und der Knabe, wir reiten derweil
In die Nacht, in die Nacht zu zwei'n
Und am Rande der Welt mit einem Sprung
In die goldenen Sterne hinein.

Marianne Bruns

# Das Wunder

## Legende von Fritz Martin Rintelen

Er stand und sah das Wunder. Nach Jahrzehnten täglicher Not und nächtlichen Jammers sahen seine müden Augen das Wunder. Seine bitteren Lippen öffneten sich zu frohem Ruf. Er hob die zerschürften Hände leicht in das Frühlingslicht. Da stürzte von der zerrissenen Kette des Krans, der über ihm fuhr, ein Stahlblock auf ihn herab. Als die Erscheinung vor seinen entzückten Augen sich vollendet hatte, war er tot.

Er hatte aber seine Heimat wiedergesehen, das heitere Land seiner Kindheit, die kleinen weißen Marienblumen auf den Maiwiesen, die blauen Blumen Vergißmeinnicht bei kühlen Osterquellen, die Lerchen im Morgenlicht, die bunten Falter an den Wildrosenbüschen vor dem Walde, das Flimmern der Mittagsluft auf den goldenen Sommerfeldern, die alten Windmühlen am Himmelsrande schwarz in der roten Abendsonne, die tanzenden Glühkäfer über dem Dorfteiche und die unzähligen Sterne über dem Kirchturm in traumschönen Nächten, die gelben Äpfel am herbstlichen Baume neben dem Hoftor, die roten Bänder der Knechte und Mägde bei den schweren Erntewagen, seinen Vater in der stillen Bauernstube am Tisch vor der Großvaterbibel, seine schweigsame Mutter am Spinnrad, während der Winterwind an den Fensterläden rüttelte und im Kamin pfiff.

Er hatte seine Heimat wiedergesehen, die ihm noch kein ersehnter gütiger Traum einmal wiedergebracht hatte, seit sie dem Jüngling nach dem jähen Tode seiner Eltern verlorengegangen war. Er war aber seitdem in kargem Tagelohn alt geworden, krumm unter eisernen Lasten, fast erblindet unter grellen Lampen und vor den Feuerungen der Dampfkessel, stumm und fast ertaubt im Gelärm der Maschinen. Er hatte seit Jahrzehnten keinen blühenden Baum mehr gesehen und keine Ähre. Auf dem düsteren Hofe des schwarzen Hauses, darin er in einer kahlen Kammer schlief, konnte nicht einmal ein Grashalm gedeihen. Von dem schwarzen Hause zur Fabrik und zurück von der Fabrik zum schwarzen Hause ging er zwischen steinernen Wänden, auf gepflasterten Straßen, sah nur einen schmalen Himmelsstrich über sich und an den Abenden die falschen Lichter.

Er war so alt und krumm geworden, daß Gott seines stummen Elends sich erbarmte und den Engel des Todes sandte, damit er den armen Mann erlöse. Der Engel des Todes breitete seine schweren Flügel aus als schwarze Wolken vor der Sonne, flog unter dem Himmel über die Erde, sah den Alten, der nun sterben sollte, über den Platz der Fabrik von einer brausenden Halle zur andern gehen, senkte sich neben ihm nieder als ein dunkler Schatten des Stahlblocks, der an der knirschenden Kette des Krans schwebte. Den Engel des Todes jammerte des alten Menschen, der krumm geworden war unter den eisernen Lasten, fast erblindet unter grellen Lampen und vor den Feuerungen der Dampfkessel, stumm und fast ertaubt im Gelärm der Maschinen. Der gütige Engel des Todes bewirkte das Wunder.

Der Tagelöhner stand wie erschreckt, sah inmitten der Steinhaufen, Holzstapel, Eisenberge einen verkrüppelten Baum, dessen einziger Ast in das Frühlingslicht neue Knospen trieb. Auf dem schwankenden äußersten Zweige saß ein Vogel und sang, daß der Lärm der Fabrik verstummte. Um den verkrüppelten Baum breitete sich weithin vor den entzückten Augen des alten Mannes die Heimat aus. Seine verbitterten Lippen öffneten sich zu frohem Ruf. Er hob die zerschürften Hände leicht in das Frühlingslicht. Er sah wieder den Pflug auf schwarzem Acker, blühende Wiese, sommergrünen Wald, Schnitter im Ährenfeld, die alten Wände seines väterlichen Hauses. Er hörte die Stimmen der Vögel, das Rauschen der Quellen, die Lieder der Mädchen am Sommerabend, den Herbststurm, den Klang der Glocken am Sonntagmorgen. Die Jahrzehnte seiner täglichen Not und seines nächtlichen Jammers waren vergessen. Aber ein lachendes Mädchen erwartete ihn bei den Wildrosenbüschen vor dem Walde. Er sah einen Strauß blausamtener Veilchen am roten Mieder. Er sah einen weißen Falter auf wehendes braunes Haar fliegen. Der Kuckuck rief. Hoch stand die goldene Sonne im funkelnden Blau.

Der Engel des Todes lächelte mild, winkte; von der zerrissenen Kette des Krans stürzte der Stahlblock herab. Als das Wunder vor den seligen Augen des alten Tagelöhners sich vollendet hatte, war er tot.

# Zum Gedächtnis Paul Natorps

Von Prof. Dr. J. M. Verweyen (Bonn)

Es ist nichts Seltenes, daß der innere Wert und die Kulturbedeutung eines Menschenlebens in umgekehrtem Verhältnis zu der Anerkennung stehen, die es bei den Zeitgenossen findet. Still und weltabgewandt fließt das Leben vieler schlichter Forscher dahin, deren Name günstigenfalls nur einem engeren Fachkreise vertraut und in seiner Bedeutung bekannt wird. Ja, der Stolz mancher, die ihr Dasein der Pflege der Wissenschaft widmen, geht dahin, fern vom Lärm der Öffentlichkeit in herber Sachlichkeit das Kulturgut wissenschaftlicher Erkenntnis zu mehren und die Veröffentlichung in mehr als einem Sinne gering zu schätzen. Andern Forschern und Gelehrten dagegen ist es vergönnt, über die Enge der fachlichen Gruppen stärker in die Breite zu wirken und sich schon zu Lebzeiten Ansehen wie Namen zu erringen.

Der im Sommer 1924 in Marburg verstorbene Philosophieprofessor Paul Natorp gehört zu den Denkern, deren Namen den philosophisch gerichteten Menschen unsrer Tage nicht fremd, einer nicht geringen Zahl sogar in besonderem Maße geläufig war. Zählte er auch nicht zu dem Typus eines Modephilosophen, so beanspruchte er doch in weiten Kreisen ein hervorragendes aktuelles Interesse. Schon durch die Verwurzelung in der Lahnstadt Marburg, wo sich der 1854 in Düsseldorf geborene 1881 27jährig als Privatdozent niederließ und als Professor bis zu seinem Tode wirkte, ist er mit dem philosophischen Geistesleben der letzten Jahrzehnte aufs engste verflochten. Denn Marburg bildete sich seit den 70er Jahren zum Zentrum der »Marburger Schule« aus, deren Begründer Hermann Cohen war. Hier wurde die schon einige Jahrzehnte vorher laut gewordene Losung »Zurück zu Kant!« in Wort und Schrift zur Tat. Wie durch die Schriften Cohens, so weht auch durch die Natorps Kantischer Geist.

Natorps zahlreiche Schriften huben 1888 mit einer Einleitung in die Psychologie nach »kritischer Methode« an und fanden in der allgemeinen Psychologie, gleichfalls nach »kritischer Methode«, ihren weiteren Ausbau. Der gewöhnlichen Psychologie, die als Naturwissenschaft objektivierende Gesetzeskenntnis anstrebt, stellt Natorp eine auf das unmittelbare Erleben gerichtete »rekonstruktive« Psychologie gegenüber. Dabei behält er gegenwärtig, daß man das Ich zum Objekt machen muß, wenn man von ihm reden will. Aber er betont die Gradunterschiede der Objektivierung und erblickt demgemäß als Ziel des einen Verfahrens die absolute Gesetzeserkenntnis, als das Ziel des andern die Erfassung des absoluten Subjekts als der »Dynamis«, der »Potenz aller Bestimmungen, die an ihm durch die objektivierende Erkenntnis vollzogen werden und weiter vollziehbar sind«.

Von der Psychologie grenzt Natorp, ebenfalls im Geiste Kants, die Philosophie ab, die nicht die das Weltbild hervorbringenden seelischen Prozesse, sondern die logischen Bedingungen ihrer Gültigkeit untersucht. Es handelt sich dabei um die Aufgabe, die in der Vernunft liegenden Prinzipien des Erkennens als apriorische Bedingungen der »Möglichkeit der Erfahrung« zu einem System zu vereinigen. So unternimmt Natorp die »Logik« nicht im formalen, sondern im transzendentalen, d. h. auf die Geltungsbedingungen bezogenen Sinne, versucht vor allem in dem Werk über »die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften« eine rein logische Begründung der Mathematik, wobei er mit Kant das wissenschaftliche Denken als wesensgleich mit dem der mathematischen Naturwissenschaft begreift. Wie Hermann Cohen den Realismus als ein »verheerendes Schlagwort« kennzeichnet, so kämpft auch Natorp gegen das Vorurteil des »Gegebenen« und macht geltend, daß jeder, schon der wahrgenommene, Gegenstand nur durch »Denkbestimmung« zustande kommt. Natorps Frage: »Ist es denn so ausgemacht, daß die Existenz existiert?« bedeutet die paradoxe Zuspitzung dieses logischen Idealismus, der selbst die Existenz in eine Denkform auflöst und die Tatsache im absoluten Sinne als das »ewige X« der Erkenntnis bezeichnet. Mit solcher Wendung ist die naive Auffassung zurückgewiesen, gemäß welcher etwas existiert und gleichsam unabhängig vom Denken besteht. Indessen Sein und Denken von Natorp in eins gesetzt wird. Die Betrachtung des kritischen Realismus, der das gültige Denken auf transzendentale Sachverhalte bezieht und in ihnen verankert meint, findet in Natorps Gedankengängen keine Anerkennung.

Vom Boden seines transzendentalen Idealismus aus unternahm Natorp eine auf gelehrter Quellenforschung beruhende Darstellung der platonischen Ideenlehre. Für die alte aristotelische Auffassung sind die Ideen Platos metaphysischer Wesenheiten, Dinge, Musterbilder. Mit Lotze hebt eine neue Interpretation der platonischen Ideen an und gewinnt in Natorps Platonbuch eine eingehende, wenngleich den geschichtlichen Sachverhalt stellenweise vergewaltigende Behandlung. Nach dieser sind die Ideen Platos keine Dinge, sondern Methoden, Setzungen des logischen Bewußtseins, Grundformen der Gesetzmäßigkeit, so daß die oberste platonische Idee des »Guten« mit Gesetzlichkeit überhaupt zusammenfällt. In dieser Deutung vollzieht sich die Annäherung Platos an Kant im

Reiche transzendentaler Betrachtung. Mögen viele Stellen in den Schriften Platos solche Auslegung zulassen, es bleibt immerhin fraglich, ob erstens Plato selbst sie nahelegt und ob zweitens alle seine Äußerungen mit jener Auslegung vereinbar sind. Aristoteles als unmittelbarster Schüler Platos hat jedenfalls nicht einen Augenblick solcher Interpretation gehuldigt. Natorp findet die Erklärung dafür in dem Umstande, daß Aristoteles als Realist »kein Organ« für den erkenntnistheoretischen Idealismus besessen habe.

Mit Plato fühlt sich auch der Ethiker Natorp verwandt, vor allem insofern er die Idee der Sozialethik und Sozialpädagogik dem griechischen Denker entnimmt. In mehreren sozialpädagogischen Schriften hat Natorp eine »Theorie der Willensbildung auf der Grundlage der Gemeinschaft« entworfen und sich zu einem demokratischen Sozialismus ethischer Prägung bekannt. Er prägt den Satz, daß »im Ideal alle wirtschaftliche Arbeit und alle soziale Regelung nur Mittel sein würden zum schließlichen Zwecke der Menschenbildung«, mit welcher Auffassung der oberste »Leitpunkt der sozialen Kritik und damit der sozialen Ethik überhaupt noch heute so sicher wie damals« — zu Platos Zeit — bezeichnet sei. Auch in diesem Punkte vollzieht Natorp die Annäherung Platos an Kant, insofern auch die kantische Ethik fordert, den Menschen nie als bloßes Mittel, sondern jederzeit zugleich als Selbstzweck im Sinne der wahren Menschwerdung, der Humanität, zu betrachten. Die Grenzen der Ethik Kants als einer »Logik des Sollens« erblickt Natorp in ihrem Mangel an Konkretisierung, den er durch seine eigne Sozialphilosophie zu beheben sucht. Über Pestalozzi, mit dem er sich in dem Grundgedanken der Tätigkeit berührt, geht er hinaus durch die Übertragung der Idee der Pädagogik auf das Gebiet der ganzen Volksgemeinschaft. Mit besonderer Überzeugung tritt er für den Beruf der deutschen Volksgemeinschaft ein und erweist sich als ein Prophet des geistig verstandenen Deutschtums.

Ihre letzte Grundlegung empfängt Natorps Sozialpädagogik von der »Idee der Religion innerhalb der Grenzen der Humanität«. Ein selbständiges Reich religiöser Werte findet bei ihm keine Anerkennung. Die Religion löst sich in Pflege der kulturellen Werte auf. Sie verflüchtigt sich dabei, gemessen an dem geschichtlichen Sinn des Wortes, und büßt ihren Charakter im Sinne einer lebendigen Beziehung des ganzen Menschen zur ganzen Wirklichkeit und ihrem göttlichen Urgrunde ein. So stark die ethischen Kräfte in Natorp wirksam sein mochten, eine religiöse Persönlichkeit ist er schwerlich zu nennen. Dies zeigt sich auch in seiner Forderung nach Trennung von Moral und Religion sowie in der Befürwortung der weltlichen Schule. Die Menschheit, nicht die Gottheit, bildet den Abschluß der Gedankenwelt Natorps, die bei all ihren Bedingtheiten ein eindrucksvolles Bild vielseitiger philosophischer Interessen bietet.

Mit seltener Lebhaftigkeit war der philosophische Eros in ihm lebendig, der keine tote Gelehrsamkeit duldete, sondern mit höchster Lebendigkeit den Kosmos der Probleme in Bewegung setzte. Wer je in den Schriften dieses Mannes las oder seinen Worten lauschte, wird das Verwurzeltsein seiner Gedankenentwicklung in der Ursprünglichkeit seines Geistes verspürt haben. Eine fast als Eigenwilligkeit anmutende Selbständigkeit sprach aus der äußeren wie inneren Gebärde seiner schriftlichen wie mündlichen Wirksamkeit. Wie ein Magier des Ostens mochte er manchen anmuten, wenn er auf dem Podium stand mit seinem markanten, von starkem Haarwuchs umwallten Haupte, mit seinen scharfblickenden funkelnden Augen. Aber die Lebhaftigkeit gemahnte doch sogleich wieder an die abendländische Herkunft dieses Menschen, dessen vielfach verwickelte Art des Satzbaues und kühne Abstraktheit der orientalischen Bildhaftigkeit vollends widerstritten.

Will man die entscheidenden Züge der philosophischen Persönlichkeit Natorps festhalten, vor allem die Einheit des Theoretischen und Praktischen als seine Leitidee würdigen, so kann man es nicht besser tun als durch die Vergegenwärtigung seiner eignen Worte, mit denen er auf der Tagung der Kantgesellschaft 1912 seinen Vortrag über »Kant und die Marburger Schule« schloß: »Als Kulturphilosophie wird uns der transzendentale Idealismus zur Lebensmacht. Auch in dieser Richtung streben wir Kant zu, vertiefen durch Plato, der ja davon ganz durchdrungen war, daß Philosophie nicht ein Luxus der Gelehrtenstufe oder der verfeinerten Bildung, sondern das unentbehrlichste Nährmittel eines wirklich lebenswerten Lebens sei, da es sonst der Zieleinheit, des heis skopos, ermangeln und damit aufhören würde, in Wahrheit Leben zu sein ... Und irren wir nicht, so verlangt gerade unsre Zeit nach nichts so sehr wie nach einer philosophischen Durchdringung des Lebens, und darum nach einer Durchdringung der Philosophie selbst mit dem warmen Lebensblute der nach den höchsten Siegeskränzen ringenden Kulturentfaltung. Den Pulsschlag solchen Lebens empfangen wir in den scheinbar marmorkalten Gedankenbildungen des großen Kritikers der Vernunft.«

Auch Natorps philosophisches Lebenswerk selbst zeugt von dem Pulsschlag eines solchen Lebens und wird noch lange geistig wirksam sein.



Georges Morin: Junge Mutter

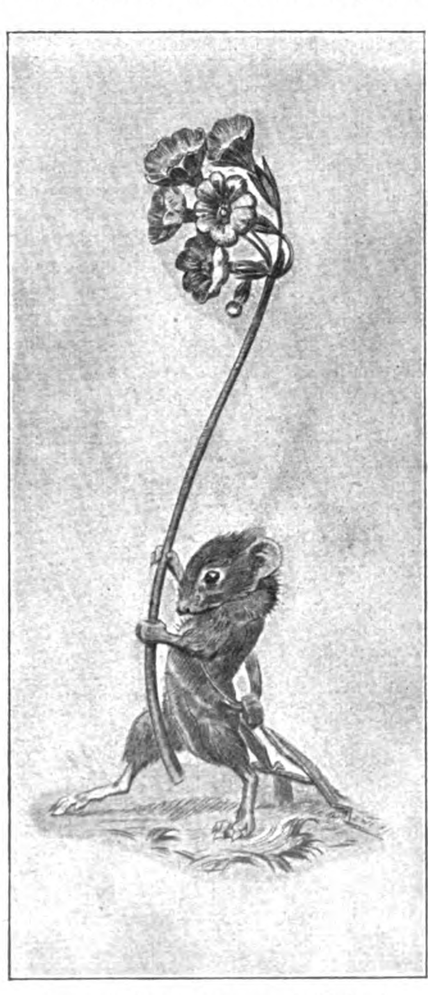
Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1924

# Von Kunst und Künstlern

Anton Rausch: Madonna mit der Rose (vor S. 437) und Heilige Familie (vor S. 505) — Georges Morin: Junge Mutter (vor S. 529) — Max Fabian: Kinderkaffee (vor S. 525) — Rudolf Pauschinger: Bauernkopf (vor S. 481) und zwei Tierzeichnungen: Löwenköpfe und Rehkitz (S. 530) — Leopold Prinz: Maus mit Primel (S. 529) — Walther Curschmann: Im Wolkenschatten (vor S. 445) — Adolf Bühler: Scheiding (vor S. 457) und Die Herlinge (vor S. 473) — Mosaikbild »Madonna« (vor S. 489)

Das erste, was an den beiden aus der letzten Münchner Glaspalastausstellung gewonnenen Heiligenbildern von Anton Rausch auffällt, ist der altmeisterliche Zug: nicht nur in der Zeichnung, auch in der Farbe, diesen lichten, klaren und heiteren Tönen, erinnern die »Madonna mit der Rose« und die »Heilige Familie« an unsre lieben altdeutschen Maler, insbesondere der rheinischen und der fränkischen Schule. Aber wenn man näher zusieht, entdeckt man doch bald auch moderne Züge. Das Kirchlein im Hintergrunde, die weidende Kuh und das Wägelchen im Rücken der Muttergottes, das Spiel der Engel, der Rosenstrauch, der pfeiferauchende Vater Josef — das alles sind idyllische Anwandlungen, die sich mit der Gebundenheit der altmeisterlichen Heiligenmalerei nicht recht vertragen würden. Da zeigt sich die Neigung, den heiligen Vorgang mit bürgerlich-genrehaften Zutaten zu umkleiden, die ihn uns in vertrauliche Nähe rücken, als wollten sie sagen: Tretet nur heran, hier ist Not von eurer Not und Glück von eurem Glück! Für die Landschaft, insbesondere die der »Heiligen Familie«, sind Motive aus der Rhön, der Heimat des 1882 in Fladungen geborenen Künstlers, verwendet.

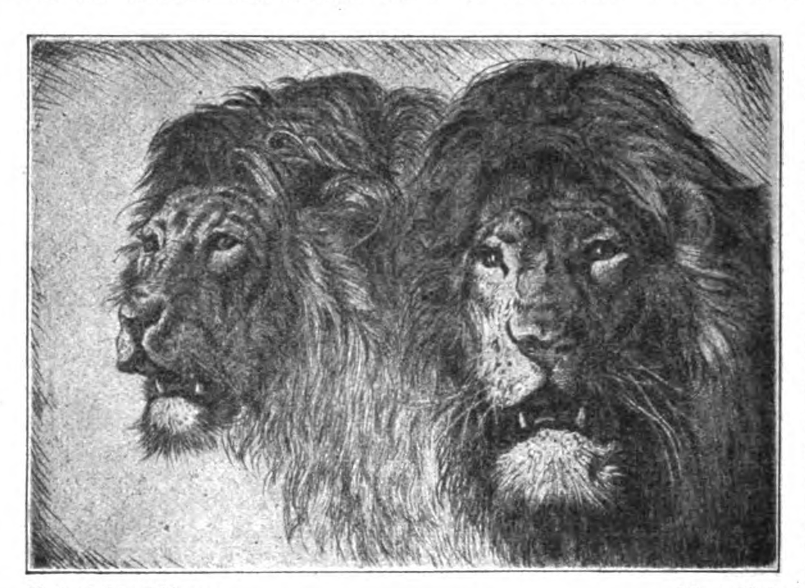
Von dem Berliner Bildhauer Georges Morin, der sein Studium auf der Berliner Kunstakademie vollendet hat, bringen wir das als Zierstück, etwa für einen Wandbrunnen, gedachte Hochrelief »Junge Mutter«, eine Steinarbeit, die das Madonnenthema der heiligen Geschichte ins Weltliche übersetzt, dabei aber kaum etwas von der himmlischen Reinheit und Lieblichkeit einbüßt. Die innige Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind wird hier noch durch die Medaillon-, besser Muschelform des Werkes betont. Der Gleichlauf der Rückenlinie mit der Umrahmung bringt in das Relief eine schöne, edle Ruhe und sammelt Blick und Empfindung auf die eng aneinandergeschmiegten Köpfe. Morin, heute ein Fünfzigjähriger, hat diese selbe edle Geschlossenheit in seinen früheren Gruppen »Erziehung« im Französischen Dom zu Berlin und »Drama« im Stadttheater zu Posen bekundet; von seiner Medaillenkunst, in der er die von Lichtwark vermittelten französischen Anregungen selbständig weiterzubilden wußte, zeugen auserlesene Stücke im Berliner Staatlichen Münzkabinett.



Leopold Prinz: Maus mit Primel

Max Fabian, gleichfalls ein Berliner, zeigt sich auch in seinem »Kinderkaffee« wieder als der liebenswürdige Erzähler des bürgerlichen Familienlebens, als der er uns schon öfters hier begegnet ist. Er liebt diese Gruppen von Jungen oder Alten, die sich um den weißgedeckten Tisch versammeln, die von einer einheitlichen Stimmung gehalten werden und aus denen sich doch wieder einzelne Gestalten — wie hier das weißgekleidete sitzende Mädchen links und das rosagekleidete rechts, das so eilig zu seinem Platze strebt — in porträtartiger Individualisierung lösen.

In Rudolf Pauschinger glauben wir den Lesern einen Zeichenkünstler von außerordentlicher Sicherheit des Striches und seltener Ausdruckskraft der Schwarzweißtechnik vorzustellen. Er radiert einen Bauernkopf, und der ganze Kerl



Rudolf Pauschinger: Löwenköpfe

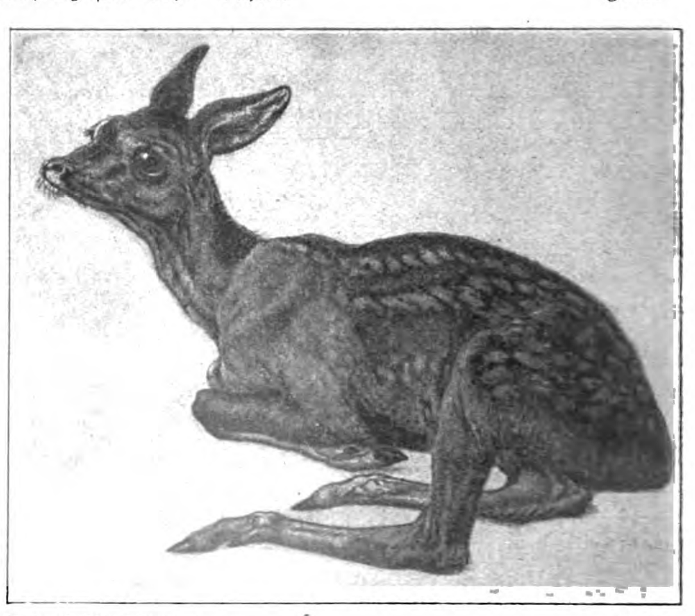
Landschaftsradierung »Im Wolkenschatten«. Landschaftsradierung ist inhaltlich vielleicht schon zuviel gesagt. Zuviel oder — zuwenig. Denn das Wo oder Woher spielt bei diesem Blatt gar keine Rolle. Hauptsache ist ihm das Atmosphärische, die Luft- und die Lichtstimmung. Wie diese Baumstämme sich aus dem Boden in den Himmel recken, wie sie mit den Wolken ringen und gegen das Licht auftrotzen, in dieser kontrapunktischen Heroik des Blattes liegt seine eigentliche Schönheit.

Die »Madonna«, eine Mosaik des Hauses Puhl & Wagner / Heinersdorff, bitten wir als Vorläufer eines bald erscheinenden reich illustrierten Aufsatzes über neuzeitliche Mosaiken und Glasmalereien zu betrachten.

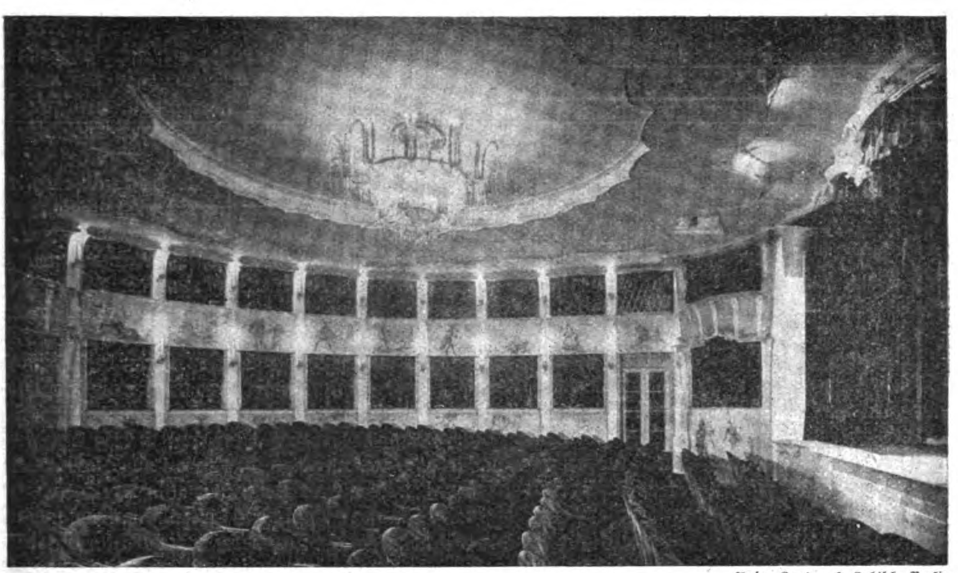
Die beiden Kunstblätter »Scheiding« (September) und »Die Herlinge« (oder Harlungen) begleiten den Aufsatz über Hans Adolf Bühler. F. D.

steht vor uns: erd- und wetterfest, zäh, lebensfroh und lebenstüchtig, hell und geweckt, auch wohl ein wenig verschmitzt und verschlagen, wie's der Bauer leicht wird, wenn die eingeborene Intelligenz statt des geistigen nur ein praktisches Betätigungsfeld findet. Daß der glänzende Menschencharakteristiker, als der sich Pauschinger hier ausweist, zugleich oder vor allem ein nicht minder treffsicherer Tierzeichner ist, braucht uns nicht wunderzunehmen. Denn auch seine Löwenköpfe und seine Rehkitz sind mehr als zoologische Typen, sind Persönlichkeiten und Charaktere aus dem Tierreich, ohne sich die geringste künstliche Vermenschlichung zuschulden kommen zu lassen. Man braucht daneben nur die allerliebste, graziöse und witzige Zeichnung der Maus mit der Primel von dem Wiener Leopold Prinz, demselben, dessen Meisen wir im letzten Heft wiedergegeben haben, zu betrachten, um sich des ganzen Unterschiedes zwischen realistischer und romantischer Kunstauffassung bewußt zu werden — auch im kleinen.

Von Walther Curschmann, der die Kunst der Radierung nur als Liebhaber, aber mit Ernst und Hingebung ausübt, eine



Rudolf Pauschinger: Rehkitz



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Der Zuschauerraum des von Oskar Kaufmann erbauten neuen Theaters »Die Komödie« am Kurfürstendamm in Berlin

# Dramatische Rundschau

## Von Friedrich Düsel

Reinhardts neues Komödienhaus — Fritz Kortner als Othello und als Shlink in Berthold Brechts »Dickicht« — O'Neill: Der haarige Affe — Fedor Ranewsky: Die Königin von Neapel — Schalom Asch: Der Gott der Rache — Georg Kaiser: David und Goliath

Max Reinhardt ist aus Wien, wo er innerhalb weniger Jahre das dem Verfall nahe Theater in der Josephstadt zu neuem Leben erweckt hat, nicht mit leeren Händen nach Berlin zurückgekehrt. Darin besteht ja die ewige Jugend, die stetig sich erneuernde Anregungskraft dieses einzigartigen Theatermeisters, daß er aus allem, aus Glück und Unglück, Erfolg und Fehlschlag, zu lernen weiß und sich auch in seinen reifen Jahren vor keiner Wandlung scheut. In Berlin hatte er sich das Kammerspielhaus als ernst-intimes Saaltheater erbaut und dann den Zirkus Schumann zum »Großen Schauspielhaus«, zum Theater der Fünftausend für Massenaufführungen und Massenwirkungen umgeschaffen; in Wien, im entzückenden Gehäuse aus der Barockzeit, dem einzigen, das in festlicher Heiterkeit mit dem Münchner Residenztheater wetteifern kann, lernte er wieder die einst verachteten Reize des Logenhauses und des Gesellschaftstheaters schätzen, und diese dramaturgische Erkenntnis und Bekehrung ließ ihm keine Ruhe, bis er ihre Frucht auch nach Berlin verpflanzt hatte. So ist »Die Komödie« am Kurfürstendamm entstanden.

Leicht war es nicht, sie ins Leben zu rufen. Das Gebäude freilich war da. Aber wie sah es aus! In seiner Front eine Riesenkommode mit Autoläden und Bureauräumen, in seinen rückwärtigen Teilen erst für ein Kino, dann für einen Tanzsaal hergerichtet. Da hieß es umbauen und wieder umbauen. Kein andrer als der vielerprobte, in seiner Beweglichkeit Reinhardt ähnliche Theaterbaumeister Oskar Kaufmann mit seinem bewährten Helfer Eugen Stolzer hätte das zuwege gebracht, er, der schon sechs Bühnen allein in Berlin, abgesehen von denen im Reich, aufgeführt hat. Was hier geleistet, ist wohl sein größtes Kunststück. Man merkt nichts mehr von Not, Enge und Bedrängnis; man meint, so sei alles von vornherein gewollt, gedacht, geplant gewesen. Das heißt aus dem Wirrsal einen Stil, aus der Not eine Tugend machen. Schon im Eingang und in der Vorhalle wird durch die in launischen Schnörkeln durchbrochene Kuppeldecke der von allem Drückenden entschwerte, schwingende und schwebende Ton des Rokoko angeschlagen. Drinnen ist vollends alles helle, heitere Festlichkeit. Die drohende Enge durch das Weiß der Wandungen aufgehoben, dazu das leuchtende Rot der Bespannungen, Vorhänge, Sesselbezüge, die zierliche Bemalung der Türen, das graziöse Schmiedewerk an den Treppen, die pastellzarten, skizzenhaft hingehauchten Malereien von Hans Meid an der mittleren Logenbrüstung, ein in spielerischem Reigen dahintanzender Fries von Figuren und Szenen

aus der alten Komödie, vor allem aber diese doppelte Reihe leichter, scheinbar in der Luft schwebender Logennester, von denen jedes, um den Gesellschaftscharakter auch hier zu betonen, sein rückwärts gelegenes lauschiges Vorgemächlein hat — alles graziös, prickelnd, anregend, behaglich, salongefällig, nur mit einem leisen Zug ins Spielerische und Vergangenheitsselige, setzen sich doch die Logen mit je zweien links und rechts bis auf die Bühne fort, um den Zuschauer gleichsam zum Mitspielenden zu machen, ihn hineinzuziehen in den holden Schein, der sich da entfaltet.

Nicht alles, was wir Komödie nennen, wird sich in dem »Theater der Fünfhundert« spielen lassen. Zumal die germanische Welt hat der Kunstart einen Beigeschmack gegeben, der für solche Schale zu bitter wäre. Dafür mag nun das herbere Kammerspielhaus wieder in seine angestammten Rechte treten. Desto ergiebiger wird sich die romanische Dramatik für die neue Bühne erweisen: die alten Spanier und Italiener, vielleicht auch, wenn es sein muß, die älteren und neueren Franzosen. Darum hat man hier auch zuerst den Carlo Goldoni gespielt, diesen immer frohgelaunten schelmischen und zutulichen Venezianer des 18. Jahrhunderts, der keinen höheren Ruhm kannte, als das Publikum der Lagunenstadt, das geistreichste und kunstsinnigste, aber auch launenhafteste und unbeständigste in ganz Italien, anmutig zu unterhalten und zu erheitern. Er stak noch mit einem Fuße in den Pantoffeln der Stegreifkomödie, und die alte Harlekinspaßhaftigkeit schlug bei ihm noch die tollsten Purzelbäume. Sein »Diener zweier Herren« ist noch ganz die alte, ausgelassene Hanswurstiade ohne Molièrische Charakter- oder Schicksalsvertiefung: eine einzige, immer wieder aufgenommene und abgewandelte Situation, eben der in die Zwickmühle zweier Dienste geratene, aber sich frech und pfiffig überall herauswindende Truffaldino, ein Bursche mit unerschöpflichen drolligen Einfällen gespickt, ewig hungrig, ewig lustig, nie verdrossen, nebenher auch ein wenig verliebt, genug, der wahre Herr und König der Handlung. Man kann das heute nicht mehr »ernst nehmen«, man muß es und zugleich sich selbst ein wenig zum besten halten, ein wenig hänseln und foppen. Drum tat Reinhardt wohl daran, die alten Liedertexte mit Mozartischen Melodien wieder hervorzuholen, die der letzte echte Wiener Hanswurst, Joseph Kurz-Bernardon, ihr wie ein munteres Schellengeläute umgehängt hatte. Denn er hat sich als Truffaldino Hermann Thimig mitgebracht, den gelenkigsten, quecksilbrigsten, spaßigsten und liebenswürdigsten Arlechino, der, so weit die deutsche Zunge klingt, aufzutreiben ist. Und neben ihm Schwester Helene Thimig als Zofe, Vater Hugo Thimig als Pantalone — sie und alle andern zwischen dem ulkigen Puppenvenedig von Hermann Krehan, in das die jeweils erforderlichen Kulissen und Requisiten immer erst vor unsern Augen hereingeschoben werden — es war ein Abend so voller guter Laune, Grazie und Behagen wie das Theater selbst, zum Täufling die rechten Paten und der rechte Taufschmaus.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Helene und Hermann Thimig in Goldonis »Diener zweier Herren« (Die Komödie)

Was dann der zweite Premierenabend brachte, ließ schon deutlich die Verlegenheit spüren, wie man dies Kindlein aufpäppeln soll. Paul Géraldys »Aimée« mit drei Personen zu bestreiten, ist nichts weiter als eine der üblichen Pariser Ehepänkeleien, in denen die Gatten sich auf Nimmerwiedersehen zu entzweien drohen, sich dann aber heißer und enger als zuvor zusammenfinden. Manches fein beobachtet und zart hingezeichnet und auch für uns reizvoll, wenn Helene Thimig in ihrer kühlen, redlichen Art es beseelt, aber das Ganze doch zu abgegrast, als daß sich für den Spielhunger des Hauses und die Erwartungen seiner Gäste frische grüne Weide genug fände.

Auch im Deutschen Theater wußte Reinhardt für die Feier seiner Heimkehr

leider kein deutsches Stück, das ihm würdig genug gewesen wäre, dem Tag die Weihe zu geben. Er wählte Shaws »Heilige Johanna«, die nach ihren Triumphen in London, während der Wembley-Monate, schon in Dresden erprobt worden war, ließ aber bald darauf, ehe noch der Erfolg ausgenutzt war, zum Erstaunen all derer, die nicht wissen, wie sehr der Berliner Spielplan von den jeweiligen Verpflichtungen der Schauspieler abhängig ist, zwei Kortner-Abende folgen. So und nicht anders muß man sagen, wenn sich so deutlich wie in der Othello-Aufführung und in der des »Dickichts« von Berthold Brecht offenbart, daß die eine wie die andre nur der von Fritz Kortner getragenen Rollen wegen auf dem Spielplan erscheint.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Fritz Kortner und Walther Franck in Berthold Brechts »Dickicht« (Deutsches Theater)

Seinen Mohren von Venedig kennen wir schon vom Staatlichen Schauspielhause her. Er hat sich seitdem nicht verändert. So vortrefflich er das Kindliche, Gläubige und Glückssehnsüchtige des Naturmenschen herausbringt, in seinem Toben, Brüllen, Kreischen und Stampfen verrät sich immer noch die falsche Vorstellung, daß dieser »Mohr« — eine Zeitbezeichnung, die sich höchstens auf einen Araber oder Berber, keinesfalls auf einen Neger deuten läßt — ein nur halb gezähmter Wilder sei, dessen Kannibalentum man hindurchschmecken müsse. Von dem in seiner Güte starken, in seinem ritterlichen Sinn und seinem in eins verwachsenen Liebes- und Ehrgefühl königlichen Menschen, der »nichts aus Haß, für Ehre alles tut«, sehen wir zuwenig. Der erotische Farbstoff sollte auf der Haut bleiben, statt sich ins Blut und Gemüt zu fressen.

Kortners Mister Shlink in Brechts »Dickicht«, im bürgerlichen Leben ein malaiischer Holzhändler, nach den tieferen symbolischen Absichten des Dichters ein aus Gut und Böse schicksalsträchtig gemischter Rassendämon, mutet wie ein Bruder, zum mindesten ein Stiefbruder dieses Othello an. Hier freilich ist das Wilde, Wüste, Kraterhafte und elementar Zerstörerische, um nicht zu sagen Menschenfresserische am Platze. Denn dieser Malaie sitzt wie eine fette, mordgierige Giftspinne im Netz und saugt seinen Opfern das Blut aus, nachdem er sie mit dem Speichel seiner glatten Unterwürfigkeit und scheingütigen Hilfsbereitschaft überzogen und wehrlos gemacht hat. Seine Opfer aber sind die Mitglieder der Familie Garga, die vom freien Land in den feurigen Rachen des Molochs Chikago geschleudert worden sind und nun hier, zwischen dem fürchterlichen Mahlwerk der aufeinanderknirschenden Rassen, ihrer sich gegenseitig steigernden Laster und Verbrechen, Triebe und Lüste zerrieben werden. So ungefähr mag dieser »Untergang einer Familie«, dies »Schaustück« in zehn amerikanisierten Kinobildern, das sich da abspielt, wenigstens gedacht sein. Gestaltet ist es nicht, schon weil ihm der Mut der Entscheidung fehlt, der für eine solche Rassentragödie vonnöten wäre. Gehört er doch zu jenen international gestimmten Gerechtigkeitsfanatikern, denen schon eine Laus über die Leber kriecht, sobald sie einen Gelben nur um Haaresbreite unter den Weißen rangieren sollen. Deshalb wird auch diesem malaiischen Erzgauner, Kehlabschneider und Seelenmörder richtig das Weltweh der Einsamkeit und der Unterdrücktheit auf die Seele geschminkt, und die schicksalsergebene Sanftmut, mit der er schließlich das Todesgift trinkt, um der Polizei zu entgehen, bekommt etwas von pazifistischer Verklärung, was bekanntlich die höchste Weihe ist, die unsre jungen Dramatiker zu vergeben haben. Die dramatische Gestaltungsfähigkeit Brechts, dem kritischen Blick von Anfang an fraglich, hat sich nun vollends in leere Äußerlichkeiten und laute Gesten verloren; die Flucht nach Amerika kann das nicht verhüllen.

Aber der Amerikanismus ist nun mal Trumpf bei uns. Kann man ihn nicht im Lande selbst haben, so bezieht man ihn übers Wasser. Der bevorzugte Lieferant dafür ist der amerikanisierte Schotte Eugene O'Neill, dem wir schon das Negerstück »Kaiser Jones« verdanken. Seine Spezialität scheint zu sein, das Tier oder den Kannibalen im Menschen loszuketten. So ging die Negermajestät an ihrer durch die dünne Kulturhaut durchbrechenden Gespensterfurcht zugrunde, so flüchtet sich »Der haarige Affe«, wie sich der in seinem Arbeitsstolz leicht verletzliche Heizer eines Ozeandampfers, bei seinem rußigen Werk überrascht, von einem dummen Lebedämchen schimpfen lassen muß, mit seinem gekränkten Ehrgefühl und seiner aufgewühlten Kapitalistenwut schließlich zu seinem Bruder Gorilla im Zoologischen Garten, um mit ihm einen Pakt gegen die elegante, nichtstuerische Gesellschaft zu schließen. Der jedoch versteht den Spaß falsch und befördert den zum Menschen entarteten Genossen mit einer einzigen zärtlichen Umarmung ins Jenseits. Ein Stück aus dem Leben gegriffen, heißt es, der Anfang der sozialen Dramatik in Amerika! Bezeichnet es sich doch selbst als ein »Schauspiel alten und neuen Lebens«. Nun, wenn das die »Lebenswahrheit«, wenn das die realistische Sozialdramatik der Neuen Welt ist, so behüte uns Gott vor dem Import! Doch auf der Tribüne wurde diese romantisch-tragisch parfümierte Marlittiade mit einer schier sakramentalen Feierlichkeit zelebriert, und ein Schauspieler vom Range Eugen Klöpfers riß sich förmlich die Brust auf, um das menschlich-tierische Ungestüm ans Licht zu bringen, das der Amerikaner seinen Landsleuten als Menetekel an die Wand malt.

Wer noch an dem alten Aberglauben kaut, die Bühne sei zuerst für den Dramatiker da, darf nicht nach Berlin kommen. Dort herrschte eine ganze Weile der Regisseur, jetzt herrscht dort der Schauspieler. Der zugkräftige wohlverstanden, der, dessen Namen man an die Litfaßsäulen anschlagen kann. Nach dem Gehalt des Stückes oder dem Verfasser wird kaum noch gefragt. Kortner spielt, Klöpfer spielt, die Durieux spielt, Alexander Granach spielt — der Abend ist gemacht! Wann wird diese aus blanker Prestigegier gezüchtete Histrioneneitelkeit sich endlich den Hals brechen?

Den Othello und den Mister Shlink gab man Kortners, Yank, den »haarigen Affen« Klöpfers wegen, Fedor Ranewskis »Königin von Neapel«, ein wahres Schlachtfest von Bluttaten hinüber und herüber, erscheint auf dem Kleinen Theater um Tilla Durieux' willen, die hier als Trägerin der Titelrolle — gemeint ist Johanna die Erste aus dem Hause Anjou — alle Register der Haß- und Liebesraserei ziehen, alle andern an die Wand spielen darf, bis auch sie endlich, eine Philosophin des weiblichen Gewaltmenschentums, zum Sterben kommt. Machte man sich hier noch die Mühe, ein neues Stück aus dem Osten herbeizuholen, angeblich das eines jungen Russen, den allerdings niemand kennt, so griff das Theater am Kurfürstendamm, um Alexander Granach unter den Scheinwerfer zu bringen, einfach auf Schalom Aschs »Gott der Rache« zurück, ein aus dem Jiddischen stammendes kraßrealistisches Bordellstück aus dem polnischen Ghetto, das schon vor siebzehn Jahren seine französisch inspirierten Effekte auf uns verpuffte. Granach, neulich erst im Staatstheater ein origineller, wenn auch überpfefferter Isolani, spielt hier den Jankel Schepkowitsch, den Shylock aus Galizien, der sich bei seinem schmutzigen Gewerbe ein zärtlich besorgtes Vaterherz für seine Riwkele bewahrt hat und die Kuppeltaler nur scheffelt, um eine gute Partie aus ihr zu machen, der aber doch erleben muß, daß auch diese Jessika in den Schmutz herabsinkt, denn der Gott der Juden rächt die Sünde der Väter an den Kindern. Das gibt eine wilde, wütende Anklageszene gegen Gottes Gerechtigkeit, und die ist — bei Shakespeare nur flüchtige Episode — hier Kern und Gipfel des Stückes.

Will man in Berlin noch ein Theater finden, das ein Stück um des Stückes willen gibt, so muß man an den Randbezirk, nicht der Stadt, aber des sog. gesellschaftlichen Theaterlebens gehen. Da, wo das Zentrum in den Osten übergeht, wo noch immer das tüchtige Berliner Kleinbürgertum sitzt, hat sich kürzlich das einstmalige Schillertheater wieder in Wallnertheater zurückbenannt, um, wie in der guten alten Zeit, Volksstücke zu spielen, handfeste, nahrhafte Volksstücke. Ein löbliches Beginnen! Wer aber hat ihm das erste geliefert? Georg Kaiser! Er kann alles — warum nicht auch das? Sein »David und Goliath« hat nun freilich mit dem Alten Testament nicht viel zu schaffen. Statt mit Schwert und Schleuder hält er es mit dem weniger lebensgefährlichen Lotteriespiel, dem nun mal eine unzerstörbare Volksbeliebtheit eigen, läßt einen kleinen dänischen Sparkassenbeamten durch Keckheit und Gottvertrauen über den reichen, protzigen Großbrauer triumphieren, philosophiert nebenbei allerlei über Glück und Unglück des Geldes und bringt mit Gut und Böse, Weiß und Schwarz sowie einigen feineren Schattierungen ein bewegliches, spannendes und schlagkräftiges Theaterstück zuwege, das trotz dem brüchigen Fundament, auf dem es steht, wie zuerst in Minden an der Porta Westfalika, so auch inmitten Groß-Berlins ohne große Schauspielerkanonen die Leute ergötzt und unterhält.

# Literarische Rundschau

## Weihnachtliches II

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, heißt es im »Tasso«; deshalb werden Lebensgeschichten und -bilder immer der beste Spiegel unser selbst sein. Gewiß, man kann sich beim Lesen ganz an ihr fremdes Leben und Schicksal verlieren; aber wer sie zum inneren und bleibenden Gewinn liest, wird in dem Bild des andern nach Zügen suchen, die seinen eignen antworten oder widersprechen, sein Wollen und Streben bestätigen oder vor Gericht fordern. Deshalb vergleicht sich an Bildungs- und Erkenntniswert kaum eine andre Büchergruppe mit dieser, und darum gehöre ihr in unsrer zweiten Weihnachtsrundschau der erste Platz.

An der Spitze aber stehe die Lebensgeschichte dessen, der als der reinste, edelste und erhabenste Mensch über die Erde wandelte, gleichviel ob man ihm darüber hinaus göttliche Natur zuerkennen mag oder nicht, stehe die Lebensgeschichte Christi (München, Allgem. Verlangsanstalt). Sie kommt in einem Werke zu uns, das über Amerika und Europa schon in mehr als einer halben Million verbreitet war, bevor es (von Max Schwarz) ins Deutsche übertragen wurde; ein italienischer Dichter und Philosoph, Giovanni Papini, hat es geschrieben, ein tiefgläubiger Katholik, der aber das ganze Wissen unsrer Zeit beherrscht und all ihre Nöte in sich selber durchlebt hat. So empfangen wir zugleich ein Erbauungsbuch und ein Dokument wahrsten Menschentums.

Neben dem sittlich-religiösen Genie, wenn auch in gebührendem Abstand, das politisch-vaterländische: Friedrich der Große in der klassischen Darstellung Carlyles. In Einzelheiten längst überholt, steht dies Werk des Briten als Persönlichkeits- und Lebensgeschichte des großen Preußenkönigs immer noch voran; es hat selber das Gewicht einer Persönlichkeit einzusetzen, und aus ihm weht der Atem einer leidenschaftlichen Begeisterung für seinen Gegenstand. Freilich, das englische Original umfaßt sechs Bände — wer hat Zeit, sie zu lesen, wer Geld, sie zu kaufen? Da hat nun der Verlag Martin Warneck in Berlin von Karl Linnebach eine gekürzte Bearbeitung vornehmen lassen, die glaubt, in einem Bande von 500 Seiten das Wichtigste daraus retten zu können. 16 Kunstblätter nach Zeichnungen Menzels geben dem Text gleichwertigen Bildschmuck.

Nur ein Name läßt sich in dieser Nachbarschaft hören: der Goethes. Das Bedeutendste, was nach Gundolfs Buch über ihn geschrieben worden, ist, außer H. A. Korfs »Geist der Goethezeit«, einem glänzend gelungenen Versuch, die ideelle Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte zu zeichnen (erster Teil: Sturm und Drang; Leipzig, J. J. Weber), das Buch eines Italieners: Benedetto Croces »Goethe«, verdeutscht von Julius Schlosser (Zürich-Leipzig, Amalthea-Verlag), eine gedrängte, aber durch Gehalt, selbständige Auffassung und durchsichtige Klarheit ausgezeichnete Würdigung. Aber auch gut bewährte deutsche Goethe-Biographien sind in neuerer Bearbeitung vorhanden. Der Leipziger Universitätsprofessor Georg Witkowski hat seinen Goethe in dritter, neu durchgesehener Auflage herausgebracht und mit 32 Bildnissen geschmückt (Leipzig, Alfred Kröner), und Karl Heinemann kann sein nicht minder geschätztes Lebensbild von Goethes Mutter sogar schon in neunter verbesserter Auflage erscheinen lassen. Wer einen wichtigen Abschnitt aus Goethes Leben, sozusagen seine innere Erweckung und Menschwerdung, in künstlerischer Romanform genießen will, dem sei nochmals Albert Trentinis Zweibänder »Goethe« ans Herz gelegt: kein gefälliges Publikumsbuch wie Burgs Goethe- oder Molos Schiller-Roman, aber ein Werk von so viel Ernst, Tiefe und geistiger Kraft, daß vor ihm auch die Anspruchsvollen ihre Vorurteile gegen Dichterromane fallen lassen dürfen.

Eine neue umfassende, manchmal etwas kühle Biographie Uhlands, ein Gesamtbild seines Lebens, Dichtens und Forschens, haben wir von Prof. Herm. Schneider (mit 3 Bildnissen; Darmstadt, Hofmann & Ko.), ein Werk, das aus der Tübinger Universitätsbibliothek und dem Marbacher Schillermuseum viel Neues über den Dichter und Politiker, namentlich aber den Forscher und Gelehrten Uhland zutage fördert und den Anspruch erhebt, uns einen Ersatz für das von Erich Schmidt in jahrelanger Arbeit vorbereitete, aber nicht mehr vollendete Werk zu bieten. Noch ausführlicher und liebevoller, aber nicht ohne strenge Kritik im einzelnen hat Max J. Wolff, der Verfasser einer volkstümlichen Shakespeare-Biographie, Heinrich Heine dargestellt (München, C. H. Beck). Parallel mit der Geschichte seines Lebens geht hier immer die seiner Werke und der für sein Wesen so bezeichnenden literarischen Fehden. Es ist mit Recht als ein Verdienst Wolffs hervorgehoben worden, daß er bei der Behandlung dieses gefährlichen Stoffes nirgends in einen einseitigen Philo- oder Antisemitismus verfallen ist.

Auf persönlicher Erinnerung und einer dreißigjährigen Freundschaft hat Geert Seelig

seine neue Klaus-Groth-Biographie aufgebaut (Hamburg, Alsterverlag). Viel neues urkundliches und bildliches Material, durch eigne Anschauung und sichere Überlieferung ergänzt, tritt hier zuerst an die Öffentlichkeit. Namentlich der Kieler Kreis des Dichters und »Professors« wird nach mühseligen archivalischen Forschungen eingehend geschildert, nicht immer zum Ruhm seiner Umgebung. Ein Vorzug des Buches ist, daß uns Groths Werden und Leben im festen Rahmen der schleswig-holsteinischen Heimat entgegentritt. Verwandte Anlage zeigt das Lebensbild, das Wilhelm Alberts seinem Heimatgenossen Gustav Frenssen gewidmet hat (Berlin, G. Grote); nur daß sich hier die kritische, wenn auch erfreulicherweise mehr positive als negative Erörterung stärker hervordrängt, wodurch die Persönlichkeit des Menschen und Dichters manchmal eher verdunkelt als erhellt wird.

Für Gottfried Keller ist, neben einer Skizze seiner Weltanschauung von Alex. Gleichen-Rußwurm (München, Rösl & Ko.), nur ein knapper, freilich in dieser Beschränkung meisterhaft durchgeführter biographischer Abriß von Prof. Harry Maync zu verzeichnen (»Leben und Werke«; Leipzig, H. Haessel). Dagegen hat Wilhelm Raabe aus Heinrich Spieros Feder eine neue eingehende kritische und doch warmherzige Darstellung erfahren (mit 3 Bildnissen; Darmstadt, Ernst Hofmann & Ko.). Spiero, noch der persönlichen Freundschaft des Dichters gewürdigt, hat zwanzig Jahre ernster Forschung an dieses Buch gewendet; er hat tiefer gegraben als seine Vorgänger, ist aber auch in seiner Betrachtungs- und Würdigungsart über sie hinausgewachsen, indem er nicht nur Raabes eigne künstlerische und philosophische Entwicklung analytisch erörtert, sondern sich und uns auch Rechenschaft gibt über die wechselnde Wirkung dieses Dichters und Denkers von Generation zu Generation. Möge er darin recht behalten, daß in die von heute die »warme menschliche Stimme des weltweiten erzdeutschen Meisters doppelt beweglich, tränenlockend, schicksalmahnend hineintöne«. Sein Buch hilft jedenfalls für diese Stimme das Ohr erschließen.

Die Flut der Selbstbiographien, Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Briefwechsel, durch das Heraufkommen einer »neuen Zeit« eher angeschwollen als eingedämmt, zwingt den Berichterstatter zu strenger Sichtung und gedrungener Kürze. Auf Einzelnes werden wir zu ruhigerer Zeit noch zurückkommen müssen.

Die erste deutsche Selbstbiographie, die unsre Literatur zu verzeichnen hat, ist Ulrich von Lichtensteins »Frauendienst«, eine Art Ichroman, in dem der steirische Ritter und Minnesänger des 13. Jahrhunderts mit größter Offenheit seine Liebesmemoiren ausbreitet. Er war ein oberflächlicher Weltmensch, der gutes Essen, schöne Rosse, üppiges Gewand und reiche Helmzier »zu den höchsten Freudenquellen des Mannes« zählte. Ein Sklave der konventionellen Anstandsforderungen seiner Zeit, kannte dieser verheiratete Mann und Vater mehrerer Kinder in den Torheiten, die er im Liebesdienst für seine zwei Damen beging, keine Grenzen. Aber gerade wegen dieser modedienerischen Eitelkeiten und Torheiten ist sein Buch für den Kulturgeschichtsfreund eine wahre Fundgrube. Schon deshalb, aber auch des amüsanten, unmittelbaren Inhalts wegen, war es ein glücklicher Einfall, den »Frauendienst«, wenn auch in sehr freier Bearbeitung (von Baron Zois) in die Lutzsche Memoiren-Bibliothek aufzunehmen (Stuttgart, Rob. Lutz).

Im Wegweiser-Verlag (Volksverband der Bücherfreunde) hat Dr. Joach. Kühn aufs neue Varnhagen von Enses »Denkwürdigkeiten des eignen Lebens« herausgegeben. Voll »eignen Lebens« war nun freilich dieses Allerweltsmännchen ganz und gar nicht; Wilhelm Grimm fand, daß an seinem Lebensbaume auch nicht ein einziges frisches grünes Blatt hange, so geschäftig er sich auch mit allen möglichen Erfahrungen auszuputzen suche. Doch immerhin: Varnhagen spielte in der literarischen Welt der Biedermeierzeit als Förderer der Jungdeutschen, als »Statthalter Goethes auf Erden« und als Gatte der Rahel eine vielbeachtete Rolle, er hat in seinem langen Leben viel gesehen und gehört und alles, alles aufgezeichnet. Seine frühesten Erinnerungen reichen in die Vorwehen der großen Revolution zurück, er hat Napoleons Aufstieg und Untergang — übrigens mit leidenschaftlichem Haß — verfolgt und den deutschen Vorfrühling, die Tage Fichtes und Schleiermachers, mit lebhaftester Teilnahme begleitet. Da kann es in den beiden stattlichen Bänden an »Denkwürdigem« nicht fehlen.

Autobiographische Aufzeichnungen des »Werdenden Nietzsche« legt seine Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, die treue Verweserin seines Nachlasses, aus den Schätzen des Weimarer Archivs vor (München, Musarion-Verlag). Darin versucht der Philosoph so naiv und objektiv wie möglich seine Entwicklung in den Jahren 1844—1869 im Elternhause, in der Landesschule Pforta, auf den Universitäten Bonn und Leipzig und während der Naumburger Soldatenzeit zu schildern. Auch wer die von der Schwester verfaßten Lebensschilderungen kennt, wird hier viel Neues von höchstem psychologischem Reiz finden; denn es war diesem Denker gegeben, jede Stufe seines

Werdens mit ganzer Seele in aller Tiefe zu erfassen und zu durchleben, erfüllt von jenem leidenschaftlichen Ernst, durchdrungen von jener strengen Redlichkeit, mit der er überall seinem Ich gegenübertritt.

Zu einem geschlossenen Lebensbilde haben sich die wertvollen Aufzeichnungen und Briefe des Schweizer Dichters und Journalisten Josef Viktor Widmann durch die Darstellung abrunden lassen, die Elisabeth und Max Widmann seiner Hinterlassenschaft geben konnten (Frauenfeld u. Leipzig, Huber & Ko.). Widmanns Leben (1842—1911) war außerordentlich reich an den vielseitigsten Beziehungen, und er selbst bewies sich zeitlebens als einen Virtuosen der geistigen Freundschaft. Kein Wunder, daß diese beiden Bände überquellen von Erinnerungen an literarische, gelehrte und politische Erscheinungen, mit denen Widmann in persönliche Berührung getreten ist oder Gedankenaustausch gepflegt hat.

Aus derselben Zeitspanne, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, begegnen uns noch ein paar andre literarhistorisch wertvolle Briefveröffentlichungen. Erich Petzet, Heyses literarischer Nachlaßverwalter, erschließt uns mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit und Anmut den Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse (München, J. F. Lehmann), in dem sich der Münchener Idealismus und die poetische Formzucht der Maximilianischen Kunstperiode ihr unverfälschtes Denkmal gesetzt haben; Albert Köster hat noch kurz vor seinem Tode nach dem Stand der neuesten Forschung die vierte, wesentlich vervollständigte Auflage des Briefwechsels zwischen Storm und Keller besorgt (Berlin, Gebr. Paetel), und Gertrud Storm, des Dichters Tochter, auf die sich ein Teil seiner literarischen Begabung vererbt hat, erzählt, wie ihr Vater Immensee erlebte (Wien, G. Freytag). Musik und nationalpolitische Fragen begegnen sich in dem Briefwechsel zwischen Peter Rosegger und Friedrich von Hausegger, dem Grazer Rechtsanwalt und Privatdozenten, mit dem der Dichter in den achtziger und neunziger Jahren, der Zeit der österreichischen Nationalitätskämpfe, enge geistige Verwandtschaft hielt (mit 2 Bildnissen; Leipzig, L. Staackmann). Noch enger und gegenseitig verständnisvoller war die Seelenfreundschaft, die Rosegger mit Emil Ertl, dem Grazer Erzähler, verband, und so ist aus den Erinnerungen Ertls an diesen Bund ein tiefes, menschlich warmherziges und liebenswürdiges Bekenntnisbuch geworden (»Wie ich ihn kannte und liebte«; ebenda).

Von der grünen Steiermark an die blaue Donau, und wir sind in dem »Verlorenen Paradies«, das Emil Löbl, der Hauptschriftleiter des Wiener Tagblatts, meint, wenn er in seinen Erinnerungen eines alten Wieners (Wien, Rikola-Verlag) das Wien der achtziger und neunziger Jahre erstehen läßt, das Wien der »guten alten Zeit« mit seiner Fülle von ihm allein gehörenden Stimmungen und ästhetischen Werten, von typischen Gestalten und ortsgeschichtlichen Figuren, von Farben und Linien, die den unnachahmlichen Zauber dieser Stadt ausmachen. Theo Zasche, ein echter Wiener wie Löbl, hat noch kurz vor seinem Tode Federzeichnungen zu dem Bändchen geliefert: Wiener Straßenfiguren und -szenen, Parkbildchen, Bildnisskizzen und ähnliches.

Vorzugsweise musikgeschichtlichen Inhalt hat das hübsche Erinnerungsbuch »Eine Glückliche« (Leipzig, H. Haessel), worin Hedwig von Holstein, Franz von Holsteins kluge und warmherzige Lebensgefährtin, menschlich und künstlerisch gleich anziehend ihre Denkwürdigkeiten niedergelegt hat. Eine Zeitgenossin Mendelssohns und Schumanns schildert hier die Persönlichkeiten ihrer Leipziger Musikwelt, Peter Cornelius, Niels Gade, Heinr. von Herzogenberg, Clara Schumann, und die Eindrücke der ersten Bayreuther Festspiele.

Im Wagnerkreise bleiben wir auch noch in den »Erinnerungen an Houston Stewart Chamberlain«, die seine erste Gattin Anna Chamberlain gleichsam als Ergänzung zu Chamberlains Selbstbiographie »Lebenswege meines Denkens« an die Öffentlichkeit gibt (München, C. H. Beck). Sie hat an seinem Denken, auch an seinem Eintreten für Richard Wagner regen Anteil genommen, war seine Gefährtin auf weiten Reisen, saß an seiner Seite, als in Bayreuth zum ersten Male der Parsifal aufgeführt wurde, schildert seine Empfänge in der Wiener Hofburg und im Berliner Schloß und weiß, neben mancherlei Nichtigkeiten, auch über andre bedeutsame Persönlichkeiten (z. B. Nietzsche) einiges Interessante zu berichten. Es ist die Welt des Alltäglichen, woraus sie schöpft, aber der Becher, den sie in den Brunnen der Erinnerung senkt, ist rein, und sie kredenzt ihn mit anmutiger Gebärde.

Hauptsächlich den Buchhändler, aber auch den Freund Fritz Reuterschen Humors werden die fröhlichen Erinnerungen fesseln, die Ulrich Meyer unter dem Titel »Der Meister und sein Schüler« veröffentlicht (Berlin, Fr. Zillesen). Denn der Meister ist der alte Brünslow, ein Original des Standes der Sosier, und die Stadt, in der sich diese köstlichen Geschichten um 1875 abspielen, ist die mecklenburg-strelitzische Vorderstadt Neubrandenburg, wo die besten Bücher Reuters entstanden sind. Etwas von seinem gesunden und behaglichen Humor mit seiner warmen, wohltuenden Menschlichkeit hat sich auf diese Blätter vererbt.

Erinnerungen an Cäsar Flaischlen gibt uns Frau Emmy Rotth, die dem Dichter während seiner Berliner Zeit dreißig Jahre hindurch eine treue Freundin und verständnisvolle Helferin war (Hannover, A. Sponholtz). Sie hat fast alle seine Arbeiten werden und wachsen sehen, all seine Sorgen, Freuden und Gedanken geteilt und hätte es deshalb wohl verdient, daß man ihr erlaubte, die Briefe und Gedichte Flaischlens, die sie besitzt, mit zu veröffentlichen. Doch wollen wir uns auch an ihren Erinnerungen genügen lassen; denn wenig Persönliches ist bisher über diesen in Berlin nur halb heimisch gewordenen Schwaben bekannt geworden, der namentlich zur Kriegszeit so vielen bedrückten Gemütern mit seiner nachdenklichen und warmherzigen Lyrik Sonne ins Herz geleitet hat.

Eine höchst bewegte und bunte Schaubühne tut sich in dem zweiten Teil (1901—1923) der »Schonungslosen Lebenschronik« von Kurt Martens auf (Wien, Rikola-Verlag). Ein Leipziger von Geburt, ist Martens im Gegensatz zu dem immer etwas einsiedlerischen Flaischlen eine gesellige Natur, hat, namentlich in München, in vielen Zirkeln und an vielen Tischen gesessen, und wenn man Namen wie Keyserling, Bierbaum, Dehmel, Wedekind, Richard Voß und Ernst von Wolzogen, Rilke, Georg Kaiser, Sternheim, Meyrink und Thom. Mann nennt, so sind das nur wenige der literarischen Berühmtheiten, von denen er zu erzählen weiß. Doch er erzählt nicht nur, er rechnet auch ab, mit sich, mit andern, mit der Zeit, ihren Idealen und Irrtümern. Hier, im Mannesalter, vielleicht noch strenger als in den Jugendjahren. Ihm ist es nicht nur um Autobiographisches zu tun, er will auch mit psychologisch-kritischer Methode Zeit- und Kulturgeschichte schreiben.

Aufs Meer der Politik, ins Hof-, Staats- und Kriegsleben steuern wir mit den Erinnerungen des Großadmirals Alfred von Tirpitz, von denen der Verlag K. F. Koehler in Leipzig eine (übrigens nur um einige Kapitel) gekürzte, von Fregattenkapitän a. D. Schulze bearbeitete Volksausgabe veranstaltet hat. Noch politischer weht der Wind in den »Politischen Dokumenten«, die Tirpitz aus seinem bisher geheim gehaltenen Archiv, wie Aiolos aus seinem Schlauch, an die Öffentlichkeit schickte (Stuttgart, Cotta). Der erste gewichtige Band dieser Aktenpublikation beschäftigt sich mit dem »Aufbau der deutschen Weltmacht«. Da werden in reicher Fülle Gesetzentwürfe, Botschafterberichte, Briefwechsel, Tagebücher u. a. vor dem Leser ausgebreitet, und aus ihnen ersteht ein spannendes Drama mit Spielern und Gegenspielern, mit Krisen und Katastrophen, Völker- und Länderschicksalen.

Mehr Palast- als Weltgeschichte rumort dagegen in dem Lebensbild, das Prof. Haller auf Grund eines umfangreichen, in den eignen Erinnerungen des Fürsten nur zu bescheidenem Teil verwerteten Materials von Philipp zu Eulenburg-Hertefeld gibt (Berlin, Gebr. Paetel). Gegen Hallers Auffassung wird die Geschichtskritik viel Gewichtiges einzuwenden haben, an dem historischen Tatsachenwert des ungewöhnlich farbigen, wenn auch oft wenig erfreulichen Zeitbildes, das diese »Rechtfertigung eines zu Unrecht und ungehört Verdammten« darstellt, kann kein Zweifel bestehen.

Zum vaterländischen Ehrgeiz eines deutschen Hauses sollte es gehören, neben Luthers Bibel und Goethes Faust auch unsre mittelalterlichen Nationalepen, die künstlerische Verkörperung unsers germanischen Heldentums, in einer Schmuckausgabe zu besitzen, die es wert ist, vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel vererbt zu werden. Eine solche generationenwürdige Ausgabe des Nibelungenliedes bietet der Volksverband der Bücherfreunde (Wegweiser-Verlag, Berlin W 50) seinen Mitgliedern in der Simrockschen Übersetzung nach dem Versbestand der in der Berliner Staatsbibliothek aufbewahrten Hundeshagenschen Handschrift, bearbeitet und mit deren farbenprächtigen Miniaturen herausgegeben von Herm. Degering, dem Vorsteher der dortigen Handschriftenabteilung. Was wir hier vor uns haben, ist ein Prachtwerk im edlen Sinne des Wortes, nicht in dem einer gesuchten und überladenen Luxusausstattung: handlicher Folioband in Halbleder, der Einband gezeichnet nach dem Muster eines im Bayrischen Nationalmuseum verwahrten Deckels aus dem 15. Jahrhundert, Titelblatt in Schwarz und Rot nach Entwurf von Kurt Siebert, Textdruck in der charaktervollen Schneidler-Schwabacher Type, die Bilder in vielfarbigem Offsetdruck nach der einzigen uns erhaltenen illustrierten Handschrift des Mittelalters in der Originalgröße. Wer dem Weihnachtsfeste auch in der Geschenkwahl eine deutsche Weihe geben möchte, der entscheide sich für dieses Werk!

Eine neue Shakespeare-Ausgabe in neun Bänden beschert uns Julius Bab als Frucht eines eindringenden Studiums (Stuttgart, Union). Der Leitgedanke dieses Unternehmens ist der, ganz und gar nur dem lebendigen Genuß der Dichtungen zu dienen, sie von allem gelehrten Ballast freizuhalten und ihnen doch alle neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse zugute kommen zu lassen. Das gilt vom Text der zugrunde gelegten Schlegel-Tieckschen Übersetzung, immer noch der treuesten und geläufigsten, die hier wohl an viertausend Stellen in einzelnen Ausdrücken, Wendungen und Ergänzungen verbessert worden ist, um beidem zu genügen: der

englischen Sprachabsicht und dem deutschen Sprachempfinden; gilt von den Anmerkungen, die nicht mit Gelehrsamkeit prunken, sondern nur Schwierigkeiten des Verständnisses aus dem Wege räumen; gilt von den Einzeleinleitungen wie von der umfassenden Gesamtcharakteristik des Shakespearischen Werkes und Wesens, die uns Bab als einen Meister der Kritik und der Darstellung zeigt: wie die Persönlichkeit und Menschlichkeit des Dichters ist hier auch sein Werk künstlerisch nacherlebt und in dieser Klärung und Beseelung dem Leser zu eignem Erleben dargeboten. Neu und eigenartig ist die Anordnung dieser Ausgabe. Das dramatische Werk erscheint in der Folge, wie es ungefähr entstanden sein mag, also in dem organischen Aufbau seiner inneren Entwicklung, die damit gleichfalls vor uns ersteht. Selbstverständlich fehlen auch die epischen und lyrischen Dichtungen nicht.

Goethes Gedichte kommen innerhalb Meyers Klassikerausgaben (Leipzig, Bibliographisches Institut) im Gewande eines schönen roten Leinenbandes zu uns. Ewald A. Boucke hat sie ausgewählt, eingeleitet und erläutert, unter dem Gesichtspunkt, das Lebendige und Repräsentative zu vereinigen, den persönlichen einheitlichen Eigenwert und die gedanklichen Wechselbeziehungen hervorzuheben. Eine abcliche Übersicht der Vertonungen Goethischer Gedichte verleiht der Ausgabe einen besonderen Wert.

Aus dem Prosagut der deutschen Romantik alles das nach einheitlichem Plan zusammenzufassen, was heute zum dauernden Besitz unsrer Nationalliteratur zählt, ist das Ziel der neuen von Paul Alfr. Merbach verwalteten Sammlung »Das Wunderhorn« (Berlin, W. J. Mörlins). In zwei hübschen, gut gedruckten Leinen- (oder auch Ganzleder-) Bändchen empfangen wir zunächst eine Auswahl der Hoffmannschen Erzählungen und von Wilh. Hauff die mit den »Phantasien im Bremer Ratskeller« vereinigten »Memoiren des Satans«. Jeder Band kann einzeln erworben werden.

Mit der Urfassung der »Chronika des fahrenden Schülers« von Clemens Brentano, einer noch heute unveralteten, wenn auch unvollendeten Erzählung von Reinheit und Gottverlangen, erfreut uns der Wolkenwanderer-Verlag in Leipzig. Diese Urfassung, zum größten Teil in den Jahren 1802 bis 1806 entstanden, ist erst spät im Trappistenkloster Ölenberg (Elsaß) gefunden worden; sie zeigt von den bisher verbreiteten Ausgaben mancherlei bemerkenswerte Abweichungen und erscheint hier in reizvoll kolorierter Ausstattung (Bilder von Pocci, Steinle u. a.) mit historisch-kritischem Anhang von Dr. Jos. Leffts.

In vier stattlichen farbigen Leinenbändchen bietet der Tempelverlag in Leipzig eine Musterbibliothek klassischer deutscher Erzähler. Der Herausgeber, Prof. Dr. Julius Zeitler, hat diese Erzählungen und Novellen nicht etwa pedantisch-historisch, sondern nach dem Stoff und inneren Zusammenhalt geordnet: 1. Band: Liebes-, 2. Band: Merkwürdige, 3. Band: Verbrecher-, 4. Band: Wunderbare Geschichten. Denn was sich hier von Schiller, Goethe, Kleist, Tieck, Arnim, Grillparzer, Hebbel, Gotthelf, Mörike, Stifter, Halm, Eichendorff, Heine u. a. zum bunten Strauß vereinigt, soll nicht studiert, sondern gelesen und genossen werden, je nach Laune und Stimmung, als wären es Werke zeitgenössischer Erzähler, die nur ein wenig Patina angesetzt haben.

Was Timm Kröger auch für die Gegenwart und das neue Geschlecht noch bedeutet, hat Bödewadt den Lesern erst wieder im letzten Heft gesagt. Bei Westermann ist die Gesamtausgabe der Krögerschen Novellen in sechs Bänden erschienen, außerdem aber auch, was für Geschenkzwecke wichtig, eine Reihe von Einzelausgaben in zierlichen goldgepreßten farbigen Leinenbändchen: »Des Reiches Kommen«, »Um den Wegzoll«, »Du sollst nicht begehren«, »Der Einzige und seine Liebe« (Schneiderglück), »Der Schulmeister von Handewitt« — Erzählungen, die schon durch ihren würzigen Heimatduft und ihren Gemütsgehalt zumal auf norddeutschen Weihnachtstischen dankbarer und freudiger Aufnahme gewiß sein dürfen. »Timm Kröger ist der deutsche Erzähler am Herd«, hat Walther von Molo gesagt.

Einem Sechzigjährigen zu Ehren, dessen Wertschätzung endlich durchzudringen scheint, hat die Concordia (Engel & Toeche, Berlin) eine Gesamtausgabe der Lieder und Balladen von Kurt Geucke unter dem bezeichnenden Titel »Scholle und Stern« veranstaltet, darin auch schon die neuesten, im unverblaßten Jugendfeuer lodernden Balladen, wie die zuerst in unsern Monatsheften veröffentlichte »Braut von Syrakus«. Über die Grenzen des Titels hinaus birgt der stattliche Leinenband aber auch scharfgeschliffene Sinngedichte und nachdenkliche Aphorismen aus Geuckes Prosabüchern.

Gar bunt und üppig blüht es wieder auf den Beeten und an den Spalieren, wo die lyrischen Anthologien, zu deutsch Blütenlesen, gepflückt werden. Fast jedes Alter, jeder Stand, jede Landschaft und jeder Kunstzweig wird bedacht. Wir müssen uns mit einer Auslese aus den Auslesen begnügen.

Deutsche Volkslieder des Mittelalters hat der Bonner Kulturhistoriker Prof. Dr. Fritz Kern gesammelt und kundig eingeleitet, nicht zu Studien-, sondern zu Lese- und

Genußzwecken, aber ohne verfälschende oder glättende Modernisierung, in der alten ursprünglichen Echtheit der Originale, die freilich, wo es not tut, durch Anmerkungen erläutert werden. Der Volksverband der Bücherfreunde (Wegweiser-Verlag, Berlin) hat das Buch in ein stilgerechtes Gewand aus den Tagen des späten Mittelalters gekleidet und es mit zwanzig Zeichnungen aus Dürers Gebetbuch für Kaiser Maximilian geschmückt.

Ehegedichte aus deutscher Lyrik der Vergangenheit und Gegenwart hat Peter Bauer zu einem Kranz für »Die Weggetreuen« gewunden (Freiburg, Herder). Neben dem rein künstlerischen Wert war für diese Auswahl eine möglichst eigenwillige, selbständige Note maßgebend, damit durch die Vielfältigkeit der Motive die ganze seelisch-leibliche Entwicklung der ehelichen Gemeinschaft lebendigsten Ausdruck gewinne. Des Herausgebers Wunsch, manche stumme Frage möge hier tröstliche Antwort, manche dunkle Stunde leuchtende Verklärung finden, ist auch der unsre.

In der Balladenwertung ringen zwei durch eigene lyrische Kunstübung berufene Kritiker um den Führerstab: Ernst Lissauer und Börries, Freiherr von Münchhausen. Lissauer gibt eine nach strengen künstlerischen Grundsätzen gesichtete Auswahl Deutscher Balladen von Bürger bis zur Gegenwart (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und leitet sie mit einer ebenso strengen Charakteristik der Ballade ein (»sie bildet den uralten Naturmythos fort und erhöht die Überlieferung von Zeiten, Menschen und Taten ins Mythische; sie ist dem Drama näher als dem Epos«); Münchhausen spricht in seinem Buch »Meister-Balladen« (ebenda) über zehn auserlesene Dichtungen dieser Art mit einer so leidenschaftlichen Freude am Schönen und Großen, daß sie sich auch dem Leser mitteilt. Er selbst hat seit einem Vierteljahrhundert den Balladenschatz unsrer Zeit um manchen funkelnden Edelstein bereichert; hier schenkt er uns aus der Erkenntnistiefe seiner dichterischen Erfahrung nun auch die Ästhetik der Ballade.

Der gesuchteste und erfolgreichste aller heutigen Blütenleser scheint Albert Sergel zu sein. Seine Sammlung nationaler Dichtung von Friedrich dem Großen bis auf Zeppelin (»Du mein Vaterland«), die sich freilich des an Menzel erinnernden Bilderschmucks von Anton Hoffmann erfreut, hat es innerhalb weniger Jahre bis zum 10., sein »Frühlingsgarten«, eine mit Bildern von Ernst Liebermann geschmückte Sammlung älterer und neuerer, auf die Fäden innerer Lebensmotive gereihter Gedichte, sogar bis zum 13. Tausend gebracht (beide bei Enßlin & Laiblin in Stuttgart). Dazu kommt nun eine dritte, diesmal allein aus der zeitgenössischen Lyrik. So hergebracht ihr Titel »Saat und Ernte« (Berlin, Bong & Ko.), so neu und eigentümlich ist ihr Baugedanke. Nicht ich, sagt sich dieser Herausgeber, der übrigens als Lyriker von echter Empfindung und sicherem Kunstgefühl wohl das Zeug dazu hätte, will auswählen, sondern die Dichter selbst sollen das tun; denen muß doch, wenn ich jeden einzelnen vor den gleichmäßigen Zwang stelle, mit vier Seiten auszukommen, die Wünschelrute in der Hand anzeigen, wo ihr Innerstes und damit ihr Wesentlichstes quillt. So führt denn diese neue Sergelsche Anthologie der deutschen Lyrik um 1925 den Untertitel »In Selbstauswahlen der Dichter und Dichterinnen mit kurzen Eigenbiographien« — denn der Herausgeber war klug genug, auch für die Fassung dieser gefährlichen Einleitungs- und Vorstellungszeilen jedem einzelnen die Freiheit, aber auch die Verantwortung zu überlassen. Selbstverantwortlich ist er nur für die Auswahl der Namen, etwa 125. Es wäre leicht, noch 25 mehr oder 50 weniger zu wünschen, aber was nützte das? Die Auswahl ist unparteiisch, vielseitig, weitherzig und richtet sich mehr auf die Persönlichkeit als auf das Werk; auch davor muß die Kritik den Degen senken. Der Verlag hat dem 500 Seiten starken Bande eine zum Besitzen und Verschenken lockende Ausstattung gegeben.

Damit auch das Lustige nicht fehle: die von Julius Berstl besorgte Sammlung »Lachende Lieder«, ein Stelldichein für den in Versform gekleideten deutschen Humor vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, ein Buch, das schon vielen Händen, Häusern und Herzen ein lieber Freund und Tröster geworden, hat jetzt ihr 20. Tausend überschritten und mit der letzten Ausgabe (Braunschweig, Westermann) auch vom Neuesten und Allerneuesten (de Nora, Ringelnatz u. a.) allerlei Heiteres, Spaßiges und Drolliges unter sein Dach geladen. Auch hier eine festliche Ausstattung: grün Leinen mit reicher Goldpressung und flotten, launigen Zeichnungen vor dem Tor jeder neuen Abteilung.

Das Reich der bildenden deutschen Kunst hat sich schon im vorigen Hefte weit geöffnet, aber auf den Grenzflächen und in stillen Winkeln haben sich dem Blick doch einige Erscheinungen zu entziehen vermocht, die noch nachträglich ein paar Worte fordern.

Ein Erinnerungsbuch stehe voran, denn es sind »Die Jugendfreunde des alten Mannes«, also des Malers Wilhelm von Kügelgen, Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann, deren Briefe und Tagebücher hier vor uns aufgeschlagen werden (mit 10 Bildnissen und Gemälde-

wiedergaben in Heliogravüre; Leipzig, Inselverlag). Jedem, der die »Jugenderinnerungen«, dieses echt deutsche Volks- und Hausbuch, kennt, sind auch die beiden Titelnamen dieses Ergänzungsbandes vertraut als die von innigen Freunden des Kügelgenschen Hauses. So darf er sich hier das Gleiche versprechen, was uns jenes Buch so lieb und teuer gemacht hat: rein Menschliches mit seinen unvergänglichen sittlichen Werten auf bedeutsamem kulturgeschichtlichem und künstlerischem Hintergrunde. Richard von Volkmann-Leander, der Träumer an französischen Kaminen, der Landschafter Hans und der Maler-Bildhauer Arthur Volkmann sind Sprößlinge dieses Hauses.

Moritz von Schwinds Briefe, eine Quelle behaglicher Lebensfreude und sprudelnden Humors, bieten sich in zwei Ausgaben dar: in knapper Auswahl unter dem Titel »Künstlers Erdenwallen« hat sie Walther Eggert Windegg bei Beck in München herausgegeben (mit 12 Abbildungen; 10. Tausend); weit vollständiger erscheinen sie, mit Einleitung und Erläuterungen von Otto Stoeßl, im Bibliographischen Institut in Leipzig (mit 16 Bildertafeln, 10 Textbildern und 1 Schriftprobe). Ja, dem Herausgeber dieser Auswahl, einem Landsmann des Malers, ist es gelungen, einige Quellen, die bisher nur in spärlichen und ungenauen Auszügen bekannt waren, neu zu erschließen, vor allem die Jugendbriefe an Schober und die an Schnorr von Carolsfeld.

Ludwig Richters Tagebücher und Jahreshefte von 1821—1883, die innere Geschichte des Menschen und Künstlers, sonst nur als Anhang zu den Lebenserinnerungen verbreitet, hat Rob. Walter davon losgelöst und in Auswahl einem eigenen Bändchen anvertraut, das seinen Schmuck von Abbildungen nach Richterschen Zeichnungen, Radierungen und Gemälden empfängt (Hamburg, Hanseat. Verlagsanstalt). Es ist richtig, daß hier erst die letzten und entscheidenden Linien in das Bildnis Richters eingezeichnet werden, aber die Lebenserinnerungen sind daneben nicht zu entbehren.

Was Richter unsern Vätern und Großvätern, das war Hans Thoma, der erst kürzlich diesem Dasein Entrückte, uns und unsern Kindern. Führte aber Richter, so gern er erzählte und bekannte, nur eine ungelenke Feder — »nun, es hockert so fort«, meinte er selbst von seinem Stil —, so war Thoma auch ein Meister des Wortes, sagen wir getrost: ein Dichter. Das beweisen seine Erinnerungen und Betrachtungsbücher, seine in alemannischer Mundart erzählten biblischen Geschichten, seine Kalender und nicht zuletzt seine Gedichte, aber auch schon die Auswahl »Hans Thoma als Meister des Wortes«, die uns Dr. Heinr. Saedler aus Thomas Vers und Prosa gibt (München-Gladbach, Führer-Verlag). Das hübsche Bändchen ist mit einem Lebensbilde eingeleitet und mit Thomaschen Zeichnungen ausgestattet.

Die Doppelbegabung des Wortes und der Farbe ist auch dem Märchenmaler und Illustrator Franz Hein (geb. 1863 in Altona) zuteil geworden, und so empfangen wir seine flott geschriebenen Erinnerungen eines deutschen Malers, betitelt »Wille und Weg« (Leipzig, K. F. Koehler), im Schmuck vieler, auch farbiger Wiedergaben nach seinen Zeichnungen und Gemälden. Er erzählt von dem munteren Treiben auf den Kunstschulen von Karlsruhe und Paris, zeichnet mit kecken Strichen die Persönlichkeiten der Lehrer und Kameraden und läßt uns teilnehmen an seinem mühsamen Aufstieg aus handwerksmäßiger Brotarbeit zu freiem Kunstschaffen, für das er die romantischen Motive vornehmlich aus dem Wasgau gewann.

Und noch ein Dritter, bei dem Zeichenstift und Schreibfeder gute Kameradschaft halten: Karl Stirner, der schwäbische Malerpoet, unsern Lesern dank manchem hier wiedergegebenen Kunstblatt eine vertraute Erscheinung. Zu seinem Skizzenbuch »Auf Wanderschaft« hat sich jetzt ein neues gesellt: »Von mir und dir« (Heilbronn, Eug. Salzer), und wieder ist es das Beieinander von Wort und Bild, die sich beide gleich innig in Natur und Menschenherz versenken, was an diesem zierlichen Bändchen so entzückt. »Der wandernde Mörike mit dem Farbenkasten« hat Max Jungnickel den ihm verwandten Kleinmeister einmal genannt.

Rudolf Schäfer, dem volkstümlichsten und empfindungstiefsten religiösen Zeichner, den der Protestantismus unsrer Tage hervorgebracht, ihm, der uns den lieben Wandsbecker Boten und den gottinnigen Paul Gerhardt illustriert hat, widmet Konrad Mack ein Buch (Leipzig, Gust. Schloeßmanns Verlag), das neben dem längst gefeierten Zeichner nun auch den Maler zu Ehren bringen möchte. Das gelingt nicht recht: die Koloristik Schäfers ist hart oder bilderbogenbunt, wie die farbigen Proben seiner Kirchenmalerei und seiner Landschaften zeigen. Aber dem Ruhm und Wert des Zeichners tut das keinen Abbruch. Was dieser uns an Holzschnitten, Feder- und Steinzeichnungen in mehr als fünfzig Wiedergaben sehen läßt, ist so herz- und seelebewegend schön, daß man wahre Andachtsstunden davor verbringt. Der stattliche Quartband (in rot Leinen) wird überall willkommen sein, wo noch deutsche Frömmigkeit wohnt.

Die außerdeutsche Kunst, eine Weile aus nur zu begreiflichen Gründen beiseitegedrängt, fängt erst allmählich wieder an, sich in unsern Veröffentlichungen etwas von dem Platz zurückzuerobern, der ihr einst fast zu reich-

lich eingeräumt war. Noch sparsamer wollen **wir** sein, um nicht wieder unsrer leidigen Erbschwäche der Fremdländerei Vorschub zu leisten.

F. Bruckmanns Verlag in München legt ein von dem Schweizer Kunsthistoriker **Ernst Pfuhl** verfaßtes Buch über **Meisterwerke griechischer Zeichnung und Malerei** vor (mit 160 großen Abbildungen). Der Verfasser ist eine Autorität auf diesem Gebiete, stammt doch von ihm auch die bei Bruckmann erschienene dreibändige Geschichte der Malerei und Zeichnung der Griechen; aber was er hier gibt, ist nicht für Gelehrte, sondern für Kunstfreunde bestimmt, und deshalb herrscht das Ästhetische, nicht das Historisch-Archäologische vor. Für das internationale Ansehen dieses Werkes, in dem Text und Bilder zu lebendiger Gemeinschaft streben, spricht die Tatsache, daß es alsbald ins Englische übersetzt worden ist.

Aus der französischen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts taucht nach Jahren der Vergessenheit und Nichtachtung der einst hochgefeierte, weltberühmte Name **Gustave Doré** wieder auf. Kein Wunder in einer so dem Visionären, Dunklen und Mystischen zugeneigten Zeit wie der unsrigen! Ist dieser Maler-Romantiker des zweiten Kaiserreichs doch ein sie gleichsam vorausahnender Zeichner und Illustrator. In dem Einleitungskapitel seines bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig erschienenen Buches geht **G. F. Hartlaub** den Ursachen für das Unter- und Wiederauftauchen des Doréschen Ruhmes tiefer nach, um dann Dorés Welt, Wesen und Werk zu schildern. Was er gibt, ist zugleich ein erwünschter Beitrag zur Geschichte des illustrierten Buches, die Hauptanziehungskraft liegt aber doch in den anderthalbhundert originalgetreu gedruckten Abbildungen, die mit entzückenden Kinderzeichnungen einsetzen und in den düsteren Bildern aus London vom Jahre 1872 gipfeln. Die berühmten Bibelillustrationen fehlen leider.

Ein reizendes Trachtenbüchlein, von außen so heiter wie von innen, kommt aus der Schweiz, einer festen Burg malerischer und charakterhafter Volkstrachten. Es nennt sich »**Alte Schweizer Trachten**« (Zürich-Rüschlikon, Montana-Verlag) und wiederholt in farbigen Faksimilereproduktionen die 60 Zeichnungen (Aquatintaradierungen) von F. N. König, Lory u. a., die zuerst 1816 in der »Neuen Sammlung von Schweizer Trachten aus den 22 Kantonen« hervortraten. Es sind durchweg Bauerntrachten, aber von einem erstaunlichen Reichtum der Formen und Farben, mit freier, natürlicher und liebenswürdiger Grazie aufs Blatt geworfen. Jedem Bild gegenüber steht ein erläuternder Text, der in treuherziger Sprache über Ortschaft, Volkscharakter, Gewandstoff, Schmuck und Geräte unterrichtet. Der Berner Herausgeber Dr. **Nicolas** schickt dem Neudruck eine kundige Abhandlung über das Original, seine Entstehung und Geschichte, seine Vorgänger und Verwandten in der Trachtenmalerei voraus.

Mit den alten Trachten steigen aus den Truhen der Vergangenheit auch **Alte vergessene Kinderbücher** herauf, Zeugen der literarischen Kinderbelustigung und -belehrung von den Anfängen der Buchdruckkunst bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. **Karl Hobrecker** hat sie gesammelt, um sie mit Beschreibungen und reichhaltigen, auch farbig originalgetreuen Proben der Texte und der Bilder in einem entzückend ausgestatteten Bändchen des Mauritius-Verlages (Berlin) aufmarschieren zu lassen. Nicht steif gelehrt, sondern leicht und munter, aber doch mit gediegener Sachkenntnis. Man kann, wenn man will, seine kultur- und erziehungsgeschichtlichen Studien daran machen, aber auch müßigen Geistes und erinnerungsseligen Auges nur drin blättern: ein Genuß seltener Art das eine wie das andre.

Da wären wir denn nun wieder bei den **Kinder- und Jugendbüchern**, und das ist gut so, denn seit dem Abschluß des ersten Berichts hat das Füllhorn der Verleger noch allerlei Erfreuliches über uns ausgeschüttet.

Für **Mal-, Klebe- und andre Beschäftigungshefte** sorgt der Verlag von **J. F. Schreiber** in Eßlingen und München. Da gibt es Tier-, Märchen- und Bunte-Leute-Bilder zum Ausmalen nach Vorbildern, und wenn man etwas besonders Lustiges und Fröhliches erwischen will, so frage man nach den Heften von **Jos. Mauder**, der einen glücklichen Humor für gemalte Tiere hat, oder von **Karl Rohr**, der sich auf Klebebilder aus Buntpapier versteht, oder von **Kühnel** und **Göhl**, die Figuren für einen ganzen zoologischen Garten liefern, oder von **Elisabeth Welzel**, die kleinen und großen Mädchen Anleitung für Perlenarbeiten erteilt. Aber auch Bilderbücher mit Versen zum Besehen und Lesen gibt es bei Schreiber: eins von **Fritz Baumgarten** (»**Lerne was, so kannst du was**«), zu dem Alb. Sixtus die nur zu artigen Verse gemacht hat; eins von **Mar. Marg. Behrens**, die nach Versen von **Elis. Morgenstern** ein Kinderfest schildert, beide bunt, und dann kehrt der eine Zeitlang wegen seiner »Süßlichkeit« verrufene **Oskar Pletsch** mit seinen sauberen Zeichnungen aus dem Kinderleben wieder (»**Blatt für Blatt**«), die zum ersten Male schon 1868 auszogen und jetzt mit hübschen Gedichten Cornelie Lechlers von neuem um die Gunst der Eltern, Kinder und Kindeskinder werben.

Zwei **Märchenbücher**, eins, das von Engeln, Wolken und goldenen Sternen, eins,

das von den Erlebnissen dreier kleiner Plüschbären im Walde erzählt, hat Marg. Thiele für den Verlag von Hans Friedr. Abshagen in Dresden geschrieben, und F. Schenkel hat bunte Bilder dazu geliefert, possierlich-lustige zu der Tiergeschichte, liebliche und manchmal etwas glatte zu den Wolken-, Sternen- und Engelgeschichten.

Doch so viel sich unsre modernen Erzähler auch mühen, gegen das alte Erbgut der Märchendichtung kommen sie nicht auf. Der Born ist ewig frisch und ewig unerschöpflich. So hat auch Friedrich von der Leyen, nach Richard Köhler unser bester Kenner der Märchendichtung, für die von ihm besorgten zwei Bände von Bongs Jugendbücherei neben Vertrautem noch wieder mancherlei Neues oder doch Unbekannteres gefunden. Freilich spannt er seine Netze über alle Erdteile und Völker, macht seine Fänge bei den alten Chinesen, Indern, Griechen, Arabern, klopft bei Russen, Norwegern, Dänen, Franzosen und Italienern auf den Busch, um doch immer wieder in Deutschlands Wälder, Berge und Fluren zurückzukehren, denn hier gibt es nun mal die buntesten und lieblichsten Vögel, und die am schönsten und geheimnisvollsten singen. Diese beiden (von Helmut Skarbina reichlich, aber mehr originell als naiv illustrierten) Bände bringen auf ihren 700 Seiten wirklich »Die schönsten Märchen der Weltliteratur« (Berlin, Rich. Bong), und nicht nur unsre Jugend, auch unsre Alten sollten sie lesen, denn man wird wieder jung an ihnen, lernt Erd' und Himmel, Welt und Menschen kennen und erfährt aus der meisterhaften Einleitung Leyens, was eigentlich ein Märchen ist, wie es entsteht, wächst, wandert und sich wandelt.

Weihnachten selbst, das lieblichste und gnadenreichste aller Feste, nehmen ein paar ernstgestimmte Bücher zum Gegenstand, die ihre eigne Straße gehen, zwischen Eltern- und Kinderland, zwischen Kunst und Religion. In einem Bändchen der von Max Mell herausgegebenen Sammlung »Das Wunderbrünndl« (Wien, Nikola-Verlag) wacht das alte liebe deutsche Volksbuch von der Kindheit Jesu mit seinen treuherzigen Erzählungen und Versen wieder auf. Auch Vilma Mönkeberg-Kolmar erzählt nach den Evangelien, alten Legenden und Mysterienspielen die Krippengeschichte in schlichter, anmutender Sprache, und Elsa Wenz-Viëtor stellt, gleich Lichtern auf dem Altar, ihre feinen duftigen Aquarelle zu den Worten (Nürnberger Bilderbücher Nr. 26; Oldenburg, Gerh. Stalling). Erich Bockemühl, Lehrer und Dichter, reicht aus seiner Erziehungs- und Spielpraxis Weihnachtsspiele für Kinder in Schule und Haus dar, an denen die naive Erfindungsgabe der Kinder selbst mitgearbeitet hat, und die sich, wie versichert wird, ohne Mühe in jeder Schulklasse, auf jeder Diele, jedem Boden des Hauses aufführen lassen. Solche leicht spielbaren Weihnachtsaufführungen nebst Liedern, Gedichten, Märchen, Erzählungen, Rätseln usw. finden sich auch in dem Deutschen Kinderweihnachtsbuch, das Josephine Siebe auf den Gabentisch legt. Es ist mit vielen guten Bildern, auch Wiedergaben hoher klassischer Kunstwerke illustriert.

Derselbe Verlag (Flemming & Wiskott in Berlin), wohl der unternehmungslustigste auf dem Jugendschriftenmarkt, führt noch vier Reihen von Jugendbüchern, alle charaktervoll angelegt und mit gutem literarischem Anstand verwaltet. Um mit dem Bescheidenen zu beginnen: da bringen Flemmings Dreibogenbücher, kleine, von Carl Ferdinands herausgegebene Heftchen von 48 Seiten, außen farbig, innen schwarzweiß illustriert, Geschichten und Novellen unsrer klassischen Erzähler, z. B. Brentanos Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl, Otto Ludwigs Buschnovelle, Mörikes Lucie Gelmeroth, Storms Immensee und Kellers Geisterseher. Sodann, gleichfalls von Ferdinands geleitet, Flemmings Saatbücher, jeder Band etwa 150 Seiten stark, farbig illustriert und in Halbleinen gebunden, mit weiter ausholenden, möglichst geschehnisreichen und schicksalsvollen Erzählungen (z. T. bearbeitet) aus der Geschichte, dem Völkerleben, den Entdeckungs- und Forscherfahrten: Johannes Scherrs »Pilger der Wildnis«, die in England und Amerika spielen; Grimmelshausens Abenteuerlichen Simplizissimus; Walter Scotts Talisman, die heldische Geschichte aus den Kreuzzügen; Theod. Mügges norwegische Erzählung »Die freien Bauern« aus den Kämpfen gegen die Dänen (1828); Storms Chronik von Grieshuus, die den tragischen Untergang eines edlen, aber entarteten Geschlechts schildert; Gogols »Taras Bulba«, dies Heldenlied aus dem Aufstand der Zaporoger Kosaken gegen die Polen unter der Führung des greisen Häuptlings und seiner beiden Söhne. Erzählungen zeitgenössischer Schriftsteller, also neue Arbeiten, bringen Flemmings Bücher für jung und alt, die Börries, Freiherr von Münchhausen betreut. In dieser (nur schwarzweiß illustrierten) Reihe begegnen uns Erzählungen von Max Dreyer (»Die Sturmfahne mit dem Greif« aus der preußischen Notzeit der Franzosenherrschaft), von Wilhelm Lennemann (»Auge um Auge, Zahn um Zahn«), von Gustav Renker (»Die Hospizwirtin«) und von Helene Raff (»Der Findling von Arlberg«), diese beiden letzten Geschichten voll schöner Naturbilder und erhabener Hochgebirgsszenen, die den Hintergrund für Menschenleben voller Pflichterfüllung und Wohltätigkeit bilden.

Endlich, auf einer Stufe der Leiter, von der

aus die Jugend schon dem Erwachsenen die Hand reicht, die gleichfalls Münchhausens Führung anvertrauten Lebensbilder aus deutscher Vergangenheit. Da bleibt nichts mehr von dem leidigen ad usum delphini, da waltet die Sachlichkeit und Unbefangenheit der historischen Treue. Löblich ist die Freiheit und Vielseitigkeit der Auswahl; erzieherische Vorbildlichkeit gibt allein nicht mehr den Ausschlag. Sonst fänden wir nicht neben Schiller, Freiherrn vom Stein, Werner von Siemens und neuerdings Ernst Voß, dem Mitbegründer der Schiffswerft von Blohm & Voß in Hamburg, auch Kant (in Darstellungen seiner Zeitgenossen) und Schwind, den Maler-Romantiker, diesen in einer neuen biographischen und ästhetischen Würdigung von Hans Mart. Elster, die sich mit 16 Abbildungen nach Schwindschen Gemälden und Entwürfen schmückt.

Aber damit ist Flemmings Gabensack noch immer nicht erschöpft. Auf dem Grunde liegt wohl das Beste: eine lustige, rotbäckige Erzählung aus dem Holland des 14. Jahrhunderts von dem 22jährigen Johan Fabricius, betitelt »Eiko, der Junge vom Reiherhof« und von dem Verfasser selbst mit mannigfaltigen lebensvollen Federzeichnungen illustriert; liegt Flemmings Knabenbuch (Bd. 5), worin mit Hilfe exakter Bilder und guter Federn (Eucken, Lienhard, Prof. Dr. Münch u. a.) den jungen Lesern unterhaltend und belehrend alle Lebens- und Wissensgebiete nähergebracht werden. Und endlich erscheint, diesmal mit dem Ehrenkranz der siebzigjährigen Jubilarin ums Haupt, das von Thekla von Gumpert begründete Töchteralbum, das nun schon seit manchem Jahr von Josephine Siebe bestellt wird, ein Blumengarten für Herz und Auge, aber auch ein Fruchtacker für Seele und Charakter, auf dem zu arbeiten sich auch Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie Lienhard, Lulu von Strauß, Agnes Harder und Frida Schanz nicht zu vornehm dünken.

Arm in Arm, einander ähnlich wie Bruder und Schwester, beide aus 52 Wochennummern kunstvoll zusammengestellt, stellen sich auch in diesem Jahre wieder »Der gute Kamerad«, das illustrierte Knabe[illegible], und »Das Kränzchen«, das illustriert Mädchen-Jahrbuch, ein (Stuttgart, Union). Auch sie beide haben nun schon die Grenze eines Menschenalters überschritten, und das bürgt dafür, daß die Liebe zu ihnen sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter vererbt hat. Also muß es wohl auch für die Lesestunden des neuen Geschlechts, das in und nach dem Weltkrieg groß geworden, noch nichts Besseres und Reizvolleres dieser Art geben als solche bunt gemischten Beiträge in Wort und Bild, die Unterhaltung mit Belehrung, leichte Zerstreuung mit ernster Beschäftigung verbinden. Nicht das letzte Lockmittel dieser beiden Staatsbände wird darin liegen, daß sie mit ihrer mannigfaltigen Fülle zugleich für mehr als eine Altersstufe sorgen: sie begleiten die Abcschützen bis in die Flegel- und die Backfischjahre, und sogar Abiturienten und junge Bräute sollen noch darüber ertappt worden sein.

Das letzte Plätzchen deutschem Heldentum aus grauer Vorzeit und deutscher Vaterlandsliebe aus jungen und jüngsten Tagen!

Dietrich von Bern, den Mannhaftesten der Mannhaften, den Treuesten der Treuen, hat Leopold Weber zum Mittelpunkt seines Heldenbuches (Stuttgart, K. Thienemann) genommen und damit den lebens- und schicksalsvollsten, aber nach den alten Quellen auch lockersten und verwickeltsten deutschen Sagenkreis von den Amelungen, den Nibelungen und den Heunen in eine feste Erzählungsform gezwungen. Ein andrer, für volkstümliche Darstellung ähnlich begabter Bearbeiter, Gerhard Hennes, erzählt den wesentlichsten Inhalt von Wolframs Parzival nach (Köln, J. P. Bachem) und macht so in einfacher, aber poetischer Sprache die Jugend mit der Gralsage bekannt, deren letzter Tiefsinn sich freilich nur dem eignen Erleben offenbart.

Mit dem »Hirschreiter«, einem »deutschen Knaben- und Heldenbuch« von Heinrich Sohnrey, dem erprobten Meister volkstümlicher Erzählungskunst, ziehen wir durch ein naturfröhliches Jugendleben hindurch in den Krieg von 1870 und dann auch noch in den Weltkrieg (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung). »Unsre Jugend zu begeistern für deutsche Tapferkeit und deutsche Treue bis in den Tod, wenn es das Vaterland gilt, und sie zu lehren, auch im wilden Kriegstanze das Gebot der Menschlichkeit zu achten«: das ist der Sinn dieses Buches, und damit wird es in seiner neuen, von A. Zimmer und Müller-Münster illustrierten Ausgabe auch vor der neuen Zeit bestehen können.

F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. 

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

# Westermanns Monatshefte






Februar 1925

69. Jahrg.

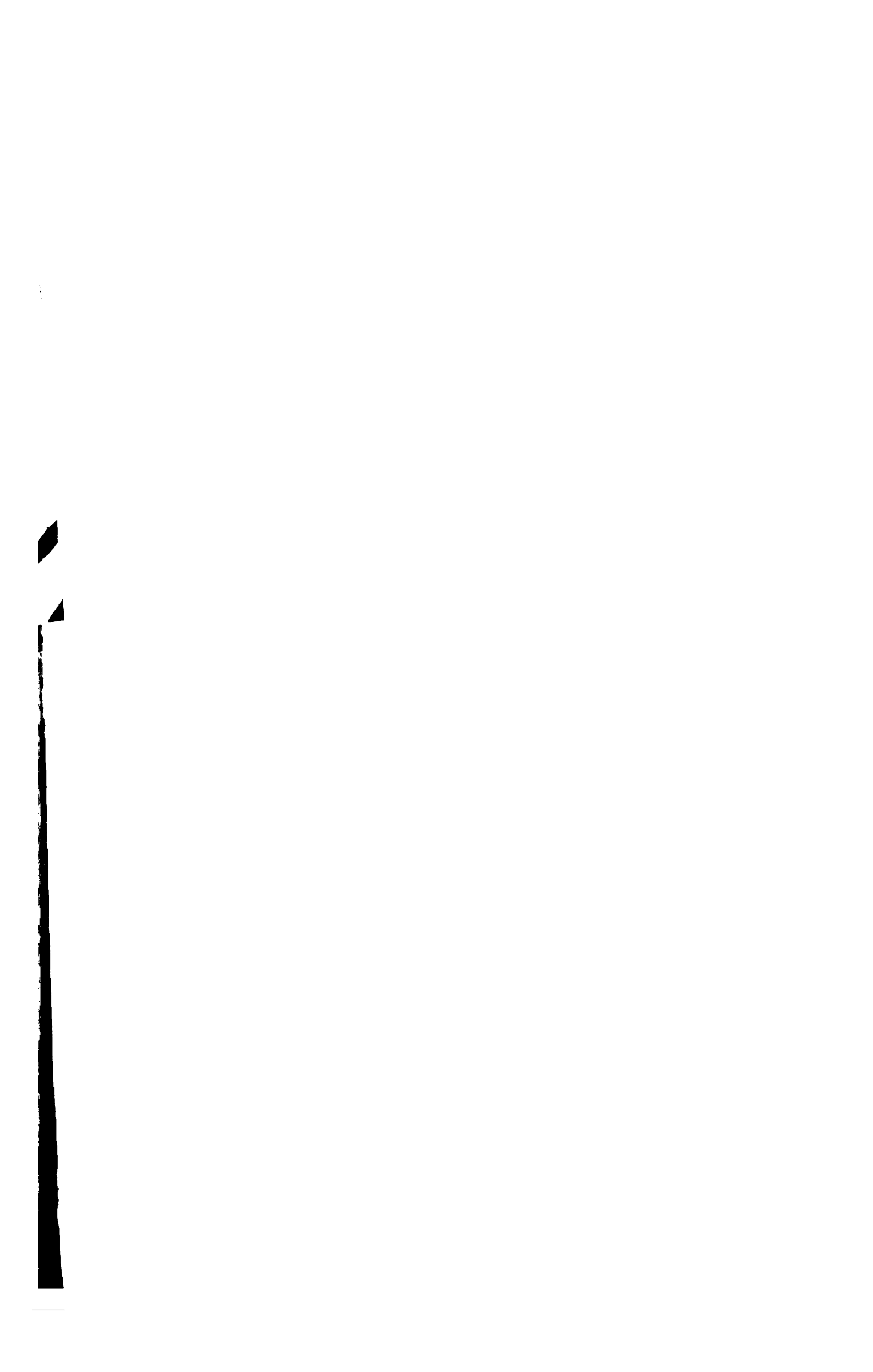
Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Braunschweig





Helene von Arnim: Ostpreußische Landschaft








# Der gute Jakob

## Novelle von Friedrich Griese

Der zweite Augustsonntag des Jahres 1875 begann für Heinrich Piel nicht anders als alle Sonntage, seit der Eckplatz der kleinen Bank links vom Altar der Dorfkirche ihm gehörte. Er trat, wie immer zu dieser Zeit, barhäuptig und noch ohne Rock von der Hofseite her in die Große Stube, unter deren Fenstern der lange Tisch stand, um den Herr und Knecht sich zu den Mahlzeiten gemeinsam setzten. Und während er die Tür sachte hinter sich in das Schloß klinkte, kam seine Frau von der Seite der Küche in das Zimmer. Sie hatte ihn, nach seiner Gewohnheit am Sonntagmorgen vor dem Kirchgang, über den Hof in das Viehhaus gehen sehen, hörte am Schritt des Zurückkommenden, daß er alles zu seiner Zufriedenheit gefunden hatte, und wußte, daß er nun auf ihre Hilfe rechnete.

Sie sahen beide gleichzeitig auf die Uhr, die an der Ofenwand hing und die, ihre beiden Gewichte an langer blanker Kette unter sich, zum ersten Schlag der neunten Vormittagsstunde nicht mehr weit hatte.

»Es wird wohl Zeit?« fragte Lina Piel ihren Mann.

Und er antwortete: »Ja, Lina, es wird nun wohl allmählich wieder einmal Zeit.«

Sie trat an die Lade, die in der Schlafstube stand, und tat das, was sie ebenfalls an jedem Sonntagvormittag kurz vor dem Glockenschlag der neunten Stunde tat: sie nahm das schwarze Halstuch hervor und reichte es ihrem Manne. Er band es um, schlug es erst einmal nach hinten, dann nach vorn, verknotete es unter dem Kinn zweimal und steckte die beiden Enden unter die hochgeschlossene Weste. Darauf reichte sie ihm den langen Kirchenrock. Er zog ihn an, strich ihn glatt, setzte den hohen schwarzen Hut auf, langte sich das Gesangbuch vom Bort und ging, gerade da die Uhr zum Schlagen anhob, zur Tür hinaus quer über den Hof den Steig zum Friedhof hinan.

Bis zur Kirchentür war es nicht weit. Als er den Fuß über die steinerne Schwelle setzte, sah er den Pfarrer in den Weg vom Dorfe her auf die Kirche zu einbiegen. Darauf begannen die Glocken zu läuten. Sie grüßten, heute wie allsonntäglich, den Pastor und mahnten die Säumigen, daß es nun für jeden, der noch seinen Sitz auf einer der braunen Bänke unter der Kanzel suchen wolle, an der Zeit sei, aufzubrechen.

Heinrich Piel brauchte sich um seinen Platz nicht zu sorgen. Seit dem Tode des Vaters, dem er vor fast dreißig Jahren im Amte gefolgt war, saß er während des Gottesdienstes auf dem Ecksitz der kleinen Bank links vom Altar als Kirchenältester, einen Sonntag wie alle Sonntage.

Heute konnte er nicht sogleich dorthin gehen. Denn als er den ersten Schritt in die mit roten Steinen ausgelegte Kirche tat, sah er fast unter seinen Füßen ein Kleines, Dunkelblinkendes liegen. Er bückte sich und hob es auf.

Es war ein Eisernes Kreuz.

Einen Blutschlag lang hielt er es in der Hand und sah es an. Dann hob er den Blick nach rechts hinauf zur Kirchenwand. Dort hing die eichene Tafel, die man zur Erinnerung an die im letzten Kriege Gefallenen der Kirche gegeben hatte.

Er brauchte nicht lange zu suchen. Er wußte die Zahl der Namen, die auf der Tafel standen.

Er wußte auch die Schlachtorte und die Tage des Jahres siebzig und einundsiebzig, die mit den Namen der fünf da oben für immer verbunden waren. Ein frischer Kranz war um die Tafel geschlungen und deckte den obersten Namen fast zu. Heinrich Piel sah das; denn er suchte den, dem das Kreuz im Felde gehört hatte.

Er fand ihn nicht sogleich. In seinem Inneren war plötzlich die Frage aufgestanden: Ein Eisernes Kreuz ist herabgefallen? Wie konnte es denn fallen? Es war doch, wie alle Ehrenzeichen da oben, an dem Eichenholz sicher befestigt.

Irgend jemand aus dem Dorfe ging an ihm vorbei in die Kirche. Das führte seinen Geist zurück. Er blickte aufmerksam auf die Tafel und sah nun auch, wo der Platz dieses Angedenkens an einen Guten, Braven aus dem Dorfe gewesen war. Das Kreuz war dessen Eigen gewesen, dem der Kranz den Namen, weil er zu oberst stand, fast verdeckte.

Aber Heinrich Piel wußte, ohne daß er erst zu lesen brauchte, was da stand: Jakob Möller, gefallen am 24. September 1870 vor Toul. So lauteten die Worte. Und darunter war der fast runde helle Fleck, der bis zu dieser Stunde das kleine teuer erkaufte eiserne Ding getragen hatte, das er achtlos auf der Erde liegend finden mußte.

Er schloß sorglich die Hand herum und trug es mit sich auf seinen Platz. Am Nachmittag mußte der Küster sehen, daß er es wieder dorthin brachte, wohin es gehörte. Er legte es neben das aufgeschlagene Gesangbuch und sang mit der Gemeinde das Eingangslied.

Vom Hauptgesang wartete er, wie an jedem Sonntage, den ersten Vers ab. Als die Orgel zum zweiten ansetzte, erhob er sich und waltete des Amtes, das ihm als Kirchenältestem oblag: er nahm den mit Silber bestickten Beutel, der an einer geschnitzten braunen Stange befestigt war, zur Hand und schritt langsam die Reihen der Bänke ab. In jede reichte er ihn hinein und wartete, bis einer nach dem andern seine Gabe geopfert hatte.

Die eine Bankreihe, die Männerseite, hatte er abgeschritten. Nun kam er an der andern Reihe, der Frauenseite, wieder zurück in das Innere der Kirche hinein. Am Kopfende der letzten Bank, die fast unter der Kanzel stand, hielt er einen Augenblick inne. Hier waren die Sitze für die Frauen und Mädchen, deren Mann oder Vater im Besitz zweier oder mehrerer Höfe war. Die Bank war fast leer. Eine Frau saß an ihrem Ende.

Es war Hanna Thormann, verwitwete Möller.

In Heinrich Piel stieg Traurigkeit auf. Am liebsten hätte er den Beutel wieder zurückgezogen und nichts von ihr angenommen. Da saß sie: still, zufrieden mit sich und Gott; saß, als ob alles gut und nichts geschehen wäre. Sie lebte, hatte alles und hatte es reichlich; und drüben warf ein Toter, dessen Namen einmal auch ihrer gewesen war, das Letzte, das man ihm gelassen hatte, unter die Füße der Menschen. Sie wußte nichts davon; und wenn man ihr davon gesprochen hätte, würde sie es gewiß bald wieder vergessen haben.

Sie streckte die Hand aus und legte ein Geldstück als gute Gabe zu den andern. Sie blickte dabei ruhig in das Buch, das sie mit der linken Hand hielt, und sang weiter. Heinrich Piels Hand aber, die den Opferstock hielt, zitterte.

Nun saß er wieder auf seinem Platz. Der Gesang ging zum Ende. Zweimal stand er noch, weil der Pfarrer Schriftworte verlas, mit der Gemeinde auf, tat, was sie alle taten, setzte sich wieder und konnte doch seinen Geist nicht zwingen. Er versuchte, ihn auf das zu richten, was um ihn herum und, als der letzte Vers verklungen war, von der Kanzel herab vor sich ging. Es gelang ihm weniger und weniger. Seine Augen wanderten immer von neuem zu der Tafel an der Wand.

Von dort herab grüßte ihn Jakob Möllers Gesicht. Er hatte deutlich gesehen, wie es vor sich gegangen war: der kleine helle und fast runde Fleck hatte sich immer mehr und mehr vergrößert und sich allmählich vom Hellen ins Graue gewandelt. Von einem unsichtbaren Finger gezeichnet war ein Antlitz entstanden: eine blasse Stirn, hagere Wangen, Lippen, die sich zu bewegen schienen; fast geschlossene Augen und lang herabfallende graue Haare gaben ihm eine kleine Ähnlichkeit mit dem Antlitz des Gekreuzigten. Ein grüner Kranz deckte das Haupt; aber er schien ihm weh zu tun, wie der Dornenkranz dem Erlöser weh tat. Das sah Heinrich Piel. Er mußte es sehen, ob er es gleich lieber nicht gesehen hätte. Und dann hörte er, daß von den bebenden Lippen eine flüsternde, wispernde Rede zu ihm ging.

»Die Kugel hat mich geschossen,« sagten Jakob Möllers Lippen. »Eine Kugel tut weh. Sie ist nur klein: aber sie schlägt dich um wie ein Felsblock. Und sie schmerzt noch mehr. Du weißt es nicht, Heinrich Piel, ob du gleich vor Alter weiß bist. Ich aber weiß es.«

Heinrich Piel ließ seine Augen zur Kanzel gehen. Aber er sah dort nichts. Er hörte wohl etwas von dort, das war wie ein Rauschen und wie ein plätschernder Bach und war nicht leiser: aber die raunende, wispernde Stimme von der Tafel her war lauter und füllte die Kirche.

»Toul ist eine Festung,« verkündigte Jakob Möller ihm. »Das heißt: Steine, Steine und Steine. Und dazwischen stehen Kanonen. Die schießen. Sie schießen auf Menschen. Ein Stein ist hart. Die Steine der Festung, wenn man sie überwinden will, sind wie Eisen. Sie tun einem weh. Wen die Kanonen treffen, der spürt die Steine nicht mehr. Mir tut kein Stein von Toul mehr weh.«

Wie lang ist diese Stunde heute in der Kirche! Von der Kanzel herab gleiten die Worte der

Stimme, die heute für Heinrich Piel keine Kraft hat. Jakob Möller hat noch immer das Wort.

»Das Kreuz ist nur klein. Du kannst es mit der Hand bedecken. Und wenn du es hältst, spürst du es kaum. Aber wer es trägt, dem ist es schwer wie das Kreuz von Golgatha. Mir ist es zu schwer geworden. Ich habe es dir gegeben, Heinrich Piel. Trage du es.«

Heinrich Piel richtete seine Augen ganz fest auf das Gesicht, das dort blaß in grünen Zweigen stand. Da war kein Irrtum möglich. Es war das Gesicht dessen, den er bei seinen Lebzeiten liebgehabt hatte, wie man einen Sohn liebhat. Den guten Jakob, so hatten ihn alle im Dorfe genannt. Nun war er nicht mehr gut. Er redete harte Worte; und er warf sein Ehrenzeichen in die Kirche unter die Füße der Menschen. Was wollte er damit kundtun?

Die blassen Lippen bewegten sich wieder. Sie sprachen:

»Up min Leew set ick;
Von min Leew et ick;
Leewe, leewe Lüd, un doch grugt mi.«

Nun mußte Heinrich Piel ihm antworten. »Ich weiß, Jakob, von welcher Liebe du gegessen hast. Wir wissen es alle. Aber wir haben nicht gewußt, daß dich vor ihr gegraut hat. Oder ist das Grauen erst nach Toul in dich gekommen? Kennt man das drüben bei dir auch noch?«

Darauf gingen Jakob Möllers Augen zu dem ersten Stuhl unter der Kanzel, wo Hanna Thormann, verwitwete Möller saß. Und er sprach:

»Hoch steh' ich,
Weit seh' ich;
Es sitzt ein Herr an meinem Tisch
Und ißt sich satt.«

Heinrich Piel sah Hanna Thormann an und wußte, was Jakob Möller meinte. Vier Jahre war sie nun schon wiederverheiratet. Es war damals so gewesen, wie es sich gehörte: ein Jahr hatte sie gewartet. Als dann Georg Thormann, dem die Frau gestorben war, um sie angehalten hatte, gab sie ihm ihr Ja. Einen Jungen von drei Jahren, der Jakob Möller gehörte, brachte sie mit. Die Leute im Dorfe wollten es wissen, daß sie ihr Jawort gern gegeben hatte. Auch Heinrich Piel wußte es. Er mochte es nur in dieser Stunde unter den Augen Jakob Möllers nicht eingestehen.

Hanna Thormann freilich verschwieg es auch jetzt nicht, daß sie mit dem Leben, wie es sich für sie gewendet hatte, zufrieden war. Mit ruhigem Sonntagsgesicht saß sie in ihrem Stuhl. Nicht einen Augenblick blickte sie unruhig in der Kirche umher. Frisch und rot war ihr Gesicht, das damals, als sie noch Hanna Möller hieß, stets etwas blaß und kränklich ausgesehen hatte. Ihre Augen sahen vor sich hin und flackerten nicht mehr wie früher wie ein Licht, das die Hand sucht, die es löschen kann. Das blonde Haar fiel dicht und schwer zu beiden Seiten des Kopfes herab; und man sah ihm die feste Hand an, die es heute morgen geordnet hatte. Es war die Hand einer Bäuerin, deren Mann im Besitze zweier Höfe ist und die im Strengen und Milden ein gut Regiment zu führen weiß.

Die Stimme von der Kanzel schwieg. Der Küster setzte sich auf der Orgelbank zurecht und gab die ersten Töne des Predigtverses an. Hanna Thormann öffnete das Buch, das während der Predigt geschlossen auf seinem Platz gelegen hatte. Die Gemeinde sang die Schlußverse. Der Pfarrer betete, sprach darauf den Segen. Dann wurde das Haus leer. Heinrich Piel war der letzte, der aus der Kirche ging. Als er aus der kleinen Friedhofspforte auf die Straße trat, die ihn von seinem Hofe trennte, sah er Georg Thormann an der Mauer des Kirchhofes stehen. Seine Frau stand bei ihm. Sie hatte den Arm um seinen Nacken gelegt und zog ihn mit sich auf den Hof.

»Worüber hat der Pastor gepredigt?« fragte Lina Piel ihren Mann, als er bei ihr in der Stube stand und den Kirchenrock ablegte.

Er sagte: »Ich weiß es nicht, Lina.« Und dies war der erste Sonntag, an dem er auf diese Frage seiner Frau antworten mußte: »Ich weiß es nicht.«

Als sie ihn daraufhin erstaunt ansah, sprach er: »Ich konnte heute nicht aufpassen, Lina. Ich habe Jakob Möller gesehen — in der Kirche.«

»Jakob Möller? Der vor Toul gefallen ist?«

»Ja, er ist tot. Aber er war in der Kirche. Er hat mit mir gesprochen. Die andern haben ihn nicht gesehen und gehört.«

»Heinrich, das ist dummes Zeug.«

»Das wird es wohl sein, Lina. Aber ich habe ihn doch gesehen. Er hat von Toul, von sich und Hanna Thormann geredet. Es war Verstand in seinen Worten.«

»Hast du mit dem Pastor deswegen gesprochen?«

»Nein, aber ich muß noch zum Küster.« Und bei diesen Worten legte er das Eiserne Kreuz auf den Tisch. »Es gehört Jakob Möller.«

»Nun versteh' ich dich gar nicht mehr, Heinrich Piel. Wie kommt Jakobs Kreuz in deine Hand? Warum hast du es vom Nagel genommen?«

»Siehst du? So redest du, Lina, und hast recht mit deiner Rede. Es muß vom Nagel genommen werden, wenn es von der Tafel herunter soll. Aber keiner hat das getan. Es lag in der Kirche an der Erde. Ich hab's nur aufgenommen.«

»Das hat etwas zu bedeuten, Heinrich.«

»Nun sprichst du so, Lina. Ich habe das auch gedacht. Und als ich es dachte, da war plötzlich Jakob Möller in der Kirche und sprach mit mir. Ich meine auch, es wird etwas zu bedeuten haben: aber was? Vielleicht hat er Hanna Thormann gemeint oder seinen Jungen.«

»Ich werde Hanna sagen, daß sie in den nächsten Tagen ein Auge auf den Jungen haben soll.«

»Aber sprich ihr nicht von dem, was du weißt.«

Am Nachmittag dieses Tages brachte der Küster das Kreuz an seinen Platz. Und als Heinrich Piel am nächsten Sonntag zur rechten Zeit in die Kirche trat, lag das Eiserne Kreuz Jakob Möllers wieder an der Erde.

Wie lang sind die Sommernächte jetzt für einen alten Mann, wie Heinrich Piel es ist. Draußen steht die helle Augustnacht über den Feldern und über dem Hofe. Sie steht auch vor dem Fenster, hinter dem Heinrich Piel und seine Frau schlafen, und sieht herein. Und wie sie ist, so sind auch die Gedanken der Menschen, die sie nicht schlafen läßt: im Gewissen ungewiß, im Traum wachend. Denn Lina Piels Mann schläft nicht; er atmet nur langsam und ruhig, damit sie ihn schlafend glaubt.

Er ist nicht mehr in dem Alter, daß er vor irgend etwas, das kommen könnte, Angst habe. Aber die Wege des Lebens von drüben sind zuweilen sonderbar, und die Zeichen, die an ihm stehen, nicht immer sogleich zu deuten. Hier ist nun eins von diesen Wegzeichen. Jakob Möller, den er liebte, wie er seinen Sohn geliebt haben würde, wenn Lina Piel ihm einen geschenkt hätte, hat es aufgerichtet. Wohin deutet es?

Wie lang sind diese Augustnächte für einen Mann, wie Heinrich Piel es ist. Zwölfmal schlägt die Uhr von der Großen Stube her in seine wandernden Gedanken. Die doppelte Zahl letztvergangener Jahre versinkt, als wäre sie nie gewesen. Georg Thormann und Jakob Möller, den alle im Dorfe den guten Jakob nennen — sie sind gleichen Alters; ja, sie sind am selben Tage fast zu derselben Stunde geboren. Und wie bei Zwillingsbrüdern ist der eine nicht ohne den andern zu denken. Wenn Jakob durch das Eis des Dorfteiches bricht, liegt Georg schon im kalten Wasser. Wenn Thormanns Ältester die hohe Kiefer hinan zum Krähennest klimmt, hängt der Zweitgeborene des Freibauern Möller in den Zweigen eines andern Baumes. Und wenn Jakob heult, weil Vater Möller ihn wegen einer Unart strafte, dann ist bei Georg Thormann schon eine Zeitlang schlecht Wetter gewesen.

So gehen ihnen die Tage der Kindheit in gemeinsamem Kreuz und Leid dahin. Und doch sind sie so ungleich, wie die zwölfte Stunde des Tages und der Nacht ungleich sind. Georg: groß, stark, breit; zu jeder Tat und stets zum Angriff fertig; nicht immer gut, oft hinterhältig, verschlagen und seinen Vorteil wahrnehmend. Jakob: eher klein als mittelgroß, freilich sehnig, aber unbehende; er bringt den Tag so hinter sich und schiebt sich nicht gern nach vorn; ist in der Tat so frei wie mit dem Wort und nimmt lieber einen Stoß, als daß er zwei gibt; erwartet den Angreifer, und hat er ihn bezwungen, fährt ihm das weiche Herz in Auge und Hand, und er läßt ihn frei. Das macht sich mancher gern zunutze; nur Georg Thormann tut es nicht. Er ist des guten Jakobs guter Georg.

Im Zimmer nebenan schlägt die Uhr die erste Morgenstunde. Und Heinrich Piel weiß, daß nun bald der Jüngling Tag das helle Haupthaar schütteln wird.

Wie war es in Georg Thormanns und Jakob Möllers Jünglingszeit? Und wie war es ein paar Jahre später?

Die Leute im Dorfe wollen es wissen, daß Georg zum erstenmal schlecht an seinem Freund Jakob gehandelt hat. Georg ist auf dem Erntefest mit Frieda Warncke einig geworden. Am selben Abend haben Jakob Möller und Hanna Hartwig sich die Ehe versprochen. Aber es soll nicht recht dabei zugegangen sein. Jakob gibt zwar nichts von dem preis, was an diesem Abend und später sich zugetragen hat. Aber die Leute im Dorfe wissen es, daß Jakob so lange mit Frieda Warncke gegangen ist, wenn sie ihren Sinn auch wohl im Anfang auf Georg gerichtet hatte. Und sie wissen weiter, daß zwei Sommer hindurch Hanna Hartwig und Georg Thormann bald hier, bald da im Korn, in der Wiese hinter dem Fuchsberg, im neuen Buchenschlag gesehen worden sind.

Auf dem Erntefest nun hat Georg sich plötzlich zu Frieda Warncke getan. Zu jedem Tanz ist sie in seinen Arm geflogen. Dann hat er bei Jakob Möller gestanden, hat auf ihn eingeredet, lange, hat ihn zuletzt fast zu Hanna Hartwig gestoßen. Und nach einigen Monaten haben sie — Georg und Frieda zuerst — geheiratet. Aber den jungen Frauen sah man es schon nach einigen Wochen an, daß sie gern alles wieder aus der Welt gebracht hätten, wenn es möglich gewesen wäre.

Georg Thormann ging so hin, bekam zwar keine Kinder mit seiner Frau, war aber doch fleißig vom Morgen bis zum Abend. Jakob Möller, der mit Hanna den Hof des alten Hartwig erheiratet hatte, weil keine Söhne da waren, fand sich in das, was geschehen war, und wurde nach der Geburt seines Sohnes ein glücklicher Vater.

Von Georg hielt er sich fern, wenn er es konnte. —

Im Schlagwerk der alten Uhr rauscht es. Sie macht sich bereit für den Schlag der zweiten Morgenstunde. Schräg fällt Licht durch das kleine Fenster in das Schlafzimmer. Lina Piel bewegt sich im breiten Ehebett. Bald ist ihre Stunde, Mädchen und Knechte für die Tagesarbeit zu wecken. Ihr Mann blickt auf sie. Undeutlich sieht er dort graues Haar, wo die Haube endigt. Erinnerung trägt ihn noch weiter zurück und läßt ihn die Stunde sehen, in der ein Kopf, der noch grauer war als dieser da auf dem Kissen neben ihm, sich über den Schragen beugte, in dem der kleine Jakob am Abend seines Tauftages lag.

Heinrich Piel war der erste der Paten und saß oben am Tisch. Die Mutter war im Stalle und

sah nach den Mädchen, die beim Melken waren. Auf ihrem Ofenplatz in der Ecke saß die alte Ursula Möller, die Großmutter des Knaben.

In einer Pause zwischen den Reden stand sie mit einem Ruck auf und trat an den Schragen, in dem Jakob schlafend lag. Sie neigte den Kopf tief über ihn und sah ihn lange an. Dann stieß sie kurz und hart die Handkrücke auf die Steine, sah zum Vater des Knaben hin und sagte mit leiser, aber herrischer Stimme: »Den hast du verkehrt taufen lassen, Konrad.«

»Was meint Ihr, Mutter?«

»Ich meine, daß wir nicht gewußt haben, was wir taten, als wir ihm diesen Namen gaben. Er wird kein Jakob werden. Dafür sag' ich dir gut.«

»Wie Ihr meint, Mutter; aber es ist nun einmal geschehen,« antwortete er ihr. Er kannte sie, wie auch Heinrich Piel sie kannte. Sie war zuweilen wunderlich.

Ursula Möller aber hob mit den zwei ersten Fingern der Linken dem Schlafenden die Augenlider hoch, schwieg eine Weile und sagte dann: »Es ist, wie ich es gesagt habe, Konrad; er wird seinen Widerpart schon finden. Aber er wird ihm kein Jakob sein.«

Dann sah sie auf seine Hände: »Das Taufwasser hat dich getroffen. Nun zeig' einmal deine Hände — deine Hände — zeig' sie einmal — die Gott gezeichnet hat.«

Einen kleinen Atemzug sah sie nur darauf hernieder. Dann gab sie ihnen mit der Rechten einen Schlag: »Ja, du Jakob, du dummer Jakob, du wirst deinen Gegenspieler schon finden.«

Sie stützte sich schwer auf ihre Krücke und ging wieder zu ihrem Platz. Sie sprach den Abend kein Wort mehr. Nur einmal sagte sie noch zu ihrem Sohn: »Sein Widerpart ist nicht weit, Konrad. Aber ich kann nicht herausfinden, wer es ist. Ich werde alt.«

»Wie Ihr meint, Mutter; wie Ihr meint.« —

In dieser Stunde zwischen Nacht und Tag fällt Heinrich Piel diese Rede der alten Ursula Möller wieder ein. Und er denkt auch noch an sein eignes Wort, das er damals sprach und das den Vater des kleinen Jakob daran erinnerte, daß es nach alten Sagen der Voreltern Menschen gibt, denen Gott in der Stunde der Geburt einen Gegenspieler, einen Widerpart, einen schwarzen Bruder an die Seite gibt.

•

Als am Morgen des letzten Augustsonntags das Ehrenzeichen zum drittenmal auf dem roten Steinfußboden der Kirche lag, da kam über Heinrich Piel ein leises fröstelndes Grauen vor dem, was sich hier anzeigte. Immer noch, so oft er alles durch seinen wachen Geist ziehen ließ, hatte er nicht gefunden, was in Jakob Möllers Kreis an Unheilvollem vor sich gehen könnte. Zu Lina Piel hatte er vom zweiten Sonntag ab geschwiegen.

Jakob Möller selber hatte nicht wieder zu ihm gesprochen. Er hatte ihm auch sein Gesicht nicht wieder gezeigt. Still wie der Himmel, der ein Wetter vorbereitet, war alles. Nur das kleine dunkle Ding sagte es immer wieder, daß das Schicksal noch nicht schlafe, sondern daß es bereit sei, im rechten Augenblick aufzuspringen und zu schlagen, wen es wolle.

Am Abend dieses Sonntags ging Heinrich Piel auf das Feld. Er war müde im Geiste, wollte noch nicht zu Lina Piel in das breite Ehebett, weil er wußte, daß er doch nicht würde schlafen können. Irgend etwas Besonderes suchte er draußen nicht, erwartete es auch nicht.

Er ging den Weg abwärts in die Felder hinein. Das Wetter war günstig gewesen und die Ernte also schnell beschafft worden. Man konnte dem Winter ruhig entgegensehen. Ein erster kühler Wind ging schon über die Stoppeln. Hier und da lag umgepflügtes Land. Ja, in diesem Jahre hatte man Ursache, dankbar zu sein, da die Frucht gut und schnell unter das Dach gekommen war. Das Feld war leer, und die Scheunen waren voll.

Solchermaßen gingen die Gedanken durch den Geist Heinrich Piels. Vielleicht war es nicht recht, daß er in der Ruhe dieser Tage von seiner Unruhe sich jagen ließ? Vielleicht war es töricht, zu glauben, daß in dem, was er wußte, ein dreimaliger Ruf des Schicksals ergangen sei?

Nun, dann mußte Gott selber die Verantwortung tragen. Er ließ in seinem Tagewerk ja auch dies nebeneinander stehen: Ruhe und Unruhe, Jagen und Gejagtwerden, Tanz und Tod. Die Bussarde, die so ruhig ihre Bahn am Himmel zogen — in jeder Minute konnten sie herniederstoßen und ein ahnungsloses kleines Leben vernichten. Die Wolke da drüben konnte nach diesem heißen Tage ein Wetter werden, das den Blitz in die Wohnungen der Menschen jagte. Denn so ist es: das Leben ist ein vielfältiges Ding; und man weiß nicht, was es nun eigentlich ist.

Hier ist das erste Ackerstück, das Heinrich Piel gehört, der Binnenschlag. Und nun wird er wirklich ruhig in seinem Geiste. Diese Erde ist mit dem Schweiß seiner Vorväter gedüngt. Hier liegen die Spuren ihrer Füße. Und der Klang ihrer Sensen sirrt noch durch die Luft. Alles kommt aus dieser Erde, ist irgendwie aus ihrem Schoße gestiegen und geht auch wieder zu ihr. Die Menschen nennen sich Kinder der Erde. Wie kann sie tot sein, wenn sie lebendige Kinder hat? Dies ist die Erde Heinrich Piels. Keine andre Hand als die seines Geschlechts hat hier seit dreihundert Jahren gesät und geerntet. Ja, die Erde lebt. Diese Erde lebt. Er spürt es. Sie ist Kraft, Ruhe. Weit breitet sie sich unter seinen schreitenden Füßen.

Ruhig ist er geworden, nun, da er bei den Vätern war.

Heinrich Piel hält im Schreiten inne. Er hat den Fuß schon gewendet, um umzukehren und zu Lina Piel zu gehen. Da sieht er im letzten hellen Schein ein Dunkles an dem Wege am Waldrande. Es bewegt sich; nun ist es still, bewegt sich wieder. Es mag ein Mensch, es kann aber auch ein andres sein.

Heinrich Piel hat in späterer Zeit immer wieder an diesen Abend denken müssen. Noch in seiner Todesstunde stand der vor ihm und fragte ihn, ob er es auch wohl damals recht gemacht habe.

Warum war er eigentlich nach rechts hinübergegangen, in den Weg eingebogen, der am Walde hinlief? Warum war er nicht, wie er es doch gewollt hatte, über die Felder hin zurückgekehrt? Vielleicht war es die Sorglichkeit des Hausvaters gewesen, die jedem Ungewohnten nachgeht, um es zu erforschen? Vielleicht war es das Verlangen, in dieser Stunde mit einem Menschen — mochte es ein Fremder sein — irgendein paar Worte zu tauschen. —

Im langsamen Näherkommen gewahrt Heinrich Piel, daß das Dunkle dort am Waldrande ein Mensch ist. Es wird ein Knecht aus dem Dorfe sein, der sein Mädchen erwartet.

Nein, aus dem Dorfe ist der Mensch nicht, das sieht er nun.

Er geht an ihm vorüber. Er grüßt ihn. Er sieht ihn kaum an dabei. Der Mensch antwortet ihm, grüßt wieder, rührt sich nicht.

Heinrich Piel geht weiter. Ihm ist, als ob der Gruß des Menschen nachhallt. Was aber weiter? Es ist ein Gruß, nicht mehr. Jeder antwortet, wenn man ihm die Tageszeit bietet.

Heinrich Piels Beine knicken plötzlich ein. Kaum hält er sich an seiner Handkrücke. Er steht still.

Da liegt nun ein Mensch an einem Waldrand. Es ist Abend. Und der Mensch ist wie alle, die noch nicht alt und nicht mehr jung sind. Er trägt einen dichten und langen Bart. Ein Unbekannter.

Und hier ist der Wald. Still liegt er da, verschlossen, ruhig. Nein, die Ruhe ist er nicht. Lauernd breitet er sich. Was geht unter den dichten Kronen seiner Buchen, dem verästelten Gezweig seiner Tannen in dieser Stunde vor sich? In der Erde, zwischen den Stämmen, in den Wipfeln — überall ist Leben, und überall will Leben andres Leben verdrängen und hat vielleicht ein Recht dazu.

Der Kopf wird leer. Die Gedanken schwinden. Man steht hier, will nach Hause und weiß vielleicht plötzlich nicht einmal mehr den Weg.

Drüben, wo die letzte Ecke des Waldes sich in die Felder schiebt, ist eine Lücke in der dunklen Wand der Baumhäupter. Dort ist der Weg frei. Nein, auch dort schiebt sich etwas überquer. Denn hinter der Lücke sieht man nun eine dunkle Wolke, die die Freiheit versperrt.

Die Wolke zerrt sich auseinander, kantet sich nach oben auf, schickt einen Streif zu dem andern Ende hinüber. Fast ist sie nun ein Kreis. Eine Schlinge ist sie. Jemand zieht sie zusammen. Nun ist sie geschlossen. Ja, es ist nur eine Wolke. Aber was sind wir?

Ohne sich umzusehen, geht Heinrich Piel einen Schritt rückwärts. Es ist ja nur wegen des Häufleins Gedanken, das man hier noch lassen und nicht mit zu Lina Piel nehmen möchte.

Ich bin alt, denkt Heinrich Piel, weiß, von den Jahren gebleicht. Warum starb ich nicht schon?

Er sieht sich um; der Mensch ist aufgestanden, steht aufrecht im Wege, nicht vom Baumschatten getroffen. Er trägt keinen Hut. So sieht man den langen Bart deutlicher.

Heinrich Piel stemmt die Krücke gegen die Erde. Mit beiden Händen hält er sich daran. Wie zerschlagen sind seine Knie unter ihm; und die Arme sind kraftlos. Er horcht nach hinten: denn er hat sich wieder umgedreht. Sand knirscht. Ein Fuß hob, senkte sich. Der Wald lauert. Fährt ein Baum herab, Heinrich Piel zu erschlagen? Die Wolke wird größer, wird eine dunkle Wand; will sie ihn erdrücken? Der Mond steigt auf über dem Walde; schmal, scharf. Hört man nicht das Wetzen eines Messers am Stein? Hinter Heinrich Piel stöhnt jemand. Er dreht sich um. Der Mensch steht hinter ihm, streckt die Hand aus — ja, streckt eine Hand aus.

Und endlich geht nun Heinrich Piels Stimme aus ihm: »Alle guten Geister loben Gott, den Herrn — bist du's, Jakob Möller?«

»Es hilft dir nichts, Heinrich Piel; ein andrer ist es nicht. Es ist auch nicht mein Geist. Ich bin es selbst, Jakob Möller.«

Heinrich Piel hört: es sind seine Worte, es ist seine Stimme, sein Ton; es ist kein Irrtum mehr möglich. Er ist es selbst, er, Jakob Möller, der Totgesagte, Totgeschriebene. Und doch weiß Heinrich Piel, daß im Kirchenbuche steht: Gefallen vor Toul am 24. September. Und er weiß auch dies: im Kirchenbuche liegt ein Brief, den der Pfarrer aufbewahrt hat; dieser Brief ist von dem Hauptmann geschrieben, unter dem Jakob Möller gestanden hat. Und es ist darin geschrieben, daß der Grenadier Möller als ein Braver, Tapferer gefallen und mit andern Kameraden zusammen in einem großen Grabe bestattet ist. Kann ein Brief sagen, was nicht Wahrheit ist? Kann das Kirchenbuch lügen?

»Sieh einmal nach dem Ackerstück,« sagt Heinrich Piel zu dem Manne, »dort drüben, das da meine ich, wo die dunkle Dornhecke sich über den Berg zieht.«

»Ich weiß, was du meinst; ich bin hier zu Hause.«

»Das Stück gehört nun Georg Thormann. Er hat es durch seine Frau Hanna Thormann, verwitwete Möller.«

»Ich weiß auch das. Ich war hier schon einmal in der Gegend.«

»Du warst hier schon in der Gegend?«

»Ich bin damals aus Angst und Grauen vor mir selber und vor euch, als ich alles hörte, davongelaufen. Ich bin heute zum zweiten Male hier.«

»Dann weißt du ja von allem Bescheid. Sieh also einmal da hinüber. Ich will mich einen Augenblick setzen; und du kannst an meine Seite kommen, wer du auch bist. Der Abend ist warm, und ich merke zuweilen, daß ich alt werde. Du kannst mir ein bißchen erzählen; ihr landfahrendes Volk wißt ja immer etwas. Ich werde dabei zuhören, ob du bist, wer du sein willst. Bewiesen hast du es ja noch nicht. Du bist totgeschrieben, vergiß das nicht. Du weißt, vormachen lassen wir uns nichts.« — —

»Sieh einmal da drüben nach dem Ackerstück, das nun Georg Thormann gehört,« so hatte Heinrich Piel zu dem Manne im langen Bart gesprochen. Und er hatte damit die Wolken gemeint, die über diesem Stück Erde fast stillestanden. In den Wolken baute sich ein Bild auf.

Er ist in seinem langen Leben dazu gekommen, auf diese Dinge zu achten. Er hat die Notwendigkeit an sich selber, er hat sie auch an andern gelernt.

In einem der Sommer, die dem letzten Kriege voraufgingen, überraschte er an einem Nachmittage seinen Kleinknecht, der an ruhigen Tagen das Vieh hüten mußte, wie er hinter den gerichteten Garben lag und weinte. Das Gesicht in die Stoppeln gedrückt, hörte er seinen Herrn nicht einmal, als der schon nahe bei ihm stand.

»Du bist wohl nicht für das Vieh da, Hans?« so hatte er ihn gefragt.

Der sah auf und zeigte ihm sein tränennasses achtzehnjähriges Gesicht.

»Du hast wohl zu gute Tage, Hans? Für Jungenkram bist du eigentlich schon zu alt. Ich habe es wenigstens immer geglaubt.«

»Ach, Herr, da soll unsereiner wohl weinen.«

»Ich weiß nicht, Hans, ob du weinen mußt, oder ob es nicht besser ist für dich und das Vieh, aufzupassen und zu tun, was dein Dienst ist.«

»In den Wolken ist ein Schwert gewesen, Herr; und das bedeutet Krieg.«

»Die Kühe sind in Nachbars Klee. Das kann, wenn er es gemerkt hat, noch etwas andres für dich und mich bedeuten.«

Hans stand auf, suchte Mütze und Stock und pfiff dem Hunde. »Ich habe es gesehen, Herr.«

»Du wirst wohl etwas andres gesehen haben.«

»Das bedeutet Krieg, Herr. Ich muß mit und komme nicht wieder.« Und dann hatte er getan, was sein Dienst ihn hieß.

Als der Krieg kam, stand er bei der Garde. Heute war er auch schon ein paar Jahre tot. Er war noch vor Jakob Möller gefallen. —

Ein Schwert steht nun in dieser Stunde nicht über der Hecke, die sich dunkel gegen den halbhellen Himmel über den Berg zieht. Aber ein Bild ist für Heinrich Piels Augen doch in den Wolken zu sehen. Das Ende, das nach dem Dorfe hin zeigt, steht groß und ruhig und mit erhobenem Haupte da. Aus dem andern Ende hebt sich, wie aus einer Welle, ein Kleines, Zögerndes, richtet sich auf. Es sind zwei Feinde. Dieser hebt den Arm, zielt nach dem Haupte des Großen, trifft es. Es zittert, will sinken, hält sich aber aufrecht. Da sinkt der Angreifer nieder. — —

»Du hast noch nichts gesagt, Mann. Du wolltest mir doch erzählen.«

»Was soll ich dir sagen? Hast du mir schon die Hand geboten?«

»Das geht wohl nicht so schnell, Mann. Ich habe dich vorhin gegrüßt, und du hast mir gedankt. Damit muß es vorläufig genug sein. Einem Unbekannten gibt man die Hand nicht sogleich. Und ein Unbekannter bist du mir. Still, Mann, was willst du? Ich kann dich Jakob nennen; ich könnte dir auch einen andern Namen geben. Der, von dem du sprichst und an den ich denke, steht in der Kirche mit seinem Namen an der Tafel. Und darunter hängt sein Kreuz. Ich habe es heute morgen noch wieder gesehen. Es hängt mir in meinem Stuhl gerade gegenüber.«

»Du glaubst mir nicht?«

»Was soll ich dir glauben?«

»Daß ich Jakob Möller bin.«

»Im Kirchenbuche steht es anders.«

»Du willst mich nicht kennen? — Ihr wollt mich nicht kennen?«

»Sei ruhig, Mann. Wir wollen aufstehen. Du liegst mir hier zu sehr im Dunkeln. Ich höre wohl eine Stimme; und ich meine, ich kenne sie. Ich kann mich aber auch irren; und wenn ich glaube, was du meinst, irre ich gewiß. Aber du sollst mir doch erzählen, von dir und der Welt und was so einer vom fahrenden Volke gern erzählt. Du kannst mit mir ein wenig auf das Dorf zu gehen; am Ende gehen wir ein Stück hinein. Ich zeige dir dabei die Gegend, soviel wir davon im Mondenschein sehen können.«

Er versucht aufzustehen; es gelingt ihm nicht.

»Greife doch zu, Mann; muß ich dir das erst sagen? Siehst du nicht, daß ich alt bin und daß meine Knochen nicht immer mehr das tun, was sie sollen?«

Sie gehen einer hinter dem andern und sagen einander kein Wort. An der Waldecke stehen sie still. Hier senkt das Feld sich zu den ersten Birken und krausen Eichen hin, und breit liegt das Mondlicht auf der abgeernteten Fläche. Sie sehen sich beide an: der Alte drohend und mit einem fremden Zorn; der im langen Bart hilflos und zage, wartend auf das erste gute Wort.

Der Fremde sagt: »Dies hier war immer eine gute Ecke.«

»Das Stück hat nie getaugt.«

»Als Ackerland nicht; aber man konnte hier

unter den Birken stundenlang liegen, auf das Feld da vor sich sehen und hinter sich in den Wald hineinhorchen.«

»Du bist so ein Landfahrer; wer weiß, was du für einer bist. Wir hier aus dem Dorfe haben nie für Gucken und Horchen Zeit gehabt.«

Sie gehen weiter.

»Ja, was soll man dir sagen,« beginnt der Alte wieder; »das Jahr ist für uns fast herum. Der erste, der die Ernte beschafft hatte, war wieder der Georg Thormann. Er ist ein tüchtiger Mensch und weiß, was er will.«

»Sagst du nichts weiter über ihn?«

»Was soll ich noch über ihn sagen? Frage du andre.«

»Sagst du nicht mehr zu mir?«

»Zu dir? Du sollst mir davon sagen, Mann, wenn du etwas weißt.«

»Er war immer ein kalter Hund, der Thormann.«

»Ich kenne ihn nicht so genau. Wir stehen zueinander auf: Guten Tag! und: Guten Weg! Zu mehr langt es zwischen uns nicht.«

»Er hat immer nur befohlen; und ich hatte zu gehorchen. Ihr wißt das alles nicht so, wie ich es nun weiß. Ich habe mir alles nachgedacht.«

»Weißt du sonst noch etwas?«

»Du mußt nicht vergessen, daß mich da die Kugel getroffen hat.« Er zeigt nach der Schläfe; aber Heinrich Piel hört nicht darauf. Er zieht sich an seiner Krücke weiter vorwärts. Und der im langen Bart läuft wieder neben ihm her.

Ja, er läuft, wie ein kleiner verschüchterter Hund läuft. Zuweilen steht er wie außer Atem eine Weile still und sieht sich um. Dann ist er wieder neben Heinrich Piel, ja, ist ihm wohl einmal eine Strecke voraus, um wieder anzuhalten und nach rechts und links und voraus zu blicken.

Als Heinrich Piel drei Jahre später auf dem Totenbette lag, in der letzten Stunde, da sein Geist schon fast dunkel war, hat er von dieser Stunde gesprochen und von dem, was er damals zwischen Nacht und Tag erleiden mußte. Aber keiner hat ihn verstanden, nicht einmal Lina Piel, obwohl sie ihr Leben Nacht für Nacht an seiner Seite gelegen hatte und nun an seinem Bette saß.

Sie mußte die Bibel aufschlagen; und er sagte: »Suche, wo das Wort steht: Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. — Hast du gefunden?«

Nein, sie konnte doch nicht jeden Spruch finden, den er haben wollte. Kannte sie die Bibel, wie er sie kannte? Hatte sie an jedem Sonntage in der Kirche unter der Kanzel gesessen? »Du mußt mir die Stelle sagen; wie soll ich sonst finden können?«

»Die Stelle? Am Walde, am Außenschlage ist es gewesen. Da hat er gelegen und hat gehorcht und hat alles andre vergessen. Kommt man so in sein Eigentum?«

Und dann: »Geh, Jakob! Schlag zu, Jakob! Nimm, was dein ist, Jakob Möller! Du bist es ja. Warum stehst du und willst und weißt nicht, was du willst? Sei nicht immer nur der gute Jakob.«

Lina Piel dachte: Er fiebert. Er ist nicht bei sich und sieht Bilder. Er sieht Jakob Möller, der vor Toul fiel, den er liebhatte.

Der Sterbende klopfte mit dem Finger auf die rotgeblümte Bettdecke: »Was ist recht? War ich drinnen oder draußen?« Das sagte er schon wieder mit großen, offenen und klaren Augen. Lina Piel verstand ihn aber trotzdem nicht.

»Soll ich den Pastor rufen, Heinrich?«

»Rufe Hanna Möller!«

»Rede nicht so wirr, Heinrich. Was soll dir Hanna Thormann?«

»Ja, so heißt sie.«

Lina Piel stand auf, rückte die Kissen bequemer, damit die Gedanken des Sterbenden ruhiger würden, und wußte: es geht auf die letzte Stunde. Er redet irre. Gott mag es bessern. —

So war Heinrich Piel auf dem Totenbett. Da sprach er Wahrheit; da redete er von dem Schmerz, den Jakob Möller ihm gemacht hatte. Hier aber, da er und der gute Jakob vor dem Dorfe stehen, sagt er nichts davon.

Sie gehen beide die lange Dorfstraße hinauf. Und der im langen Bart zuckt zusammen, als sein Fuß hart gegen einen Stein stößt.

»Wovor erschrickst du, Mann?« fragt Heinrich Piel. »Du kannst laut auftreten. Keiner kennt dich. Wer kann jeden Landfahrer kennen?«

Still liegen die Höfe unter dem vollen Monde. Hunde bellen. Irgendwo klappt leise eine Tür oder ein Laden. Das Dorf schläft; noch ein wenig unruhig, aber es schläft schon.

Links von der Dorfstraße liegt unter alten Nußbäumen der Pfarrhof. Ein Fenster ist noch hell. Auf der andern Seite der Dorfstraße liegt der Hof Georg Thormanns.

»Du mußt hier einen Augenblick bleiben, Mann,« sagt Heinrich Piel und geht auf den Pfarrhof. Langsam geht er auf das erleuchtete Fenster zu. Da er zurückkommt, sagt er zu dem andern, der gegen einen Pfosten lehnt: »Du bist noch da? Ich hätte mich nicht gewundert, wärst du fort gewesen.«

Sie gehen auf den Friedhof zu. Sie stehen vor der Kirchentür. Heinrich Piel steckt den Schlüssel, den ihm soeben der Pfarrer gab, in das Schloß. Die Tür kreischt in den rostigen Angeln. In der Kirche ist es dunkel.

»Du mußt noch einmal warten,« spricht Heinrich Piel. »Es muß hell in diesem Hause sein. Du sollst etwas sehen, was du noch nicht kennst.«

Als er zurückkehrt, trägt er eine trübe brennende Laterne. Der im Barte hat sich inzwischen einen Platz gesucht. Er sitzt auf der Bank, die früher Jakob Möller gehörte, als er noch lebte.



Hans Dammann: Abschied

Heinrich Piel stellt die Laterne auf den Altar, nimmt sie aber sogleich wieder herab. Der Altar gehört mehr als alles in diesem Hause Gott und seinem Diener. Nur zur Feier des Nachtmahls darf von dort her ein Licht brennen. Lina Piels Laterne hat kein Recht, zu leuchten bei dem, was ihr Mann in dieser Stunde vorhat.

Er holt ein Brett aus der Sakristei, legt es über zwei Bänke und stellt die Laterne da hinauf. Dann geht er zum drittenmal. Er geht zur Kirchentür hinaus und sagt kein Wort darüber, wohin er nun noch will und wann er zurückkehren wird.

Eine kleine Weile später steht er abermals vor dem Pfarrer und bittet nun auch noch um das Kirchenbuch. Der Pfarrer ist jung, seit Sommeranfang verheiratet und seit zwei Jahren auf dieser Pfarre. Groß und schlank steht er vor Heinrich Piels gebückter Gestalt; und wo diesem der Scheitel sich lichtet, blüht es bei jenem blond und voll.

»Sie wollen das Kirchenbuch, Piel? Heute am Abend noch?«

»Wenn Sie es mir für diesen Abend geben wollen; ich hätte es gern.«

»Kann ich nicht nachschlagen? Muß es heute noch sein?«

»Ich muß es selber machen, Herr Pastor.«

»Sie wissen, ich gebe es nicht gern fort, Piel.«

»Es muß sein, Herr Pastor.«

»Das Kirchenbuch soll nicht über die Schwelle des Pfarrhauses, Piel.«

»Es muß sein, Herr Pastor.«

Er sagt noch ein paarmal sein: Es muß, Herr Pastor! Und dann trägt er es mit sich.

Der Pfarrer seufzt hinter ihm drein: »Es ist nicht immer leicht, mit unsern alten Bauern fertig zu werden.«

»Was mag er vorhaben, Gottfried?« fragt die junge kleine Pastorin, deren schon schlafmüde Augen wieder wach und hell geworden sind.

»Wer weiß es. Sie haben manchmal so ihre Einfälle, unsre Alten.«

»Er schien erregt, stand überhaupt so sonderbar vor dir, als ob er im Gericht wäre. Und vorhin kam er schon wegen des Schlüssels.«

»Nein, meine Liebe, einen Roman darfst du dir hier nicht zurechtlegen. Ich gebe gerne zu, dies alles hat für die Phantasie so etwas Verlockendes: Es ist Abend, schon mehr Nacht — in das Pfarrhaus kommt ein alter weißhaariger Bauer und fordert das Kirchenbuch — der Pastor will es nicht geben — er fordert wieder und hartnäckiger, bis er es bekommt — scheu und wortlos trägt er es dann wie ein Heiligtum fort. Ich gebe zu: das alles ist sehr verführerisch für die Phantasie einer so kleinen Frau, wie du es bist. Man könnte, wenn man diese Leute nicht täglich um sich hätte, an wer weiß was für geheimnisvolle Dinge denken.«

»Ich meine aber, Gottfried, er war schon die letzten Sonntage, wenn wir aus der Kirche kamen, nicht wie früher.«

»Meine Liebe, Piel ist alt. Im Alter wird man wunderlich. Und dann darfst du nicht vergessen: du lebst hier auf dem Dorfe; die Leute, mit denen du umgehst, sind Dorfleute. Du wirst sehen, wie vernünftig und unpoetisch der alte Piel in seinem Alltagszeug morgen früh vor dir stehen wird, wenn er das Buch wieder zurückbringt. Komm, wir wollen schlafen gehen.« —

Während der junge Pfarrer, der Heinrich Piel an jedem Sonntag in der Kirche sieht, so über ihn spricht, steht der mit dem Rücken an das Kirchengemäuer gelehnt und ist ohne Licht und Kraft in seinem Inwendigen.

Soll er tun, was er vorhat? Wie soll er es tun? Soll er diesen da aus Dorf und Hof vertreiben? Wie entscheiden die Menschen, die über solche Fälle, wie diesen hier, zu richten haben? Ist der da in der Kirche der Mann, den Kampf aufzunehmen? Und wenn er ihn aufnimmt, wird er ihn zu Ende führen können? Wenn er ihn bis an das Ende führt, wird es sein Glück sein? Und wenn es sein Glück ist, wird das Unglück andrer, so wie seine Art nun einmal ist, nicht sein Glück überschatten?

Und steht es nicht im Kirchenbuche geschrieben, daß er tot ist? Muß das nicht gelten? Das Buch ist dreihundert Jahre alt und spricht, was wahr ist. Menschen machen oft Lug und Trug. Ist hier nicht Gottes Finger? War der nicht schon bei der Geburt des Knaben und schrieb das Urteil?

Jahrelang hat der da drinnen schon gelebt, fern von Hof und Weib. Er ist einer von denen, die in der Ecke bleiben, wenn man sie hineindrückt. In der Nacht ist er aufgetaucht; in die Nacht wird er wieder ziehen.

Er hat kein Recht auf sein Weib, auf den Hof. Nein, es ist nicht schwer, zu sehen, was hier vor Gott das Recht ist. Die beiden Schalen, die nach Aufgang und Untergang hängen, sind zu ungleich. Man kann nicht irren. In alten Zeiten war der Hausvater Richter und Priester, sagt man. Ein Priester muß hart, ein Richter gerecht sein können.

Er löst sich von der Wand. Kalt und hart ist die, aus Felsen gemauert. Auf dem Friedhof in der Runde unter den alten Bäumen ist es dunkel. Auch das Dorf ist nun still; nur vereinzelt schlägt noch ein Hund an.

»Es muß sein. Gott, steh bei!«

Da er die Kirchentür öffnet, steht der im Barte vor ihm.

»Wohin, Mann?«

»Nur hinaus; wohin, das weiß ich noch nicht.«

Die letzte Hoffnung ist zerstört. »Du weißt es nicht. Ich weiß es auch noch nicht. Aber wir werden es erfahren.«

Er steckt den Schlüssel von innen in das Schloß

und verschließt. Der Schlüssel stammt noch aus der ersten Zeit der Kirche, als sie wohl Gottes Wohnhaus, aber in schlimmer Kriegszeit mit den dicken Felsenmauern und dem festen Turm zugleich der beste Schutz des Dorfes war. Er schließt auch von innen.

Sie stehen in der Kirche auf dem freien Platz vor dem Altar. Die Laterne gibt nur ein kleines Licht. Still brennt sie. Zuweilen flackert die gelbe Flamme. Dann greift der Schein mit hastig umherfahrenden Händen die Wände ab, irrt an der geweißten niedrigen Decke vor und zurück, läuft auf dem Steinfußboden bis an den Altar und kriecht dann wieder in sich zusammen.

Sie sehen sich an. Der im langen Bart hat die Hände in die weiten Ärmel seines Rockes gesteckt, als ob ihn fröre. Vielleicht friert ihn; denn zwischen diesen engen Steinwänden wird es auch im Sommer nicht warm. Der Alte hat seine Gestalt gestrafft; mit beiden Händen hält er das Buch, das seine Blätter zwischen lederüberzogenen Holzdeckeln birgt.

»Wer hat recht, ihr hier im Dorfe oder ich?« fragt der Junge.

»Wenn du so fragst, Mann, dann können wir gleich einmal darüber sprechen. Du wirst dann auch sehen, warum ich dich mit an diesen Ort genommen habe. Das Spiel ist zu Ende; wir können nun mit geraden Worten sagen, was wir meinen. Mich kennst du, Mann; und ich kenne dich. Ich weiß, was du willst; du willst den Platz, der früher Jakob Möller gehörte, einnehmen. Nun sprichst du von Recht. Was ist dein Recht auf diesen Platz? Sage es. Du darfst sprechen. Nur ich höre dich, sonst niemand. Die Tür ist verschlossen, bis ich sie wieder öffnen werde. Also was ist dein Recht?«

»Ich habe vor dem Feinde gelegen. Ich habe mein Blut für euch fließen lassen. Sieh hier — und hier.« Er deutet auf seine Schläfe: ein handlanger, breiter, brennender Streifen läuft von dort bis in die Wange hinein. Er faltet mit den Händen das lange Haar auseinander: eine weiße Narbe zieht sich quer über den Scheitel. Der Alte langt nach der Laterne, um in ihrem Lichte besser sehen zu können. Seine Linke fährt über den roten Streif, über die weiße Narbe; noch einmal, langsam, liebkosend. »Jakob,« spricht er dabei; »guter Jakob!«

Der im Barte sieht ihn an, fragend, woher nun plötzlich dieses warme, väterliche Wort kommt, das klingt, wie es früher klang? Da sagt der Alte: »Warum siehst du mich so an?« Er stellt die Laterne wieder an ihren Ort. »Denke nicht, daß ich mich von dir beschwatzen lasse. Wir hier lassen uns nichts vormachen. Schon manchen habe ich gesehen mit Malen, wie du sie trägst. Du sollst von deinem Recht sprechen. Oder soll ich dir erst einmal dein Unrecht zeigen?«

Er greift wieder nach der Laterne, faßt den Jungen hart an und führt ihn zu der Tafel, die an der grauen Wand hoch am Eingang hängt. Da steht es: Gefallen vor Toul am 24. September. Und darunter hängt das kleine graue Kreuz.

»Kennst du den Namen? Das Kreuz? Weißt du, was Toul ist?«

»Toul ist eine Festung,« sagt der andre; »da habe ich dies und das da bekommen.« Und er zeigt auf Schläfe und Scheitel. »Dort haben sie mich unter die Erde gebracht; sie meinten, ich sei tot. Aber es ging zu schnell; am nächsten Morgen wollten sie es besser machen. In der Nacht bin ich aus dem Loche gekrochen. Ich habe im Gebüsch gelegen, an einem Wasserloch. Wo bin ich sonst noch gewesen? Ich weiß es heute nicht. Das da,« und er zeigt wieder auf den Streif quer über den Scheitel, »das da hat mich alles vergessen lassen. Später waren die Kameraden weit. Gute Leute fanden mich; es gibt da drüben auch solche. Ein kleines Kind bin ich gewesen, lange Zeit. Als alle schon wieder in der Heimat waren, habe ich erfahren, wer ich bin. Ich sollte von drüben nicht fort. Aber das Dorf und der Hof und alles hat mich gezogen. Zu Fuß habe ich mich auf die Reise gemacht. Vor Monaten schon habe ich dann unterwegs von einem gehört, was sich hier bei euch zugetragen hat. Ich bin umgekehrt. Und nun bin ich wieder da. Ist das kein Recht?«

Der Alte macht sich an der Laterne zu schaffen. Er schraubt sie niedriger, wieder höher, putzt sie mit den Fingern; das Licht tanzt an den Wänden auf und ab.

»Nein,« sagt er dann, »das ist kein Recht. Was willst du, Mann?«

Er stellt das Licht auf die Erde, legt das Buch davor und setzt sich auf die Knie. Er blättert lange, schlägt nach vorn, sucht, schlägt wieder zurück. Dann läßt er es offen liegen. Er zieht den Jungen zu sich herab. Scheu sieht er sich um: »Weiß einer aus dem Dorfe, daß du hier bist?«

»Nein, keiner weiß es,« antwortet der andre.

»Ist das Wahrheit? Hast du es niemand gesagt?«

»Ich konnte es nicht.«

»Dann ist es gut. Sieh hier.« Er zeigt auf eine Stelle im Kirchenbuche. »Du wirst es lesen können. Das hat noch der vorige Pfarrer geschrieben, der alte. Der hatte eine saubere Hand. Hier steht es: Jakob Möller ist vor Toul gefallen, einer der Besten von den Höfen hier. Gott sei seiner Seele gnädig! — Und darunter steht es, daß Hanna Möller wiedergeheiratet hat. Das hat er ein Jahr später geschrieben. Er hat auch gewußt, was alle wissen; seine Worte sagen es: Nach einem Jahre schon ist sie eine neue Ehe eingegangen. Man sagt, daß Georg Thormann ihr von ihrer Mädchenzeit her lieb gewesen ist. Und

es muß wahr sein; ich habe noch keine glücklichere Braut vor Gott stehen sehen. Er lenkt die Herzen; aber es hat Jakob Möllers altem Pfarrer doch weh getan. Gott wird ihr nichts zurechnen. — Willst du noch mehr? Hier liegt auch der Brief des Hauptmanns: Jakob Möller ist als der Bravsten einer gefallen für Kaiser und Reich; denn davon haben wir in der Kompanie oft gesprochen. Er war immer ruhig, immer zufrieden, in der Schlacht und auf dem Marsche. Wir nannten ihn alle nur den guten Jakob. — Stimmt das? Hat man dich auch da so genannt? Mußt du immer nur der gute Jakob sein?«

»Ja, es stimmt, Heinrich Piel.«

»Was willst du denn, Mann? Du bist tot.«

»Und der Hof?«

»Ist das deiner, Mann? Hast du nicht nur eingeheiratet?«

»Mein Weib?«

»Gehört es dir? Ist es jemals deins gewesen? Hast du es nicht genommen, weil Georg Thormann es so wollte?«

»Du hast recht, Heinrich Piel. Und du weißt nicht einmal, wie recht du hast. Ich habe alles von ihr, wenn sie ihre schlechte Stunde hatte, erfahren müssen. Sie hat mir vorgeworfen, daß er uns beide beschwatzt hat, sie mit der Rede: Er müsse Frieda Warncke heiraten; sie käme sonst ins Unglück. Sie solle mich nehmen; sie wollten weiter gute Freunde bleiben. Das alles ist nicht wahr gewesen, wie sich später gezeigt hat. — Immer war es so. Immer war er der, der alles nahm, oder der es doch zuerst nahm. Meine Liebe hat er mir verdorben; ihr alle hier im Dorfe wißt, wer das war. Aber ich habe dann doch vergessen können; ich bin nun einmal so. Und als der Junge kam, bin ich richtig glücklich gewesen. Zwischen mir und der Frau hat der Name Georg Thormann immer wie eine Wand gestanden.«

»Warum bist du nicht einmal als Mann zu ihm gegangen?«

»Was sollte ich bei ihm? Hatte ich nicht die Schuld an allem allein?«

Der Alte nickt: »Ja, guter Jakob.«

»Es muß da auch noch ein andres gewesen sein. Ich habe ihn alle meine Tage immer nur gehaßt; aber ich mußte doch immer rennen, wohin er vor mir gerannt war.«

»Es wird da wohl noch ein andres gewesen sein. Das Leben spielt zuweilen sonderbar.«

»Wieder steht er nun da; nun, da ich krankgeschossen bin und jahrelang nicht heimkehren konnte, nun hat er mir auch das Letzte zerstört. Als ich erfuhr, daß Frieda Warncke gestorben sei, da wußte ich es: Nun kommt er. Nun ist Hanna ihm verfallen. — Ich wußte, wie sie zu ihm stand, daß sie ihm nicht entgehen könne. Das ist mein erster Gedanke gewesen. Ja, ich habe sie in meinem Geiste wirklich gesehen, wie sie nebeneinanderstanden und sie ihm den Arm um den Nacken legte. Das hat mich auch beim erstenmal als ein Fremder in die Heimat kommen lassen. Ich habe gehorcht und gefragt, ob ich wohl etwas erfahren möchte. Und als ich dann hörte, was ich hören wollte, was ich in meinem Inwendigen aber schon wußte, da bin ich geflohen.«

Und leise sagte er dann, flüsternd, zu dem Ohre des Alten geneigt: »Und mein Junge, Heinrich Piel? Mein Junge?«

»Der sagt Vater zu Georg Thormann.«

»Tut er es gern?«

»Er weiß nichts von dir.«

»Ja, so muß es sein. Es ist alles so, wie ich es gesehen habe.«

Er geht dorthin, wo der Schein des kleinen Lichtes ihn nicht mehr trifft. Und von dort her hört Heinrich Piel sein Wort: »Was ist zu tun?«

»Du hast recht, Mann; geh ins Dunkle, es spricht sich dann besser.«

»Diesmal gehe ich dorthin, wohin ich gehöre.«

»Du bist tot, Mann! Was willst du denn noch? An der Tafel steht es geschrieben. Und im Kirchenbuche kann man es lesen. Wo es sonst noch geschrieben worden ist, wird man es auch lesen können. Was willst du noch?«

»Das will ich tun: gehen und an ihr Fenster klopfen. Sie sollen aufmachen.«

»Einem Toten macht man nicht auf. Und wenn sie dir aufmachen, glaubst du, daß dir dann besser sein wird, als dir bis heute gewesen ist?«

Der Alte bekommt keine Antwort. Das kleine gelbe Licht brennt trübe. Graues, angstvolles Dunkel hockt in allen Ecken, kriecht an den Wänden empor, tastet an der niedrigen Decke.

»An wen hast du eine Forderung, Jakob Möller? Es ist dir besser, du gehst. Soll ich dir von deinem Weibe sagen? Du weißt, wie sie war, als sie noch Hanna Möller hieß: unlustig, mürrisch, blaß im Gesicht, unruhig im Geiste; nicht froh über ihren Knaben, nicht froh am Manne. Jetzt ist sie schaffig und strebig, arbeitet vom Morgen bis in die Nacht, immer froh. Du hast sie noch nicht gesehen; wir aber hier im Dorfe sehen sie jeden Tag unter uns. Es ist ihr Leben; und sie hat ein Recht darauf. Und willst du sie jetzt sehen? Frisch und voll und gesund, eine Bäuerin, wie sie sein soll, so schläft sie bei ihrem Manne. Willst du sie aus diesem Schlafe wecken? Glaubst du, daß ihr Erwachen ebenso schön sein wird, wie ihr Schlaf es ist? Oder kannst du ihr eine Nacht geben, wie Georg Thormann sie ihr gibt? Willst du es sehen, wie sie sich an ihn drängt, wenn sie dich sieht? Wie sie es zeigt, daß sie zu ihm gehört, daß du tot für sie bist? Sie ist auch ihm richtig vor Gott und den Menschen angetraut. Soll dein Sohn sich von dir abwenden, weil er dich nicht kennt? Oder glaubst du, daß du ihm kein Fremder bist, wenn er vor dir steht? Und willst du sie alle vom Hofe jagen, der nicht einmal dir gehört?«

Es bleibt lange still. Das Licht ist nur noch eine kleine, unsichere Flamme. Die Wände rücken dichter zusammen. Die Decke senkt sich.

»Mein Sohn?«

»Er ist ein Sohn seiner Mutter. Er wird es bleiben. Er ist nicht von deiner Art.«

Wieder reckt Stille sich auf und läßt sich lastend herab. Die volle Nacht ist schon lange da. Sie wird bald zum Gehen rüsten. Das Lichtlein ist im Verflackern.

Da steht der Alte auf, geht an die Tür und dreht den Schlüssel im Schloß zurück. »Die Tür ist offen.« Dann setzt er sich wieder.

»Ich soll gehen, Heinrich Piel?«

»Du mußt es tun, Jakob Möller.«

Und nach einer Weile sagte der Alte: »Wenn Georg Thormann und seine Frau gestorben sind und du lebst noch, dann komme wieder. Vielleicht erkennt dann, wenn er ein Mann sein wird, auch dein Sohn dich. Wenigstens kannst du hier sterben und begraben werden.«

Er geht dahin, wo der im Barte sitzt. Der hat die Hände wieder in die weiten Ärmel seines Rockes vergraben und friert, wie ein Kranker im frischen Morgenwind friert. Er beugt sich über ihn.

»Du küßt mich, Heinrich Piel?«

»Tat ich es? Dann darfst du's doch nicht sagen.«

Wieder sitzt er an seinem Platz. Nun horcht er auf den andern. »Es war auf Nimmerwiedersehen, Jakob Möller. Der Morgen kommt.«

Vor dem kleinen Fenster die Esche da draußen säuselt im Morgenwinde hell und scharf. Es ist die Sprache des erwachenden Baumes.

Der Alte vernimmt Schritte. Der Junge ist aufgestanden. Jetzt, jetzt möchte Heinrich Piel aufspringen und dem andern alle die guten Worte sagen, die er ihm nicht geben konnte, um ihn nicht zu halten. Aber wird der nicht, wenn er es nun tut, wieder schwach werden?

»Ich soll gehen? Von Dorf und Heimat und Vaterhaus? Ihr sprecht von mir als von einem Toten, und ich lebe?« Laut sagt er es.

Heinrich Piels Inwendiges flattert wie ein Blättchen im Winde. Das Vaterunser fällt ihm ein. Laut betet er es.

Die Schritte des Mannes im Barte knirschen auf den Steinen. Er geht zur Tür. Vor ihr hält er noch einmal inne. »Heinrich Piel treibt mich? Mein Vater Heinrich Piel?«

Mit beiden Händen muß der sich am Holze festklammern. Laut betet er weiter. Ihm ist dabei, als hinge er am Holze wie der auf Golgatha.

Da er das Amen spricht und: »Es ist vollbracht!«, hört er, wie die Tür in den rostigen Angeln kreischt.

Dann ist alles still. Der Kopf des Alten fällt auf die Bank vor ihm. Tränen, die ersten des Mannes Heinrich Piel, fallen hernieder. Die roten Steine des Fußbodens saugen sie auf.

In den ersten Tagen des September hört Heinrich Piel am Abend unter anderm von Lina Piel diese Rede: Es müsse doch immer noch viel verdächtiges Volk in der Welt sein. Denn Hanna Thormann habe heute erzählt, daß in der letzten Zeit ein sonderbarer Kerl um Haus und Hof schleiche. Er komme meistens erst am Abend; und man sähe ihn bald hier, bald da.

Neulich sei der kleine Sohn seiner ansichtig geworden. Der Mann habe in dem Graben am Obstgarten gesessen, hinter dem Gebüsch, das aus den abgeschlagenen alten Kirschbäumen gewachsen sei, hervorgesehen. Ihr Sohn habe einen Stein ergriffen und nach dem Kerl geworfen. Er müsse ihn auch getroffen haben; denn er habe deutlich gehört, wie der Mann aufgeschrien habe. Gleich darauf sei der in den Graben geglitten und verschwunden gewesen. Es hätte sich aber gezeigt, daß der kleine Jakob im Grunde viel weicher sei, als man von ihm glaube; denn er sei weinend in das Haus gekommen. Und als sie ihn nach der Ursache gefragt habe, sei ihr die Antwort geworden: er wisse sie nicht, er könne es nicht sagen. Der Mann habe so sonderbar geschrien; und bei seinem Namen habe er ihn auch gerufen.

Jedenfalls müsse es aber geholfen haben; denn seit diesem Abend lasse der Mann sich nicht mehr sehen. Und der kleine Jakob habe auch schon alles wieder vergessen, selbst, wenn man ihn frage.

Heute sind alle, von denen unsre Rede ging, schon an ihrem Platz rechts von der Kirche, wo die Eschen besonders schattig stehen. Nur Jakob Thormann lebt noch. Er ist der reichste Bauer weit im Umkreise; denn er besitzt drei Höfe. Auch Heinrich Piels Hof gehört ihm; die Leute wollen wissen, daß er ihn fast umsonst von dem alten Piel, der ohne Kinder von dieser Erde ging, bekommen hat. Nur die Versorgung der beiden Alten in ihren letzten Tagen soll ihm der Preis gewesen sein.

Wenn einmal bei Gelegenheit die Rede lustig von Mund zu Mund geht, dann sagt man wohl, daß Jakob Thormann in dem Zu-Tode-füttern alter Leute überhaupt eine glückliche Hand hat. Bald nach dem Tode der Mutter — der Vater starb vor ihr — kam, beispielsweise geredet, ein alter kleiner und krummer Landfahrer auf seinen Hof, von dem in der Arbeit nichts mehr zu erwarten war. Er hat ihn aber doch, ohne freilich den Grund zu wissen, angenommen. Zwar ist hier nun das zu sagen, daß es im Dorfe und in der ganzen Umgegend niemals einen Knecht gegeben hat, der besser für das Vieh und, wo es nötig war, für Haus und Hof gewesen wäre als dieser alte Landfahrer. Heute ist aber auch der schon, der übrigens ein Veteran aus dem letzten Kriege war, gestorben. Sein kleines Holzkreuz steht rechts an der Mauer.

# Wenn es köstlich gewesen ist

## Vom Leben und von der Wärme einer Mutter

Von Helene Voigt-Diederichs

### Es wird wohl!

In meiner Jugend waren die Bazillen noch nicht Mode,« lächelte die Mutter gern. Und wenn sie die auch im Munde des Arztes allenfalls gelten ließ, für ihre eigne Person wurden sie grundsätzlich abgelehnt. Auch andre »Erfindungen der Neuzeit« betrachtete sie mißtrauisch, zum Beispiel den Blinddarm. Warum wollte man brechen mit der guten alten Gedärmverschlingung, die durch viele Geschlechter ihren schlimmen Dienst schlecht und recht versehen?

In der Kinderstube traten die inneren und die äußeren Krankheiten auf, als Grundformen wohl zu unterscheiden. Die äußeren hießen bis auf weiteres Wachstum. Ihnen rückte die Mutter mit Franzbranntwein zu Leibe; die Zuversicht ihrer warmen streichenden Hand teilte sich lindernd dem schmerzenden Gliede mit. Innere Leiden wurden als Blähungen angesprochen. Für diese gab es verschiedene Heilversuche. Zunächst mußte das befallene Kind sich mit dem Bauch über einen Stuhlsitz pressen, Kopf und Beine niederhängend, da kam es auf eine Viertelstunde mehr oder weniger nicht an. Erst wenn dieses Verfahren durchaus nicht anschlug, wurde zu weiteren Maßnahmen geschritten.

Da gab es Kamillentee, beliebt wegen des Süßstoffes, der dazu gespendet ward. Sehr einsichtsvoll war es auch, wenn die Mutter Hoffmannstropfen verschrieb, deren Wert sich steigerte durch den Würzgeruch und die kurzweilige Art, wie der Zucker sich färbte und zerfiel unter dem Braun der sorgsam gezählten Tropfen. Der Leidende bekam so viel davon, wie er Jahre hatte. Wenn man es doch je erleben würde, daß die Lehrerin, die aus einem unbegreiflichen Grunde niemandem sagen wollte, wie alt sie sei, Leibweh bekäme, damit die Tropfen, die fällig wurden, sie dennoch verrieten! Ach, und der alte Kutscher Johann Adolf, da reichten sicher fünf Stücke Zucker nicht, all die siebzig und mehr Tropfen aufzufangen.

Wenn gegen das erwähnte Übel auch dieser Feldzug nicht half, gab es noch ein drittes, unsanftes, peinliches und unbeliebtes Verfahren, und der graue Ball, der es vermittelte, wurde mit Haß bestraft, wenn neugierige Augen ihn friedlich außer Tätigkeit im Apothekerschrank erspähten. Diese Apotheke, ein Sonderabteil im großen Gewürzschrank, war stets reich gefüllt mit Tüten, Schachteln und Fläschchen, nicht zu reden von den Kruken mit Wichse oder bergamottölduftiger Pomade, die von der Mutter auf Vorrat gebraut wurden. Die wirkliche Apotheke fern in der Stadt war schwierig zu erreichen; in besonderen Fällen konnte man den Zettel des Doktors zum Schleidampfer schicken, der brachte dann auf der Rückfahrt einen halben Tag später die Arznei mit.

Zugegeben, es mußte nicht durchaus jedes Übel Blähung oder Wachstum sein. Man konnte es auch im Halse haben. Nicht weiter wählerisch um Stunde und Ort, griff die Mutter nach dem verdächtigen Kinde, rückte es ans Tageslicht, quetschte mit dem Löffelstiel die Zunge herunter und verschrieb je nach dem Befund Gurgeln oder Strumpf um den Hals. In gelinderen Fällen wurde er nur für »roh« erklärt und inwendig mit einem Löffel Öl sozusagen geschmiert; die Liebe für den dick hineingepuderten Zucker überwog die Scheu vor dem fetten Schluck.

Manchmal wurde das befallene Kind auch ins Bett abgeschoben, das für einen oder zwei Tage ein beliebter Aufenthalt war, besonders wenn die Krankheit aus zumeist seelischer Ansteckung gruppenweise auftrat. Man bekam Märchen vorgelesen und durfte sich von kühlem rotem Fruchtsaft nebst Zwiebäcken nähren, den lockeren Wasserzwiebäcken, achtundvierzig Stück für vier Groschen, von denen selbst bei größter Vorsicht Krümel ins Bett splitterten und in die Haut bissen wie Glas. Bis die Mutter kam und mit ihrer sicheren, warmen, stets den rechten Quälgeist treffenden Hand segend über das Laken strich.

Die Genesung ließ meist nicht lange auf sich warten. Sie wurde geheimnisvoll befeuert durch die Schätze des side-boards, der »Zeitbortschublade«, die man mit all ihren Wundern aufs Bett gesetzt bekam. Hier hatte die Mutter mancherlei Andenken zusammengelegt, die ihrer Jugend wert gewesen, nun aber so recht keinen Raum mehr in ihrem Leben hatten und unter den andächtigen Händen der Kinder, ihrem Kramen und Staunen eine seltsame Auferstehung feierten. Da wurden zärtliche Schachteln am Ohr geschüttelt, geöffnet, mit Nase und Mund berochen und wieder zugedreht. Da waren farbige Wunschkarten; man zog an einem Bändchen — siehe da, sofort erhob sich eine Bühne mit Schäferei, Ährenfeld und bekränzten Liebesleuten. Da gab es, blauweiß und perlgeflochten, den dicken Serviettenring, ach, und die Nadelbüchse aus überschmolzenem Kupfer mit dunklen Längsstreifen und winzigem Blumenschild von Schwarz und Gold! Zauberhaft waren auch das perlmutterne Notizbuch und die flockigen Strähnen von naturfarbener Seide, die Großmutter Brinck-

mann, als sie noch Mary Justus hieß, von ihren eignen Raupen geerntet hatte. War einem das Glück besonders hold, erwischte man auch wohl das Album, das kleine benannt zum Unterschied von dem großen mit seinen Bildern von wirklichen Menschen, die bedeutend langweiliger waren als zum Beispiel der Junge, der, die Hände in den Taschen gespreizt stand, im Rausch der ersten Hosen, oder die vier Kaiserinnen »quatre imperatrices«, die zwar etwas kartenköniginnenhaft beieinander hockten, dafür aber mit fabelhaften Stirnbändern geschmückt waren, ganz aus Perlen gesponnen wie der Mutter runde Vorstecknadel. Besonders lange verweilte man bei dem Abbild der heiligen Nacht, die aus einem Himmelsloch voller Engel in Christi Geburtsstall fast gewalttätig niederbrach.

Unter den Abenteuern des Halses wäre noch die Bräune zu erwähnen. Manchmal, eine Stunde vor Mitternacht, hörte ein Kind sich oder ein andres husten, mit einem bösen, rauhen Bell, und dann stand auch schon die Mutter engelleise da, unverhohlen erschreckt, brachte heißes Zuckerwasser, tränkte das Kind und lauschte lange neben ihm. Trotzdem der Husten weg war, mußte es andern Tags im Bett bleiben. Die Mutter erklärte, in der Nacht habe eine kleine schlimme Haut versucht, seinen Hals zuzuwachsen, und man begriff, daß dies ungehörig und ungemütlich war. Übrigens war die Bräune im Aussterben, in der Mutter Kindheit hatte sie ganz anders gewütet. Sie erinnerte sich deutlich, wie sie selber davon befallen und nur gerettet wurde, weil sie gerade noch das Wort »Wasser!« zu lispeln vermocht. Man hörte die Geschichte gern, die Mutter wiederholte jedesmal dieses »Wasser!« mit so herzerbärmlichem Laut. Darüber hinaus war es schön und gruselig, dem Rätsel nachzusinnen: Wenn damals die Mutter nicht um Wasser gebeten und so sich selber gerettet hätte, wessen Kind man dann wohl geworden wäre. Ein Findelkind — sehr schön und außerordentlich willkommen! Aber daß man, eingehüllt in dies großartige Schicksal, notwendigerweise dadurch das Kind einer fremden Mutter zu sein hatte, dies war ein allzu finsterer Gedanke, als daß man sich dauernd mit ihm befreunden konnte.

Unter den allgemeinen Möglichkeiten der Leibespein waren es zweifellos die Zahnschmerzen, die den Vogel abschossen. Gelegenheit, sie einzuheimsen, gab es reichlich, nicht nur beim Kommen und Gehen der Milchzähne, sondern auch durch die ewig nassen Füße, die überhaupt als Generalübeltäter galten und von der Mutter streng bekämpft wurden. Aber was wollte sie ausrichten gegen die Reize von Schnee, Regensumpf oder Sommermorgentau, gegen die ausführlichen Watversuche an Pfütze oder Teichrand! Immer wieder ließ sich feststellen, daß das Wasser naß sei, ergötzlich auch durch die vom Schuster als dicht bezeichneten Sohlen sickerte oder in vollem Strom über den Schaft floß. Kein Ruf zur Vorsicht nützte — quatschte das Wasser in den Stiefeln, nun, so quatschte es eben. Freiwillig wechselte man die Strümpfe keinesfalls. Und wenn die Mutter den kleinen Fuß in die Hand nahm, prüfend blickte und dann sagte: »Schnell umziehen!«, so griff man selber zu, erfühlte nichts Bedenkliches und schob auf die beliebte Voigtsche Art die Unterlippe vor, was eindeutig: Höchst ungern! hieß. Nein, von der Mutter schmalem Mund stammte diese Lippe ganz gewiß nicht, weder ihren leiblichen noch ihren seelischen Werten nach. Eine kleine Rüge verschlimmerte die empfindsame Gebärde, so daß der Mutter nichts übrigblieb als ein letzter Rat: »Geh nur und stell' dich vor den Spiegel — wenn du wüßtest, wie du aussiehst — das reine Taubenschott!«

War's nun, mit oder ohne Schuld des Befallenen, glücklich soweit, daß die Schmerzen im Kiefer tobten, so sagte die Mutter keineswegs mit Genugtuung: Siehst du wohl, das kommt von den nassen Füßen! Sondern sie erzählte vielleicht von ihrem Brautbesuch bei Onkel Ludwig in Jütland, auf dessen Rat sie mit einem wehen Zahn zum Dorfbarbier wankte. Dort mußte sie sich auf dem Fußboden niederlassen, worauf der heilkundige Mann ihren Kopf zwischen seine Knie preßte und ihr mit einem grausamen Schlüssel den Zahn herauszwang, der obendrein noch der falsche war. Gleichzeitig mit dieser immer aufs neue entzückenden Geschichte setzte die leibliche Behandlung des Kindes ein. Es wurde für seidenes Tuch und Nelkentropfen gesorgt, in harten Fällen auch für einen Mundvoll Rum, der nur angehalten, nicht etwa verschluckt werden sollte; freilich gab man ihn, nachdem er in der Backenhöhlung schön warm und milde geworden, ungern wieder her.

Der Zahnarzt wohnte in Kappeln, fast zwei Stunden Fahrt brauchte man, ihn zu erreichen. Im Herbst und Frühling waren die Wege für den schweren Spazierwagen nahezu grundlos. Pferdehufe und Räder schleuderten Schmutz und Schlamm, Regenböen netzten das Wagenleder, bis sich Seen stauten, die kunstvoll über Bord geschülpt wurden. Auch wenn solche Unbill nicht die Regel war, eine große Unternehmung blieb eine Stadttour auf alle Fälle. Pferde und Kutscher fehlten in der Wirtschaft, es mußte ausgespannt und Brückengeld bezahlt werden. Andern Tags kam dann noch für den Kutscher des Wagenwaschen und für die Tiere das Ausruhen. Wegen all dieser Umstände sammelten die Eltern wohl, bis mehrere Zahnwehkinder beisammen waren. Unterdes hatte die Mutter viel zu trösten und hinzuhalten, und wenn kein Mittel helfen wollte, zog sie das jammernde Kind an

sich, wie sie es mit den ganz kleinen gern tat, und schenkte ihm von ihrer Wärme zum süßen, alles lösenden Heil.

Manchmal ging das Klagen halbe Nächte durch. Fast erstaunlich schien es, daß dabei die Mutter schlafen konnte. Ihr Tag war lang und voller Wirken, Tun und Denken für andre. Und hatte sie das Menschenmögliche versucht, die Pein zu lindern, so schlummerte sie, aus Müdigkeit und frommem Gewissen; aber wie gern duldete sie, daß ein geplagtes Kind zu ihr ins Bett kletterte. Im Halbschlaf begann sie wohl ein Märchen zu erzählen. Immer langsamer tropften die Worte; blieben sie schließlich ganz aus, hatte meist auch schon das an ihre Seite geschmiegte Weslein das Zuhören vergessen und im Schatten des großen ruhigen Schlafes seinen eignen kleinen Schlaf gefunden, der halb noch ein Schluchzen war.

Schließlich, wenn so bei kleinem das Zahnwehhäuflein ansehnlich genug war, entschloß die Mutter sich wohl, zu bitten: »Theodor, mir scheint, du läßt doch vielleicht jetzt mal anspannen.« So fuhr man zum Zahnarzt. Sobald Brücken, Segelmasten und Mühlenflügel des Städtchens sichtbar wurden, schickte die Mutter ihr Taschentuch als Friedenspfeife von Nase zu Nase, wobei sich gern herausstellte, daß niemand mehr Schmerzen hatte. Selbstverständlich gab es, nun man so weit gediehen war, kein Zurück mehr.

Neben einem fremder Kunst überantworteten Kinde ausharren, Schmerzen geschehen lassen, ohne selber lindernd oder beschleunigend eingreifen zu dürfen, dies zählte zu den ganz wenigen Dingen, die die Mutter sich gern von einer vertrauten Seele abnehmen ließ. So wartete sie denn im Nebenraum, und ihr: »Gottlob, daß er raus ist!«, mit dem sie das tränenlächelnde Opferlamm begrüßte, quoll recht herzlich aus der Tiefe ihres befreiten Mitgefühls.

Übrigens geschah es wohl, daß von den alteingesessenen Leuten des Hofes jemand mit Heilvorschriften kam, die den Zahndoktor überflüssig machen sollten. Die rotäugige Gartenfrau Lena Blaas riet, man müsse die Backe mit Kreide vollschmieren, auch war sie gern bereit, ihren Zauberspruch von Petrus und Paul, die zu Holze gingen, zu »böten«. Oder es sollte an einer von ihr bezeichneten Stelle ein Stück Speck vergraben werden, um Gottes willen nicht zu klein und bei zunehmendem Mond. Öffnete man nach fünf Tagen die Erde und fand den Speck verschwunden, so war sicher der Zahn gesund. Der Kuhhirt war andrer Meinung; er behauptete, Zahnweh käme überhaupt nicht von Krankheit, sondern von einem Wurm, der an der Wurzel säße und ein Loch knabberte: ihn, und nicht den Schmerz müsse man abtöten. Zu diesem Zweck empfahl er, Holzrauch einzuatmen und mit aufgeblasenen Backen zu halten, bis der Feind erstickt sei. Aber auch dieser Rat fand keine Gnade vor der Mutter; sie witterte Aberglauben, dem sie leidenschaftlich feind war.

Von winterlichen Frostbeulen wurde besonders der kleine Christian geplagt. Abends vorm Einschlafen weinte er wohl: »Oh, wie tut mich mein Frost so we—e—eh!« In seine Klage mischte sich allgemach Gefallen am Rhythmus, kleine Pausen steigerten ihn, neue Tonreihen folgten, bis schließlich, immer auf den gleichen Text, der Übergang von Jammern zu Gesang vollendet war.

Hie und da gab es an Hals, Gesicht oder Händen ein sanftes Brandunglück, leider nicht so häufig, wie es zu wünschen gewesen wäre, des ablutschbaren Sirups wegen, der über die wunden Hautstellen gestrichen ward. Dieser selbe Sirup spielte glücklicherweise auch eine Rolle beim Einnehmen von Zipfersamen, der locker in das zähe Gold des gefüllten Löffels gestreut und also verklebt geschluckt ward. Zu welchem Zweck eigentlich, darüber sprach die Mutter nicht unnötig. Es war gesund, damit wurden weitere Erklärungen überflüssig. Im allgemeinen ließ sie den Satz gelten, daß eine Arznei, je abscheulicher sie schmecke, desto wirksamer sei; für ganz böses Kranksein gäbe es eine, die hieße Teufelsdreck.

Schlimme Finger bekamen Umschläge aus frisch im Munde zermalmtem Schwarzbrot mit reichlich Butter darauf. Von solchem Verband hielt die Mutter all ihr Leben lang etwas. Zum letztenmal mag sie, als die vielen Kinder längst ihrer Pflege entwachsen waren, das alte Hausmittel in Treuen selbst bereitet haben für die Schwären der russischen Gefangenen, die während des großen Krieges manches Jahr auf dem Hofe arbeiteten.

Um vor Leibesschäden zu warnen, erließ die Mutter nicht fade Mahnungen, sondern sie würzte jede durch ein munteres Beispiel. Wenn sie während einer kalten Wagenfahrt »Mund zu!« verordnete, so kniff sie selber mit aufgelegtem Finger die Lippen ein; man konnte gar nicht anders, als unmittelbar das gleiche tun. In der Nähe des Winterofens hatte man eingedenk zu bleiben der sehr gefährlichen Feuerschlange, die manchmal bei einem Windrasseln im Schornstein rot durch das Schiebeloch schnatterte. Besonders auf die ganz kleinen Kinder hatte sie es abgesehen. Aber auch für die größeren war es nötig, sich nicht zu dicht an die Glut zu legen; es konnte, wenn das Gehirn weich wurde, die bösesten Zufälle geben. Zum Gleichnis sahen die Kinder wohl das Bild der schmelzenden Butter vor sich und hüteten daraufhin ihren Schädel, wie sie es aus verhaßter Vorsicht nie getan hätten. Die Bohnen des Goldregens wurden von der Mutter nicht einfach als ungeeignet

zu Nahrung und Spiel bezeichnet, sondern es ward ihnen die schlimme Fabel angehängt von den drei vergifteten Kindern, die noch dazu die einzigen ihrer Eltern waren. Aus einem Versteck plötzlich vorspringen und einen Ahnungslosen erschrecken, war durchaus sündhaft — man denke an den Mann, der bei solchem Anlaß in Hamburg mitten auf der Straße tot hingefallen sei! Ein andrer wäre beinahe blind geworden, als er in Zugluft am offenen Fenster geschlafen.

All die vielen Kinder waren in der Hauptsache gesund und widerstandsfähig. Doch um den ihr besonders innig vertrauten Ältesten, der schon als Junge schwere Anfälle von Gelenkrheumatismus hatte, sorgte die Mutter sich nur allzu berechtigt. Denn er ist späterhin an den Folgen dieses Übels gestorben — drüben in Chile, als Jungerwachsener, mitten im Glück der ersten ersehnten und stark erlebten Selbständigkeit.

Außer diesem Kinde lag der Mutter besonders ein andrer Sohn am Herzen, einer von der Mittelsorte, der bei der Geburt allzu zierlich war; die Mutter betonte stets, er sei das einzige Kind gewesen, bei dem sie deutlich gesehen, wie die Engel es gebracht hätten. Seine Haut blieb empfindlich, die Nägel an Fingern und Zehen wollten nicht wachsen. Das dreijährige Schwesterchen hatte in ihr Abendgebet folgenden Satz aufgenommen: »Lieber Gott, mach', daß unser kleiner Bengel Haare kriegt!« Der Vater soll, nach seiner gesalzenen Art, eines Tags still dazu bemerkt haben: »Bitte doch lieber, daß er Haare auf den Zähnen kriegt.«

Zum Impfen wurden die fälligen Jahrgänge allsommerlich im Saale der Dorfschule gesammelt, häufig ein ganz junges und ein zwölfjähriges Kind der gleichen Familie. Die Mutter machte sich später Vorwürfe, daß sie aus Schonung für den ihr bekannten Arzt, ganz gewiß nicht aus Furcht, ihre Meinung zu sagen, keinen Einspruch erhoben wegen des elenden und kränklichen Wesens, von dessen Arm das Schutzgift auf ihren kleinen Christian übertragen ward. Es dauerte längere Zeit, bis der Knabe seine Schwächlichkeit überwand. Später, als kaum Schulpflichtiger, hatte er das Pech, beim Spiel über einen Besenstiel zu stolpern und sich dabei am Kreuz zu verletzen. »Streng sein und mit Sprit einreiben!« hatte der Arzt gemeint, den man zu Rate gezogen wegen der schlechten Haltung des Siebenjährigen. Die Mutter rieb mit Sprit, mahnte liebevoll: »Nun gehst du schon wieder wie ein Flitzbogen!« und schob dem Kinde zur besseren Gewöhnung und Stütze einen Stock zwischen Rücken und Arm. Erst der Professor in Kiel erkannte den wahren Schaden. Der Kleine mußte fast ein Jahr lang liegen mit einer Handtuchschlinge unterm Kreuz. Es schnitt der Mutter ins Herz, ihn weinen zu sehen, wenn er draußen die Geschwister spielen hörte; schnell sann sie auf einen Trost, der in Gestalt eines Märchens oder eines Kringels aus dem Kuchenschrank leicht gefunden wurde.

Als der kleine Mißgeschickte endlich wieder gehen lernen durfte, was ihn aber noch sehr anstrengte, legte er sich im Hof auf das hölzerne Göpelwerk der Häckselmaschine und ließ sich von den Schwestern im Kreise herumfahren. Dabei rutschte ihm unversehens die Hand zwischen die Räder. Die Mutter, die gerade auf dem Vorboden des Hauses beschäftigt war, vernahm, wie schreckensvoll von unten her nach ihr gerufen ward. »Die Beine wurden mir steif vor Entsetzen!« erzählte sie später. Dabei durfte sie nicht daran denken, möglichst rasch die Treppe hinunterzugelangen, sondern mußte erst die neben ihr spielenden Kinder in Sicherheit bringen. Den kleinen Ludwig, der gerade seine Füße in ein Paar schwerer Holzschuhe gezwängt hatte, riß sie unter den Arm — so kam sie schließlich auf dem Hofe an. Es war ihr schon ein Trost, als sie ihr Kind lebendig daherwanken sah. Sie bettete es flach auf den Boden, ließ eisfrisches Wasser aus der Pumpe holen und steckte die blutende Hand hinein. Es war unter Kirchzeit, der Vater über Land und keine Leute im Stall. Da hielt es schwer, den Wagen fahrtbereit zu machen, der sie mit dem Kinde zum Arzt bringen sollte.

Bei Verstauchungen oder Verrenkungen schickte man nicht zum Doktor, sondern es wurde die Reise zum Gliedsetzer angetreten. Merkwürdigerweise gab es niemals einen ernstlichen Bruch von Fuß oder Arm, Nase oder Schlüsselbein, obgleich jeder Tag mit halsbrecherischen Klettereien und Reiterkunststücken die schönste Gelegenheit gewährt hätte. Zu einem Viertel stolz, zu drei Vierteln entsetzt, hörte die Mutter zu, wenn ihr, freilich sehr späterhin, von einem der Abenteurer selbst sein hervorragendstes Stück hinterbracht ward. Zuweilen geschah das auch schon zur Zeit der Tat durch einen Dienstboten; einmal aber kam der Vater selber und fragte sie beiläufig nach einem der kleinen Mädchen. »War sie denn überhaupt heute dagewesen?« Auf ihre Gegenfrage erfuhr die Mutter, daß er das Kind am frühen Morgen scheinbar gänzlich verstiegen im Walnußbaum gesehen, aber nicht angerufen habe, im Glauben, es würde dann erst recht fallen. »Wie er das so ruhig sagte!« ergänzte die Mutter beim Wiedererzählen. »Nein, manchmal muß ich mich doch über Vater wundern!«

So wachsam die Mutter für den Fall eines plötzlichen Unbehagens die Bettwärme als das einzige Heilmittel erklärte, so fröhlich ermunternd verhielt sie sich dem Genesenden gegenüber und erlaubte, sobald das Fieber vorbei war, gern das Aufstehen. Das Thermometer wurde nicht etwa leichtherzig aus der Schmuckschublade geholt. Zunächst prüfte die Mutter selber Stirn



Eugen Spiro: Geburtstagstisch

und Puls des Kindes. Zeigte das Fieber Neigung, in heilsamen Schweiß auszuarten, so war das Messen überflüssig und ängstete unnütz.

Ohne jede Nachsicht, unerbittlich eisern, war die Mutter nur gegen einen einzigen Menschen, das heißt gegen sich selber. Hier wurde sie unterstützt durch die wundervolle Kraft ihrer körperlichen Anlage, die sie eher von ihrem Vater als von der keineswegs kränklichen, aber doch zarteren Mutter geerbt hatte. Freilich gab es einen ärgerlichen Dämpfer für die immer vorhandene Tatenlust. Das war das hartnäckige Beinübel, das manchem Menschen zum gehätschelten Inhalt seines Lebens übergenug gewesen wäre. Sie selber gönnte diesem Leiden nur ganz nebenbei ein wenig Pflege. Wenn die Schmerzen übermäßig wurden oder die Wunden sich gar zu unverschämt ausbreiteten, legte sie allenfalls den Fuß beim Sitzen hoch oder humpelte durchs Haus, wobei der Stuhl, auf den sie das Knie gestützt hielt, mithumpeln mußte. Zuweilen auch befolgte sie einen guten Rat für den Gebrauch von Salbe oder Kräutertee. Einen Arzt lehnte sie ab mit der Begründung: »Er kann doch nichts andres verordnen als Ruhe, und das wär' für mich sicher nicht das Rechte. Da ginge ich schließlich lieber zum Schäfer oder Wunderdoktor. Wenn die zwar erst recht nichts davon verstehen, so wissen sie wenigstens, daß man auf dem Lande keine Zeit zur Ruhe hat.«

Nein, Ruhe hätte sie sich nicht leisten dürfen. Am meisten stand ihr da ihre eigne strahlende Arbeitsfreude im Wege, die nirgends eine Vertretung erlaubt hätte. Sich zu entlasten, das lag wahrlich nicht in der Mutter Natur, viel lieber packte sie sich frisch und selbstverständlich von fremder Bürde auf.

Erkältet war die Mutter fast nie. Stellte sich, vermutlich von den wunden Beinen ausgehend, ein seltenes Fieber ein, so konnte sie ununterbrochen schlafen. In den kurzen Pausen aß sie wie in gesunden Tagen und sagte auf die Frage nach ihrem Befinden nur freundlich: »Ach, noch ein wenig Gänsehaut! Ich schlaf' mich wohl zurecht!« Was denn auch bald zu geschehen pflegte. Ihre Kinder waren von solchen Zwischenfällen weit mehr angegriffen als sie.

»Es wird wohl!« — in diesem kleinen Wort sammelte sich alles, was die Mutter an Hilfe, Trost oder Zuversicht in jeder Lebenslage zu spenden hatte. Wenn sie am Krankenbett erschien, die Hand auf einen Kinderkopf legte, sehr bereit, zu finden, daß er nicht heiß sei, und sich freute, daß das Essen geschmeckt habe, so brachte sie durchaus Lindigkeit und Wärme mit, aber viel stärker noch ihr unbeirrbares, von Genesungspflicht strotzendes: »Es wird wohl!«

Nachdem sie gegangen, blieb dies kleine feste Wort von ihr da wie ein Himmelsblick, und wenn man selber vielleicht bis dahin gezweifelt hätte, von diesem Augenblick an wußte man, daß einem gar nichts übrigblieb, als schleunigst gesund zu werden.

Und man wurde gesund.

## Jahresring

In das Gewebe des Alltags mit der festen Wiederkehr der Bilder wurden noch andre scheinbar regellos eingeknüpft. Alljährlich oder monatlich oder zum Übergang der Jahreszeiten schossen ihre Fäden herzu, für die Kinder golden und bunt wie alles Ungewöhnliche. Was kümmerte es sie, daß mancherlei Plage vor allem für die Mutter damit verbunden war!

Um nur ganz einfach der großen Wäschen zu gedenken, die alle vier Wochen hereinbrachen — war es nicht schön, wenn die Mutter von ihrem langen, mit Mädchen und Frauen an Baljen und Waschrubbeln verbrachten Tag aus der Meierei herüberkam und, bevor sie das frische Abendkleid anzog, ausruhend ein wenig auf dem Bettrand verweilte? Man hatte sie heut gerade nur bei den Mahlzeiten gesehen, umdrängte sie nun mit Innigkeit — strahlte es ihr nicht zaubersanft von den Fingerkuppen mit ihrer vom Seifenschaum weiß und kraus gezogenen Haut? Und war es nicht ebenfalls wunderschön, wenn später die Mutter im Kinderzimmer saß, die Knöchel rieb und fast ein bißchen entschuldigend sagte: »Ach, meine Hände sind etwas faul, heut nehme ich mal kein Strickzeug«, und daraufhin lesend oder vorlesend über einem Buche blieb? Und war es nicht, als ob heimlich die Mutter mit dem lieben Gott im Bunde sei, wenn sie am Morgen froh verkündete: »Heut haben wir wieder rechtes Trockenglück!« und alsbald auf der sonnigen Bleiche die weiße Wäsche im Winde wallte und sprang? Und wenn gar die langen Leinwandstreifen, frisch vom Weber abgeliefert, zum Bleichen dalagen, tags im Licht und nachts im Mondentau — die Kinder durften sie mit der Gießkanne bebrausen, durften in diesem gnadenreichen Fall ganz einfach mit Wasser spielen! Da gab es an den Handtüchern die uralten Muster von Gerstenkorn und Fischernetz, von gebrochenen Stäbchen und Gänseaugen. Da gab es Tischtücher, fein damasten geblümt; aber noch schöner waren die gewürfelten, getreppten oder gesternten, die ihr Wesen wechselten, je nachdem der Beschauer den Kopf hielt, so daß bald die Sterne weiß glänzten im Schattenfeld, bald dunkel in Flächen blitzenden Schnees gesprengt schienen. Himmelblau draußen im Felde hatte die Leinsaat geblüht, es gab eine böse Arbeit mit dem Ausrupfen, Braken, Schwingen und Hecheln, bis endlich die graublonden Flachskränze, sauber

geknotet und geschwänzt, in der Kiste auf dem Vorboden verschwanden. Von hier reichte die Mutter sie den Mädchen stückweise zum Spinnen heraus, um sie später als gutes gebündeltes, auf der Zählhaspel gezähltes, gewalktes, gewaschenes und zu Knäueln gewickeltes Leinengarn zum Weber zu schicken.

Wintertags schnurrten die Räder in der Spinnstube. Es war überaus heimlich dort in diesem Duft von Heede, gescheuerten roten Mauersteinen, Schmalzbrot, Kaffee und Rauch. Kamen in der Mittagsstunde, nach Feierabend oder schnell auch einmal zwischen der Arbeit laut und lustig die Knechte herein, um Buckel oder Stiefel zu trocknen oder Feuer für die Pfeife zu holen, so standen öfters die Räder still, manchmal mit einem Ruck, und es gab zerrissene Fäden. Offenbar mußte das Unheil groß sein, denn die Mädchen schrien und sprangen hoch. Aber die Knechte erschraken kein bißchen, rückten nur näher, ja, der kurze, stämmige Klaus setzte sich freundschaftlich auf Grotannas Schoß. Den Kindern war es untersagt, sich in die Spinnstube einzuschmuggeln, was niemals recht zu begreifen war. Denn es war schön und unterhaltsam dort und von Schaden oder Gefahr nichts zu bemerken. »Mutter, warum dürfen wir nicht?« — »Ach, ihr stört die Mädchen, und es gibt so viele Knoten, wenn so oft der Faden reißt!« Mehr bekam man nicht heraus und war so klug wie zuvor, hütete freilich unter seinem Widerspruch ein innerstes geheimes Wissen, die Mutter handle nicht aus Laune, sondern möge schon ihre verborgenen Gründe haben.

Öfter noch als das Waschen, alle zwei Wochen vielleicht, war das Brotbacken fällig. Da wurden Eimer mit heißem Wasser ins Backhaus getragen, der Sack mit dem guten dunklen Roggenmehl stand schon im Troge bereit. Abends ward gesäuert, die Mehlhände und die weißen Schürzen der Mädchen waren ungemein festlich, ebenso der Holzrauch am andern Morgen, der aus dem kurzen dicken Schornstein wie Abels Opfer kerzengerade hoch über den alten Kirschbaum stieg oder blau in die Gebüsche des Gartens niederschlug. Der Teig wurde geknetet, zu Broten geschlagen und jedes einzelne locker in grobem Mehl gewälzt.

Ein besonderes Ereignis war das Schälen und Schneiden von Fallobst, vor allem im Spätherbst, wenn die Küche mit dem hellen Flackerfeuer anfing, der am meisten gemütliche Raum im noch ungeheizten Hause zu sein. Die Kinder halfen die Apfelviertel auf den langen Leinwandhorden hochzustellen — ja, und war es nicht ein Wunder, daß die Waschkörbe voll Obst verschrumpften zu einem Häuflein, das die Mutter bequem in der Schürze tragen und auf dem Boden im Schornsteinschrank verwahren konnte? Hier gab es auf den Schubladen von Großmutters Zeiten her herrlich altmodische Zettel mit Inschriften; wurde ein Kind geschickt, etwas herauszusuchen, konnte es niemals das Richtige finden, aber kaum stand die Mutter lächelnd hinter dem Ratlosen, hielt sie das Gesuchte auf den ersten Griff.

Hin und wieder geschah es, daß man das Backen um ein paar Tage hinausschieben mußte; es konnte sein, daß der alte Roggen verbraucht und der neue noch nicht gedroschen war, oder daß der Müller keinen Wind in der Mühle hatte. Oftmals wurde ein Kind zum Hoftor geschickt, um zu sehen, ob die Flügel sich immer noch nicht wieder drehten. Es war nicht zweckmäßig, sich mit Bäckerbrot behelfen zu müssen, das immer zu frisch war und nichts »verschlug«. Freilich, den Kindern schmeckte es dennoch, eben weil es das Ungewöhnliche war.

Schwerer häufte sich das Fest der Arbeit während der großen Schlachterei, die stets bei Frostwetter angesetzt ward. Erbaulich war's nicht, wenn früh im Hof der Lärm des aus dem Stall gezogenen Tieres begann. Am Tage vorher hatte es, sich würdig zu bereiten, fasten müssen, wobei die Kinder nicht verfehlten, es heimlich aus der Schrottonne zu füttern oder ihr Kaffeezeitbrot mit ihm zu teilen. Nahte der mißliche Augenblick, gerieten sie außer sich vor Mitleiden, trotzdem der Böttcher, der den Scharfrichter spielte, schalt, wenn er etwas davon merkte, und sagte, damit mache man den Tieren das Sterben schwerer. Da sie die Sache selbst nicht ändern konnten, schwächten sie die Wirkung ab, so viel es ging, und auch der Mutter war's recht, wenn die Kinder jeden Armsünderlaut von draußen übertobten. Sie versammelten sich in der Stube, mit zugehaltenen Ohren schrien und trampelten sie umher, halb besinnungslos vor unklarem Schreck. Nach einigen Minuten ward eine kleine Pause gewagt, behutsam schickte man, wie Noah die Taube, das Gehör hinaus. Blieb alles still, schwiegen auch die Kinder und nahmen die Finger vollends aus den Ohren.

Nach geschehenem Opferwerk stürzte sich das ganze Haus in die Arbeit. Katenfrauen in dunklen Seelwärmern scheuerten die Därme im Schnee, und Meiereimädchen in bloßen, blaugefrorenen Armen zerschnitten Berge von Fett. Auch die Kinder fanden sich in die Tatsachen und boten ihre Hilfe an. Da durfte man die vielfächerige Gewürzschublade holen, durfte Rosinen verlesen, Pfeffer stoßen oder die runden Kügelchen aus den Nelken knipsen — oh, bei ihrem Duft wußte man endlich, warum die roten Nelken im Garten Nelken hießen! Sehr beliebt war es auch, die Stopfmaschine zu drehen. Wie geheimnisvoll füllten und rundeten sich die schlaffen Därme, wie glitschig war der

Faden beim Zubinden! Ach, und die Speisekammer, sie war verwandelt in ein Feldlager von Würsten, die nach dem Kochen hier auf locker geschüttetem Stroh zum Abtropfen und Kühlen lagen. Die Mutter versäumte nicht, von den drollig klein geratenen jedem Kinde eine zu eigen zu schenken, die natürlich weit besser mundete als die allerweltsgroßen.

Die Leckerbissen der Schlachterei, die Sauerbraten, Preßköpfe und Pansen, galten den Kindern nicht besonders viel. Einzig lebenswert aber war der Tag, an dem es schon in der Frühe hieß: Heut abend gibt es Wurst mit Apfelmus! Für solche Völlerei wählte die Mutter gern den Sonnabend, weil dann sowieso das Tischtuch in die Wäsche kam; die Freudenhaft der Kinder pflegte ihm übel mitzuspielen. Übrigens war diese Wurst nicht das, was Name und Form vorgaben. Ihr Inneres bestand aus fettem Rosinenreis oder mit Blut gekochter Hafergrütze. Das am meisten Schweinerne war eben die Hülle; ein großer Haufen, braun vom Braten, wurde nach dem Schmaus zu den Hunden hinausgetragen. Jedes der dick und satt gegessenen Kinder meldete sich zu diesem Gang, freudig am Glück der Tiere das eigne nachzugenießen.

In den Wochen nach der großen Schlachterei ward nur das verbraucht, was sich nicht zur Dauerware eignete. Alles übrige wurde gesalzen und gepökelt in den Rauch geschickt; mußten doch die Vorräte eines ganzen Jahres im voraus bedacht sein. Zum Kennzeichen zerschnitt die Mutter alte Spielkarten, und während ein halber Herzkönig oder ein Stück vom meist leidenschaftlich zerschlissenen schwarzen Peter an die rosa Mettwurst gehängt ward, durfte ein Kind mit der Nadel ein wenig in die prallen Därme prickeln. Ja, und dann wurde all der appetitliche Segen zum Böttcher in den schornsteinlosen Räucherkaten geschickt, und der Qualm von Buchenholz und Torf bräunte Schweinebacken, Wurst und Kartenkönig, während die Hauskinder in dieser erhaltsamen Luft meist etwas bläßlich gediehen. Aus der ganzen Gegend sammelte sich hier das Eingeschlachtete, lecker bekränzt schimmerte jahraus, jahrein die sottblanke Dielendecke. Die zweiteilige Haustür stand halb offen, damit der Rauch durchziehen konnte, wurde auch bei Nacht kaum zugeklinkt und sicher nicht verschlossen; oftmals blieb über Tag das Haus völlig menschenleer. Fehlte beim Wiederholen eine Wurst, so zählte die Mutter nicht allzu scharf nach. Ihrer Meinung durchaus sicher, glaubte sie dennoch freundlich, daß die Räucherleute sich verrechnet hätten, oder daß wirklich, gerade als das Band gerissen sei, der Hund unten gelauert und zugeschnappt habe.

Das Gegenstück zum winterlichen Schlachten war das Einmachen im Sommer. Da wurden rote und schwarze Johannisbeeren durch Tücher gewrungen und zu Saft und Sulzen verkocht; unendliche Zuckerbrocken sogen sich voll und schmolzen in des Kupferkessels purpurn brausender Flut. Niemals schickte die Mutter die Kinder weg, obgleich sie ihr oft genug unter den Füßen standen. Sie durften ungeschmälert zugucken, und wenn's nicht gar zu eilig war, auch helfen. Da gab es Flaschen zu schwefeln, für den Verschluß mußten aus der Dachkammer die hartgetrockneten Blasen geholt werden, mit denen sich's so herrlich Ball spielen ließ, obgleich sie viel zu leicht zum Fliegen waren.

Beim großen Reinmachen im Frühling schnupperten die Kinder mit Wonne den Duft von Seife und Salmiak und genossen es auf ihre Weise, jeglichen Gegenstand im Hause für eine Weile von seinem angestammten Platz entfernt zu sehen. Ganz besonders erregend war es, wenn sogar die Bilder von den Wänden niederstiegen, so daß die dargestellten Menschen und Tiere nicht mehr als Geheimnis über einem, sondern vertraulich um einen herum lebten. Da waren Köpfe und altmodisch befrackte Gestalten von Vorfahren und Verwandten, ferner die großen Stiche des Hamburger Kunstvereins. Jedes war der Schauplatz eines Ereignisses, das immerfort vorhanden, dennoch niemals an Spannung verlor. Da stand die alte Frau, die anklagend das Kätzchen auf dem Arme hielt, vor ihr die drei Sünderbuben, kleinlaut angesichts des nahenden Strafgerichts. Natürlich hielt man es mit ihnen und nicht etwa mit den feindlichen Erwachsenen! Da waren die Genovevabilder; himmlisch in das Haar seiner Mutter gehüllt, lauschte im Waldesdickicht das Knäblein Schmerzensreich, oder es sog am blühenden Euter der Hindin. Vom Sekretär stieg die alabasterne Venus, trocknete unbekümmert vor den Augen der Kinder ihre schimmerweißen Glieder. Die reinmachenden Mädchen deckten schleunigst ein Tuch über die Glasglocke, und die Mutter sagte, um zu beweisen, daß es Kunst sei: »Ach, eigentlich wollte Onkel Justus sie fürs Hamburger Museum haben!« Übrigens bekam man beim Scheuerfest endlich auch die großen Spiegel von der Rückseite zu sehen. Klemmte man die Holzwand ab, war nichts dahinter als dunkel verdecktes Glas — nein, auf diese Weise ließ sich keineswegs in die Spiegelstube verreisen, was man so bitterlich wünschen konnte. Klar und fern, gleichsam auferstanden von den Toten, standen die Geräte des Zimmers dort drinnen; nicht einmal die Geräte, nur der Raum, das leere Nichts, in das man mit der Hand griff, alle Finger einzeln bewegend, war unsagbar: schön, wichtig und abgelöst war diese Hand, nur zu vergleichen den Worten, die man abends für seine selbst erdachten Gebete fand ...

Die Mutter hielt sich nicht unnütz auf bei den Geheimnissen der Spiegelstube. Sie siegte im Kampf mit Staub und Spinnweben, sie spürte den Mauselöchern nach, die unter dem von der Wand gerückten Hausrat klafften; vor allem aber galt ihr Mordgelüst den Motten. »Tötet sie, es sind alles Weibchen!« befeuerte sie die Jagdgier, und, so schützend und wohlgeneigt sie allem Lebendigen war, in diesem besonderen Fall griff sie selber mit rächender Hand die Beute aus der Luft. Der Vorwurf, ein Weibchen zu sein, bezog sich auf die gefährliche Begabung zum Eierlegen und härtete das Todesurteil.

Sobald im April die Sonne so recht von Herzen schien, sagte die Mutter wohl: »Wenn es morgen wieder so ein himmlischer Tag ist, wollen wir Betten klopfen.« Abgesehen von der Freude am Sonnenschein, ungestörte Gelegenheit zur Arbeit war immer himmlisch für die Mutter! Auf dem Hofplatz wurden die schweren Feuerleitern von Stuhl zu Stuhl gelegt, und bald breitete es sich, aus Kisten und Betten geholt, von Decken, Pfühlen und Matratzen, mit Federn, Watte oder Roßhaar gefüllt, rot, blaugewürfelt oder wundersam mit Blumen, Engeln und Vögeln bedruckt. Das Klopfen scholl den ganzen Tag, die noch kahlen Bäume dämpften nicht den festlichen Hall. Einmal segelte ein Schwarm von Störchen heran, die auf der Wohnungsuche waren. Sie klapperten hell von allen Firsten, lauschten und klapperten abermals. Das ganze Haus lief zusammen und ergötzte sich am seltsamen Spiel von irdischer Frage und zauberhaft aus den Lüften hallender Antwort.

Man begreift: zu der guten, ruhigen Nähzeit, von der die Mutter so gern sprach, kam es in Wahrheit selten genug. Schnell, allzu schnell ward aus Frühling Sommer, aus Sommer Herbst, und dann kam auch schon das Weihnachtsfest heran, das ihr regelmäßig von der Kieler Sternwarte das gelbe Jahrbuch ins Haus wirbelte, mit einem Gruß vom »alten Kalendermann«. Treulich trug die Mutter zwischen geheimnisvollen Zeichen und Zeilen von Mond und Sternen, von Ebbe und Flut ihre häuslichen Ausgaben ein, allenfalls noch die bescheidenen Einnahmen. Obgleich es ihr durchaus gegen den Strich ging, etwas aus der Wirtschaft zu verkaufen! Nur aus Pflicht gegen den Vater schwang sie sich dazu auf. Viel lieber verschenkte sie den Überschuß, schickte Pakete nach allen Seiten, ja, wäre das dumme Porto, das immer eine Barausgabe bedeutete, nicht gewesen, hätte sie noch lockerer über Freunde und Verwandtschaft die Früchte aus Stall und Garten geschüttet.

Die Rechnungsabschlüsse hinkten aus Mangel an Zeit meist hintennach. Selten genug ergab sich die ruhige Sonntagsstunde, wo die Mutter »ihre Bücher zurechtmachte«. Während sie dankbar am Fenstertisch saß, Zahlen schrieb und zählte, zog sie sich keineswegs aus dem Getümmel ihrer Umgebung zurück. Sie vernahm alles, was vorging, griff mit rascher Mahnung ein, lenkte das meiste, und es machte ihr nicht das geringste aus, sich selber mitten im gespannten Rechnen zu unterbrechen. Sie hielt mit der Feder die letzte Ziffer fest, nannte sie laut zur besseren Einprägung und konnte nach minutenlangem Abgezogensein unverwirrt fortfahren, die hellen Augen aufs Papier, aber ebenso sicher ins Zimmer hinein und zugleich auf den Hof hinaus gerichtet.

Diese hellen blauen unbeirrbaren Augen, denen kein Mensch was vormachen konnte.

# Vergessen

**Am Fluß des Todes schwillt ein Klagen auf,**
**Viel deutsche Helden starr'n hinüber.**
**Zu grauen Wogen ballt sich Hauf zu Hauf;**
**Ein neuer Ruf: „Fährmann, hol' über!"**

**Doch andre füllen Charons dunklen Kahn,**
**Beweint von Mutter, Braut und Bruder.**
**Der Fährmann nickt. Und fährt aufs neue an,**
**Und lautlos gehen Boot und Ruder.**

**Beim Wiederkommen spricht ein junger Held:**
**„Du fährst sie alle, selbst den Serben;**
**Uns meidest du von allem Volk der Welt –**
**War wen'ger tapfer unser Sterben?"**

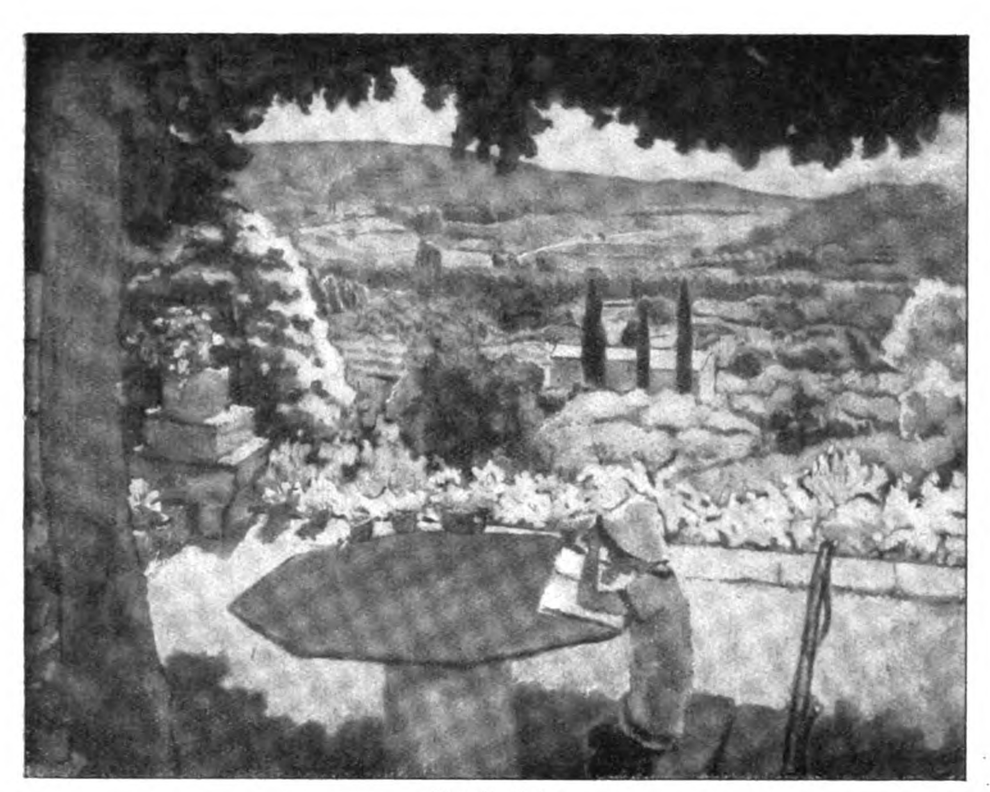
**„Gebt mir den Sold! Ich fordere das Leid,**
**Die Tränen eurer Brüder, eurer Schwestern,**
**Durchwachte Nächte, Gram und Traurigkeit**
**Geopfert an das grause Gestern!"**

**Am Fluß des Todes murrt ein Weinen auf,**
**Viel deutsche Helden starr'n hinüber.**
**Vorm Tor des Friedens ballt sich Hauf zu Hauf –**
**Doch kein Gedenken holt sie über.**

**Albert Dreier**



Eugen Spiro: Freundinnen



Am Gardasee

# Eugen Spiro

## Von Rudolf Klein-Diepold

Es mag wohl über zwanzig Jahre her sein, daß uns zum erstenmal in Berlin Bilder des Malers Eugen Spiro begegneten. Es waren Bildnisse, und darunter befand sich das des verstorbenen Kunsthistorikers Richard Muther, das sowohl durch die Einfachheit seiner Malweise wie die Bestimmtheit seiner Auffassung, Charakterisierung und Zeichnung sich dem Gedächtnis einprägte und bis heute eins von Spiros gelungensten Bildnissen geblieben ist.

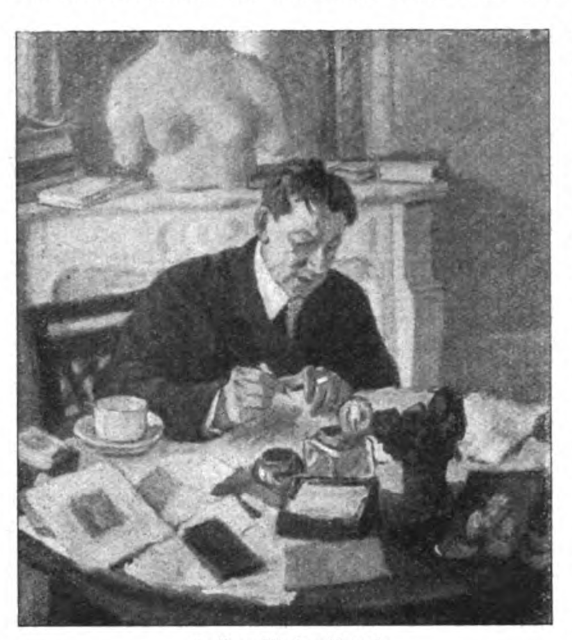
Spiro lebte damals in Breslau, hatte seine Münchner Studienzeit und einen italienischen Aufenthalt hinter sich und zog in diesem Bilde gewissermaßen das Fazit seiner künstlerischen Erfahrungen und seines damaligen malerischen Könnens.



Selbstbildnis des Künstlers

Eugen Spiro ist Breslauer und genoß seinen ersten Unterricht an der dortigen Kunstschule unter einem Manne, der in der deutschen Kunstgeschichte als Maler zwar nicht fortlebt, aber von tiefwirkender Originalität als Mensch und Lehrer gewesen sein muß und manchem seiner Schüler die entscheidenden geistigen und sittlichen Anregungen mit auf den Lebensweg gab, deren sie sich in kritischen Stunden gern erinnerten. Es ist jener Albert Bräuer, dessen Lebensschicksal Gerhart Hauptmann — der ja auch einige Zeit lang Breslauer Kunstschüler war, ehe er Dichter wurde — im »Michael Kramer« dramatisch behandelt hat.

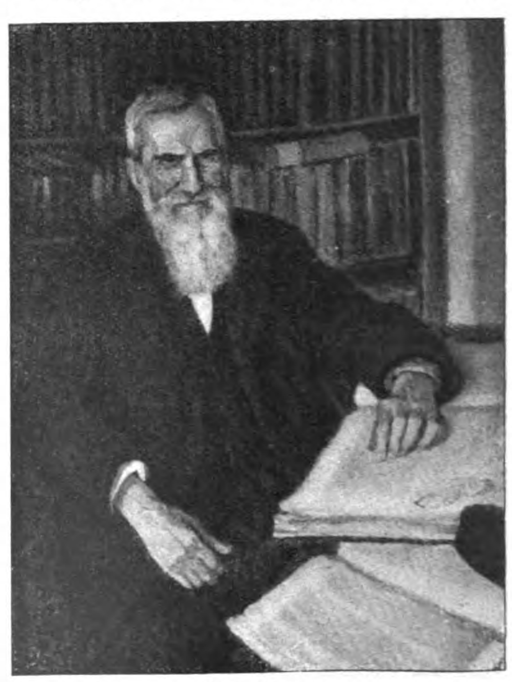
Spiro schildert Wesen und Wirken dieses Man-



Julius Meier-Graefe

nes mit folgenden Worten: »Als ich mit achtzehn Jahren aus dumpfer Schulstubenluft zu ihm kam, war mir, als lernte ich zum erstenmal atmen, so als ob man aus einem engen Tal auf einen Berg mit freier Aussicht steigt. Bräuer war das Gegenteil eines Gymnasialzeichenlehrers, er war ein Mensch, der aus den ewig gültigen Dokumenten der Geistesgeschichte, aus Homer, aus der Bibel, aus Beethoven Lebensweisheit getrunken hatte. Ein feuriger Glaube an die Kraft der Seele erfüllte ihn. Er reinigte uns von dem Staub trockener Gelehrsamkeit, rief unser jugendliches Herz wach, spornte es an zu heiterer Tapferkeit und öffnete vor unsern erfrischten Blicken alle Weiten und Tiefen der Welt. Während er im Atelier zwischen unsern Staffeleien auf und nieder ging, sprach er begeistert und begeisternd von Gott und der Welt, lehrte uns den Zusammenhang aller Dinge verstehen und wies uns immer wieder darauf hin, das Ganze ins Auge zu fassen. Mit klopfendem Herzen, mit fiebernder Stirn arbeiteten wir unter dem Sturzbach seiner Worte. Seine brennenden Worte waren immer wach und heiß. Plötzlich erkannte sein Blick eine irrende Handbewegung, einen falschen Strich, eine vorbeigleitende Schattengebung. Wie ein Adler auf seine Beute stürzte er an die Staffelei, nahm den Stift zur Hand und demonstrierte nun vor der Studie eines Einzelnen, daß man nicht das Detail aus der großen Harmonie der Formen herauslösen und für sich darstellen dürfe, sondern daß man Einzelheiten immer im Zusammenhang mit dem Ganzen sehen müsse; diese Beziehungen sollten auch in jedem Ausschnitt zur Geltung kommen. War die Korrektur beendet, so glitten seine Worte gleich wieder ins Große, Allgemeine, um gleichzeitig Gewissen, Verantwortungsgefühl und die vorwärtsdrängende Kraft aller Schüler zu heben und zu stärken. Wie ein Nachfahr der deutschen Klassik ist er uns manchmal erschienen, ein ganzer Mensch, eine Vollnatur, die uns täglich auf die großen Meister der Vergangenheit wies, besonders auf die klare und doch so weiche Linienkraft von Ingres, den Bräuer über alles liebte.«

Liest man den zweiten Teil dieser Sätze aufmerksam, so erkennt man, daß in ihnen in der Tat an ein Grundproblem des künstlerischen Gestaltens gerührt wird; nämlich dort, wo von der Beziehung der Einzelheiten zum Ganzen die Rede ist. Diese Formulierung ist



Alter Herr



Major Joachim

die notwendige Quintessenz der Kunst- und Lebensanschauung dieses eigenartigen Mannes überhaupt und deckt sich in der Tat mit der Auffassung unsrer Klassiker, als deren theoretischen Nachfahr Spiro ihn mit Recht bezeichnet.

Es ist übrigens interessant, dieses ästhetische Programm mit einem der Kardinalsätze unsers Impressionistenführers zu vergleichen, um daran eine gewisse Unzulänglichkeit des Impressionismus zu erkennen, über die freilich die letzten großen Impressionisten Cézanne und van Gogh hinausstrebten: von jenem Maler wird nämlich der Satz überliefert, das Wesen der Zeichnung bestehe im »Weglassen«. Auch dieser Gedanke befaßt sich damit, daß der Künstler sich nicht bei der Einzelheit, dem Detail aufhalten solle, bleibt aber doch noch selbst verhältnismäßig dabei stehen; denn wer nur die Einzelheit innerhalb des Einzelnen wegläßt, hat noch nicht das geistige Band, die organische Gliederung des Ganzen in der Hand.

Als Spiro seinen trefflichen Breslauer Lehrer und seine für eine erste Jugend vielleicht etwas zu schwere Lehre verließ, ging er zur weiteren Ausbildung nach München, wo er erst Schüler von Lindenschmitt und Marr wurde und dann zu dem als Lehrer enthusiastisch begrüßten, damals berühmten jugendlichen Meister Franz Stuck überging. Hier wehte eine völlig gewandelte Atmosphäre. An Stelle des schweren Doktrinarismus Bräuers ein launiger Atelierkarneval trotz des Arbeitsernstes. Bei Stuck hat Spiro die Gründlichkeit des formenden Handwerks gelernt. Wie uns allen aber damals noch der Blick für die Schwächen dieses Malers und die Gefahren des Münchner Milieus überhaupt fehlten, von denen sich nur einige ganz starke Künstler wie Leibl, Uhde, Corinth freigehalten haben, so auch unserm jungen Breslauer, dessen bewegliches und leichtfaßliches Talent dort Wurzel schlug wie eine Pflanze in einem Treibbeet. Mit dem bei Stuck Erlernten war er bald einer der beliebtesten Zeichner der »Jugend«, wobei ihm seine später als Bildnismaler weiterentwickelte Fähigkeit, Frauenanmut und Grazie wiederzugeben, besonders zustatten kam. Die Tätigkeit, die er so entwickelte, war jedoch mehr ein Ausgeben des kaum Erlernten, von nicht hinreichend Gefestigtem, kein Aufnehmen mehr, und so mag eines Tags ihm wohl in Erinnerung an seinen Breslauer Lehrer das Gewissen geschlagen, er vor sich Gefahren entdeckt haben; er brach die Zelte ab und ging nach Italien, die alten Meister zu studieren, wo er in Florenz, Rom, Venedig Rembrandt,



Tilla Durieux

Velasquez, Tizian kopierte und dadurch die Münchner Atelierroutine zu vertiefen suchte. Von Italien heimgekehrt, ließ er sich mit Erfolg in Breslau als Bildnismaler nieder. Doch es hielt ihn nicht lange dort. Trotz zunehmenden Erfolges, dem er sich nicht gedankenlos überließ, fühlte er den noch bestehenden Mangel an innerer Festigkeit und Reife und entschloß sich, zu neuen Anregungen nach Berlin überzusiedeln.



Die Malerin S.

Wir erkennen hier schon deutlich den Vorzug des Wesens dieses soliden Künstlers: die Selbstkritik und die Anlage zur natürlichen Fort- und Aufwärtsentwicklung, die ihn von den meisten seiner Altersgenossen und Mitsezessionisten, die sich bald auf ein Schema festgelegt hatten, vorteilhaft unterscheidet. Die Berliner Luft ließ ihn die Reste des äußerlichen Münchnertums überwinden. Ausschlaggebend für seine künstlerische Weiterentwicklung war jedoch 1903 ein Aufenthalt in Paris. Er kopierte hier Manets berühmte »Olympia«, jenes Frühwerk des Impressionismus, das in der strengen Linienführung des Frauenaktes mehr noch an Ingres als an den Ausbau des Impressionismus erinnert. Und so fand Spiro während dieser Arbeit — die Kopie ist, wie auch seine späteren, ein Meisterstück — den natürlichen Übergang von seiner bisherigen, mehr auf lineare Formgebung gestellten Anschauungsweise zur malerisch gelösten des Impressionismus, und es ist ein Zeichen seiner Ehrlichkeit, daß er sich nicht, wie so viele, in Paris nachahmend an irgendein Vorbild verlor, sondern das Prinzip aus der Natur zu entwickeln bestrebt war, wie die Arbeiten, die in den nächsten Jahren in Berlin entstanden, dartun. Seine Malerei wird nun weicher, farbiger, im Gegensatz zur früheren Festigkeit und Dunkelheit. Er beginnt langsam, im Sinne des Impressionismus zu schaffen.



Die Gattin des Künstlers

Das Jahr 1906 veranlaßte den Künstler, abermals den Gedanken zu fassen, Berlin den Rücken zu kehren und nach Paris überzusiedeln, und zwar diesmal zu längerem, wäre der Krieg nicht ausgebrochen, vielleicht dauerndem Aufenthalt. Die Gründe waren diesmal weniger künstlerischer Natur, nicht hervorgegangen aus neuen ästhetischen Gewissensbissen, sondern menschlich-seelischer Ursache, aufgerüttelt durch Lebenskonflikte, obschon für die geistige und künstlerische Fortentwick-

lung unsers Malers der erneute Ortswechsel von letzter, entscheidender Bedeutung werden sollte.

Es gibt ein Selbstbildnis des Künstlers aus jenen Tagen, das zugleich eine seiner besten Arbeiten geblieben ist und uns den Maler in der etwas gedrückten seelischen Verfassung zeigt, in der er sich damals befand. Der Künstler erzählt über dessen Entstehung, wie er sich eines Tags in diesem Gemütszustand, an einem kleinen Kaffeehaustisch sitzend, unverhofft im gegenüberhängenden Spiegel erblickte und beschloß, den Zustand festzuhalten. Das Bild enthüllt uns damit zugleich einen Wesenszug der Begabung Spiros, die sich nicht nur aus der Anlage zu sicherer Zeichnung und malerischer Empfindung zusammensetzt, sondern zugleich die Fähigkeit zeigt, seelische Komplexe, Bewegungssituationen, Gruppenmomente zu erfassen; es steckt ein echter Graphiker in ihm, wie ein späterer Teil seiner Produktion noch deutlich erkennen läßt.

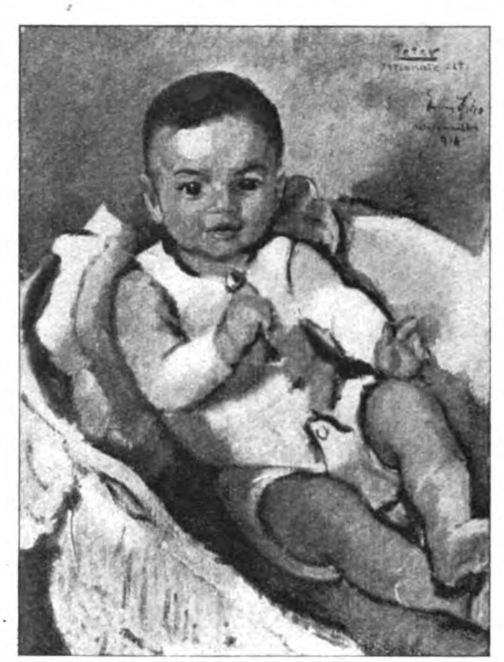


Unterhaltung

Das Entscheidende dieses zweiten und langjährigen Pariser Aufenthalts wurde wie für so viele die Bekanntschaft mit dem Werke Cézannes, dieses Südfranzosen, dessen Ruhm sich erst bildete, als der seiner übrigen Zeitgenossen aus dem Kreise von Zolas L'Oeuvre schon zu verblassen begann und dessen andersgeartetes persönliches Wesen malerisch wie geistig der Ausgangspunkt neuer Schulen wurde. Man hat Cézanne nicht mit Unrecht einen spezifisch katholischen Geist genannt im Gegensatz zum Protestanten van Gogh, und man kann wohl sagen, daß sich in diesen beiden Führern der Unterschied des germanischen und des romanischen Denkens verkörpert und daß sich derart die verwandten Naturen um sie gruppierten, so um Cézanne in Frankreich und zum Teil auch bei uns mit dem Beuroner Kreise die Versuche zu einer Wiederbelebung der religiösen Malerei. Für die meisten jedoch war er der Anreger und zugleich aus seinem synthetischen Denken der Ausbauer des malerischen Prinzips, und zwar im Gegensatz zum früheren Impressionismus, der mit Monet in die völlige Auflösung führte. So sehr Cézanne die Fläche malerisch auflockerte und durch Vereinfachung wieder band, hielt er den Gesamteindruck als koloristische Totalität zusammen, die an das Absolute der Erscheinung rührte. Dahin vermochte ihm natürlich keiner seiner Jünger zu folgen, denn das Genie ist nicht erlernbar. Für den größeren Kreis seiner Anhänger und Verehrer wurde er, wie gesagt, mehr nur der Wegweiser eines malerischen Sehens, das über die Objektivität des Darstellens und



Junge Dame im Hut



Kinderbildnis

das Sondern und Zerlegen des Eindrucks hinausführte zu einer mehr subjektiven Gestaltung des Gesamteindrucks, in dem die Grundtöne gesteigert und in vereinfachter, flächiger Form fortlebten, in Flächen, die er gelegentlich derart aneinandersetzte, daß manche, wohl mit zweifelhaftem Recht, den Vater des Kubismus in ihm sehen wollen. Und wie in Frankreich die Bonnard und Vuillard in dieser Malweise auf ihre Art zu schaffen versuchten, so von jüngeren Deutschen im Laufe seiner Entwicklung mehr und mehr und mit zunehmender Sicherheit, doch ohne sichtbare Anlehnung neben manchen andern Eugen Spiro. Ja, es ist bemerkenswert, daß der Einfluß am fühlbarsten erst durchbricht in den Arbeiten, die der Künstler nach Ausbruch des Krieges, also nachdem er Paris verlassen hat, zeitigt. Ein Beweis für das ruhige Fortschreiten an der Hand eigner Naturanschauung, an Stelle der sprunghaften Gesinnungsänderung, wie sie heute leider bei den meisten seiner Generationsgenossen festzustellen ist und deren Schaffen den Stempel des Unwahren aufdrückt. Spiro ließ sich, und das spricht für sein Künstlertum, langsam von seinem Instinkt leiten, der ihn, wie einst in München, in die Irre, in reiner künstlerischer Umgebung wieder ans Licht führte und nie sich selbst verlieren ließ. Das zeigte sich auch darin wieder, daß er, bei seiner Rückkehr nach Deutschland, auf die Gefahr hin, zu den Veralteten gerechnet zu werden, nicht in die Flutwelle des Expressionismus untertauchte und es vorzog, als solider Maler weiterzuarbeiten, der nun sein gereiftes Können auf den verschiedensten Gebieten betätigte.

Während jener Pariser Lehrjahre gehörte er dem sogenannten »Dôme-Kreis« an, war als Lehrer an einer Malschule tätig, wie auch später wieder in Berlin, und mußte die Stadt bei Ausbruch des Krieges, wie so mancher Deutsche, in aller Eile, unter Zurücklassung wertvoller Kunstschätze verlassen, denn er war mit gutem Blick stets ein geschickter Sammler.

Nach Berlin zurückgekehrt, begann Spiro an der Seite Corinths eine rege Tätigkeit als Organisator der Sezession, der er neue Kräfte zuzuführen bestrebt war, und als Lehrer einer Malschule.

Für seine eigne Produktion gingen nun eigentlich erst, wie wir schon betonten, die Keime dessen auf, was die Anschauung und das Erleben des zweiten Pariser Aufenthalts in ihn gelegt, und er kommt nun in den vollen Besitz der Ausgiebigkeit und Geschmeidigkeit seines malerischen Ausdrucksvermögens im Strich sowohl wie der farbigen Nuancierung. An den Beginn dieser neuen Schaffenszeit könnte man — wie vorher in Paris das Selbstbildnis — ein Frauenbild »Abschied« setzen, das, 1914 entstanden, farbig in seiner weich



Knabenbildnis

Beim Lesen

schmelzenden Art eins seiner reichsten geblieben ist: gegen ein Balkongitter, eine hügelige Landschaft im Hintergrund, sehen wir eine Südländerin in bewegter Haltung und von lebhaftem Gesichtsausdruck. Auch hier erkennen wir wieder die Fähigkeit Spiros, über das Modell hinaus einen seelischen Zustand festzuhalten, was die Impressionisten nicht vermochten und die sogenannten Expressionisten meist in einer zu krampfhaften und äußerlichen Weise erstrebten, während das Wesen aller echten Kunst in einer organisch gebundenen Harmonie beseelter Körperlichkeit ruht.

Bald darauf ging der Künstler eine zweite Ehe ein, und nun beginnt für ihn eine reiche Ernte an Frauenbildnissen, wozu sein geschmeidiges Einfühlungsvermögen ihn besonders befähigt. Die seiner jungen Gattin, deren Wesen und Art er in immer neuen Momenten festzuhalten bestrebt ist, zählen zu seinen geglücktesten. Im Gegensatz zu vielen Jüngeren, die sich im Bildnis nur mit einer ungefähren Ähnlichkeit begnügen und glauben, auch die Aufgabe eines Porträts sei gelöst, wenn mit einigen Kraftschmissen eine verhältnismäßig malerische Wirkung erzielt sei, besitzt Spiro die Anlage, bei befriedigender Ähnlichkeit Geschmack, Eleganz und malerische Feinheit zu vereinen, wobei das Wesen des Darzustellenden nicht zum wenigsten in der Bewegungslinie erfaßt ist und zugleich durch die Umgebung häusliche Intimität erzielt wird, wie sie bei einem Porträt angenehm berührt. Ein deutliches Beispiel dieser Art ist das Bildnis seiner Gattin im Pelz, farbig in seinem Wechsel von Braun und Rot, das von der Stuhllehne bis in die Bücher der Wand fortklingt; oder, was Ausdruck, Stellung und malerische Freiheit angeht, das der Geigerin Sänger-Sethe.

In der Folge entwickelte der Künstler das gleiche Vermögen in einer regen Tätigkeit als Landschafter während eines Aufenthalts an den oberitalienischen Seen. Auch hier sehen wir sein malerisches Vermögen vereinfacht und gesteigert, d. h. von der Linie zur Fläche gelockert und zugleich koloristisch vertieft, auf einige starke Hauptakzente hingearbeitet, wobei die Fähigkeit des Künstlers, die Teile zu einer Einheit zu binden, sie als ein Ganzes zu sehen,

ihm in der Farbe wie gegenständlich zur charakteristischen Wiedergabe des Motivs besonders zustatten kommt. Diese Landschaften vom Garda- und Comersee gehören zu seinen lebendigsten Naturschilderungen und sind geographisch hinsichtlich des Charakters des Landes stimmungsvolle Dokumente; ein Zug, der die Landschaftsmalerei des Künstlers von jeher kennzeichnete aus der Aufrichtigkeit seiner Empfindung heraus: er sieht im Harz keine südlich gesteigerten Farben und malt an der Spree keine Seinelandschaften, wie es so viele seiner Mitstrebenden taten.

Die malerischen Probleme, die ihn um diese Zeit bewegten, waren es wohl auch, die ihn zur Behandlung des Stillebens führten, weil gerade hier, vom Gegenstand kaum verdrängt, die Möglichkeit gegegeben war, die reine Farbe an sich sprechen zu lassen. Und auch hier sehen wir den Künstler in erfreulicher Selbständigkeit. Er verzichtet darauf, den in Aufsicht erfaßten und von allen Nachahmern kopierten Tisch Cézannes zu wiederholen, von dem die Gegenstände herunterrutschen, und wählt Blumen und Früchte nach eignem Geschmack, um ihre intimen Reize wiederzugeben. Das fiel recht sichtbar auf bei einer Kamelie, und wie dort die leuchtend rote Blüte von dem feuchten dunklen Grün abstach. In einem großen Stilleben »Der Geburtstagstisch« kehrt das gleiche Bestreben in mannigfachen Gegensätzen wieder.

Das Ballett

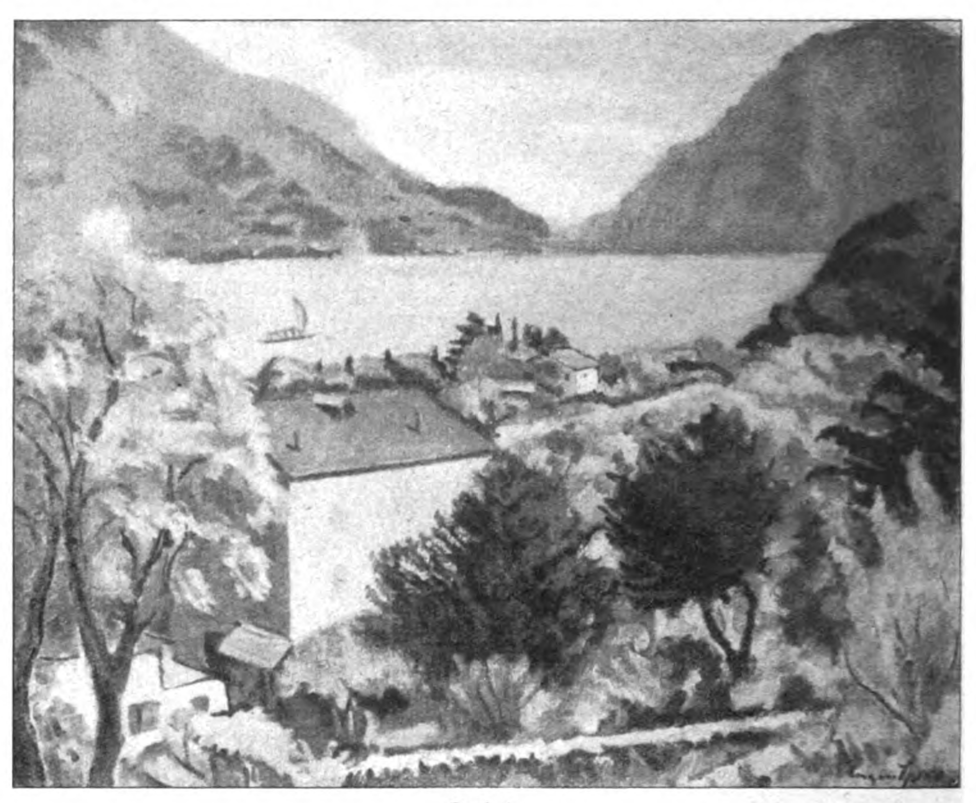
Spiro ist kein einseitiger Mensch. Von früh auf unterhielt er Beziehung zu den übrigen Künsten: in erster Ehe, als Gatte einer bekannten Schauspielerin, zum Theater; aus einem Musikerhause stammend, mehr noch aber zur Musik. Das kommt in seiner Kunst und ihren Motiven mannigfach zum Ausdruck und vertieft die Fähigkeit, geistige und seelische Momente in Einzelfiguren oder Gruppen festzuhalten und in der Bewegung oder ruhend zum Ausdruck zu bringen. Unter seinen Gemälden ist das 1920 entstandene Bild »Hauskonzert« hierfür ein gutes Beispiel, auf dem wir eine Gruppe von Personen, einer Kammermusik lauschend, empfindsam ergriffen beieinander sehen, so daß dem Beschauer eine lebendige Vorstellung der Situation vermittelt wird. In der mannigfaltigsten Weise ging der Künstler jedoch diesen Momenten nach in dem 1919 bei Bard erschienenen Lithographienwerk »Im Konzert«, zu dem Oskar Bie einen begleitenden Text schrieb. Hier versucht er mit flinkem Stift uns sämtliche Dirigenten, Geiger und Pianisten in bezeichnenden Situationen oder Einzeldarstellungen vorzuführen. Als ein besonderes Stück dieser Gruppe aus des Künstlers Schaffen und als ein bemerkenswertes Zeichen seines vielseitigen Könnens wäre noch das 1920 entstandene Gemälde »Zugabe bei d'Albert« zu nennen. Da geht der Künstler noch über den einfachen Versuch einer Gruppendarstellung hinaus und gewissermaßen dazu über, den Begriff der »Masse« als einer geistigen Einheit darzustellen, die sie in diesem Falle um so sichtbarer ist, als das Medium der Musik die Einzelglieder zu einem dumpfen Organismus bindet, der in diesem Augenblick



Im Boot



Elysium



Torbole

mit einer Lunge atmet. Und man muß sagen, der Künstler hat es verstanden, eine solche Vorstellung zu erwecken, wie die Teile sich hier zum Ganzen fügen und jeder doch eine Sonderheit bleibt. Das Bild weckt die Erinnerung an Vorbilder großer Meister, die sich, je ihrer Naturanlage nach, mit wechselndem Glück um die gleiche Aufgabe mühten. So kann man nicht sagen, daß es dem großen Menzel gelungen sei, in der »Piazza d'Erbe« den Begriff der Masse zu lösen, weil er bei aller Genialität zuviel Einzeldarsteller blieb, während es Daumier, den wir als Gesamtpersönlichkeit nicht so hoch stellen wie Menzel, hin und wieder gelungen ist, weil er solche Dinge mehr als malerische Einheit sah. Zugleich wird man an den sehr bezeichnenden Ausspruch von Degas erinnert, der das Motiv als reines Formproblem erfaßte und in den lapidaren Satz band: »Man stellt das Wesen einer Masse nicht mit fünfzig, sondern mit fünf Personen dar.«



Am Gardasee

Wir erwähnten bereits die ausgezeichnete Olympia-Kopie, die der Künstler während seines ersten Pariser Aufenthalts schuf und in der er in Strich und Tonwert den feinsten Regun-

gen des Originals überraschend nachging. Er arbeitete die Kopie aus Sympathie, und sie ist heute noch in seinem Besitz. Aus ähnlichen Umständen und Anregungen fertigte er in einer späteren Zeit eine gleich vollendete nach van Goghs berühmtem Irrenhausgarten zu Arles. Sein Einfühlungsvermögen dieser Art hat er dann noch einmal bekundet, als er im Auftrage der Marées-Gesellschaft eine Reise nach Rom und Neapel unternahm, um dort antike Fresken zu kopieren. Das vortreffliche Ergebnis dieses Unternehmens ist als Mappenwerk jedem Kunstfreund zugänglich. In überraschender Weise gelang es dem Künstler, die stumpfe, verblichene, pastellartige Patina dieser antiken Fresken mittels der überaus schwierigen Temperatechnik nachzuempfinden und Geist und Form dieser köstlichen Dokumente einer versunkenen Kultur zu übertragen. Eins der schönsten Blätter der Serie ist die Hetäre mit ihrem Stier.

Im Sommer 1923 begab der Künstler sich abermals in den Süden, diesmal jedoch nicht nach Italien, sondern nach Dalmatien, von wo er jene reiche und gelungene Ernte heimbrachte, die wir als »Dalmatinische Reise« in Berliner Ausstellungen sehen konnten. Mit seinen an guten Vorbildern gewissenhaft geschulten und nunmehr ausgereiften Mitteln, die wir schon aus seinen letzten Bildnissen und den oberitalienischen Landschaften kennenlernten, war er hier bemüht, den herberen Charakter dieses südlichen Küstenstriches wiederzugeben, der in seiner zerklüfteten Felsenstruktur wesentlich von der italienischen Lieblichkeit absticht, und der mit dem in seiner spärlichen Vegetation stets wiederkehrenden Grau der Olive und Agave auch farbig auf eine gewisse Stumpfheit eingestellt ist.

Im April 1924 hatte Spiro das fünfzigste Jahr erreicht. Diese Altersgrenze erinnert uns an den Ausspruch eines bekannten Malers, der meinte: »Mit fünfundzwanzig Jahren Talent haben, ist nicht schwer; man muß mit fünfzig noch Talent haben.« Spiro gehört zu den wenigen Mitgliedern der Berliner Sezession, die um diese Zeit sich nicht längst in irgendeiner Manier verausgabt haben, sondern über das ihnen von der Natur verliehene Talent in voller Kraft verfügen.



# Die Nähmaschine

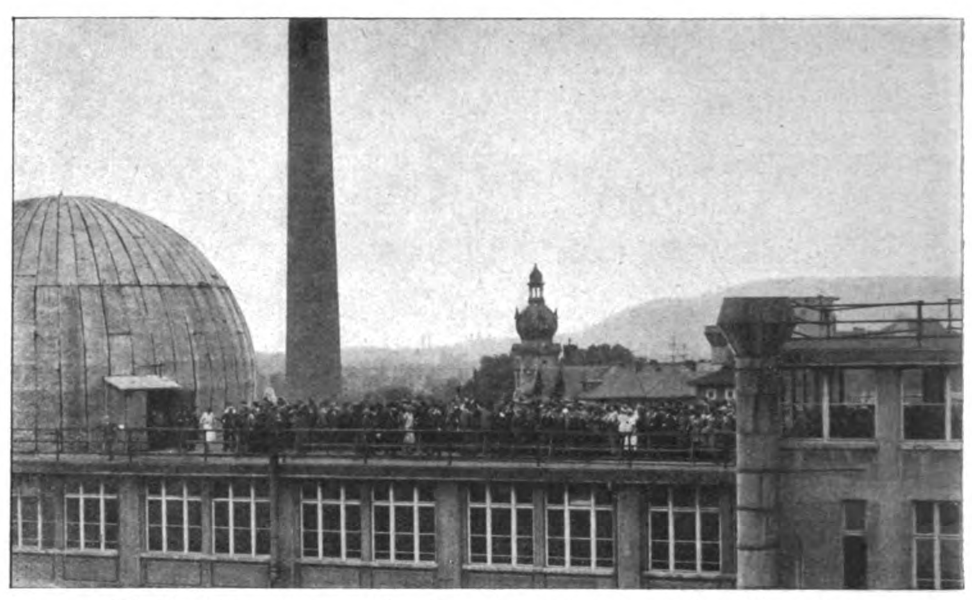
**Heut ist Mamsellchen, die Flickschneiderin, im Haus.
Immer sieht sie unfroh und welk wie ein überjähriger Apfel aus.
Die Wange schmal, ängstlich geschrumpft das bescheidne Gesicht.
In den wasserblauen, leerlächelnden Augen duckt sich ein untertäniges Licht.**

**Die geölte Nähmaschine schnurrt. Das surrt. Das summt.
Wie ein gefangnes Tier dreht sich das schnurrende Rad und knurrt und brummt.
Mit bösen Augen, kurzen Atems, faucht es wütend im Kreis,
Wie ein verschmachtendes Tier, das nichts von Ruhe, vom Glück der Ruhe weiß.**

**Glück der Ruhe? Ach Gott, nun seht nur Mamsellchen an!
Hat ihr etwa das Vesper und die puppenwinzige Kuchenschnitte was angetan?
Über die Nähmaschine gebeugt, kauernd, lauernd, ganz böser Geist,
Jagt sie der Arbeit nach wie das wütende Rad, das immer nur um sich selber kreist.**

**Seelenlos, unfroh, eine welke Larve schattet sie vorm sinkenden Licht.
Die Nähmaschine ist ihre verzauberte Seele. Aber sie ahnt den Zauber nicht.
Sie ist doch Mamsellchen, die Flickschneiderin! Kommt pünktlich, bescheiden, jahraus — jahrein.
Und nun soll zwischen gehäuften Lappen, Bändern, verschütteten Nadeln auf einmal ein Zauber sein?**

**Julius Berstl**



Die schaulustige Menge auf dem Dache des Zeißwerkes vor dem Planetarium

# Die Geheimnisse der Sterne

Von G. H. Morison

In dem Führer, den man noch heute in den wunderlichen alten Raritätenläden der Stadt Jena ersteht, liest man voller Verwunderung, daß als große Sehenswürdigkeiten »eine Höhere Mädchenschule, ein Krematorium, eine elektrische Straßenbahn, Wasserleitung und Kanalisation« gepriesen werden. Sollte Jena wirklich diese Zeichen seiner Modernisierung höher schätzen als selbst die historischen Erinnerungen, von denen seine alten Straßen und Gebäude wimmeln? Da steht die altberühmte Universität, wo Schiller, Hegel und Fichte lehrten, und nahe dabei das Häuschen, in dem Goethe lebte. Nicht weit davon liegt der Garten, in dem Goethe und Schiller so manche Stunde zusammen verbrachten. Und von den Ufern des Saaleflusses blickt Jena auf zu den steilen Hügeln, von deren höchster Spitze Napoleon die Schlacht um die untenliegende Stadt überwachte.

Aber keinem dieser historischen Denkmäler dankt Jena das ungewohnte Leben, das heute die Stadt erfüllt. Die winkligen Straßen und der schläfrige Marktplatz erklingen von den fröhlichen Rufen einer buntbemützten Schuljugend, sind belebt von auswärtigen Studenten und Studentinnen, die durch ein andres Wunder herbeigelockt sind, eins, das erst aus jüngster Zeit stammt und auf dem Dache der weltberühmten Zeiß-Werke errichtet ist. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht drängt sich ein Strom von Besuchern vor und in dem Aufzug, der auf das flache Dach der Werke führt, auf dem das »Planetarium« steht. Ein derartiges Werk hat die Technik zum erstenmal geschaffen; mehr als fünfjährige unermüdliche Arbeit und unvergleichliche technische Geschicklichkeit haben hier ein einzigartiges Resultat gezeitigt.

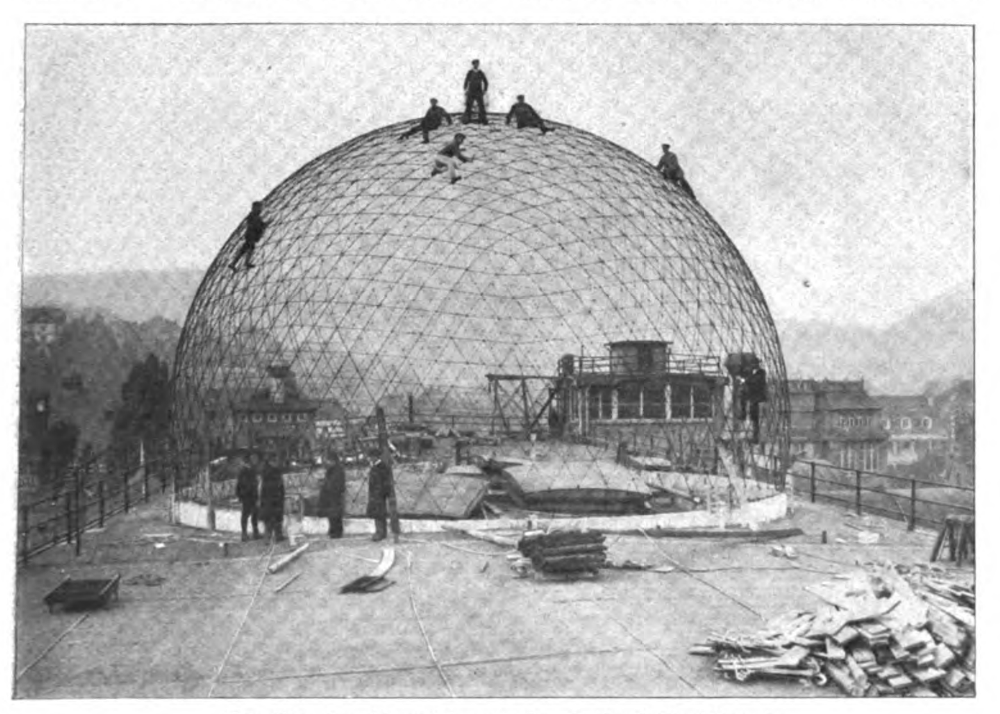
Als im Jahre 1906 das Deutsche Museum in München geplant wurde, hatte Direktor Dr. Oscar von Miller den genialen Gedanken, in dem großen, von dem Architekten in der Mitte des Gebäudes vorgesehenen Dom ein »Planetarium«, wie er es nannte, einzurichten. Er dachte sich das Dach des Domes als drehbare Kuppel konstruiert, in der winzige elektrische Glühlämpchen Fixsterne darstellten. Durch einen andern, damals noch nicht erfundenen Mechanismus sollte der Lauf der Planeten am Himmelskörper veranschaulicht werden. Die Drehung der Kuppel würde dem Daruntertstehenden ungefähr das Bild der Himmelskugel in einer klaren Nacht geben und ihm zeigen, wie das ganze Firmament sich bei der Drehung der Erde um ihre Achse zu bewegen scheint.

Mit der Aufgabe, ein solches Planetarium zu erbauen, wurden die Zeiß-Werke betraut, aber schon geringe Überlegung zeigte, daß der Gedanke, in seiner ursprünglichen Form zur Ausführung gebracht, ein zu primitives Ergebnis haben würde. Obgleich der Dom 10 Meter Durchmesser hatte, war er viel zu klein für die Unterbringung einer so zahllosen Menge kleiner Lämpchen, daß dadurch ein naturgetreues Bild der dem bloßen Auge sichtbaren Sterne hervorgebracht werden konnte. Und wie sollten die Planeten dargestellt werden, ohne daß man genötigt war, einen ungeheuer verwickelten Mechanismus zu verwenden? Denn was erstrebt wurde, war nicht eine Veranschaulichung der

geschlossenen Bahn der Planeten um die Sonne. Dies, wie jedem Schuljungen bekannt, ist das Bild, das sich ergeben würde, wenn es möglich wäre, das Sonnensystem von einem sehr entfernten Standpunkt aus zu beobachten. Die den Zeiß-Werken von Dr. von Miller gestellte Aufgabe war die Anfertigung eines Modells der Himmelskugel, das den scheinbar sehr verwickelten Lauf von Sonne, Mond und Planeten veranschaulicht, wie sie dem Beobachter auf der Erde wirklich erscheinen. Die tatsächliche Bewegung der Himmelskörper wird heute einer Schulklasse leicht mit Hilfe einer Karte erklärt werden können, die als Mittelpunkt die Sonne zeigt, umgeben von einer Reihe von Kreisen, die die Bahnen der Planeten darstellen. Aber infolge der täglichen Drehung der Erde um ihre Achse, ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne, und weil die Planeten ebenfalls sich mit verschiedener Schnelligkeit bewegen, scheinen sie dem Beobachter auf der Erde höchst verwickelte Bahnen zu verfolgen, indem sie jetzt vorwärtszugehen, dann stillzustehen, wiederum zurückzugehen, weiterzurasen, dann sich einander zu nähern und dann wieder voneinander wegzustreben scheinen.

Dies war ein Geheimnis, das den Gelehrten des Altertums viel Kopfzerbrechen verursachte, und dessen Lösung erst nach jahrhundertelanger Forschung der Vermutung nahekam. Denn nichts kann wohl natürlicher gewesen sein, als daß das Altertum den Mittelpunkt des ganzen Planetensystems in der Erde zu sehen glaubte, was auch Ptolemäus glaubte und lehrte. Nichts muß anmaßender und lächerlicher erschienen sein als die Lehre des Mönches von Frauenburg, Kopernikus, wonach die Erde ein winziger Punkt war, der sich bewege, während in Wirklichkeit die aufgehende und untergehende Sonne immer stillstehe. Es ist schwer, sich heute eine Vorstellung zu machen von der Umwälzung, die ein solcher Anschauungswechsel für Menschen damaliger Denkweise bedeutet haben muß. Aber die Verfolgung des Kopernikus durch die Kirche sowie auch die seines größeren Nachfolgers Galilei, und die folgende, Jahrhunderte dauernde Polemik haben bewiesen, wie schwer es war, selbst den Gelehrten damaliger Zeit den Gedanken vertraut zu machen, daß die Bahnen der Planeten einfach und nicht verwirrend kompliziert sind, wie angenommen wurde.

Durch den Kriegsausbruch wurde die von Zeiß einige Jahre früher unternommene Arbeit unterbrochen, im Jahre 1919 aber mit neuem Eifer aufgenommen. Man beschloß, das Problem nicht, wie ursprünglich geplant, auf mechanischem, sondern auf optischem Wege zu lösen, und zwar vermittels eines Projektionsapparats, der, in der Mitte des Kuppelbaues des Museums in München aufgestellt, auf die Decke ein Bild der Fixsterne werfen sollte, das diese in ihrer genauen Stellung und mit ihrem genauen Grad von Helligkeit zeigte. Indem dann der Projektionsapparat anstatt der Kuppel in Drehung versetzt wurde,

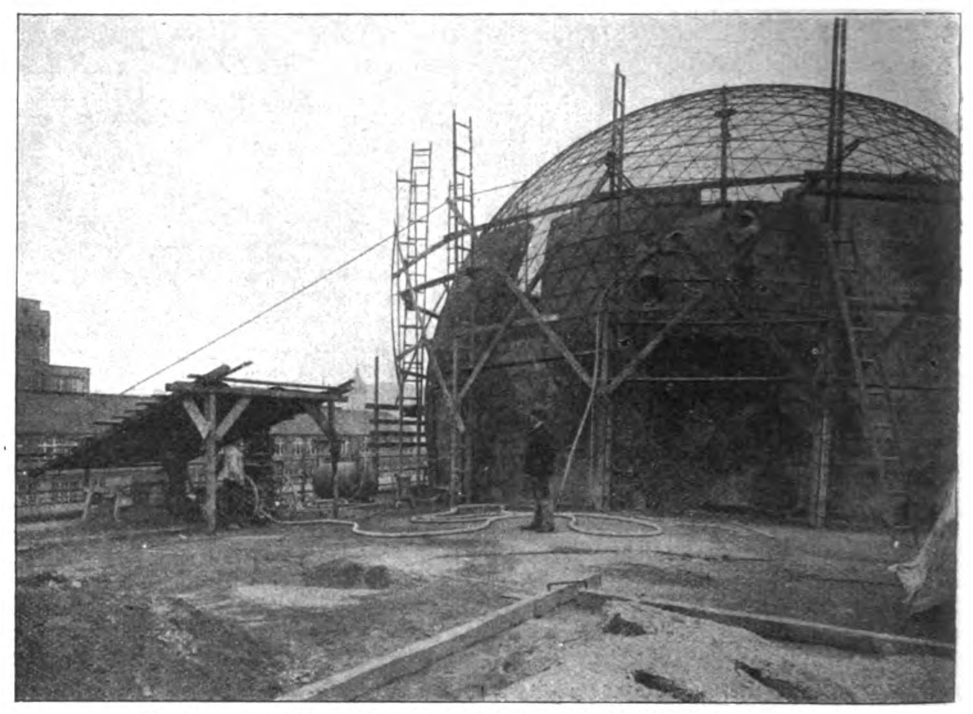


Der Bau der Himmelskuppel: Das fertiggestellte Eisennetz

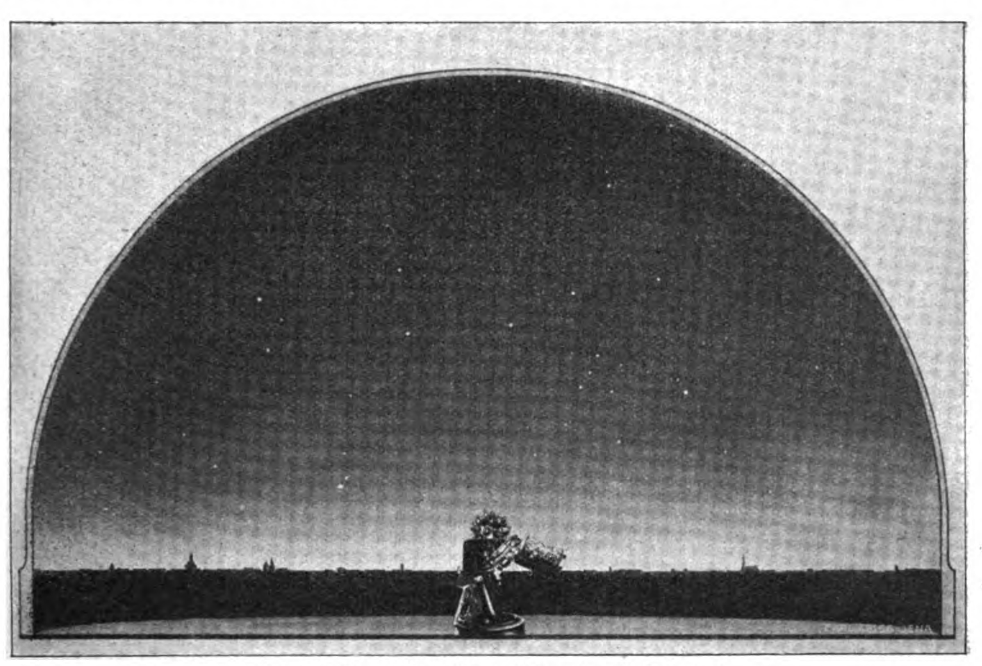
würde der ganze Himmelsdom sich zu bewegen scheinen, genau so, wie er es in einer klaren Nacht von der Erde aus gesehen zu tun scheint. Weiter sollte durch eine Reihe fein erdachter Mechanismen der so ungeheuer kompliziert erscheinende Lauf der sieben alten Planeten (Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn) inmitten der Fixsterne genau nachgeahmt werden.

Die Schwierigkeit lag darin, daß nicht weniger als 4500 dem bloßen Auge sichtbare Fixsterne erster bis sechster Größe und dazu die sich aus Myriaden glänzender Körperchen zusammensetzende, nur als flimmernder Dunst sichtbare Milchstraße wiederzugeben waren. Das jetzt in Jena aufgestellte Planetarium zeigt alles dies genau so, wie es dem bloßen Auge erscheint, und auch die wie flimmernder Sternenstaub erscheinende Milchstraße ist verblüffend naturgetreu. Dieses so genaue Sternenbild erhielt man, indem man die 4500 Fixsterne nach ihrer gegenseitigen Lage und Helligkeit auf Diapositivplatten darstellte und mit den Diapositiven diese Bilder auf optischem Wege auf die Decke der Kuppel projizierte. Um die verschwommene Bahn der Milchstraße zu zeigen, sind elf besondere Projektionsapparate vorgesehen und die Gesamtheit der Projektionslinsen wird durch eine zentral angebrachte 200-Watt-Lampe erleuchtet.

Unendlich viel schwieriger war die Aufgabe, den Lauf der Planeten darzustellen. Denn die Erbauer des Planetariums wollten sich nicht damit begnügen, den Aufgang und Untergang der Sonne, das Zu- und Abnehmen des Mondes, das Wandeln der Planeten zu zeigen, sondern auch alle jene Bewegungen der Erde und Planeten sollten veranschaulicht werden, durch die Sommer und Winter, der Klimawechsel auf der Erde und das wechselnde Aussehen des gestirnten Himmels im Laufe der Jahrtausende — z. B. was Astronomen »die Präzession der Äquinoktien« nennen — bedingt werden. Nachdem erst einmal ernstlich an die Lösung dieser Aufgabe gegangen war, wurde beschlossen, aus dem Planetarium nicht ein schönes Spielzeug, sondern ein Werk von dauerndem, streng wissenschaftlichem Wert zu machen, das selbst praktischen Astronomen bei ihren Vorführungen von Nutzen sein könnte. Dafür insbesondere ist eine Vorrichtung bestimmt, mittels deren die Namen von 30 der wichtigsten Fixsternbilder — einschließlich aller jener des Tierkreises, wie Löwe, Fische, Steinbock usw. — auf den Gewölbehimmel geworfen werden können, so daß auch der Uneingeweihte zu lernen vermag, wo diese wohlbekannten Sternkonstellationen stehen. Eine große, absichtlich vorgenommene Abweichung von der Wirklichkeit weist das Planetarium freilich auf: die Sonne ist blasser als in Wirklichkeit, aus dem einfachen und einleuchtenden Grunde, weil ihr Lauf bei Tage im Verhältnis zu den hellsten Fixsternen sichtbar sein soll.

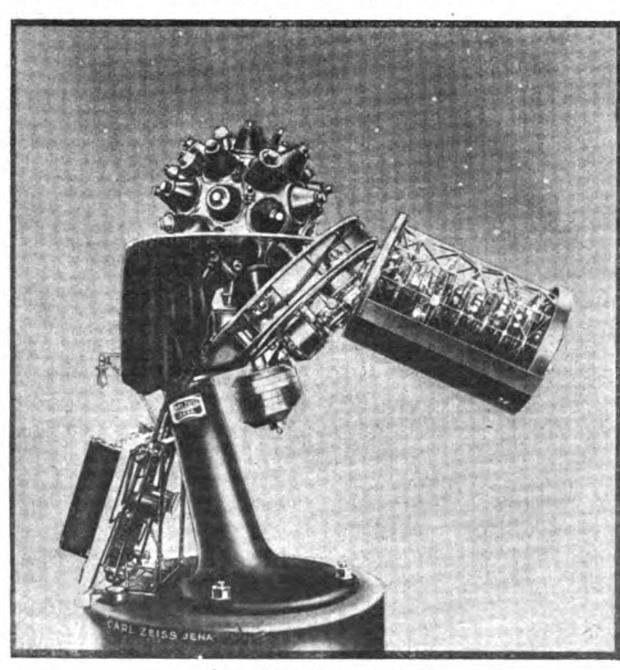


Der Bau der Himmelskuppel: Der Beton wird auf das Eisennetz gespritzt

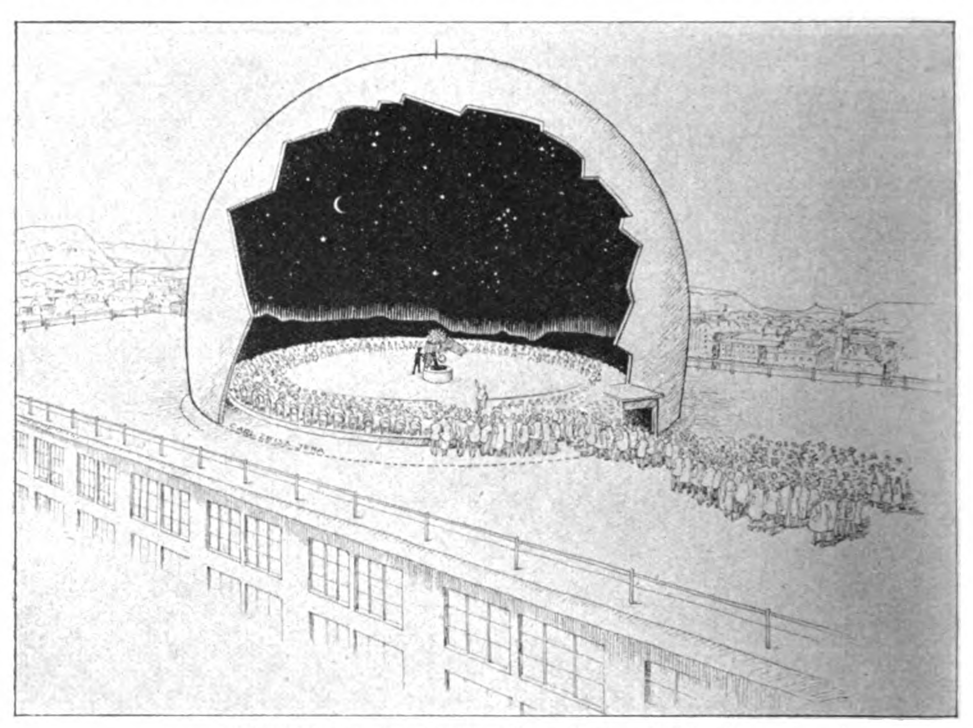


Inneres der halben Himmelskuppel mit Apparat

Unsre Abbildung (S. 579) zeigt, daß der Projektionsapparat aus zwei Teilen besteht. Ein Teil hat das Aussehen eines Igelrückens. Am Ende jedes »Stachels« sitzt eine Gruppe von Linsen. Dieser Teil des Apparates dient dazu, die erwähnten Bilder der Fixsterne, der Milchstraße und der Sternbildnamen auf die Decke zu werfen. Der andre Teil des Apparates besteht aus einem großen Glaszylinder. Dieser enthält eine Anzahl von Drehscheiben-Mechanismen, und zwar je einen für Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Die Planeten Neptun und Uranus sind hier durch das Planetarium nicht dargestellt, weil sie dem freien Auge nicht sichtbar sind. Jeder dieser Mechanismen dreht sich verschieden, gemäß der Bewegung desjenigen Himmelskörpers, den er darstellt, und setzt durch seine Drehung die Projektionslinse in Bewegung, die das Bild des Planeten auf den künstlichen Sternenhimmel wirft. Der ganze Mechanismus funktioniert mittels kleiner Elektromotoren. Zwei verschiedene Drehungen sind möglich. Die eine zeigt die scheinbare Bewegung des Himmelskörpers für einen Tageslauf und kann je nach Wunsch in 4½ Minuten, in 2 Minuten oder in 50 Sekunden ausgeführt werden. In diesem Falle wird der tägliche Auf- und Untergang von Sonne und Mond, der Planeten und der Fixsterne gezeigt. Die andre Drehung veranschaulicht die Jahresbewegung




Der Projektionsapparat



Einblick in das Innere des Planetariums mit Kuppel

der Himmelskörper, und zwar in einem Zeitraum von 4 ½ Minuten, 1 Minute oder 7 Sekunden, je nach Wunsch. Die Veränderungen werden so vorgeführt, als drehe sich die Erde überhaupt nicht mehr um ihre eigne Achse, sondern mache nur noch ihre Jahresbewegung um die Sonne.

Auf der einen Seite des Apparates befindet sich ein Datumanzeiger, von dem man das Datum abliest, an dem das Himmelsgewölbe das gerade vorgeführte Aussehen hatte. So ist es möglich, den Himmel zu zeigen, wie er zu irgendeiner beliebigen Zeit, z. B. vor 10 000 Jahren, aussah, und auch wie er in den nächsten 10 000 Jahren aussehen wird. Wir können sehen, was Ptolemäus, Kopernikus oder Galilei sahen, wir können den Himmel zu Homers Zeiten sehen. Ja, selbst die Gestirnung, die den sogenannten »Stern Bethlehems« zur Zeit von Christi Geburt hervorbrachte, kann das Planetarium veranschaulichen. Noch mehr, es wird uns gezeigt, wie der Himmel in einigen tausend Jahren aussehen wird, wenn der Polarstern, der einzige scheinbar völlig unbewegliche Punkt am Firmament, infolge der Präzession nicht mehr wie jetzt gerade über dem Nordpol steht.

Besonders schwierig war die Konstruktion einer künstlichen Himmelskugel für die Versuche, die in Jena zu machen waren, bevor der Apparat nach München ans Deutsche Museum geliefert wurde. Denn dieser Himmel mußte aus einer Kuppel ohne innere Pfeiler und Stützen bestehen, die der Projektion hätten hinderlich werden können. Wie dieses Problem gelöst wurde, geht aus der Abbildung auf Seite 578 hervor. Die Zwischenräume eines feinmaschigen Stahlnetzwerkes wurden mittels eines Spritzapparats mit Zement ausgefüllt. Obgleich diese Stahlzement-Honigwabe im Vergleich zu der Größe der Kuppeln nicht einmal die Stärke einer Eierschale hat, ist sie doch völlig hart und widerstandsfähig. Da im Inneren der Kuppel keine Gegenstände vorhanden sind, die dem Auge als Entfernungsmesser dienen könnten, so entsteht eine wunderbar wirkungsvolle optische Täuschung. Man glaubt den unendlich weiten wirklichen Himmel mit all den wirklichen Sternen zu erblicken. Nach dem Betreten der Kuppel sitzt der Beschauer einen Augenblick im Dunkeln, ehe der Projektionsapparat eingeschaltet wird. Plötzlich sieht er den hohen wolkenlosen Himmel erstrahlen im Geflimmer von Tausenden von Sternen mit jenem harten intensiven Glanz, wie er ihnen in der klaren Atmosphäre des Hochgebirges oder in der Stille tropischer Nächte eigen ist. So naturgetreu ist das Bild dieses künstlichen Sternenhimmels, daß man den Eindruck nicht abschütteln kann, in den sternenbesäten Himmel selbst zu blicken. Und wenn danach ein andrer Schalter ausgelöst wird und die Planeten die ihnen vorgeschriebene Bahn ziehen, dann wird auch dem Uneingeweihten blitzartig das klar, was nur zu vermuten das Altertum Jahrhunderte brauchte.




Julius Schrag: Dorfweg

# Der Friede einer andern Welt

## Roman von Heinrich Federer

### VI

»Sie heißen also Ambrosia?« schrieb Johannes auf den Zettel, als das »Schulkind«, wie er das Mädchen fast verächtlich benamste, sich die Augen getrocknet hatte.

Sie lachte auf und schüttelte ein energisches Nein.

»Wie denn?«

Sie nahm den Bleistift und schrieb: »Loreley«.

»Wollen Sie mich narren?«

»Ich lüge nie!«

Gut, warum sollte sie nicht Loreley heißen können. Er wußte eine Weile nichts mehr zu sagen. Es wurde ihm unbehaglich. Dabei fühlte er wohl, wie sie ihn unablässig betrachtete. Endlich schrieb sie: »Haben Sie Ihren Freund sehr lieb?«

»Er ist furchtbar kurzweilig und gescheit,« antwortete Johannes, »drum komm' ich gern zu ihm. Auch sind wir Gespanen vom gleichen Dorf; sonst ...« Er durchstrich das »sonst« wieder.

Aber dieses »sonst« gefiel ihr. Sie fing an, auf dem Papier sich ordentlich auszuplaudern. Dem Sigi sei sie dankbar, aber sie könnte ihn leichter hassen als lieben. Sie wolle aus dieser Bude fort, ehe er zurückkomme. Sie sei ja nicht arm, mit viertausend verzinslichen Franken und einem hübschen Zimmer und so flinken Fingern. Sie schreibe »elend« schnell auf der Maschine. Ob er keine Schreiberin brauche? Warum er so weit von ihr wegrücke? Ob er dem Sigi glaube, daß sie beiße? Sie beiße nicht, wenn man sie nicht zuerst beiße. Ob er sie für ein schlechtes Mädchen halte? Dann spränge sie auf der Stelle zur Bude hinaus. Ein ehrliches Mädchen wolle sie sein. Aber je mehr sie es wolle, um so mehr mache man es ihr schwer.

Sie erzählte so eifrig, als hätte sie zuviel Wein genossen. In ihrem Zimmer könne sie einstweilen nicht übernachten. Aber sie habe einen hübschen Plan. Ihre grauen Augen funkelten vor schlauer Freude. Sie wollten morgen mittag zusammen hingehen. Sie hole dort das Nötigste und tausche dann mit ihm die Bude, bis ihre Sache in Ordnung sei. Ob er wolle?

»Das ist ganz lustig,« meinte Johannes. »Warum sollt' ich nicht?«

Die Wirtin brachte das Essen und fragte mit einem verschmitzten Lächeln, ob sie das Sofa zum Schlafen zurichten solle. Sobald aber das »Kind« erzürnt zum Bleistift griff, erinnerte sie sich, daß es ja kein Wort reden und keinen Sterbenslaut hören könne, also eine unglückliche, einsame Seele mitten im lustigsten Tag sei, und da schwand sofort das Lächeln, ihre Augen wurden mütterlich weich, und sie legte beruhigend ihre fette Hand auf die Hand des Mädchens. »Ich habe nichts Arges gesagt, liebes Kind, laß, laß die Feder! Man kann doch lachen, ohne etwas Böses zu denken? Oder, Herr ... Herr ...«

»Täler,« ergänzte Johannes. »Ja, uns dürft Ihr schon trauen. Das Jüngferchen bleibt vielleicht gar nicht hier über Nacht.«

»Keine Rede, es soll bleiben. Mich stören Sie gar nicht. O nein, ich traue gut. Ich kann auch noch unterscheiden zwischen jungen Leuten und jungen Leuten. Wozu hat man Augen im Kopf? Und seit dreißig Jahren Pensionäre?« Dann ging sie fröhlich brummend davon.

Es war halb acht, und der Wind rüttelte an den Flügelchen des uralten Bürgerhauses. Sie traten auf den kleinen Balkon hinaus und jauchzten beinahe auf. Der Himmel war gesäubert, der Mond warf ein unruhiges, windbewegtes Licht über die dunkle Limmat, die jenseitigen Häuser und über die zwei Kirchtürme, deren Zifferblätter drüben hell aufbrannten. Gerade unter ihnen flossen die Tramschienen wie eitel Silber und rutschte jetzt ein Wagen daher wie eine goldene Stube. Er war trotz der Nachtessenszeit ganz voll von Leuten. Alle hatten Pakete, Schachteln, Tüten in der Hand, alle wollten schenken und beschenkt werden. Denn übermorgen war Weihnachtsabend. Auch Tännchen wurden herumgetragen. Bis ans Geländer des Flusses wimmelte es von Leuten. Die Limmat selbst schien nichts als ein unzählbares funkelndes Hüpfen zu sein, daß man festlichen Sinnes werden mußte und Johannes die Loreley an der Hand nahm und sagte: »Kommen Sie, Fräulein, wir machen einen Spaziergang in meine Bude. Wir können doch nicht hier vertrocknen.«

Sie verstand ihn sogleich, schlug freudig ihre Blicke zu ihm auf und schlüpfte in seinen Arm.

So war er noch nie mit einem Mädchen gegangen. Eine gewisse süße Wichtigkeit hob ihm die Beine und ließ ihn überlegen über das Jüngferchen und selbst über viele hohe Damen und Herren hinwegblicken.

Als Loreley die kleine, aber heimelige Bude des Johannes betrat, klatschte sie vor Freude in die Hände. Oh, die gefiel ihr! Da sah alles so gesichert aus!

Er ging nun mit der Lampe an den Wänden entlang, wo er seine Zeichnungen und Farbenskizzen aufgeheftet hatte. Da schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und tupfte mit dem Finger gegen ihn: Sie? Sie haben das gemacht? — Er nickte. Und auf einmal gefielen ihm alle diese Köpfe, Landschaften, Blumen wieder, obwohl sie bei seinen Professoren so wenig galten. Ja, die Schule hatte ihn klein gemacht. Da war er nicht mehr das Genie von

Lustigern, sondern im Erfinden vielleicht der ärmste Schüler, im Nachgestalten der geistloseste, nur in der mechanischen Genauigkeit trefflich.

Aber er ließ die Lehrer nörgeln. Wußte er doch, daß einige der größten Künstler als geradezu unbrauchbar aus den Schulen gestoßen worden waren. Wenn er hier nur die Technik lernte. Den weiteren Weg wird er sich dann schon bahnen.

Immerhin beleidigte und ärgerte ihn die stete Kritik seiner Arbeiten. Er entschädigte sich dann im Herzen dafür, indem er auf seiner Bude die Meisterwerke der Alten durchblätterte und nachzeichnete. Er besaß schon ein ganzes Album davon. Besonders groß hatte er des Rubens Ambrosius auf Karton gezeichnet. Und vor diesem stand die Loreley nun staunend still, den kleinen Mund halb offen und den weißen Zahn weit vorgestellt. Dieser abwehrende bischöfliche Greis, dieser fragend und flehend gebückte Kaiser, diese Höflinge, so nutzlos und hilflos daneben, die stillen, zeremoniösen Priester, der unwissende Ministrant mit seiner gewaltigen Kerze. Da mußte etwas Gewaltiges geschehen. Das Mädchen zog Papier und Stift aus dem Täschchen. »Der Bischof Ambrosius läßt den Kaiser nicht in die Kirche treten,« schrieb Johannes ungern, »weil er einen großen Mord begangen und noch nicht gebüßt hat.« Loreley sann über die Worte nach und nickte ernsthaft. Plötzlich umfing sie Johannes mit beiden Armen und küßte ihn auf den Mund. Ihre grauen Augen schwammen vor Entzücken.

Johannes lächelte verlegen und zeigte ihr hastig andre Bilder. Er war nicht mehr ganz kühl. Besonders gefiel ihr noch Dürers Jesuskind mit Augen voll herrlicher Gescheitheit und mit der Erdkugel in der Hand. Sogleich schrieb sie: »Wann ist Weihnachten?« — »Übermorgen.« — »Hattet Ihr daheim ein Bäumchen?« — »Ja.« Sie lächelte überaus zufrieden.

Sie saßen aufs Sofa, er rauchte eine Zigarette und bot ihr Biskuit aus einer Blechbüchse. Es fiel ihm nicht ein, daß Mili dieses Backwerk eigenhändig bereitet und ihm gestern als Weihnachtsgruß geschickt hatte. Er stopfte dem »Schulkind« Stück um Stück in den Mund, nahm schließlich den Bleistift und zeichnete es im Profil ab. Das gefiel ihr jetzt am wenigsten. Aber sie sagte nichts. Sie glaubte ihm bereits mehr als sich selbst.

Sie wollte nun schon heute hier schlafen. Gut! Um elf Uhr verließ er sie, ganz erwärmt von ihrem seltsamen, wilden Wesen, und gab ihr auf der Schwelle, da sie darauf zu warten schien, einen raschen Kuß. Dann zügelten sie am nächsten Mittag das Nötigste aus Lorlis Stube und schlossen diese ab. Am Abend holte er sie aus dem Bureau. Aber am Weihnachtsvorabend bekam sie um drei Uhr frei und erwartete ihn um fünf hier in seiner kleinen Bude.

Als er eintrat, funkelte ihm mit vielen roten und gelben Wachskerzlein ein Christbaum entgegen. Nüsse und Bauernäpfel hingen daran. Auf dem Wipfel schwebte ein Stern. Unten am Stamm saß eine Maria aus Wachs und wiegte das heilige Kind, während Josef seinem Maultier Futter vorwarf. Neben dem Bäumchen saß Lorli — so hatten sie den kostbaren Namen bereits verbilligt —, saß da in einem weißen Kleide, mit einem blauen Band um die Stirn, wie ein Christkind, und hielt ein wollenes Lämmchen auf dem Schoß.

Johannes schwankte zwischen Staunen und leisem Lachen. Er fühlte sein Dorf. Genau so machte man es daheim. Aber dieses seltsame Christkind, wie wichtig es ihn anschaute! Und das gelbwollene Lämmchen! Eine rührende Einfalt, aber er konnte nicht anders, es verzog ihm die Lippen zu einem gutmütigen Spott.

Aber jetzt nahm das »Schulkind« das Schäfchen, schaute Johannes fest und groß an, ob er es auch sehe, und rückte mit dem zottigen Tiere zur Muttergottes unter den Baum, ließ es neben der heiligen Frau so stehen, daß sein wolliger Kopf dem Jesuskind an die Füßchen reichte. Das Lämmchen schien die göttlichen Sohlen küssen und wärmen, aber sich zugleich unter ihren Schutz begeben zu wollen. Ja, es wußte sich nicht nahe genug anzuschmiegen. Und immer fragten Lorlis Augen den Johannes: Siehst du? Verstehst du? Es war kein Spiel, sie meinte etwas furchtbar Ernstes, das merkte nun auch er, und sein Scherz erlosch.

Unbehaglich, aber neugierig blieb er vor ihr stehen. Lorlis Augen fingen an zu bitten und gleichsam nach etwas von ihm zu dürsten. Aber nicht nach einem Kuß. Schließlich wurden ihre Blicke schwer und traurig und ungeduldig, weil er gar nicht begriff. Sie zeigte auf das Lamm und dann auf sich. Sie, sie selbst sei das jesussuchende Tierchen.

Er wollte sich zu ihr setzen. Aber sie ergriff ihn rasch am Arm und führte ihn ans Tischchen vor dem Sofa, das seitlings vom Baume stand. Da prunkten eine Flasche Macon, schon entkorkt, und daneben eine Kristallplatte mit vier spitzen Kelchen und die Schachtel mit Milis Hörnli. An der Flasche aufgestellt war der Dürersche Jesusknabe. Daneben lag ein dünnes Heftchen mit der Aufschrift: Übungen. In einem Teller lagen Zündhölzchen und englische Zigaretten.

Sie füllte die Gläser, stieß mit ihm an, trank einen großen Schluck und zeigte ihm das Heft. »Wollen wir es lesen?« fragte sie.

»Ich tue, was du willst,« sagte er und lehnte sich brüderlich an sie, genau wie er's abends daheim beim Mili gewohnt war. Mili strickte am äußersten Ende der Fensterbank, und er lag

halb darüber und lehnte sich an ihre Achsel, so daß sie fast nicht mehr stricken konnte, und es doch so gern, ach, so gern litt.

Auch Lorli duldete es. Aber die mädchenhafte Sinnlichkeit von gestern und vorgestern, wenn es überhaupt das gewesen war, schien durchaus verflogen. Wie eine ernste Schwester oder eine junge noch ernstere Mutter gebärdete sie sich.

Er legte den Arm leicht über sie und neigte sich mit dem Kopfe zu ihr, hielt das Heft nahe und wollte beginnen, als es an die Tür klopfte und fast gleichzeitig geöffnet wurde. Sigi trat ein, hinter ihm unsicher das Mili und zuletzt Schül Täler mit dem grünen Geigensack.

Johannes blieb wie versteinert sitzen. Aber auch die Ankömmlinge standen wie angenagelt still. Nur die Augen Lorlis flatterten gleich zwei großen grauen Schmetterlingen von Gesicht zu Gesicht und hafteten zuletzt auf der totenbleichen wunderhübschen Jungfer im schwarzen Mantel und schwarzen Spitzentuch um den Kopf, die so steif dastand und ihr mit so düsteren Augen begegnete. Und diese Taubstumme verstand allein sogleich die ganze Lage.

Zuerst faßte sich Schül. Mit lustigen Augen und erhobenem Finger trat er herzu, nahm Johannes' Hand und sagte: »Ja, ja, Hänsli, wir sind vom gleichen Dreck gemacht.« Und er griff behend nach Lorlis Hand und küßte sie. »Aber ein scharmanter Besen, ich gratuliere.«

Im selben Augenblick schoß Johannes auf, es blitzte, klatschte, Schül strauchelte beinahe, glotzte mit tränenden Augen den Johannes an, ob es möglich sei, und fuhr mit der Hand an die geohrfeigte Wange. Dann kroch er kleinlaut rückwärts zu einem Wandstuhl.

Diese schneidige Tat erlöste die Leutchen. Sigi bot dem Mili einen Stuhl und stand dahinter wie ein Knecht. Johannes bot die Hand. Sie war schlaff und gab keinen Druck. »Ich dachte nie, daß du mich so überfallest,« suchte er zu scherzen. Aber seine Lippen zuckten noch. »Sonst hätte ich dich anders bewillkommt.«

Sie sah ihn nur schmerzlich an und blies ein wenig die Oberlippe auf. Es ging ihr noch alles wild im Kopfe herum. Ihr Geliebter in der Umarmung eines Stadtmädchens! Aber dann doch der Christbaum daneben! Diese Dirne, ein so verwildertes fremdes Gesicht! Aber neben ihr das Jesuskindlein, und jetzt hat sie das Lämmlein ergriffen und drückt es eng an die Muttergottes und lächelt so eigen. Da trinken sie Wein und lesen Wange an Wange weiß Gott was Arges. Und doch die Ohrfeige! Und dieser Zorn wie aus Unschuld! Was soll sie glauben?

»Soll ich ein wenig geigen?« kam es jetzt schüchtern von der Wand. »'s tät vielleicht gut! Etwa: Es ist ein Ros' entsprungen ... oder: Stille Nacht, heilige Nacht?«

Sigi wehrte mit der Hand ab. »Ich bin«, sagte er mit einer versucht ärgerlichen Stimme, »der Anstifter alles Bösen und Guten hier. Jetzt will ich eine kleine Rede halten.«

Und nun erzählte er mit einer kalten, beißenden Selbstverhöhnung, wie er ins Mili »bis über den Wirbel« verliebt sei. Johannes sei ihm darum heillos überquer gekommen. Doch habe er immer geglaubt, es sei nichts Ernstes von solchen, die wie Geschwister beisammen gelebt, für einen richtigen Liebhaber zu befürchten.

Er habe gedacht, so einem kalten, vergeßlichen Menschen wie Johannes anzuhangen, sei eine Sünde am frischen Leben. Mili verdiene ein ganzes heißes Herz. Mag er sich mit diesem »Schulkind« belustigen, habe er gedacht und sei heimgereist und habe mit Mili reden wollen.

Aber am gleichen Abend in der bittersten Zerstörung seines Herzens habe er einen Mann wunderbar reden hören. Das heißt, er habe einfältig und nicht geschickt und recht kunterbunt durcheinander geredet. Aber ihn habe es wie eine Stimme aus den Himmeln gedünkt. Er habe sich in seinem Elend an diesen Mann geschmiegt, er sehe noch das Gesicht, viel leuchtender und freudiger als der schönste Stern über ihnen, und fühle noch das warme gewaltige Herzklopfen unter seinem Kittel. Just, was der sprach und wie er's sprach, habe ihn bis in die Seele getroffen. Er sei sich furchtbar dumm und klein und schlecht vorgekommen und noch spät nachts zum Pfarrer gelaufen, um ihm offen zu sagen, daß er das Mili dem Johannes nie wegnehmen könnte und nie wegnehmen möchte. Aber wen traf er da? Das Mili selbst.

Eben hatte das Mili dem Pfarrer gelobt, sie wolle jetzt durchaus auf Johannes verzichten; bis jetzt sei das innerlich nicht geschehen. Jetzt tue sie es mit vollem Verstand und Willen. Und der Pfarrer habe eine köstliche Freude gehabt und auf den eintretenden Sigi gezeigt: der wäre der Rechte! Aber wie sei Carolus aus den Wolken gefallen, als Sigi zum Mili sagte: Verzeih mir, ich will dich nie mehr behelligen; das wegen Johannes ist eine elende Lüge. Ich selbst habe ihm jenes Mädchen aufgehalst; aber es ist weder eine Dirne, noch läßt sich Johannes mit ihm in etwas Unsauberes ein. »So sagte ich.«

Mili blickte mit einem beredten Vorwurf auf das Sofa, wo sie die zwei so intim nebeneinander überrascht hatte. Sie schüttelte den Kopf, sie glaubte nicht.

Dann komme selbst und überzeuge dich, so viel ist die Reise schon wert, habe er gesagt. Und schließlich, da auch der Pfarrer energisch beistimmte und der Schül längst wegen einer Anstellung nach Zürich sollte, so seien sie heute mittag wirklich abgereist, aber sie beide hätten nicht zehn Worte unterwegs gewechselt. »Aber

du, Johannes, zeige endlich, daß du ein so kostbares Geschöpf verdienst. Sonst, bei Gott, geschähe dir recht, wenn ein Besserer sie gewänne!«

Dem Johannes schien, man kehre sein Inneres nach außen, und wußte nicht, wohin blicken. Er schämte sich. Dem Lorli entging nichts. Es rückte immer mehr von ihm ab und rutschte immer mehr gegen das Krippenspiel hinüber.

»Ich weiß genug,« sagte das Mili tonlos. »Ich hab' es ja gesehen, Arm in Arm, Wein ... eine ... eine Dirn ... Schon nach ein paar Wochen von daheim ... Und Weihnacht ... und wir dachten, du kommest ... du habest Heimweh ... du ... ach ... Uns kein Wort schreiben, aber da ... da kannst du mit einem ... hergelaufenen Mädchen schreiben und lesen und .. ach ... Onkel, komm!« Sie erhob sich, tränennaß, und die ganze Bitterkeit der letzten Tage und Nächte übernahm sie.

Ihr Gesicht war so schön und so durch und durch vom Kummer geadelt, daß niemand wagte, sie aufzuhalten, niemand als — Lorli.

Denn das war nun für alle unerwartet und erstaunlich, wie die Kleine aufsprang, in ihrem weißen Kleide wie ein Schmetterling der hochgewachsenen dunklen Jungfrau anflog, sie umarmte und mit so inbrünstigen guten, treuen Augen anflehte, daß in Mili alle Überlegung stockte. Dieses Mädchen, das dem Mili kaum an die Achsel reichte, aber mit viel reiferen Augen dreinsah, zog und zerrte mit leidenschaftlicher Heftigkeit an der Jungfer und zwang sie neben sich aufs Sofa. Dann öffnete sie das blaue Heft, tupfte mit dem Finger gebieterisch auf den Titel und warf hilfefordernde Blicke auf Johannes.

»Vorlesen sollst du das, Mili!« erklärte Johannes. »Gerade als ihr kamt, wollten wir damit beginnen. Vielleicht geht uns allen dann ein Licht auf.«

»Ach, wozu?« rief Mili. Sie verstand kaum, was man sagte. »Lese sie selber ... das ist ja alles ...«

»Das arme Kind ist taubstumm,« erwiderte Johannes.

»Was ... taub ... stumm?« stotterte Mili, seiner kaum mächtig. Eine unermeßliche Verwirrung, durch die es hell und dunkel zuckte, ergriff sie. Aber da lächelte die Kleine ihr schon ins Gesicht und nickte, denn das Wort taubstumm verstand sie am besten von der Lippe zu lesen, nickte fröhlich, streichelte die große Bäuerinnenhand mit seinen Pfötchen und tupfte wieder energisch auf den Titel.

»Lies denn!« bat Sigi. »Wir sind alle gestraft. Dahinten hat einer sogar eine Ohrfeige. Vielleicht verdienst du auch eine kleine Strafe. Lies!«

Dem Mili schwamm es vor den Augen. Es nahm dennoch das Heft. Wie Lorli das sah, umschloß es innig, innig mit einem Arm die große Nachbarin, blickte zu ihr auf, und ein wahrer Himmel entstrahlte seinen Augen. Aber mit dem rechten Arm preßte es das Lämmchen zum Jesuskind. Das war unwiderstehlich. Ohne zu wissen, wieso und warum, begann Mili mit seiner hohen, lauten Stimme:

»Es war einmal ein Lämmchen ohne Heim ...«

Lorli schlug mit der Hand auf seine Brust: Ich, das war ich ... Dann umschlang es Milis kräftige Hüfte wieder und sah ihr sorgsam auf die geschnäbelte Oberlippe.

»Da dachte das arme Tier: Was mach' ich allein? Alle haben ein Heim und einen lieben Herrn, nur ich nicht. — Und es ging auf die Suche.

»Und zuerst kam es einem reichen Herrn in die Hand. Der hatte alles in Fülle, Haus und Herde und Macht und Reichtum. Aber wie es zu ihm trat, blitzte auch schon die Schere in seiner Hand, um ihm die Wolle zu nehmen. Und ein Schlachtmesser steckte grausig in seinem Gurt. Das würde er hernach ziehen und das Lämmchen, nackt und jung, zu seinem Mittagschmaus abschlachten. Da floh das Lämmchen.«

Jetzt zeigte Lorli mit unerbittlichem Finger auf Sigi. Der! Der ist es! Ich habe ihn durchschaut. Er wartete, aber zuletzt hätte er Schere und Messer gezogen.

Sigi schluckte und zog die Brauen zickzackig hoch. Aber er sagte nicht nein, und niemand half ihm. Mili drückte das Lorli enger an sich und fuhr leiser fort:

»Nun floh es zu einem andern Herrn. Der saß still und kühl da und freute sich am Tierchen und nahm Farbe und Pinsel heraus und sagte: ‚Sei glücklich, ich will dich malen!'

»Aber das stillte dem Lämmchen weder den Hunger noch gab es ihm Streu zum Warmwerden. Und so floh es wieder.«

Alle blickten auf das Kind. Und wirklich, es streckte den Finger sogleich gegen Johannes: Der da! Da war keine Wärme und kein Herz... Jetzt sah auch Mili auf. Und wie ein einziger Blitz zum Erhellen einer ganzen, bisher dunklen Landschaft genügt, so kam es über Mili: Ja, kein Herz, Farben, Zeichnung, Essen, Trinken, Lachen, aber kein Herz. Und noch inniger, als wäre es von jeher sein Schwesterlein gewesen, drängte Mili das Mägdlein an sich, indem es weiterlas:

»Da dachte das arme Geschöpf: Ach, jetzt geh' ich nicht mehr hin, wo reiche oder schöne Herrschaften hausen. Die wollen mich ja nur zum Noch-reicher- und Noch-schöner-werden verbrauchen; aber nicht zum Hirten und Herzen, wie ich's doch auch, wie alles, was lebt, nötig habe, nehmen sie mich zu sich.

»Jetzt suche ich keine hohen und breiten Höfe mehr. Da ist keine Liebe. Und es trabte und

trabte müde weiter, wo etwa ein recht kleiner, niedriger Stall wäre und davor eine ganz elende Stallampe hinge, denn es dunkelte schon.

»Vom Hunger, Wind und Unwetter war das Tier so mißhandelt, daß es geradezu häßlich anzuschauen war und die Hunde es überall anbellten und die Buben ihm Steine nachwarfen und kein ehrlicher Mensch mit ihm hätte etwas zu schaffen haben wollen. Das ist ein ausgeschämtes, verlumptes, verdorbenes Tier, sagten sie und schüttelten sich vor Anstand und Ekel.« — Wieder zeigte Lorli auf sich.

»So wagte es sich nun nicht einmal mehr in die kleinen Höfe und geringen Hürden hinein. Es ist zu schön für mich! jammerte es und suchte noch Geringeres.«

Die kleine Gesellschaft in der Stube verstand nach und nach, wohin die Legende ziele. Alle ergriff der einfältige Ton. Und Mili las auch rührend einfach.

»Endlich, als es fast erfroren und todmatt war, sah es noch einen kleinen Lichtschimmer von einem Stall herkommen. Dieser Stall war eher ein Haufen Steine mit Ästen darüber und einem Loch darinnen. So etwas Armes hatte nicht einmal unser Lämmchen bisher gesehen. Das ist etwas für mich, dachte es; das paßt ganz zu mir. — Und im Augenblick fühlte es schon etwas Heimatliches, Stubensüßes über sich kommen. Es trottete herzu, blieb am zerbröckelten Eingang stehen und staunte geblendet. Denn innen war alles voll Licht. Eine königlich schöne Mutter saß da auf einem Strunk Holz und ein Kind hell wie die Sonne lag in ihrem Schoß, und Lämmchen aller Art drängten sich herum, magere, besudelte, zerfetzte und verkrüppelte, rieben sich an den Knien der Frau, wärmten sich am Sonnenschein des Kindes und blökten so vergnügt, wie man nur im sicheren Heim sich zu gebärden vermag. Und sogleich sah die heilige Frau das zitternde Tier an der Schwelle und winkte es herzu und grüßte: Herein, herein, hier darf niemand draußen stehen. Gerade du nicht! Gerade für euch hab' ich diesen jungen schönen guten Hirten geboren. Ihr hättet ja sonst niemand. Er aber wird nicht bloß euch, sondern die ganze Welt behirten und behüten.

»Und da fühlte das Lämmchen, wo es doch eben noch vor Blödigkeit und Elend meinte umzufallen, keinen Hunger und keinen Frost mehr. Maria streichelte sein Fell glatt, und das Jesuskind lächelte es an, und nun kam noch Josef, schüttete Heu und Streue auf und drohte mit dem Finger, aber nicht böse, daß sie jetzt alle wie Brüder und Schwestern in guter Ordnung äßen und tränken und friedlich nebeneinander von allem Leid der Welt ausruhten, recht wacker schliefen und zu einem neuen, besseren Tag erwachten.«

Sogleich nach diesem Schlußsatz zeigte Lorli zum Lämmchen neben der Krippe. Und alle verstanden, es wolle nun auch einen solchen guten treuen Hirten suchen. Ob man verstehe? Dann stand es stramm auf. Offenbar wollte es sogleich weggehen. Hier hatte es seinen Stall nicht gefunden.

Aber Mili hielt es nun seinerseits mit aller Kraft fest und sagte: »Du Gutes!« Und sie nahm es wie ein Kind zwischen die Arme, daß Lorli halb auf ihren Schoß zu sitzen kam, und küßte es zwei-, dreimal auf den Mund und streichelte es über den Wangenflaum und sagte wieder: »Du Gutes!« und: »Verzeih mir, ich war auch so schlecht!« Obwohl Lorli die Worte nicht buchstäblich verstand, begriff sie doch den Sinn der Liebkosungen und nickte und wehrte und wollte aufstehen und sich — ach, so gern! — wieder neben diese gesunde, frische, Reinheit und Stärke atmende, wahrhaft mütterliche Freundin niederlassen.

Da stimmte und summte es plötzlich leise durchs Stübchen wie von süßen frommen Bienen, wenn sie um ihre liebste Blüte schwirren. Es war die E-Saite auf Schüls Violine. Dann glitt das Spiel auf die nächsten Saiten, rauschte kräftiger, etwa wie junges Weidenlaub im Morgenwind, noch ehe die Sonne da ist, geheimnisvoll zu flüstern und zu plaudern beginnt. Dann ward es lauter. Das war schon Buchenlaub, geschüttelt im lauten streitbaren Tag. Oh, wie schön! Alles lauschte. Schül hatte »seine Gnade«.

Plötzlich eine Stimme von weit, weit hinten, aus einem gewaltigen Dome etwa, von der dunklen Orgelempore her. Einsam und still klang die Melodie: »Es ist ein Ros' entsprungen.« Alle horchten, sagten die Worte in der Seele nach und falteten unbewußt die Hände.

An diese einsame Stimme der Hoffnung schloß sich nach kurzem ein feierlicher Chor an, sang und hoffte und glaubte mit und sah mit Augen: »Hat sie ein Kind geboren, das uns erlöset hat.« Der Dom füllte sich mit Weihnacht. Tausendköpfig sang das Volk zwischen Bogen und Säulen mit. Niemand, der nicht gemeint hätte, er wäre in der Kirche, in der Lustigern Weihnachtsmette um Mitternacht.

Lorli schob schüchtern ein Blatt dem Mili zu. Was war das, was dieses Stüblein zu einer Kirche machte? Und Mili schrieb:

Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art,
Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Lorli sog die Zeilen sozusagen aus dem Stift. Sie, die nicht reden und nicht hören konnte, konnte dafür besser als alle diese scharfen Ohren

und Jungen das Unaussprechliche und das Verschwiegene aus Mensch und Natur und hier aus diesem fast übernatürlich schönen Lied erkennen. Sie war jetzt die Glücklichste. Sie schmiegte sich an Mili wie das Laub an den Zweig, und es schien ihr, sie höre nun auch aus dem Atem und dem singenden Saft und Blut der Freundin die Musik der Geige dort:

Das Röslein, das ich meine,
Davon Jesaias sagt,
Hat uns gebracht alleine
Marie, die reine Magd;
Aus Gottes ew'gem Rat
Hat sie ein Kind geboren,
Das uns erlöset hat.

Lorli vermochte nichts als zu lesen und die schreibende Hand immerfort zu küssen.

Wir bitten dich von Herzen,
Gott, Vater aller Gnad',
Durch dieses Kindleins Schmerzen,
Die es erlitten hat,
Wollst uns verhilflich sein,
Daß wir ihm mögen machen
Ein' Wohnung hübsch und fein.

»Wo singt man das?« bat Lorli hingerissen.

»Bei uns im Dorf. Komm mit! Komm zu mir!«

»Ich werde kommen.«

Sechs Wochen nach jenem Abend befand sich Lorli im Tälerhause bei der Freundin. Der merkwürdige Toggenburger Hornung hatte eben begonnen, und Mili führte sein kleines »Schwarzjüngferli« sogleich recht und schlecht, als wäre es immer so gewesen, am Blasiustag in die Kirche zur Halssegnung, und zwei Tage später, an Sankt Agatha, durfte Lorli auch vier Brötchen zum Altar tragen, damit sie gesegnet würden. Das Geblüt der italienischen Ahnen regte sich, und Lorli glaubte wahrhaft, in jenem stillen Dorf ohne Bahn und Postwagen den rechten Stall und Wirt gefunden zu haben.

Frau Ida Quäler lag wieder im Bett. Die Grippe sei ihr in den Kopf gefahren. Es war aber noch etwas andres.

Ihr Mann hatte, wie übrigens auch schon der Schlüsselwirt und der Wirt vom Weißen Lämmli, nach Dreikönigen doch wieder eine »kleine gesunde Belustigung« veranstaltet. Frau Ida war furchtbar zarten Gewissens und hurtig von Skrupeln bedrängt. Sollte sie es dem Pfarrer zeitig mitteilen? Es war ein »geschlossener Tanz«, wie man sagte, im Hinterhause, und nur etwa zwanzig Personen waren vorgesehen. Die Lampen sollten verhängt und Kissen zwischen die Vorfenster und die eigentlichen Fenster gestopft werden. Dennoch, die Sünde war da, gleichviel, ob bei offenen oder verrammelten Türen.

Sie rief den Pfarrer zur Beichte. Aber als der Riese groß und machtvoll vor ihr stand, gütig lächelnd, aber doch als Richter, da hatte sie nicht den Mut, ihm die Gefahr zu erzählen. Plötzlich kamen ihr siebenfach die Ausflüchte: Was gehe sie der Plan ihres Mannes an? Hindern könne sie ihn doch nicht. Er werde vielleicht gar nie ausgeführt. Sie wolle dagegen beten. Aber kaum war der Geistliche mit Stola und Gebetbuch aus der Tür, so kehrten die Ängste mit doppelter Gewalt zurück, und ihre Seele fühlte sich bedrückter als je. Sie hatte etwas Wichtiges in der Beichte verschwiegen. Ihr Bekenntnis war nicht ehrlich genug, das Sakrament wurde entehrt; statt ledig ihrer Schuld war sie noch viel schuldhafter geworden.

An einem Sonntagabend wurde dann wirklich getanzt. Ab und zu hörte die Kranke, je nachdem eine Tür aufging, etwas von Schüls Geige. Aber merkwürdig, statt sich davon noch bedrängter zu fühlen, taten ihr diese Töne wohl. Einmal kam Viktor, weinatmig und weinfröhlich, in die Kammer. Er trug ein Gläschen alten Marsala und die Flasche in der Hand, fragte, wie es gehe, diesen Tropfen da solle sie schlukken, das sei Medizin bester Sorte, und überhaupt solle sie fröhlich sein. Es gehe ganz artig zu. Der Papst dürfte zuschauen.

Sie trank, fühlte Mut und bat, man solle ihre Tür ein wenig offen lassen. Es klinge so schön. Da küßte er sie sogar und sagte verschmitzt: »Warte nur! In einer Stunde wird das Nachtessen serviert. Dann ...«

Was dann? Er ließ Flasche und Gläschen auf dem Nachttisch stehen und lief pfeifend hinaus. Aber nach kurzem schlüpfte Schül herein, mit einem wahren Bubengesicht, so frisch und lustig, setzte sich in die dämmrige Ecke, stimmte und fragte: »Was darf es sein?«

»Ein Bild ist mir ins Herz gegraben,« flüsterte sie, und die Violine, die eben noch die ärgsten Gassenhauer geschrien hatte, machte plötzlich einen pilgerfrommen Mund und sang das Lied jenes innigen und sinnigen Mönches in der Waldstatt,* das sie vor zwanzig Jahren auf der Hochzeitsreise mit ihrem noch so stürmisch guten und idealen Viktor zum erstenmal vernommen hatte.

Und jetzt? Dreimal mußte Schül fragen, bevor sie aus ihrem Fieber erwachte und wußte, wo sie sei. Und jetzt?

»Der Ustig wott cho!« rief sie lebhafter.

Sogleich jubelte das urchigste Frühlingslied der alten Schweiz zur Decke empor. Ah, sie, die Obertoggenburgerin, lebte selig in ihre Kindheit zurück. Wo sind die Wiesen bis im Oktober so grün? Wo trampelt das Vieh so ungebärdig aus den Ställen? Wo geht's so lustig zu den Höhen, unter das Gefels des Altmann und Säntis? Und die junge Thur rauscht aus den Schluchten hervor, und der Frauenschuh

* Gall Morel von Einsiedeln.

wächst gelbbraunsamtig an den Schattenränften, und die Kuckucke locken sich viertelstundenweit von Wald zu Wald, und der Schnee ist nicht mehr ein Feind, sondern eine vornehme, silberne Hoheit, die das schnellfüßige Talvolk zu sich hinauf lädt, um einmal von da oben das schöne vierkammerige Toggenburg in seiner ganzen Seele, von seinen naivsten Empfindungen bis zur weltmännisch gereiften Erfahrung ausgeschüttet vor sich zu sehen. Und alles im »Ustig«, im »Austagen«, das ist in der Zauberzeit, wo endlich wieder das verwinterte dunkle Jahr zu tagen beginnt, wo es endlich wieder Morgen, sonnig, zum Leben, ach, zum schönen Leben taghell wird. »Der Ustig wott cho!«

Und jetzt? Schläft die Frau? Schül schleicht näher, sieht entzückt ihr friedliches Gesicht, noch entzückter die golddunkle Marsalaflasche. Aber er überwindet sich. Frau Ilgenwirtin, und jetzt? Ich muß dann zur Tafel.

Jetzt? Sie reibt sich die Augen. Jetzt noch ein tolles, ein ganz tolles! Übermütig lächelt ihr verkümmertes Gesicht, und man merkt, daß hinter diesem verblaßten, vergrübelten, unlustigen Bilde einst eine helle Mädchenschönheit und Mädchenlustigkeit herrschte.

Wißt Ihr was? »Wo e chlis Hüttli steht, ist e chlis Güetli.«

»Da kommt Ihr mir grad' recht, Frau Bas',« und sogleich stürzte er, drei Schritt vom Bett, das übermütige hopsige Lied herunter, indem er leise die Worte summte: »Wo de vieli Buebe sind, Meitli sind, Buebe sind — da isch halt lustig, da isch halt schön ...« Und weiter: »Meitli, tue nid so harb, du bisch betroge. Meitli, tue nid so stolz, du bisch i Gfohr ... Daß ich di nimme mag, gar nid mag, nimme mag, säll isch erloge, säll isch nid wohr.«

Was dachte die Frau in den Kissen? Wie sie einst selbst getanzt und getollt und geliebelt und geschmollt hat? Denn dort oben, im rassigen Obertoggenburg, hätte kein Teufel und kein Engel das Tanzen verwehren können. Oder denkt sie an Sigi und seine Märchensucht? Ist's Krankheit, ist's Spaß wie zu ihrer Zeit? Aber einer wie ihr Gemahl darf er nicht werden, nie, nie!

»Daß ich di nimme mag, gar nid mag, nimme mag, säll isch erloge, säll isch nid wohr,« repetiert der Spielmann, und Frau Ida lächelt und denkt nun wirklich an Mili und Sigi. Ei, ei, wie nur schon die Namen passen!

Schül will jetzt gehen. Man bankettiert im Saal. Ohne ihn läuft nichts recht. Aber da tiert der Spielmann, und Frau Ida lächelt und Liedern und bittet: »Vetter, nur noch eins!«

»Gut, aber ein kurzes! Was für eins?«

Sie sinnt, wird ernst, Schatten huschen daher. »Das Stabat Mater!« sagt sie endlich.

»Was?«

»Steht die Mutter voller Schmerzen.«

»Was? Das da? Jetzt nach dem Holdrio?«

Sie nickt: »Ja, gerade das. Bald haben wir Fastenzeit.«

Da kauert Schül in die Ecke, schließt die Augen, duckt sich zusammen und stimmt den unerfaßlich einfachen, wehen Choralton an, von der Mutter, die unter dem Kreuze steht, von allen Müttern, die vom Liebsten am härtesten leiden. Schül, der bewegliche, gefühlsheiße Schül, ist sogleich in diese uralte Bitterkeit versenkt, die Saiten beben, der Bogen weint. Eine Andacht, eine Größe, eine Herzensinnigkeit steigt auf, etwas Heiliges umschwebt ihn, der spielt, und sie, die mitbetet, als wär's eine sakramentale Stunde.

Als die Violine verklang, betete Frau Ida noch weiter. O schön, schön fürwahr ist auch der Schmerz. Süß ist auch das Leiden für liebe, liebe Menschen.

Sie wollte dem Schül danken. Aber was macht er? Tief über die Geige hängt sein weichlich mildes Gesicht, er weint, er schluchzt, er verbirgt das Gesicht wie ein verschütteltes, reuiges Kind.

»Vetter!«

»Ich muß jetzt gehen, Bas'; ich weiß ... aber noch eine Minute!« Grimmig wischt er sich mit dem Seidentüchlein, das er kokett wie große Geiger von der linken Achsel über die Herzseite fallen läßt, das nasse Gesicht ab. »Dieses Lied ist ein Wunder! O wir Sünder! Es ist, glaub' ich, vom Himmel gefallen wie eine Sternschnuppe. Wer könnte solches erfinden da unten?« sagte er und heiterte sich rasch auf. Ida bot ihm die Hand, und da funkelte ihn das Marsalagold noch zauberischer an. Die letzte Träne vom Auge wischend, bat er dienerlich: »Wie wär's, gute Bas', ist's erlaubt? Ein Spitzchen voll?«

»Nehmt, nehmt!« gewährte die Kranke und kehrte sich gegen die Wand, um nach solcher Erhebung mit sich allein zu sein.

Schül füllte das Gläschen schnell ein zweites und, da die Frau Bas' nichts zu merken schien, ein drittes Mal. Wie, ich spielte doch vier Lieder! Also noch einen letzten Schluck.

Die Fastnacht dauert in diesen Dörfern sozusagen von Dreikönigen bis Aschermittwoch für den Begehrlichen. Julius Tälers Geige reizte bald da, bald dort zu kleinen heimlichen Karnevalsfreuden. In engen Zirkeln, unter Wenigen, wie in der Ilge, die das Geheimnis gleich Verschworenen wahrten, und dann in Bauernhöfen, wo es eine halbwüchsige Jugend und Knecht und Magd gab, sozusagen am Familienabend, da zündete die Geige. Ja, er hetzte und ward selbst noch mehr gehetzt. Ein Rausch erfüllte die ganze Stube.

Aber die Böden der Lustigerstuben sind hart-

hölzern, sie hallen zu laut wider, und die Schuhe der Lustigerburschen sind zu schwer genagelt, als daß sie nicht zu Verrätern würden. Carolus wußte nach und nach von jedem einzelnen Vorfall. Jedesmal bekam er ein Tosen im Gehirn bis unters Haar, Schwindel und starkes Nasenbluten. Er bat endlich Julius zu sich, suchte ihm das Unheil vorzustellen, das seine Tanzmusik in das ruhige Dorf werfe, flehte, drohte, bot ihm vielerlei kurzweilige Arbeit zum Ersatz an, wollte für ihn eine Blechmusik, eine Lesegesellschaft, ein Theater gründen und suchte ihn jetzt sogleich für die Fastnachtspiele zu dingen, wo dem Dorf die alten Tänze mit der Tracht und Sitte und dem Spiel jener Tage als Gegengift zu der modernen Hopserei vorgeführt werden sollten. Freilich ward strikte gefordert, daß er dem ärgerlichen Zusammenleben mit Siria ein Ende mache, wobei aber Carl seine ganze treue Hilfe versprach. Er wolle für Siria die Unterkunft in einer tüchtigen Haushaltungsschule besorgen. Dort solle sie in der Lehre der Kirche unterrichtet werden. Inzwischen führe Schül sich in Lustigern ehrbar auf und gewinne das Zutrauen des Dorfes. Dann, wenn alles reif sei — denn auch er lebe nicht mehr wie ein Christ, geschweige wie ein Katholik! —, sollen sie beide mit dem heiligen Band des Ehesakraments für alle Zeit verbunden werden.

Als Schül schwieg, fragte Carl nervös, wie er bei einem solchen Angebot noch stutzen könne.

»Ich bin zivilrechtlich verheiratet,« antwortete Schül mit einigem Pathos. »Die ganze schweizerische Eidgenossenschaft schützt mich.«

»Auch ich gehöre zur Eidgenossenschaft und bin stolz darauf und möchte ihr viel Ehre machen,« versetzte Carl. »Aber dabei vergess' ich nicht, daß es noch eine weitere, höhere, seelenbindende Eidgenossenschaft weit über alle engen Grenzsteine hinaus gibt, die katholische. In ihr seid ihr getauft. Nur in ihr werdet ihr Mann und Weib. Die Ehe ist kein herrenloses Gut, sie ist ein Sakrament im Glauben und in der Liebe Christi!«

Schül zerrte an den Zipfeln seines Schnurrbartes, halb in Angst, halb in Hochmut.

»Meint Ihr etwa, ich wolle Euch oder Siria nötigen, katholisch zu werden? Gegen euer Gewissen, wenn so was bei Euch überhaupt noch mitspielt? Oder gegen euer inneres Denken und Fühlen? Torheit! Wenn Ihr mir sagtet, Ihr wolltet morgen mir zulieb' oder der Nützlichkeit wegen zur Beichte und Kommunion kommen, ich schlösse die Kirche vor Euch. Ihr müßt von Herzen wollen, gern, gern wollen. Und darum möcht' ich Euch Stunden geben, wie einer italienische oder englische Unterrichtsstunden gibt. Ich möchte Euch katholische Stunden geben. Ihr säßet da und ich da, und wir plauderten gemütlich, untersuchten, stritten, bewiesen, und Ihr hättet nichts, rein nichts anzunehmen, als was Euch als spiegelklare Wahrheit ins Gesicht schiene. Versuchen muß ich es. Denn Ihr seid in diese Pfarrei gekommen, wo ich wachen, sorgen und alle Schäflein, die verirrten zu allererst, hirten muß.«

Schül reckte seine leichte Figur je länger je mehr bei solchen Worten. Daß man ihn so wichtig nahm, machte ihn fast eitel.

»Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit,« antwortete er und verbeugte sich posenhaft; »diese Dinge sind des Überlegens wert. Aber ich habe die Gewohnheit, nichts von Belang zu übereilen.«

Carl spürte sein Blut hochwallen. Wie er doch lügt, dieser Stegreifmensch! Er, der nie überlegt und sich jeder Stimmung kindisch überläßt! Bereits hüpften dem Pfarrer ein paar salzige Grobheiten auf die Zunge. Aber er hielt sie zurück und ward sofort belohnt.

»Immerhin, jeder Dienst ist eines Gegendienstes wert,« gab Schül großartig zu. »Ich verpflichte mich, die Geige zu keinem Tanze, nur noch an Ihrem ‚Altmodischen Abend' zu spielen. Siria liegt mir darob immer im Ohr. Sind Sie vorläufig damit zufrieden?«

Ein wahrer Glücksschwindel stieg Carl zu Kopfe. Das war doch ein Anfang zum Siege, und ein stolzer dazu. Er lief zu einer Schublade, knisterte ungeschickt mit seinen Riesenhänden in Papierchen herum, kam mit einem blauen Hundertfrankenschein und sagte: »Nehmt, Herr Täler, bitte, nehmt! Ihr macht mir ein großes Geschenk, ich mache Euch nur ein kleines. Aber es will auch nicht Lohn heißen, es will nur ein Geschenklein sein!«

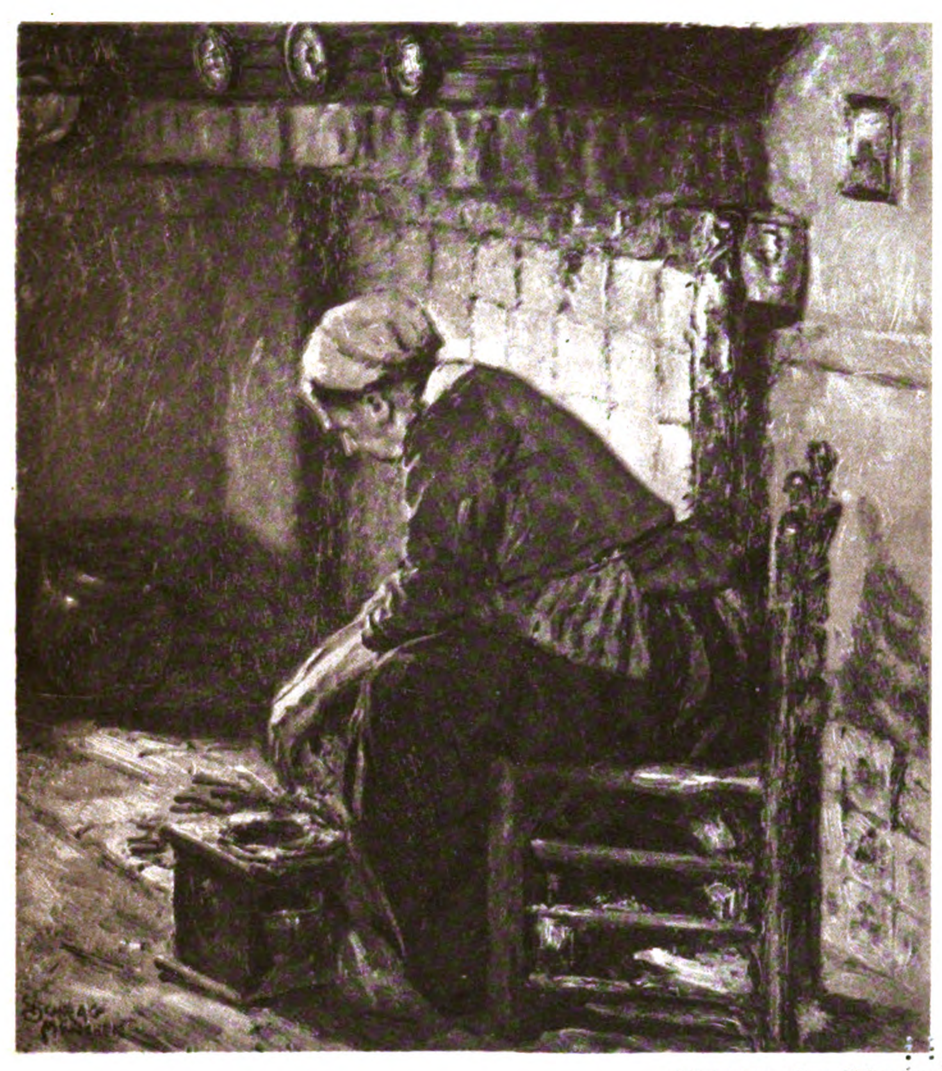
Ohne Erröten griff Schül zu. »Wenn es Ihnen Freude macht, kann ich's ja schon nehmen. Brauchen können wir's bei Gott, Siria und ich!«

Dann empfahl er sich mit einem gezierten Lächeln. Aber der Pfarrer bemerkte das nicht. Wie ein Bub sprang er auf, lief in die Küche und sagte zur erschreckten Peregrina: »Aber, so mach' dir doch noch einen guten Schwarzen; he, ich nehm' auch einen! Und ein Kirsch drein! Und dann ... ach so, es ist Freitag, na, trotz und trotzdem beten wir den glorreichen Rosenkranz.«

Aber es wäre besser gewesen, den schmerzhaften Rosenkranz zu beten. Denn wenige Tage später vernahm Carolus, daß der elende Lustikus doch wieder Tanzmusik aufgespielt habe.

Das traf wie ein Keulenhieb. Unbedingt, jetzt mußte etwas Kraftvolles geschehen.

Carl saß im dunkelnden Zimmer, ohne die Lampe anzuzünden, und suchte Aug' und Herz am Fenster, das in den Friedhof sah, etwas zu beruhigen. Aber diese Ruhe da draußen im blassen Vorfrühlingsabend regte ihn nur noch mehr auf. Daher kommt alles Elend, daß ich



Offsetdruck von Georg Westermann

Julius Schrag: Das Alter

so ein Friedhofleben führe, schimpfte er mit sich. Bewegung, Arbeit fehlt mir. Es geht kein rechter Wind durch mein Pastorieren. Alles tut sich in den Pantoffeln ab, in kleinem Schnitzelskram. Ich habe keine große blutschwitzende Aufgabe, kein begeisterndes Werk vor mir.

Das ist die Sache: ich muß mit dem Turm beginnen. Wie der Turm, so der Pfarrer, und umgekehrt! Vielleicht gibt es Krach dabei. Gut, möge es krachen. Diese Stille wie der Tod da draußen ist viel ungesunder.

Gleich nach Ostern muß man beginnen. Diese prächtige Arbeit wird das ganze Dorf in Atem halten. Wer wird noch ans Tanzen denken? O Gott, guter Gott, wie schön kann noch alles werden!

Der Saal im »Silberfisch« füllte sich. Klein sind die Stuben der Dorfwirtschaften, und es bleibt ein ewiges Rätsel, wie elastisch sie dennoch werden können, wenn Hunderte Platz finden, wo man auf Dutzende rechnete. Da wird ein Tisch über den andern gestellt, da eine Wand ausgehoben, da der Vorflur hinzugequacksalbert. Immer noch winden, keilen sich neue Gäste ein, wo vorher gesagt wurde, keine Stecknadel schöbe sich mehr dazwischen.

Längs den Fenstern lief eine Holzterrasse. So wurden denn die Scheiben und beiden Türen ausgehängt und von der Straße Holztreppen emporgeführt, damit der »Altmodische Abend« sich dort in reichem Laternenschein, unter dem freien, föhnigen Märzhimmel, präsentieren könne.

Man hatte Kostüme von St. Gallen kommen lassen. Johannes und Sigi wurden dringend zur Teilnahme gerufen. Die zwei hübschesten Jünglinge durften in dem alten Großvaterreigen nicht fehlen. Auch Mili und Dorli mußten sich zu den Figuren des Spieles hergeben. Dem Schül ward ausdrücklich gesagt, daß man seine Mitwirkung nicht dulde. Denn eines Tags hatte Siria einen Zettel ins Pfarrhaus geschickt: Obacht! Mein lieber armer Tollkopf hat etwas vor!

Auch Carolus hatte etwas vor. Nach dem Spiel wollte er die alte und die neue Zeit in kurzer Rede vergleichen, die Lustigkeit von damals und die Lustigkeit von heute. Und da wollte er die heutige maskierte und tanzende Fastnacht in ihrer ganzen Blödigkeit zeigen. Sowie er nur zu reden begänne, würde ein gewaltiges Lichtbild vorgeführt, Rethels grausige Darstellung der Pest am Karneval, wo die blau gedunsenen Leichengesichter aus den heruntergefallenen Larven grinsen. Das war der Augenblick, um allen Pfarrkindern das Gelübde abzunehmen, daß sie zu keiner Tänzerei mithelfen wollten. Und dann wollte er ihnen vom Turmbau erzählen, ihre Neugier locken, ihre Begeisterung wecken und ihnen sagen, was das auch Geld und schöne Arbeit ins Dorf bringe. Er wollte sagen, wer einen Wagen oder ein Pferd oder einen Stier habe und wer damit helfe, Sand und Steine und Holz zuführen, wer aus seinem Wäldchen einen Baum schenke, aus dem Thurtobel Sand heraufhole, kurz, irgendwie mithelfe, sei ein halber Erbauer des Turms.

Der Abend kam. Mit ärgerlichen Augen hatten Corneli und Cecili von ihren Scheiben aus verfolgt, wie da auf der nahen Terrasse Lampions aufgehängt, Tannenkränze um die Stangen gewunden, hellfarbene Teppiche über das Geländer hinuntergehängt wurden und wie dann und wann eine seltsam gekleidete Person in hohen Hauben und buntem Kamisol, von den Gassenkindern umgafft, im »Silberfisch« verschwand. Torheit! schimpfte die Greisin ein übers andremal, aber konnte nicht vom Fenster lassen. Narrenstücke, betonte Corneli sehr ernst. Aber wartet nur, ihr Sorglosen! — Immer wieder sah er nach der Uhr.

Um halb acht ward es dunkel, die verkleideten Paare sammelten sich im Hausgang. Auf dem Balkon fiedelte schon Lehrer Peder, und zwei fixe Pfeifer und eine Schlagzither spielten mit ihm zusammen langsame, schrittmäßige Weisen. Eine gewisse Feierlichkeit lag in der Luft. Der Saal war drückend voll, unten in der Gasse starrte es schwarz von Köpfen und Mützen.

In bunten Fräcken und weiten Röcken, mit Zöpfen die Männer, mit gebänderten Haarkronen die Frauen, die in Haube, die im Schleiertuch, die in Perücke, einfache Dörflerinnen in der Sonntagstracht und aufgeputzte Bürgerfrauen mit Kettlein und Seiden, so füllte es rauschend den Hausflur und wartete auf die Glocke zur Vorstellung.

Mili stand da als die größte der weiblichen Rollen, hoch, steif, feierlich, eine Ratsherrin oder Vögtin von 1720. Lorli dagegen hatte als Soldatenfrau zu gelten, deren Gemahl als französischer Hauptmann im Urlaub weilt. Der Pfarrer wollte absolut, daß Johannes diesen Hauptmann, Sigi den gewichtigen Senator darstelle. Selbst im Spiel wollte er den Johannes nicht mit dem Mili vermählt sehen.

Bei den Proben sprachen sie wenig mitsammen. Das stumme Lorli redete sozusagen am meisten.

Sigi machte kleine Späßchen nach rechts und links und wurde von den Jungen über alles bewundert. Aber gegen Mili tat er sehr ernst, und was er redete, das merkte sie bald genug, war alles besonnen und tüchtig, während Johannes nur lachte oder eine Gewöhnlichkeit von den Lippen brach. »Die Ratsherrinnen, wie du da eine bist,« erzählte Sigi etwa, »haben eine Stunde nach dieser steifen Toilette daheim wieder im gröbsten Küchengewand Brotteig gewalkt

oder den Hühnerstall ausgemistet. Das war eine Rasse! Schreiben konnte keine, aber die Lieslara, die berühmte von Wilda, hat ihrem Manne sogar die alten Urkunden und Gesetzrodel erklärt.«

Mili mußte zuhören, ob sie wollte oder nicht. Sooft sie nur konnte, versuchte sie sich in ein Gespräch mit Johannes zu retten. Aber es fiel ihr auf, wie schal eigentlich sein Geplauder und wie unaufmerksam er selbst dabei war. Er schien ihr weder älter noch reifer zu werden. Ach, wieviel hatte sie an ihm und in ihm gesehen, was gar nie dagewesen war.

Umgekehrt, wie hatte sie Sigi unterschätzt! Wieviel ruhiger er redete, wieviel gescheite Sammlung lag über seinem Gesicht! Er berichtete ihr fast nur von seiner kranken Mutter. Er habe ihr aus der Heiligenlegende vorgelesen, drei Abende hintereinander. Ihr zulieb! Oh, wie sie nachher flink und froh einschlief! Aber dann tat er es auch sich zulieb. Denn so viel Wunderliches und gewiß auch fromm Erfabeltes darin stecke, trotzdem, was das für Menschen gewesen seien! Hat Johannes je so geplaudert?

Sie mußten sich dann bei den Proben an den Fingerspitzen fassen, wie zwei Planeten umeinander kreisen, Verbeugungen machen, sogar Arm in Arm sechs Schritt vor, drei Schritt rückwärts stolzieren. Sie war zuerst beklommen dabei. Aber Sigi mißbrauchte die Gelegenheit nicht. Seine Hand war fest, ganz anders als der schwächliche Händedruck des Johannes, sein Ellbogen war sicher, Männlichkeit sang aus jedem Schritt. Das imponierte ihr.

In diesen Tänzen löste sich das Paar immer wieder auf, spielte bald neckisch, bald feierlich allein und verband sich dann wieder, und jedesmal, wenn Sigi dem Mili seine Fingerspitzen reichte und sie sich berührten, schien es der Jungfer, als seien es brennende Kerzen.

Wärme! Danach hatte sie sich den ganzen Winter gesehnt! Erst jetzt, da ihr Idol weg war und sie nicht einmal mehr ihr Feuer an diesem lauen egoistischen Kauz anzünden konnte, erst jetzt fühlte sie wie alle sinnlich gesunden, blutwarmen Menschen den Frost der Einsamkeit und Verlassenheit um sich. Das war Schnee, der frieren machte, gegen den kein Stubenofen, nur eine rechte Liebe helfen konnte. Und da sah sie täglich die Siria, eine Heidenheilige, wie sie es heimlich nannte, arm, ehrlos, geplagt und dabei doch so warm, weil in einer tiefen, echten, unzerstörlichen Liebe mit Julius lebend.

Ach, wenn doch mich jemand so suchte! dachte sie oft und erschauderte bei der süßen Vorstellung bis ins Innerste ihrer keuschen Weiblichkeit.

Johannes plauschte und lachte mit allen Mädchen. Aber Sigi redete wenig. Dem Lorli kam er überaus freundlich entgegen. Immer hatte er Stift und Papier für sie bereit. Dieses Jüngferchen mit den großen grauen Samtaugen und dem Mund wie eine volle Kirsche war sicher das glücklichste Wesen hier. Von allen geliebt und geschirmt, erlebte es hier, was es in der Stadt nie gefunden, Ruhe, Unabhängigkeit und allenthalben Beliebtheit.

Unter den Tänzen gab es einen einzigen etwas stürmischen, den Jakoberhops, den der Pfarrer eigens dem Sigi mit dem Mili vorbehalten hatte. Die Dame blieb dabei meist stehen, drehte sich nur leise, die Hände in die Hüften gesperrt, während der Herr in zierlichen Verneigungen und Kreisen um sie herumgaukelte, wie eine leichte Kolonne um eine Festung. Aber aus dem Geflatter wurde ein festes Schreiten, ein prachtvolles Vorhalten der Arme, ein trotziges Spannen der Knie, endlich ein eigentlicher Sturm um die weibliche Burg. Im gleichen Takt drehte die Dame sich rascher, geschickt jedes Einhaken des Feindes in die Ellbogen durch Wiegen und Schwenken des Oberkörpers verhindernd. Dann mußte Sigi in die Ecken zurückfliehen, noch stürmischer nahen, noch heftiger um die Schöne wirbeln, bis seinem Arm endlich doch der Griff gelang und das Paar nun Arm in Arm einen heiteren Hopser rundum vollführte. Bei den letzten Akkorden sollte der Herr die Dame an den Ellbogen in die Höhe halten »wie einen schwebenden Engel«. Das unterblieb hier auf Carolus' Wunsch.

Bei diesem Galopp nun fühlte sich Mili jedesmal wider Willen aufgeregt. Es schien ihr nicht mehr Spiel, sondern gültiges Tun. Jede Bewegung Sigis paßte ihr, sie atmete im Takt mit ihm, fühlte sich sozusagen eins mit ihm.

Aber wenn sie dann wieder auf Johannes blickte, wie gerade jetzt beim langen Stehen und Harren im Hausgang, dann überwallte sie das alte Schwestergefühl, nein, vielmehr eine wahrhaft mütterliche Empfindung, sie müsse sich diesem lieben armen Wesen opfern, es womöglich ein bißchen erwärmen und bereichern, ihm ganz Freundin und Dienerin sein, wie der Pfarrer riet. Niemand habe das so nötig wie gerade Johannes.

Endlich schellte die Hausglocke. Die Paare traten aus der Wirtschaft auf die Straße und stiegen die Leiter zur rot und gelb erleuchteten Terrasse empor. Ein Gemurmel des Staunens ging durch den Saal und über den Straßenplatz. Denn das war wirklich ein schmucker Auftritt, diese alte Zeit in Amt und Militär, in Haus- und Festtracht, im Aufputz von arm und reich, Befehlenden und Gehorchenden. Alle stellten mit ihrem Kostüm gesetzte Leute von vierzig, fünfzig Jahren vor, Sigi und Mili sollten sogar Enkelvater und Enkelmutter sein. Aber die weichen, ungefurchten Gesichter spotteten der Verkleidung. Sie taten wie Großeltern, aber

fühlten wie Großkinder, diese altmodischen Spieler.

Unter atemloser Aufmerksamkeit vollführten die Gruppen ihre würdigen Figuren. Es klappte famos. Zauberisch war in der Farbenglut der Lampions dieses Auf und Nieder der alten Tage anzuschauen, dieses Schwenken und Neigen und glückselige Sichzerstreuen der Gruppen und Wieder-sich-in-heiterer-Geschlossenheit-finden. Und etwas von dem Frieden und der poetischen Genügsamkeit jenes Jahrhunderts schien sich über alle Zuschauer zu legen. Auch die schlichte Musik paßte dazu. Alles atmete Harmlosigkeit, liebenswürdige Zerstreuung und Unschuld.

Ganz anders als bei den Proben ward es dem Mili hier auf dem offenen Plan zumute. Jetzt ward ihm ernst. Streng hielt es sich an Sigi fest, innig verbunden fühlte es sich mit ihm, und beim Jakoberhopser, wo sie beide allein spielten, zwei so prächtige Menschenbilder, da sträubte es sich nicht lange, klammerte sich warm in den Armgriff des Partners, galoppierte mit entzückten Augen um die Bühne, verneigte sich begeistert und ward gar nicht überrascht, nein, sie hatte es selig geahnt, als Sigi, genau wie Mili vom Spiel in die Wirklichkeit gerissen, gegen alle Vorschrift und Probe beim Schlußakkord Milis Ellbogen in seine hohlen Hände faßte und ihr ganzes fröhliches irdisches Gewicht hoch über sich hinaus in den funkelnden Sternhimmel hob. Alles klatschte, alles rief »Bravo, bravissimo!« Selbst Carolus schluckte das Gesetzwidrige, ja vielleicht Gefährliche des Vorgangs und schlug seine Riesenhände ein paarmal zusammen. Am Ende, dachte er, glückt es doch noch! Und rasch flog sein Auge zu Johannes und Lorli oder, wie er die Stumme taufte, zu Dorli. Aber von allen hundert und hundert Augen ringsum lachten diese vier schönen Augen am vergnügtesten und ehrlichsten dem Jakoberpaar entgegen.

Unten im Ammannhaus befahl Corneli hart: »Cecili, zieh den Vorhang für, man kann vor dieser Appenzellerkilbi nicht einmal mehr die Legende lesen.« Und als ein neuer Jubel losbrach, wandte er sich unwillig zur Frau und sagte: »Die hätten eher eine Abkühlung nötig. Will's Gott, schick' ich ihnen noch den rechten Eisheiligen.«

Es klopfte. Dampfend vor Schweiß und Kälte rumpelte der Expreßbote des Bezirksammanns mit dem gesiegelten gelben Brief herein, auf den Corneli so sehnlich gewartet hatte. Eine wahre Sonne von Zufriedenheit ging beim Lesen über dem verärgerten kalkweißen Antlitz auf. Eigenhändig schenkte er dem Boten zweimal ein scharfes wärmendes Nußwasser ins Schnapsbecherchen und steckte ihm noch einen Zweifränkler in den Sack. »Den Frack, Frau, und den Sonntagshut!« befahl er. »Ihr, Simeli Battist, begleitet mich in die Wirtschaft. Ihr könnt dann bei mir übernachten.«

»Was ist denn los?« fragte Cecili wunderlich, reichte Hut und Stock und schlug dem Gemahl eine dicke Schärpe um den Hals. »Nichts sagt er einem; sitzt neben mir und krümelt Brotrinde und nickt in die Legende hinein und zerplatzt derweil schier vor Geheimtuerei. Sagt, Simeli Battist, ist es nicht ein Schlimmer? So schneeweißes Haar und so ein schwarzes Herz beisammen! Geht, geht, das wird eine Tusche geben dort oben! Gäb' viel, könnt' ich das mit ansehen.«

Langsam und sorglich, das Kuvert am Herzen, stiefelte der Greis am Arm des Simeli in die Nacht hinaus.

Im Gasthaussaal war es indessen merkwürdig still geworden. Die »altmodischen« Spieler drängten sich neugierig an die Fenster, was denn da drinnen geschehe. Sieh da, an der Schmalwand wurde ein gewaltiger Karton entrollt, und den Lippen, die eben noch gejauchzt hatten, entfuhr ein entsetzter Schrei. Rethels »Pest« mitten in der Fastnacht! Fliehende, sterbende, gestorbene Festleute, Fackeln, verworfene Masken, Kränze, zerschmetterte Becher, das Grinsen der Agonie überall, bleierne Todesluft und inmitten seiner Grausen der musizierende, sieghafte, erbarmungslose Knochenmann selbst.

In die atembeklemmende Pause fiel nun wie schwerer Glockenschlag das wohlerwogene Wort des Pfarrers vom Totentanz, wie er auf alten Bildern steht und wie er in einem andern geistigen Sinne heute durch die Menschheit walze und galoppiere, Sünde vorn, Sünde hinten. Wie anders ehrbar und gesund und augenschön die alte Zeit, die sie eben gesehen, ihre Füße und Arme bewegt und ihr Herz lustig gemacht habe!

»Wäre man in der Kirche, statt hier im Wirtssaal, ich würde im Antlitz Gottes, im Gehör und Gesicht eurer frommen Ahnen, unter dem Geflacker des ewigen Lichtes vor euch allen niederknien, eure Knie umfassen und euch um eurer Seel' und Seligkeit willen beschwören, keine Tanzgeige mehr in eure Stuben aufzunehmen, keine Sohle mehr zu einem Hopser zu schwingen, dieser lasterhaften Narrheit zu entsagen und reinere Freuden zu suchen. Ich würde nicht aufstehen, vor keinem einzigen Schäflein aufstehen, bis es seinem Hirten dieses Gelöbnis abgelegt hätte, und wenn ich vor Knien und Harren wund würde ...«

Ein Schaudern rieselte allen den Nacken hinauf.

Er wisse alles, wie man Hintertürchen und Fenster diesem faulen Zauber bald da, bald dort öffnete. Er wisse wo, wann, wie oft, wie lange. Aber er wolle nicht mehr davon reden, es über den Rücken werfen und vergessen, wenn mit diesem heutigen Abend, mit diesem würdigen Tanz-

gruß aus der biederen Väterzeit alles Tanzen in der Pfarrei aufhöre. Er wolle ihnen allen schönere Vergnügen schaffen, vor allem: den Turmbau.

Oh, wie schilderte er jetzt das hohe Werk in hohen Worten, wie malte er die Gerüste und Seile, die prachtvollen Axt- und Hammerschläge, die Fuhren mit schellenbehangenen Rossen, den rauchenden Kalk, das Klettern und Pflastern und wie der Gottesbaum Tag für Tag höher wachse, den herrlichen Stamm immer stolzer gen Himmel recke und Donner und Blitz als Gottes liebe Gesellen grüße! Wie von solchem Wipfel ihre ganze Heimat überschaut und der Gesang der Stunden von allen Nachbardörfern gehört und bewundert würde! Und was das für ein Arbeiten und bewegliches Leben und Geldverdienen gebe, und wie es keinen Rappen koste!

Es klang wie ein Märchen so unwahrscheinlich schön und doch so glaubhaft und bezauberte alle. Aber da sagte er noch, man möchte ihm nun mit erhobenem Arm das Handgelöbnis leisten, weder zu Hause noch in den Wirtschaften fürder zu tanzen. Wären auch alle willens gewesen, und einen Augenblick stand es so, so widersprach doch die zeremoniöse Art des Armhebens dem nüchternen Sinn der Dörfler. Den Älteren kam die Feierlichkeit eher kindlich vor. Carl überlegte nicht, daß an einer kleinen Förmlichkeit ein großes Wesen scheitern kann.

Indessen wäre die Gewalt des Pfarrers wohl auch diesem Hindernis gewachsen gewesen. Aber da rief eine helle Stimme von der Straße herauf durchdringend klar: »Aber, Herr Pfarrer, wie wollt Ihr verbieten, was die heilige Schrift hundertmal erlaubt?«

Alles sah totenstill auf den Pfarrer, dem eine purpurne Blutwelle jählings übers Gesicht schoß. Ein paar Akkorde auf der Geige schwellten empor, dann ging es hurtig weiter: »Ich könnte Euch hundert Stellen zeigen, wo die Kinder Gottes tanzen. Kein Fest, wo man nicht zum Reigen musiziert. Selbst der Heiland erzählt Geschichtlein, wo zu fröhlicher Gasterei die Spielleute gerufen werden. Und David tanzte vor der Bundeslade, und sogar die Priester tanzten im Tempel. Seit Adam und Eva haben die Menschen immer getanzt. Es ist Natur.«

Kein Auge wandte sich vom Pfarrer. Wer hat ihm je so widersprochen, gleichsam Kanzel gegen Kanzel? Was wird er entgegnen? Wie er die Farbe wechselt, der Riese, und sich an die Stuhllehne klammert! Gibt es da viel zu widerlegen? Der Schül redet fürwahr recht gescheit.

»Ihr selbst,« fuhr es unten fort, ohne viel Pause zu schenken, »Ihr selbst, Herr Pfarrer, habt soeben einen Tanz gezeigt. Getanzt muß also werden. Jede Zeit hat ihre eignen Tänze. Aber wenn Euch, Herr Pfarrer, unsre jetzigen Tänze nicht gefallen, gut, so gebt uns andre. Aber tanzen muß der Mensch ...«

Einiges Lachen, einige leise Bravos tauchten aus der dunklen Gasse. Der Geiger spielte wieder, etwas lauter, doch wundersüß und wunderheiß, mit einem unwiderstehlichen Vierviertelfakt. Man konnte nicht anders, man mußte Ohr und Sinn öffnen, man mußte fröhlich werden, man mußte mit den Füßen dazu taktieren oder mit den flachen Händen aufs Knie trommeln. Der Pfarrer schwieg wie vor den Mund geschlagen. Wenn er doch redete! Inzwischen wuchs der Zauber der Geige, er hatte etwas so Bezwingendes, daß selbst im Saale viele mit Schuh und Kopf dem Tanzrhythmus folgten, unsicher mitsummten.

Immer lauter schwoll der Lärm. Des Pfarrers Schweigen galt als Schuld, der ganze Saal, im Blick auf Rethels Schreckensbild, schwang mit der Musik mit, das ganze Volk tanzte im Herzen bereits nach Julius Tälers Teufelsgeige. Und wo noch eben dem Carolus die verdammenden Worte so brunnenklar vom Munde geflossen, dünkte ihn jetzt auf einmal eine solide Antwort in diesen wetterwendischen Leichtsinn hinein eine ungeheure Schwierigkeit. Aber er durfte nicht wie ein feiger Hund sich in die Ecke ducken. Er mußte wie ein treuer Hund und Wächter des Herrn so laut bellen, daß alle die Gefahr kannten. Wenigstens das. Seine Adern schwollen, seine Kraushaare sträubten sich, seine Lippe blutete, und seine blauen Augen lohten auf. Zum Kampf, zum Kampf!

»So antwortet mir doch, Hochwürdiger!« rief es im singenden Takt der Geige. »Ihr habt mich von Eurem Feste ausgeschlossen. Da schaue ich denn von der Gasse zu, und von der Gasse, im Namen der lieben treuen Dorfgasse rufe ich Euch zu: Antwortet!«

Wahrhaft, jetzt klatschte die Gasse, rief »Bravo!«, brauste auf wie ein zügelentledigtes Ungeheuer. Carolus, jetzt!

Aber in diesem Augenblick rief eine rauhe Stimme von der Straße: »Platz da, der Ammann!« Und sogleich folgten die dünnen, trockenen Worte Cornelis: »Gebet Raum, ihr Lärmbande ihr!« Sofort ward es so still, daß man die langsamen Tritte des Greises von Stufe zu Stufe und das Krachen der Diele hörte. Was bedeutet das?

Carl fühlt, daß seine Sache eilt. »Ihr Leute, höret!« donnert er zum Fenster hinaus. Aber da ist schon alles in die Gänge gestoßen, die Treppen hinaufgestürmt, füllt alle Ecken und Winkel. Carl wendet sich in den Saal. Auf der Schwelle steht der leichenhaft bleiche Gewaltige. Ehrfurchtsvoll macht man Platz. Corneli winkt nur mit dem Finger. Grabesstille!

Er entfaltet das Papier und liest hart, heiser, anstoßend und doch allmächtig: »Infolge neuerlicher heftiger Verbreitung der Grippe mit bösartigen Begleiterscheinungen und zahlreichen

Sterbefällen haben vom Moment der Bekanntmachung an alle politischen und geselligen Versammlungen, besonders jedes öffentliche Tanz- und Fastnachtsvergnügen zu unterbleiben, angesagte widerrufen, angehobene abgebrochen zu werden. Zuwiderhandlung wird mit Geld bis zu fünftausend Franken und mit Gefängnis bis zu einem Jahr unnachsichtlich gebüßt. Die Gemeindebehörden sind von Fall zu Fall ermächtigt, die Schulen bis auf weiteres zu schließen. Es wird empfohlen, die Gottesdienste am Sonntag auf ein Minimum von Dauer zu reduzieren. Je besser diesen Vorschriften nachgestrebt wird, um so rascher dürften sie wieder aufgehoben werden. Der Bezirksammann Schöll.«

Corneli ließ sein heiles Auge über den vollgepfropften Saal schweifen und sagte: »Kraft solcher verkündeter Verordnung löse ich hiermit die Versammlung hier auf und bitte alle, sogleich und möglichst still nach Hause zu gehen. Gute Nacht, Hochwürden! Gute Nacht, liebe Dorfgenossen!«

Er wandte sich. Alle Macht dieses Hauses und dieses Volkes hing an ihm. Wie ein Schulkind streckte Carl den Finger und bat: »Nur noch ein Wort!«

Aber Corneli stieg streng die Treppe hinunter, und das Volk würgte sich zu allen Türen und Fenstern hinaus ihm nach.

»Nur eine Minute, eine einzige Minute!« bettelte Carl und suchte die Nächsten zurückzuhalten. Umsonst, in wenigen Minuten war die vielköpfige Masse spurlos wie Wasser zerronnen. Auch die Terrasse war leer, Stille ringsum. Gemütlich brannte von der Ammannstube her die Öllampe die Straße herauf.

Aber unter der Tür wartete der kleine bescheidene Silberfischwirt, zeigte auf die Tische mit den halbgeleerten Gläsern, den Tellern voll Honigkringel und Mailänderli und den Flaschen Bier und Wein, die noch voll standen. »Fast niemand hat bezahlt!« jammerte er. »Dreißig Paar Schweinswürstchen sind bestellt und zwölf Portionen Schinken. Da rief einer: ‚Grippe!', und alles ließ man unberappt stehen und rannte davon. Welch ein Schaden! Wie komm' ich wenigstens auf meine Kosten, Herr Pfarrer? Ein Familienvater ...«

»Stellt mir morgen die Rechnung!«

Tief knickste der Kleine. »Sie sind immer gut mit uns, Herr Pfarrer, und da macht man es Ihnen so schlecht!«

»Wieso schlecht?« fuhr Carolus auf. »Ein Narr hat geredet, da spitzten sie die Ohren; denn die Narrenschelle tönt so spaßig. Aber wenn sie einmal genug genarrt sind kommen sie schon von selbst zum Verstand und damit zu ihrem wahren Freund zurück. Habt nur keine Angst!« Und indem er sich so für sein untreues Dorf wehrte, wurde er wieder voll Vertrauen.

Aber er ging zehnmal schwerer die zwei Treppen hinunter, als er sie emporgestiegen war. Eine schwere Niederlage lag ihm doch in den Beinen. In der Nacht draußen war es still. Alle Fenster und Türen waren verschlossen. Einsam wollte er die finstere Dorfstraße zur Kirche hinaufwandern. Da huschte etwas aus dem Dunkel, klein, graziös, großäugig und schneebleich, sah ihn mit einem wundervollen Kinderblick an, beugte sich nieder und küßte andächtig seine Hand. Dann verwehte sie ebenso unhörbar im Dunkel. Carl hatte begriffen: für die ganze Pfarrei, die verblendete, hatte das taubstumme Mädchen soeben Genugtuung geleistet.

Lustigern hat nie einen eignen Arzt gehabt. Aber jetzt begegneten sich zwei und oft drei Ärzte am hellichten Tage auf der Lustigern Dorfstraße.

Den Kaplan und Pfarrers Peregrina warf es am gleichen Tage ins Bett. Das Mili und Dorli kamen und halfen. Siria aber ging in die ärmsten und elendesten Wohnungen wie eine patentierte Krankenschwester. Ihr Tee war gut, ihr Mitleid tat noch besser, aber am meisten half den Kranken auf, wenn sie mit ihrer klingenden Stimme ein Kirchenlied und hernach einen frischen Jodel sang.

Eines Tags fuhren drei Särge am gleichen Morgen zum Friedhof. So etwas war noch nie in Lustigern vorgekommen. Als Carl diese drei langen schwarzen Gehäuse sah, fielen ihm die sechs Bretter ein, die er zweimal am Waldhüttlein des Matthias Minz erlebt hatte. Er fühlte sich durchaus wohl. Es war kalt und wirbelte einen bissigen Aprilschnee über die schwarzen Kleider und weißen Chorröcke. Dennoch ging ein sonderbares Bangen durch seine Glieder. Mit den dreien, die da steif und gefroren in den Särgen lagen, hatte er vor wenigen Stunden noch gebetet, die bittersten Augenblicke gleichsam mitgerungen, ihren letzten Seufzer entgegengenommen. Seit vier Wochen war er so Tag und Nacht auf dem Plan gestanden, immer im Atem Kranker, im Wimmern Sterbender, im Hilfeschrei solcher, die leben, ach so gern noch leben wollten, und müßten sie noch dreimal härter als bisher das Brot für jeden Tag und den Schlaf für jede Nacht erkämpfen. Carl war allgegenwärtig. Er wachte nächtelang bei einem Jüngling, dessen grünes Holz sich bog und krachte und doch erst nach sieben mal sieben Sensenhieben martervoll zerbrach. Aber das war die Niederlistube, wo der letzte Tanz getobt hatte. Carl sagte kein Wort, segnete, betete, tröstete, scherzte in Minuten der Erleichterung, richtete das Selbstvertrauen auf, erzählte Geschichtlein, die mit den Füßen auf der lustigen Erde steckten, aber den Kopf in den noch viel lustigeren Him-

mel streckten. Im Hause des Sägenmeisters Weibel und am Bett des gewaltig fiebernden Ilgenwirts ließ er nicht ein Tröpfchen Unmut über ihre Feindseligkeiten bei der Kirchgemeinde, merken. Er verzieh und vergaß das alles. Welch ein Priester! lobte man. Ein Seelsorger, wie wir noch keinen gehabt! Daß er uns doch lange erhalten bleibe!

Aber Carolus kannte jetzt seine Leute. Ging diese Geißel vorüber, so erwacht der alte Hang, die alte Lockung, die alte Schlangenlust. Schül mußte um jeden Preis fort; selbst wenn Siria, die eine so gelehrige und willige Tochter seines Unterrichts geworden ist, mitzieht und neuerdings den Staub der Erde zu schlucken beginnt. Zuerst und vor allem ist die Seele des Dorfes zu retten.

Als Carl nun an diesem fünften April vor den drei Särgen stand, vom Winter umflockt, als könnte es gar keinen Frühling mehr geben, da umfing ihn eine große Traurigkeit. Die Röte wich aus seinem Gesicht, die Augen netzten sich, er mußte mehrmals im Totenpsalm absetzen. Kaum konnte er die Leichenrede anheben. Vom Aufjammern der Leidleute, vom vielen Husten der Schulkinder und von seinen eignen sonderbaren Ängsten oft unterbrochen, erzählte er langsam, wie die drei hier den letzten Schritt in die Ewigkeit getan hätten. Meinrad Eicher, der im längsten Sarg, habe ihm noch zum Turmbau drei gefällte Eichen vom Torwald geschenkt und gesagt, die Eichen des Wildbergers Alberti, der auch im Sterben lag, gäben nicht so solides Holz. Da habe der Alberti noch zwei Beigen Tannenbretter vermacht, für die Gerüstböden sei Eiche zu schwer. Aber die zwei Greise selbst seien standhafter als Tanne und Eiche gewesen, denn jene Bäume zittern unter der Todesaxt, sie aber hätten der Welt beinahe lachend gute Nacht und dem Himmel guten Tag gesagt. Im schmälsten Sarg aber liege der gute heftige Jakob Weber, der immer so große runde Augen gemacht habe, wenn er etwas Neues oder Merkwürdiges sah. Wie der sanft geworden sei und gegen Morgen fünf Uhr, als das Betläuten anhob, den Pfarrer nochmals an beiden Händen gefaßt, mit kalten, schwitzenden, dünnen Fingern gefaßt und geflüstert habe: Nicht wahr, Pfarrer, es geht nicht mehr lange! — Und dann habe er ihn umklammert, wie man ein Ruder im Sturm umklammert, habe die Augen wunderbar groß und schön aufgetan und gelispelt: Da ... da ... sind sie ...! Und sei ihm leblos auf den Arm gefallen. Da sind sie! Er höre es noch. Jakob habe es fast gesungen. Welche sie? Oh, gewiß die Engel des Herrn, um so einen Lieben im schönsten Schwung ins Paradies zu tragen! — Ach, rief dann Carolus, schauen wir doch nichts mit den Mäuseaugen der Erde an. Tun wir die großen Augen dieses Jünglings ins Ewige auf, dann wissen wir Ernst und Eitelkeit zu unterscheiden, dann zuckt es in keinem Muskel mehr zum Tanz, dann bauen wir mit unsterblichem Tannen- und Eichenholz am Turm, von dem aus wir in den Himmel sehen und einst mit einem fröhlichen Satz auch in den Himmel springen.

Am Nachmittag machte der Pfarrer einen Besuch in der Kaplanei.

»Wie bring' ich nur den Geiger fort?« fragte Carl seinen Kaplan, der noch sehr gebrechlich im Bette lag, aber die ganze Decke mit Abschriften von Dokumenten, alten Briefen, einer gesiegelten Urkunde und einer handgeschriebenen Chronik überstreut hatte.

»Gib ihm ein paar tausend Franken, und er pfeift wie der Biswind davon.«

»Woher nehmen?«

»Vom Turmfonds! Oder wie du deine geheimnisvolle Kasse nennst.«

Carl starrte den Eusebius verblüfft an.

»Es fragt sich nur,« betonte der Kaplan, »ob ein solcher Geldverbrauch noch im Sinne der Schenker läge.«

»Das schon, oh, das schon! ‚Zur freien Verfügung des Pfarramts für gutscheinende Bedürfnisse der Pfarrei' steht deutlich auf dem Deckel. Anders nahm ich keinen Fünfbätzler an. Aber, aber ... das andre ... nein, das geht nicht.«

»Was geht nicht, Carl, mein Herz? Was?«

»Ich muß mit dem Turmbau beginnen. Nach Ostern darf keine Stunde gezaudert werden.«

»Wieso pressiert das so, du Großer?«

»Hör', Kleiner, aber red' mir nicht drein, bis ich fertig geredet! Ich bin ein bißchen Thomas. Ich muß sehen, greifen. Ich glaube auch ohne das, aber recht mutig und tüchtig und sicher werd' ich erst, wenn mir die fünf Sinne beistehen. Es ist eine Schwäche, aber es ist so. Und darum den hohen Turm her! Nun sind aber die Lustiger noch viel ärgere Thomasse als ich. Sie müssen alles sehen, hören, betasten können. Ich arbeite an ihrer innerlichen Erbauung; diese Grippe hilft mit. Sie ist eine schreckliche Gnade, aber doch eine Gnade. Dennoch wird erst der augenfällige Ausbau des Turmes sie recht begeistern. Am Osterdienstag beginnen wir.«

Eusebius überschaute seinen Carolus von Kopf zu Fuß. Welch ein herrlicher Mann! Selber stand er da wie ein Turm.

»Bist du dir denn nicht selbst Turm genug?«

»Du hast es ja gesehen,« entgegnete Carl bitter, »wie dieser Turm an der Kirchgemeinde und wieder am Fastnachtabend Risse bekommen hat. Bald gibt es einen schiefen Turm von Lustigern.« Er lachte sein lautes, gezwungenes Lachen.

»Und ist dir Gott nicht Turm genug?«

»Ach, da fängt es wieder an,« zürnte Carl; »du willst nicht verstehen.«

»Dann rede das Siegel da! Schau, es ist eine Urkunde des Abtes von St. Gallen, als man ihm einen Haufen Rechte und Gewalten beschnitten hatte. Von da an siegelte er mit diesem Satz und blieb der seligste Mensch.«

»Amor turris meus« * las Carl. »Jeder auf seine Weise, Eusebi. Dem ist die Liebe, mir ist der Glaube Turm.«

»Aber ohne Liebe wäre es ein Turm ohne Fundament. Paulus, Korinther ...«

»Habe ich keine Liebe? Eusebi, alter Freund, kennst du mich nicht besser? Du weißt gar nicht, wie ich die Lustiger liebe. Frag' die Kranken, ob ich keine Liebe habe. Aber ich kann nicht streicheln und schmeicheln und Süßholz raspeln. Liebe ist nicht Liebelei.«

Eusebius seufzte leise. Zugleich öffnete sich die Tür, und Marianne steckte den Haselnußkopf herein und rief: »Herr Pfarrer, kann ich die Siria hereinlassen? Sie bittet recht darum.«

»Ich selbst habe sie ja hierher bestellt,« murrte Carolus, »damit es weniger auffällt. Nur herein! Eusebi, hilf mir um Gottes willen ein bißchen!«

Siria, das große, grobgebaute, aber von einer Zartheit des Herzens so lieblich verschönte Weib, trat beinahe furchtsam und mit schwitzender Stirn herein und blieb an der Tür stehen. »Nicht, nicht,« bat sie, als der Pfarrer ihr die Hand bot. »Ich habe ein wenig Fieber. Das Sandmeitli ist erkrankt und bekam eine böse Nacht. Es hat mir einigemal mitten ins Gesicht gehustet, es konnt' nicht anders, das arme, es erstickt ja beinah. Ich sitze hier ab. Aber, Herr Pfarrer, mir ist angst. Bitte, sagt nichts Hartes gegen Schül. Gestern hat er mit mir das ganze Vaterunser gebetet. Wir fürchteten, er bekomme die Grippe. O wie schön hat er gesagt: Vergib uns unsre Schulden! Nein, der ist nicht arg in der Seel'.«

»Und heute fühlt er sich wieder wohl?«

»Ganz gesund, gottlob.«

»So, dann könnt Ihr aufs nächste Vaterunser lange warten. Schon heut fiedelt er Euch eine Polka.«

»Ach, Hochwürden ...«

»Christlich ordnen wollt ihr euer wildes Beisammensein nicht,« schalt Carolus möglichst sanft, »er aus Unglaube, Ihr aus blinder Anhänglichkeit zu ihm. Diesen Zustand darf ich nicht länger stillschweigend dulden.«

»Geduld, Herr Pfarrer, ich bete ja so viel, daß ...« Es schüttelte ihren Körper vor Fieberschauer oder vor seelischer Not. »Gott wartet, Gott ist so gut, Gott ...«

»Gott wartet? Wie könnt Ihr das behaupten, wo so oft und unerwartet die Totenglocke schallt. Und wenn Gott wartet, heißt das, wir dürfen auch ganz bequem warten?«

»Nein, aber nicht so bitter pressieren, so ...«

»Es gibt nichts Pressanteres als unsre liebe arme Seele, glaubet mir.« Carl sprach das mit einer unnennbaren Ergriffenheit und drückte die breite rote Hand an seine Brust.

Die Tür ging auf, der Haselnußkopf der Marianne schob sich herein. Sie trug ein Teebrett, stellte es vor Siria auf das Tischchen und sagte: »Da ist Enzian und Zucker und Zitrone im heißen Wasser. Das trinkt! Gleich wird Euch besser.« — Und zu den Herren: »Die arme Frau hat fast nicht die Treppe hinauf gekonnt ... Siria, kommt dann noch in die Küche, wenn Ihr geht!«

Carolus wölbte die Brauen über die eigenmächtige Person. Siria schluckte das Gebräu dampfend hinunter und wischte unaufhörlich den Schweiß aus dem Gesicht.

»Höre, liebes Kind,« fuhr Carl fort, »der Julius langweilt sich hier entsetzlich, er fliegt aus, sobald er kann. Auch hat er eine reißende Angst vor der Grippe. Könnte er jetzt gut weg, er reiste noch vor Abend ab. Auch ich möcht' ihn schon vor Abend wegwünschen. Da sind Schül und ich einig. Nun war doch im Winter Aussicht für eine Anstellung in Zürich. Ich bin bereit, hiezu das Möglichste beizutragen. Bitte, sagt ihm das. Ich will auch mit dem alten Zellwig noch drüber reden. Schickt mir den Schül morgen ins Pfarrhaus. Bereitet ihn vor, stimmt ihn ein bißchen demütig, dann geht es schon.«

Siria erhob sich schwer, als klebe sie überall an allem und jedem an und müsse sich schmerzlich losreißen. O ja, es war kein Kleines, diesen Frieden zu verlassen und wieder ins alte, wüste Getümmel geschleudert zu werden Aber ihren lieben Schül konnte sie nicht verlassen. Ohne ihn, meinte sie, wäre erst recht kein Friede in ihr. Er gehörte zu ihr wie ihr Atem und Pulsschlag. Nie, nie durfte sie ihn verlassen.

»Und Ihr,« bat der Pfarrer, »bleibet doch bei uns! Alle sind Euch gewogen. Glaubet mir, wenn etwas Echtes an Schül ist, so kommt er später zurück und führt Euch an den Altar, wie es von Anfang hätte sein sollen. So lebt Ihr in Sünde und Euer gutes Engelchen im Himmel, das Christosli, weint über Euch und schämt sich vor allen seinen himmlischen Gespanen, daß es nicht auch wie sie auf die Erde hinunterzeigen und prahlen kann: Seht, da geht meine Mutter mit dem Vater zur Kirche, sie haben Gesangbuch und Kerzen in der Hand und einen schönen Kranz auf dem Kopf. Und alles grüßt sie, und der Pfarrer segnet sie, und sie bitten unsern Herrgott um ein neues Büblein, da sie mich so schnell verloren haben.«

---

* Die Liebe ist mein Turm.

Siria sank wieder auf den Stuhl zurück.

»So ein seliges Geplauder möchte Euer Christofli im Himmel anheben. Und ihr beide hindert ihn und verhaltet ihm das Engelmäulchen, ach ... dem lieben Christofli!«

Jedesmal beim Namen Christofli erbebte die Frau. Beim dritten Mal war alle Rührung überwunden. Fest stand sie auf die Beine, öffnete die Tür weit und sagte düster, aber ohne Zorn: »Und Ihr habt das Kind nicht einmal getauft. Eure Hände meintet Ihr an diesem unschuldigen Geschöpf zu besudeln. Oh, Herr Pfarrer, dafür läßt unser Herrgott das Büblein jetzt bis an sein Knie kommen und nimmt es auf seinen Schoß und küßt es. Gott ist viel, viel barmherziger als Ihr! Lebet wohl!«

Und schon war sie an der Küche vorbei und zum Hause hinaus und stürmte dem Hag entlang die Wiese zum Tälerhaus hinauf.

Eine ruhelose Nacht folgte für Carl. Weder Mond noch Sterne schienen. Ein erstickendes Dunkel preßte sich schwer an die feuchten Fenster. »Ach,« betete er, »es gibt keinen Frieden hier. Der Friede ist aus einer andern Welt.«

Er öffnete die Kasse und zählte die Fondsgelder zusammen. Neuntausenddreihundertundsechzig Franken. Gleich schoß aus diesen soliden Zahlen ein solider Turm auf. Aber da reckten sich zwei riesige Arme herzu, packten ihn oben und brachen ihm den Hals, wie der Wind eine Pappel knickt. Wer war das? Der Schül? Der Corneli? Oder, oder war es am Ende der Herrgott selbst.

Er rieb sich die Augen, schlief und träumte wieder buntes Zeug und war auch wieder jeden Augenblick wach. Denn er hörte alle Stunden schlagen. Schließlich klopfte ihm das Herz so überschnell, daß er aufstehen und sich in den Lehnstuhl setzen mußte.

Immer wieder, wenn er sich mühsam hin und her bedacht hatte, blieb er mit brennender Lippe vor der Frage stehen: Soll ich den Turm opfern, oder soll ich die Seelenruhe des Volkes opfern? Sie geht ja über alle Türme der Welt. Aber muß es denn sein? Kann man denn nicht beides behalten?

Noch ganz übernächtigt sah Carl aus, als Schül geziert wie immer, mit Hut und Stöcklein in der Linken und einem gewissen fröhlichen Humor in den prachtvoll schwarzen, von Leichtsinn glühenden Augen ins Studierzimmer eintrat. »Und —?« sagte er, die Schnurrbartzipfel kräuselnd. »Und —?«

Wirklich ein hübscher Mann, schlank, biegsam, mit nachtschwarzen Locken und einem losen Zug um die Lippen, so ganz ein Figürchen, um den Mädchen den Kopf zu verdrehen.

Der Pfarrer bot Schül einen Stuhl und fragte höflich, wie es »der guten Siria« gehe.

»Meinem Weibe, wollen Sie sagen. Sie ist heute im Bett geblieben. Mili ließ sie nicht aufstehen.«

»Das ist die Grippe! Passet auf! Diese Hexe schont niemand. Letzte Nacht meinte ich, sie halte mich auch schon am Zipfel.«

Schül rückte etwas zurück und rieb die Hand am Knie ab.

»Heute früh wurde ich zum Schreiber Mathis gerufen. Der war noch nie krank. Jetzt liegt er erst zwei Tage. Und wie ich komme, ist das Licht schon ausgeblasen. Er hatte noch den Mund offen, als wollte er etwas herausschreien. Niemand wagte ihn zu berühren. Da hab' ich's getan ...«

»Sie selber?« Mit Grausen betrachtete Schül die roten Hände des Pfarrers und rückte noch mehr ab. Er fürchtete das Kranksein wie das Huhn das Wasser. Wenn es ihn einmal ins Bett werfe, dann sei es Matthä am Letzten.

»Dieses Klima tut mir nicht gut,« sagte er leise; »ich friere hier immer und schwitze dann wieder und ... überhaupt ...«

»So geht doch!«

Schül knipste mit Daumen und Zeigefinger. Das hieß: Und woher das Geld? Dann fügte er laut bei: »Ich muß jetzt Erwerb haben. Ich bin Musiker. Ich will Geigenstunden geben, hier und in der Nachbarschaft. Auch Handharmonika und Zither und Trompete verstehe ich. Ganz billige Lektionen will ich nach Ostern offerieren. Die Leute sind musikalisch, das gibt schon Brot und am Ende sogar Braten.«

»Das heißt, wenn Ihr nicht selbst vorher ein T... ein Todesbraten werdet,« drohte Carl, in dessen Einbildung die Gefahr solcher Musikstunden, von einem solchen Lehrer erteilt, ins Ungeheuerliche wuchs.

»Ihr wollt mich erschrecken,« wehrte Schül ab.

»Ja, Julius Täler, das will ich!« begann Carl nun mit Energie. »Seien wir ehrlich! Ich will und muß Euch aus meiner Pfarrei schaffen, und kost' es auch die gute arme Siria.«

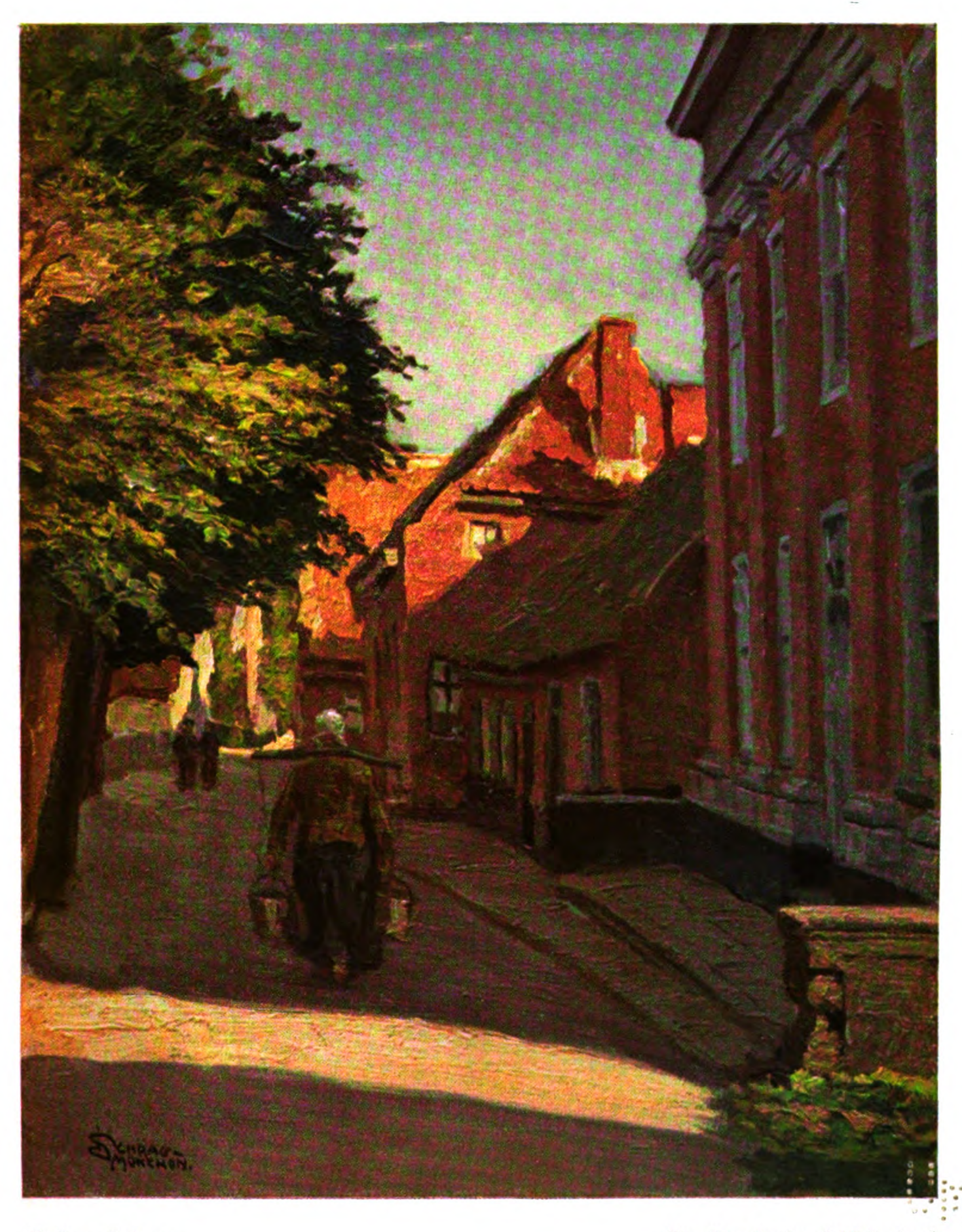
»Reich, reich ist sie bei mir!« prahlte der Tropf.

»Aber auch Ihr wollt um jeden Preis fort. Ihr habt eine wahre Todesangst, länger dazubleiben. Es langweilt Euch überdies hier unendlich. Hättet Ihr sechs-, siebenhundert Franken, Ihr hättet längst den Spatzenstrich genommen.«

Schül zuckte skeptisch die Achseln.

»Das hättet Ihr!« wiederholte Carl bestimmt. »Nun gebe ich Euch nicht siebenhundert, ich gebe siebentausend Franken, wenn Ihr heut abend packt und morgen in aller Frühe verschwindet!«

Der Eindruck dieses Wortes war gewaltig. Schül erhob sich wie vom Blitz getroffen, setzte sich wieder und stand wieder auf. Plötzlich lachte er auf: »Legendenstil! Den kennt Ihr Schwarzröcke so gut.«



Julius Schrag: Dorfstraße in Ostfriesland

»Schwatzt blöd, wie Ihr mögt und müßt. Ich wiederhole einfach: siebentausend Franken!«

Eine Pause trat ein. Carl ließ dem nervös zuckenden Schül Zeit, sich zu sammeln.

»Ist das wahr?« fragte Schül plötzlich, die Augen voll Tränen. »Wär' so ein Wunder möglich! Ach, wie ... wie ... dankte ich Ihnen!« Er sah weite Straßen, das violette Dächermeer einer großen Stadt, die blitzenden Spiegel der Restaurants und die Trunkenheit eines von Freude zu Freude tänzelnden Gassenvolkes, See, Dampfschiffe, Villen im Grün, sausende Eisenbahnen, Fahnengeflatter, Burgunderwein in geschliffenen Kelchen und Musik, Musik überall, außen und innen.

»Hier gibt es kein Wunder,« bemerkte Carl, beinahe angewidert, und zeigte auf einige dick und groß beschriebene Bogen auf dem Tisch. »Wir haben eine nackte Rechnung vor uns. Ich gebe, Ihr nehmt, und die Bedingungen werden rechtlich unterschrieben. Haltet Ihr sie nicht, wie jüngst mit der Hunderternote, dann geht alles an uns zurück.«

Jetzt wurde Schül aufmerksam. »Wie meint Ihr eigentlich? Ich verstehe nicht,« gestand er unsicher.

»Ganz einfach: ich habe mich von Herrn Zellwig unterrichten lassen. Der Platz in Zürich steht noch offen. Aber die Hinterlage wurde inzwischen, da gar viele Anmeldungen kamen, auf zehntausend Franken erhöht. So viel müßt Ihr als persönliche Garantie hinterlegen. Versehet Ihr den Posten auch nur fünf Jahre leidlich, so braucht es keine Sicherung mehr. Macht Ihr aber Dummheiten, so können wir das Depositum von einem Tag zum andern zurücknehmen, wobei freilich vorerst dem Unternehmer aller daraus erwachsene Schaden zu vergüten ist. Wir riskieren also nicht wenig. Ihr aber werdet in solchem Falle unwiderruflich auf die Gasse gestellt. Nun zahle ich siebentausend, Herr Zellwig dreitausend Franken an jene Hinterlage. Zellwig ist ein reicher Fabrikant, und er sagte mir selbst, daß er an unsre katholische Kirche als strammer Protestant nichts gäbe. Aber in Eurem Falle wolle er dreitausend Franken gefährden. Er kenne meine Gründe, er achte sie auch als Andersgläubiger hoch, und da es ums Volkswohl gehe, und weil nur Katholiken seit dreißig Jahren in seiner Stickerei ständen und einen redlichen Teil am Gedeihen seines Hauses hätten, so mache er sich eine Freude daraus, mir mit diesen dreitausend Franken beizuspringen.«

Schül schwieg. Carolus lief mit hitzigen Schritten um den Tisch. Der Versucher lockte: Noch ein letztes Mal bleib beim Turm, auf den Schelm hier ist kein Verlaß! Vergiß nicht, daß du schon Material gekauft und Löhne zugesichert hast; daß, wenn man zu Ostern nicht mit den Gerüsten beginnt, wie du laut genug verkündet hast, du allen, allen Kredit in der Pfarrei verlierst. Deine Freude wird zu Wasser, dein Mut zerrinnt. Und darfst du frommes fremdes Geld zu diesem Zweck verwenden, nämlich daß ein Spitzbube wie der Schül auf einer Vorstadtbühne allen Hokuspokus treiben kann?

Und was willst du dann machen den langen Sommer? Im Schlafrock sitzen und die Friedhofkrähen zählen? Und der Corneli! Wie wird er ins Fäustchen lachen. Wie lautete jüngst das Brieflein des Bischofs? So: »Ich teile Hochwürden mit, daß der Donator der Kinderglocke in Lustigern den Namen geändert und statt einer Carls- eine Cäciliaglocke weihen läßt. Die Glocke kann auf Ende Juli in den Turm gehängt werden. Sie liegt bereits im Guß. — Und das Frauenkloster in den Heiligbergtannen, in der Kühle und im Frieden einer andern Welt, lockt Sie das nicht?«

»Frieden einer andern Welt!« wiederholte Carl.

Rascher und rascher stürmte er um den Tisch. Seine Finger bebten, das Stirnhaar ward feucht, und das Himmelblau seiner großen, stolzen Augen netzte sich. Oh, wie wäre es schön, das Hämmern und Sägen, das Emporziehen der Lasten, das Ho-hoi-o-o der Träger, das Rumpeln der Quadern, das Klatschen des Kalkwurfs! ... Und Wagen und Knechte sind für nächste Woche fest bestellt ...

Da zerrte jemand an der Klingel, stürzte die Treppen herauf, steckte, ohne erst anzuklopfen, den Kopf herein und schrie: »Ihr sollt in die Ilge kommen. Der Sigi stirbt!«

»Der Sigi? Ist hier?«

»Vorgestern ist er in die Osterferien gekommen, er fühlte sich übel. 's ist nicht Grippe. Ganz anders, kommt!«

»Sogleich! Sagt in einer Minute! — Und Ihr?« fragte Carl und suchte umsonst nach der glänzenden Seifenblase von vorhin. »Und ich? — Da stirbt einer, und wir, was plänkeln wir Arme noch lange um Zeitliches herum?«

»Wir unterschreiben!« sagte Schül voll Bitte und Hoffnung.

»Wir uterschreiben!« wiederholte Carl.

»Da steht Zellwigs und Eure Unterschrift ja schon!« rief Schül, nachdem er die wenigen Zeilen überflogen hatte.

Carl zog ihm das Blatt aus der Hand und sagte: »Ich kann es noch zerreißen, noch in dieser Sekunde, und der Turm ist gerettet.«

»Der Turm?«

»Merkt das Kind nichts? Den Turm opfere ich für Euch. Woher hätte ich sonst die Tausender? Unterschreibt, schnell, so ist's vorbei!«

Schül zeichnete seinen Namen in Fieberhast hin.

Viel sanfter bot ihm Carl den zweiten und dritten Bogen. Beim vierten Blatt für den

Unternehmer in Zürich ward seine Stimme müde und heiser, als er sagte: »Auch dieses Blatt noch.«

Dann gab er ihm noch zweihundert Franken Vorschuß für die Reise. Er schloß: »Lebet wohl! Jetzt ist für Euren Leib gesorgt das andre nehme unser Herrgott in acht!«

Als er zur Ilge rannte, die Knie schwer wie Steinplatten, hörte er im oberen Sträßchen den Geiger das Liedchen pfeifen: »Und im Aargau sind zwei Liäbi«, und sah, wie er das Stöcklein hoch warf und geschickt bald mit der rechten, bald mit der linken Hand wieder auffing.

Als Carl ins Krankenzimmer trat, war Sigi gerade zu sich gekommen und schaute mit feuchten, verwunderten Augen Vater und Mutter und den Pfarrer auf der Schwelle an. Stirnrunzelnd suchte er sich zu besinnen, wieso er halb entkleidet, mit aufgerissenem Kragen und Hemd auf dem Bette liege und wieso man mit so ergriffenen Mienen um ihn stehe. Endlich irrte ein schwaches Lächeln über seine eingeknickte wachsweiße Nase nieder. Sein Haar war naß, und große dunkle Blutflecken besudelten die Ärmel und ein weißes Tuch, womit man ihm den Schaum vom Munde gewischt hatte. »Wasser!« befahl er leise.

Dann fing er an, sich zu genieren, die Brauen zu zacken und zu schelten, daß man solch ein Wesen mache, wo es doch so etwas Gewöhnliches sei, und sogar den Pfarrer rufe, als ob er ad inferos verreise. Er habe hierfür das Billett noch nicht gelöst. Man solle jetzt hinausgehen, er wolle schlafen. Er klingle dann schon. So ein Anfall, bah, so etwas Gewöhnliches!

»So etwas Gewöhnliches?« widersprach der Vater, während die Mutter schon gehorsam zur Zimmertür huschte. »Du hast ausgesehen wie ein Toter. Sag', hast du den Anfall in Zürich auch schon gehabt?«

»Ja, ja, ein-, zweimal ... Doch was soll das? Laßt mich jetzt schlafen. Mein Kopf ist so stumpf und müd, als hätte man damit eine Stunde gekegelt. Geht! Sie entschuldigen, Herr Pfarrer. Ich bedanke mich dann persönlich bei Ihnen.« Damit wandte er sich rücksichtslos gegen die Wand.

Der Pfarrer war nicht gewöhnt, auf solche Art zu retirieren. Aber die Eltern winkten ihn flehentlich mit sich in die Vorkammer hinaus.

»Wir meinten, er sterbe uns unter den Händen,« entschuldigte Viktor.

»Was war es denn eigentlich?« fragte Carolus. »Eine Ohnmacht? Ein Herzkrampf?«

Frau Ida weinte ins Schnupftuch. Zornig von ihr wegblickend, antwortete der Wirt, es sei etwas viel Schlimmeres, Epilepsie.

Aber wieso denn jetzt erst? Ob sie's verheimlicht hätten?

Wie man wolle. Sigi habe als Kind darunter gelitten. Man habe dann durch Bäder und Diät und Luftkur das unheimliche Ding spurlos weggebracht. Sigi wisse nicht einmal davon. Leider! Denn sie hätten es ihm vielleicht später doch sagen sollen, weil der Arzt erklärte, Sigi müsse bis über die Entwicklungsjahre hinaus sehr behutsam leben. Erst mit zwei-, dreiundzwanzig Jahren, mit dem Bart, habe Doktor Grendel gespaßt, höre die Gefahr des Rückfalls absolut auf. Aber Sigi sei so stark und tüchtig geworden, daß sie leider alle Bedenklichkeit fallen ließen. Sie meinten es ja gut.

Dem Wirte ward heiß wie bei einer Beichte. Es war ja auch wahrhaft ein Sündenbekenntnis, das spürte er; und mit den Fehlern des Sohnes gestand er deutlich genug die eignen. Um so lieber fügte er nun hinzu, daß es letztes Jahr auffallend besser geworden sei. Sigi habe sich ruhiger betragen; besonders die Schürzenjägerei habe in Zürich stark nachgelassen. Dagegen habe er geradezu unvernünftig studiert, sei nie vor zwei oder drei Uhr zu Bett gegangen und habe so etwas wie Mystik, oder wie man das heiße, getrieben. Ganze Nächte sei er von der Bude weggeblieben, in Geheimzirkeln, wo man Tote reden lasse, Wunder vormache, etwas von Seele wie Watte zeige und das Gehirn verstöre. Wenn er dann rasch heimkam, habe er fast nichts erzählt, sei schläfrig gewesen und habe sich gern ins Zimmer eingeriegelt. Nur in der Fastnacht sei er plötzlich wie ein umgekehrter Handschuh geworden und habe nichts als Witze und Schabernack verübt. Bei dem altmodischen Fest lebte er förmlich auf. — Alle drei Personen guckten sich hier vielwissend an. — Wieso nun dieses Entsetzliche? Sie brächten nichts aus dem Jungen heraus. Der Pfarrer möge es versuchen.

Aber Carolus bekam nichts als Höflichkeiten zu schmecken und ging fast unwillig weg. Der Arzt verordnete Brom, verbot alles Gewürzte und jegliche Spirituosen und mahnte, nichts zu unterlassen, was das Gemüt des Kranken beruhigen könne.

Mili war betroffen, daß Sigi daheim sei und nichts von sich hören lasse. An jenem altmodischen Abend waren sie beide wie berauscht auseinandergegangen. Sie hatten sich weder einen Schwur noch auch nur die Hand gegeben, gerade wie zwei Menschen neben einem jungen Rosenbäumchen stehen, die ersten blutroten Kelche sich öffnen sehen und in der heiteren Gewißheit, es blühe nun von selbst herrlich weiter, ohne jede Sorge rechts und links von ihrem süßen Geheimnis davonspringen.

Dann kamen die Stunden der Ernüchterung. Nicht als ob Mili noch hätte zweifeln mögen, daß sie beide zueinander gehören. Solche Bedenken lagen nicht in ihrer Art, und zu all-

mächtig war der Unterschied zwischen dem, was sie für Johannes gefühlt und was sie jetzt für Sigi so brennend empfand. Aber mit dieser Leidenschaft für Sigi ging ein sonderbares, wachsendes Mitleid für Johannes Hand in Hand. Das Schwesterliche und Mütterliche in ihr regte sich stärker. Ihr war, er habe niemand auf der Welt als sie; wenn sie mit Sigi gehe, lasse sie ihn ganz fallen. Als die schlechten Zeugnisse von Zürich kamen und viele den Kopf schüttelten und selbst der Pfarrer einen Augenblick am Maler zweifelte und ihn kaum für ein neues Stipendium anzumelden wagte, da stellte sie das glühende Bild Sigis mit aller Anstrengung hinter den armen Milchbruder und suchte diesem die paar Tage Aufenthalt recht herzlich zu widmen. Johannes malte das Ambrosiusbild über der Kirchentür. Eins gelang sicher vollkommen: ein geradezu musikalisches Zusammenspiel der grauen, braunen, weißen und roten Töne. Immer stand ein Grüpplein Neugieriger unten am Gerüst und trug das Lob des jungen Meisters weit herum, obwohl es zwischen den Stangen und bergenden Segeltüchern eigentlich nichts als Farbenkledse erwischte. Carolus und Johannes wurden dabei immer zufriedener. Aber gerade diese blinde Zufriedenheit des Johannes tat dem gescheiten Mili weh. Abschreiben ist doch keine Kunst, und wenn der Kopist auf den Inhalt der Kopie stolz wird, dann macht er sich lächerlich. Sie ging auch zum Portal und schaute dem Maler zu. Aber ihre Seele war nun so warm und fürs wahre Gefühl so empfindlich, daß der prachtvolle Farbenrausch sie nicht betäubte, sondern ihr erst recht die Armut der Gesichter und menschlichen Bewegungen, den Mangel an heißem innerem Nachempfinden bewies. Selbst die Kunst will den Johannes verlassen, dachte sie. Was bleibt ihm dann noch, wenn auch die Schwester geht? Darf sie das? Ja? Nein? ...

Und in ihrer Art hatte sie ihn doch auch gern. Er blieb sich immer gleich, hübsch, fröhlich, kühl und eigner Herr. Man gewöhnte sich so lieb und leicht an sein Wesen. Wie früher kochte sie ihm, rüstete sein Bett, wusch seine Hemden und bürstete seine Hosen, und links und rechts wandte er sich mit der alten unverfrorenen Zutraulichkeit an sie. Mili hieß es links, Mili rechts, Mili vorn und hinten. Köstlich vertraut war ihr diese stete Musik; es fehlte ihr etwas, wenn es dieses Rufen und Bitten und Befehlen und hundertfältige Sorgen in alle Kleinigkeiten nicht mehr gäbe. Es war eine Art Regieren, und sie regierte gern.

Aber wenn sie an Sigi dachte, strömte mehr als Zufriedenheit, schoß eine Sonnenflut von Glück über sie. Zufrieden war sie dann nicht mehr, o nein, im Gegenteil, ungeduldig, hitzig, begehrlich. Es fehlte ihr dann allenthalben etwas. Die Liebe scheint das mit sich zu bringen. —

Und nun war er da und kam nicht. Das marterte sie. Aber am dritten Tage, nach allerlei Vertuschen, bekam sie klaren Bescheid, was in der Ilge vorgegangen sei und wie Sigi an schwerem Kopfweh immer noch daniederliege. Sie hatte eben das Tälerpaar zur Station nach Uzli begleitet und sich von der treuen, ihr tief ans Herz gewachsenen Freundin fast nicht losmachen können. Als sie, über das unklare Schicksal der Siria ihr eignes vergessend, auf dem Rückweg vor dem Portal stillstand und zum Johannes hinaufgrüßte, da winkte Bas' Ida vom Ilgenfenster sie ins Gasthaus und erzählte ihr alles vom Sigi noch genauer als damals dem Pfarrer, weinte, schlug sich wie eine Verbrecherin an die Brust und ächzte: »Niemand, gar niemand kann es ihm sagen.«

Und aufs Innerste erbebend erklärte Mili leise, sie schon, sie wolle es ihm sagen.

»Und würdest du ihn auch so heiraten, so? Einen Fallsüchtigen? Überdenk' das! Würdest du?«

»Ich glaube ja, wenn er noch will,« kam es zitternd aus ihrem Munde.

»O du süßes, heiliges Kind du, wahrhaftig mein Seelentrost!« schrie die Frau. »So geh gleich zu ihm und red' ihn an. Aber nimm zuerst ein Süppchen. Gerade ist angerichtet. Derweil meld' ich dich.«

Sigi lag im Lehnstuhl. Er hatte den Eisbeutel vom Nacken geworfen, lächelte seltsam und bot ihr eine so schwache Hand, als würden gleich die Finger daran abfallen.

»Was ist denn mit dir?« sagte sie, schwer atmend.

»Kaputt!« Er blickte sie ununterbrochen an.

»Sigi,« bat sie und fuhr ihm über die Hand, »rede wie ein Christ und mach's nicht schlimmer, als es ist.«

»Du weißt doch, daß man mit solchen Geschichten ein verlorener Mensch ist. Ein Epileptiker ist schlimmer als ein Toter!«

»Wie's gekommen, dir sozusagen angeblasen, so scheint mir, kann's wieder gehen.«

»Das ist nicht angeblasen. Das steckte schon lange, lange da drin.« Er betupfte die Stirn.

»Wir haben nie etwas gemerkt, Sigi.«

»Ich schon. Das heißt, früher auch nicht. Aber jetzt, nach diesen ... Vorfällen, ist mir doch allerlei erklärlich, sogar aus der Schulzeit.«

»Du spinnst,« scherzte sie.

»Ich wurde immer so schnell zornig beim Spiel in der Pause. Dann war mir wohl. Im Zorn war mir, ich sehe besser, höre besser, fliege beinah und verstehe einen Haufen Sachen, die ich vorher nicht begriff. Aber nach einiger Zeit in der Bank ward mir plötzlich heiß und schwindelig, und die Hände nach innen wurden ganz

naß. Dann konnt' ich nicht mehr aufpassen. Und solches hat sich oft wiederholt, wenn ich mich sonst in etwas übertat. Aber soll ich dir eigentlich solches vorschwatzen? Sag', warum bist du hereingekommen? Hab' ich dich etwa gerufen?« Ein böser grüner Schimmer blitzte plötzlich auf.

»Hoho, Sigi, wenn du mich fortjagst, geh' ich sogleich,« spaßte sie halbernst. »Aber ich meinte, wir hätten vieles miteinander zu plaudern. Wir ...« Sie stockte, es machte ihr Mühe. »Wir ... am Abend beim Jakoberhops ... mir ist ...«

»Das war Fastnacht, jetzt ist Charwoche,« sagte Sigi.

Nun wurde Mili böse. Wozu dieses Versteckenspiel miteinander? Ist jetzt die Zeit zu solchem, gerade jetzt?

»Höre, Sigi, Fastnacht, Fasten, Ostern, ich bin das Mili, das du kennst, vor- und nachher. Und nun frag' ich, bist du etwa nicht mehr der gleiche wie damals, als du mich über deinen Kopf geschwungen hast? Bist du nicht mehr der gleiche Sigi?«

»Nein, ich bin ein andrer, ein Siecher, ein Unheilbarer, ein ekelhafter Tropf. Was plagst mich noch? Seh' ich etwa nicht, daß du so schön und gesund bist wie schon immer, nein, noch schöner, noch viel schöner. Zum Teufel, geh! Was hab' ich Narr da noch zu schwatzen ...« Er verzog das Gesicht und wandte sich ab.

Jetzt verstand sie. Einen Augenblick sah sie ihn traurig und unschlüssig an. Aber ihr gesunder Sinn siegte sogleich. Sie bog sich über ihn, sagte kein Wort, nahm nur seinen erhitzten Kopf und drückte ihn voll unsagbarer Einfachheit an ihre Wange. So taten einst die vom Lande, wenn sie liebten, aber noch die wunderbare Keuschheit vor dem ersten Kuß nicht brechen mochten.

Aber Sigi kannte diese heilige Scheu nicht. Überströmend von jähem Glück, suchte er ihren Mund, ihre Augen, ach, jeden warmen Fleck des geliebten Gesichts, bis sie sich ihm entwand und drohte: »Seien wir vernünftig, Sigi, laß, es schadet! Nur jetzt keine Exzesse, sagt Doktor Grendel.«

»Nein,« preßte er voll seligem Eigensinn zwischen den Zähnen hervor und wollte sie nochmals erhaschen, »jetzt werde ich gesund. Gib her, einen Kuß darfst du mir wenigstens schenken, das ist keine Sünde.«

»Bist du dann zufrieden?«

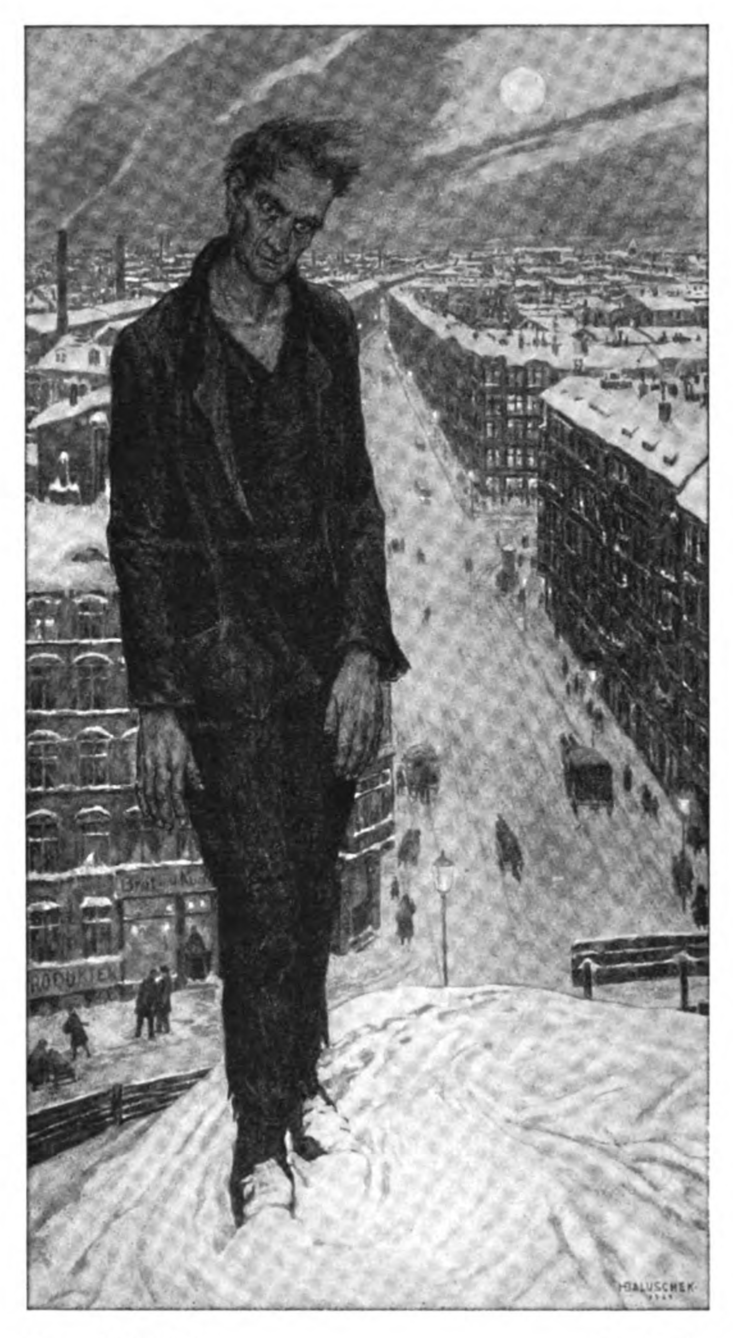
»Wie noch nie.«

»Da!«

Als hätten sie beide zuviel Wein getrunken, sahen sie einander mit glänzenden Augen an. Dann begann Sigi wieder: »Das warst du mir übrigens schuldig. Du hast mich krank gemacht. Wegen dir, weil ich dich nicht bekam, darum bin ich immer tiefer in den Dreck geraten. Und als ich zu Weihnachten kam und so übel empfangen wurde, wo ich doch wußte, daß du dich selbst täuschest, wenn du dir einredest, den Johannes zu lieben ... das war ja Geschwisterliebe oder so eine Art kameradschaftliches Zusammenkleben, nichts andres ... ja, als du so hart warst und ich so schimpfte und log und davonsprang, das gab mir den Bogen. Da übertrieb ich alles, das Studieren, Tanzen, Trinken und die Mädchenjagd, und ward doch nie froh und satt und nahm Anläufe zur Askese, denke, zur Abtötung, las die Mystiker, die nur von der Liebe zu Gott schwärmen, und ging, da ich dich trotz allem nicht vergessen konnte, in Spiritisten- und Okkultistenstuben, wo man dunkel macht und tischklopft und Geister zitiert und sich antworten läßt: Liebt sie mich, oder liebt sie mich nicht?, und doch den Schwindel mit Händen greift. Und da bekam ich den zweiten Anfall; den ersten gleich zu Weihnachten. Aber schau, das Schwindeln nützt doch einmal. So ein Medium sagte mir: Tanze mit ihr an der Fastnacht und hebe sie vom Boden auf! Dann ist sie unrettbar dein! — Ich lachte. Tanzen, mit dir, in Lustigern! Welch eine Fabel! Und da liegt die Einladung vom Pfarrer, wie ich in meine Bude komme, auf dem Tische! — Das andre weißt du. Nun hab' ich allen Radau aufgegeben, vielleicht nur zu hitzig studiert und freilich auch immer Angst gehabt: ja schön, aber das Mili hat dir doch mit keiner Silbe etwas versprochen; vielleicht träumst du ... Und ich zitterte, wenn ich dachte, ich käme heim, und du wolltest von nichts wissen. Ich wollte schreiben, früher heimkommen, aber wagte es nicht. Einmal ging ich ins Schwurgericht. Die Geschworenen waren schon lange abgetreten, und jeden Augenblick mußte jetzt die Tür aufgehen und das Kollegium mit dem Urteil Schuldig oder Frei zurückkommen. Ich sah den Angeklagten. Er war keine Sekunde still, schwitzte, rieb die Hände, fuhr sich ins Haar, schloß und öffnete die Augen und zuckte bei jedem Schubtritt zusammen. So war ich. So saß ich in der Bahn, so schlich ich ins Dorf, ins Zimmer hier, und da kam der dritte Anfall. Es konnte ja gar nicht anders sein. Jetzt komm, küss' mich noch einmal, küss' mir alle, alle weiteren Anfälle weg, küss' mich an Leib und Seele gesund, du gesundestes, liebstes Menschlein auf der ganzen Welt.«

(Schluß folgt.)





Hans Baluschek: Großstadt

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1924



Wintersonnenglanz

# Im winterlichen Harzwald

## Von Stadtrat a. D. Hermann von Frankenberg (Braunschweig)

Mit zwanzig Abbildungen nach Aufnahmen von Hans Rudolphi in Braunlage

Nichts ist verkehrter und irriger, als wenn man sich einbildet, der Winter in unsern heimatlichen Bergen bringe völlige Erstarrung mit sich und ziehe über Tal und Höhen, Wald und Wiesen ein einförmiges, gleichmäßiges Leichentuch. Wer so urteilt, der hat noch wenig beobachtet und weder den Formen noch den Farben die nötige Aufmerksamkeit geschenkt. Vertieft man sich genauer in den Reiz und Zauber der Schneelandschaft, dann erkennt man immer mehr die unendliche Mannigfaltigkeit der Gestalten und Figuren, der Abtönung und Stimmung, wobei Sonne, Himmel, Wolken und Wind eine wichtige Rolle spielen; ja, man kann sogar angesichts der seltsamen Gebilde, die sich dem entzückten Auge zeigen, getrost davon sprechen, daß nur in der kalten Jahreszeit mit ihren Witterungseinflüssen solche reichhaltige Entwicklung möglich sei, während uns der Sommer die ursprünglichere, schlichtere Erscheinung ohne Beiwerk und Zutaten bietet.

Dabei kommen dem Harze im Vergleich mit andern Gebirgen verschiedene Vorzüge zustatten, die in besonderer Weise die winterliche Pracht hervorheben helfen. Vor allem der Wechsel von Laub- und Nadelwald, der den Besuchern beim Eindringen vom Rande der Ebene in das Innere des Berggebiets, namentlich zum Brocken und zum ganzen Oberharz sich offenbart und bei der Überschreitung von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten sehr augenfällig bemerkbar wird: die entlaubten Bäume mit ihrem leichten Schneebelag oder mit dem märchenhaft schönen Rauhreifansatz bilden einen überaus wirkungsvollen Gegensatz zu den ebenmäßig gewachsenen Fichten und Tannen, deren schlanke Pyramiden durch die tief von der weißen Last niedergezogenen Zweige um so malerischer aussehen.

Nicht minder abwechslungsreich ist der Harz durch die Klippenbildung, die an zahlreichen Stellen auftritt und im Granitbereich beim Brockenmassiv mit seinen Ausläufern im Oker-, Radau-, Ecker-, Ilse- und Holtemmetal und beim vielbewunderten unteren Bode-



Abendsonne am Brocken

tal, in den Sandsteinfelsgruppen um Blankenburg und den Porphyrfelsen bei Ilfeld die großartigsten Formen aufweist.

Endlich tragen die tiefeingeschnittenen Täler des Nord- und Westharzes wesentlich zur Gliederung und Belebung des Landschaftsbildes bei, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die großen Hochflächen, an denen der Harz zwischen Bruchberg und Oder, von Hohegeiß bis zum Ansatz des Selketals und in der Gegend von Elbingerode so reich ist, in der kalten Jahreszeit mit ihren eingestreuten Ortschaften und Waldungen, ihren weithin schimmernden Wiesen und Waldblößen in der winterlichen Gewandung viel gewaltigeren Eindruck als im Sommersonnenlicht machen. Und doch: die eiskristallene Herrlichkeit der Wasserläufe, der Bäche und Flüsse mit ihren erstarrten Kaskaden, mit ihren in Bande geschlagenen Fällen und Rinnsalen gehört mit zu dem Wunderbarsten, was uns die rauhe Jahreshälfte bietet. Für den Städter gibt es keinen wirkungsvolleren Gegensatz als die Stille und Einsamkeit, die schimmernde Pracht des tief verschneiten Waldreviers im Vergleich mit dem unaufhörlichen Lärm und Dunst, dem Ruß und Rauch des Häusermeers, aus dem er kommt.

Des Schauens und Bewunderns ist kein Ende, zumal wenn die Sonne mit ihrem Glanz Berg und Tal überstrahlt. Dann erst prangen Wald und Flur in vollendeter Schönheit, dann erst nehmen wir auch die farbigen Unterschiede wahr, an denen sich Herz und Sinne freuen. Es ist keineswegs nur die Morgenbeleuchtung mit ihrem klaren, mattrötlichen Licht, mit den allmählich weichenden Nebeln und dem frischen, hellen Schnee, oder das purpurne Glühen des Sonnenuntergangs mit den langsam sich ausbreitenden Schleiern der grauen Dämmerung, von deren Zauber wir eingenommen werden. Schreiten wir gegen die Mittagszeit, wenn die Wintersonne ihren verhältnismäßig höchsten, aber immer noch sehr niedrigen Stand erreicht hat, über einen besonnten Hang oder eine mit vereinzelten Baumgruppen bestandene freie Fläche, dann staunen wir über die Fülle der Abtönungen vom blendenden Weiß zu grauen und grünlichen, violetten und blauen, oft ins Purpurrot übergehenden Farbenschattierungen.

Blaudunkele Schatten
Und sonniger Glanz,
Die Berge des Harzes
In leuchtendem Kranz,



Dem Licht entgegen

Die Tannen, die prangend
Im Silberschmuck stehn —

bald ist es die Fülle und Menge dieser Bäume, die wie ein wohlgeordnetes, starkes Heer die Gebirgskämme und den Talgrund besetzt zu haben scheinen, bald sind es einzelne vorgeschobene Posten, die von ihnen auf der Lichtung ausgesetzt sind. Mag auch Wind und Wetter an ihnen rütteln und zausen, mögen ihre Äste im Sturm und Frost knarren und knacken — sie halten treue Wacht, sie harren aus, sie weichen und wanken nicht, sie stehen festgewurzelt, und ihr elastischer Bau trotzt mit seiner Spannkraft dem Drängen und Wehen, dem Ziehen und Zerren, dem Schneedruck und dem eisigen Banne. Wohl hat in dieser Zeit der Skifahrer viel vor dem Fußgänger voraus, weil er mit erhöhter Schnelligkeit und Leichtigkeit vorzudringen vermag, und weil ihm selbst die gefährlichen Hochmoore im Vorwärtsgleiten keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegensetzen. Und doch genießt auch der Wanderer die Freuden der winterlichen Bergfahrt in köstlichster Weise, wenn er sich die gangbaren Möglichkeiten aussucht und nicht als waghalsiger Alleingänger bei unsicherer Witterung in tiefen Schnee hineingerät. Überzuckert der erste weiße Belag kaum handhoch die Harzberge, so daß man den vollen Eindruck des Winterbildes empfängt, ohne die Beschwerden des Hochwinters mit seinen unendlichen Schneemassen mit in den Kauf nehmen zu müssen, dann ist der Fußgänger noch der König im heimischen Land, weil er ohne das ermüdende Einsinken auszuschreiten vermag. Der Schneeschuhläufer muß sich gedulden, bis an ihn die Reihe kommt und seine helle Lust sich entwickelt. Zierlich und im einzelnen auch in der Ferne deutlich erkennbar heben sich die Tannen voneinander ab, es ist noch nicht die dichte, einem weißen Kleide gleichende Umhüllung, die sie umfängt, nur an der Wetterseite bleibt auf der Borke der Stämme der Neuschnee haften, der sie wie in Schwarzweißtechnik uns vor Augen führt. Nähern wir uns dann aus lichterem Hochwalde einem Wiesengrunde, hinter dem aufs neue der Bestand einsetzt, dann bietet sich die beste Gelegenheit, das Spiel von Licht und Schatten, von hellem Schimmer und ernster, dunkler Färbung zu betrachten, das zwischen den Bergen und dem Tal sich vollzieht.

Eins aber ist für den Harzwald jedesmal ein hervorragender, schillernder und gleißen-

der Schmuck, bei dem der Formenreichtum einzigartig zur Geltung gelangt: der Rauhreifansatz, der bei anhaltendem scharfem Ostwind mit einer Unzahl winziger Kristalle sich entwickelt und jeden Zweig, jede Verästelung unterscheiden läßt.

Wo bei den Tannen die zur Abwehr gegen den Wind ausgestreckten unteren Äste allmählich absterben, während die in dunklem Immergrün stehende Krone mutig und zäh ausdauernd sich emporreckt, da zeigt sich das Werk des Rauhfrostes in ausgezeichnetem Maße. Und leuchtet dahinter wie ein von künstlerischem Rahmen eingefaßtes Bild Vater Brockens weiß schimmerndes Haupt hervor, dann frohlockt des Wanderers Herz, denn ein Ziel winkt ihm, das seine Sehnsucht längst schon zu erreichen strebte. Wie auch der Anstieg vor sich gehen mag, jede Brockenfahrt ist ein Erlebnis, das von Anfang bis zu Ende mit Genuß ausgekostet werden und in der Erinnerung noch lange fortleuchten soll.

Der wechselvolle Weg von Bad Harzburg durchs Eckertal mit dem eindrucksreichen Fernblick jenseits der Dreiherrenbrücke und mit dem Übergang aus dem dichten Tannenwald am Forsthaus Scharfenstein zu dem niedrigen Knieholzgestrüpp und dem granitenen Felsgewirr am Kleinen Brocken, der steile und mühsame, aber sehr lohnende Ilsenburger Pfad aus dem Märchenreich der Prinzessin Ilse durchs Schneeloch zur ragenden

Einsame Wächter

Höhe, der langgestreckte Aufstieg von Wernigerode-Hasserode an den auch im Winter zauberhaft schönen Stromschnellen der Steinernen Renne vorbei zum Renneckenberg, wo sich der Weg von Elbingerode und Dreiannenhohne mit ihm nahe der Schutzhütte vereinigt und in bequemer Steigung beim Wegweiser am Brockenbett vorüber zum Gipfel führt — jeder von ihnen hat seine Vorzüge, die ihm treue Anhänger sichern. Nicht anders ist es bei den Zugängen von Süden und Westen: da zieht sich von Schierke, der mit allen Reizen ausgestatteten Wintersportstätte ersten Ranges, durchs Eckerloch einer der begangensten Pfade herauf, bei dem man am Schlusse infolge des Schneebelags kaum etwas von den Tücken des berüchtigten »Knochenbrecher«-Weges merkt; da kann man Goethes Spuren nachgehen, indem man vom Torfhause her am stillen Abbegraben entlang zum Königsberge gelangt und auf dem Goethewege, an der einsam und verlassen daliegenden Haltestelle der nur im Sommerhalbjahr betriebenen Brockenbahn vorbei, zur obersten Kuppe strebt; und wer von Braunlage, dem sehr in Aufnahme gekommenen Sportplatze winterlicher Freuden, von der Bergstadt St. Andreasberg oder von Clausthal-Zellerfeld sich naht, der trifft bald hinter dem an der großen Hauptstraße durch den Harz liegenden Forsthause Oberbrück den Goetheweg und hat



Am Waldesrand

zuletzt dieselbe Aufstiegslinie. Es ist ein herzerfrischender Anblick, all die jungen und die älteren Leute, die sportfrohen Gestalten zu sehen, die sich droben ein Stelldichein geben, um vom höchsten Harzgipfel hinauszuschauen in die leuchtende Pracht des Wintertages, der uns schon im Emporklimmen so viel Augenweide bot, der aber hier in luftiger Höhe erst recht uns entzückt.

Klar ist die Luft; der Blick schweift weit,
Weit über Wälder, Tal und Hügel.
Es gibt die Bergeseinsamkeit
Dem Menschengeiste neue Flügel.

Führt uns der Abstieg dann wieder in den

Winterwald zurück, so spüren wir nach der Höhenstimmung, die uns droben erfüllte, die heimliche Verschwiegenheit und Stille rings um uns her. Wenn es schon in Sommertagen eigentümlich berührt, auf einsamen Pfaden zwischen den Bäumen dahinzuschreiten, wo uns jeden Augenblick Meister Böcklins »Schweigen im Walde« in seiner spukhaften Erscheinung begegnen könnte, so steigert sich im Winter diese Empfindung durch des Schnees und des Frostes Begleiterscheinungen so sind es doch silberne Schätze und diamantene Pracht, die er uns beschert. Senken sich die Schatten des Dämmerscheins langsam ins Tal und steigen sie nach und nach zu den noch im leuchtenden Abendgold prangenden Höhen hinauf, dann fühlen wir: so reich bewegt auch der Tag mit seinen wechselnden Eindrücken gewesen sein mag, wohltuend die Ruhe und die feierliche Stimmung in der Natur, es kommt etwas von dem Abendfrieden über uns, der sich über Berg und Tal aus-



Winterherrlichkeit

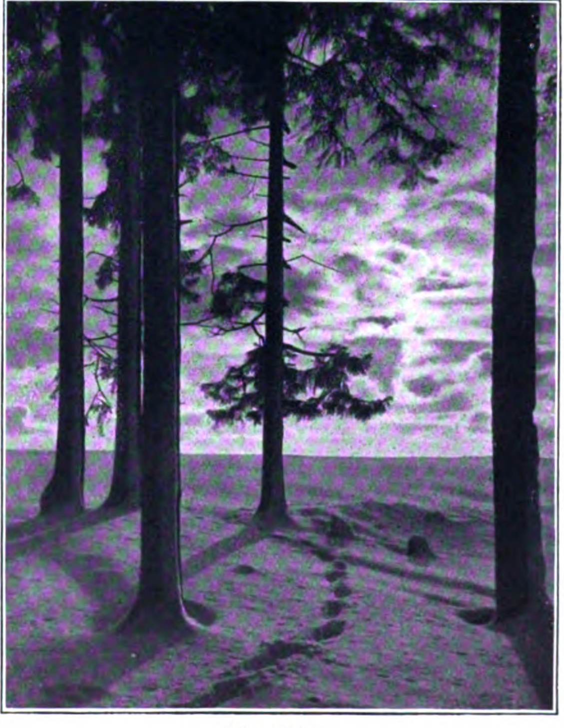
zu einem fast überwältigenden, unvergeßlichen Eindruck. Kein Rascheln und Wehen der Zweige, kein Knistern und Streifen des vorwärtsschreitenden, tief in das pulverige Weiß sich versenkenden Fußes — nur ab und an das Herabrieseln und Niedergleiten einer überschweren Last vom Tannengezweig, das alsbald, des Druckes ledig, emporschnellt, vereinzelt wohl auch der Warnruf eines Hähers oder das leise Zirpen der Goldhähnchen — es ist der echte Winterzauber, der uns in sein Reich aufgenommen hat, und wenn er uns auch nicht wie der sagenhafte Zwergenkönig in der Bergeshöhle mit Goldesfülle beschenkt, breitet; und wie bei der Morgenwanderung alle Sorgenqual und Erdennot von uns wich, als wir frischfröhlich unser Quartier verließen und zur Höhe die Schritte lenkten, so ist nach allen Erlebnissen das wohlige Behagen angesichts der versinkenden Schneelandschaft und des scheidenden Tagesgestirns, das uns so freundlich geleuchtet hat, losgelöst aus bedrückenden Gedanken und Kümmernissen, von heilsamster Wirkung auf Körper und Geist. Es ist kein leerer Schall, keine müßige und gedankenlose Redensart, wenn sich die Harzfreunde jetzt in den geliebten Bergen ebenso grüßen, wie es längst in den Alpen Brauch



Winterzauber

ist — der Gruß: »Bergheil!« hat sich rasch eingebürgert und wird das Feld behaupten.

Die Tannen haben in mittlerer Höhe wieder ihre gewohnte Erscheinung angenommen, die gewundenen und seltsam gebogenen Figuren, denen wir unter der Einwirkung des Schneedruckes droben in der Gipfelnähe begegneten, sind von uns gewichen, aber beinahe bis zur Erde hängen die von weißer Last hinabgezogenen Äste nieder,



Abendfriede

der Boden zeigt deutlich die Spuren der hier und dort abgeschüttelten, wie Staub hinunterwirbelnden oder auch in dicken Packen herniederfallenden Schneemengen, und der Blick verliert sich in der fast endlos scheinenden Reihe der verschneiten Stämme bis in die unergründliche Waldesnacht hinein: ein echtes Wintermärchen! Läßt dann am nächsten Morgen der Himmel wieder sein Sonnenlicht strahlen, dann duldet es uns nicht lange in

den engen Räumen: hinaus ziehen wir, neuen Genüssen entgegen. Durch eine junge Tannenschonung geht es, wo einträchtig nebeneinander Wanderer und Skiläufer ihre Spur hinterlassen haben. Kaum ragen die Spitzen der jungen Bäume aus dem hohen Schnee hervor, während dahinter der ältere Bestand wie eine Schar erfahrener Leute dem Nachwuchs zuschaut. Nach rüstigem Ausschreiten erreichen wir den im Talkessel der Warmen Bode sich an den Berghängen immer mehr ausdehnenden Ort **Braunlage**, der wie geschaffen für winterliche Genüsse ist und, vom Adamsblick aus gesehen, in seiner ganzen Erstreckung vor uns liegt, weit überragt von dem gewaltigen, breiten **Wurmberg**, an dessen Abhang im Nordosten kürzlich eine neue, sehr steil abfallende Sprungschanze für die kühnsten der Skiläufer eingerichtet worden ist. Häuser, Gärten und Wiesen, Wald und Lichtungen überfliegt der Blick bis zur runden Kuppe des Berges, von dem die Sage geht, daß er einst dem Wodan heilig gewesen, und zu dem eine vielstufige Hexen- oder Heidentreppe emporführt. Zwischen ihm und seinem fast ebenso hohen Nachbarn, dem **Achtermann**, steigen wir nach ausgiebiger Rast aufwärts zu der Paßhöhe des »Dreieckigen Pfahls«, der Wasserscheide zwischen Bode und Oder, der Landesgrenze zwischen Preußen und Braunschweig, wo die Wege zum Brocken, von Schierke, Braunlage und Oderbrück sich kreuzen. Wir wählen die Richtung auf Oderbrück, finden im Oderflüßchen, das sich tapfer durch Felsen und Wurzelwerk, Schnee und Eis hindurchwindet, einen munteren Begleiter und sehen, als der Tannenwald sich öffnet, einige Häuser und Gehöfte vor uns, hart an der großen Hauptstraße, die von Bad Harzburg südwärts am Radau-Wasserfall und dem schön gelegenen Torfhaus vorbei auf Braunlage—Wieda—Walkenried führt: das **Forsthaus Oderbrück**, das seinen Namen von der hier erfolgenden Überschreitung der Oder trägt und vielen Brockenbesteigern als letzte Raststätte vor dem Anstieg wohlbekannt ist. Wir aber wenden uns von dort einem andern Ziel zu, das uns schon durch die Tannen entgegenlugt, einem wunderbar kegelförmig gestalteten Berge, dessen kahler Gipfel jetzt völlig von Schnee umhüllt ist und wie der oberste Abschnitt einer weißen Kugel aussieht: es ist die **Achtermannshöhe**, einer der ausgezeichnetsten Aussichtsberge des Harzes, der einen völlig umfassenden, durch nichts beeinträchtigten Rundblick darbietet. Mitten aus dem Granitgebiet, das den Brocken umgibt, hat sich durch einen vor vielen Jahrtausenden aus dem feuerflüssigen Erdinneren kommenden Stoß, der die schiefrigen Gebilde verbrannte, eine rundliche Kappe von Hornfels erhalten, dessen zersplitterte Trümmer ringsum auf der Bergeshöhe gelagert sind. Ein schmaler Zickzackweg, den sorgliche Hände sogar mit einem Holzgeländer versehen haben,

Wintermärchen



Sonniger Wintertag

führt dicht neben einer halbverfallenen Schutzhütte und neben einem merkwürdig durch Schneedruck oder andre Einwirkung gebogenen, mehrfach gekrümmten Baum, der sog.



Braunlage im Oberharz



Forsthaus Oderbrück

Kamelsfichte, in wenigen Minuten hinauf. Norden und Süden, Oberharz und die lang ausgedehnten Hochebenen gen Osten hin, des Brockens hehre Majestät und die weißblinkenden Hänge um Braunlage, dessen Häuser uns wie alte Bekannte herüberwinken, die Rücken des Bruchberges und des Ackers sind vor uns aufgetaucht, der von Eis und Schnee überzogene Spiegel des großen Oderteiches wird hinter Oderbrück wenigstens mit einem kleinen Eckchen sichtbar, und in vollen Zügen atmen wir die köstlich klare Winterluft ein. Dann machen wir unsern Feldzugsplan, um des Harzes Zauber in seiner Mannigfaltigkeit fernerhin zu genießen.

Eine große Moor- und Heidefläche, das Rote Bruch, zieht sich auf den vorhin berührten Dreieckigen Pfahl hin: es ist zur Sommerszeit wie ein ruhiger, stets von Feuchtigkeit triefender Schwamm, aus dem die Kalte und die Warme Bode, die Oder und verschiedene Nebenbäche entspringen und dessen Überschreitung für den Unkundigen manche Gefahr in sich birgt. In winterlichen Tagen ist es, soweit nicht der Schneebelag zu hoch sein sollte, für den Wanderer leichter, die gefrorene Hochfläche im Wetteifer mit dem Skifahrer zu begehen; eine Schneise zwischen den Tannen, dann ein Pfad über die sumpfige Lichtung und zuletzt wieder eine Grenzschneise führen zum Ziele. Aber auf eins muß man dabei achten: ein Wetterumschlag kann in verhältnismäßig kurzer Zeit Schneesturm und Ungemach bringen. Wenn sich der Himmel bewölkt, und wenn von fern wirbelnde weißgraue Massen heranrücken, die sich bald in unzählige Milliarden von Eiskristallen auflösen, dann heißt es auf der Hut sein und rasch zwischen den Tannen Deckung suchen, um sich nach Möglichkeit zu schützen. Ist das Wetter vorübergebraust, so erfreut erhöhte Klarheit und Fernsicht das Auge. Und in eigentümlicher Erscheinung zeigen sich nun die von Neuschnee übergossenen, durch den Wind und die weiße Last vornübergebeugten Tannen: wie eine große Schar büßender Pilger, die auf dem freien Felde haltmachen und vor einer unsichtbaren hohen Macht ihre Huldigung darbringen, ehe sie ihren Zug fortsetzen. Sind das dieselben schlanken Bäume, an denen wir uns im Sommer so oft erfreuten, wenn ihr gleichmäßiger Wuchs, ihre immergrüne, mit der Spitze gen Himmel weisende Pyramide uns allenthalben grüßte?

Als jüngst ich schritt durchs Bergrevier,
Bot sich ein seltsam Schauspiel mir:
Von Tannen sah ich eine Schar,
Geknickt, gebogen wunderbar.
Von winterlicher Last gedrückt,
Hat sich der Bäume Wuchs gebückt.
Doch als sich Eis und Schnee verlor,
Hob sich die Spitze kühn empor ...
Auch Menschenseelen werden oft
Geknickt, gebogen unverhofft.
Sie zieht der Sorgen graues Heer
Zur Erde nieder, trüb und schwer.
Und doch — bald ändert sich das Bild:
Noch lebt die Sehnsucht, ungestillt,
Noch richtet sich das Menschenherz
Vertrauend, gläubig himmelwärts.
Ein neuer Lebenstrieb begann,
Er zeigt den Weg uns himmelan.

Kommen wir dann in den Hochwald, in den die Sonne nach dem Unwetter ihre siegreichen Strahlen sendet, dann ist es das wechselvolle Bild von Licht und Schatten, das uns anzieht und die Herzen mit dem Hochgefühl der Dankbarkeit für die herrlichen Waldungen erfüllt, über die unsre Heimat verfügt, während anderwärts Raubbau und rücksichtslose Ausbeutung den kostbaren Schatz vernichtet haben. Leib und Seele werden erfrischt und gewinnen Mut und Kraft zum Daseinskampf in diesen Wäldern, die dem aufmerksamen Wanderer das Geheimnis von Werden und Vergehen offenbaren.

Die Wintersonne meint es gut; zeitweilig haben ihre Strahlen, die nicht in den beschneiten Erdboden einzudringen vermögen, im Rückprall von der besonnten Hochfläche die Wirkung, daß an stark ausgesetzten Stellen der Schnee zu tauen beginnt — aber es ist ein trügerisches Schauspiel, und das Schmelzwasser, das von den Spitzen der schneegebeugten Tannen heruntertropfen will, gerinnt auf seinem kurzen Wege schon wieder zu Eis, so daß in immer längeren spitzen Zapfen das durchsichtige Kristall herniederhängt. Hatten wir vorhin schon einen Büßerzug zu sehen geglaubt, so ist es uns jetzt, als seien wir in eine sonderbare Trauerversammlung weißvermummter Gestalten eingetreten, die alle nach einer Richtung hin sich wenden und sich vor überströmendem Leid kaum bergen können.

Aber das frisch pulsierende Leben behält zuletzt auch in Eis und Schnee sein Recht, und



Achtermann

lebendig sprudelt es uns entgegen, wenn wir nun im Tal der Kalten Bode vom Dreieckigen Pfahl auf Schierke hinunterwandern. Der junge Bergfluß, der übermütige Brockensohn, ist ein Feind aller Fesseln und alles Zwanges, er spottet über die Eisesbande, in die ihn der Frost zu legen versucht, er sprengt sie oder er springt darüber hinweg — nur an besonders geschützten Stellen, in stillen Buchten oder in teichartigen Erweiterungen des Flußbettes, wo die Strömung gering ist, setzt sich hier und da



Aufziehender Schneesturm

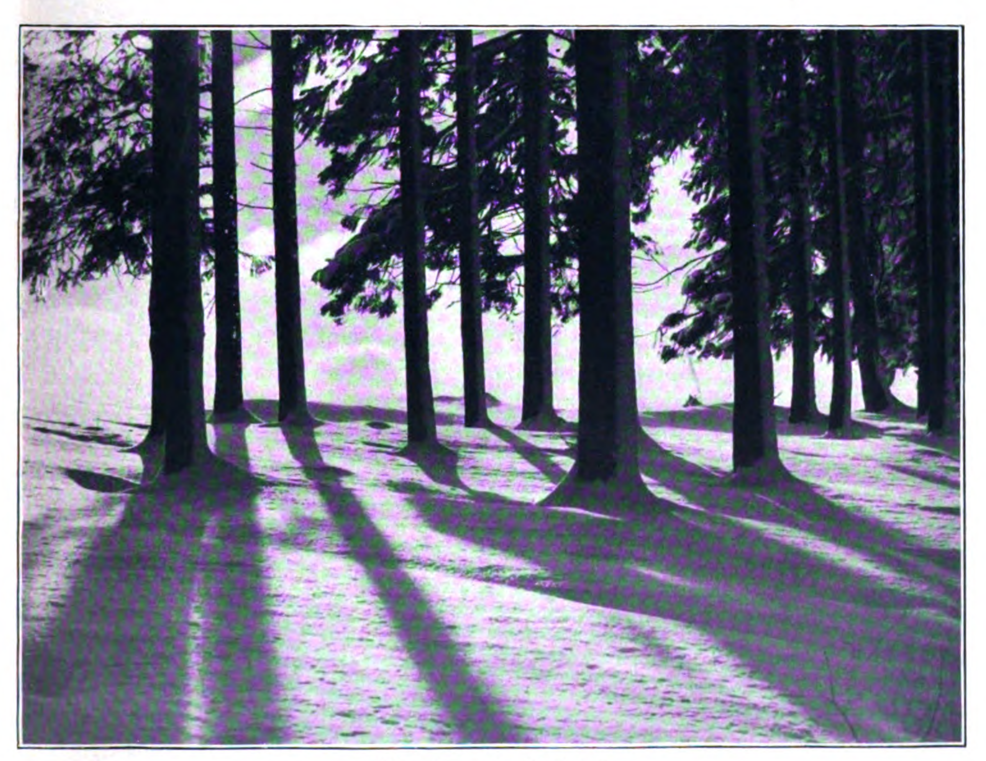
eine eisige Kruste an, die sich langsam vergrößert. Die mächtigen Felsblöcke, die Überbleibsel eines Bergsturzes, der in grauer Vorzeit einst ins Tal gedonnert sein mag, sind in ein weißes Kleid gehüllt, an manchen Stellen auch durch das fortwährend hinüberflutende Wasser vergletschert, und je anhaltender der Winter ist, je weniger ihn Abschnitte des Tauwetters und der Schneeschmelze unterbrechen, desto bizarrer und überraschender sind die Bildwerke, die der Bode geschäftige Tätigkeit an den Uferrändern und mitten in der Wasserumspülung schafft. Im Gegensatz zu der unaufhörlichen Bewegung des rinnenden und rauschenden Flusses stehen die ernst und schweigsam ihn umgebenden Tannen mit ihrem Grün und Weiß, unter die sich vereinzelt eine vielverschlungene, den Felsen mit ihren Wurzeln umklammernde Eberesche mischt.

Schon grüßen uns auf schimmernden Terrassen, in denen der Talhang auf dem linken Bodeufer zum Kirchlein und zum hochgelegenen Bahnhof des Ortes ansteigt, die Häuser von Schierke in krausem Durcheinander: hier die schlichten, schindelgedeckten Waldarbeiterbehausungen, aus denen vor vierzig bis fünfzig Jahren die Ortschaft sich fast ausschließlich zusammensetzte, dort stattliche, sehr behaglich und umfangreich aufgeführte Gasthäuser mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten für verwöhnte Reisende, auch Fremdenheime und Pensionshäuser, Villen und Privatwohnungen von mittlerer Größe, alles schmuck und einladend, durch die Verbesserung der Wintersporteinrichtungen im Laufe der letzten Jahre unablässig ergänzt und vervollständigt, so daß die große, 2000 Meter lange Bobsleighbahn, die bei der Heinrichshöhe, einem Nebengipfel des Brockens, ihren Anfang nimmt und in fünf kühn geschwungenen Biegungen sich rasch dem Ziele zu senkt, die Rodelbahnen, von denen





Eisgestalten



Wintersonne im Hochwald

die eine ganz nahe an der gastlichen Stätte des Hotels »Fürst Stolberg«, die andre weiter oberhalb im Dorfe ausmündet, und die Eisbahn auf den überschwemmten Tennisplätzen dicht am Bodefluß sich der Anerkennung aller Sachkundigen erfreuen.

Verfolgen wir den Bodelauf abwärts, so haben wir zwischen Schierke und Elend, im Bereiche von Goethes »Walpurgisnacht«, das Flußbett in etwas ruhigerer Verfassung vor uns, ohne daß der Reiz der Winterpracht bogenfarben, das sie im Wasserdunst hervorruft.

Was Hans Rudolphi, der Photograph der beigefügten Abbildungen, der ursprünglich Landschaftsmaler war und sich dann mehr und mehr der Lichtbildkunst zugewendet hat, mit begeistertem Auge mitten in den Bergen geschaut und uns feinsinnig und geschickt zu übermitteln verstanden hat, das lebt in uns fort, es leuchtet und lockt uns, es entschwindet nicht so bald der Erinnerung.



Man hört nicht weinen und klagen,
Man sieht nur die Traurigkeit.

dadurch geringer wird. Nein, es treten jetzt in größerer Anzahl Laubbäume auf, auch Lärchen mit ihrem zierlichen, entnadelten Gezweig werden sichtbar, der Weg führt bald zur Rechten, bald zur Linken des Flusses, aus dessen Wassern die schneeübersponnenen Blöcke, groß und klein, weiß emporleuchten. Der Sonne Glanz ist in dem engen Bergtal, das sich zwischen der Elendsburg und den Schnarcherklippen am Hange des Barenbergs hindurchwindet, nur in wenigen Tagesstunden zu genießen; um so willkommener ist das Glitzern und Strahlen, das Aufleuchten in allen Regen-

Noch einmal lassen wir, ehe uns das trauliche Dörfchen Elend mit seinem heimlichen Behagen aufnimmt, und ehe uns das Dampfroß von dort wieder zum Nordrand nach Wernigerode oder zum Süden auf Nordhausen hin entführt, all die Winterherrlichkeit an unserm Geiste vorbeiziehen, deren Anblick uns vergönnt war: wir sehen die Tannen und das Gesträuch, die weiten, blinkenden Flächen, das Felsgestein und das Gewässer im kristallenen Kleide, wir vergegenwärtigen uns die Gruppe der Brockenbauten, die mit ihren mächtigen Schanzen, ihrem fest angefrorenen

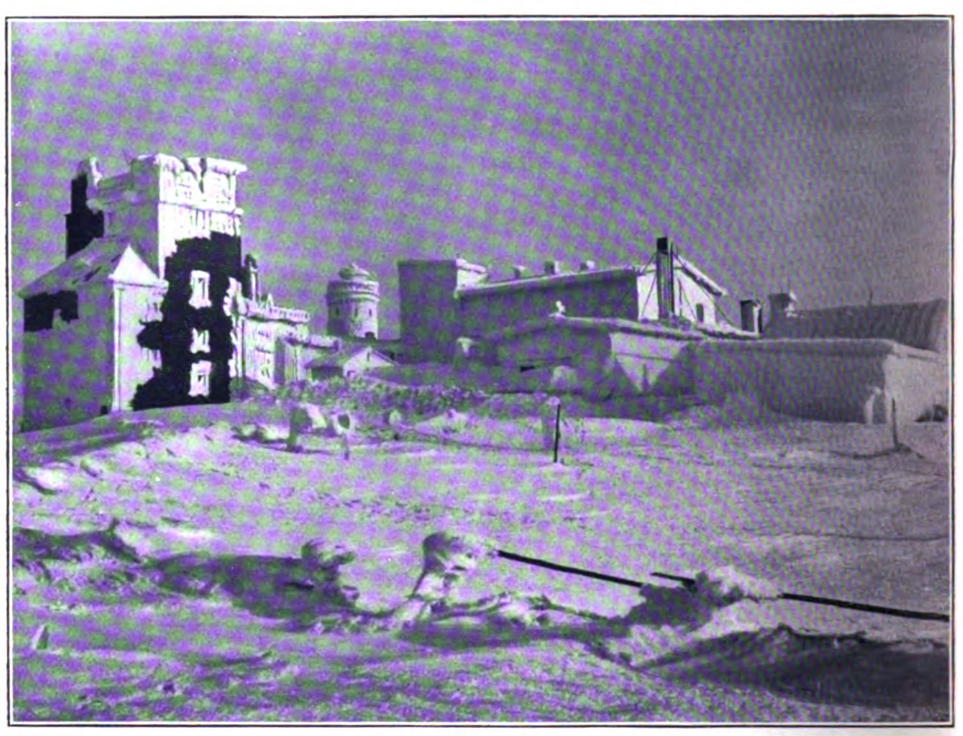


Bodetal

Schneeanflug und den Zacken und Zinnen des Rauhfrostes an Turm und Dach wie ein Märchenschloß ausschauten, und in unserm Herzen klingt freudiger, jubelnder Dank.



Winter im Bodetal



Ein Märchenschloß

# Der alte Wanderer

Mein Leben hab' ich verwandert
Durch Sonnenschein und Nacht.
Die langen, langen Straßen,
Die haben mich grau gemacht.

Ich weiß nichts mehr von den Sternen,
Vom Monde, der mit mir geht.
Die langen, langen Straßen,
Die haben mein Herz verweht.

Oft stehe ich still und lausche —
Rief mich ein kleines Glück?
Die langen, langen Straßen,
Die lassen mich nicht zurück.

Nur manchmal sitz' ich an Türen
Im armen Sonnenschein.
Da singen die lustigen Kinder
Um mich einen Ringelreihn.

Und ziehn mich wild am Rocke
Und lachen mit Augen klar,
Und streicheln mit leisen Fingern
Wohl über mein graues Haar.

Das macht mich auf einmal so selig,
Ich möchte in Lieder verwehn.
Das ist, als ob zärtliche Bogen
Über zersprungene Geigen gehn.

Max Jungnickel



Heinz Graf Luckner: Kampf um die Fahne

Ausgestellt in der Gemäldegalerie von Karl Nicolai in Berlin W, Viktoriastraße 26a

# Aus den Erlebnissen eines alten Richters der Kassubei

Von Reichsgerichtsrat a. D. Johannes Kiehl

Ein simples kassubisches Dorf mit nur zweitausend Einwohnern war es, in dem ich meine ersten Dienstjahre (mehr als acht) verlebte, zunächst als Kreisrichter und dann als Amtsrichter. Manchen Justizjünger wird bei dem Gedanken ein Schauder erfassen, auch ihn könnte ein ähnliches Los treffen. Und doch, ich wie alle meine Schicksalsgenossen, wir schieden nur mit schwerem Herzen aus unserm Dorfe und konnten uns dazu erst dann entschließen, wenn andre Aufgaben und neue Pflichten, so die der Kindererziehung, uns von der liebgewordenen Stätte hinwegriefen.

Außer dem mit fünf Richtern, einem Assessor und drei Rechtsanwälten besetzten Amtsgericht befand sich in unserm Dorfe noch das Landratsamt, und während der letzten Jahre trat dazu das ansehnliche Eisenbahnbureau, dessen Leiter nachmals als Erfinder und Konstrukteur eines Baggersystems weltberühmt geworden ist.

Und noch in einer andern Hinsicht war unser Platz bevorzugt, nämlich durch seine landschaftliche Lage, und schon das konnte dem dafür Empfänglichen Ersatz für sonstige Entbehrungen bieten. Auf einer Erhebung des uralobaltischen Landrückens gelegen, wird das Dorf von den üppigsten, stolzesten Buchenwaldungen mit ihren zahlreichen kleineren und größeren Seen rings umschlossen. In einem von ihnen spiegelt sich die Klosterkirche mit ihrem geschwungenen hohen Kupferdach. Verdankt doch der Ort seine Entstehung einer Niederlassung des Kartäuser Mönchsordens, einstmals »Marienparadies« genannt. Die Mönche verstanden es gut, ihre Stätten zu wählen. Ach, wieviel schöne Wanderungen und herzerfreuende Feste verdankten wir den Waldungen, den Bergen und ihren Tälern, in denen es sich im Kreise froher Zecher so wohlig lagerte! Der Frühling zog erst recht spät ein. Kam er aber, dann konntest du eines Morgens die vor dir zu erheblicher Höhe aufsteigenden Berge, wie über Nacht verwandelt, in ihr erstes Grün gekleidet sehen.

Ließ so unser privates Leben nichts zu wünschen übrig, so konnte auch die berufliche, richterliche Tätigkeit vollauf befriedigen. Schon an sich ist die Annahme sachwidrig, als vermöchten die Anforderungen eines nur ländlichen Bezirks den Ansprüchen eines aufstrebenden Juristen nicht zu genügen. Gerade aus den regellosesten Beziehungen erwachsen Fälle, an denen sich die Befähigung erproben kann. Wohl jeder alte Richter, der auch Amtsrichter gewesen ist, wird das bestätigen können.

Des weiteren bin ich aber auch der Ansicht, daß es für die Ausbildung eines jungen Juristen und für seine ganze spätere Laufbahn gerade das ersprießlichste ist, daß er sie an einem kleinen Orte und bei einem Amtsgericht beginnt. Ich darf mir ein Urteil hierüber, meine ich, zutrauen, nachdem ich alle Grade der richterlichen Tätigkeit, bis oben hinauf, kennengelernt habe und auch an Orten tätig gewesen bin, die den Brennpunkt des öffentlichen und des wirtschaftlichen Lebens bildeten.

Einem Richter, dessen Tätigkeit auch menschlich befriedigen soll und der als ein gerechter Richter auch in höherem Sinne gelten will, tut vor allen Dingen Menschenkenntnis not und die Fähigkeit, sich in das Fühlen und Denken der Bevölkerung hineinzuversetzen. Sich beides anzueignen, ist aber nichts besser geeignet als das Zusammenleben mit der Bevölkerung in einem kleinen Orte. Nur hier kommt der Richter mit allen Klassen der Eingesessenen ständig in unmittelbare Berührung, und der Amtsrichter tritt ihnen besonders nahe.

Jedenfalls konnte das Rechtsleben in unserm Amtsgerichtsbezirke allen Anforderungen genügen. Einmal auf dem Gebiete des Liegenschaftsrechts, wo die Sachen sehr verworren lagen, vornehmlich aber auf dem des Prozesses und auf dem kriminellen. Das hatte seinen Grund in der Eigenart der Bevölkerung. Diese frönte ihrer Prozeßsucht wie einem Sport, und ihre persönliche Unzuverlässigkeit überstieg alles Maß. Zeugen waren jederzeit leicht käuflich, und die Preisskala war recht bescheiden. Gewisse Personen tauchten immer wieder als Zeugen auf, so daß ihre Aussagen in unsern Urteilen lediglich als die des »bekannten Märchenerzählers« bewertet wurden. So waren unsre Fälle ganz besonders lehrreich auf dem so wichtigen wie schwierigen Gebiete der Beweiswürdigung, einem Gebiete, dessen sich in späterer Zeit große Rechtslehrer in ihren Instituten nachdrücklich angenommen haben, indem sie vor ihrer Zuhörerschaft irgendeinen Vorgang sich abspielen ließen und dann die einzelnen Zuhörer gesondert über ihre Wahrnehmungen abhörten. Immer handelte es sich bei uns um die Frage: Was ist auf eine Zeugenaussage zu geben? Die Entscheidung war aber meist um so schwieriger, als in den gegebenen Zeugenaussagen zusammen die grellsten Widersprüche hervortraten. Daß eine privatrechtliche Sache nach deren Erledigung in Hinblick auf die dortigen Zeugenaussagen in eine Untersuchungssache wegen Meineids überging, war nichts Außergewöhnliches.

Ein besonderer Komplex von Streitfällen ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben, von dem ich glaube annehmen zu dürfen, daß er auch für andre noch interessant genug ist.

Etwa 15 Kilometer vom Gerichtsorte entfernt erhebt sich aus den Waldungen der »Turm-

berg«, der höchste Berg, wie ihm nachgerühmt wird, zwischen dem Ural und dem Brocken. An seinem Fuße befand sich der gutgeleitete Gasthof zum Turmberg, der viel besucht wurde und einen Anziehungspunkt für einen weiten Umkreis bildete. Nun geschah es, daß wiederholt, wenn dort wieder einmal die Feier eines größeren Festes bevorstand, kurz zuvor die anonyme Anzeige bei unserm Landratsamte einging, daß sich eine Menge verfaulten Pferdefleisches im Brunnen des Gasthofs befände, dessen Besucher also gesundheitlich gefährdet sein würden.

Am frühen Morgen eines 23. März ging mir ferner durch einen Eilboten aus dem unfern vom Turmberge gelegenen Dorfe Sch. die Anzeige zu, daß der dort stationierte Gendarm, der tags zuvor an der Königsgeburtstagsfeier im Gasthofe zum Turmberge teilgenommen habe, auf seinem nächtlichen Heimritte in einer Waldschlucht hinterhältig lebensgefährlich angeschossen worden sei. Sogleich begab ich mich an Ort und Stelle. Der Gendarm war zwar trotz der vielen Schrote im Leibe vernehmungsfähig, wußte aber zur Ermittlung des Täters nichts beizutragen. Von den zu Rate gezogenen Dorfbewohnern konnte mir ebenfalls nur angegeben werden, wer im Besitze eines Gewehrs sei und wer etwa einen Haß auf den Gendarm hegen könnte. So begannen die Haussuchungen. Als ich bei einem mir in erster Reihe bezeichneten jungen Manne nach dem Besitz eines Gewehrs fragte, leugnete er auf das bestimmteste einen solchen Besitz ab. Die Durchsuchung seines Schrankes förderte gleichwohl eine brauchbare Flinte nebst Schießmaterial zutage. Nun steht es mir noch klar vor Augen, wie der junge Mann angesichts dieses Befundes am ganzen Leibe zu zittern begann. Oh, so mußte es jetzt scheinen, der Verrat des bösen Gewissens! Und doch, es erwies sich alsbald die völlige Schuldlosigkeit des einstweilen Festgenommenen, da sein Alibi erwiesen wurde.

Verhängnisvoller erwies sich ein Verdachtsgrund gegenüber einem zweiten jungen Manne. Dieser war mir als ein besonders Waffenkundiger bezeichnet worden; auch hieß es, daß er einen besonderen Haß gegen den Gendarmen haben könne und ihm die Tat seiner Persönlichkeit nach auch wohl zugemutet werden dürfte, endlich, daß er seit der Nacht nicht wiedergekehrt und in einem Torfbruche gesehen worden sei. Hier aufgefunden, wurde er an den Tatort selbst geschafft. Nun ergab sich folgendes: Am Tatorte ließ sich nur eine einzige Fußspur erkennen. Diese war aber in dem durch den nächtlichen Regen fest zusammengebackenen Sande aufs deutlichste ausgeprägt, und dabei mußte ohne weiteres die ungewöhnliche Gangart des Urhebers der Fußspur auffallen. Die Abdrücke der beiden Füße liefen nämlich nicht, wie sonst regelmäßig der Fall, je in einer Linie nebeneinander her, die durch sie gebildeten Linien kreuzten sich vielmehr. Beim Herannahen des jungen Mannes zeigte sich nun, daß auch ihm eben diese ganz außergewöhnliche Gangart eigen war, und obenein paßten seine Füße in die einzelnen Abdrücke der Fußspur genau hinein. Zu seinem Unheil machte überdies seine äußere Erscheinung einen üblen Eindruck. In Berücksichtigung aller Belastungsmomente sah ich mich denn auch zur Verhaftung des jungen Mannes genötigt. In der Folge erwies sich jedoch auch seine völlige Schuldlosigkeit, und zwar genügend dadurch, daß inzwischen die Ermittlung des wirklichen Täters gelungen war. Ich hatte also für mich zum zweiten erfahren, wie auch jeder äußere Verdachtsgrund stets mit Vorsicht zu behandeln ist.

Die Ermittlung des wirklichen Täters war schließlich aber doch auf die zwingende Macht eines bösen Gewissens zurückzuführen. Dieser N. N. war der Gemeindevorsteher eines zweiten dem Turmberge benachbarten Dorfes, ein Grundbesitzer, von dem bisher nichts Nachteiliges bekannt geworden war, im übrigen ein Mann von bester Erscheinung, der ehemals sogar gewürdigt worden war, seiner militärischen Dienstpflicht beim Gardedukorps zu genügen. Auf ihn wäre der Verdacht nie und nimmer gefallen, falls ihn nicht seine innere Not der strafenden Gerechtigkeit ausgeliefert hätte. Das geschah auf folgende Weise:

Als ich einmal im Gasthofe zum Turmberge tagelang Zeugen vernommen hatte, war N. N., den die Untersuchung bisher äußerlich völlig unberührt gelassen hatte, in der letzten Nacht meines dortigen Aufenthalts gleichwohl ohne jeden sonst erkennbaren Grund verschwunden; er war flüchtig geworden und hielt sich, wie verlautete, in den Wäldern auf. Schon das mußte ihn verdächtig machen. Nach Verlauf von einigen Wochen, währenddem es nicht gelungen war, des Flüchtigen habhaft zu werden, erschien dann in einer Nacht der Rechtskonsulent unsers Gerichtsortes, um mir zu melden, daß sich in seiner Wohnung der N. N. befinde; er sei in sehr aufgeregtem und herabgekommenem Zustande soeben zu ihm gekommen, um ihn in einer schwierigen Sache um Rat zu fragen; nach allen seinen Äußerungen sei anzunehmen, daß es sich um den zur Untersuchung stehenden Fall des Mordversuchs handle. Sofort veranlaßte ich die Verhaftung des N. N. noch in der Wohnung des Winkeladvokaten, wonach ich ihn auch ohne Verzug in der Gefängniszelle aufsuchte. Jetzt gelang es mir aber auch, ein volles Geständnis von N. N. zu erlangen, und ich muß gestehen, daß dieser Vorgang zur Nachtzeit in der Zelle des Häftlings von allen meinen dienstlichen Erlebnissen auf mich den stärksten und nachhaltigsten Eindruck gemacht hat. Das Geständnis

eines hartgesottenen und womöglich bereits überführten Verbrechers braucht nicht weiter aufzuregen. Aber hier fielen die Umstände des Falles, Zeit und Ort, das erhebliche Ergebnis selbst und endlich die Person des Geständigen, ins Gewicht. Man glaube auch nicht, daß das Geständnis ohne weiteres erfolgte; es bedurfte vielmehr erst eines langen Kampfes zwischen uns beiden, bis der seelische Zusammenbruch des Verbrechers ihn mir unterwarf. Er erklärte, durch die Notwendigkeit eines Baues auf seinem Grundstücke sei er, der dazu erforderlichen Mittel bar, in eine große Bedrängnis gekommen. In Benutzung dieses Umstandes habe der Krugbesitzer Y. aus dem Dorfe Sch. ihm das erforderliche Baumaterial zugesagt, als Gegenleistung dafür aber die Erschießung des Gendarmen verlangt, und zu seinem Unheil sei er schließlich dem unheilvollen Verführer unterlegen.

Nunmehr wurde, völlig davon überrascht, auch der Y. verhaftet, eine Kampfnatur ersten Ranges und, wie den Gerichtspersonen schon bekannt war, ein Intrigant erster Güte, der in seinen Kreisen eine große Rolle gespielt hatte, stets beflissen, durch die zur Schau gestellte Frömmigkeit ein gutes Gesicht zu wahren.

Allein auch dieser gefährliche Mensch grub sich selbst seine Grube und wurde an dem gestraft, woran er bis jetzt gesündigt hatte. An unlautere Machenschaften gewöhnt, suchte er jetzt auch seine Verteidigung auf diese Weise vorzubereiten. Mittels versuchter Bestechung eines Gefängnisbeamten plante er einen Brief an seine Angehörigen hinauszubringen, in dem er angab, worüber er befragt worden wäre, und was er darauf angegeben hätte, und in dem er nun zugleich die Zeugen bezeichnete, die seine Angaben zu bestätigen hätten, endlich auch die Preise für die einzelnen Aussagen vorschrieb. Diese Preise begannen mit 50 Pfennig, stiegen je nach der Würdigkeit des Empfängers allmählich auf und endeten mit dem Höchstsatz von 20 Mark, den der »Kleine August« erhalten sollte, weil der »ein Ochsenkopf« sei. Der benannten Zeugen war übrigens entsprechend der vorgenommenen weit ausholenden Vernehmung eine Legion. Dieser Brief wurde jedoch von dem auf den Bestechungsversuch geflissentlich eingehenden, aber treu gebliebenen Beamten mir ausgehändigt, und so wurde es dann auch möglich, den ganzen Verteidigungsplan des Y. durch sofortige Vernehmung der nichtsahnenden, unvorbereiteten Zeugen ad absurdum zu führen und schließlich N. N. sowohl als auch Y. vor dem Schwurgericht wegen Mordversuchs und Anstiftung hierzu gebührend zu bestrafen. N. N. hatte übrigens inzwischen seine vormalige Schwäche wieder überwunden und sich von neuem auf hartnäckiges Leugnen verlegt. Die Begründetheit der Bitte »Gott, schütze mich vor meinen Freunden!« hatte er in Anbetracht des Vertrauensbruchs des angerufenen Winkeladvokaten zu spät erkannt.

Nur ein komisches Intermezzo aus dem Hergange der Untersuchung. Wer der Ochsenkopf oder der »kleine August« sei, wollte natürlich niemand wissen. Als ich aber im Dorfe Sch. von der Vernehmungsstelle aus plötzlich eines auffallend großen Mannes gewahr wurde und ihm, selbst ungesehen, zurief: »Guten Morgen, kleiner August!«, schnappte der Angerufene sofort mit der Antwort ein: »Guten Morgen, guten Morgen! Wer ruft mir?« Nun kannte ich den Ochsenkopf.

In Verbindung mit den zuvor erzählten Begebenheiten fand dann auch die mysteriöse Brunnenvergiftungsgeschichte ihre endliche Aufklärung. Es war klar, daß das Motiv für die Tat des Krugbesitzers Y., die Anstiftung zum Attentat auf den Gendarmen, nur sein Konkurrenzneid gegenüber dem Gasthofe zum Turmberge sein konnte, weil dieser erst neuerdings begründete Gasthof seiner eignen Krugwirtschaft allzu großen Abbruch getan hatte. Der Gendarm sollte aber den Gasthof besonders protegiert haben. Durch den verhängnisvoll gewordenen Brief des Y. ferner auf seinen besten Vertrauensmann und Helfershelfer hingewiesen, eine schon gerichtskundig gefährliche Persönlichkeit, hielt ich bei dieser eine Haussuchung ab, und wirklich fand ich, was ich suchte, nämlich Beweisstücke dafür, daß diese Person der Urheber der vormals beim Landratsamt eingegangenen anonymen Anzeigen gewesen war. So wurde auch der Helfershelfer als derjenige entlarvt, der das verfaulte Pferdefleisch in den Brunnen geschafft hatte, und Y. wiederum als der Anstifter. Beide wurden gleichzeitig auch hierfür bestraft. Daneben konnten endlich auch noch mehrere im Laufe der Untersuchung geleistete Meineide, wie das nach den dortigen Verhältnissen nicht verwunderlich war, abgeurteilt werden.

Das Endergebnis war, daß die Bewohnerschaft für eine lange Reihe von Jahren von besonders gefährlichen Persönlichkeiten befreit und mir eine öffentliche Danksagung zuteil wurde.

Bald danach verließ ich meinen bisherigen, inzwischen leider dem Polenaar verfallenen Wirkungskreis. Jetzt aber — nahezu vierzig Jahre sind seitdem verflossen — beschäftigt mich der Gedanke, ob dort jemals die erwünschte Säuberung von dem Eindringling eintreten wird. Der polnische Teil unsrer Gerichtseingesessenen — drei Viertel der gesamten Einwohnerschaft — befand sich wirtschaftlich in sehr übler Lage. Schuld daran waren aber nicht allein die Ungunst der Bodenverhältnisse und das Klima; zum großen Teil lag die Schuld an der Unwirtschaftlichkeit der Besitzer selbst, an ihrer Indolenz, ihrer Trägheit und

ihrer Vorliebe für das Gerichtsgebäude. In mancher Gemeinde hätte man in jedem Winter, an den Zuständen des übrigen Deutschlands gemessen, von einer Hungersnot sprechen können. Aber hieran gewöhnt, ertrug der Kassube seine Lage mit Geduld. Schafft indes ein solcher Grad von Genügsamkeit die Bedingung für einen Kulturfortschritt? Kam eine Gemeinde trotz solcher Genügsamkeit einmal ins Wanken, so fand sich recht bald der hilfreiche »Bankier« ein, und dann ging es eilends zu Ende.

Auch die Schlachta, der Stand der polnischen Rittergutsbesitzer, war wirtschaftlich sehr herabgekommen. Als wahr wurde erzählt: Auf einer Reise durch die Kassubei kam Friedrich Wilhelm 4. durch ein Dorf, in dem ein Graf D. (polnischen Geblütes) ansässig war. Als der König nach diesem fragte, wurde ihm als der Graf ein Mann bezeichnet, der soeben beschäftigt war, sein Strohdach auszuflicken.

Unser Reichstagsabgeordnete war der polnische Rittergutsbesitzer von T., der König der Kassuben. Nach seinem Tode ging sein Gut auf seinen Sohn über. Aber schon sehr bald brannte dieser in einer Nacht derart »kalt« ab, daß vom Grundstück alles beseitigt wurde, was sich überhaupt beseitigen ließ. Die gesamte Vetternschaft hatte dabei mit ihren Gespannen Hilfe geleistet.

Ein Herr von L. hatte ein bedeutendes, sehr wertvolles Rittergut nahezu schuldenfrei ererbt, und schon nach sechs Jahren mußte er es als Bettler verlassen. Wie war das möglich? Von fernher hatten sich auf dem Gute zahlreiche Brüderchen und Schwesterchen, denen es am Besten fehlte, eingestellt, um es sich dort wohlsein zu lassen. Merkwürdig ist nämlich die weite Anziehungskraft der guten Assiette eines Polen und dessen Bereitwilligkeit, sich den Mottenüberfall gefallen zu lassen. Neben der Tugend der Gastfreundschaft offenbart sich darin zugleich die Sorglosigkeit des Polen und seine Leichtlebigkeit, verbunden mit seiner Vergnügungssucht. So wurde es auf jenem Tuskulum auch üblich, selbst während der Erntezeit die Gespanne statt für die Ernte zu einer Vergnügungsfahrt nach unsrer vom Gute annähernd 60 Kilometer entfernt gelegenen Stadt D. zu verwenden. Mit Musik ging die Fahrt vonstatten, und dort wurde getrubelt, bis der Beutel leer war.

Als der Apotheker v. P., ein besonders begeisterter Pole, in unsrer Stammkneipe wieder einmal von der Wiederherstellung des polnischen Staates schwärmte, hielt ihm mein Kollege, zu dessen Dezernat die Zwangsversteigerungen gehörten, entgegen: »Herr v. P., was wollen Sie? Gründen Sie morgen das Königreich, dann muß ich es nach sechs Wochen ja doch unter den Hammer bringen.«

Und ein Stamm von solcher Lebensart will imstande sein, einen eignen Staat mit allen seinen heutigen Ansprüchen aus eigner Kraft über Wasser zu halten?

Zur Beleuchtung des polnischen Wesens auch auf anderm Gebiete noch ein recht charakteristisches Erlebnis.

Mein Nachbar war ein Herr vom Baufach, ein Akademiker, dessen Frau eine polnische Gräfin sein sollte. Sie bewohnten ein Häuschen, dessen Gesamtinhalt in einem nicht zu großen Saale Raum gefunden hätte. Auch diese Behausung bildete einen Anziehungspunkt für Brüderchen und Schwesterchen mit rosig angehauchten Wangen, und in üblicher Weise wurde dort dem Tanze gehuldigt. Da begab es sich einmal, als wieder einmal gefeiert und das Tanzvergnügen bis in die späten Morgenstunden ausgedehnt worden war, daß die weise Frau des Dorfes mit der Meldung bei uns erschien, in selbiger Nacht habe die Gräfin ihrem Manne ein Knäblein beschert! Man stelle sich nur vor: dieses freudige Ereignis trug sich zu, ohne daß dem Tanzvergnügen ein Ende bereitet worden war. Als Zufluchtsort diente der Frau nur ein winziges oberes Stübchen. Ist dieses Geschehnis nicht bezeichnend für die Leichtlebigkeit der Polen? Ihre gesellschaftliche Liebenswürdigkeit ist ihnen ohne weiteres zuzugestehen. Leichtlebigkeit und Liebenswürdigkeit passen sehr gut zusammen; nur reichen beide für Lebenszucht und Staatenbildung nicht aus.

Wie war schließlich das Verhältnis zwischen der deutschen evangelischen und der polnischen katholischen Bevölkerung? Es hing wesentlich von der Art des katholischen Geistlichen ab, wie sich das aufs deutlichste in unserm Dorfe zeigte. Solange hier der alte würdige Pfarrherr am Leben und im Amte war, ließ das Verhältnis zwischen den Angehörigen beider Nationalitäten nichts zu wünschen übrig. Auch der polnische Gutsbesitzer nahm an den Festen unsrer Ressource teil. Mit einem Schlage änderte sich aber die Sache, als an die Stelle dieses braven alten Pfarrers ein Kaplan trat. Jetzt war das Tischtuch ein für allemal zerschnitten. Den Dienstboten wurde es sogar untersagt, zu Deutschen in Stellung zu gehen, und es schien nun auch die Versetzung einiger Beamten katholischer Konfession geboten. Wer möchte angesichts dieser Erfahrungen nicht zugleich an das Schicksal des Deutschtums in Oberschlesien oder in Elsaß-Lothringen denken?

Damit genug der Erinnerungen aus meiner ersten Dienststelle. Sehe ich mich heute im Geiste nach meinen damaligen Gefährten um, so tönt es mir im Ohre: »Ach, alle zerstreut und viele am Ziele, zu den Toten entboten!« Ja, ich bin fast nur noch der eine allein.

# Der Dichter Richard von Schaukal

Von Franz Alfons Gayda

Vor dem unerbittlichen Forum des Weltkrieges haben sich viele Zeiterscheinungen scharf geklärt, vieles in der Literatur ist gewogen und zu leicht befunden worden. Allzu spielerisches, verantwortungsloses Kunstgebaren, allzu billige, allzu hohle Maßstäbe sind von dem furchtbaren Sturm der kriegerischen Zeitwende weggeblasen worden. Und wenn sich die Dinge auf den Gebieten der Kunst und Dichtung nach dem Kriege auch nicht durchgreifend geändert, wenn auch die Scheinwerte neuer Ismen die beginnende Entwicklung zum Guten weder verwirrt noch aufgehalten haben, wenn auch heute überall nur erst ein Werden sichtbar und fühlbar ist — noch keine unbedingte Erfüllung —, so ist der Generation dieses Krieges doch ein neues starkes und vor allem ernsthaftes Lebensgefühl erwachsen. Nicht nur in der wenn auch deutschem Wesen gemäß in sich zerrissenen, aber doch mächtigen Jugendbewegung offenbart sich dieses neue Lebensgefühl; auch die Dichter ringen in Leben und Werk mit den neuen geistigen Strömungen, wollen deutschem Suchen und Sehnen erfüllende Gestaltung geben.

Von der Umwertung der Werte durch die Zeitwende sind auch einige Frühwerke Richard von Schaukals betroffen worden. Herkunft und Frühzeit dieses außerordentlich differenzierten Künstlers sind bekannt: aus einem wohlhabenden mährischen Bürgerhause mit altösterreichischer Tradition und Kultur am 27. Mai 1874 geboren, begann er seine literarische Entwicklung um 1892 im Zeichen einer ästhetischen, aber veräußerlichten Kultur, eines Spiels der jungen, noch ungeprüften, ungeklärten Kräfte.

Ein Kunstschaffen, das alle wesentlichen geistig-seelischen Zusammenhänge mit dem blutpulsenden Leben verloren hat, das lediglich zu einem toten Spiel mit polierten Worten, geschliffenen Spitzen, dunklen, fahlen, unreifen Gedanken und Phantasien heruntergekommen, ist nicht gesundes Leben vom Leben, sondern eine kranke Treibhausblüte: die Dekadenz. Was diese Kunst der kranken Psyche an Höchstleistung zu geben fähig war, erlebten wir an Oskar Wilde und an den französischen Vertretern jener Zeit, vor allem an Verlaine, Baudelaire, Barbey d'Aurevílle, in Italien an d'Annunzio.

Aus diesen Kreisen gewann sich der junge Schaukal seine Ausdrucksform, und die »Interieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen« (1901), neben den ersten, nun schon lange verschollenen Gedichten, kennzeichnen das Halt- und Wesenlose dieses subjektiven Kunstwollens. Noch war das Subjektive gering und unausgegoren. Dazu eine Phantastik, die nicht blühte, sondern schwelte, die nicht aus ungeordnetem Reichtum als ein Tanz von Gesichten quoll, sondern eine aus der Persönlichkeitsleere erquälte groteske und oft verworrene Wort- und Gefühlsphantastik.

Richard von Schaukal

Aufn. Setzer, Wien

Diese frühen, nicht dichterischen, sondern literarischen Erzeugnisse bezeichnet ein Wort Schaukals selbst am treffendsten, das er über den Helden der Novelle »Mimi Lynx« aus den »Interieurs«, einen zwanzigjährigen Studenten, geschrieben hat: »Er dachte Literatur. Es war ihm um den seltsamen Eindruck zu tun.«

Sehr bald hat Schaukal diesen Weg als einen Irrweg erkannt und rechtzeitig ohne größere innere Beschädigungen sich dem Wege zuwenden können, auf dem wir ihm als Fünfzigjährigen begegnen. Jene Kritik, die ihre Aufgabe in der sofortigen und unbedingten, ja unabänderlichen Etikettierung einer Persönlichkeit auf Grund der ersten Veröffentlichungen erschöpft sieht, sie hat den Dichter auf seinem eigentlichen Lebenswege nicht mehr aufgesucht und also die Marken Dekadenz, Symbolismus, Ästheti-

zismus ihm getreulich bis auf den heutigen Tag aufgeklebt.

Das Werk des Fünfzigjährigen umfaßt etwa fünfzig Bücher; hervorragend beteiligt ist daran das Werk des Essayisten und Kritikers. Doch werden über die klugen, tiefgründigen und oft eigenwilligen kunst- und literaturhistorischen Urteile immer viele andrer Meinung sein, und erst recht wird vor der rollenden Zeit nicht jeder festgelegte Wert, nicht jedes Urteil, nicht jede auch von Schaukal gern festgesetzte Rangordnung bestehen bleiben. Wenngleich diese Schriften, geschrieben in einem oft hervorragend klaren, zuchtvoll-knappen Deutsch, noch lange Anregung geben werden, so ist doch das Bleibende im Werk des **Dichters** Schaukal gegeben, das uns darum auch vor allem beschäftigen soll.

Bereits die Gedichtauswahl des Jahres 1904 bringt in manchen Versen rein und stark das Wesen des Dichters zum Ausdruck. Noch ringt die Seele, in Einsamkeit, Gottes- und Lebensferne gebannt, um Erlösung zum Ja; noch überwiegen die Gedichte, die ganz fernen, verborgenen, dunklen Strömungen Gestalt geben wollen, dem, was hinter den Dingen qualvoll beunruhigend, aber treibend und wirkend lebt. Die rein liedhaften, naturhaften Verse sind noch spärlich. Aber schon kündigt sich ein überragendes Sprachtalent, ein ungewöhnliches Können an, mit knappen, erlesen und doch leicht gefügten Worten und mit oft überraschenden Reimwirkungen eine Musikalität zu schaffen, die in den späteren lyrischen Gaben seltene Grade erreicht. Aus dieser Zeit der Sammlung und des Findens, der Vorbereitung sei das frische, schöne »Lied von der Zeit« festgehalten:

> Die lichten und schwarzen Lose
> Leg' leise dem Leben zu Fuß:
> Freu' dich der gelben Rose,
> Freu' dich der Herbstzeitlose,
> Wahre dir Klang im Gruß.
>
> Jauchze deine Fanfare
> Über die Wälder weit,
> Lieb' deine lodernden Jahre:
> Einmal die schlichteren Haare
> Kränzt dir die schweigende Zeit.

Nach den Gedichten erscheinen wieder einige Prosastücke: »Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten«. Wie ein Rückfall in die Jugendsünden will mir dieses ursprünglich wohl ernst empfundene und gedachte Werk erscheinen, das zu denjenigen gehört, die leider am meisten gelesen wurden, aber auch zu denjenigen, die durch die Zeitwende gerichtet wurden. Schon der schnörkelhafte Titel verrät das Spielerische des Ganzen, dieser ironischen und überaus selbstgefälligen, manchmal wohl geistreichen und treffenden, aber im wesentlichen hohlen und übertrieben ästhetistischen Meinungen über die Unkultur der andern. Über die seitenlangen Betrachtungen einer Kultur der Vorhemden und Stiefel, Bügelfalten und Monokel, über die wahre Dame, über Pferde, Sportsleute und spießige deutsche Professoren hinweg können wir uns ohne weiteres den beiden edlen Büchern fast derselben Zeit zuwenden.

»**Großmutter**«, ein Buch von Tod und Leben (1906), ist in der Reihe der Bekenntnisbücher, der autobiographischen Werke »Immergrün«, »Das Märchen von Hans Bürgers Kindheit« das tiefste und gedankenreichste. Das immer aristokratische Wesen und Fühlen dieses Dichters, manchmal belastet von zu viel Ichgefühl, von zu viel Distanz zum Leben, erfüllt sich in diesem liebevollen Gedenkbuch an eine starke, gütige Frau mit schöner Wärme, mit menschlich-einfachen und doch überaus starken und edlen Empfindungen. Schaukal, einer der unbedingtesten literarischen Bekämpfer der allgemeinen Unkultur unsrer Zeitläufte, ist auch immer unbedingt für die Kultur jener Zeiten eingetreten, da er noch als Kind ihre schönen Früchte genoß. Vielleicht, daß uns Norddeutschen die altösterreichische Kultur zwischen 1860 und 1890 nicht in so hohem Maße als **das** Ideal erscheint, vielleicht, daß die liebevolle Pietät und ein gewisses immerwährendes Fernbleiben des Dichters von Not und Glück, von Fluch und Segen, von Arbeit und Rast des alltäglichen Lebens ihn an der Kinderzeit nur den Glanz und die Wärme sehen und empfinden lassen. Überhaupt wird man bei Schaukal vieles verstehen lernen und zum rechten Genuß auch dieses außerordentlich feinen und reichen Buches der »Großmutter« gelangen, wenn man sich das Wort aus diesem Werke gegenwärtig hält: »Meine Brüder sind die Fremdlinge, die Menschen, die manchmal von innen heraus erleuchtet sind und dann wieder ganz dunkel und still, die Menschen, die immer wandern und niemals sich an einem Ziel bescheiden, niemals Pflöcke einrammen und selbstgefällig Summen darauf anschreiben, die Menschen, die immer der Sonne nachgehen, immer nach Sonnenaufgang wandern, bis der Herr vom Himmel niedersteigt und sie mit sich nimmt in das Reich, dessen Abglanz sie als Sehnsucht tief in der Brust getragen hatten zeitlebens: die Dichter ...« Aber was dieses Werk so bedeutungsvoll, so einzigartig im Schaffen Schaukals macht, das ist der tiefe, ergreifende Ernst, mit dem er wundervolle, lebendige und beglückende Weisheit und Schönheit zu geben begnadet war. Ein blühendes Quellen ist in diesem Werk, ein großes Schenken und Geben aus einer hohen Stunde.

Aus dem Kapitel »Von der Gnade« möchte ich ein paar Zeilen hersetzen:

»Wissen, totes schreckliches Wissen, was bist

du? Dem, der dich zu meistern versteht, der dich kämpfend hinter sich bringt und von sich abtut, bist du ein reinigendes Bad, manchem Starken vielleicht sogar eine Stählung, den meisten bist du ein Labyrinth, aus dem sie nicht herausfinden, darin sie sich verirren, verhungern und bei lebendigem Leibe verfaulen.

Wissen ist nichts, sagt der Weise, Wissen ist Tand. Gnade ist alles.

Sieh um dich, Mensch des Wissens, wohin du es gebracht hast! Zur Verödung. Die Natur hast du entgeistert, dein Leben hast du zerstückelt, die Welt entseelt. Da stehst du frierend, und deine Arme hängen kraftlos aus den Schultern, die sich immer nur aufgeladen, aufgeladen haben. Taugt dir dein Wissen? Es hat dich nichts wissen lassen als deine Armut.

Selig die, die zur Weisheit gelangt sind von der Gnade.«

Gott, Tod und Leben offenbaren sich seltsam nah und stark, und vor allem sind die Gedanken und Worte über das Wesen des Todes von einer hohen, tiefbewegenden Bedeutung. Diese Kapitel werden manchem Ruhe und Frieden schenken können, Lösung von Angst und qualvoller Frage. Wie an zartesten, sanftesten Händen ganz leise geführt, stehen wir da auf der Grenze zwischen Hier und Dort, Schein und Sein, Sterben und Leben, Zeitlichkeit und Ewigkeit.

Bereits dieses Werk zeigt uns, wie sich das Wesen des Menschen und Dichters Schaukal vertieft hat, wie sich sein Künstlertum geklärt hat im Angesicht der ewigen Dinge und durch sie auch bereichert worden ist. Und war »Großmutter« das menschlich und gedanklich bedeutendste Werk, so ist der »Kapellmeister Kreisler«, dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein (1906), die Offenbarung des absoluten Künstlertums in Schaukal. Dieser Kapellmeister Kreisler ist Schaukal und ist auch jeder andre Träger wahrhaften, dämonischen Künstlertums. Und wie mir dieses fast von der ganzen Kritik unverstandene Werk plötzlich ein Dunkel gelichtet, wie es mir Schlüssel wurde zu vielen tiefverschlossenen Dingen der Kunst, zu Künstlern wie Dehmel, Jacobsen, Hoffmann, George, so möchte ich glauben, durch dieses überaus reiche, hinreißend schöne Bekenntnisbuch auch zu den bewegenden Kräften und gebenden Quellen des Dichters Schaukal selbst gelangt zu sein.

War bereits in den Anfängen ein Ahnen und ein Leiden um das, was hinter den Dingen ein so grenzenloses, verworrenes, quälendes, lastendes und doch irgendwie schmerzlich beglückendes, unsichtbares Leben führt, war auch inmitten des Spieles schon ein Ton vom Schmerz des Seins, ein Hauch von Dämonie zu spüren — so löst sich in »Kreisler« alles dies Geahnte, kaum Empfundene, alles Suchen und alle Hemmung auf in einem magischen Gesicht: die letzten verlorensten Tiefen des Lebens klingen auf in einer Künstlerseele, geben Deutung vom innersten Wesen unfaßbaren Kunstgeheimnisses.

Es wäre müßig, von E. T. A. Hoffmanns »Kreisler« zu Schaukals Werk irgendwelche Beziehungen herstellen zu wollen. Nein, was Schaukal gegeben hat, ist eine ureigne, auf einem überaus starken, künstlerischen Erlebnis beruhende Dichtung; für mich eine der erhellendsten, der weitest vorgedrungenen Darstellungen gesegneten und verfluchten — gottbegnadeten Künstlerdaseins. Mit dem Werk »Großmutter« ist auch »Kapellmeister Kreisler« eins jener dichterischen und menschlichen Bücher, deren Wert und Wahrheit nicht mehr allein die Kritik, sondern das Leben selbst bestimmt. Und es sind Bücher, die keine Inhaltsangabe dulden, weil der Zauber, das Leuchten von Schönheit und Weisheit, weil die dämonische Kraft des Schöpfers in und über den Dingen ist, weil nicht der »Inhalt«, sondern eben diese Musik, dieser Glanz, dieses Nicht-Druckbare und Schlecht-Sagbare das Wesen des Buches ausmachen. Weil hier der Dichter nicht eine literarische Aufgabe zu lösen unternommen hat, sondern weil in diesen Büchern ein Teil der Persönlichkeit losgelöst vom Ganzen sich gibt. Der Wert dieser Bücher ruht im Seelisch-Geistigen, Überzeitlich-Ewigen, und darum beurteilen Menschen, die dieser Kunst wesensfremd sind, solche Werke meist falsch, denn, wie Kreisler sagt: »Und die sich als Kenner geben, sind die unleidlichsten. Kann denn einer, außer er sei wirklich wesensgleich, in uns hinein? Sieht er nur in uns hinein?« Und in einem gewissen Sinne hat er auch noch recht, wenn er fortfährt: »Darum ist nur der Künstler fähig, das Kunstwerk zu begreifen, diesen in der Luft der Menschen erstarrten Hauch einer andern Welt.«

Mögen auch noch die Schlußworte des Buches hier stehen: »Ein Unsteter grüßt dich, ein Versprengter. Alle haben sie ihn allein gelassen in diesem tollen Leben, Kind und Frau und Freund. Julia und Hedwiga, das seltsame Doppelgestirn, das verzehrend über seinen Weg erstrahlte, nur eine nicht, sie, die ich verwünsche, wie ein gepeitschter Sklave, die ich anbete, wie ein Heide seinen basaltenen Götzen, sie, die mir eine Heimat schenkt voll Sternenglanz und Abendfrieden und wieder in eine eisige Fremde sich wandelt, drohend mit Schlünden und Stürzen, sie, die wie eine Kristallglocke ist über diesen schäbigen Wirklichkeiten, tönend von den Schwingen riesiger Engel, die um Gott kreisen, hallend von den Atemzügen des Weltalls, die Ewige, Unerreichbare, Wahnsinn Träufelnde, Seligkeiten Verschenkende, Eine, Allgegenwärtige, Unnennbare: die Kunst!«

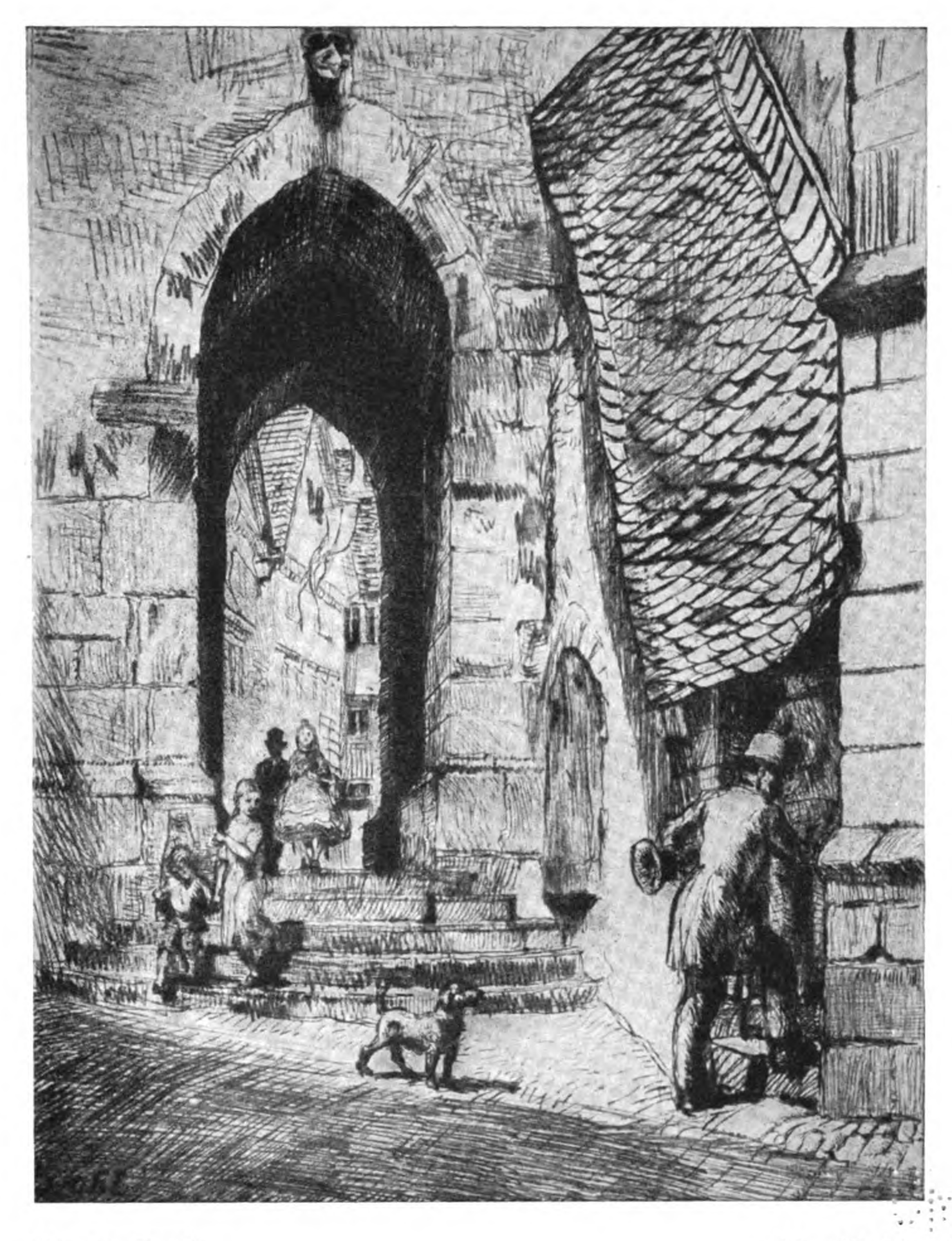
In diesem von allen Leidenschaften, allen Sehnsüchten, allen Dämonen gejagten Kapellmeister Kreisler verzehrt sich ein Künstlertum an sich selbst; inmitten der Überfülle von Gesichten, aber auch von Gram und Zweifel um die unendliche Armut, um die große Sinnlosigkeit dieses Daseins (Kreisler: »Ich sehe durch alle Begriffe hindurch — wie gläsern ist alles«) erlahmt alles Wollen im Blick auf die Wirrnis der Dinge, finden sich nicht die Kräfte zusammen, Alltag, Dunkel, Hemmung gestaltend zu überwinden, zu erhöhen zum Gleichnis des großen Willens, der einst Welt und Leben gestaltet. Und wenn wir noch hinzunehmen, daß zu den Hemmungen noch ein durchaus kritischer, scharfer, allzu negativer Verstand, ein unbedingter Wille zur Form immerwährendes Bauen und Mühen auferlegen, daß durch ungeheuerliche Belesenheit ein gehäuftes Wissen, daß Traditionen des Blutes und überfeinerte Kultur die Flügel dieses Geistes belasten: so haben wir auch die Tragik dieses Künstlertums einigermaßen erkannt. Ein Künstlertum, das in sternennaher, aber auch sternenkalter Geistigkeit vereinsamt lebt, ohne die blühende Freude dieser Erde, ohne das Mitleben in und mit den Dingen, voll Sehnsucht und Schmerz, aber auch voll Stolz, der als ein Kleid Sehnsucht und Schmerz manchmal verhüllt. Ein Künstlertum, das auf Höhen geht und niederstürzt, einsam auf kalten Höhen geht und sich auch dort noch verzehrt in Unrast nach dem All-Einen, nach dem ruhenden Sein, nach der Einheit all der zerrissenen Teile, nach der Reinigung des Gottesbildes in sich von den Schlacken des Lebens zu lebensegnender Schönheit. Ein dämonisches Künstlertum, das sich nicht erlösen konnte in großen, natur- und lebensgewaltigen Schöpfungen, sondern nur sich erlebte und erlitt.

Die nächsten Novellenbände bestätigen das Gesagte. Wie alle Prosa Schaukals seit den genannten Büchern sind auch die Novellen meisterliche Sprachschöpfungen und erweisen Schaukal als einen der ersten Schriftsteller unsrer Zeit. Der gepflegte, männlich-herbe, rassig-zuchtvolle Stil ist von persönlichster Eigenart, gekennzeichnet vorzüglich durch zwar gedrängt knappen Ausdruck, aber in weithin schwingenden, langen Sätzen voll Ruhe und oft einzigartiger Klang- und Gehörwirkung. Ein Stil, der den Unruhigen zu ruhigem Lesen zwingt. Doch sind die Themen wieder irgendwie krankes Leben, schwache, geringe Menschlichkeit. Die Gegenstände sind nicht groß, aber groß ist die Kunst dieses Dichters, über die Worte, die das Geschehen sagen, eine Luft von ungewissen, unwägbaren, dennoch bewegenden, bestimmenden, faszinierend aufleuchtenden Dingen auszubreiten.

Die Novelle »Dionys baksy« (ungarisch = Onkel Dionys) in dem gleichnamigen Bande ist besonders charakteristisch für diese eigentümliche Art des Künstlers. Eine Ehegeschichte auf einem alten Herrensitz in Ungarn, in der weniger Handlung ist als ein Fallen und Steigen all der unsichtbaren Strömungen, die sich aus den verschiedenen menschlichen Beziehungen ergeben; überaus geschickt ist ein gespenstisches Motiv aus der Geschichte des alten Herrensitzes mit dem Ganzen verbunden, ein Ahnenspuk, ein Alb. Und wie ein Alb liegt noch ungewisse, ungeklärte Schwere auf dem trüben Ausgang dieser ungesegneten Ehe.

Bedeutsamer, weil tiefgründiger und lebensvoller sind die Erzählungen »Eros Thanatos«. Eros, der Todbringende, ist das flammende Stirnzeichen dieses Prosawerkes. Auch hier erscheint mir die erste Erzählung »Eros« als die geschlossenste, in sich wahrhaftigste, künstlerisch geistvollste Leistung. Die Novelle »Das Stelldichein« wird durch etwas krasse Übersteigerungen verschiedener Situationen beeinträchtigt, während »Die Sängerin« wieder echter Schaukal ist: kühler Geist, feinste Beobachtung, prachtvolle Wiedergabe seelischer Strömungen, Beherrschung aller Register zu einer fast ärgerlich-unerträglichen, aber durch den Reiz einer außerordentlich ausdrucksfähigen Sprache interessanten Handlung. Es will etwas in uns nicht wahr haben, daß Eros die Menschen so schmählich erniedrigen kann, daß Eros hinter dem Gesicht des Alltags eine so furchtbar verzerrte, grauenvolle Maske trägt. Es will uns ein heftiger Ärger überfallen, daß die Menschen, ach, die »Helden« dieser Erzählung scheinbar so kraftlos in dem geheimnisdunklen Strom Eros versinken, zu Tode versinken. Hier liegt nun die Größe des künstlerischen Gelingens. Schicksalhaft und mit menschlichen, ethischen Maßen nicht erfaßbar, erwächst Eros zu einer Gewalt, deren Macht diese Menschen mit aller Kraft nicht übermögen können. Und so lösen sich alle Verstimmungen, alle widerstreitenden Gedanken in uns am Ende in der Ahnung eines übermächtigen Geschehens. — Die Variationen dieses ewigen Themas vom tödlichen Eros sind aber als Ganzes ein starkes, beachtenswertes Werk, im einzelnen (»Eros«) ungewöhnlich und erschütternd nah den Geheimnissen des Blutes.

Es kommen wieder Gedichtbände, von denen »Heimat der Seele« (1914—1916) im geringeren Umfange wohl die beste das Wesen Schaukalscher Lyrik darstellende Sammlung bietet. Und wie neben den erwähnten Prosawerken hauptsächlich die Gedichte das Bleibende dieses Dichters sind, so sind sie auch unter den lyrischen Werken ihrer Zeit mit die schönsten, gehaltvollsten, in der Eigenart und Schönheit, Kraft und Würde der Form aber kaum er-



Otto H. Engel: Aus Alsfeld

reichten oder übertroffenen Leistungen. Aus seines Lebens aufgeschlossensten, singenden und leuchtenden, schmerz- und liebegesegneten Stunden hat der Dichter diese Verse bergen können:

Muschel des Herzens

Den Ton, mit dem in meinen frühsten Tagen
Zu mir die Mutter, die nun tot ist, sprach,
Hab' ich, der Muschel gleich, in mir getragen,
Und plötzlich schwingt der altvertraute nach.

Das war, als heut ich im Vorübereilen,
Das Haupt geneigt gegen den wilden Wind,
An holden Worten mußte horchend weilen:
Ein junges Weib sprach leis mit seinem Kind.

Wundervoll sind auch die Denkmale, die der Dichter andern Dichtern baut. Gott ist nun näher diesem Leben, besonnener sind Suchen und Fragen, oft löst sich aus der bewegten Seele ein Lied ganz leicht und sonnenglänzend und steigt ins blühende Blau. Tief im Grunde blieb zwar das leise Wellenschlagen ... Die »Ehernen Sonette« (aus der Zeit des Weltkrieges) enthalten manches wahrhaft eherne Mal dieser Zeit, wenn auch manches nur Gedachte, nur vom politischen Willen, von Tagesereignissen flüchtig bestimmte Gedicht mit untergelaufen ist. In die Seele des Dichters floß von der Kraft, von der Schicksalswucht, von dem Ernst dieser blutigen Wende ein Strom heilend und kräftigend. In der letzten Gedichtgabe »Jahresringe« (Auswahl 1918 bis 1921) schwingen darum wieder blutpulsende, männliche, ernste und wahrhaft gebende Gedichte zu immer geschlosseneren Ringen. Auch hier fehlen nicht die dunklen, schmerzlichen Töne, erschütternde Sehnsucht und Klage, auch jetzt noch ist das Tor zum Frieden in Gott, in der seligen Schau der Welt und des Lebens, des eignen Seins dem Anklopfenden nicht geöffnet.

Die strahlend reine, demütige und starke, sonderlich Herz und Seele bewegende Kindesliebe des Dichters reift in diesem schönen Werk neue Blüten edelster Menschlichkeit. So das

Gebet am Bette der Kinder

Friede, verweile hier,
Breite die Flügel weit,
Schimmernd vom Abglanz der Ewigkeit,
Überm nächtlichen Brausen der Zeit.

Weigere weiter mir,
Holdester, deinen heilenden Hauch:
Atmen laß mich den schwelenden Rauch
(Loht mir des Lebens Flamme doch auch!).

Sie aber weih' ich dir,
Die da lieblich lächeln im Traum.
Dankbar nur seh' ich den silberflutenden Saum,
Der mich hinwegweist vom nie zu betretenden Raum.

Ich darf diese Schau über das dichterische Werk Richard von Schaukals hier abschließen. Von der Höhe dieses Lebens können wir noch manche Gabe einer reichen, vielfältigen, arteignen und echten Persönlichkeit erwarten. Wir dürfen einen Dichter grüßen, der sich sein Werden und Sein nicht leicht gemacht, der unablässig arbeitete an der Kultur, am Wesen seiner Zeit, es zu bessern, zu wandeln. Der den verlorengegangenen Adel des Geistes, des Herzens zu wecken unternommen, und der gegenüber dem Wandel von Geschmack und Richtungen unerschütterlich festgehalten hat am Gesetz der Persönlichkeit, an deutscher Kulturtradition, an der Reinheit wahrhaft deutschen Wesens. Quellen vielfältigster Anregungen sind in seinem Werk gegeben, fruchtbare Gedanken, die nicht zuletzt dadurch segensreich werden können, daß wir uns im Gegensatz zu ihnen befinden, aber bei der unerbittlichen Klarheit und auch bei dem Reichtum der verschiedenartigen Beleuchtung eines Gegenstandes ist bei jeder Auseinandersetzung mit den kritischen, essayistischen, kulturhistorischen Werken Gewinn zu erwarten.

Und wir dürfen voll Achtung einen Dichter grüßen, der seinem eignen stolzen Wort vom Dichter vollendet Genüge getan hat:

Was er keinem bekennt,
Das verkündet er allen.

In allen Büchern Schaukals ist ein reiches, vielfarbiges, von Schönheit erfülltes, von Schmerzen, Einsamkeiten und Unerlöstheiten beschattetes, aber immer den Sternen, den letzten Dingen zugewandtes Künstlertum und Leben verkündet.

Es sind lebensfremde und urteilslose Freunde und Literaten, die einen »Schaukal für das deutsche Haus, für die deutsche Familie« fordern; aber Menschen von geistiger Kultur, von Denken und Sinnen und Schauen werden diesem Dichter nahekommen können, von ihm beglückende Gaben, eine reiche Mehrung ihres Denkens, Sinnens und Schauens empfangen, von ihm, der auch diese Verse geschrieben hat:

Der Dichter

Aus der Nacht gekommen,
Wirst du wieder gehn,
Wie der Stern erglommen,
Den wir nicht mehr sehn.

Alle deine Träume
Lösen sich in Hauch,
Wie die Wolkenschäume
Dort verwehen auch.

Aber ein Gedenken
Bleibt an dich, der war,
Und du wirst noch schenken
Unentstandner Schar!

# Der Todriecher

## Eine Geschichte aus dem Vormärz von Otto Hauser

Die Geschichte, die hier erzählt wird, hat wenig Aussicht, glaublich, ja nur möglich befunden zu werden. Aber beobachtet man nicht so viel Wunderbares im alltäglichen Leben, daß man eigentlich toleranter gegen die Natur sein, ihr einen größeren Spielraum zugestehen müßte, als man gewöhnlich tut? Allerdings gilt uns als das Wunderbarste zumeist nicht das, was wirklich unerklärlich ist, sondern das, was besonders selten auftritt, was man sich nicht gewöhnt hat, als »natürlich« zu betrachten, obwohl man auch für dieses »Natürliche« durchaus keine Erklärung weiß. Diese Geschichte nun handelt freilich von einer seltenen Erscheinung, einer, worauf seit längerem nicht mehr aufmerksam gemacht worden ist, vielleicht nicht mehr seit der etwas barocken Schrift »Thanatosphresia sive Facultas cognoscendi morituros odoratu nonunquam tres menses ante mortem«, die 1734 mit dem vorgeblichen Druckort Saragossa erschien, zwei Jahre nach dem Tode des Verfassers, des gelehrten Helmstedter Professors Esaias Müllerus. In diesem umfänglichen Werke findet man eine ganze Reihe von Fällen aus den späteren lateinischen Autoren, aus den Arabern, den kabbalistischen Schriftstellern und der neueren Literatur aufgeführt und weitschweifig erklärt. Mehrere davon betreffen — in Europas dunkelster Zeit — Leute, die um ihres eigentümlichen Vermögens willen unter die Anklage der Zauberei und des Teufelsbündnisses gestellt, auf die Folter gebracht und verbrannt wurden. Übrigens versucht Esaias Müllerus auch das Rätsel des Kaisers Tiberius in seinen letzten Jahren dadurch zu lösen, und er weiß in der Tat manches dafür aus den Quellen in seinem Sinne zu deuten.

Unsre Geschichte betrifft einen Marchese Landi aus dem bekannten Veroneser Geschlecht. Schon Müllerus bemerkt beiläufig, das beregte Vermögen scheine sich namentlich bei Personen mit auffallend lichter Komplexion zu finden, und er erwähnt dabingehend, daß auch Tiberius hellblond gewesen zu sein scheine, wie es von seinen nahen Verwandten Augustus und Nero ausdrücklich berichtet werde. Darauf habe ihn die nahe Beziehung der Thanatosphresie zu dem Gespensterschen unter den Westfalen gebracht: auch die Spökenkieker seien nahezu durchweg ganz lichthaarig. Bei jenem Marchese Landi traf das zu. Er hatte nicht nur wie aller alte Adel Norditaliens jenen tipo biondo, der auch kastanienfarbenes Haar nicht ausschließt, sondern sein Haar war so silberfarbig blond, daß er es niemals zu pudern brauchte, als dies zur Eleganz bei besonderen Anlässen noch unumgänglich war. Sein Haar war deshalb geradezu berühmt. Vielen Frauen war es ein Gegenstand des Neides.

Der Marchese verlor als Knabe von zwölf Jahren seine von ihm überaus geliebte Mutter. Hierbei zeigte sich zum erstenmal seine Anlage, ohne daß er sich ihrer bewußt geworden wäre. Marchesa hatte sich in ihrem letzten Kindbette verdorben, schien nicht krank zu sein, erlangte aber doch ihre vorherige Gesundheit nicht völlig zurück. Sie hatte das Kind, ein Söhnlein, nicht zu stillen vermocht und verbrachte den größten Teil des Tages in einem Armstuhl, den sie bald in die Sonne, bald in den Schatten rücken ließ. Um ihr Wesen war eine seltsame Traurigkeit gebreitet, aber sie äußerte sich nicht, ihre Worte schienen vielmehr Zeugnis einer gleichmäßigen Heiterkeit. Nur das bemerkte man, daß sie ihr Kind nie in ihrer Gegenwart stillen ließ, obwohl die Amme, eine dralle Lombardin, immer wieder Lust hatte, es vor ihr zu tun. Man fand es allerdings begreiflich, daß sie nicht an ihre eigne Schwäche erinnert sein wollte.

Albertino war immer um sie. Er war ein stilles Kind, störte nicht, ermüdete nicht. Er machte sich an den Blumen zu schaffen oder las ein französisches Buch; denn im Hause wurde französisch gesprochen, und das so ausschließlich, daß man sich italienisch viel weniger geläufig, fast nur mangelhaft auszudrücken vermochte. Er hatte nicht den Leseeifer wie manche Knaben seines Alters, sondern sah oft verträumt über das Buch mit Augen, die zu keinem Horizont gingen. Auf einmal, während er so dasaß, seiner Mutter ganz nahe, stand er auf und sagte: »Es muß eine Blume aufgeblüht sein, die hier noch nicht geblüht hat.«

Die Marchesa schauderte sichtbar zusammen, zog dann den jungen Sohn zu sich heran, küßte ihn schier mit Leidenschaftlichkeit auf die Stirn und hielt ihn noch lange an sich gepreßt. Und Albertino roch den Duft jener vermuteten Blume nun ganz deutlich. Aber er sagte nichts, solange die Arme der Mutter ihn hielten. Dann wollte er die Blume suchen gehen. Die Marchesa aber sagte mit einer Stimme, die anders klang als sonst: »Such' nicht die Blume. Du wirst sie nicht finden.« Und als der Knabe beharrte, wies sie mit ihrer durchsichtigen schmalen Krankenhand auf das Boskett vor der Terrasse: es seien zu viele Blumen da, um die eine herauszufinden.

Tagtäglich nun roch der Knabe in der Nähe der Mutter den ungewohnten Duft, tagtäglich mit einer kaum merklichen Verstärkung. Er sprach nicht mehr darüber. Aber er fühlte sich sonderbar davon in die Nähe der Mutter gezogen, so daß er jetzt beinahe den ganzen Tag bei ihr verbrachte. Sie sprachen nur wenig miteinander, als verschlösse ihnen beiden das Über-

maß von Zärtlichkeit, das sie nun erfüllte, die Lippen.

Der Marchese, ein hagerer, etwas konventioneller Mann, kam täglich zu bestimmter Stunde zu seiner Frau, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, erhielt aber immer die Antwort, daß sie sich wieder viel besser fühle.

Er wie der Arzt, die Amme, die das Kind zum Zeigen brachte, und die Dienerschaft machte und hinterließ keinen andern Eindruck.

Etwa zwei Monate nach dem Tage, da Albertino zum erstenmal den seltsamen Geruch bemerkt hatte, starb die Marchesa in ihrem Stuhl, während der Knabe danebensaß und nach seiner Weise über ein Buch hinweg in ein unbekanntes Land blickte. Sie starb ohne einen Laut, ohne eine Bewegung. Der Knabe merkte es nicht, nur plötzlich verstärkte sich der Duft um ihn her in solchem Maße, daß er für einen Augenblick ein fast stechendes Gefühl im Hirn verursachte. Man fand den Sohn zu Füßen der Toten in tiefer Ohnmacht liegen, so zwar, daß man erst ihn für den Toten hielt und sie, die friedlich zu schlummern schien, für die Lebende.

Die Marchesa mochte über das Geheimnis unterrichtet gewesen sein, wohl durch einen Fall in ihrer eignen Familie, aber sie hatte es dem Sohne nicht verraten.

Albertino Landi war dreiundzwanzig Jahre alt, als er etwas Ähnliches erlebte. Sein Vater war mittlerweile gestorben — eben als Albertino die übliche Reise nach Paris gemacht hatte —, und nun war man beflissen, ihm eine Frau zu verschaffen. Er war ein junger Mann von tadellosem Ruf, vorteilhafter Erscheinung, reich, gebildet und liebenswürdig. Man lockte ihn nach Mailand, nach Venedig und stellte ihm, der unerfahren genug war, den Zweck gar nicht zu erkennen, bei Festen, wozu es immer Anlaß gab, die ganze Blüte der lombardischen und venezianischen jungen Damen vor, und eine davon, eine Contessa Gamba, fiel ihm durch ihre Abseitigkeit, Zartheit und reine Schönheit dermaßen auf, daß dies unmöglich verborgen bleiben konnte. In Kürze waren sie verlobt, obwohl sie beide eigentlich gar nichts dazu getan hatten. Man weiß, daß Teresa Guiccioli, die Lord Byron aus seinem sybaritischen Leben riß, eine geborene Gamba war. Contessa Adelarda hatte viel Ähnlichkeit mit ihr, dieselben kindlich engelhaften Züge, dasselbe schöne blonde Haar, nur etwas tiefer blaue Augen, wie sie übrigens auch Teresa in den gleichen Jahren gehabt haben mag. Nur war Adelarda noch sylphidenhafter, wie man damals sagte.

Bald nach der Verlobung, die für beider Empfindung zu laut gefeiert wurde, merkte Albertino, daß seine Braut immer von einem ungemeinen Duft umwoben war, einem Parfüm, das er nicht zu bestimmen wußte. Als er nun einmal mit dem Bruder Adalardas zu einem Gespräch über Parfüme kam, worin zu jener Zeit ein oft grotesker Luxus getrieben wurde, äußerte er sich darüber; der Bruder aber lachte und sagte, seine Schwester verwende überhaupt kein Parfüm. Nein, sagte Albertino, immer, wenn er in ihre Nähe käme, verspüre er jenen eigentümlichen Duft.

Da zwinkerte der Bruder etwas mit den Augen und sagte: »Das geht manchem so, der in ein Mädchen verliebt ist. Aber er selbst ist es, von dem der Duft aufsteigt. Das macht eben die Nähe der Geliebten.«

Albertino fühlte sich durch diese Andeutungen abgestoßen, fast beleidigt. Er hatte sich nicht mit Weibern abgegeben und sich eine große Scheu vor der Berührung gewisser Themen bewahrt. Er wurde tiefrot, aber er schwieg.

Es war ihm nun schier peinlich, zur Contessa zu treten, aber alsbald sagte er sich, daß ihn ihre Nähe durchaus nicht in sinnliche Erregung versetze und nie versetzt habe, daß der Bruder mit seiner zynischen Bemerkung offenbar im Irrtum sei. Und von da ab hatte er jenes peinliche Gefühl nicht mehr.

Auf einmal wurde die Contessa krank; der Arzt stellte fest, daß ein latentes Lungenübel ausgebrochen sei, machte aber den Angehörigen alle Hoffnung. Auch das Mädchen sprach immer nur von der baldigen Genesung. Albertino besuchte sie täglich, und man gestattete ihm, viele Stunden an ihrem Bette oder, an guten Tagen, an ihrem Stuhle zu bleiben.

Adelarda hatte die Mutter in sehr früher Kindheit verloren, hatte sie ganz vergessen gehabt; nun in der Krankheit kamen ihr Erinnerungen an sie zurück. Sie erzählte von ihr, was sie wußte, und dann sollte Albertino von seiner Mutter erzählen. Er tat es in liebevollen Gedanken. Bis er zu dem Beginn ihres Leidens kam. Da hielt er inne, wollte weitererzählen, vermochte es nicht, zwang sich, brachte aber nur wenige Worte hervor, sagte abgebrochen: »Dann ... ist ... sie ... gestorben!« und schwieg.

Das Mädchen weinte in Rührung leise und ergriff seine Hand. Da riß er diese schmale, schwache Hand fast heftig an seine Lippen und küßte sie viele Male, wie um den Aufschrei zu ersticken, der ihm die Kehle zu zersprengen drohte.

Von da an wußte er, daß Adelarda sterben werde. Und sie starb nach wenigen Tagen. Er hatte sich plötzlich des Duftes erinnert, wovon er seine Mutter in ihren letzten Monaten umwoben gespürt hatte, und erkannte, daß dies derselbe Duft war, der, schon fast betäubend, der Contessa entströmte. So grenzenlos sein Schmerz war, er zeigte sich gefaßt. Man baute auf seine Jugend, die ja der beste Balsam für Herzens-

wunden zu sein pflegt. Wohl sah man ihn kurz nach den Exequien auf seine Besitzung zurückkehren, hoffte aber, ihn alsbald wieder bei andern Festen zu sehen, die ihm einen Ersatz für die Verstorbene schaffen sollten.

Man irrte sich. Albertino kehrte nicht zurück, sondern widmete sich ausschließlich der Bewirtschaftung seiner Ländereien und der Erziehung seines jungen Bruders. Es dauerte nicht lange, so sprach man überall von der rührenden Liebe, die er seinem Bruder beweise. Sein Ruf als einzigartiger Mensch wuchs so sehr, daß man nahe daran war, ihn heiligzusprechen; aber die Mütter hätten ihn doch etwas weniger heilig gewünscht, damit er seinem Schmerz um die Braut endlich ein Ziel setze und eine ihrer Töchter mit all seinen guten Eigenschaften beglücke. Man spürte nach, ob er vielleicht in den Banden einer ländlichen Schönen schmachte, was im übrigen kein Hindernis dafür war, in allen Ehren eine Braut zu haben und heimzuführen, erfuhr aber nichts.

Albertinos Bruder war beim Tode Adelardas elf Jahre alt gewesen. Er war nicht so licht wie Albertino, aber auch sehr hübsch, dabei viel lebhafter, sogar ein wenig unbändig. Er liebte schon jetzt die Gefahr, kletterte, ritt, jagte, wenn auch vorderhand nur mit der Armbrust, deren Gebrauch damals Mode war. Er war bis zu des Bruders Rückkehr aufs Land fast ausschließlich der Dienerschaft überlassen gewesen, treuen Leuten von guten Manieren und einer unbegrenzten Liebe und Hochachtung für das Haus, dem sie dienten. Das war die Ursache, daß er weit lieber italienisch sprach als das Französisch seines Hofmeisters. Auch Albertino mußte am Ende mit ihm italienisch sprechen. Und das erst gewann ihm eigentlich das Herz des Knaben, der all seiner Liebe und Sorge zum Trotz sich bis dahin immer etwas fremd gegen ihn verhalten hatte.

Duccio, wie er genannt wurde — er hieß eigentlich Riccardo, was über Riccarduccio zu Duccio wird —, wuchs unter seines Bruders Leitung zu einem ungemein stattlichen, schönen Jüngling heran, und noch war er nicht achtzehn Jahre alt, so setzten ihn die Mütter auf ihre Liste. Albertinos Name wurde, wenn auch nicht ausgestrichen, so doch mit einem Fragezeichen versehen. Er schien unvermählt bleiben zu wollen, obwohl er doch kaum erst die Schwelle der Dreißig erreicht oder überschritten hatte. Man sah ihn selten zur Stadt kommen und hörte außerdem von Wunderlichkeiten in seiner Lebensführung. So, daß er sich alle älteren Diener fernhalte, wie rüstig sie auch noch seien, und sich nur mit jungen Leuten umgebe. Das erweckte natürlich Verdacht; die Sitten des 18. Jahrhunderts waren noch zu wohl im Gedächtnis. Dennoch verlautete kein Wort jemals über naturwidrige Beziehungen des Marchesen. Man selbst scheute sich, den Verdacht in Worten auszusprechen. Immer mehr aber setzte sich für ihn das Beiwort »il santo« fest. Nun erschien er mit dem Bruder und führte den in die Gesellschaft ein. Man hatte erst etwas Mentorhaftes in seinem Verhältnis zu Duccio zu bemerken geglaubt. Das erwies sich als Irrtum. Duccio blieb allein in der Stadt und konnte tun und lassen, was er wollte. Er führte das Leben eines jungen Herrn seines Standes, hielt sich aber von Ausschweifungen fern, begnügte sich mit kleiner Livree, ließ die sich heranbrängenden Schmarotzer und Verführer merken, daß er für ihre Art wenig übrighabe, und sammelte vielmehr einen Kreis ernsterer junger Leute um sich, der sich nicht eng auf Standesgenossen beschränkte. An dummen Streichen fehlte es allerdings nicht. Duccio war nicht wie sein Bruder. Er machte mit dem ganzen Feuer seiner achtzehn Jahre zugleich der schönen Mutter und der erblühenden Tochter die Cour, bestellte Serenaden zugleich unter drei Fenstern, gebrauchte aber die Vorsicht, in seinen Billetten die Geliebte niemals mit ihrem Namen anzusprechen und auf Besonderes anzuspielen, so daß unliebsame Verwechslungen glücklich vermieden wurden. Man fand ihn entzückend. In drei Jahren würde er verheiratet und der beste Ehemann sein.

Es kam doch etwas anders. Duccio brachte von Paris, wohin sein Bruder ihn mit dreiundzwanzig Jahren reisen ließ, eine Frau mit. Man trug ihm die Enttäuschung, die er dadurch bereitete, nicht nach. Denn die junge Frau war reizend und glücklicherweise auch keine Französin, sondern die Tochter eines vor Metternichs Spionen geflüchteten Patrioten, Carlo Orsatis, eines Cadets der bekannten Grafenfamilie.

Das junge Paar bezog den Palazzo der Landis in Mailand, wo Duccio schon früher gewohnt hatte und daher eine Reihe von Gemächern gut instand gehalten waren. Marchese Albertino war über die Wahl seines Bruders überaus glücklich, sandte von seiner Besitzung das Beste, was die Jahreszeit eben bot, kam aber selbst nur ein einziges Mal in die Stadt, da er vermögensrechtliche Angelegenheiten zu ordnen hatte. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß er den Bruder aufs reichlichste dotierte, so daß dieser nie die Empfindung zu haben brauchte, ein jüngerer Sohn zu sein. Er selbst ward von den jungen Leuten mehrmals besucht, bis der gesegnete Zustand Carlottas die immerhin beschwerliche Wagenfahrt untersagte.

Die junge Frau war der Niederkunft bereits auf Wochen nahe, als es plötzlich dem alles erkundenden Baron Gasser bekannt wurde, Riccardo Landi sei einer jener vier Herren, die in dem kleinen Orte San Vitale bei Mailand ver-

nunmehr anderthalb Jahren einem Mädchen bei der Taufe die Namen Italia Pascua Libera Sarà gegeben hatten, was als Satz gelesen den Sinn ergab: Italien wird zu Ostern frei sein (Italia pascua libera sarà). Verdächtig war Riccardo Landi mit seinen Genossen bereits lange. Die Hausdurchsuchung bei ihrer einem förderte sehr belastende Schriften zutage; die Heirat Landis mit der Tochter des »Patrioten« Orsati verstärkte den Verdacht. Der Haftbefehl ward erlassen; der Spielberg war dem jungen Manne sicher.

Im letzten Augenblick erfuhr Riccardo Landi von der Absicht und floh in der Verkleidung eines Bauern, von mehreren seiner Diener in derselben Tracht begleitet, alle mit Waffen wohlversehen. Es galt, die Grenze der österreichischen Lombardei zu erreichen. Das Ziel war Turin, wo damals bereits eine große Zahl von Flüchtlingen lebte. Alles ging vortrefflich vonstatten, aber in der Nähe der Familienbesitzung, die auf dem Wege lag, wurden zwei Karabinieri auf die zu so ungewöhnlicher Zeit dahinziehende Bauerngruppe aufmerksam, und es kam zu einem Kugelwechsel, der mit dem Siege der Flüchtenden endete. Die Karabinieri wurden verwundet, suchten zu entkommen, wurden eingeholt und im Drange der hohen Gefahr erschossen, ihre Leichname, mit Steinen beschwert, in einem nahen Tümpel versenkt. Alles hatte sich in wenigen Minuten abgespielt, zum Glück völlig ohne Zeugen. Man zog weiter.

Aber da zeigte es sich, daß den jungen Herrn ein Schuß gestreift hatte. Er wollte gleichwohl weiter. Erst der dringliche Rat eines alten Dieners vermochte ihn dazu, bei seinem Bruder eine kurze Rast zu halten. Einer der Diener eilte voraus. Diese Vorsorge war gut gewesen. Kaum hörte der Kastellan, der einzige bejahrte Mann, den der Marchese in seiner Umgebung belassen hatte, worum es sich handelte, so trat er zu seinem Herrn und flüsterte ihm einige Worte zu. Die beiden zogen sich in ein entferntes Gemach zurück, und da wurde ausgemacht, der Verwundete solle ganz allein auf den Hof kommen, hier nur von dem Bruder und dem Kastellan empfangen und dann auf ein mit einer Geheimtür verschlossenes Gemach gebracht werden, um das nur der Kastellan wußte: erst jetzt wurde es dem Marchese selbst verraten. Der verkleidete Diener wurde entlassen und ihm aufgetragen, mit den andern Dienern wieder nach Mailand zurückzugehen; die Diener des Hauses aber wurden zu solchen Arbeiten beordert, daß sie die Aufnahme des Verwundeten nicht beobachten konnten.

Alles ging so, wie es verabredet worden war. Duccio befand sich alsbald in der Geheimkammer und war so guter Dinge, daß er nur widerwillig die Untersuchung der Wunde litt. Es handelte sich um einen allerdings nur ganz unbedeutenden Streifschuß am Arm, der Blutaustritt war gering und schon im Stocken.

Als aber der Marchese sich jetzt zu der Wunde neigte, um sie auszuwaschen, während der Kastellan das Becken hielt, stieg ihm von ihr jener seltsame Geruch auf, den er von seiner Mutter und seiner Braut her noch so wohl in Erinnerung hatte und seither fürchtete. Er überredete sich, das sei hier doch nur der Geruch des Blutes, gewann nach dem ersten Erschrecken, das selbst der Bruder bemerkt hatte, seine Ruhe wieder und antwortete auf die Frage des Bruders ganz unbefangen.

Sein Erschrecken hatte ihn nicht betrogen. Es trat Blutvergiftung ein oder war vielmehr schon eingetreten, und noch in derselben Nacht starb Riccardo im Starrkrampf.

Der Marchese war die ganze Zeit bei ihm geblieben. Er hatte bald erkennen müssen, daß er recht gehabt hatte. Von Stunde zu Stunde ward der Geruch stärker, zuletzt fast von Minute zu Minute. Der Bruder war bald nach dem Verbinden der Wunde eingeschlafen, er erwachte nicht wieder. Der Marchese bewahrte seine Fassung in bewunderungswürdiger Weise.

Als ohne Beichte und heilige Wegzehrung gestorben, wurde der Tote nur in der Stille beigesetzt. Natürlich erfuhr die Regierung alles, und nun begann eine Zeit unglaublicher Tribulationen, so für die junge Frau, auf deren Zustand man so gut wie keine Rücksicht nahm, wie für den Marchese, den man nicht nur des Einverständnisses mit seinem Bruder bezichtigte, sondern ganz offen als Haupt einer gegen Österreich gerichteten Verschwörung bezeichnete. Für beides hatte man keine Beweise; immer aber kam man auf den Punkt zurück, warum er denn seinen Bruder aufgenommen und bei sich behalten habe, da ihm doch zweifellos der Grund seiner Flucht bekannt geworden sei.

Diesen Grund erfahren zu haben, leugnete er nicht; bei sich behalten aber habe er ihn, weil er gewußt habe, daß er in Kürze sterben werde.

Wie er das habe wissen können?

Der Marchese antwortete immer nur: »Ich habe es gewußt.«

Am Ende mußte man die Untersuchung einstellen. Es war dem Marchese schlechterdings keine Konspiration nachzuweisen. Er verkehrte ja überhaupt mit fast niemand, war seit langem nur ein einziges Mal in der Stadt gewesen. Was sonst von seinem Leben zur Sprache kam, ließ vermuten, daß er mehr als ein Sonderling, daß er ein ungefährlicher Irrer war. Ebenso konnte man der jungen Frau, die unterdessen einen Knaben zur Welt gebracht hatte, keine Beziehung zu der »Verschwörung« nachweisen. Ihr ganzes Verbrechen war, die Tochter ihres Vaters zu sein

Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht die unablässige Bemühung einflußreicher Freunde nötig war, um dieses Resultat zu erzielen. Denn Österreich ließ nicht so leicht locker, wo es — mit Recht oder Unrecht — einmal die Hand angelegt hatte. Seine Gewalthaber erhielten sich nur dadurch in ihrer Stellung, daß sie von Zeit zu Zeit Verschwörungen aufdeckten und Schuldige an die Bleikammern von Venedig und an den Spielberg ablieferten.

Obwohl man jetzt wußte, daß der Marchese in gewissem Sinne Monomane war, glaubte man doch, die junge Witwe werde seinen Bemühungen um sie, wofür man viele Zeichen sah, auf die Dauer nicht widerstehen und ihrem Söhnchen im Oheim einen zweiten Vater geben. Die Sorge, die der Marchese für sie zeigte, ging unzweifelhaft über die eines Schwagers hinaus, und in der Tat schien Carlottas Herz sich ihm zuzuneigen. Man wartete das Trauerjahr und das halbe Jahr der Halbtrauer ab und war am Ende der Frist gewiß, zur Hochzeit geladen oder doch davon benachrichtigt zu werden.

Es erfolgte nichts dergleichen. Der Marchese kam auch noch weiterhin allmonatlich für ein paar Tage in die Stadt, um nach dem Hauswesen zu sehen, das zu leiten die junge Frau wenig geschickt war, aber das blieb alles. Bald war es ein offenes Geheimnis, daß Carlotta ihren Schwager wirklich liebte, daß sie auch erwartet hatte, er werde sie um ihre Hand bitten, und daß es zu einer Art Aussprache zwischen beiden gekommen war. Der Marchese hatte nämlich die Empfindungen Carlottas erkannt und darauf eines Tags offen zu ihr gesagt, er werde nie heiraten, denn er sei das Opfer einer beklagenswerten Anlage, die zu vererben er nicht verantworten könne. Er schien jetzt den Leuten doch etwas zu sehr auf seine kleinen Schrullen — welcher Mensch hat deren keine? — Gewicht zu legen. Er war einer von denen, die versäumt hatten, jung zu heiraten, und sich nur zu bald in die hypochondrischen Bedenken des alten Hagestolzen einspinnen. Es war schade, jammerschade um den trefflichen Mann.

Andre Bewerber, die sich fanden, wies Carlotta ab. Sie lebte nur ihrem kleinen Ruggiero. Erst als der Knabe zehn Jahre alt war und der Mutter gleichsam von selbst entglitt, entschloß sie sich, einem der unentwegtesten ihrer Anbeter, Eugenio Orsati, ihrem entfernten Vetter, zum Altar und dann nach Turin zu folgen, wo Eugenio offen für die patriotische Idee zu wirken beabsichtigte.

Ruggiero wurde von dem Marchese übernommen und war nun dessen rechte Herzfreude, der wiederaufgelebte Duccio. Lachen, Gelärm und Geschrei erfüllte wieder das seit Jahren so einsame große Haus mit den hohen Gemächern. Ruggiero war überall, wo er nicht sein sollte. Er bereitete Sorgen, quälte, ärgerte. Aber der Oheim und die Diener ließen sich's gern gefallen. Nach kurzer Zeit schon war der Knabe unumschränkter Herr über alle. Der Hofmeister beklagte sich erst, der Knabe lerne nichts; dann beschränkte er sich darauf, sein Gehalt zu bekommen, und ging im übrigen seinen eignen Vergnügungen nach, angelte und pirschte auf Mädchen.

Der Marchese fuhr kaum noch einmal im Jahre zur Stadt; er war aus der Liste der Mütter heiratsfähiger Töchter schon längst gestrichen worden und verlor mit der Zeit alles Interesse. Nannte einer seinen Namen, so fragte der andre sicher: »Ja, lebt denn der alte Narr überhaupt noch?«

Dann kam Ruggiero in das Alter des jungen Herrn und wurde ebenso wie einstens Riccardo in die Gesellschaft eingeführt. Der Marchese tat es mit denselben Formen, die nun sonderbar antiquiert erschienen und das ihre dazu beitrugen, den alten Herrn lächerlich zu machen. Er war übrigens noch gut erhalten, schier jugendlich, aber doch wie eine Rose, der aller Saft entpreßt ist. Die Mädchen, die einst für sein silberblondes Haar geschwärmt hatten, das Haar, das jetzt reines Silber war, fühlten sich von ihm schmerzlich an die eigne Jugend gemahnt. Man kannte ihn wohl noch, hatte aber alle Beziehungen zu ihm verloren; selbst seine Sprache, die seit Jahrzehnten die modischen Wandlungen nicht mitgemacht hatte, erschien fremd. Nach einigen Malen des Erscheinens verschwand er wieder.

Ruggiero, der blieb, spielte sofort in der jeunesse dorée eine Rolle. Er brachte Landluft mit, eine gewisse Freiheit, um nicht zu sagen Derbheit, die erquickend wirkte. Seine »Kutschermanieren« — so hatten sich einige Zimperliche ausgedrückt — wurden geradezu Mode, und sie standen manchen der Herren, die sich vorher so raffiniert gebärdet hatten, gewiß besser und waren ihrer Natur gemäßer als die Allüren von Herzögen. Denn in den letzten Jahrzehnten war eine Unmenge Bourgeoisie in die »Welt« aufgestiegen, die zweite Generation einer durch Armeelieferungen emporgekommenen Kaste. Und gerade diese Leute mit den windigen Titeln österreichischer Barone fühlten sich geschmeichelt und beglückt, einen wirklichen Marchesino unter sich zu haben.

Der arglose Landjunge ward in dieser Gesellschaft um so leichter von seiner angeborenen Edelart abgelenkt, als in seiner Erziehung so manches versäumt worden war. Er gab sich allen Einflüssen hin, er begann zu spielen, Champagnergelage zu halten, unsaubere Liebschaften zu pflegen. Seine Gesundheit war fest genug, um zunächst keinen offensichtlichen Schaden zu leiden. Man brachte ihn dazu, Wechsel

zu unterschreiben, man gewöhnte sich, auf seine Kosten zu leben. Die meisten seiner gekennzeichneten »Freunde« hatten ja knauserige Väter, die den Aufwand des Sohnes zwar mit Stolz sahen, aber ihn nicht selbst bezahlen wollten. Um die sich solcherweise erschlossene Geldquelle zu sichern, redeten sie ihm ein, er solle seinen Onkel, der zweifellos ein Narr sei, entmündigen lassen, und verschafften ihm, ehe er noch ja gesagt hatte, einen Advokaten, der die Sache sogleich in die Hand nahm.

Die oberste Vormundschaftsbehörde fand sich tatsächlich bereit, den Fall zu untersuchen, und in der ersten Zeit standen die Aussichten der Freunde gut. Dem Schein nach wurden sie nur immer besser, und am Schluß sah sich der Marchese, der übrigens zu keiner Verhandlung erschienen war, wirklich entmündigt. Aber die Großjährigsprechung erlangte Ruggieros Anwalt nicht; vielmehr wurde die Vormundschaft dem alten Andrea Landi, einem Vetter des Marchese, übertragen, und damit waren alle Hoffnungen der Kumpane zu Wasser geworden.

Andrea Landi nahm zunächst sein Mündel tüchtig ins Gebet, erpreßte ihm das Geständnis aller Wechselunterschriften, aller Darlehen auf Sicht am Sanktnimmermehrstag, schloß dann die Tür ab und sagte, jetzt werde er ihn für alle diese Dummheiten nach Recht und Gerechtigkeit ordentlich durchprügeln, und was er etwa zuviel erwische, möge er seinen Freunden weitergeben. Es war für den jungen Mann eine äußerst unbehagliche Situation, als der kurzstämmige alte Herr mit dem roten Gesicht nach seinem derben Reitstock griff und zum Schlage ausholte.

Ruggiero wollte sich schlagen lassen. Er wußte, daß er's verdiente, aber er sagte nichts.

Knapp vor seinem Gesicht hielt der Alte ein. »Du bist doch ein Landi,« sagte er ein wenig lächelnd. »Hättest du gezuckt oder wärst du geflohen, ich hätte dich geprügelt wie einen Hund.«

Damit war das erledigt. Noch am selben Tage fuhr Andrea Landi zu seinem Vetter hinaus, erzählte ihm die Szene und ging nun mit ihm ins Gericht. Denn nach seiner Ansicht war der Oheim kaum weniger prügelnswert als der Neffe. Er unterdrückte aber die stärksten Worte, da er den Vetter immer von Zeit zu Zeit lächeln sah und ihn darum wirklich nicht recht bei klarem Verstande erachtete. »Daß du auch fernerhin ganz so schaltest und waltest wie bisher,« sagte er zuletzt, »ist selbstverständlich. Ich nehme meine Vormundschaftspflicht nur moralisch und werde gern darauf sehen, daß sich mein Mündel nichts mehr zuschulden kommen läßt. Tut er's doch, prügle ich ihn wirklich, so wahr ich ein Landi bin!«

»Du meinst, Vetter,« sagte der Marchese, »daß Ruggiero mir nicht feind ist, daß ich noch zu ihm kommen darf und er zu mir kommen wird?«

»Was für Reden, lieber Vetter! Er dir feind sein? Der Grünschnabel! Lieben muß er dich, lieben und dankbar sein. Und ob du zu ihm kommen darfst? Nein, das darfst du nicht, sollst du nicht. Aber er soll zu dir kommen, auf den Knien rutschen soll er vor dir mit aufgehobenen Händen. Ich will ihn dir herausbringen, und du wirst sehen, daß er's tut.«

Der Marchese lächelte wieder. »Nein, Vetter, laß das. Du hast ganz recht gesagt, daß auch ich schuld an der Sache habe. Ich weiß es, ich weiß es. Ich bin alt und schwach geworden, ein Narr. Das hat wieder seine besonderen Gründe. Jetzt bin ich entmündigt und will weiter nichts für ihn sein, als was mein Herz will. Du magst mit ihm rechten, ihn schlagen; ich will zu ihm kommen, um ihn zu sehen.«

Das war so sanft, so milde gesprochen und kam doch aus einer unsäglichen Traurigkeit. Der rauhe Vetter hatte Mühe, sich seine Rührung nicht merken zu lassen. Ruggiero aber hörte es am folgenden Tage wohl zehnmal von ihm: »Küsse deinem Onkel beide Hände, er ist ein Heiliger, ein wahrer Heiliger!«

Ruggiero war im Grunde seiner Seele ein guter Bursche. Er hatte kaum vernommen, daß sein Oheim ihm nicht zürne, so ließ er sich sein Pferd satteln und ritt hinaus zu ihm.

Der Marchese weinte, als er ihn kommen sah, konnte seinen Tränen nicht wehren, und auch Ruggiero hatte die Augen voll Wasser. Sie wollten beide allerlei sagen und brachten doch nur unsinnige Worte hervor. Und dann redeten sie gerade von dem, was ihnen am fernsten stand, von Alltäglichkeiten. Und dazwischen plötzlich sagte der Marchese wieder: »Du mußt mir verzeihen; ich bin alt geworden.« Da wollte Ruggiero aufschreien: Ich, ich habe dich alt gemacht! und sagte dann doch etwas ganz andres.

In dem Marchese war etwas wie eine junge Liebe erblüht: zitternde Fühlsamkeit, zärtlicher Überschwang. Er war alt geworden. Er hatte die Fähigkeit, seine Gefühle zu verbergen, verloren. Er fing an, geschwätzig zu werden, ertappte sich noch selbst darüber und hielt dann ein. Ruggiero blieb mehrere Tage; mehrere Male war der Oheim nahe daran, ihm das Geheimnis seines Lebens, die Erklärung dafür zu sagen, aber er verhielt es noch.

Bald nach diesem Besuch kam der Marchese zu Ruggiero in die Stadt. Er hatte der Sehnsucht nicht widerstehen können. Als nun Ruggiero ihm entgegentrat, erfaßte ihn eine solche Erregung, daß er fast ohnmächtig wurde. Der Neffe fing ihn buchstäblich an seiner Brust auf. Da aber — wie er sich langsam aus der Umarmung löste —, das war wieder jener eigentümliche Duft des dem Tode Verfallenen! Der Neffe erzählte etwas mit großer Lebhaftigkeit, er hörte es nicht, stand nur mit saugenden Nü-

stern und starrte an ihm hinweg. Die schreckliche Erkenntnis gab ihm seine alte Kraft wieder. Nein, nein, er mußte fest bleiben, durfte den geliebten Brudersohn nicht merken lassen, wie es um ihn stand. Und er ließ sich die Worte wiederholen.

Ruggiero berichtete, daß er ein Mädchen liebe und nun ihrer Gegenliebe gewiß sei. Sie habe sich von ihm abgewendet gehabt, da man ihn zu dem abscheulichen Prozeß gedrängt hatte, nun aber, da sie sehe, daß der Oheim ihm nicht zürne und daß er selbst ein andrer geworden sei, habe er Gehör gefunden. Und dann nannte er den Namen einer guten Familie und bat den Oheim um seine Zustimmung und seinen Segen.

Der Marchese hatte Mühe, seine Fassung zu bewahren. Es schien dem Neffen, er nehme die Worte nur noch schwer auf. In der Tat war er seit der letzten Begegnung ungemein verfallen. Dann sagte er: »Ja, ja, du hast eine gute Wahl getroffen. Aber ich bitte dich, mache nur rasch Hochzeit, noch in diesem Monat!«

Der Neffe sah ihn fragend an.

»Ja, ich will noch dabeisein,« setzte er dann hinzu, begann darauf zu taumeln und wäre hingeschlagen, wenn Ruggiero ihn nicht aufgefangen und in einen Stuhl niedergelassen hätte.

Ruggiero veranlaßte den Oheim, bei ihm in der Stadt zu bleiben, wenigstens ein paar Tage, um sich von den Anstrengungen der Fahrt zu erholen. Der Marchese blieb. Aber er verfiel nur immer mehr. Du darfst es ihm nicht sagen, daß er in zwei Monaten sterben wird, du darfst nicht! wiederholte er sich immer. Aber er fühlte, daß er schon zu alt war, ein Geheimnis zu bewahren. Er drängte heim, nachdem er noch erlangt hatte, daß die Hochzeit bereits in drei Wochen bestellt werde.

Der Abschied brachte ihn wieder zu Tränen. Ach, wie sollte er nicht weinen!

Dann saß er allein im Wagen. Und der Duft war noch immer um ihn, stark, fast betäubend. Ja, Ruggiero hatte sich um ihn bemüht, war mit eingestiegen und hatte gesorgt, daß er recht bequem sitze. Der gute Junge! Er mußte immer wieder zu weinen beginnen. So alt war er geworden.

Und noch als er daheim war, verließ ihn jener Geruch nicht; er saß rein in den Kleidern. Er ließ sich ganz umkleiden — umsonst!

Auf einmal kam es ihm ein: der Duft ging von ihm selbst aus! Da stürzte er auf die Knie, und lachend und weinend zugleich dankte er Gott für die Gnade.

Zur Hochzeit des Neffen kam er nicht mehr in die Stadt; einige Wochen später starb er. Man fand Aufzeichnungen, die über seine eigentümliche Anlage Aufschluß gaben.

# Zwo Legenden von Gott

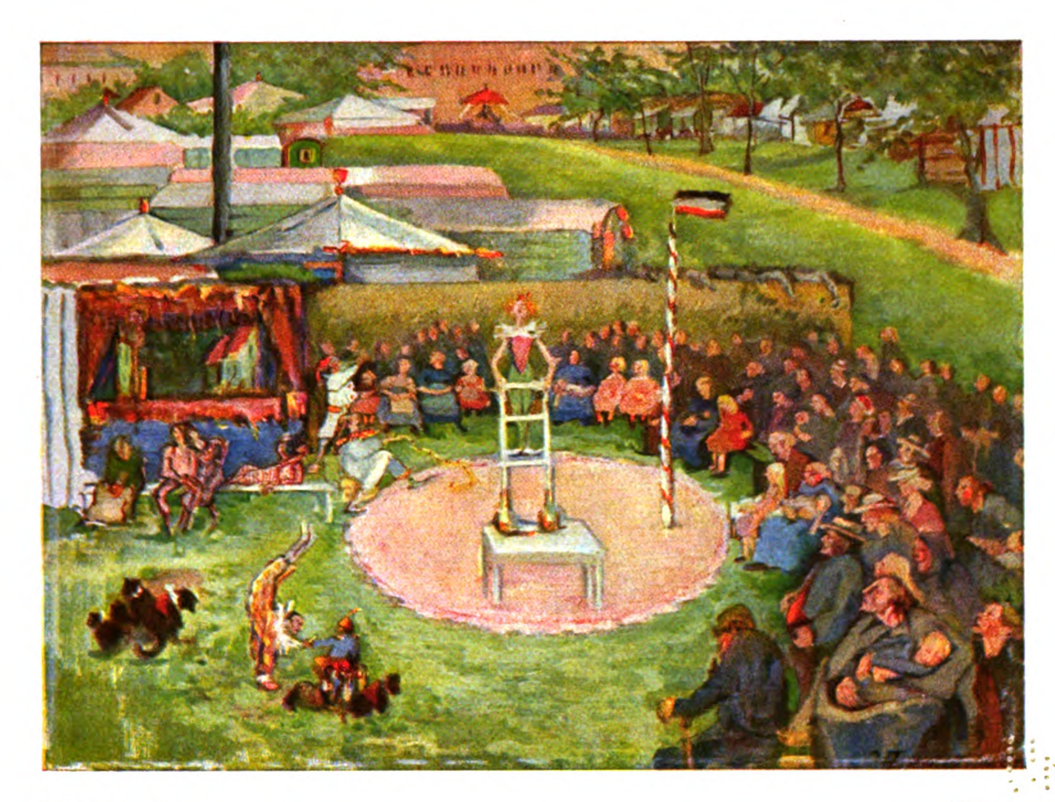
## Von Hermann Claudius

Die erste:

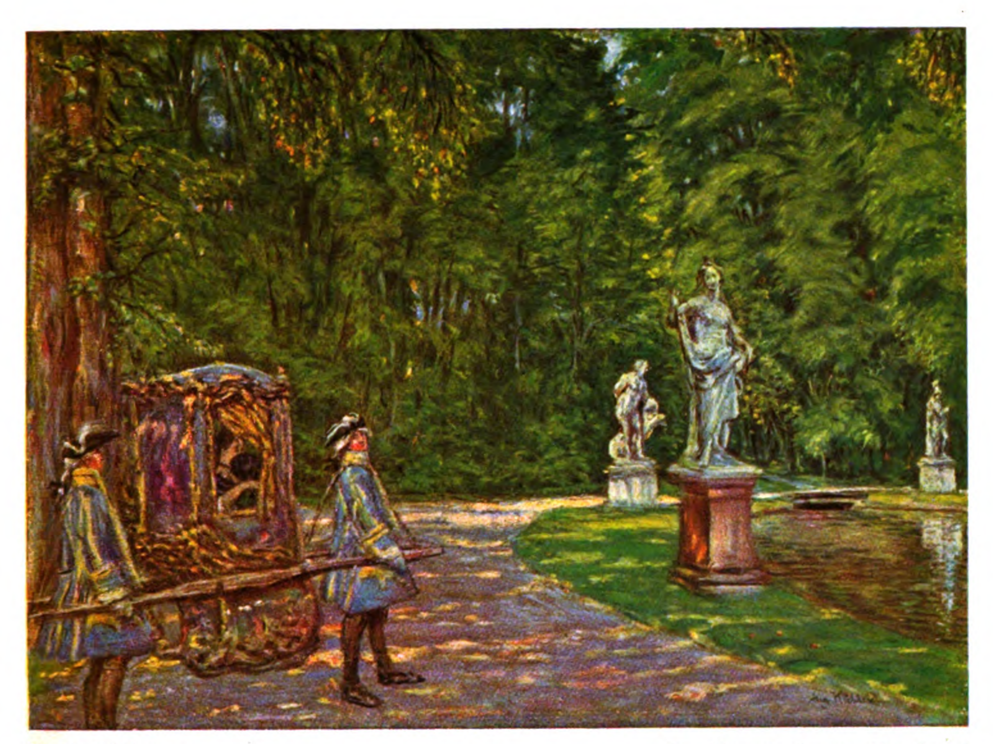
Herrgott tritt in die Stuben mein.
Geht vor ihm her ein heller Schein.
Tritt an mein Pult. Die Kritzelein
Betrachtet er und lächelt fein.
Und wendet sich und hebt die Hand
Längs Bild und Bücher an der Wand.
Streicht leise über das Klavier,
Es ist mir so, als tön' es schier.
Ein' Melodie gar sonderlich.
Beethovens Maske reget sich,
Ist es nur wenig, ist's doch viel.
Mein Kind horcht auf von seinem Spiel,
Mein Weib befällt ein Schrecken lind;
Durchs Zimmer weht ein Hauch und Wind,
Die Wände werden hoch und weit,
Ein Ruch von Himmelsseligkeit
Geht um wie Engelsfittich sacht. —
Da hat das Kindlein aufgelacht
Recht kuckuckhart nach seiner Art
Und unfromm fast und ungelahrt.
Die Stuben mein ist wieder klein
Um Kind, Mann, Weib und Kritzelein.

Die zweite:

Und Gott geht mit dem Bauersmann.
Er schreit't zur Seiten dem Gespann,
Ein Bauer selber, wie er ist,
Und stützt sich auf den Widerrist
Des linken Tiers. Das schnaubt ihn an,
Als wittre es den Gottesmann.
Der Bauer wird ihn nicht gewahr.
Gottes Augen wandern klar
Über Acker hin und Feld.
Liegt alles rein und wohlbestellt.
Er segnet lächelnd Kraut und Gras
Und wandert seines Wegs fürbaß. —
Türmt auf sich eine Wolkenwand,
Der Herrgott hebt die lichte Hand
Und schiebt das Unwetter beiseit',
Daß sich's entleer' auf Moor und Heid'.
Der Bauer bringt sein' Pfeif' in Gang
Und schmunzelt leise: „Gott si Dank!“



Viktoria Zimmermann: Zirkus



August Kühles: Im Nymphenburger Schloßpark

# Von Kunst und Künstlern

Julius Schrag: Das Alter (vor S. 589); Dorfweg (vor S. 581) und Dorfstraße in Ostfriesland (vor S. 597) — Helene von Arnim: Ostpreußische Landschaft (vor S. 545) — Otto H. Engel: Aus Alsfeld (vor S. 625) — Hans Baluschek: Großstadt (vor S. 601) — Viktoria Zimmermann: Zirkus (vor S. 633) — Heinz Graf Luckner: Kampf um die Fahne (vor S. 617) — Hans Dammann: Abschied (vor S. 553) — August Kühles: Im Nymphenburger Schloßpark (S. 633) — Maria Preußner: Zwei Stilleben (S. 634 und S. 635) — G. M. Hartmann: Stilleben mit Teepuppe (S. 636) — Eugen Spiro: Geburtstagstisch (vor S. 561) und Freundinnen (vor S. 565)

Als Heinr. Bingold im Augustheft 1919 das malerische Schaffen des Münchner Meisters Julius Schrag schilderte, fand er gleich zu Anfang seines ausführlichen Aufsatzes die glückliche Formel: »Trotzdem uns Schrag auf den ersten Blick als ein völlig Neuzeitiger entgegentritt, liegt doch über all seinen Arbeiten der stimmungsvolle Zauber der Vergangenheit, die uns wohltuende Ruhe einer gereiften Empfindung, die von frühauf von eigner Überzeugung getragen war.« Eine neue Bestätigung dieser trefflichen Charakteristik haben wir in den drei Kunstblättern, die der seit dem 27. Juli vorigen Jahres zu den Sechzigern zählende, aber noch in jugendlicher Frische schaffende Künstler zu diesem Hefte beigesteuert hat. »Das Alter« ist eine ins Einfache und Monumentale gehobene Fortführung seiner holländischen, flämischen und niedersächsischen Innenbilder, aus denen ein starkes soziales Empfinden spricht, die aber doch niemals zu einer tendenziösen Armeleute-Malerei werden, vielmehr in der Anspruchslosigkeit, Arbeitsamkeit und Behaglichkeit ihrer Menschen das stille Glück der Zufriedenheit feiern. Auch die beiden ostfriesischen Dorfbilder träumen von einer abseitigen Vergangenheit, in die noch kein Ton unsrer aufgeregten Zeit gedrungen ist. Um so voller und gesättigter kann die ruhige plastische Tiefe und das gesammelte klangvolle Kolorit alles Gegenständliche, die Wege und Straßen, die Bäume, Dächer und Giebel und die gleichsam von ihnen aufgesogenen Menschen erfüllen.

In ihren Stoffen begegnet sich wohl Helene von Arnim zuweilen mit Schrag, malt doch auch sie mit Vorliebe Danziger und Lübecker Straßenbilder oder einsame, dem Meer benachbarte Landschaften. Aber sie hat noch nicht die Tiefe, Sattheit und Altmeisterlichkeit Schrags, ihre Bilder sind lockerer und luftiger, die Farbengebung ist dünner, deshalb aber auch, wie in der Ostpreußischen Landschaft, durchsichtiger, lichterfüllter und naturwahrer im Atmosphärischen.

Eine späte Huldigung an seine hessische Heimat ist Otto H. Engels Radierung »Aus Alsfeld«, und uns dünkt, als sähe man dem Blatte, zumal der Gruppe im Torburchgang, die wiedererwachte Liebe zu dem oberhessischen Geburtsländchen an der Schwalm an, das so lange hinter den friesischen Lieblingsmotiven des Künstlers hat

zurückstehen müssen. Wer jemals eins der altertümlichen und doch so lustigen Städtchen zwischen Fulda und Gießen durchwandert hat, weiß auch ohne den im Hintergrunde auftauchenden Schwalmer Reifrock, wie echt diese offenbar einem Festtage abgelauschte Gassenszene ist.

Atmet hier alles idyllische Behaglichkeit der Kleinstadt, so wächst Hans Baluschek's Darstellung der »Großstadt« ins Symbolische und Schicksalshafte empor, als träte da ein Opfer des in der Großstadt zusammengeballten Elends zugleich als sein Abgesandter und Ankläger hervor. Oft und vielfach hat der Berliner Maler das proletarische Leben der Großstadt in Lust und Leid gemalt, selten hat er das Genrehafte darin so vollkommen überwunden wie hier.

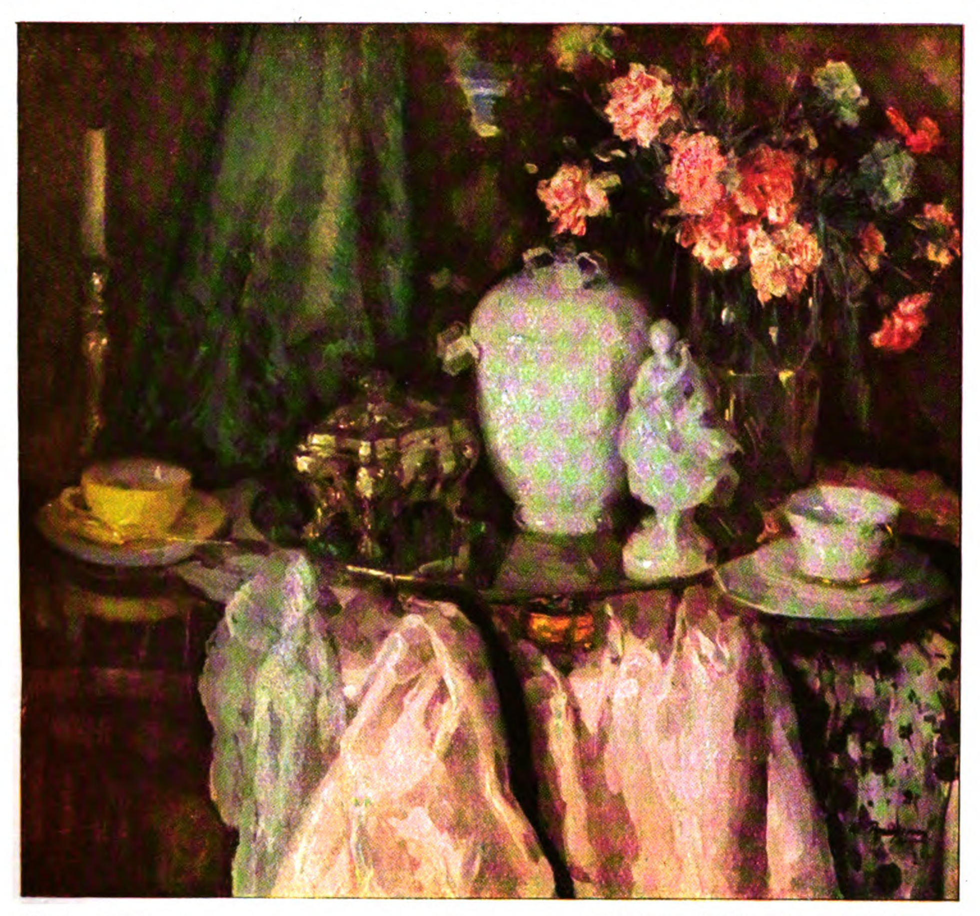
Auch durch Viktoria Zimmermanns Studie »Zirkus« klingt — in den Gruppen der Zuschauer — die soziale Note des Proletarischen noch hindurch, aber es ist die am Münchner Volks- und Kunstleben genährte Farbenfreude darüber gekommen und hat alles Bittere und Anklägerische ausgelöscht. Doch liegt dieses Gemälde eigentlich nur am äußeren Umkreis des Zimmermannschen Schaffens; bald werden wir weitere und tiefere Schöpfungen dieser Malerin zeigen können, die es begreiflich erscheinen lassen, daß sie in Süddeutschland als einer Käthe Kollwitz kunstverwandt empfunden wird.

Wie der Name dieser Münchner Künstlerin, so tritt auch der des Grafen Heinz Luckner den Lesern der Monatshefte im vorliegenden Hefte zum erstenmal entgegen. Und in der Tat ist dieser junge Dresdner Maler noch ein Neuling auf dem Kunstmarkte. Erst in der sibirischen Gefangenschaft zu Ende des Weltkrieges entdeckte er seine Begabung. Er malte zunächst mehr Friedliches, Stilles und Allgemeinmenschliches, dann aber kam, in verklärter und erhöhter, hier und da auch verzerrter Form, doch wieder das Pathos des Kriegserlebnisses über ihn, und nun hießen seine Bilder: Seeräuber, Ritterschlacht, Kriegszug, Frauenraub, Posaunen von Jericho oder, wie das von uns, leider allzu stark verkleinert, wiedergegebene: »Kampf um die Fahne«. Wollte man selber pathetisch sein, so könnte man sagen: hier wird



Maria Preußner: Stilleben mit Schneehuhn und roten Äpfeln

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1924



Maria Preußner: Stilleben mit Porzellan und Silbergerät

eine Vereinigung von Rubens und Rembrandt gesucht — jedenfalls spricht sich in diesem der Komposition wie der Koloristik nach gleich kühnen Gemälde ein starkes Temperament sowohl der Zeichnung wie der Farbe aus.

Um so ruhiger, gebändigter und harmonischer erscheint Hans Dammanns Relief »Der Abschied«. Eine Szene aus dem Leben: die Trennung des zu früh seinem Wirken und Schaffen entrissenen Mannes von seiner jungen, allein zurückbleibenden Frau, aber das Alltägliche daran ist getilgt durch die seelenvolle individuelle Empfindung, die der Bildhauer (Berlin-Grunewald) in diese Gruppe zu legen gewußt hat, und durch die edle Form, von der die Arbeit bis in die letzte Gewandfalte beherrscht wird. Dieses Relief, auf einen einfachen Sockel gestellt, würde als Grabdenkmal gewiß auch dem gepflegtesten Friedhof zur Zierde und Ehre gereichen.

Den Text dieser erläuternden Abteilung haben wir mit vier farbigen Abbildungen geschmückt, die durch ein inneres Band geistiger Verwandtschaft zusammengehalten werden. Es ist — möchten wir sagen — die Welt des Porzellans, des Dekors, die uns hier mit ihren zarten und zärtlichen Gebärden grüßt.

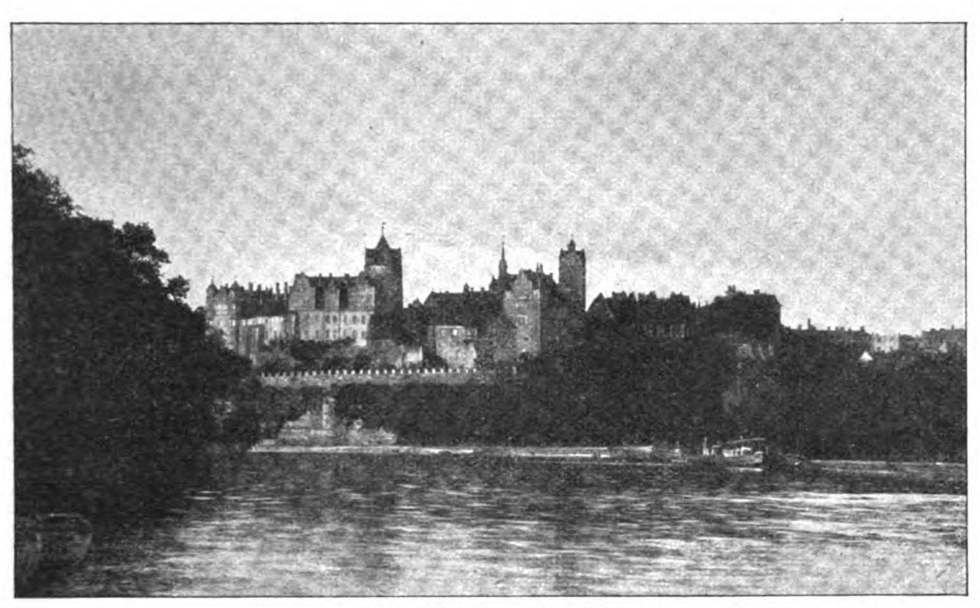
Da führt uns August Kühles, der Münchner Meister einer galanten oder auch romantischen Vergangenheit, in die Rokokozeiten des Nymphenburger Schloßgartens, wo noch keine Wagenspur die Wege mit Striemen verletzte, sondern die Sänfte, die Portechaise die gepuderten Herren und Damen über den sonnengesprenkelten Rasen trug, vorüber an den sanft spiegelnden Teichen und den hochragenden Marmorfiguren. Da läßt uns Maria Preußner zwei ihrer delikaten, an Schuchs meisterhaften Vorbildern geschulten Stilleben, eins mit Schneehuhn und roten Äpfeln, eins mit Porzellan und Silbergerät, sehen, und der junge Potsdamer Maler G. M. Hartmann, den wir als Innenmaler der klassischen Weimarer Gedenkstätten kennen, zeigt in seinem Stilleben mit Teepuppe, daß er, wie dort den farbigen Kreiden, so nun auch der Technik der Ölmalerei höchst vornehme Reize abzugewinnen versteht.



G. M. Hartmann: Stilleben mit Rokokopuppe

Die beiden Gemälde von Eugen Spiro, das koloristisch lebhafte Stilleben des Geburtstagstisches und das durch glänzende Komposition und sprechende Dialogisierung ausgezeichnete Gruppenbild »Freundinnen«, begleiten den Aufsatz von Rudolf Klein-Diepold und finden dort ihre Würdigung.

Zu dem Aufsatz selbst möchten wir noch nachtragen, daß Eugen Spiro auserſehen ist, Gerhart Hauptmann als Zeichner auf dessen für den Frühling geplanter ägyptischer Reise zu begleiten. Dieser Auftrag gründet sich wohl auf die Mappe mit Radierungen, die Spiro kürzlich als Frucht einer spanischen und nordafrikanischen Reise im Kunstverlag von Wohlgemuth & Lißner in Berlin hat erscheinen lassen. F. D.



Das Bernburger Schloß

# Eine Fürsorge-Erziehungsanstalt im Herzen Deutschlands

## Von Marie Martin

An der Saale hellem Strande, nicht allzu weit entfernt von »dem lieblichen Brünnlein süß und kalt«, von dem der »Froschmeuseler« singt, erhebt sich auf dem rechten Bergufer des Flusses das alte Schloß Bernburg »stolz und kühn«. Seine Dächer sind noch nicht zerfallen, und in seinem Zwinger klettert das alte Wappentier des deutschen Waldes, Brun der Bär, noch lebendig herum. In den weiten Hallen des einst fürstlichen Schlosses haben jetzt bürgerliche Behörden ihren Sitz, auf die die stolzen Ahnenbilder vergangener Geschlechter verwundert herniederschauen; in der lindenumdufteten, gewerbfleißigen Stadt tagen eifrig technische, sportliche und künstlerische Vereine. Dann drängen sich abends bei lustiger Musik auf der Saale buntbewimpelte Kähne, und das alte Schloß wird übergossen von dem Regen funkelnder Raketen und Feuerkugeln.

In den reizend feinen Kultur- und Zeitbildern »Jugenderinnerungen eines alten Mannes« plaudert Wilhelm von Kügelgen in sehr lebensvollen Kapiteln auch über Jugendjahre in Bernburg in der alten, im Schatten der Schloßkirche gelegenen Superintendentur des berühmten Predigers und Dichters Krummacher; er erzählt von der Schönheit der Bernburger Töchter und von dem Übermut der Bernburger Jugend in Haus und Schule, wie sie von dem ersten Hauch einer neuen Zeit bewegt wird. Er gibt später als Hofmaler und Kammerherr des letzten Herzogs auch interessante Bilder von dem Leben und Treiben eines solchen kleinen mitteldeutschen Hofes und vor allem von der anmutigen und getreuen Mitregentin des armen Herzogs, der Herzogin Friederike. An sie besonders erinnert der Blick vom Schloß auf die zu seinen Füßen im ehemaligen Schloßgarten ausgebreitete Fürsorge-Erziehungsanstalt für verwahrloste Mädchen, das St.-Johannes-Asyl, das die Herzogin gründete und bedachte. Den Namen verdankt es wohl einem früheren Mönchskloster Bernburgs, das unter dem Schutz seines Heiligen dem Fürsorgedienst an Alten, Kranken und Verlassenen geweiht war. Als nun das Jahr 1848 eine neue Zeit auch in Deutschland einläutete, schlug in heißem Eifer der bekannte evangelische Pfarrer und Gottesmann Wichern mit dem flammenden Schwert seiner Worte an das soziale Gewissen von Staat, Kirche und Gesellschaft, und der Ruf nach Fürsorge für die verwahrloste Jugend ist seitdem nicht wieder völlig verstummt. Er berührte auch das von mütterlicher Sehnsucht bewegte Herz der kinderlosen Herzogin, und, beraten von ihren Getreuen, stellte sie die Anstalt unter geistliche Leitung und unter die Erziehung und Pflege frommer Diakonissen.

Ergreifend sind die Chroniken der Schwestern und ihr Briefwechsel mit ihrem Anstaltsgeistlichen. Man kann sich denken, wie sie durch manche seelische und wirtschaftliche Not unter der Unruhe der Zeiten hindurchmußten bis zur Gegenwart. Denn als die Sonne Deutschlands immer heller leuchtete über dem Reiche, da flogen auch bald die Motten des Teufels Materialismus in immer dichteren Schwärmen, nagten an der deutschen Volksseele und zerfraßen den inneren Frieden und die Zucht der Väter. Immer deutlicher sah, wer Augen hatte



Haupthaus und Hof mit Tierleben

zu sehen, wie ernst die Pflicht sei, die Jugend vor solchen Gefahren zu schützen; das Bürgerliche Gesetzbuch brachte 1900 dem deutschen Kaiserreich das erste Fürsorgegesetz. Sogar die Jugend selbst kam immer mehr in Bewegung und forderte mit geradezu religiöser Inbrunst eine Reformation der herbstlich welken Kultur der Gegenwart zu reinerer Zukunftskraft. Besonders aber die letzten furchtbaren zehn deutschen Jahre haben die Not erst vollendet und völlig offenbar gemacht, wie gerade unser Jugendland verschlämmt ist von wilden Wassern, die jede gesunde Ernte bedrohen.

Nach vielen eifrigen, ja angstvollen Vorarbeiten weiter Kreise ist heute auf dem Boden der neuen Reichsverfassung endlich das große Reichsjugendwohlfahrtsgesetz geschaffen und am 1. April 1924 in Wirksamkeit getreten, das nun alle öffentlichen und privaten Ordnungskräfte in Staat, Kirche, Schule und Gesellschaft unter verantwortlichen Jugendwohlfahrtsbehörden (Jugendämter, Landesjugendämter, Reichsjugendamt) vereinigt und zur Rettung ruft. Sein erster Satz lautet: »Jedes deutsche Kind hat ein Recht auf Erziehung zu geistiger, seelischer und körperlicher Tüchtigkeit.« Nun muß Gott seinen Segen geben und das große Rettungswerk fruchtbar machen!

In die Maschen dieses Gesetzes ist auch das Bernburger St.-Johannes-Asyl eingeflochten und will mit Bewußtsein und frischer Energie der Rettungsarbeit an der gefährdeten deutschen weiblichen Jugend dienen. Napoleon forderte einst für sein neues Frankreich: »Schaffen Sie uns Mütter!« Ja, reine Frauen und treue Mütter sind wahrlich eine Hauptbedingung für den deutschen Wiederaufstieg aus dem Sumpf sittlichen Verderbens, wie er sich über dem furchtbaren Weltkrieg sammelte und den eigentlichen Sieger offenbar machte.

Mit hoffnungsfrohem Interesse wollen wir daher auch auf das St.-Johannes-Asyl, seine Einrichtungen und sein Leben und Treiben hinblicken. Die Aufgabe ist schwer für Menschenkräfte. Sie kann eben nur in Angriff genommen werden mit jener Liebe, die mit Mutterliebe und zugleich der Gottesliebe verwandt ist, von der der Apostel sagt: »Die Liebe ist langmütig und freundlich. ... Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.« Soweit sie von dieser Kraft in ihrer Arbeit getrieben werden, soweit dürfen die Schwestern, die jetzt die Arbeit übernommen haben, sicher auf Gelingen hoffen. Sie gehören dem Diakonieverein an, der sein Heimathaus in Zehlendorf bei Berlin hat. Der Verband der Diakonieschwestern, von dem genialen Professor Dr. Friedrich Zimmer gegründet, der die Berufsnot gebildeter christlicher Frauen gründlich kannte, teilt mit den Diakonissen die gleiche Aufgabe, im Sinne ihres Herrn Christus den Armen und Elenden und allen Hilfsbedürftigen in christlicher Liebe zu dienen. Allein man merkt ihm die andre Zeit seiner Entstehung an, er ist vielleicht besser als Glied der christlichen Frauenbewegung denn gerade als Teil der Inneren Mission zu bezeichnen. Er verlangt von seinen Gliedern von vornherein höhere Mädchenbildung, stellt sie dann auch einheitlich unter einen verantwortlichen Vorstand und bildet sie in Lehrseminaren mit abschließender Prü-

fung für seine Aufgaben in Krankenpflege, Gemeindedienst und sozialer Arbeit aus, allein er gibt ihnen dann doch eine andre Selbständigkeit und Freiheit für ihr persönliches und Anstaltsleben. Sie wählen sogar selbständig ihren Vorstand und ihre Oberinnen und haben viel gesellschaftliche Freiheit, während nach älteren Sitten die Diakonissen mehr töchterlich ihren Mutterhäusern, ihren Oberinnen und Geistlichen unterstehen. Die Zeiten haben sich eben gewandelt und werden sich weiter wandeln; die Hauptsache für beider Leben und Wirken ist, ob wahrhaft vom Geist selbstloser christlicher Liebe getriebene Persönlichkeiten im hingebenden und darum segensreichen Dienst stehen. Beide dienen mit vollem Willen dem einen Herrn und arbeiten auch gelegentlich zusammen. So arbeitet in Bernburg eine Diakonissin, die sich, als die Diakonissen voriges Jahr abzogen und an ihre Stelle die Diakonieschwestern traten, nicht trennen wollte von dem ihr liebgewordenen Arbeitsfeld, einfach in ihrer Tracht weiter mit, unter der Diakonie-Oberschwester im Kreis der ihr liebgewordenen Schwestern. Beide stimmen vortrefflich zusammen und kennen die schwere Verantwortung ihrer Aufgabe.

Zehn Fuß hohe Mauern umgeben schützend ringsum die Anstalt. Doch können sie oft nicht den heißen, ungezügelten Freiheitsdrang der Zöglinge hindern, der dem verhaßten Zwang zu entfliehen sucht. Denn diese Mädchen sind ja fast alle ohne irgendwelchen Halt und ohne die Zucht eines liebevollen Elternhauses aufgewachsen, früh unter die Räder der Straße gekommen und nun von polizeilicher Gewalt gefaßt und eingeliefert; wie sollte ihnen nicht grauen vor dem neuen Leben, das ihre Freiheit so fürchterlich hemmt und sie an verhaßte Arbeit und unter fremden Willen stellt? Hatte doch ihr Leben bis dahin ihren gefährlichsten Instinkten geschmeichelt und sie aufgepeitscht zu zügelloser Genußsucht. Aber fast regelmäßig werden sie trotz aller Listen und Wagnisse bald wieder eingefangen, in Strafkleider gesteckt und mit einer Handarbeit zur Einsamkeit in ihrer Schlafzelle verurteilt. Als härteste Strafe droht die Isolierung bei Wasser und Brot ohne jede Beschäftigungsmöglichkeit in einer kahlen Zelle, die nur durch ein vergittertes Dachfenster erhellt und, obwohl sie die Strafe sehr fürchten, von den leichtherzigen Mädchen »die Sternwarte« genannt wird. Kann eine solche Strafe eine wahrhaft erziehliche Wirkung haben? Kaum. Aber eine wirksame Willenserziehung, die wachsendes Vertrauen, Einsicht und Streben hervorlocken soll in den überbeweglichen Seelen dieser verirrten Mädchen, kann erst einsetzen, wenn durch ernsten Zwang Raum geschaffen wird für die erziehende Liebe, die auch durch alle Strafen hindurchschimmern muß.

Wie die bösen Mauern umrauscht sind von benachbarten grünen Wipfeln, so umfängt innerhalb der Mauern sofort eine traulich stimmende, buntlebendige Heimatwelt diese bis dahin so heimatlosen Mädchen. Auf den Bänken im Hof und an der plätschernden Pumpe arbeiten fröhlich singend die Zöglinge. Von einem reichen Tierleben sind sie umgeben, denn wie könnte weibliche Sorgfalt und Freude an Hof, Stall und Hausfrauenarbeit wohl sicherer geweckt werden als durch die ihrer Sorge anvertrauten großen und kleinen Haustiere, an denen sie bald zärtlich hängen. Hier schnattert, kräht, watschelt und piept das Geflügel aller Art, groß und klein; hier galoppieren die dem Stall entronnenen vergnügten rosa Ferkelchen, täglich werden zwei ernst ehrwürdige Ziegenböcke von hier durch den Garten hin zum Weideplatz geführt, und eine Reihe kokett beweglicher oder mütterlich schwerfälliger Ziegen und Schafe, die da neugierig herummeckern und naschen wollen, werden mit Ernst und Sorgfalt von diesem Sündenpfade abgedrängt. Ob den Mädchen dabei wohl Gedanken kommen? Hier ist das Reich der Hof- und Gartenschwester, an deren geliebter Seite der ernste Haushund als echter Schupo-



Der Feldtrupp

beamter auf Ordnung sieht, wenn ihn seine beiden Thronfolger auch noch so übermütig umbalgen und verführen wollen.

Ist die Schwester mit ihrer Gartenarbeiterinnenschar dann eingetreten in ihr großes Reich hinter dem Hause, in dem es ewig heiße Arbeit gibt an Gemüse, Bäumen, Blumen, die man zum Schmuck des häuslichen Lebens liebt, so taucht eine Welt von Interessen und Sorgen auf, an denen die Zöglinge gedeihen können. Die großen Gemüse- und Obstbeete — o die herrlichen Erdbeeren! — sind durch breite Rabatten umrahmt, auf denen Rosen, Lilien und bunte Gartenblumen die liebe, lange Sommerzeit hindurch duften und blühen. Wie sollte das nicht alles froh gedeihen bei der sorgsamen, liebevollen Pflege, die dieser Pracht gewidmet ist? Abends und morgens rollen unermüdlich die Wasserwagen in den Wegen hin und her. Stolz und vergnügt fahren die Mädchen die Gartenernte nach Hause; oft gelingt es, außer den Küchenbedürfnissen der Anstalt ein schönes Stückchen Geld aus der Spargel-, Gemüse- und Obsternte zu gewinnen, denn alles wird in der Stadt gern gekauft. Aber dann sind die Mädchen stolz, und mit Recht! Haben sie doch in Liebe und Eifer ein getreues Vorbild an ihrer, Tiere, Pflanzen und die ganze Lebewelt mütterlich überwachenden Schwester, der erfahrenen Diakonissin.

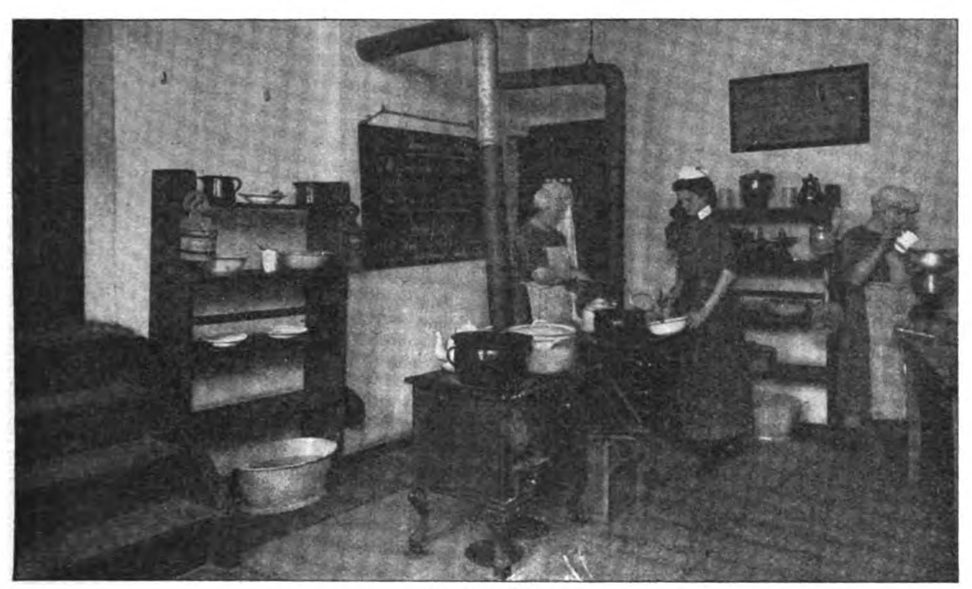
In ihrem Reiche liegt aber noch ein besonders schöner Teil gleich hinterm Hause. Dort lockt eine von Geißblatt, weißen Rosen, Goldregen und buntem Buschwerk aufgezogene Laube vom ersten Frühstück an im Sommer zu den Mahlzeiten der Schwestern. Sie gestattet über die Gartenpracht hin den freien Blick auf das Schloß gegenüber. Wieder charakteristisch für den häuslichen Familien- und Frauengeist ist dabei das behagliche Zusammenleben mit den Haustieren, die sich zu jeder Mahlzeit sofort einfinden. Unter ihnen hat die unbestrittene Herrschaft ein von allen verwöhntes dreifarbiges Kätzchen, das sich schnell diese Stellung erobert hat, selbst dem anfänglich knurrenden Haushund Puck gegenüber, der sie totzubeißen gedachte. Ja, aber wann hätte weibliche Anmut nicht über männliche Tücke gesiegt? Auch ein getreues Ginselpärchen stellt sich stets bei jeder Mahlzeit vor der Laube ein, nur leider lebhaft an Scheffels Guanolied erinnernd:

Gesegnet ist ihre Verdauung
Und flüssig als wie ein Gedicht.

Unzerreißbar sind die Bande der Freundschaft gewoben zwischen diesen Tieren und den Schwestern und Zöglingen. Außer einigen andern schönen Lauben ruft auf der rechten Seite des Gartens eine entzückende große Geißblattlaube, an den Berg gelehnt, die Zöglinge zu vergnügten Mahlzeiten. Vor ihr breitet sich ein weiter Rasenplatz aus, der an der Seite des großen Wasch- und Wirtschaftsflügels sehr verschiedenen Zwecken dient. An den Werktagen dem unermüdlichen Bleichen und Trocknen der vielen Wäsche, die unter der sachverständigen Leitung der Wasch- und Plättlehrschwester nicht nur für den Hausgebrauch hergerichtet, sondern auch fleißig aus der Stadt



Die Bügelstube



Die Lehrküche

angenommen wird. Manche Zöglinge haben es im Waschen, Bügeln, Kräuseln und Glätten schon zu solcher Kunst gebracht, daß sie es später mal zu ihrer Lebensarbeit machen wollen und so ein nützliches, selbständiges Frauenleben sich schaffen werden. Ist Sonntags die Wäsche fortgeräumt, so ist der grüne Platz zum behaglichen Lagern, Spielen, Lesen und Handarbeiten wie geschaffen, nachmittags wird er bei schönem Wetter zu gottesdienstlichen Feiern der kleinen Gemeinde mit altarmäßigem Tisch, Kruzifix, Bibel und Bänken versehen und vom Geistlichen sowohl als der Anstalt gern benutzt.

Diese Gottesdienste sind mir in lieber Erinnerung. Aber der schönste Gebrauch wurde mit diesem natürlichen Festplatz gemacht an dem Geburtstag der Oberschwester. Rings war der Rasen mit weißen Tischtüchern belegt, um die herum sich alle Zöglinge lagerten zu festlichem Kaffee und Kuchen. An der Seite stand unter Bäumen ein großer Tisch für die Schwestern, die sich um das Geburtstagskind scharten mit den Ehrengästen. Zu ihnen gehörte vor allen Dingen der Anstaltsgeistliche mit seiner den Schwestern befreundeten Familie, einige Fürsorgerinnen, die als Vormünderinnen von Zöglingen nach ihren Mündeln sehen wollten, verschiedene andre dem Hause befreundete Gäste, vor allen Dingen war aus dem früheren lieben Wirkungskreis der Oberschwester eine nahestehende Fürsorgeschwester mit zwei besonders anhänglichen Schülerinnen angewandert gekommen, die Laute auf dem Rücken und am Arm ein selbstgeflochtenes Körbchen, in dem mit festlichem Halsband ein in der alten Heimat geborenes Kätzchen saß, das nun lustige Sprünge zu den schönen Liedern machte, die diese Gäste zum Entzücken der Zöglinge zur Laute sangen. Aber am besten gefiel mir doch, daß bunt in der Reihe alle Arbeiter saßen, die mit dem Hause zu tun hatten. Der Postbote, der tagaus, tagein eine Sorgenlast von Briefen und Paketen der Oberschwester ins Bureau schleppte, mußte sogar seine drei kleinen Kinder an die Kaffeetafel holen. Die saßen nun verzückt und sprachlos und wagten kaum ihre großen Kuchenstücke anzubeißen vor den nie gesehenen Künsten.

Denn inzwischen hatte der zweite Festteil angefangen. Auf dem grünen Platz in der Mitte löste eine Vorstellung die andre ab, Chorlieder, Einzeldeklamationen, Volksspiele, Märchenreigen, Aufführungen, alles mit Entzücken und doch einfachsten Mitteln dargeboten; die Requisiten bestanden hauptsächlich aus frischen Nachthemden, rotgestreiften Sonntagsunterröckchen, Seidenpapier und Laub und Blumen in Fülle. Fröhlich tanzten die Zöglinge barfuß auf dem Rasen. Denn viel kosten durfte das die Anstalt nicht; wie so manche deutsche Familie ist sie so arm geworden, daß sie ihren Unterhalt möglichst selbst bestreiten muß. Aber Armut schändet die Deutschen wahrlich nicht mehr. Hatte doch eine Feldschwester den lieben Sommer lang in Regen und Sonnenschein mit ihrer Gruppe kräftiger Zöglinge bei den benachbarten Anstalten und Gütern getrost gearbeitet, der es wahrlich in dem Elternhause ihrer schönen Heimat am Rhein nicht gesungen war. Morgens wurden sie mit Freuden von ihren Arbeitgebern in großen Wagen abgeholt und abends müde, aber singend, meist Feldblumen in den Händen und der Wagen mit Büschen geschmückt, wiedergebracht. Heute aber waren sie alle freudig in Feststimmung mit den andern. Ich hätte eigentlich nur Poin-

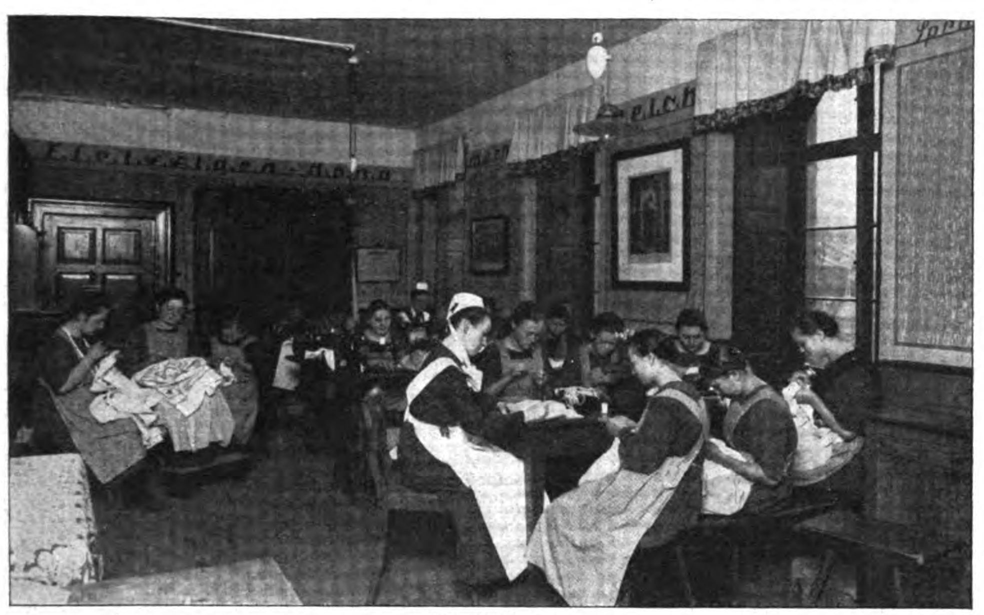
caré mit seinen Helfershelfern hierher gewünscht. Vielleicht hätte er doch gefunden: »Diese Deutschen sind nicht zu ersticken. Mögen wir ihnen die zusammengetrommelten, ‚Frei Rhein!' brüllenden Separatisten auf den Hals schicken, die Beamten verjagen, die Arbeiter brotlos machen, einen alten tapferen General ahnungslos überfallen, ihn des Diebstahls von Tassen und Kinderwagen beschuldigen — lassen wir sie in Ruhe, solange es Zeit ist.« Man hätte ihnen nun, wie andern Gästen, zierlich gehäufte und geschmückte Butterbrote und weißen, roten und braunen Pudding angeboten; aber dann hätten sie vor der Abendandacht fort gemußt. Denn beten und singen können deutsche Fürsorgeschwestern mitsamt ihren Zöglingen heute nicht mit den Franzosen. Nun sang man in der Andacht der Schwester noch ein Abendlied, und das Fest war aus.

Angefangen hatte es morgens früh schon im Hause. Da hatten die Schwestern ihrer lieben Führerin schon vor der Kammertür vierstimmig ihr Lieblingslied gesungen: »So nimm nun meine Hände ...« Dann war sie herunter ins einfach behagliche Wohnzimmer geholt worden, wo man mit Harmoniumbegleitung die Festandacht hielt und nach den Glückwünschen den vollen Geburtstagstisch bewunderte, mit seinen Blumen, bekränzten und verzierten Kuchen, vielen Briefen und einfachen Geschenken, an denen sich alle in ihrer Weise beteiligt hatten. Die Schwestern freuten sich an ihrem festlichen Kaffeeservice, um das sie sicher, sooft sie überhaupt können, sich bei der Oberschwester sammeln werden, um ein gutes Buch abends zusammen zu lesen. Die Zöglinge aller Gruppen hatten längst alle Freistunden zu kleinen Kunstwerken, Deckchen, Körben und dergleichen, verwandt, besonders mit Hilfe der Nähstube, in der das Hauptgeschenk, fein gestrickte Fenstervorhänge, die wie ein Feenschleier über den ganzen Tisch hingen, froh verfertigt war.

Und damit sind wir nun endlich im Hause selbst, aus dessen grünem Wandgerank die Blumenfenster uns schon lange so freundlich anblicken. Im ganzen Hause fällt charakteristisch der reiche Blumenschmuck auf. Unterstützt wird er, wo es irgend angeht, durch Bilder und passende Erinnerungen an den Geist des Hauses. Der redet besonders eindringlich aus dem schönen bekannten Bilde Steinhausens in dem kleinen Eßzimmer der Schwestern: »Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.« Er tritt eigentlich überall in den behaglichen Zimmern und auf den Gängen zutage: hier soll's den Menschen heimisch und behaglich werden. Es ist die Atmosphäre des durch das Walten gebildeter Frauen erzeugten Heimatglücks, die auf die Zöglinge einwirken soll; und die Wichtigkeit dieses anheimelnden täglichen Einflusses auf die Zöglinge kann man gar nicht hoch genug einschätzen, damit sie aus den inneren Nöten ihres bisherigen zuchtlos wilden Lebens dem christlich deutschen Frauenideal zurückgewonnen werden. Dieser Geist wandert mit durch das ganze Haus bis in die Kleiderkammern und Vorratsräume, die große Küche und die saubere kleine Lehrküche für die Lehrseminaristinnen, die praktisch in den ganzen Betrieb eingeführt werden sollen. Über dem allen waltet, den mächtigen Schlüsselkorb am Arm, die Hausschwester, die mit Ernst und Scherz die Ordnung streng aufrechterhält.

Nun werfen wir erst noch einen Blick ins »Beamtenviertel«, wo die Stübchen der Schwestern liegen. Jede Schwester macht sich ihr Stübchen möglichst freundlich, wie auch die Zöglinge sich ihre Schlafzellen mit Blumen und kleinen Andenken zu schmücken lieben. Heimatbehagen! Jedem Frauenherzen ein Bedürfnis, wenn es nicht hart werden und entarten soll. Nun noch einen Blick in den kapellenähnlichen Betsaal, durch dessen bunte Fenster sich das Sonnenlicht stiehlt. Von den hellen Wänden mahnen über fein gewählten Bibelsprüchen die Bilder der Stifterin und der früheren treuen Anstaltsgeistlichen ernst und freundlich: Wie verwaltet ihr unser heiliges Erbe? Und die Schwestern mögen ihnen getrost zunicken.

Dann geht's wieder hinunter in die übrigen Arbeitsräume, den wichtigen Nähsaal und den Eß- und Unterrichtssaal. Unterrichtet werden die Mädchen, die in ihrem früheren unordentlichen Leben so viel versäumt haben, in Deutsch, Rechnen, Geographie und Lebenskunde, Singen und Religion. Der Pfarrer der Anstalt und ein Lehrer teilen sich in die Arbeit mit zwei prächtigen, erfahrenen Lehrerinnen, Töchtern des früheren Anstaltsgeistlichen; der Unterricht ist sehr geschickt und anregend, und man merkt den Lehrerinnen auch an, wie ihr ganzes Herz an der Anstalt hängt. Die Lebenskunde wird von der Oberschwester und verschiedenen Schwestern gegeben. Ach, wie haben sie die so nötig! Besonders der Sonnabendnachmittag wird diesem Unterricht geweiht. Schon halb festtäglich, während drüben in der Stadt die Glocken den Sonntag einläuten, kommt die Oberschwester gern zum Kaffee unter die Mädchen, bespricht mit ihnen dann die Ereignisse der Woche, bringt wohl auch einen geeigneten Besuch mit, der ihnen von seinem Leben und seinen Erfahrungen erzählt, dann singen sie auch noch schöne Lieder, und so ist die Sonntagsstimmung eingeläutet. Im Nähsaal ist ein Hauptarbeitsfeld der Anstalt, ja, die Lehrschwester hat sogar den kühnen Plan, noch ihre Meisterinnenprüfung zu machen und damit das Recht zu erhalten, erstens tarifmäßig bezahlte Arbeit mit ihren Schülerinnen zu leisten, und zweitens selbst Meisterinnen ausbilden zu helfen. Glück auf! Unter den Mädchen ist viel Interesse und zum Teil auch rechtes Geschick. Außer den notwendigen Hausbedürfnissen werden eine Menge Bestellungen aus der Stadt erledigt, reizend sorgfältige Wäsche mit Hohlsäumen und verschiedensten Stickereien wird eifrig gearbeitet, eine Haupt-



Die Nähstube

leistung sind die Stilkleider, original in Farben und Formen und neuen Verzierungen erdacht, und dann die schönen kunstvollen Strickereien.

So waren die Künstlerinnen denn letzten Herbst auf den Plan gekommen, einen Basar zu errichten, um ihre Arbeit in der Stadt bekannter zu machen und ihren Freunden vorzuführen. Er ist trefflich gelungen. Der große Plättsaal wurde ausgeräumt, aus Teppichen, Sofas und Sesseln wurden gemütliche Eckchen zum Plaudern eingerichtet, die Küche hatte eine große Tafel zierlich angerichtet mit belegten Broten, Salaten, Gelees und allerhand schönen Sachen, die hier zu verkaufen waren; eifrig glühende Zöglinge liefen in weißen Schürzen umher und boten Schokolade, Kaffee, Tee und Bouillon an, und dann konnten die immer dichter drängenden Gäste sich die schönen ausgestellten Arbeiten in Ruhe ansehen und bestellen. Es war eine große Freude und auch rechter Erfolg, was ja der Kasse der Anstalt zu wünschen war. Daß alles mit Zweigen und Blumen aufs freundlichste ausgeschmückt war, ist natürlich, ist Frauenart.

Eilen wir nun noch einmal durch ein Wäldchen schöner Bäume auf Zickzackwegen und Treppen hin »auf die Höhe«. Dort scheint sich eine zweite Fürsorgeanstalt aufzutun. Umgeben von Gemüse- und Blumenbeeten, erhebt sich in der Sonne ein hübsches Wohnhaus, dessen Vorderseite von hellen Veranden umrahmt wird, auf denen fleißige Mädchen eifrig an ihren Arbeiten sitzen. Ja wahrlich, diese Mädchen haben Sonne, besonders die Sonne geduldiger, unermüdlicher Liebe nötig; denn hier hausen die Zöglinge, die wegen der Gefahr körperlicher und geistiger Ansteckung von den andern möglichst isoliert werden müssen. Doch werden sie zu den Gottesdiensten, zu allen kleinen Festen und andern Gelegenheiten herangeholt und fühlen sich als Familiengruppe unter einer mütterlich milden älteren Schwester und ihrer klugen, gleichgesinnten Gehilfin wohl ebenso wohl und behaglich wie die Bewohner des Haupthauses.

So arbeitet auch unsre Fürsorgeanstalt mit Hingebung an der Rettung deutscher Frauen, und es ist schon vorgekommen, daß tüchtige Männer sich hier ihre Hausfrauen holen. Wie mögen die hernach als glückliche Mütter mit der Arbeit unter ihren Kindern sitzen und von ihrem lieben Heim erzählen! Und abends kommt der Mann nach Hause, zieht den Arbeitskittel aus, setzt sich mit der kurzen Pfeife in den Kreis und bewundert seine erfahrene Hausfrau.

Die Schwestern aber streben unermüdlich mit ihren ärztlichen und geistlichen Freunden um die Wette nach tieferen Einblicken in diese dunklen psychologischen und psychiatrischen Gebiete; sie reisen auch wohl mit ihren Oberinnen auf die Fürsorgetagungen und helfen dort mit kluger Frauenerfahrung die ernsten Rätsel durchforschen. Denn unserm Volke soll geholfen werden, und deshalb muß männliche und weibliche Wesensart harmonisch zusammenwirken. Gott segne dies Streben und gebe ihm vollen Erfolg im Dienste unsers Vaterlandes!

# Dramatische Rundschau

## Von Friedrich Düsel

Die drei großen dramatischen Br — Der Kleistpreis für Ernst Barlach — Drei Staffelwerke der dramatischen Weltliteratur: Kalidasas »Sakuntala«, Marlowes »Eduard 2.«, Molières »Eingebildeter Kranke« — Hans Müller: Der Tokaier — Adolf Paul: Sie läßt sich nicht verkaufen — Französisches — Das Schicksal des Dramatischen Theaters und der Goet.,ebühne — Das Theater im Fegefeuer

Die Geschäftswelt spricht von C- und D-Banken, warum sollte die Theaterwelt, die sich ihr von Tag zu Tag verwandter fühlt, nicht von B-Dramatikern reden? Oder besser noch, da für sie das dramatische Zungen-r Wert hat, von Br-Dramatikern. War das nicht wie ein Zeichen des Himmels oder doch des Sprachgeistes, als man eines Tages gewahr wurde, daß drei gleich junge, gleich hoffnungsvolle Dramatiker da waren, deren Namen mit demselben Doppellaut beginnen, wie so viele stürmische und gewalttätige Tätigkeitsworte unsrer Sprache: Brecht, Bronnen und Brust!? Auch innerlich glaubte man bald etwas Verwandtes an ihnen zu entdecken. Brechts »Trommeln in der Nacht«, Brusts »Wölfe« und »Singender Fisch«, Bronnens »Vatermord« und »Anarchie in Sillian« — so verschieden sie in ihren Stoffen, Konflikten und Problemen sein mochten, alle diese Dramen hatten etwas Gewaltsames und Aufrührerisches, etwas Brandendes, Brennendes und Brunstendes und suchten dem Expressionismus in leidenschaftlichen Umarmungen neue unerhörte Wirkungen abzuringen. Genug, das Dreigestirn schien in steiler Bahn emporzusteigen. Denn so umstritten der Erfolg jener Erstlingsdramen auch sein mochte, dem Eindruck des Neuen, Ungewöhnlichen und Aufrüttelnden konnten sich auch die Zweifelmütigen nicht entziehen, des Kommenden waren auch sie mit Spannung gewärtig. Da kam die Spielzeit 1924/25, mit ihr von jedem der drei Dramatiker ein neues Werk, und auf einmal schien es, als seien die drei Sterne ebenso jäh erloschen, wie sie entflammt waren. Brecht holte sich, trotz einer darstellerischen Glanzleistung Kortners, mit seinem wirren und wüsten Versuch eines exotischen Rassedramas (»Dickicht«) einen ebenso unzweideutigen Mißerfolg wie Brust mit seiner ins symbolhaft Leere verschwimmenden Trilogie »Tolkening«, zu der die »Wölfe« nur den Auftakt bildeten, und Bronnen, vor Berlin durch die kühle Aufnahme der »Anarchie« gewarnt, erntete in Frankfurt a. M. mit seiner »Katalaunischen Schlacht«, einem ins Grotesk-Kinohafte ausschweifenden Kriegsdrama, eine Ablehnung, deren Grimm sich fast zu einer Gesamtabsage an die jüngstdeutsche Dramatik auswuchs. Es muß hart hergegangen sein im Frankfurter Schauspielhaus, nicht nur im Zuschauerraum bei Publikum und Kritik. Das Werk scheint seinen Titel nicht mit Unrecht zu führen: wie Anno 451 auf den Katalaunischen Feldern nach der Schlacht zwischen Aëtius und Attila, so setzt sich auch hier der Kampf der »Geister« noch in den Lüften fort. Darob mag es dem verantwortlichen Theaterleiter doch etwas heiß geworden sein, und so plädiert er nun in der Öffentlichkeit für Güte und förderndes Wohlwollen bei der Kritik der jetzigen Dramatikergeneration, damit er seiner Aufgabe, ihr Wegbereiter zu sein, treu bleiben könne und statt der Leichen, die die Walstatt bedecken, Mut und Hoffnung gesät werde. Ein Wort, wenn auch etwas schwächlich auf diesem Posten, so doch voll Menschlichkeit und Wärme, das deshalb nicht ungehört bleiben soll! Nur müßten auch die jungen Dramatiker so gütig sein, ihr Ohr hinfort ein wenig mehr der Kritik zu öffnen, der Kritik der Zünftigen wie der Laienkritik des Volkes.



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Aus Bert Brechts Drama »Eduard 2.«: Erwin Faber in der Titelrolle (Staatstheater in Berlin)

Denn diese beiden sonst feindlichen Brüder haben sich in letzter Zeit oft in vielsagender Übereinstimmung befunden. Ihnen beiden wird es allgemach etwas zu viel der Vorschußlorbeeren, die von ihnen immer wieder gefordert werden; sie beide haben die unbelehrbaren Herausforderungen satt, die das junge Dramatikergeschlecht ihnen Spielzeit für Spielzeit ins Gesicht schleudert; sie beide sind mittlerweile einig geworden in der Überzeugung, daß unser junges Dichtergeschlecht mehr aus dem Leben für das Leben geben müßte, wenn seine geistigen Führeransprüche nicht vollends in eitle Anmaßung ausarten sollen.

Nicht selten geschieht es, daß mit den Brecht, Bronnen und Brust dem vermeintlichen Stabreim zuliebe noch ein vierter Dramatiker im selben Atem genannt wird: Ernst Barlach, der Bildhauer, dessen monumentale, geist- und gefühlsstarke Holzplastiken neuerdings fast in Gefahr geraten, von dem Ruhm seiner dramatischen Dichtungen überschattet zu werden. Doch der Stabreim ist falsch, und der Versuch der Zusammenkoppelung ist noch verfehlter. Barlach, heute ein Mann von 55 Jahren, gehört einer andern Generation, einer andern Erlebnisstufe und einer andern Charakterschicht an als jene Dreißigjährigen. Was sie sich und ihrer Zeit mit Mühe und Qual, oft im Krampf der Verzerrung abgetrotzt haben, das ist bei ihm aus innerstem Erleben erwachsen und vom eisernen Zwang des Schaffenmüssens zu einem Charakter geprägt worden, der seine Gesetze in sich selber hat. Schon das scheidet ihn, den Träger des diesjährigen Kleistpreises, von den Epigonen des Expressionismus, daß er *ist*, was sie nur sein möchten. Mit scharfem, unbeirrbarem Blick hat diesen Unterschied auch Prof. Fritz Strich erkannt, der Vertrauensmann der Kleiststiftung für 1924, als es galt, den Preisträger des Jahres zu wählen und diese Wahl — ein wenig *gegen* die Satzungen, die auf die »jungen, noch um Durchsetzung und Existenz Ringenden« gemünzt sind — zu rechtfertigen. »Ernst Barlach allein«, schreibt Strich in seiner Urteilsbegründung, »scheint mir, die Jüngeren überragend, würdig, mit dem großen Namen Kleists in Beziehung gesetzt zu werden. Dem Geiste nach ist er der Jüngste, weil der Zukunftreichste. Ein Weg von großartiger und unbeirrter Konsequenz führte ihn von den Echten Sedemunds, dem Armen Vetter und dem Toten Tag zum Findling und endlich zu der Sintflut. Die in den Anfängen noch allzu allegorische Formung weicht mehr und mehr einer wahrhaft mythischen Gestaltung, das plastische Genie meistert mehr und mehr den geistigen Gehalt. Was ihn jedoch besonders über die andern erhebt, ist der gewaltige Ernst, mit dem er an seine Aufgabe tritt, und daß die Tragik in seinen Dramen aus einem ganz neutralen Erlebnis kommt und sich in diesem wiederum die ganze Tragik unsrer Zeit zu überzeitlicher Gültigkeit zusammenfaßt. Dies kann nur einer wahrhaft visionären, dichterischen Schau gelingen ...« Ich weiß nicht, ob dies Urteil die »Güte« hat, die der Frankfurter Intendant von der Kritik für die jungen und jüngsten Dramatiker fordert, aber an allgemeiner Klärung und damit auch an Förderung des Echten, Tüchtigen und Zukunftsvollen fehlt es ihm gewiß nicht; auch die Übergangenen, wenn sie zur Selbstkritik zu bekehren sind, können von ihm lernen.


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Max Pallenberg in Molières Komödie »Der eingebildete Kranke« (Theater »Die Komödie« in Berlin)

Die Berliner Bühnen, reich an Regietalenten, noch reicher an Spielbegabungen, nach wie vor dagegen arm, unsäglich arm an führenden geistigen Persönlichkeiten, haben auch in den letzten Monaten des abgelaufenen Kalenderjahres allzu sehr am schalen Zeuge geklebt oder sich mit dem Wiederkäuen des früher einmal Erprobten begnügt. Selbst die Aufführungen, die drei dichterisch hervorstechenden Staffelwerken der dramatischen Weltliteratur galten, vermieden neue Pfade. Denn sowohl für Kalidasas liebliche Legende »Sakuntala« wie für Christopher Marlowes »Eduard 2.«,


Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Hans Müllers Schauspiel »Der Tokaier«: Carola Toelle und Kurt Vespermann (Theater in der Königgrätzer Straße)

den wilden Vorläufer der Shakespearischen Königsdramen, macht es im Grunde wenig aus, daß eine neue Übersetzung oder Bearbeitung herangezogen wurde, und Molières »Eingebildeter Kranke« ist uns vor Jahren schon in Max Pallenbergs origineller und doch klassischer Verkörperung begegnet.

Ein Verdienst der Volksbühne bleibt es trotzdem, daß sie — ohne schwächliche Rücksicht auf die dort in letzter Zeit öfter hervorgekehrten sozialen Tendenzen — das 1400 Jahre alte indische Schauspiel wieder hervorgeholt hat, und auch Rolf Lauckner verdient Lob dafür, daß seine neue Übertragung der Sakuntala (Berlin, Volksbühnen-Verlag) bei aller philologischen Treue durch eine herzhafte Belebung ihres oft etwas zögernden Blutumlaufs dem Gefühl unsrer Zeit entgegenzukommen weiß. Die Probe, die dieses anmutvollste und zarteste Drama der Weltliteratur zu bestehen hat, oder besser: die Probe, die unsre Bühne vor ihm bestehen muß, liegt vorgezeichnet in den unsterblichen Versen, mit denen Goethe seinen aus der Forsterschen Übersetzung von 1791 empfangenen Eindruck wiedergab: Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres / Will ich, was reizt und entzückt, will ich, was sättigt und nährt, / Will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen, / Nenn ich, Sakuntala, dich, und so ist alles gesagt ... Diese Probe hat die Aufführung der Volksbühne bestanden, obgleich sie neben dem trefflichen Darsteller des Königs (Adolf Manz) nur eine unzulängliche Sakuntala hatte. Ja, in der Kern- und Herzszene der Dichtung, dem Abschied des dem König verlobten kleinen Büßermädchens aus dem Frieden, der Liebeshut und Unschuld der Kindheit, ist es der Sprachkunst des Übersetzers und der andächtigen Hingabe der Spielleitung (Paul Henckels) sogar gelungen, den ewigen, unverwelklichen Schicksalsgehalt von Verbundensein und Trennung, von Entfremdung und Wiederfinden so pflanzenhaft rein und schön hervorkeimen zu lassen, daß Tränen der Ergriffenheit das Tat wam asi (Das bist du) dieser Menschheitsdichtung bezeugten.

Marlowes »Eduard 2.« haben wir erst vor Jahresfrist im Dramatischen Theater in Heymels Übersetzung erdulden müssen. So darf man bei einem Werke wohl sagen, das trieft von Mord, Blut, Grausamkeit und Widernatürlichkeiten, ohne die tragische Größe zu gewinnen, die Marlowes königlicher Erbe Shakespeare in seinen Königshistorien erklimmt. In der höchst kühnen und eigenmächtigen Bearbeitung Brechts, die sich das Staatstheater erkoren hat, ist aus dem Sturm- und Drang-Drama der englischen Vorklassik eine Balladenkette geworden, die wohl dämonischen Stimmungsgehalt, aber kaum noch dramatischen Zusammenhalt und tragische Entwicklung hat. Was schon im Original Wildwuchs ist, hat Brechts Hand, aller künstlerischen Zucht, Ordnung und Gliederung abhold, vollends zum unentwirrbbaren Büschel verschlungen. Um so leichter hat es — mit Darstellern wie Werner Krauß, Agnes Straub und Erwin Faber (König) — ein Spielleiter von der Einfühlungsgabe, Erfindungskraft und Phantasiefülle Jürgen Fehlings, hier zu triumphieren. Prachtvoll, wie er Licht und Dunkel, Farbe und Klang, Ton und Tönung kommandiert, wie er aus der mittelalterlichen Dämmerung den Feueratem der Leidenschaften, den Mord- und Brunstgeruch dieser wilden Zeit aufsteigen läßt, da die Großen gegen ihren entarteten, in den Umarmungen eines »Freundes« entnervten König rebellieren, da die Megäre von Königin sich mit seinem wütendsten Feinde paart, da die Köpfe zu Dutzenden in den Sand rollen, da der König bis zum Irrsinn gepeinigt und endlich vor unsern Augen auf einem Tisch erstickt wird — bis der Kronprinz, ein Kind noch, aber der Künder einer lichteren Zeit, diesen unmenschlichen Greueln ein menschliches Ziel setzt.

Zählt man das Alter dieser drei Werke, des indischen, des englischen und des französischen, zusammen, so kommt man auf rund 2000 Jahre. Ehrfurcht vor dem Ergrauten ist schön auch in der Kunst, aber die beste aller Huldigungen bleibt doch die eigne Gabe. Zwei dürftige Komödien, beide noch dazu aus Nachbarländern, war alles, was das scheidende Jahr in seinen letzten Wochen an Neuem zu geben hatte.

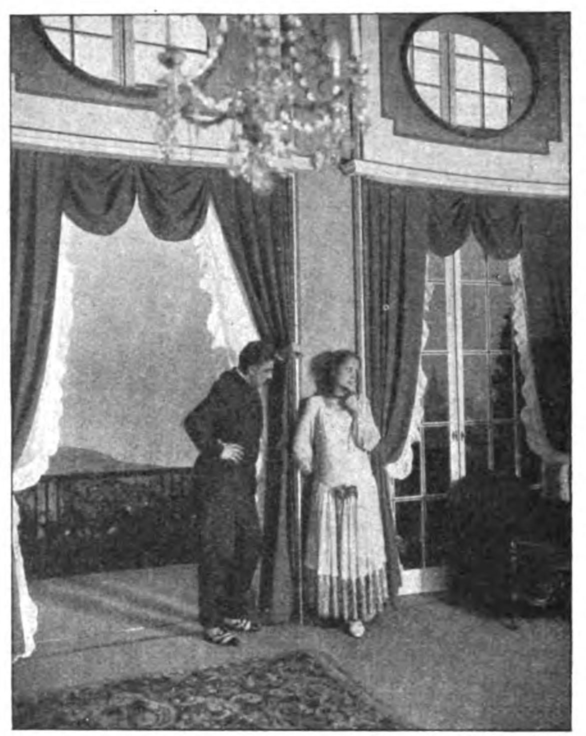
Hans Müller, der behende Wiener, ist mit seinem neusten Stück aus der Sternenwelt, wohin sich sein Galilei verstiegen hatte, wieder auf die Mutter Erde zurückgekehrt. Nicht gerade in die Weinberge, wie der Titel »Tokaier« vielleicht vermuten läßt. Mit geistigen Getränken hat dies Kulissenstück nicht viel zu schaffen. Die Flasche Ruster Ausbruch, von der in den drei Akten so viel die Rede, ist nur eine Finte, wie so vieles in dieser Komödie. Es wird ausgesprengt — mein Gott, irgend etwas muß man den Interviewern doch aufbinden —, daß der Herr Kammersänger vor jedem Auftreten ein Glas Tokaier genehmigen müsse, um in Stimmung zu kommen und bei Stimme zu bleiben. In Wahrheit ist dieser Tokaier seine Frau, sein über alles und ohne jede Konkurrenz geliebtes Agathchen, was für einen Tenor doch was heißen will. Wenn Agathchen nicht um ihn ist, bevor der Vorhang aufgeht, fällt Beppo Lutz — so bildet er sich ein — unweigerlich von der Tonleiter. Alles wäre gut und schön, und wir würden Zeugen eines unerhörten Theaterwunders, einer »restlos« glücklichen Künstlerehe, wenn da nicht so ein verflixter Valutaschieber herumscharwenzelte, der dem Frauchen den Floh der gekränkten Menschenwürde ins Ohr setzt: Du bist ihm nur ein Ding, ein Reizmittel, ein Glas Tokaier, die wahre Liebe findest du nur bei mir! Das Dummerchen läßt sich wirklich überreden, Beppo vor einem besonders wichtigen und gefährlichen Auftreten im Stich zu lassen. Darob vulkanischer Zornausbruch und tragische Bajazzoverzweiflung beim Herrn Tenor, Abschiednehmen und Reisevorbereitungen bei Agathen. Als aber Beppo ihr vorspiegelt, er habe, von ihr verlassen, beim hohen B gekickst, sei ausgepfiffen worden, schlägt das Blättchen sofort wieder um. Nun, da's etwas zu trösten, zu pflegen, zu betreuen gibt, ist die alte Liebe flugs wieder da. Der Valutaschieber wird abgeschoben; in den Armen liegen sich Beppo und Agathe. Und das bleibt auch so, als sich herausstellt, daß das mit dem Kicksen ebenso gut Finte war wie das mit der Untreue. So ein Weibchen will eben etwas zu hätscheln haben; ist's kein Baby, sei's derweil ein Mann. Das hat der Beppo richtig herausbekommen, und da sage noch einer: dumm wie ein Tenor! ... Ob Siebel in Auerbachs Keller, der durchaus »ein Glas vom echten Süßen« haben will, diesen Tokaier goutiert hätte, weiß ich nicht. Wohlbekömmlich mag die Marke Müller sein — Charakter und Gehalt hat sie so wenig wie seine sonstigen Kreszenzen. Er kann so und kann so, sein Becher streift immer nur die Oberfläche. Dies Stück z. B. könnte bis zuletzt ebenso gut tragisch wie brav bürgerlich lustspielmäßig ausgehen. Aber es hat Theaterblut im Leibe, und wenn Emil Jannings mit seiner bärenhaften Tolpatschigkeit, hinter der so viel gute Laune und Menschenkenntnis steckt, den Tenor, Carola Toelle, von seinen Propellern mit emporgetragen, das durch Schwachheit siegende Frauchen spielt und dazu noch ein scharmanter Elegant wie Kurt Vespermann den Verführer, so hat das Theater an der Königgrätzer Straße für ein paar Wochen volle Häuser.

Ganz so lange wird der Erfolg, der im Trianontheater Adolf Pauls dreiaktiger Komödie »Sie läßt sich nicht verkaufen« beschieden war, nicht vorhalten, obgleich dieser seit Jahrzehnten bei uns eingebürgerte Schwede hier redlich mit den Franzosen wetteifert. Originell mag der Einfall sein, daß sich, wie auf ein Grundstück oder eine Liegenschaft, auch auf eine von Ehemann zu Ehe-



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Käthe Dorsch als Zaza in dem gleichnamigen Schauspiel von Simon-Berton (Deutsches Künstlertheater in Berlin)



Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Szenenbild aus Paul Géraldys Komödie »Aimée«: Walter Janßen und Helene Thimig (Theater »Die Komödie« in Berlin)

mann wandernde Frau eine Hypothek aufnehmen lasse, ritterlich ist er so wenig wie die Vorlesung aus dem Mädchentagebuch der hypothekarisch Belasteten, die der Dritte vor den beiden andern veranstaltet, und aus der Lulus schon im Stande der Unschuld vorgenommenen recht gewagten Herzenstransaktionen hervorgehen. Aber das Stückchen hat einen leidlichen Dialog, hat eine gewisse Anmut der Szenenführung und einen für diese Art Ehekomödie nicht gerade alltäglichen Geschmacksstand, der hier und da sogar Anstrengungen macht, ins Geistige emporzuklettern.

Alles übrige, was uns die leichtgeschürzte Muse bescherte, kam aus Frankreich und war irgendeiner Schauspielerin zuliebe importiert oder aus alten Truhen wieder hervorgekramt. So spielt Käthe Dorsch, eine Natur und ein Temperament, wie auch die Franzosen sie nicht rassiger haben können, die Réjane-Rolle der Zaza in dem Simon-Bertonschen Boulevard-Reißer aus dem vorigen Jahrhundert, Helene Thimig die zarte, fast deutsch-sentimentale Aimée in Paul Géraldys bürgerlich rechtschaffener Ehekomödie, Käthe Haack die Tändelrolle in Val-André Jager-Schmidts »Charly«, und für Maria Orska hat der liebenswürdige Louis Verneuil sogar ein ganzes Stück geschrieben, die »Kusine aus Warschau«, dessen Titelrolle die der Kunst nach langer Krankheit glücklich Wiedergeschenkte, wäre es nach Verfassers und Divas Willen gegangen, sogar in Paris statt in Wien und bald hernach im Berliner Komödienhaus kreiert haben würde. Aber im letzten Augenblick erfuhr man an der Seine, daß die actrice de Varsovie eine verehelichte Bleichroeder ist, und erinnerte sich, daß so der Bankier Bismarcks hieß — da komplimentierte man sie zum Lande hinaus, und in dem Stück, an dem sie sogar literarische Mitarbeiterrechte zu haben behauptet, spielte eine andre. Sarah Bernhardt würde einen solchen Affront nie vergessen haben ...

Zwei der neuen Berliner Theatergründungen dieses Jahres liegen nun schon auf der Strecke. Das Dramatische Theater, einmal ins Labyrinth des Artistischen und Snobistischen geraten, konnte auch vom Bühnenvolksbund und seinen Getreuen nicht mehr gerettet werden. Der Goethebühne erging es nicht besser. »Die natürliche Tochter« ließ man sich als Eröffnungshuldigung für den hohen Namenspatron gefallen; Maximilian Klingers »Sturm und Drang«, das war des Akademischen zuviel. Am Ende soll ein lebendiges Theater doch etwas andres sein als ein germanistisches Seminar.

Was aber? Läßt sich das heute, in diesem qualvollen Durch- und Gegeneinander des Wollens und Werdens mit einem Worte sagen? Nur das wissen wir, daß wir, um zur Läuterung zu gelangen, durch dies Purgatorium hindurchmüssen, und daß wir die Dauer dieses Zwischenzustandes mit künstlichen Mitteln schwerlich verkürzen können. Die Heilung und Besserung muß von innen kommen. Aus dem Gesamtleben des Volkes. In diesem Gedanken gipfelt auch die (trotz ihrer entsetzlich vielen Druckfehler) lesenswerte Schrift von Joseph Papesch: »Das Fegefeuer des deutschen Theaters« (Dessau, Karl Rauch), die Schrift »eines wissenden Laien für beflissene Laien«. Denn in nichts spiegeln sich nach der Überzeugung des Verfassers das geistige Kraftvermögen und der seelische Zustand eines Volkes deutlicher wider als in der Art seines Theaters, aber gerade darum kann auch das Theater nicht vor dem Volke und ohne das Volk genesen. »Das Theater ist der Spiegel, das Volk das Antlitz. Macht das Antlitz rotbäckig und gesund, bestimmt und klar, und der Spiegel wird euch schon wieder freuen.«

# Literarische Rundschau

## Jahrbücher, Almanache und Kalender

Die Zeit selbst kennt weder Pausen noch Einschnitte, aber der Mensch braucht sie, um sich der Zeit bewußt zu werden und Gegenwärtiges an Vergangenem zu messen. Wallensteins Wort: »Das Jahr übt eine heiligende Kraft« zielt nicht bloß auf das Gefestigte und Eingewurzelte, das anzutasten nur der Große und Reine wagen darf; es gilt auch für den Wechsel des sinkenden und steigenden Lichtes, und keiner von uns, er sei alt oder jung, vermag sich dem geheimnisvollen Zauber dieses Wechsels zu entziehen. An diesen Wechsel vor allem, an dieses Alt- und Wiederjungwerden der Welt klammert sich unser Fortschrittsglaube: »Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.« Darum liegt um die Jahrbücher und Kalender eine Art von magischem Strahlenkranz, als sei es ihnen gegeben, das Zeitliche aus dem Vergänglichen zu lösen, es über den Alltag zu erheben; und solange es Bücher gibt, immer, wenn auch in den wechselndsten Formen, sind diese Zeitbücher auf dem Plan. Jetzt besonders rege, sieht doch das Jahr 1925 ihrer so viele wie kaum eins zuvor. Ein paar davon wollen wir aus der erdrückenden Masse herauszuheben versuchen.

Seit Jahren schon haben wir ein niederdeutsches Jahrbuch, ein norddeutsches jetzt zum erstenmal, und diese Betonung scheint anzudeuten, daß die norddeutsche Kunst- und Literaturbewegung aus den Fesseln der niederdeutschen Heimatkunst herausmöchte, um entschlossener als bisher das Schicksalgeprägte ihrer Eigenart zu suchen. »Die Schatzkammer« nennt sich dies über 400 Seiten starke Jahrbuch (Bremen, Schünemann), und der Herausgeber Wilhelm Scharrelmann bezeichnet als sein Ziel den Versuch, eine Brücke zu schlagen zwischen dem schöpferischen und dem empfangenden norddeutschen Menschen unsrer Tage. »Der norddeutsche Mensch«: das ist ihm der Mensch der Gotik, des Grübelns und der ewig ungestillten Sehnsucht, der religiösen, aber herb verschlossenen Inbrunst, des Mystischen und nie ganz Entspannten. So hat dies Jahrbuch mit seinen Proben aus norddeutscher Dichtung, Denkungs- und Betrachtungsart, aus norddeutscher Kunst und Kultur ein von dem bisher in diesem Kreise Geläufigen stark abweichendes Gepräge erhalten: ein verantwortungsbewußter Ernst sucht überall durch die Oberfläche in die Tiefe zu bringen. Werner Mahrholz gibt eine grundlegende Studie über den norddeutschen Menschen, die sein Wesen aus Dichter- und Künstlerzeugnissen zu lesen sucht, Karl Roettger eine seiner innig-tiefsinnigen Legenden, Gustav Pauli ein Lebens- und Schaffensbild des Hamburger Malers Olbach (mit Abbild.), Hans Ralfs eine Charakteristik des Bildhauers und Dramatikers Ernst Barlach, Ludwig Bäte eine Geschichte aus dem Göttinger Hainbund, John Eimers einen farbig illustrierten Aufsatz über norddeutsche Fayencen des 18. Jahrhunderts — und das sind nur wenige aus der Fülle der Gaben. Vergessen wollen wir nicht die dankenswerten Literaturübersichten.

Bei Karl Wachholtz in Neumünster erscheint seit einiger Zeit »Die Truhe«, ein literarisches Jahrbuch für Schleswig-Holstein, herausgegeben von Christian Tränckner. Der uns vorliegende dritte Band (1925) ist an Beiträgen besonders reich und mannigfaltig: Aufsätze und Proben aus der heimischen Volks- und Stildichtung, aus dem nordischen Volks- und Heldenlied, Erinnerungen aus vergangenen Tagen, darunter Stücke von Charlotte Niese und Berthold Litzmann sowie ein schönes Gedicht von Ivo Kruse auf Timm Kröger, ferner Gedichte, Studien und Prosastücke aus der neuen und neuesten schleswigholsteinischen Literatur, der schließlich auch noch eine Bücherübersicht gewidmet ist.

Recht bescheiden neben diesen gewichtigen Bänden nimmt sich das Heimatglocken-Jahrbuch 1925 aus (5. Jahrgang; Heimatglockenverlag Schmidthausen, Bad Sulza), herausgegeben von Pfarrer Kalbe und anscheinend auch von ihm allein geschrieben. Aber seine das Jahr begleitenden religiösen Betrachtungen haben Kraft und Leben, und die Versöhnung zwischen Deutschtum und Christentum, die wie Glockenklang durch diese Blätter geht, hält alle Weichlichkeit fern. Farbige Bilder von Georg Kötschau und Noten des Oratoriumdichters Bruno Leipold sorgen für wohltuende Belebung.

Aus Wien (Literaria-Verlag) kommt der Künstlerhilfe-Almanach der Literaria zu uns, eine Sammlung dichterischer und künstlerischer Beiträge unsrer österreichischen Brüder. Er macht Bettelmusik, ja — aber nicht für die, die zu ihm beigesteuert haben, sondern für die notleidende Schriftsteller- und Künstlerwelt Deutschlands. Er hält den Hut auf, aber er gibt auch, und wer diesen Almanach kauft, in den sich die glänzendsten Namen aus der zeitgenössischen Geisteselite Österreichs eingetragen haben, macht mit seinen paar Reichsmark einen guten Tausch, denn es stehen viele hübsche Novellen, Skizzen, Gedichte, Aphorismen, Betrachtungen und Aufsätze darin, auch von Gästen aus fremden Kulturen, wie Romain Rolland, Bernard Shaw, John Galsworthy, Upton Sinclair, Henri Barbusse, Paul Claudel, und Zeichner, Maler und Bildhauer, Gustinus Ambrosi, Edm. Hellmer, Erwin Lang, Alois Kolb, Anton Hanack u. a., haben Bildnisse, Studien, Skizzen und Plastiken beigesteuert.

Dann sind da drei Verlagsalmanache.

Sie machen zwar beileibe keine Bettel-, aber doch Werbemusik. Denn alle Lieder, die sie spielen, mögen sie auch noch so gedämpft von der Walze kommen, haben denselben Refrain: »Lieber Leser, laß dir raten, kauf von meinen Büchersaaten!« Nun, da sehe jeder selbst zu, ob er das Rechte finde. Aber wenn Verlagsreklame so anständig, so produktiv gemacht wird wie in S. Fischers Almanach 1925, wo Autoren wie Hauptmann, Schnitzler, Hofmannsthal, Herm. Hesse, Thomas Mann, Gabriele Reuter und noch manch andrer aus eben erschienenen oder noch bevorstehenden Werken zum besten geben, so darf man den jesuitischen Wahlspruch wohl mal umdrehen: hier heiligen die Mittel den Zweck, und ehe man sich aus dem »Verzeichnis der lieferbaren Werke« etwas aussucht, ist es manchmal ganz gut, wenn man sich in der Verlagsautorengalerie das Bildnis des Verfassers dazu ansieht. — Der Leipziger Insel-Verlag, der am 15. Oktober v. J. sein 25jähriges Jubiläum hat feiern können, läßt auch in seinem diesjährigen Almanach wieder den feinen und sicheren Geschmack walten, der all seine Bücher auszeichnet. So bunt die dort zusammengetragenen Beiträge zunächst scheinen, bald spürt man die ordnende, abstimmende Hand und hört die gewählte Melodie, die die Töne bindet. Man kann dies hübsche, mit allerlei Abbildungen aus Kunst, Geschichte und Leben geschmückte Bändchen von Anfang bis zu Ende lesen, und fühlt sich nicht etwa von launischen Strömungen hin und her gerissen, sondern wie von einem ruhigen Flusse getragen, der durch eine freundlich-bunte Landschaft mit lockenden Ufern führt, bei denen man sich dann notiert: Hier mußt du bei Muße einmal zu längerem Verweilen einkehren. Etwa, wenn Max Friedländer Beethovens Lieder an die ferne Geliebte bespricht, Petersen Eckermanns künstlerische Sendung prüft, Kippenberg von Goethes Weimarer Ahnen berichtet. — An Fülle, Inhalt, Mannigfaltigkeit und — Originalität werden diese beiden Almanache übertroffen von dem des Verlages Grethlein & Ko. in Leipzig. Auch dieser Verlag hatte im vergangenen Herbst sein 25jähriges Jubiläum. Aus einem Sport- ist er bald zu einem Unterhaltungsliteratur-Verlag geworden, gekennzeichnet durch die Namen Walther Bloem, Paul Grabein, Georg Engel, Doris Wittner, Jakob Boßhardt u. a. Diese Hausdichter treten natürlich auch in der Festschrift auf, mit Erinnerungen, Selbstcharakteristiken oder Selbstkritiken, aber das Kennzeichnende dieses fünftehalbhundert Seiten starken und reich illustrierten Bandes sind doch die eigens dafür geschriebenen Beiträge, die aus dem Begriff des Gedenkjahres die Verpflichtung zu literarischen Übersichten herleiten. So schreibt einer über die gegenwärtige literarische Lage, ein andrer über den Schweizerroman der jüngsten Generation, ein dritter über die Ziele unsrer Bühne, ein vierter über den Entwicklungsroman, ein fünfter über Tierdichtung und was sich sonst mit der Verlagstätigkeit in Beziehung setzen läßt. Bloem läßt sich über vaterländische Dichtung hören und hält damit »Gerichtstag über sich selbst«, wie Ibsen sagen würde; Hohlbaum entwirft Bloems literarisches Bildnis; Boßhardt erzählt aus seinem Leben; Federer steuert eine Legende aus der Gegenwart bei — und so könnte man noch eine ganze Weile fortfahren, ohne den Inhalt im entferntesten zu erschöpfen.

Der diesjährige Goethekalender, offenbar eine Lieblingsarbeit des seine Muße mit Würde erfüllenden Leipziger Goethebiographen Karl Heinemann, ist in der gewohnten Anlage und Ausstattung, aber wieder mit einer neuen Note erschienen (in der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig). Diesmal gibt ihm die Erinnerung an die Weimarer Gedenktage des Jahres 1825 das Gepräge: damals, am 7. November, jährte sich zum fünfzigstenmal der Tag, der den 26jährigen Goethe nach Weimar gebracht hatte, und — zwei Monate vorher — der des Regierungsantritts Karl Augusts; damals wurde das Schauspielhaus in Weimar gebaut; damals gehörte Schiller seit zwanzig Jahren der Unsterblichkeit an. Das ruft allerlei Gedenkaufsätze mit historischen Bildern herbei, die aber schwerlich wertvoller sind als die Übersicht des Herausgebers über die wichtige Goetheliteratur des Jahres.

Die Landschafts- und Heimatkalender dürfen im allgemeinen der provinzialen Würdigung überlassen werden: je bodenständiger sie sind, desto besser, aber das kann nur der Heimatgenosse recht beurteilen. Doch es gibt noch ein Erkennungszeichen ihrer Vortrefflichkeit: das ist ihre Volkstümlichkeit, die Wärme, Schlichtheit und Echtheit ihres Tones. Deshalb sollen zwei der Art auch hier als Muster rühmlich genannt werden: der Mainbote von Oberfranken (Lichtenfels, H. O. Schulze), ein Heimatkalender für den Obermain, den Frankenwald, das bayrische Vogtland, das Fichtelgebirge, den Jura, das untere Regnitzgebiet und das Koburger Land, und der von Hans Reyhing in Ulm im Auftrage des Vereins zur Förderung der Volksbildung herausgegebene Schwäbische Heimatkalender, der in der Auswahl der Bilder (von Felix Hollenberg, Martha Welsch, Otto Ubbelohde u. a.) und in den Geschichten, Anekdoten, Gedichten, Schwänken und Betrachtungen etwas der Volkskunst eines Hebel Ebenbürtiges leistet.

Dann die Abreißkalender — ein schauderhafter Name für eine hübsche, verdienstliche Sache. An ihrer Spitze marschiert noch immer der von Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf betreute und verlegte, der jetzt schon den 17. Jahrgang zählt: Kunst und Leben. Jeder Sonntag hat da sein graphisches Kunstblatt, jede Woche ihre Leitsprüche, beides, Bilder und Worte, vom Besten, was wir haben, mit eignem, charakter-

vollem Geschmack ausgewählt auf Pfaden, die nicht die geläufigen sind, aber auch nicht ins Extreme und Gesuchte gehen. Andre Kalenderblätter wirft man in den Papierkorb, nachdem sie ihr Datum, ihre Himmelszeichen und ihre Gedenktage verkündet haben, diese wird man sammeln, denn sie zu zerstören, wäre Barbarei. — Große Ähnlichkeit mit diesem um elf Jahre älteren Bruder hat der von Willi Geißler im Greifenverlag zu Rudolstadt herausgegebene Greifenkalender, für den Joseph Windler aus der modernen Lyrik die Sonntagsgedichte ausgewählt hat — denn hier hat der Sonntag die Verse, die Woche das Bild, eine scheinbar nicht ungeschickte Praxis, da nun das Bild sechs Tage lang vor Augen bleibt. Ob das aber dem Auge immer angenehm sein wird? Es sind sehr kühne Blätter unter diesen zeitgenössischen Graphiken. Freilich: wer ein Jahr lang mit diesem Kalender umgeht, macht einen Kursus in der Geschichte der modernen Lyrik und der zeichnenden Kunst durch, und welchen Erfolg dieser Kursus auch haben mag, die Brücke, die da zwischen der Welt des Schaffenden und Ringenden und dem Erkenntniskreis des Empfangenden zu schlagen versucht wird, ist wert, gezimmert und betreten zu werden. — Schon von der absoluten Kunst in die allgemeine Kultur hinüber greift der Dürerkalender, herausgegeben von Karl Maußner (Berlin-Zehlendorf, Dürerverlag), das Organ des deutschen Kulturarchivs, aus dessen Schätzen ihm wohl viele der schönen künstlerischen Vorlagen für seine Bilder zufließen. Auch er begleitet diese Bilder, in denen sich alte deutsche klassische Kunst mit neuer und neuester verträgt, mit Gedichten, Gedanken und Sinnsprüchen, ja, er geht noch einen Schritt weiter, indem er auf der Rückseite der Blätter auch Aufsätzchen, namentlich bildungs- und volkskundliche Betrachtungen, bringt, so daß man an ihm einen steten straffen Führer zu deutschem Denken und Empfinden hat.

Eine Phalanx für sich bilden die historisch-vaterländischen Landschafts- und Stammeskalender, die den Sinn für deutsche Heimatschönheit, den Stolz auf das, was unser eigen ist, die Treue zu dem, was einst wieder unser werden muß, erhalten oder wecken wollen. Unter der Losung »Das ganze Deutschland soll es sein« zieht der Michel ins Land, ein Zeitweiser fürs deutsche Haus (Hannover, Ernst Letsch). Mit seinen Federzeichnungen deutscher Kunst- und Kulturstätten, verträumter Winkel und vaterländischer Heiligtümer, die auch hier von entsprechenden Texten begleitet sind, wirbt er für ein neues Großdeutschland und schließt deshalb auch Österreich in seine Arme. — Ähnliches, aber mit stärkerer Betonung der historischen, aufbauenden, willensmächtigen und einigenden Kräfte, leistet für das »Rückgrat des geeinten deutschen Reiches« der von Dr. Bogdan Krieger herausgegebene Preußen-Kalender (Leipzig, Konkordia-Verlag). Seine historischen, architektonischen und landschaftlichen Bilder, darunter auch farbige, geben einen Ausschnitt dessen, was Brandenburg-Preußen in fünfhundertjährigem Aufstieg geleistet hat, und seine Texte (Gedichte, kurze Lebensbilder und geschichtliche Abrisse) halten Rundschau über die Träger und Triebkräfte dieser stolzen Entwicklung. — Als erste Heimatgabe der Freien Ostmärkischen Volkshochschule erscheint der Kalender Grenzmark 1925 (Meseritz, P. Matthias). Ein Kind der Not, verherrlicht dieser mit liebevollen Federzeichnungen von Robert Budzinsky und einigen jüngeren ostdeutschen Graphikern ausgestattete Kalender die heimlichen, bis heute arg verkannten Schönheiten der Grenzmark Posen-Westpreußen, der zusammengeflickten jüngsten, kleinsten und ärmsten Provinz des Preußischen Staates. Auch hier gehen Bild und Wort Hand in Hand, und wie in den Zeichnungen, so begegnet uns auch in den Vers- und Prosabeiträgen manch guter Name des deutschen Schrifttums. — Gleiches in ähnlicher Form bietet der Kalender Deutsches Land für Rhein, Ruhr und Pfalz (Leipzig, Herm. Eichblatt). Auch er legt mit seinen Zeichnungen von Wilhelm Thiele, Franz Türcke, Karl Biese, Fritz Preiß u. a. und seinen Gedichten von Herzog, Bogislav von Selchow und Alberta von Puttkammer Zeugnis ab für das festgewurzelte und unerschütterliche Deutschtum dieser bedrängten Gebiete.

Dem Heiligen Jahr zu Ehren, zu dem die katholische Welt sich rüstet, ist im Montana-Verlag zu Zürich und Stuttgart der Abreiß-Kunstkalender Roma aeterna erschienen. Hier zieht in 65 großen Kunstblättern das antike, mittelalterliche und neuzeitliche Rom an uns vorüber mit seinen Kunstdenkmälern, Weihestätten, Gärten und landschaftlichen Umgebungen. Kurze Texte in fünf Sprachen — unsre deutsche voran — erläutern diesen Kulturschatz der ewigen Stadt, die im kommenden Jahr einen Fremdenzustrom sehen wird wie noch nie zuvor. F. D.

## Verschiedenes

»Alle Menschen,« heißt es zu Anfang der Lebensbeschreibung von Benvenuto Cellini, »von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.« Karl Woermann, der Kunsthistoriker, ist doppelt so alt geworden, ehe er sich zu dieser »schönen Unternehmung« entschloß und in zwei Bänden die »Lebenserinnerungen eines

Achtzigjährigen« niederlegte (Leipzig, Bibliographisches Institut). Ein Bruder Adolf Woermanns, des »königlichen Kaufmanns«, ist er auf dem Umweg über das Studium der Rechte zur Kunstgeschichte gekommen, und seine dichterische Begabung hat ihn in Beziehung namentlich zu Paul Heyse gebracht. In bunten Bildern zieht Woermanns wechselvolles Leben an uns vorüber: die Jugend in Hamburg, die Weltreise des Sechzehnjährigen, sein Studium in Heidelberg, Göttingen, Berlin und Kiel, sein Aufenthalt in München, die Privatdozententätigkeit in Heidelberg und dann die Düsseldorfer Jahre, wo er als Professor der Kunstgeschichte, und die Dresdner, wo er als Galeriedirektor wirkte. In einer Sprache, durch die man überall die Kraft des Erlebnisses pulsen hört, schildert uns dieser »deutsche Humanist der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts« sein langes geschehnisreiches Leben und fügt hier und da Proben seiner Dichtkunst ein. Aus eigner Anschauung hat aber Woermann auch die weite Welt kennengelernt: mehrmals hat er Europa durchreist, dessen Kunstsammlungen er alle kennt, er weilte in Nordamerika, Südostasien und Afrika und hat wiederholt die Kunststätten Griechenlands und Italiens aufgesucht. So flicht er in seine Lebenserinnerungen Aufzeichnungen aus seinen Reisetagebüchern ein, und mannigfaltige Abbildungen, die er mitgebracht, lassen auch unser Auge teilnehmen an den Schönheiten der Natur und der Kunst, die er mit empfänglicher Seele in sich gesogen hat.

*

»Der eigentliche Charakterzug der Münchner Kunst seit mehr denn hundert Jahren ist das Heitere und Sinnfällige.« Mit diesem Satz wird das von Georg Wolf im Verein mit Frz. Wolter herausgegebene Buch »Münchner Künstlerfeste — Münchner Künstlerchroniken« eingeleitet, das die Verlagsanstalt von F. Bruckmann in München genau so »heiter und sinnfällig« ausgestattet hat, wie es der genius loci fordert: mit etwa 200 Text- und Albumzeichnungen, aus denen die heitere Lebenslust und der sinnfällige Humor der Münchner Künstlerzunft sprechen. Ihre Wurzel haben die berühmten Münchner Künstlerfeste in dem Rom des Café Greco und der Spanischen Weinkneipe, im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als der Kronprinz Ludwig (später der Erste von Bayern) dort in der ungezwungensten Weise mit den deutschen Künstlern verkehrte. Von dort wurden sie nach München zurückverpflanzt, und hier erst, in ungezwungenster Freiheit aufgewachsen, entfalten sie nun innerhalb eines Jahrhunderts all die bunten, krausen und lustigen Blüten, von denen in diesem Bande die originellsten gesammelt sind. Wolf — wenigstens glauben wir seine muntere und flinke Feder zu erkennen — hat diese möglichst originalgetreu, auch farbig wiedergegebenen Gelegenheitszeichnungen, die oft amüsanter sind als die großen Staatsgemälde der Berühmtheiten, mit einer farbenreichen Schilderung der Münchner Künstlerfeste und -chroniken umwoben, in der neben viel Tollem und Ulkigem auch viel kulturhistorisch Interessantes zu lesen ist.

*

Heinrich Federers neuester Roman, in unsern Monatsheften unter dem Titel »Der Friede einer andern Welt« erschienen, liegt jetzt in der Groteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) als Buch vor. Er heißt dort »Papst und Kaiser im Dorf« und ist beträchtlich umfangreicher als in unsrer mit Genehmigung des Dichters stark gekürzten Fassung. Besonders das bodenständig Schweizerische, das bei unsern Lesern doch wohl auf Schwierigkeiten gestoßen wäre, tritt in der Buchausgabe stärker hervor, und auch Nebenhandlungen, Schilderungen und Gespräche, die den inneren Reichtum des Werkes für den gesammelten Lesegenuß noch erhöhen, sind weiter geführt, als es in der Zeitschriftenveröffentlichung ratsam erschien. Der Band, 566 Seiten stark, in Ganzleinen gebunden, erfreut sich einer höchst gediegenen Ausstattung.

*

Westermanns Hausbücherei, eine Sammlung klassischer Dichtungen, Erzählungen, Romane und Lebenserinnerungen von bleibendem Wert und aufbauender Kraft, ist um zwei auch äußerlich wohlgefällige farbige Leinenbände vermehrt worden: um Goethes »Leiden des jungen Werther« und Anzengrubers »Sternsteinhof«, wohl die macht- und schicksalsvollste Dorfgeschichte, die unsre neuere Nationalliteratur aufzuweisen hat. Diese Ausgaben, in gleichem Format gehalten und nur in der Farbe des Einbandes unterschieden, verzichten auf fremde Zutaten, wie Anmerkungen und Einleitungen, bringen aber einen unverkürzten, zuverlässigen Text in gutem, klarem und geschmackvoll angeordnetem Druck.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, in Firma Buchhandlung und Zeitungsbureau Hermann Goldschmiedt Ges. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 10, Dörnbergstraße 5. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



# Rönisch

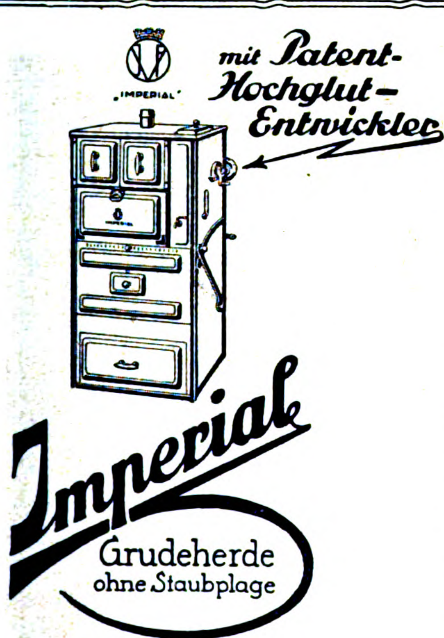
## Pianinos und Flügel

die berühmten Dresdner Instrumente

**Ludwig Hupfeld A.-G. Leipzig**

Berlin · Hamburg · Dresden · Köln · Amsterdam · Wien
Haag · Utrecht · London · Barcelona

---




**Verkaufsstellen:**

**Barmen:** Caspar Blume, Mühlenweg 42/44.
**Berlin W 66:** Fliege & Schulz, G. m. b. H., Wilhelmstraße 56.
**Bremen:** Franz Wille, Nordstraße, Ecke Lützowstraße.
**Danzig:** Imperial-Verkaufsgesellschaft für Koch- und Heizapparate m. b. H., Heilige Geiststraße 126.
**Dresden-A.:** Curt Schultze, Pirnaische Straße 11.
**Elberfeld:** A. J. Schneider, Komm.-Ges., Grünstraße 18.
**Frankfurt a. M.:** Alfred Naumann, Gr. Hirschgraben 11.
**Freiburg i. Br.:** Richard Stilz, Günterstalstraße 18.
**Hamburg:** Heinrich Bunge, G. m. b. H., Gr. Reichenstraße 451.
**Hannover:** Imperial Gruden- und Herdvertrieb Kruse, Pohlmann & Co., Osterstraße 65.
**Karlsruhe:** Ph. Nagel, Kaiserstraße 55.
**Köln a. Rh.:** A. J. Schneider, Komm.-Ges., Ehrenstraße 9.
**Königsberg i. Pr.:** Fliege & Schulz, Schmiedestr 1.
**München:** Bohner & Pfaffmann, Sonnenstraße 6.
**Nürnberg:** Bohner & Pfaffmann, Theresienplatz 7.
**Oldenburg i. O.:** F. Remmers Nachf.
**Rostock:** Fliege & Schulz, G. m. b. H., Breite Straße 6.
**Stettin:** Fliege & Schulz, G. m. b. H., Kleine Domstraße 10.
**Stuttgart:** Bohner & Pfaffmann, Marienstraße 30.
**Wiesbaden:** Wilhelm Höcker, Schillerstraße 2.

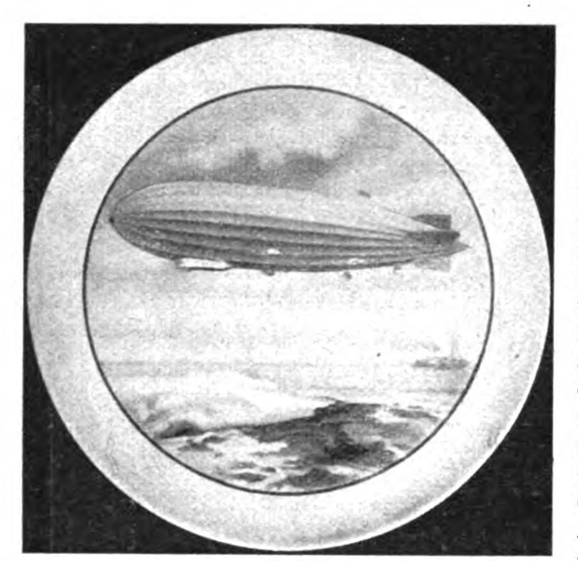
*Der **Wunsch** jeder Hausfrau ist ein Grudeherd ohne Staubplage • **Keine Staubplage,** weil mit versenkbarem Feuerungskasten • **Vereinfachte Handhabung,** weil nur eine Feuerung. **Die beste Innenkonstruktion** garantiert **anhaltende** Backoberhitze.*

**„Ferrum" Industrie- und Handels-Aktiengesellschaft, Bad Oeynhausen**

Interessengemeinschaft der Industriewerke Vogel Aktiengesellschaft, Bünde i. Westf. und der „Phönix"-Aktiengesellschaft für Herd- u. Ofen-Industrie, Oberhausen (Rhld.)

## Bilder aus der Zeit

### Ein Zeppelin=Erinnerungsteller



Zum Andenken an den Flug der Z. R. 3 über den Ozean hat die Porzellanfabrik von Phil. Rosenthal in Selb, die seit Jahren die schöne Sitte der Erinnerungsteller mit besondrer Liebe pflegt, einen Wandteller herausgebracht. Otto Tauschek, ein in der Porzellanmalerei bewährter Künstler, hat den Entwurf dazu geliefert. Der Teller zeigt das mächtige Luftschiff auf seinem Flug über den Atlantischen Ozean. Silbern gleitet der Riesenvogel durch die Wolken, und tief unter ihm schäumen die Wogen des Meeres, durch die sich ein Dampfer mit rauchenden Schloten mühsam den Weg bahnt. Es ist erfreulich und verdienstvoll, daß sich — im Gegensatz zu früheren romantisch-sentimentalen Zeiten — unsre Porzellanmanufakturen für ihre Erzeugnisse auch die technischen Großtaten unsrer Gegenwart zu Schmuckmotiven nehmen. Die monumentale Wirkung solcher Darstellungen verträgt sich sehr gut mit dem Material.


Wie zart ist Deine Haut!
Die Frische und Zartheit der Jugend kehrt wie durch Zauber zurück — und wo die Jugend schon fliehen will, hält Khasana-Crème sie in ihrem Bann.
Diese zarte, weiche, in der Haut verschwindende Crème, wundervoll parfümiert mit dem unvergänglichen Khasana, sollte Deine Haut Tag und Nacht schützen — und bedenke: auf Khasana Crème, haftet Dein Puder besser.
DR. M. ALBERSHEIM
FRANKFURT AM MAIN
Fabrik feiner Parfümerien
Parfum
Puder
Taschenpuder
Puderpapier
Talkpuder
Seife
Kopfwasser
Toilettewasser
Eau de Cologne
Brillantine
Badesalz
Wer auf eine sorgsame Pflege seiner Fingernägel bedacht ist, verwende Dr. Albersheim's Dorupan Nagelpflegemittel
Hautcrème
KHASANA
der unvergängliche Duft



## Bilder aus der Zeit

### Ein deutsches Jugendparadies

Wie in jedem Jahr, so hat auch diesmal um die Zeit der Wintersonnenwende das Landwaisenheim Beckenstedt am Harz seine Bildergrüße ins Land hinausgeschickt, um neue Freunde zu werben für dieses Kinderparadies, das nun schon seit über zehn Jahren in der am Ilselauf gelegenen alten „Grovesmühle" besteht. Diese Bildergrüße sind Postkarten, mit Federzeichnungen geschmückt, zu denen Frau Lina Burger die Motive in dem wechselvollen Treiben des Heims gefunden hat. Der Ertrag des Kartenverkaufs fließt den Waisen zu, die in Beckenstedt ihre zweite Heimat gefunden haben.




Schachmeister=Tanzplatten sind das Entzücken jeden guten Tänzers



Sie sind zu haben in allen offiziellen Verkaufsstellen der Deutschen Grammophon=Aktien=Ges. (kenntlich durch nebenstehende Schutzmarke) und in den Grammophon=Spezialhäusern in Berlin W 8, Friedrichstr. 189, Berlin W 50, Tauentzienstraße 13 / Breslau, Gartenstraße 47 / Düsseldorf, Königsallee 78 / Elberfeld, Herzogstraße 30 / Essen, Kornmarkt 23 / Kiel, Holstenstraße 40 / Köln, Hohestraße 150 / Königsberg i. Pr., Junkerstr. 12 / Leipzig, Markgrafenstr. 6 / Nürnberg, Königstr. 63



## Am Grabe Timm Krögers

Der 80. Geburtstag Timm Krögers wurde an dem schlichten Grabe des Dichters in Elmshorn durch eine stille Feier begangen, die ihren Höhepunkt mit der Kranzniederlegung erreichte. Der Vorsitzende der Elmshorner Ortsgruppe des Schleswig-Holsteiner-Bundes, Herr Lehrer Maaßen, der auch die kurze Gedächtnisrede hielt, legte einen mit den Landesfarben geschmückten Kranz nieder mit den Worten: „Wir wollen ein jeder unsre Pflicht tun, wie du, Timm Kröger." Bürgermeister Dr. Inerk überbrachte im Auftrage der Stadt Elmshorn einen großen Kranz mit der Widmung: „Timm Kröger, wir denken deiner. Möge dein Geist, echte deutsche und schleswig-holsteiner Art, noch lange in uns leben und wirken." Mit der Kranzniederlegung der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung und des Verlages Georg Westermann endete die eindrucksvolle Feier.

Die große Mode

Parfüm Klarybella

LUDWIG HOHLWEIN MÜNCHEN

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE



Künstleranekdoten sind nicht bloß sehr unterhaltend, sondern sie gewähren auch fesselnde, überraschende Einblicke in die Künstlerseele und in das Geheimnis künstlerischen Schaffens. Eine gute Sammlung enthält das Buch „Der Künstlerspiegel“ von Alfred G. Hartmann. Geb. 3 M. in den Buchhandlungen. Verlag F. Bruckmann A.-G., München.



## Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Ausgabe unserer Zeitschrift liegt eine Ankündigung der Firma Dr. med. Robert Hahn & Co., G. m. b. H., Magdeburg, über ihr in vielen Tausenden von Fällen bewährtes Nervennährmittel „Nervisan“ bei, auf welche wir unsere Leser hiermit ganz besonders hinweisen. Ein Versuch mit diesem Mittel dürfte sich auf jeden Fall empfehlen.



## Neue literarische Erscheinungen

Bis Mitte Dezember sind die nachfolgenden Neuerscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau“ bleiben vorbehalten. — Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

**Anzengruber, Ludwig:** Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. (Westermanns Hausbücherei.) Ganzleinen 4,50 Gm. Braunschweig und Hamburg. Georg Westermann.

**Bachmann, Heinr.:** Media Vita. Ein fromm Reigenspiel von einer Maid Tode. Geb. 7,50 Gm. Frankfurt/M. Verlag des Bühnenvolksbundes.

**Bayernkalender 1925.** 15. Jahrgang. 2,50 Gm. München. Carl Gerber.

**Berger, H. Adalb.:** Badnerland. Ein Heimatbuch. Mit Federzeichnungen von Wilhelm Müller und einer Kunstbeilage nach einem Gemälde von Hans Thoma. Ganzleinen 5,50 Gm. Leipzig. Friedrich Brandstetter.

**Brinckman, John:** Högerup. Scherenschnitte von Alfr. Thon Geh. 60 Pf., kart 90 Pf., Geschenkausgabe 6 M. Breslau. Ferdinand Hirt.

# Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

## Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten der Evangelischen Brüdergemeine (Herrnhuter)

Sorgfältige Charakterbildung auf christlicher Grundlage. Erziehung zu selbständiger, geistiger Arbeit. Kleine Klassen. Einfache Lebensweise, Landleben. Planmäßige Körperpflege, tägliche Spaziergänge. Reiche Gelegenheit zu Spiel, Sport und Ausflügen. Kameradschaftliches Zusammenleben von Lehrenden und Lernenden.

**Lehr- und Erziehungsanstalten für Knaben:**

**Niesky** (Oberlausitz) Pädagogium, Gymnasium, Realprogymnasium

**Königsfeld** (Luftkurort im Badischen Schwarzwald, 760 m) Realschulplan, Gymnasialkurse

**Kleinwelka** bei Bautzen Mittelschule

**Lehr- u. Erziehungsanstalten für Mädchen:**

**Oberlyzeum und Lyzeum in Gnadau** (Prov. Sachsen)

**Höhere Mädchenschulen:**

**Herrnhut** in Sachsen
**Kleinwelka** b. Bautzen
**Niesky,** Oberlausitz
**Gnadenfrei** i. Schlesien zugl. Haushaltungssch.
**Gnadenberg** b. Bunzlau
**Neusalz** a. d. Oder
**Neudietendorf** i. Thür.
**Neuwied** am Rhein
**Königsfeld,** Luftkurort im Badischen Schwarzwald, 760 m

**Töchterheime**

(Fortbildungsschulen. Unterricht in Nadelarbeit, Haushalt, Musik usw.)

**Herrnhut** in Sachsen
**Kleinwelka** b. Bautzen
**Niesky,** Oberlausitz
**Gnadenberg** b. Bunzlau
**Gnadenfrei** (Schwesternh.)
**Neusalz** a. d. Oder
**Neuwied** a. Rhein

**Königsfeld** in Baden: Koch- und Haushaltungsschule, kunstgewerbl. Unterricht
**Ebersdorf,** Luftkurort in Reuß j. L.: Fortbildung, hauswirtschaftlich-soziale Abteilung, Gartenbau
**Neudietendorf** in Thüringen: Fortbildung, Frauenlehrjahr, Ausbildung für Gartenbau und Landwirtschaft
**Montmirail** am Neuenburger See (französ. Schweiz): Wissenschaftliche Weiterbildung, Gärtnerinnenschule

Nähere Auskunft erteilen die Leitungen der einzelnen Anstalten und Töchterheimen.

---

## Erziehungsanstalten der Hoffbauer-Stiftung

**Potsdam,** Hermannswerder 217

Aufnahme vom Säuglingsalter an. Knaben bis zum 12. Jahr, Mädchen bis zur abgeschlossenen Bildung einschießlich Frauen- und Haushaltungsschule, erstere mit staatlicher Berechtigung

**Halbjähriger Sekretärinnen-Kursus**

---

Praktische und theoretische Vorbereitung für die überseeische und heimische Landwirtschaft

**Deutsche Kolonialschule**
**Kolonialhochschule**
**Witzenhausen a. d. Werra**

Semesterbeginn Ostern u. Herbst. Lehr- und Anstaltsplan (Internat) geg. Einsendung von 50 Pf.

---

## Stottern

garant. kein Sprechfehler, nur Angst zu beseitigen. Ausk. gibt **O. Hausdörfer, Breslau 1. A. 37**

---

## Trüpers Erziehungsheime

**mit Jugendsanatorium / Jena-Sophienhöhe**

1890 gegr. als heilpädag. Anstalten für **Knaben u. Mädchen,** die bes. Schulung od. individ. Pflege u. Erziehg. bedürfen. Gesunde Lage. Famil. Leben. **Reformschule** b. Prima m. kleinen Klassen (4–15 Schüler), Arbeitsschule. Werkunterr., Garten- u. Landarbeiten. Bergwanderungen, Sport, Turnen u. Gymn. Ill. Prosp.

---

**Dr. jur. – rer. pol.** Rat. Anleitg. Vorbereitg. durch „Lagerkarte 67". Berlin W 50.

---

**Leipzig** Deutsche Buchhändler-Lehranstalt
**Buchhändlerhaus**

**Ostern 1925.** Neuer Jahreskurs für hochschulmäßige Ausbildung in Buch-, Kunst- und Musikalienhandel, auch für Damen und Ausländer. Satzungen und Lehrplan gegen 1/2 Goldmark durch Studiendirektor Prof. Dr. Frenzel.

---

**Neuzeitliche Ausbildung** von **Ingenieuren,** Technikern, Werkbeamten bei billigster Verpflegung in der Anstalt

**Technikum Hainichen in Sachsen.**

---

**Ingenieurschule**
**Technikum Altenburg Sa.-A.**
m. b. H. (Staatskommissar)
Maschinenbau, Elektrotechnik. Automobilbau. Preiswerte Verpflegung i. Studierendenkasino. Semester-Beginn: April u. Oktober. Programm auf Wunsch.

---

**Kath. Familienpensionat Geschw. Klasberg, Beckum i. W.** biet. Töcht. gut. Kreise Gelegenh. z. gründl. Ausbild. im ges. Hauswesen. Angen. Aufenth. Wenige jg. M. Eig. Villa mit ca. 2 Morgen groß. Obst- u. Gemüsegart. Beste Verpflegung. Ia Ref. Näh. Prosp.

---

## Rauhes Haus

Unübertroffen sind die Einrichtungen für die Erziehung von

**Sorgenkindern**

(Söhne von 10–21 Jahren) in dem **Pädagogium „Rauhes Haus" in Hamburg,** auf dem **Lehrgut „Kattenhof"** und dem **Heidegut „Brüderhof",** beide in Holstein. Näh. Ausk. gibt der Hausvater Dir. **Wilh. Pfeiffer, Hamburg 25.**

**Hamburg**

---

## Schweiz

**Interne Frauenschule**

Kindergärtnerinnen-Seminar (Schulbehördlich anerkannt).

**Klosters** (Graubünden).

---

Landerziehungsheim **Bad Liebenstein** S.-M.

**Realschule,** Unterr. n. bew. päd. Grunds., **sorgf. Erziehg., liebev. Familienleb.,** ind. Beh., Erziehg. zu freiw. Gehors., Selbsttätigk., Pflichterfüllg., Handfertigkeitsunterr., Heilbäder. **Dr. Claus.**

---

## Thale / Harz

**Töchterheim Lohmann**

Allseitige gründl. Fortbildung. Beste Verpflegung. — Schöne Waldlage. Prosp.

---

## O- und X-Beine

Verdeckungsapparate

Prosp. gratis gegen Rückporto

**G. Horn & Co., Magdebg. 84**

---

**Bönigen** b. Interlaken B. O., Schweiz

Indiv. Erziehung v. Knaben im Alter von 9 Jahren an. Franz. Sprache, Privat-Unterr. Beste Verpfl. Chalet. Schöne Aussicht

## Neue liter. Erscheinungen
(Fortsetzung).

**Bonsels, Waldemar,** Vagabunden-Brevier. Gedanken und Betrachtungen. Aus seinen Werken ausgewählt und zu einem Bilde seiner Weltanschauung zusammengestellt von Reinhold Bulgrin. Geh 2 M, geb. 3,50 M. Frankfurt am Main, Literarische Anstalt Rütten & Loening.

**Cappeller, Carl:** Litauische Märchen und Geschichten. Mit Buchschmuck von Eleonore Holtz. Geh 5 Gm., geb 5,80 Gm. Berlin, Walter de Gruyter & Co.

**Chateaubriand.** Romantische Erzählungen. Nach einer älteren Übertragung revidiert und mit einem Vorwort herausgegeben von Stefan Zweig. Broschiert 2,50 Gm., Halbleinen 3,20 Gm. Wien, Nikola-Verlag.

**Cohen, Walter:** Hundert Jahre Rheinischer Malerei. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. Preis 2,50 Gm. Bonn, Friedrich Cohen.

**Ebert, Paul:** Südsee-Erinnerungen. Ganzleinenbd. 8 Gm. Leipzig, K. F. Koehler.

**Erdös, Renée:** Johannes der Jüngere. Drama in drei Akten. Aus dem Ungarischen übertragen von J. Mumbauer. 2. Aufl. 2,50 Gm. Frankfurt am Main, Verlag des Bühnenvolksbundes, G. m. b. H.

**Forstreuter, Hedwig:** Die Fahrt nach Bimini. Halbleinen 1,50 Gm. Hartenstein im Erzgebirge u. Leipzig, Erich Matthes.

**Franzosenkalender auf das Jahr 1925.** Herausgegeben von „A". 2,50 Gm. Berlin, Brunnen-Verlag Karl Windler.



**Friedrich, H.:** Die gnadenlose Frau. Roman. Brosch. 3 Gm., Ganzleinen 5 Gm. Hamburg, Weltbund-Verlag.

**Gnade, Elisabeth:** Jürgen Olis und die Traute. Ein Frauenschicksal in Liedern. Weimar, Dietsch & Brückner, A.-G.

**Goethe:** Die Leiden des jungen Werther. 6. bis 7. Tausd. (Westermanns Hausbücherei) Ganzleinen 2,50 Gm. Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann.

**Goethe-Kalender auf das Jahr 1925.** Herausgegeben von Dr. Karl Heinemann. Geb. 2,80 Gm. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

**Grimm, Brüder:** Ausgewählte Märchen. Scherenschnitte von Alfr. Thon. 2 Bde., jeder Band geh. 60 Pf., kart. 90 Pf., Geschenkausgabe 6 Gm. Breslau, Ferdinand Hirt.

**Haerten, Theod.:** Kreuzzug. Drama. Geb. 6 Gm. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes.

**Hauff, Wilhelm:** Das kalte Herz. Scherenschnitte von Alfred Thon. Geh. 60 Pf., kart. 90 Pf., Geschenkausgabe 6 Gm. Breslau, Ferdinand Hirt.

**Heiß, Julius:** Gudrun. Ein altdeutsches Spiel nach dem Lied bearbeitet. Geb. 1,50 Gm. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes.

**Jacobs, Karl:** Retter Till. Ein Spiel. Geb. 1,50 Gm. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes.

**Karpfen, Fritz:** Der Kitsch. Eine Studie über die Entartung der Kunst. Mit 34 Abbildungen. Brosch. 3 Gm., in Leinen 5 Gm. Hamburg, Weltbund-Verlag.

# Aus Bädern und Kurorten

# Aus Bädern und Kurorten

**Sanatorium „Kurhaus"**
**Sülzhayn** im Südharz
**für Leichtlungenkranke.**
Sommer u. Winter gleich besucht. Illustr. Prospekte frei. Leitender Arzt: **Dr. Elschner,** Facharzt für Lungenkranke.







**Schroth Kuren** Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

**Lugano** (italien. Schweiz) / Kurhaus und Erholungsheim **Monte Brè**
Physikalisch-diät. Kuranstalt System Lahmann. Deutsches Haus. Deutscher Arzt und Frauenärztin im Hause. Pensionspreis ca. 8 M. — Prospekte frei durch Direktor **Max Pfenning.**




**Magerkeit**
wirkt unschön, und wie einfach ist es, durch die **„Eta-Tragol-Bonbons"** sein Körpergewicht in einigen Wochen um 10 bis 30 Pfund zu erhöhen. **Eta-Tragol** schafft aber auch Nervenkraft und Blut; vermehrt die roten Blutkörperchen bis zu 50%. Preis 1 Karton M. 2,50. (Nachnahme)
**„Eta-Kosmetik" Chem. Fabrik Berlin W 126, Potsdamer Str. 32.**

**Wir bitten höfl.**
bei allen Bestellungen und Anknüpfungen, die auf Grund hier abgedruckter Anzeigen erfolgen, sich auf **Westermanns Monatshefte** beziehen zu wollen.

**GRINDELWALD**
**Schweiz (Berner Oberland)**
**Regina-Hotel Alpenruhe**
Wintersport-Hotel I. Ranges. Zimmer m. Privatbadezimmer. Groß. Ballsaal. Orchester. Bar u. Billardsaal. Eig. Eisbahnen.

# Wo wohne ich während der Reise?

**Cassel**-Wilhelmshöhe Kurhaus Dr. Rohrbach (früher Dr. Wiederholds Kuransialt) Anst. f. phys.-diät. Heilmethod., Psychother., Radiumbestr. (bes. b. Basedow), Trinkk. all. Art, Heilgymn. u. Massage. Jahresbetrieb.

**Frische und Lebenskraft**
**Hans Förster: Hein Hinsch, de Minsch**
En snookisch Levendsreis' noo endlich Glück / Mit 12 Biller / 5 Gm.
Georg Westermann / Braunschweig / Hamburg

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium **Tannenhof** Friedrichroda, Th. gewährt die Behaglichkeit eines vornehm eingericht. Familienheims bei sorgfältiger ärztl. Behandlung u. vorzügl. Verpflegung, auch die Ausnutzung des Wintersportes als Heilmittel.

**J. A. HENCKELS**
Zwillingswerk — Solingen
**Fabrik feinster Stahlwaren**
mit der bekannten Zwillingsmarke
**Volle Gewähr für jedes Stück**
Hauptniederlage: **Berlin W 66,** Leipziger Straße 117/118
Eigene Verkaufs-Niederlagen:
Cöln a. Rh. / Dresden-A. / Frankfurt a. M. / Hamburg / München / Wien I

**Ernst Hess Nachf.**
Klingenthal i. Sachs. Nr. 297
Alle Musikinstrumente, Harmonik., Sprechapp. Fabrikation! Niedrigst. Fabrikpr. Gr. Jub.-Kat. grat. Schallpl. St. 2,30 M.




**Korpulenz Fettleibigkeit**
beseitigen
**Dr. Hoffbauers**
ges. gesch.
**Entfettungs-Tabletten**
Vollkommen unschädliches und erfolgreichstes Mittel ohne Einhalten einer Diät, keine Schilddrüse enthalt. Kein Abführmittel! Ausführl. Broschüre gratis.
**Elefanten-Apotheke Berlin SW**
Leipziger Straße 74 (Dönhoffplatz)














**Neue liter. Erscheinungen**
(Fortsetzung).

**Keller, Gottfr.:** Briefe und Gedichte mit lebensgeschichtlichen Verbindungen. Herausgegeben von Ernst Hartung. Mit einem Bildnis des Dichters. Kart. 3 Gm., in Ganzleinen 5 Gm. Ebenhausen b. München, Wilh. Langewiesche-Brandt.

**Köhler, Werner:** Rothenburg und das Taubertal. Mit 190 neuen Bildern. Halbleinen 8 Gm. Berlin, Franz Schneider, Verlag.

**von Kügelgen, Wilhelm:** Jugenderinnerungen eines alten Mannes 1802 bis 1820. Leipzig, K. F. Koehler.



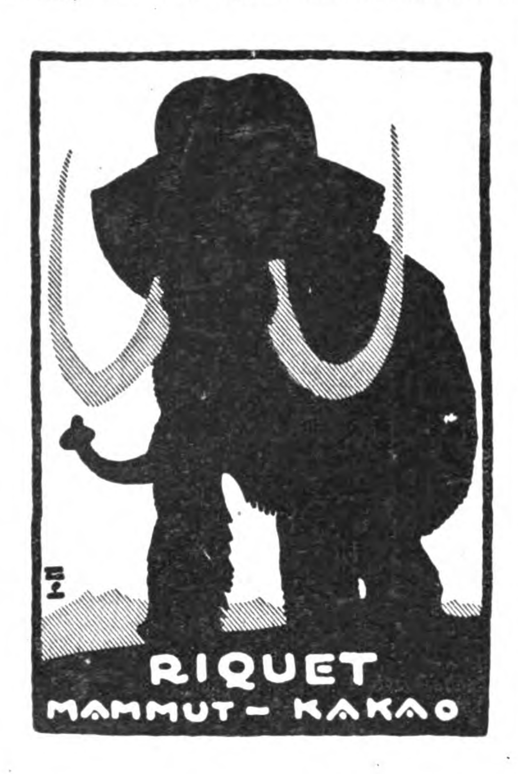













MEINE

PFAFF

PFAFF
MEINE FREUDE

HERVORRAGENDSTES DEUTSCHES ERZEUGNIS

G·M·PFAFF·KAISERSLAUTERN
GEGR·1862

# Gegen Wundsein

Wundliegen, Entzündungen und Rötungen der Haut bei Kindern und Säuglingen schützt zuverlässig die regelmäßige Anwendung des Vasenol-Wund- und Kinderpuders. — In Tausenden von ärztlichen Anerkennungen wird der

## Vasenol- Wund- und Kinder- Puder



als unentbehrliches Einstreumittel bezeichnet. In zahlreichen Säuglingsheimen, Krankenhäusern u. Kliniken in Anwendung.
**Bei nächtlichem Nässen** der Kinder empfiehlt sich dringend die Anwendung der

**Vasenol- Wund- u. Kinder- Paste** (nach Geh. Rat Prof. Dr. Schlossmann)

als zuverlässiges Vorbeugungsmittel gegen Entzündungen durch die Einwirkung der Feuchtigkeit auf die Haut.

**Zur Körperpflege** verwendet man

**Vasenol - Sanitäts Körper - Puder**

zur Schweißfußbehandlung

**Vasenoloform - Puder**

**Dr. Arthur Köpp, Vasenol-Werke, Leipzig-Lindenau**

# DAS GUTE BUCH



# Westermanns Weltatlas

Mit vielen Statistiken, graphischen Darstellungen
und einem Sach- und Namenregister von etwa 50000 Namen

Dauerhaft gebunden 30 Goldmark

Was „Westermanns Weltatlas" selbst vor den größten Atlanten voraus hat, ist die geniale Verbindung von Weltgeschichte, Weltgeographie und Weltwirtschaft. Man könnte sagen, er gibt eine Synthese unserer gegenwärtigen Kultur überhaupt. (Bergisch Märkische Zeitung)

... eine wirtschaftliche Großtat! Dieser Atlas stellt etwas vollkommen Neues dar und bringt in kompresser Form den gesamten Stand des heutigen Wissens über Geschichte, Volks- und Weltwirtschaft vereinigt ... (Der Tag / Berlin)

Banse's

# Lexikon der Geographie

Zwei stattliche Halbleinenbände / 1579 Seiten Umfang / 16300 Stichwörter und Abbildungen

Jeder Band 30 Goldmark

Das von der Fachpresse nahezu rückhaltlos anerkannte Werk erweist seine Verwendbarkeit und Unentbehrlichkeit für den Laien und den Wissenschaftler immer mehr. ... vollste Sachkenntnis. . angenehme Frische des Tons... (Reichspost / Wien)

... Als Nachschlagewerk nimmt Banses „Lexikon der Geographie" einen außerordentlich hohen Rang ein. Was Banse hier zusammengetragen und zu übersichtlichen, vielfach eindrucksvollen Darstellungen vereinigt hat, ist aller Anerkennung wert. (Welt des Kaufmanns Wien)

Banse

# Illustrierte Länderkunde

Mit farbigem Titelbild,
55 Abbild. auf 16 Tafeln, 2 farbigen Karten, statistischem und bibliographischem Anhang

In Ganzleinen 9 Goldmark

Ein Werk, das die Möglichkeit bietet, die Eigenart aller Länder auf das genaueste zu erkennen und ihre vielen und feinen Nuancen zu unterscheiden. Eine Länderkunde, die nicht die ganz verschiedenartigen Ländergebiete, sowie Völker- und Kulturkreise in einen Topf wirft, sondern dem inneren Leben, der Eigenart und dem Milieu der einzelnen Länder und Völker gerecht wird. (Neue Freie Presse)

Banse

# Wüsten, Palmen und Basare

Mit Bildnis des Verfassers

In Halbleinen 6 Goldmark

Ein Dichter und Forschungsreisender schildert Nordafrika. Gibt einen Querschnitt durch das Land und durch die eigenen Empfindungen. Der Effekt ist ein ausgezeichnetes Buch, in dem trockene Wissenschaft durchflackert ist von eigenwilligem Erleben und in dem die hemmungslose Phantasie diszipliniert ist durch Wissenschaft. Der Stil ist knapp, erzählend, warm und unermüdlich. (Fred Hildenbrandt in den Braunschw. Neuesten Nachr.)

Banse

# Die Türkei / eine moderne Geographie

Mit einem farbigen Titelbild, 62 Abbildungen auf 16 Tafeln und einer farbigen Kulturkarte

In Halbleinen 9,50 Goldmark

*

Man verlange kostenlos ausführliche Verzeichnisse

---

**Verlag von Georg Westermann / Braunschweig / Hamburg**

## Zwei große Nordlandromane voll technischer und sozialer Probleme

# Ernst Didring

## Hölle im Schnee

Autorisierte Übertragung von Else von Hollander
Mit Buchschmuck von Fritz Thärigen. In Ganzleinen Gm. 5,—

## Der Krater

Autorisierte Übertragung von Else von Hollander
Mit Buchschmuck von Fritz Thärigen. In Ganzleinen Gm. 5,—

*

Magdeburgische Zeitung: „... Bücher von solcher Eindringlichkeit, elementaren Gewalt und Wucht lassen den Leser bis zu ihrem Ende eben nicht wieder los, nicht als ob sie auf Sensation eingestellt wären, sondern weil sie absonderliches Leben mit einer Wahrheitstreue und Echtheit schildern, die ihn in der Tiefe ergreift und erschüttert. ... Die Ausstattung der Bücher, selbst in den Einbänden stilvoll gewählt, macht dem altbekannten Verlage alle Ehre.“

Luzerner Neueste Nachrichten: „... Man kann Didring ruhig neben die größten Erzähler seiner Zeit, neben Gorki und Hamsun, stellen.“

Neue Leipziger Zeitung: „... Elementarkämpfe der Menschheit, vor uns hingewuchtet, reden zu uns eine tiefere Sprache vom Erdenlos der Schicksalsgebeugten und eröffnen zugleich Schilderungen der kämpfenden Seele. Ein nordischer Sang aus Mord und Not, mit geheimnisvollen Konturen, eine geladene Atmosphäre, die doch niemals aufdringlich wirkt, weil ein Berufener sie uns zeigt. In diesen Büchern ist echte Tragik.“

*

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung

**Verlag Georg Westermann**
**Braunschweig und Hamburg**

# Meisterschöpfungen niederdeutscher Literatur

sind die Werke des als niederdeutschen Klassiker 1. Ranges von der berufenen Kritik anerkannten

## Johann Hinrich Fehrs

**Allerhand Slag Lüd**
Vertelln / 8. bis 10. Tausend
Halbleinen Gm. 3,60

**De blaue Heben**
Vertelln / 1. bis 4. Tausend
Halbleinen Gm. 3,20

**Ettgrön**
Vertelln / 8. bis 10. Tausend
Halbleinen Gm. 4,–

**Regenbågen** Vertelln un Brewen / 8. bis 11. Tausend
Halbleinen Gm. 4,–

**Jehann Ohm**
Novelln / 8. bis 10. Tausend
Halbleinen Gm. 3,80

**Maren**
En Doerproman ut de Tied von 1848/51 / 12. bis 16. Tausend
Halbleinen Gm. 6,50

**Ehler Schoof**
Novell / 8. bis 10. Tausend
Halbleinen Gm. 2,50

**Anna Mœsch un ik**
Vertelln ut de Kinnertied
Gebunden Gm. 1,80

Verlag Georg Westermann, Braunschweig / Hamburg

## Neue liter. Erscheinungen

(Fortsetzung).

**Niehaus, Max:** Björn und Thord. Eine Wikingergeschichte. Mit Zeichnungen von R. R. Junghanns. Geb. 5,80 Gm. Bern, A. Francke, A.-G.

**Nippold, E.:** Das deutsche Theater von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. 1,50 Gm. Gotha und Stuttgart, Friedrich Andreas Perthes, A.-G.

**Peters, Fr. Th.:** Wie verschaffe ich mir als Hauseigentümer oder Baulustiger eine billige Hypothek? Leipzig, Xenien-Verl.

**Raisuli, Sultan der Berge.** Erinnerungen des marokkanischen Araberscheiks. Ganzleinenband 5 Gm. Leipzig, K. F. Koehler.

**Pocci, Fr.:** Die sechs schönsten Puppen-Komödien. Mit Spiel-Anmerkungen herausgegeben von L. Weismantel. Halbleinen 4 Gm. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes.

**Reinick, Rob.:** Erzählungen und Märchen. Scherenschnitte von Alfr. Thon. Geh. 60 Pf., kart. 90 Pf., Geschenkausgabe 6 Gm. Breslau, Ferdinand Hirt.

**Ritter, Hans:** Die französische Armee von heute. — Der Zukunftskrieg und seine Waffen. Geb. 3,25 Gm. Leipzig, K. F. Koehler.

**Roer, V.:** Holterdipolter. Ein Märchenallerlei. 3,50 Gm. Gotha u. Stuttgart, Friedrich Andr. Perthes, A.-G.

**Schalek, Alice:** Japan. Das Land des Nebeneinander. Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei. Mit 193 eigenen Aufnahmen. Halbleinen 18 Gm., Ganzleinen 20 Gm. Breslau, Ferd. Hirt.

**Scheu, Erw.:** Deutschlands wirtschaftsgeographische Harmonie. Mit 70 Karten im Text. Breslau, Ferdinand Hirt.

**Schindler, Franz:** Die Weltreligion der Vernunft. Deutschlands Rettung. Vierte Lieferung, 3,50 K. Neutitschein, Kobergasse, Selbstverlag.

**Schmitz, Oskar A. H.:** Der österreichische Mensch. Zum Anschauungsunterricht für Europäer, insbesondere für Reichsdeutsche. Wien, Wiener Literarische Anstalt, A.-G.

**v. Schoultz, Kommodore G.:** Mit der Grandfleet im Weltkriege. Mit 10 Schlachtskizzen. Halbleinen 10 Gm. Leipzig, K. F. Koehler.

**Stern, Dr. Norbert:** Fürchte Nicht! Wege zur geistigen Überwindung von Furcht und Feindschaft. Brosch. 4 Gm., geb. 5 Gm. München, Isabellastraße 47, Selbstverlag.

**Storm, Theod.:** Pole Poppenspäler Scherenschnitte von Alfr. Thon. Geh. 60 Pf., kart. 90 Pf., Geschenkausgabe 6 Gm. Breslau, Ferd Hirt.

**Stötzner, Walther:** Ins unerforschte Tibet. Tagebuch der deutschen Expedition Stötzner 1914. Mit 150 Bildern und 2 Karten. Ganzleinenbd. 15 Gm. Leipzig, K. F. Koehler.

**Tränckner, Christian:** Die Truhe. Literarisches Jahrbuch für Schleswig-Holstein 1925. Neumünster, Karl Wachholtz.

**Valier, Max:** Der Vorstoß in den Weltenraum. Eine wissenschaftlich-gemeinverständliche Betrachtung Mit 35 Abbildungen. Brosch. 2 Gm. München, R. Oldenbourg.

## Geschäftliche Mitteilungen.

„Auf nach dem sonnigen Süden" ist jetzt die Parole für alle, die den Winter im Süden zubringen wollen oder das rauhe Klima des Nordens nicht vertragen können. Ein hierfür ganz besonders prädestinierter Platz ist das Kurhaus und Erholungsheim Monte Brè bei Lugano, das an der geschütztesten und sonnigsten Lage von Lugano liegt und das speziell von Deutschen stark besucht wird. Prospekte werden gratis und franko versandt durch die Direktion.

# DAS GUTE BUCH

*Der Ankündiger des deutschen Buchhandels*

SOEBEN ERSCHEINEN DIE ERSTEN BEIDEN BÄNDE:

## GIACOMO
# CASANOVA
## ERINNERUNGEN

Neu übersetzt und herausgegeben von

**FRANZ HESSEL und IGNAZ JEŽOWER**

Taschenausgabe in 10 Bänden
Jeder Band einzeln käuflich

Der Band: in Leinen M. 6.—, in Halbleder M. 8.50, in Ganzleder M. 11.—

*

Leichtsinnig und in die Vernunft verliebt, abergläubisch und Freigeist, Bettler und Verschwender, gewissenloser Verführer und zärtlich besorgter Liebhaber — das ist Casanova. Von Konstantinopel bis Madrid, von Petersburg bis Rom gibt es keine Hauptstadt, in der er nicht seine Rolle spielt. Frauen aller Stände fliegen ihm zu und weinen ihm nach, keine vergißt ihn, und er vergißt keine. Er kommt mit den wichtigsten Personen seiner Zeit in Berührung, die er so trefflich schildert wie Länder, Städte und Sitten. Seine Erinnerungen sind das bunteste Buch seines Jahrhunderts, voll Übermut und Philosophie.

*

*Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen*
*Wo keine Buchhandlung erreichbar, auch direkt durch den*

**ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35**

BETEILIGT SIND DIE FIRMEN

ERNST ROWOHLT VERLAG, BERLIN / HINSTORFF'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, WISMAR I. M. / G. HIRTH'S VERLAG, MÜNCHEN / F. A. BROCKHAUS, LEIPZIG / ADOLF BONZ & COMP., STUTTGART / J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHF., STUTTGART U. BERLIN / GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN / FERDINAND HIRT & SOHN, LEIPZIG / TÜRMER-VERLAG GREINER & PFEIFFER, STUTTGART / HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT, HAMBURG / PAN-VERLAG ROLF HEISE, CHARLOTTENBURG

**JANUAR 1925**

Dem edlen Zweck, das deutsche Familienleben auf die rechten Grundlagen in seiner sittlich-religiösen Entwicklung zu stellen, dienen die Romane von

## NATHANAEL JÜNGER

und erweisen sich hierzu hervorragend geeignet. Ein Meister der Sprache, ein genauer Kenner des Volkslebens in seinen Bräuchen, seinen Festen und seiner Eigenart, ein Schriftsteller von warmer Vaterlands und Heimatliebe, ein Freund gesunden Humors, ein Beherrscher des gemütvollen niedersächsischen Platt, voll sittlichen und christlichen Ernstes, jedoch ohne Aufdringlichkeit, bietet Jünger seinen Lesern eine durchweg gesunde und **kräftige Kost.** — Daher sind seine Romane in ganz besonderem Maße zu **Geschenkzwecken** geeignet.

**Hof Bokels Ende / Heidekinds Erdenweg / Pastor Ritgerodts Welt Der Pfarrer von Hohenheim / Die Größte unter ihnen / J. C. Rathmann & Sohn / Die lieben Vettern / „Revanche!" / Joach. Kronbergs verborgene Sendung / Pfarrhausgeschichten / Volk in Gefahr / Tubingia sei's Panier!" / Lu, mein lieb' Heimatland (bisher Heimaterde)**

**Neu!** **Die Klosterdamen von Marienhöhe** **Neu!**

Ein launiges Buch aus übellauniger Zeit

**Frauen**

Eine Huldigung vor Deutschlands Frauen in Erinnerung an Deutschlands Wende. Ein Kranz vaterländischer Erzählungen

**Rodenkampp Söhne**

Deutscher Kolonialroman (die ehrenschwere Geschichte deutscher Kolonialpolitik von 1884—1914)

Preis: Gebunden in solidem Pappband 3,50 Gm.; gebunden in 1/2-Lwd. 4,50 Gm.; gebunden in 1/1-Lwd. auf holzfreiem Papier 6 Gm.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

**Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung * Wismar i. M.**

---

## Die Kunstmappen der Münchner „Jugend"

Aus der reichen Sammlung der »Jugend«-Kunstblätter, die einige Tausend verschiedener künstlerischer Vierfarbendrucke umfaßt, wurden die Wiedergaben der am meisten vertretenen Künstler in Mappen vereinigt, die in dieser Form ein geschlossenes Bild von dem Schaffen jedes einzelnen Künstlers geben. Jede Mappe enthält 12 Kunstdrucke. Preis 6 Mark

Es kamen folgende Mappen zur Ausgabe:

*Franz von Defregger, Reinhold Max Eichler I und II, Fidus (Hugo Höppener) I und II, Walter Georgi, Eugen Luawig Hoeß I, II und III, Angelo Jank, Fritz August v. Kaulbach, Albert von Keller, Paul Wilhelm Keller-Reutlingen I und II, Heinrich Kley, Franz von Lenbach, Adolf Münzer I, II und III, Leo Putz I und II, Paul Rieth I und II, Rudolf Sieck, Ferdinand Spiegel, Carl Spitzweg I und II, Hans Thoma I und II, Rudolf Wilke I und II, Anders Zorn, Ig. Zuloaga, Ludwig von Zumbusch I und II*

Zu beziehen durch den Buch- und Kunsthandel und

**G. Hirth's Verlag * München**

---



ALBERT BROCKHAUS

## NETSUKE

**Versuch einer Geschichte der japan. Schnitzkunst Gr.-4°. 500 Seiten mit 272 schwarzen und 53 bunten Abbildungen. 3. Auflage**

**Unveränderter Neusatz u. Neudruck der 2., verbess. Auflage. Ein starker Band in G'leder geb. Gm. 120.–**

*

HEINRICH BROCKHAUS

## Die Kunst in den Athosklöstern

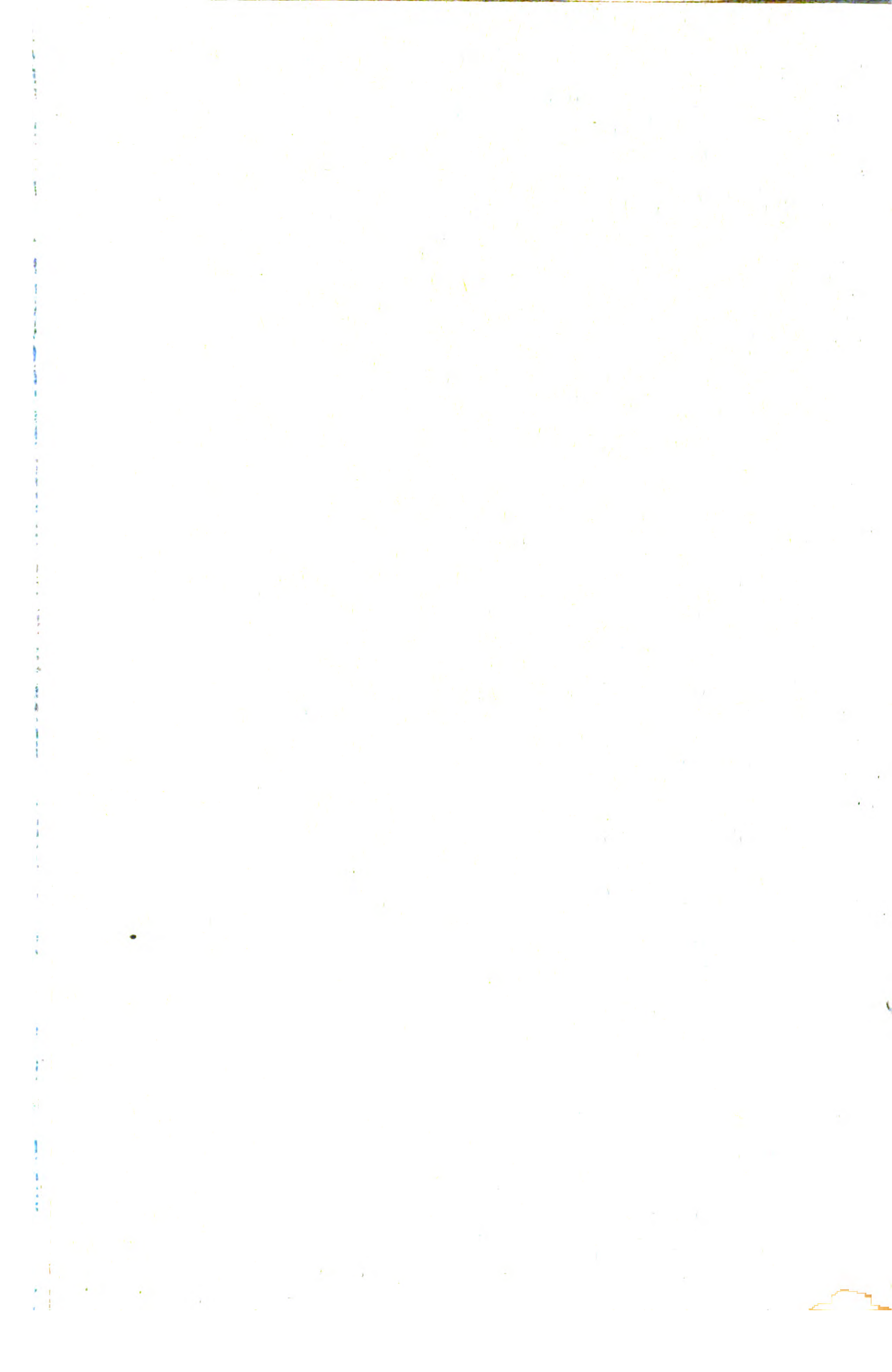
**2., verm. u. verbess. Auflage. Mit 25 Textabbildgn., 1 Karte, 7 Steindruck- und 23 Lichtdrucktafeln. Geheftet Gm. 39.—, in Ganzleinen geb. Gm. 42.—**

*

**1 Goldmark = 10/42 U. S. A. -$ Ausland: Umrechnung in Goldmarkpreise zum letzten amtlichen Berliner Mittelkurs.**

**Illustrierte Prospekte auf Verlangen kostenlos**

**F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG**






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2766

